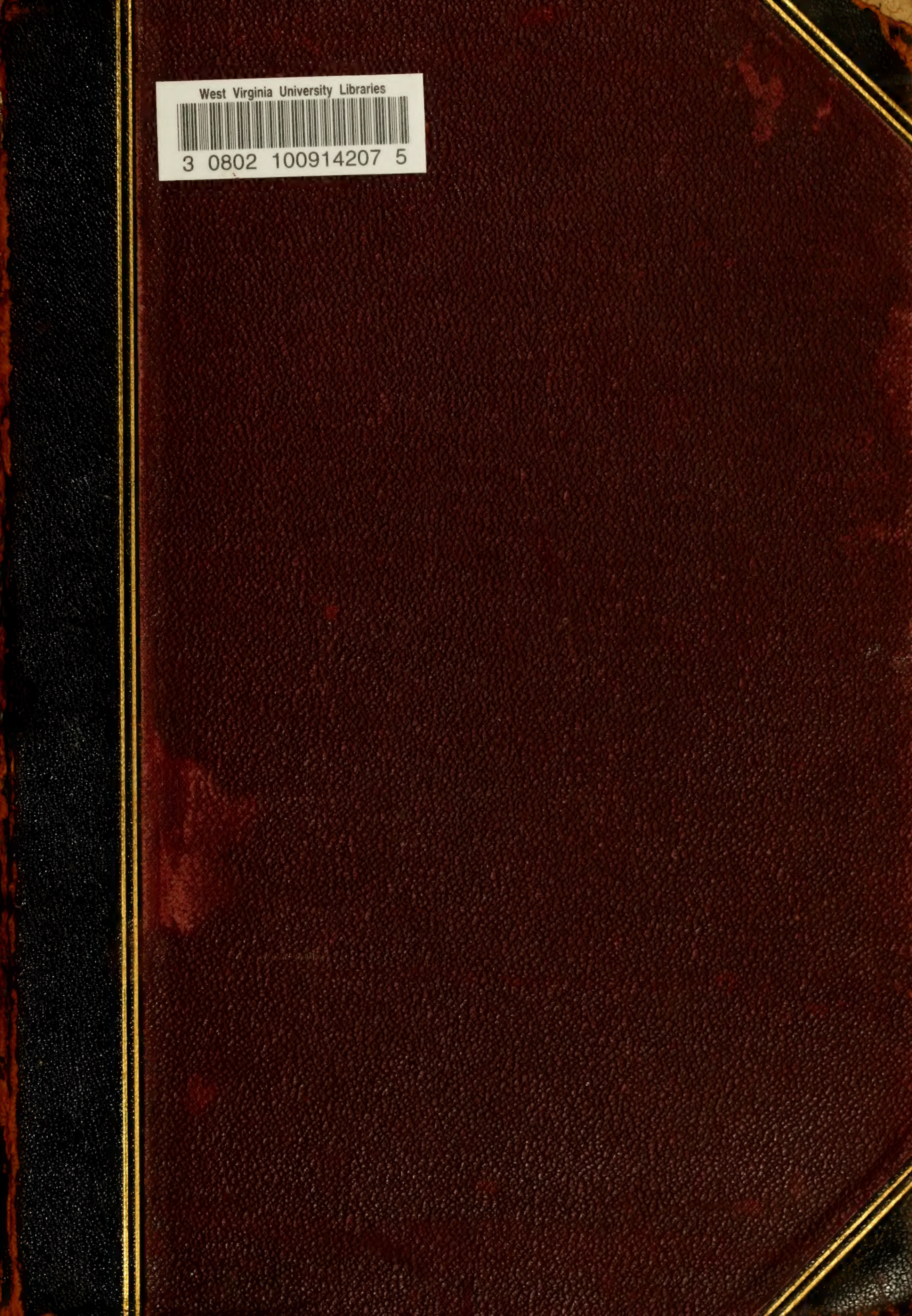


West Virginia University Libraries
3 0802 100914207 5



Völkerkunde.

Erster Band.

Holzfreies Papier.

Völkerkunde.

Von

Dr. Friedrich Ratzel.

Erster Band.

Die Naturvölker Afrikas.

Mit 494 Abbildungen im Text, 10 Aquarelltafeln und 2 Karten
von Richard Buchta, Theodor Grätz, Gustav Mützel, Dr. Pechuel-Loesche, Richard Püttner,
Prof. C. Schmidt, Cajetan Schweitzer, Adalbert Swoboda, Olof Winkler u. a.

Leipzig.
Verlag des Bibliographischen Instituts.
1885.


Ausgeschieden
UB Kiel
Universitäts-Bibliothek
Kiel

Inhalts-Verzeichnis.

Grundzüge der Völkerkunde.

Einleitung.

Die Naturvölker Afrikas.

I. Südafrikaner.

II. Zentralafrikaner.

III. Westafrikaner.

Illustrationen-Verzeichnis.

Aquarelltafeln und Karten.

Illustrationen im Text.

Grundzüge der Völkerkunde.

Die Naturvölker Afrikas.

Grundzüge der Völkerkunde.



Begriff und Aufgabe der Völkerkunde.

Inhalt: Die geographische Auffassung und die geschichtliche Erwägung in der Völkerbetrachtung. — Die Menschheit ein Ganzes. — Aufgabe der Völkerkunde ist Nachweis des Zusammenhanges in der Menschheit.

Die Menschheit, wie sie heute ist, in allen ihren Teilen kennen zu lehren, ist die Aufgabe der Völkerkunde. Da man aber lange gewöhnt ist, von der Menschheit nur die fortgeschrittensten Teile, die Völker, welche die höchste Kultur tragen, eingehend zu betrachten, so daß fast die ganze geschichtliche Litteratur mit allen ihren zahllosen Abzweigungen sich allein mit ihnen beschäftigt, erblüht der Völkerkunde zur Lösung jener Aufgabe die Pflicht, um so treuer sich der vernachlässigten tiefern Schichten der Menschheit anzunehmen. Außerdem drängt aber hierzu auch der Wunsch, diesen Begriff Menschheit nicht bloß oberflächlich zu nehmen, so, wie er im Schatten der alles überragenden Kulturvölker sich ausgebildet, sondern eben in diesen tiefern Schichten die Durchgangspunkte kennen zu lernen, die zu den heutigen höhern Entwickelungen hinführten. Die Völkerkunde soll uns nicht bloß das Sein, sondern auch das Werden der Menschheit vermitteln, soweit dieses Werden in der innern Mannigfaltigkeit der letztern seine Spuren gelassen hat. Nur so werden wir die Einheit des Begriffes Menschheit festhalten. Was den Gang dieser Betrachtung anbelangt, so müssen wir vor allem stets bedenken, daß die Kluft des Kulturunterschiedes zweier Gruppen der Menschheit nach Breite und Tiefe vollständig unabhängig sein kann von der Größe des Unterschiedes der Begabung. An diesen Unterschied werden wir immer erst in letzter, dagegen an Unterschiede der Entwickelung und der Umstände in erster Linie denken. Wir werden deshalb den äußern Umständen der Völker eingehende Beachtung schenken und zugleich soviel wie möglich ihre heutigen Verhältnisse geschichtlich zu entwickeln suchen. Die geographische Auffassung (Betrachtung der äußern Umstände) und die geschichtliche Erwägung (Betrachtung der Entwickelung) werden also Hand in Hand gehen. Aus beider Vereinigung allein kann gerechte Würdigung ersprießen.

Leicht überschätzen wir die Länge und das Ziel des Weges, auf dem wir in der Kultur voranschreiten. Weil wir vergessen, wie unveränderlich, solange wir Menschen bleiben, die meisten der Grundlagen unsrer anscheinend so hohen, so neuen und unerhörten Entwickelung sind, werden wir geneigt, diese Grundlagen ganz zu vergessen. Unser Wachstum in Geist und Kultur, alles, was wir zivilisatorischen Fortschritt nennen, ist ja aber viel eher dem Aufsprießen einer Pflanze als dem unbeengten Aufschwingen eines Vogels zu vergleichen. Immer bleiben wir an die Erde und die irdischen Gegebenheiten gebunden, und den Zweig kann doch immer nur der Stamm tragen. Die Menschheit vermag ihr Haupt in den reinen Äther zu erheben, ihre Füße müssen nichtsdestoweniger immer an der Erde haften. Dies bedingt die Notwendigkeit der geographischen Betrachtung. Was aber die geschichtliche Erwägung anbetrifft, so zeige man uns vor allem diese Völker, die seit Jahrtausenden dieselben

geblieben, die nicht ihren Ort, ihre Sprache, ihr körperliches Wesen, ihre Lebensweise, selbst nur oberflächlich ihren Glauben und ihr Wissen veränderten. Herodot spricht von einem Troglodytenvolke, das nahe bei den Garamanten, den Bewohnern des heutigen Fessan, seine Wohnsitze habe. Es sei gewandt und schnellfüßig, und seine Sprache sei wenig bekannt außerhalb der Grenzen seiner Wohnsitze. Diese Schilderung paßt auf Nachtigals Tubu oder Teda vollkommen. Noch heute bewohnen diese vielfach die natürlichen Höhlungen ihrer Felsen, noch immer sind sie weit und breit wegen ihrer Gewandtheit und Schnellfüßigkeit berühmt, und ihre Sprache ist nur wenig über die Wälle der Felsenfeste ihrer Wohnsitze hinausgedrungen. Also zum mindesten über 2000 Jahre, und wer weiß um wieviel länger, leben sie in derselben Weise. Sie sind heute so reich und so arm, so weise und so unwissend wie vor Jahrtausenden. Sie haben, wie es scheint, nichts zu dem erworben, was sie vordem besaßen. Jedes Geschlecht hat dieselbe Geschichte wie das, welches ihm voranging, und dieses wiederholte die frühern. Sie haben nicht, wie man zu sagen pflegt, Fortschritte gemacht. Sie sind aber immer begabte, kräftige, thätige Menschen gewesen, mit großen Tugenden und vielen Fehlern. Ein Stück der vergangenen Zeit stehen sie vor uns. In derselben Frist hat unser Volk samt Verwandten eine reiche Geschichte gelebt, haben wir Schätze an Weisheit, Wissen, Können und Reichtümern aufgehäuft. Wir sind aus dem Dunkel der Wälder heraus auf die großen geschichtlichen Schauplätze gezogen und haben in Krieg und Frieden unsern Namen zu einem der geehrtesten und gefürchtetsten unter den Völkern gemacht. Sind wir aber als einzelne Menschen so viel anders geworden? Sind wir unsern Ahnengeschlechtern viel überlegener an Kraft des Körpers und Geistes, an Tugenden und Fähigkeiten als die Tubu den ihren? Man darf zweifeln. Der größte, im Grunde der einzige Unterschied liegt darin, daß wir mehr gearbeitet, mehr erworben, rascher gelebt, vor allem aber, daß wir das Erworbene bewahrt haben und es zu nützen wissen. Der ethnographische Vergleich weist nicht bloß uns wie jenen die richtige Stellung in der Menschheit an, sondern zeigt uns auch, wie und warum wir geworden, was wir sind, und auf welchen Wegen wir weiterschreiten werden. Ist nicht solche Betrachtung am geeignetsten, uns vor Überschätzung dessen zu bewahren, was wir haben, wollen und können, uns den richtigen Maßstab zur Beurteilung unsrer Geschichte und Zukunft zu reichen?

Durch die ganze Völkerbeurteilung geht die unzweifelhafte Grundthatsache des Gefühles individueller Überhebung, daß man lieber ungünstig als günstig über seine Nebenmenschen denkt. Wir sollen wenigstens streben, gerecht zu sein, und dazu mag die Völkerkunde uns verhelfen, die, indem sie uns von Volk zu Volk, Stufe auf, Stufe ab führt, den wichtigen Grundsatz einprägt, daß bei allen Handlungen der Menschen und der Völker vor jeglicher Beurteilung zu erwägen sei, daß alles, was von ihnen gedacht, gefühlt, gethan werden kann, einen wesentlich abgestuften Charakter hat. Alles kann in verschiedenem Grade geschehen; nicht *Klüfte*, sondern *Gradunterschiede* trennen die Teile der Menschheit, die Rassen, Völker 2c., voneinander. Aufgabe der Völkerkunde ist daher nicht zuerst der Nachweis der Unterschiede zwischen diesen Bestandteilen der Menschheit, so, wie etwa die Aufgabe der Tier- und Pflanzenkunde lange in Auseinanderhaltung der Arten und Gattungen des Tier- und Pflanzenreiches erblickt wurde, sondern der *Nachweis der Übergänge und des innigen Zusammenhanges*, denn die Menschheit ist ein Ganzes, wenn auch von mannigfaltiger Bildung. Und wenn man auch nicht oft genug betonen kann, daß ein Volk aus Individuen besteht, und daß diese bei allen Bethätigungen jenes die Grundelemente sind und bleiben, so ist doch die Übereinstimmung dieser Individuen in der Anlage eine so weitgehende, daß die von einem Individuum ausgehenden Gedanken ihres Widerhalles in andern sicher sind, wenn sie überhaupt bis zu ihnen ihren Weg finden, ebenso wie derselbe Same auf gleichem Boden gleiche Früchte trägt.

An diesem Wegfinden aber liegt außerordentlich viel. Elementare Ideen haben eine unwiderstehliche Expansionskraft, und es ist an sich gar nicht abzusehen, warum diese Halt machen sollte vor der Hütte oder dem Herdfeuer eines Kaffern oder Botokuden. Allein die Hindernisse, die ihre Wanderungen hemmen oder verlangsamen, sind zahllos, und außerdem sind sie, weil aus Leben geboren und von Leben getragen, veränderlich wie alles Leben. Hier liegt ein Hauptgrund von Unterschieden innerhalb der Menschheit und eine Fülle von Problemen der Völkerkunde. Ja, man darf sagen, in der geographischen Verbreitung einmal der Völker selbst, dann aber ihrer Kulturerwerbungen und Kulturmittel vom Feuer bis zu den höchsten Ideen der geschichtlichen Nationen liegt der Schlüssel zur Urgeschichte der Menschheit.

Es ist eine allgemeine Kulturgeschichte denkbar, welche die nationalen oder doch auf Einen Kulturstamm beschränkten Gesichtspunkte beiseite läßt, um einen hohen, erdbeherrschenden Standpunkt einzunehmen und von diesem aus die Geschichte der Verbreitung der Kultur durch die ganze Menschheit hin zu überschauen. Eine Wissenschaft dieser Art wird tief in das hineingreifen, was man gewöhnlich als Völkerkunde oder Ethnographie bezeichnet. Denn je weiter der forschende Blick in die Tiefen der vorgeschichtlichen und der außergeschichtlichen Völker dringt, um so mehr ist es wahrscheinlich, daß man in allen Kulturkreisen und auf allen Kulturstufen wesentlich derselben einzigen Kultur begegne, die vor langer Zeit, als die Bedingungen zur Entwickelung besonderer Kulturzentren noch nicht gegeben waren, von Volk zu Volk über die Erde hin sich mitteilte. Wie dem auch sei, und was in dieser Beziehung die Wissenschaft auch noch enthüllen möge, wir können einstweilen, von dem Gedanken ausgehend, daß nicht anthropologische, d. h. im Baue des Menschen begründete, sondern kulturliche, d. h. im Gange der Menschheitsentwickelung erworbene, Abstufungen es hauptsächlich sind, welche aus der Menschheit das bunte, mannigfaltige Bild gestalten, das wir kennen, die Aufgabe der beschreibenden Völkerkunde (Ethnographie) hauptsächlich in der Schilderung ihrer verschiedenen Kulturverhältnisse im weitesten Sinne und die Aufgabe der forschenden Völkerkunde (Ethnologie) in dem Nachweise der Ursachen dieser Verschiedenheiten sehen.

Die Stellung der Naturvölker in der Menschheit.

Inhalt: Der Begriff „Naturvolk“. — Fortbildung und Rückbildung. — Körperliche Unterschiede. — Der Begriff „Kulturrasse“. — Das Tierähnliche im Menschen. — Worin besteht der Kulturbesitz? — Gemeinsamer Besitz der Menschheit an Vernunft, Sprache und Religion. — Im übrigen Kulturbesitze gibt es keine absoluten Unterschiede, sondern nur Verschiedenheiten des Grades.

Zuerst ein Wort von dem Namen, den wir auf diesen Seiten so häufig auszusprechen haben werden: Naturvölker. Es läßt sich manches gegen diesen Namen einwenden, aber er ist noch immer besser als alle andern Bezeichnungen. Wilde, peuples primitifs, lower races und dergleichen sagen mehr und zuviel. Naturvölker sagt dagegen nichts andres als Völker, die mehr unter dem Zwange der Natur oder in der Abhängigkeit von derselben stehen als die Kulturvölker. Es ist mehr ein Unterschied der Lebensweise, der geistigen Anlage, der geschichtlichen Stellung als des Körperbaues, der in diesem Namen sich ausspricht, und insofern dieser Name also nichts in diesen Richtungen präjudiziert, finden wir ihn gerade für uns doppelt passend. Denn wir werden vielleicht diesen Namen mit einem in mehreren Beziehungen andern Begriffe zu füllen haben, als der geneigte Leser gewöhnt ist mit „Wilden“ zu verbinden, und es empfiehlt sich daher, zunächst einen möglichst neutralen Namen zu verwenden, und diesen finden wir eben im „Naturvolke“. Aber dies soll

nicht bedeuten ein Volk, das in den denkbar innigsten Beziehungen zur Natur steht, sondern das, wenn der Ausdruck gestattet ist, unter dem Naturzwange lebt. Wenn daher wohl von Ethnographen die Behauptung ausgesprochen wurde, daß die Entwickelung zur Kultur in einer immer weiter gehenden Loslösung von der Natur bestehe, so darf man betonen, daß der Unterschied zwischen Natur- und Kulturvolk nicht in dem Grade, sondern in der Art des Zusammenhanges mit der Natur zu suchen ist. Die Kultur ist Naturfreiheit nicht im Sinne der völligen Loslösung, sondern in demjenigen der vielfältigern, breitern und weitern Verbindung. Der Bauer, der sein Korn in die Scheune sammelt, ist vom Boden seines Ackers endgültig ebenso abhängig wie der Indianer, welcher im Sumpfe seinen Wasserreis erntet, den er nicht gesäet hat; aber jenem wird diese Abhängigkeit minder schwer, weil sie durch den Vorrat, den er weise genug war sich zu sammeln, eine lange Fessel ist, die nicht leicht zu drückend wird, während diesem jeder Sturmwind, der die Ähren ins Wasser ausschüttelt, an den Lebensnerv rührt. Wir werden nicht von der Natur im ganzen freier, indem wir sie eingehender ausbeuten und studieren, wir machen uns nur von einzelnen Zufällen ihres Wesens oder ihres Ganges unabhängiger, indem wir die Verbindungen vervielfältigen. Deswegen hängen wir, wie jede Seite der folgenden Kapitel zeigen wird, entgegen Ritters, Waitz' und andrer Meinungen eben wegen unsrer Kultur am innigsten von allen Völkern, die je gewesen, mit ihr zusammen. Verwerflich würde uns aber der vorwiegende Gebrauch negativer Benennungen für die Naturvölker, wie Kulturlose, Geschichtslose und ähnliche, zu sein scheinen. Es ist zwar sehr begreiflich, daß die Betrachtung derjenigen Völker, welche weniger Kultur haben als wir, und denen es dazu auch nicht verstattet war, durch große geschichtliche Thaten das Gewicht positiver Leistungen in die Wagschale der Schätzung zu werfen, einen vorwiegend negativen Charakter anzunehmen geneigt ist. In der That begegnet man ja auch den Ausdrücken: kulturlose, kulturarme Völker in den gedankenvollsten Schriften über Völkerkunde, und das noch öfter vernommene Wort Halbkultur gehört im Grunde in dieselbe Kategorie. Solche Definitionen mögen sehr praktisch sein zum Zwecke einer Auseinanderhaltung des von Natur Unzusammengehörigen, aber doch nur einer provisorischen; denn Verneinungen sagen bekanntlich nichts aus, sondern setzen nur einen Vergleich mit als bekannt Angenommenem und lassen im übrigen ganz im unklaren, ob und was demjenigen zukommt, welchem der Besitz dieser als bekannt angenommenen Sache (in diesem Falle der Kultur) abgesprochen wird. Wir möchten uns also dieser Benennungen so weit enthalten, als es nur immer angeht.

Wenn die Gegensetzung von Naturvölkern und Kulturvölkern eine weite Kluft zwischen beiden zu öffnen scheint, so werden wir uns hierbei nicht beruhigen, sondern vor allem andern die Frage aufwerfen: Welches ist die Stellung, die den Naturvölkern in der ganzen Menschheit zukommt? Die Antwort scheint bereit liegen zu müssen. Indem die Wissenschaft der Völkerkunde wie alle Wissenschaften ein Erzeugnis derjenigen Völker ist, welche sich den Namen der Kulturvölker beilegen, ist für diese immer am wichtigsten die Frage nach ihrer eignen Stellung zu jenen Teilen der Menschheit gewesen, mit welchen sich die Völkerkunde in erster Linie beschäftigt, zu den Naturvölkern. Jahrhunderte hindurch ist dieselbe jedoch mit jener Lässigkeit behandelt worden, welche im Gefühle befriedigter Begierde nach Thatsachenwissen, nach Erzählungen und Schilderungen kein Bedürfnis empfand nach Erforschung des Gesetzlichen im Leben der „Wilden" und ihrem Verhältnisse zur übrigen Menschheit. Diese schwarzen und braunen Menschen waren sehr fremdartig, sehr sonderbar, es war höchst interessant, von ihnen zu lesen: das genügte vollkommen. Lächeln wir nicht über diesen Standpunkt, unser Vergnügen an Reisebeschreibungen entspricht ihm heute noch: je unzivilisierter, desto spannender! Noch die in manchen Beziehungen bereits nach tiefern Ein- und Ansichten auch des Völkerlebens strebenden Forschungen eines Cook,

Forster, Levaillant, Lichtenstein haben für die Zeitgenossen hauptsächlich ein romantisches Interesse gehabt und gaben zu philosophischen Betrachtungen so gut wie keinen Anlaß. Die einzige tiefer gehende Anregung, welche von dem großen Fortschritte in Zahl, Güte und Beliebtheit der Reiseschilderungen am Ende des letzten Jahrhunderts erteilt ward, bestand in der Erschütterung des Glaubens an jenen glücklichen Naturzustand, welchem seit Rousseau die schönen Geister als dem wünschenswertesten huldigten, der aber nur in Urwäldereinsamkeiten und auf glücklichen Inseln verwirklicht sein sollte. Man suchte ihn, aber fand ihn nicht. Welche Enttäuschung für die gefühlvollen Herzen der Leser der „Indischen Hütte" oder der seit Georg Forster landläufigen Schilderungen der paradiesischen Tahitier und Tonganer!

Langsam rückte die Betrachtung der Naturvölker aus der Perspektive des Herzens in diejenige des Geistes, und damit sanken diese selbst um ein gutes Stück tiefer, um ebensoviel ungefähr, wie ihr geistiges Leben von dem unsern weiter abliegt als ihre gemütlichen Verhältnisse und Äußerungen, die man bisher mit Vorliebe betrachtet hatte. Es kam die Idee der Entwickelung in die Welt, welche die Völker übereinander schichtete, wobei, wie man hervorheben muß, weniger auf Grund sachlicher Erwägungen als eines allgemeinen Gefühles die Nichtkulturvölker zu einer Art heterogenen Fundamentes zusammengeballt wurden. Man begreift das fast leidenschaftliche Bedürfnis, dem kühnen Gedankenbau der Entwickelungslehre Stützen in der Welt der Thatsachen zu verschaffen, und wenn wir mit diesem Gefühle nicht überall sympathisieren, so wäre es ungerecht, zu verkennen, daß es, wie in aller Betrachtung des Lebens, so auch in derjenigen der Völker eine Bewegung hervorgerufen hat, welche fruchtbare Wahrheiten ans Licht brachte. Auf jedem Gebiete ist am schwierigsten die Erforschung der Anfänge; aber gerade diesem früher wegen angeblicher Aussichtslosigkeit vernachlässigten tiefsten Probleme haben sich die Entwickelungstheoretiker auch in der Ethnographie mit einer bewundernswerten „Einzigkeit des Vorsatzes" zugewandt. Negativ oder positiv: ihre Ergebnisse sind dankenswert, und es wäre kurzsichtig, die Förderungen zu verkennen, die sie bewirkt haben. Wie schwach auch einige Grundgedanken gestützt gewesen sein mögen, von denen geleitet sie an die Probleme des Völkerlebens herantraten, es gebührt ihnen doch das Verdienst, ein reiches Material von Thatsachen der Wissenschaft zur Verfügung gestellt zu haben; und die gründliche Erforschung dessen, was man, wohl etwas voreilig, Urzustände der Menschheit nennt, datiert doch erst von ihrem Eingreifen an.

Indem wir diesen vorbereitenden Leistungen besten Dank wissen, können wir uns aber um so weniger mit den Schlußgedanken befreunden, auf welche hinzielend dieselben vollbracht wurden. Sie suchen überall „Urzustände" und „Entwickelung". Hat man nicht das Recht, mit einigem Argwohn auf wissenschaftlichem Gebiete solchem Suchen zu begegnen, welches im voraus schon so gut weiß, was es finden will? Die Erfahrung lehrt, daß dabei die Gefahr einer gewissen Voreingenommenheit des Urteiles oft sehr nahe ist. Von Einer Möglichkeit erfüllt, schlägt man die andre zu gering an. Findet ein von der Idee der Entwickelung recht getränkter Forscher ein Volk, welches in mehreren oder selbst vielen Beziehungen hinter seinen Nachbarn zurücksteht, so verwandelt sich dies „hinter" unwillkürlich in ein „unter", d. h. in eine tiefere Sprosse der Leiter, auf welcher die Menschheit vom Urzustande zur höchsten Höhe der Kultur heraufgestiegen ist. Das ist das Gegenteil von der ebenso einseitigen, einst ebenso ausschweifenden Idee, daß der Mensch als ein zivilisiertes Wesen auf die Welt gekommen, daß aber alle wilden Völker seit jener Zeit einer Entartung unterlegen seien, welche sie, rückwärts fortschreitend, zu dem gemacht habe, was heute fälschlich als Naturvölker bezeichnet werde. So wie jener Entwickelungsgedanke bei den Naturforschern, hat diese Rückschrittsidee bei den Erforschern der Religion und der Sprache der Völker aus leicht erkennbaren Gründen den größten Beifall gefunden.

Indessen ist diese letztere heute sehr weit in den Hintergrund gedrängt, unsrer Meinung nach wohl viel zu weit, und es ist von ihr für die Forschung weniger Gefahr zu befürchten als von jener ihr am entschiedensten entgegengesetzten Meinung, deren Auffassung, in abstrakter Nacktheit ausgesprochen, etwa lauten würde: Es gibt in der Menschheit nur Aufstreben, nur Fortschritt, nur Entwickelung, keinen Rückgang, keinen Verfall, kein Absterben. Leuchtet nicht in dieser Fassung das Einseitige solcher Betrachtungsweise sogleich ein? Es ist wahr, daß nur die Radikalen dieser Richtung so weit gehen, und Darwin, der wie alle großen Ideenschöpfer seine Gedanken selbst immer am maßvollsten faßt, gibt zu, daß „ohne Zweifel viele Nationen in ihrer Zivilisation rückwärts gegangen und einige in vollständige Barbarei verfallen sein mögen, trotzdem ich", fügt er vorsichtig hinzu, „in Bezug auf den letztern Punkt keine Beweise gefunden habe". Aber auch er hat in seiner „Abstammung des Menschen" mehr als einmal der Versuchung nicht entgehen können, die Menschheit in sich selbst verschiedener und mit ihren angeblich niedrigsten Gliedern tiefer hinab gegen die Tierwelt zu reichend zu wähnen, als bei kühler Betrachtung möglich scheint.

Wir sehen hier die Extreme der Auffassung der Naturvölker, welche wir vorhin erwähnten, und es begreift sich, wie grundverschiedene Folgen daraus für die Betrachtung aller Seiten ihres Daseins, für die Beurteilung ihrer Vergangenheit und Zukunft sich ergeben müssen. Denn was kann verschiedener sein als eine Auffassung, die ihnen ihren Platz tief unter uns auf einer Stufe anweist, welche durch die Unentwickeltheit aller jener erst auf dem langen, beschwerlichen Wege zwischen ihrer und unsrer Stellung gereiften Fähigkeiten bezeichnet ist, und eine andre, welche sie so ziemlich auf einer Linie mit uns erblickt, gleich oder ähnlich hoch entwickelt, aber durch ungünstige Schicksale eines großen Teiles ihres Kulturbesitzes beraubt, dadurch verarmt, verelendet, zurückgekommen? Möge es gestattet sein, beide an der Hand der Thatsachen einer kurzen sachlichen Prüfung zu unterwerfen und zu versuchen, dem mittlern Punkte, wo die Wahrheit liegt, uns vielleicht etwas mehr zu nähern, als es diesen Hypothesen bis jetzt verstattet war.

Die nächstliegende Frage ist die nach den angebornen körperlichen Unterschieden, welche ja den untrüglichsten Schluß auf Art und Größe der innerhalb der Menschheit zu beobachtenden allgemeinen Verschiedenheiten machen lassen müssen. Aber dieses ist eine rein anthropologische, d. h. anatomisch-physiologische, Angelegenheit, die als solche uns fern liegt. Wir begnügen uns mit einigen allgemeinen Bemerkungen, indem wir für alle einzelnen Thatsachen und alle weitern Ausführungen auf den anthropologischen Teil dieses Werkes verweisen[1]. Von unserm ethnographischen Standpunkte aus, der uns die großen, folgenreichen Kulturunterschiede der Menschheit am deutlichsten erkennen läßt, kommen wir hier zuerst zu der Frage, ob es nicht vielleicht von Vorteil wäre, wenn man den Begriff der Kulturrasse mit Rücksicht auf die Menschheit eingehender prüfte, als es bis jetzt geschehen ist, und ihm Anwendung zu schaffen suchte? Man würde, so viel läßt sich voraussagen, finden, daß zunächst im Körperbaue der Kulturvölker Eigenschaften auftreten, welche durch die Kultur hervorgerufen sind, ebenso wie anderseits der Körper der Naturvölker in gewissen Zügen deutlichst die Wirkungen einer Lebensweise aufweist, welche durch den Mangel an fast allem bezeichnet wird, was wir gewohnt sind, Kultur zu nennen. Gustav Fritsch, welcher zu denjenigen Anatomen gehört, die Gelegenheit zum Studium von Naturvölkern mitten in ihrer Natur gehabt haben, stellt den Satz auf, daß die harmonische Entwickelung des menschlichen Körpers nur unter dem Einflusse der Kultur möglich sei, und man gewinnt aus seinen Schilderungen der Hottentotten, Buschmänner und selbst der

[1] Johannes Ranke, „Der Mensch" (Leipzig, Bibliographisches Institut, 1886).

Kaffern die Überzeugung, daß gut entwickelte, plastisch schöne Körper bei ihnen sehr selten seien, viel seltener als bei uns angeblich abgelebten Kulturmenschen. Er spricht es an einer Stelle deutlich aus, „daß der gesunde, normal entwickelte Germane, sowohl was die Proportionen als die Kraft und Fülle der Formen anlangt, in der That den durchschnittlichen Bau des zu den A-Bantu gehörigen Mannes übertrifft". Diese Bantu aber, darf man hinzusetzen, sind in dem Zweige der Kaffern, von dem hier speziell die Rede ist, einer der anerkannt kräftigsten und gestähltesten Völkerstämme von Afrika. Wir haben in neuerer Zeit ähnliche Urteile öfters vernommen, und heute dürfte jener Ausspruch eines amerikanischen Ethnographen: der Indianer sei das beste Modell des Apollo von Belvedere, selbst nicht als Redeblume ohne Widerspruch passieren. Man ist tiefer eingedrungen und hat auch in dem Knochenbaue Unterschiede nachgewiesen, die auf Einflüsse der Kultur einerseits, auf solche des unzivilisierten Lebens anderseits zurückführen. Virchow hat Lappländer und Buschmänner geradezu als pathologische, d. h. verelendete, durch Hunger und Not heruntergekommene, Rassen bezeichnet. Aber das für die Bestimmung des Wertes der Rassenunterschiede wichtigste Experiment, für welches die Wissenschaft viel zu klein und nur die Weltgeschichte selber mächtig genug sich erweist, das ist erst im Werden, und unser Geschlecht wird das Ergebnis desselben nicht mehr erleben. Die Einführung der sogenannten niedern Rassen in die Kulturkreise der höhern und die Niederwerfung der Schranken, die einst die Bedingung dieser Einführung gebildet hatten, ist nicht bloß der größte Ruhmestitel für die Menschlichkeit unsers Jahrhunderts, sondern gleichzeitig auch ein Geschehnis vom tiefsten wissenschaftlichen Interesse. Zum erstenmal werden Millionen der für am niedrigsten gehaltenen Rasse, der schwarzen, alle Vorteile, alle Rechte und alle Pflichten der höchsten Kultur zugänglich gemacht, und nichts hindert sie, alle Mittel der Bildung zu gebrauchen, welche (hier liegt das anthropologisch Interessante dieses Vorganges) notwendig eine Umbildung sein wird. Wenn wir heute mit auch nur annähernder Sicherheit sagen könnten, was in einer Reihe von Menschenaltern aus diesen 12 Millionen Negersklaven geworden sein wird, welche in den letzten 15 Jahren in Amerika befreit worden sind und welche im Genusse der Freiheit und der modernsten Kulturerrungenschaften zu 100 Millionen sich vervielfältigt haben werden, so würde diese schwierige Frage nach den Kulturwirkungen in den Rassenunterschieden sicher zu beantworten sein. So aber müssen wir uns mit Andeutungen und Vermutungen begnügen.

Wir übergehen hier einige Beobachtungen, welche in neuerer Zeit über Umänderung andrer Rassenunterschiede unter dem Einflusse veränderter äußerer Verhältnisse gemacht worden sind, wie das Blässerwerden von Negern in gemäßigtem Klima und Ähnliches, indem wir uns begnügen, die Meinung auszusprechen, daß alle rassenvergleichenden Studien der letzten Jahre eher geeignet zu sein scheinen, das Gewicht der herkömmlich angenommenen anthropologischen Rassenunterschiede zu vermindern, als zu verstärken, und daß sie jedenfalls der Auffassung keine Nahrung geben, welche in den sogenannten niedern Rassen der Menschheit einen Übergang vom Tiere zum Menschen zu erblicken geneigt ist. Die allgemeine Tierähnlichkeit des Menschen in körperlicher Beziehung soll damit nicht bestritten werden, wohl aber die Annahme, daß einzelne Teile der Menschheit so viel tierähnlicher seien als andre. Auf Züge, die tierisch zu nennen sind, stößt man beim Studium der Völker aller Rassen, und zwar läßt sich dies nicht anders erwarten. Da der Mensch in seinem Körperbaue eine so entschiedene Affenähnlichkeit bewahrt hat, daß auch neuere Systematiker, welche bloß hierauf Gewicht legen, auf die alte Linnésche Zusammenstellung der Gattung Homo mit den Affen in einer Ordnung der Primates zurückkommen konnten, ohne unlogisch gescholten zu werden, genügt eine Reduktion des Geistigen in der Menschennatur, um in manchen Richtungen die Tierischkeit der stofflichen Grundlage geradezu grell

hervortreten zu lassen. Wir alle sind leider mit der Auffassung nahe vertraut, daß im Menschen eine Bestie verborgen sei, und das „tierische“ Behagen, die Vertierung und andre nur zu geläufige Sprachformen beweisen, wie häufig sich unsre Phantasie zu entsprechenden Vergleichen aufgefordert finden muß. Wenn eine hungrige Familie australischer Eingebornen den Geiern ein Aas abjagt, das nach allem Rechte der Natur diesen längst zugehörte, um sich wie eine Herde neidischer, gieriger Schakale auf die Beute zu werfen und nicht eher vom Fressen abzulassen, als bis der übervolle Magen sie zum Schlafe niederwirft, so beweist dies buchstäblich ihre Vertierung; denn sie leiden an Schwund der Seele, welche die wesentliche Eigentümlichkeit des Menschen ausmacht. So wundert es uns auch nicht, wenn Afrikareisende einen aufgestörten Buschmannschwarm, der in jedem Fremden, sei er weiß oder schwarz, einen Feind sieht, mit nichts anderm als einer Herde von fliehenden Schimpansen oder Orangs vergleichen ꝛc.

Nur sollte man dabei nicht immer auf diese armen Naturvölker losschlagen, denen im ganzen von Natur keine so viel größere Neigung zur Tierähnlichkeit innewohnt als uns. Diese traurige Fähigkeit, tierähnlich sein oder werden zu können, ist leider allen Menschen vorbehalten, den einen etwas mehr, den andern etwas weniger, und es hängt hauptsächlich vom Grade der Verstellungsfähigkeit ab, welcher allerdings oft der Kultur entspricht, ob sie sich mehr oder minder häufig und deutlich äußert. Die Kultur aber ist es allein, welche eine Grenze zwischen uns und den Naturvölkern zu ziehen im stande ist. Man muß es mit der größten Entschiedenheit betonen, daß der **Begriff Naturvölker** nichts Anthropologisches, nichts Anatomisch-Physiologisches in sich hat, sondern ein rein ethnographischer, ein **Kulturbegriff** ist. Naturvölker sind kulturarme Völker, und es können Völker von jeder Rasse, von jedem Grade natürlicher Ausstattung entweder noch nicht zur Kultur fortgeschritten, oder in der Kultur zurückgegangen sein. Die alten Deutschen und Gallier traten der römischen Kultur verhältnismäßig nicht minder kulturarm gegenüber als uns die Kaffern oder Polynesier, und vieles, was sich heute zum Kulturvolke der Russen zählt, war zur Zeit Peters des Großen noch reines Naturvolk.

In der That ist die Kluft des Kulturunterschiedes zweier Gruppen der Menschheit nach Breite und Tiefe vollständig unabhängig von der Größe des Unterschiedes in ihrer Begabung. Man erwäge, daß in dem, was die Höhe der Kulturstufe ausmacht, in dem gesamten Kulturbesitze eines Volkes, überhaupt eine Fülle von Zufälligkeiten wirksam ist, welche uns höchst behutsam machen sollte in allen Versuchen, aus ihnen einen Schluß auf die körperliche, geistige und gemütliche Ausstattung des Volkes zu ziehen. Hochbegabte Völker können kulturlich arm ausgestattet sein und dadurch den Eindruck einer allgemein niedern Stellung innerhalb der Menschheit machen. Chinesen und Mongolen gehören derselben Rasse an, und doch, welcher Unterschied der Kultur! Noch größer ist dieser, wenn wir an der Stelle der Mongolen irgend einen der barbarischen Stämme nehmen, die in den Grenzprovinzen Chinas sich wie Inseln von der höher zivilisierten Menschenflut abheben, welche sie ringsum umgibt und sie jetzt allerdings schon bald überflutet haben wird. Nach neuern Forschungen möchte es scheinen, als ob die Aino, die Urbewohner der nördlichen japanischen Inseln, uns, der kaukasischen Rasse, näher stünden als der mongolischen. Und doch sind sie Naturmenschen und als solche sogar von den Japanern angesehen, während die mongolischen und, vielleicht mit einem nicht ganz geringen Anteile ihres Blutes sogar, malayischen Japaner im Vergleich mit ihnen ein sehr hochstehendes Kulturvolk sind. Man sieht, die Rasse hat mit dem Kulturbesitze an sich nichts zu thun. Es würde zwar thöricht sein, zu leugnen, daß in unsrer Zeit die höchste Kultur sehr vorwiegend von der sogenannten kaukasischen oder weißen Rasse getragen wird; aber anderseits ist es eine ebenso wichtige und um vieles erfreulichere Thatsache, daß seit Jahrtausenden in aller Kulturbewegung

die Tendenz vorherrscht, alle Rassen heranzuziehen zu ihren Lasten und Pflichten und dadurch Ernst zu machen mit dem großen Begriffe „Menschheit", dessen Besitz zwar als eine auszeichnende Eigenschaft der modernen Welt von allen gerühmt, an dessen praktische Verwirklichung aber von vielen noch nicht geglaubt wird. Und blicken wir über den Rahmen der kurzen und engen Begebenheiten hinaus, die man anmaßend die Weltgeschichte nennt, so werden als Träger der jenseits liegenden Ur- und Vorgeschichte Glieder aller andern Rassen anzuerkennen sein. Schon ihre eigne Verbreitung und diejenige alter Kulturspuren ist gar nicht anders zu deuten.

Aber was ist nun das **Wesen des Unterschiedes, welcher die Natur- und Kulturvölker auseinander hält?** Die Entwickelungstheoretiker treten uns bei dieser Frage keck entgegen und erklären sie für längst abgethan, denn wer könne zweifeln, daß die Naturvölker „die ältesten noch zu Tage stehenden Schichten der Menschheit" seien? Sie seien Reste der kulturlosen Perioden, über welche andre Teile der Menschheit, die im Kampfe um das Dasein zu höherer Begabung sich emporgerungen und reichern Kulturbesitz sich erworben, längst hinausgeschritten seien. Dieser Annahme gegenüber erheben wir die Frage: Aus welchen Dingen besteht denn dieser Kulturbesitz? Man wird nicht darüber streiten, daß Sprache, Religion, politische und wirtschaftliche Einrichtungen vier natürliche Abteilungen sind, in welche alle Thätigkeiten und Dinge, welche die Kultur tragen oder aus ihr hervorgehen, zusammen gruppiert werden können. Die Vernunft ist aber von allen die Grundlage, und gleich ihr sind sie Allgemeingut der Menschheit. Der **Sprache** und **Religion** will man den Vorrang als gewissermaßen edlern Äußerungen vor den andern geben und sie näher an die Vernunft anschließen nach jenem schönen Worte **Hamanns**: „Ohne Sprache hätten wir keine Vernunft, ohne Vernunft keine Religion und ohne diese drei wesentlichen Bestandteile unsrer Natur weder Geist noch Band der Gesellschaft". Gewiß ist, daß die Sprache einen unabsehbar mächtigen Einfluß auf die Heranbildung des menschlichen Geistes geübt hat. „Man muß", sagt **Herder**, „die Sprachwerkzeuge als das Steuerruder unsrer Vernunft und die Rede als den Himmelsfunken ansehen, der unsre Sinne und Gedanken allmählich in Flamme brachte." Und nicht minder sicher faßt die Religion der kulturarmen Völker alle Keime in sich, die später den herrlichen, blütenreichen Wald des Geisteslebens der Kulturvölker bilden sollen; sie ist Kunst und Wissenschaft, Theologie und Philosophie zugleich, so daß es nichts von noch so fernher auf Ideales Hinstrebendes in diesem einfachern Leben gibt, das nicht von ihr umfaßt würde. Von den Priestern dieser Völker gilt es im wahrsten Sinne des Wortes, daß sie Bewahrer der göttlichen Geheimnisse sind. Die spätere wachsende Ausbreitung dieser Geheimnisse durch das Volk hin, die Popularisierung im weitesten Sinne, ist aber das deutlichste und tiefstreichende Merkmal des Kulturfortschrittes. Während nun an dem allgemeinen Besitze der Vernunft durch Menschen jeder Rasse und Stufe kein Mitmensch zweifelt und das ebenso allgemeine Vorhandensein der Sprache eine Thatsache ist, deren Gewicht in neuerer Zeit durch die Erkenntnis vermehrt ward, daß nicht, wie man früher glaubte, die einfacher gebauten Sprachen den niedern Völkern, die reichsten den höchststehenden zugehören, wird das Vorhandensein der Religion bei Naturvölkern vielfach bezweifelt. Es wird eine unsrer Aufgaben sein, auf den folgenden Seiten die Unbegründetheit dieser Annahme an der Hand vieler Thatsachen zu beweisen. Wir glauben aber keinem Widerspruche zu begegnen, wenn wir hier einstweilen die Allverbreitetheit irgend eines Grades von Religion als Thatsache aussprechen. Was die **politischen und wirtschaftlichen Einrichtungen** anbelangt, so sind offenbar in dem, was wir Naturvölker nennen, sehr große Unterschiede des Kulturbesitzes zu bemerken, woraus wir schließen müssen, daß wir nicht nur die Anfänge, sondern auch einen sehr großen Teil der Fortentwickelung der Kultur innerhalb dieses

mannigfaltig gearteten Komplexes der Naturvölker zu suchen haben, und es ist ebenso sicher, daß jene Unterschiede weniger auf sehr abweichende Begabung als auf große Verschiedenheit der Bedingungen zurückzuführen sind, unter welchen jene Naturvölker sich entwickeln. Unbefangenen Beobachtern ist oft angesichts der Dinge selbst mehr die Übereinstimmung als der Unterschied entgegengetreten. „Es ist erstaunlich", ruft Chapman bei Betrachtung der Sitten der Damara aus, „welche Ähnlichkeit in den Sitten und Handlungen der menschlichen Familie über die Welt hin herrscht. Selbst hier üben die Damara Gebräuche, welche ganz in Übereinstimmung mit denen der Neuseeländer sind, wie das Ausschlagen der Vorderzähne und das Abschneiden des kleinen Fingers." Es ist weniger erstaunlich, wenn, wie derselbe Reisende hervorhebt, die Übereinstimmung mit den Betschuanen so weit geht, daß sie selbst minder gewöhnliche Redensarten mit ihnen teilen, so z. B. die Frage: „Bin ich ein Fluß?", die ein Diener stellt, wenn man ihm mehrere entgegengesetzte Gänge zugleich aufträgt, und dergleichen. Da nun das Wesen der Kultur einmal in der Anhäufung einer Masse von Erfahrungen liegt, dann in der Festigkeit, mit der wir uns diese zu erhalten wissen, und endlich in der Fähigkeit, dieselben fortzubilden, beziehentlich zu vermehren, so stellt sich uns die erste Frage: Wie ist es möglich, daß die erste Grundbedingung der Kultur, nämlich die Anhäufung von Kulturbesitz in Form von Fertigkeiten, Wissen, Kraft, Kapital, sich verwirkliche? Man ist sich längst einig darüber, daß der erste Schritt dazu der Übergang aus der vollständigen Abhängigkeit von dem, was die Natur freiwillig darbietet, zur bewußten Ausbeutung ihrer für den Menschen wichtigsten Früchte durch eigne Arbeit, besonders in Ackerbau oder Viehzucht, sei. Dieser Übergang eröffnet mit Einem Schlage alle die entferntesten Möglichkeiten der Kultur, wobei allerdings zu bedenken, daß es noch sehr weit von dem ersten Schritte bis zu dem heute erreichten Ziele ist.

Man spricht ferner von geschichtslosen Völkern, und auch diese Qualifikation bedarf der Prüfung. Der Geist des Menschen und also auch der Volksgeist ganzer Nationen zeigt weites Auseinandergehen sowohl wegen verschiedenartiger Begabung als auch wegen der sehr verschiedenen Wirkungen, welche die äußern Umstände auf ihn üben. Soweit diese Umstände der Kulturstufe angehören, unterscheiden sie sich hauptsächlich nach dem Grade des innern Zusammenhanges, der Festigkeit oder Dauer, welche dem geistigen Besitze zukommt. Die Zusammenhangslosigkeit, das Auseinanderfallen dieses Besitzes, charakterisiert ebenso entschieden die tiefern Kulturstufen wie sein Zusammenhalt und, damit Hand in Hand gehend, seine Unentäußerbarkeit und seine Wachstumskraft die höhern. Dieser Gegensatz zeigt sich in allem, anfangend von der unsteten Wohnweise, welche manche niedere Stämme durch den Nichtbesitz fester Wohnstätten noch unter den Zustand mancher Tiere herabdrückt, fortschreitend in der Lebensweise, die selbst in den von Natur reichsten Strichen der Erde den größten Abständen von Überfluß und Mangel sich ausgesetzt sieht, und abschließend in der Traditionslosigkeit, welche weder diesen Völkern selbst ein Bewußtsein ihrer frühern Schicksale für irgend beträchtliche Dauer sich zu erhalten, noch auch den geistigen Besitz durch die Erwerbungen einzelner hervorragender Geister oder durch Aufnahme und Pflege von außen kommender Anregungen zu stärken und zu mehren gestattet. Hier, wenn nicht alles trügt, liegt der Grund der größten, tiefstgehenden Verschiedenheit der Völker. Man scheint denselben zu streifen, wenn man geschichtliche und geschichtslose Völker einander gegenüberstellt, und gewiß ist es sicher, daß die Lücken und die kurze Dauer, wenn nicht gar der Mangel der Tradition den Naturvölkern das unmöglich machen, was wir Geschichtschreibung nennen. Aber Geschichtslosigkeit ist ihnen darum doch nicht zuzuschreiben, denn ihre Thaten sind für die Geschichte deshalb nicht verloren, weil die Erinnerung sie der Geschichtschreibung nicht aufbewahrt. Wir würden daher diese Unterscheidung ablehnen müssen, weil das Wesen der Geschichte im Geschehen selbst, nicht in Erinnerung und

Festhaltung von Geschehenem besteht. Es ist ja überhaupt schwer, einen solchen das ganze Leben durchziehenden Unterschied als Satz und Gegensatz zu bezeichnen, zumal die Menschheit zu beweglich, zu sehr ineinander greifend ist, um sehr scharfe Grenzlinien in sich selbst überhaupt zur Ausbildung zu bringen. Wir wagen aber diese Verschiedenheit in den Gegensatz der Worte atomisiertes und organisiertes Volkstum zurückzuleiten, eben weil der innere Zusammenhang durch sein Fehlen dort und seinen Bestand hier den tiefsten Unterschied zu bezeichnen scheint, den es auf dem Gebiete geschichtlicher That, also hauptsächlich auf dem geistigen Gebiete, gibt. So wie die gesellschaftliche und staatliche ist auch die geistige Geschichte der Menschheit in erster Linie ein Fortschreiten aus dem einen Zustande zum andern, und zwar ist es die äußere Natur in erster Linie, an welcher sich der menschliche Geist erzieht, indem er sich zunächst zu derselben in ein erkennendes Verhältnis zu setzen strebt, dessen letztes Ziel der Aufbau eines geordneten Abbildes der Natur in seinem Innern, d. h. die Schaffung der Kunst, der Poesie, der Wissenschaft, ist.

Was sind nun also die Naturvölker? Nach Rassenzugehörigkeit so verschieden wie möglich, bilden sie keine Völkergruppe in anatomisch-anthropologischem Sinne. Da sie an den höchsten Kulturgütern der Menschheit in Sprache und teilweise Religion, Sitten, Erfindungen teilnehmen, kann man ihnen nicht als genealogischer, anthropogenetischer Gruppe ihre Stelle an dem Grunde des Stammbaumes der Menschheit anweisen und darf ihren Zustand keineswegs als Urzustand oder Kindheitszustand auffassen. Viktor von Strauß hat sehr treffend den tiefern Sinn dieses Wortes vom „Kindheitszustande der Menschheit“ beleuchtet, welchen diejenigen am wenigsten innehaben, die das Wort selber am häufigsten im Munde führen: „Man spricht so gern vom Kindheitszustande der ältesten Menschheit. Gut, man ist dazu berechtigt. Aber dabei bedenke man auch, daß ein Kind in den ersten Jahren seines Lebens eine größere Entwickelung durchmacht als in den ganzen spätern achtzig Jahren, daß ein Kind, zumal ein geniales, alle Dinge rascher, lebhafter und unbefangener auffaßt und innerlich verarbeitet als ein Erwachsener, und man vergesse nicht, daß jene frühern Menschen mit diesen und andern Vorzügen der Kindheit dennoch zu Männern und Greisen anschauend, sinnend, überlegend und denkend heranreiften.“ Es ist ein Unterschied zwischen der Unreife des Kindes und der geringen Gereiftheit des aus Beschränktheit seiner Lebensverhältnisse in manchen Beziehungen stehen gebliebenen Erwachsenen. Was wir Naturvölker nennen, steht diesem letztern nahe, jenem fern. Wir nennen sie kulturarme Völker, weil innere und äußere Verhältnisse sie gehindert haben, so dauernde Entwickelungen auf dem Gebiete der Kultur zu vollenden, wie sie Kennzeichen der wahren Kulturvölker und Bürgen des Kulturfortschrittes sind. Doch würden wir nicht wagen, sie kulturlos zu nennen, da die Mittel zum Aufschwunge auf höhere Stufen, die primitiven Kulturmittel: Sprache, Feuer, Waffen und Geräte, keinem von allen fehlen, und da gerade der Besitz dieser Mittel und vieler andrer, unter denen hier nur Haustiere und Kulturpflanzen genannt sein mögen, zahlreiche und mannigfaltige Berührungen mit echten Kulturvölkern bezeugt. Der Ursachen aber, warum sie diese Gaben nicht nützten, sind es mancherlei. Geistige Minderbegabung pflegt in erster Linie genannt zu werden. Dies ist bequem, aber mindestens nicht billig. Innerhalb der heutigen Naturvölker ist jedenfalls eine große Verschiedenheit der Begabung vorhanden. Doch darf man es gelten lassen, daß im Laufe der Kulturentwickelung höher begabte Völker mehr und mehr sich der Kulturmittel bemächtigt und ihrem eignen Fortschritte Stetigkeit und Sicherheit angeeignet haben, während minder begabte zurückblieben. Aber die äußern Verhältnisse sind hinsichtlich ihrer hemmenden oder fördernden Einwirkung deutlicher zu erkennen und abzuschätzen, und es ist gerechter und logischer, sie zuerst zu nennen. Wir begreifen, warum die Wohnplätze der Naturvölker hauptsächlich in den kalten und heißen Gegenden, auf

abgelegenen Inseln, in abgeschlossenen Gebirgen, in armen, wüstenhaften Ländern gefunden werden. Wir verstehen ihre Zurückgebliebenheit in Erdteilen, welche für die Entwickelung des Ackerbaues und der Viehzucht so wenig Mittel darboten wie Australien, die Nordpolarländer und Teile von Amerika. In der Unzuverlässigkeit ihrer unvollkommen entwickelten Hilfsquellen sehen wir eine Kette, die ihnen schwer am Fuße hängt und ihre Bewegungen in einen engen Raum bannt. Ihre geringe Zahl folgt daraus, und aus dieser wieder ergibt sich die geringe Gesamtmasse ihrer geistigen und körperlichen Leistungen, die Seltenheit hervorragender Menschen, die Abwesenheit des heilsamen Druckes, welcher auf Thätigkeit und Vorsicht des Einzelnen von den ihn umgebenden Massen ausgeübt wird und der auch mit wirksam ist in der Schichtung der Gesellschaft in Stände und der Beförderung der auf dieser Stufe so heilsamen Arbeitsteilung. Teilweise folgt aus jener Unzuverlässigkeit der Hilfsmittel auch die geringe Stetigkeit der Naturvölker, der Zug von Nomadismus, der sie alle durchdringt, auch wenn emsiger Ackerbau sie an die Scholle zu fesseln scheint, anderenteils ihnen aber auch die ganze Unvollkommenheit ihrer politischen und wirtschaftlichen Einrichtungen erleichtert, die alle, so wie sie selbst keine Gewähr der Dauer haben, der ganzen Lebensweise dieser Völker keine Stetigkeit zu verleihen im stande sind. So entsteht trotz der oft reichlich zugemessenen und wohlgepflegten Kulturmittel ein zusammenhangsloses, zersplittertes, zerklüftetes, kräftevergeudendes, unfruchtbares Leben, ein Dasein ohne starken verbindenden Faden, mit ungewisser Zukunft, weil ohne gewisse Vergangenheit. Jedes Geschlecht fängt von unten an, weil der Schatz der Erfahrungen seiner Vorfahren mit diesen fast ganz versiegt. Heute weiß nichts von Gestern, und Morgen lernt nicht von Heute. Es ist ein Leben ohne innern Zusammenhang und darum auch ohne sicheres Wachstum, es ist nicht das Leben, in dem die Kulturkeime sich herausbildeten, die wir schon im Beginne dessen, was wir Geschichte nennen, in mehrfacher Zahl so herrlich aufgegangen finden, es ist vielmehr voll von Kulturabfällen und unklaren Erinnerungen aus Kulturkreisen, die teilweise wohl weit hinter dem Anfange unsrer Geschichte liegen. Wer über die Entstehung der Kultur nachdenken will, möge sich mit besonderer Vorsicht hüten, die Vorkulturvölker mit unsern heutigen Naturvölkern zu verwechseln. Sollen wir zum Schlusse kurz zusammenfassend bezeichnen, wie wir die Stellung dieser Völker zu denen auffassen, welchen wir angehören, so sagen wir: Kulturlich bilden diese Völker eine Schicht unter uns, während sie nach natürlicher Bildung und Anlage zum Teile, soweit sich erkennen läßt, uns gleichstehen. Aber diese Schichtung ist nicht so zu verstehen, daß sie die nächst niedern Entwickelungsstufen unter uns bildet, durch welche wir selbst hindurchgehen mußten, sondern so, daß sie ebensowohl aus stehen gebliebenen als zur Seite gedrängten und rückgeschrittenen Elementen besteht.

Wesen, Entstehung und Ausbreitung der Kultur.

Inhalt: Was ist Kultur? — Bedeutung des Zusammenschließens und Ineinandergreifens für die Kultur. — Der Begriff „Halbkultur". — Verhältnis der geistigen und materiellen Elemente der Kultur. — Die materiellen Grundlagen. — Der geistige Kern. — Entstehung der Kultur. — Reichtum der Natur. — Kultur und Ackerbau. — Klimatische Begünstigungen. — Kultur und Nomadismus. — Die Kulturzentren der Hochebenen. — Das politische Element in der Kultur. — Kulturzone.

Mit dem Worte **Kultur** bezeichnen wir gewöhnlich die **Summe aller geistigen Errungenschaften einer Zeit**. Allein es ist dieser Begriff offenbar kein ganz einfacher und feststehender. Wir sprechen von Kulturstufen, von hoher und niederer Kultur, von Halbkultur, und vor allem setzen wir Kultur- und Naturvölker einander gegenüber. Es

geht daraus hervor, daß wir an die verschiedenen Kulturen, die wir bei den Völkern der Erde finden, einen bestimmten Maßstab anlegen, und diesen Maßstab nehmen wir offenbar von der Kulturhöhe her, die wir selbst erreicht haben. Unsre Kultur ist für uns die Kultur. Nehmen wir nun an, daß in der That die höchste und reichste Entfaltung dieses Begriffes bei uns zu finden sei, so muß es uns für das Verständnis der Sache selbst am wichtigsten erscheinen, die Entfaltung dieser Blüte bis zum Keime zurückzuverfolgen. Wir werden unsern Zweck, einen Einblick in das Wesen der Kultur zu gewinnen, nur dann erreichen, wenn wir die treibende Kraft verstehen, welche aus den ersten kleinen Anfängen alles das entwickelt hat, was man kurzweg Kultur nennt.

Jedes Volk hat geistige Gaben und entwickelt Geistiges in seinem Leben. Jedes nennt eine Summe von Wissen und Können sein, welche seine Kultur darstellt. Der Unterschied zwischen diesen „Summen geistiger Errungenschaften" liegt aber nicht nur in ihrer Größe, sondern auch in der Verschiedenheit ihrer Wachstumskraft. Um ein naheliegendes Bild zu gebrauchen, erscheint uns ein Kulturvolk wie ein mächtiger Baum, der in jahrhundertelangem Wachstume sich zu Größe und Dauer über die Niedrigkeit und Vergänglichkeit kulturloser Völker erhoben hat. Es gibt Pflanzen, welche hier schwache, alljährlich hinsterbende und wieder sich erneuende Kräuter sind, während sie dort zu kräftigen Bäumen aufwachsen. Der Unterschied liegt in der Erhaltung der Wachstumsergebnisse jedes einzelnen Jahres, ihrer Ansammlung und Befestigung. So würde auch dies vergängliche Wachstum der Naturvölker, die man nicht ganz mit Unrecht als Völkergestrüpp bezeichnet hat, Dauerndes erzeugen und damit jedes neue Geschlecht höher der Sonne entgegentragen und festere Stützen in dem vom vorhergegangenen Geleisteten ihm bieten, wenn in ihm selbst ein Trieb der Erhaltung und Befestigung wirksam wäre. Aber dieser eben, welcher als erste Kraft in aller Förderung der Kultur wirksam ist, fehlt, und durch dieses Fehlen geschieht es, daß alle jene zu Größerm bestimmten Pflanzen am Boden bleiben und elend verkommen, um ein bißchen Luft und Licht streitend, das sie dort oben in reichster Fülle genießen könnten. Die grausame Wahrheit hat Condorcet am klarsten bezeichnet in folgenden oft nachgesprochenen und doch so seltsam wenig weiterentwickelten Sätzen, mit denen er in seiner „Esquisse d'un tableau historique" den Naturmenschen charakterisiert: „Die Ungewißheit und Schwierigkeit, seinen Bedürfnissen zu genügen, der notwendige Wechsel zwischen äußerster Ermüdung und absoluter Ruhe lassen dem Menschen keine Muße, in welcher er, seinen Ideen sich hingebend, seinen Geist mit neuen Kombinationen bereichern kann. Die Mittel selbst, mit denen er seine Bedürfnisse befriedigen könnte, sind allzusehr vom Zufalle und den Jahreszeiten abhängig, um in nützlicher Weise eine Industrie wecken zu können, deren Fortschritte sich überliefern ließen; und jeder beschränkt sich darauf, seine persönliche Geschicklichkeit zu entwickeln."

In dieser Beschränkung des Einzelnen, welche ebenso räumlich wie zeitlich vorzustellen ist, d. h. welche ebenso die einzelnen Hütten, Dörfer, Völker wie die aufeinander folgenden Geschlechter der Menschen isoliert, liegt die Verneinung der Kultur; in ihrem Gegenteile, d. h. im Zusammenschlusse der Miteinanderlebenden und dem Zusammenhange der Aufeinanderfolgenden, liegt die Möglichkeit ihrer Entwickelung. In der Vereinigung der Mitlebenden wird die Grundlage, im Zusammenhange der Generationen die Zukunft der Kultur gesichert. Die Kulturentwickelung ist ein Schätzesammeln. Und die Schätze, die sie anhäuft, wachsen von selbst, sobald erhaltende Kräfte über sie wachen. Auf allen Gebieten menschlichen Schaffens und Wirkens werden wir im Zusammenschlusse den Grund jeglicher höhern Entwickelung sich legen sehen. Und so ist es auch nur durch mächtiges Zusammenwirken, durch gegenseitige Hilfe, sei es unter Zeitgenossen, sei es von Geschlecht zu Geschlecht, der Menschheit gelungen, die Stufe der Zivilisation zu erklimmen, auf welcher ihre höchsten Glieder jetzt stehen.

Wir haben im vorigen Abschnitte die Zusammenhangslosigkeit als das Merkmal der Naturvölker gekennzeichnet, und ebenso können wir als das Wesentliche der höchsten Kulturentwickelung den größtmöglichen und innigstmöglichen Zusammenhang aller Mitstrebenden untereinander und mit den vergangenen Geschlechtern bezeichnen. Zwischen diesen beiden Extremen liegen alle Zwischenstufen, die wir unter dem vieldeutigen Namen Halbkultur zusammenfassen. Dieser Begriff, der, zwischen den Extremen innestehend, als „Halbwegsbegriff“ sich von selbst zu deuten scheint, verdient dennoch einige Worte. Wenn wir in der höchsten Kultur der energischsten Bethätigung sowohl der erhaltenden als der weiterbauenden und weiterbildenden Kräfte begegnen, so sind es in der Halbkultur wesentlich jene erstern, die zu größter Thätigkeit aufgerufen werden, während die letztern durch ihr Zurückbleiben die Inferiorität der Halbkultur bedingen, welche in ihrem Namen sich aussprechen soll. Die Einseitigkeiten und Unvollkommenheiten, welche die Halbkultur auszeichnen, liegen wesentlich auf der Seite des geistigen Fortschrittes, während dagegen die wirtschaftliche Seite von einer so frühen Entwickelung ist, daß vor 200 Jahren, als Europa und Nordamerika noch nicht durch Dampf, Eisen und Elektrizität ihren riesigen Aufschwung genommen hatten, der geradezu ein neues Zeitalter der Kultur begründete, China und Japan durch ihre Leistungen in Ackerbau, Gewerbe und Handel, ja selbst durch ihre heute so weit überholten und teilweise in so tiefen Verfall geratenen Kanäle und Straßen die europäischen Reisenden in das größte Erstaunen versetzten und die vorurteilsfreien unter ihnen zu lauter Bewunderung einer so großen Überlegenheit hinrissen. Die Europäer aber und die europäischen Tochtervölker in Amerika und Australien haben in den letzten 200 Jahren den Vorsprung, den damals in vielen Beziehungen die Ostasiaten besaßen, nicht nur eingeholt, sondern sie sind längst darüber hinausgegangen. Hier erkennt man, worin das Rätsel der chinesischen Kultur, ihres Höhestandes und Stillstandes und überhaupt aller Halbkultur liegt; denn was andres als die Lust des freien geistigen Schaffens hat den Westen so weit den Osten überholen lassen? Die Chinesen haben keine wissenschaftliche Forschung, in dem titanischen oder prometheischen Sinne Europas haben sie auch keine Philosophie und keine Poesie, und dieser Geist der Unfreiheit geht selbst durch ihre Kunst: alles auf Erhaltung, nichts auf Fortbildung gerichtet. Voltaire trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er einmal sagt, die Natur habe dieser Menschenrasse die Organe gegeben, alles auf einmal zu finden, was ihr nützlich sei, aber nicht, darüber hinauszugehen. Im Nützlichen, in den Künsten des praktischen Lebens sind sie groß geworden, während wir ihnen keine einzige Theorie, nicht einen einzigen tiefern Blick in den Zusammenhang und die nächsten Ursachen der Erscheinungen verdanken.

Ist nun dieser Mangel einer Lücke ihrer Begabung entsprungen, oder liegt er in der Starrheit ihrer sozialen und politischen Organisation, welche das Mittelmäßige begünstigt und alles Geniale niederdrückt? Da derselbe in allen Wandlungen ihrer Organisation sich erhielt, müssen wir uns für die Lücke in der Begabung entscheiden, aus der allein ja auch diese Starrheit ihrer sozialen Gliederung zu erklären ist. Die entscheidende Antwort kann freilich erst die Zukunft erteilen, denn es wird vor allem sich zu zeigen haben, ob und wie weit diese Völker auf den Kulturwegen fortschreiten werden, welche Europa und Nordamerika ihnen zu zeigen so eifrig beflissen sind. Denn daß sie dieselben betreten wollen oder müssen, unterliegt längst keinem Zweifel. Man wird aber zur Lösung dieser Frage nicht kommen, wenn man sich auf den Standpunkt der Ganzkultur stellt, welche in den teilweisen Unvollkommenheiten Chinas, Japans ꝛc. einfach Zeichen einer durchgehends niedrigern Stufe des ganzen Lebens dieses Volkes und sehr häufig zugleich Zeichen einer vollständigen Hoffnungslosigkeit aller Aufschwungsversuche erblickt. Sollten in ihnen selbst nur die Fähigkeiten zur Halbkultur liegen, so wird das Fortschrittsbedürfnis durch Zuwanderung aus Europa und Nordamerika sich kräftigere Organe zu schaffen suchen, d. h.

die Volksmasse selbst wird sich umgestalten, um ein höheres Maß von Begabung zu erlangen. Dieser Prozeß mag manches der heutigen Kulturvölker erst zu der Höhe geführt haben, die es einnimmt. Wir erinnern an die Halbmongolen unter den Europäern, an die Russen und Ungarn, und an die Förderungen mancher Art, welche Millionen von deutschen und andern Einwanderern diesen geboten haben.

Die Summe der Kulturerrungenschaften jeder Stufe und jedes Volkes setzt sich aus materiellem und geistigem Besitze zusammen. Es ist, wie wir sehen, wichtig, beide auseinander zu halten, da sie von sehr verschiedener Bedeutung für den innern Wert der Gesamtkultur und vor allem für ihre Entwickelungsfähigkeit sind. Sie werden nicht mit den gleichen Mitteln, nicht gleich leicht, nicht gleichzeitig erworben, sind daher nicht in gleichem Maße vertreten. Dem geistigen Kulturbesitze liegt der materielle zu Grunde. Geistige Schöpfungen kommen als Luxus nach der Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse. Jede Frage nach der Entstehung der Kultur löst sich daher in die Frage auf: Was begünstigt die Entwickelung der materiellen Grundlagen der Kultur? Hier ist nun in erster Linie zu betonen, daß, nachdem in der Benutzung der Mittel der Natur für die Zwecke des Menschen der Weg zu dieser Entwickelung gegeben ist, nicht der Reichtum der Natur an Stoffen, sondern an Kräften oder, besser gesagt, an Kräfteanregungen es ist, welcher die höchste Schätzung verdient. Diejenigen Gaben der Natur sind daher für den Menschen am wertvollsten, welche die ihm innewohnenden Quellen von Kraft zu dauernder Wirksamkeit erschließen. Dies vermag selbstverständlich am wenigsten der Reichtum der Natur an Dingen, deren der Mensch bedarf, oder jene sogenannte Güte der Natur, welche ihm gewisse Arbeiten erspart, die unter andern Umständen notwendig sein würden, wie es z. B. die Wärme in den Tropen thut, welche den dort Wohnenden das Hüttenbauen und das Sichkleiden so viel leichter macht als in der gemäßigten Zone. Vergleichen wir das, was die Natur zu bieten vermag, mit demjenigen, was an Möglichkeiten dem menschlichen Geiste innewohnt, so ist der Unterschied ein gewaltiger und liegt vorzüglich in folgenden Richtungen: Die Gaben der Natur sind an sich in Art und Menge auf die Dauer unveränderlich, aber der Ertrag der notwendigsten unter ihnen schwankt von Jahr zu Jahr und ist daher unberechenbar. Sie sind an gewisse äußere Umstände gebunden, in gewisse Zonen, bestimmte Höhen, an verschiedene Bodenarten gebannt, über welche sie oft nicht hinausgetragen werden können. Der Macht des Menschen über sie sind ursprünglich enge Schranken gezogen, welche nur die Entwickelung seiner Geistes- und Willenskraft zu erweitern vermag, doch zu durchbrechen nie befähigt ist. Die Kräfte des Menschen anderseits gehören ganz ihm; er kann nicht bloß über ihre Anwendung verfügen, sondern sie auch vervielfältigen und verstärken, ohne daß dieser Möglichkeit wenigstens bis heute eine Grenze zu ziehen wäre. Nichts lehrt schlagender die Abhängigkeit der Naturausnutzung vom Willen des Menschen als der Zustand der durch Willensschwäche und Konsequenzlosigkeit in erster Linie bezeichneten Naturvölker, welche über alle Teile der Erde hin, durch alle Klimate, über alle Höhenstufen dieselben sind.

Nicht zufällig hat das Wort Kultur auch noch den Sinn des Ackerbaues, und hier liegt sogar seine etymologische Wurzel. Auch die Wurzel der Sache, die wir im weitesten Sinne unter Kultur verstehen, liegt hier: das Hineinarbeiten einer Summe von Kraft in eine Erdscholle ist der beste, meistversprechende Anfang jener Unabhängigkeit von der Natur, welche in einem gewissen Grade von Beherrschung derselben durch den Geist ihr Ziel findet. Am leichtesten schließt sich hier Glied an Glied der Kette der Entwickelung an, denn in jährlich wiederholter Arbeit auf demselben Boden, auf welchem der Mensch nun beharrlich wohnt und wirkt, konzentriert sich sein Schaffen und festigt sich seine Tradition, d. h. werden die Grundbedingungen der Kultur geschaffen.

Diejenigen Naturbedingungen, welche die Ansammlung von Reichtum vermöge der Fruchtbarkeit des Bodens und der darauf verwandten Arbeit gestatten, sind also zweifellos von der größten Bedeutung für die Entwickelung der Kultur. Aber es ist dennoch unzulässig, mit Buckle zu sagen, daß es „kein Beispiel in der Geschichte gäbe, daß irgend ein Land durch seine eigne Anstrengung zivilisiert worden wäre, wenn es nicht eine jener Bedingungen in einer sehr günstigen Form besaß". Wegen der geringen Zahl der Völker mit anscheinend ganz selbständig entwickelter Kultur ist es einerseits nicht ganz leicht, diese Frage zu entscheiden. Für die erste Existenz des Menschen waren warme, feuchte, mit Fruchtreichtum gesegnete Länder ohne Frage am förderlichsten, und der Urmensch ist am leichtesten als Tropenbewohner zu denken. Wenn aber anderseits die Kultur nur als eine Entwickelung der Kräfte des Menschen an der Natur und durch dieselbe zu denken ist, so konnte sie nur durch irgend einen Zwang geschehen, welcher den Menschen in ungünstigere Verhältnisse versetzte, wo er für sich selbst mehr sorgen mußte als in dieser seiner weichen Wiege der Tropenwelt. Dies führt aber notwendig zu gemäßigten Ländern, die wir mit derselben Notwendigkeit als Wiege der Kultur ansehen, wie wir die tropischen als Wiege der Menschheit begrüßen. Und ist es außerdem so sicher, daß diese mexikanischen, peruanischen 2c. Kulturen ganz autochthon sind? Aber wir haben jedenfalls z. B. in der Hochebene von Mexiko ein viel minder fruchtbares Land als in den umgebenden Tiefländern, und das Gleiche dürfte von Peru zu sagen sein. Dennoch finden wir die größte Entwickelung, welche nach unserm Wissen in Amerika stattgefunden hat, auf diese beiden Hochebenen beschränkt. Thatsächlich erscheinen sie selbst heute bei hoch gesteigerter Kultur dürr und öde wie Steppen neben der ungemein üppigen und prachtvollen Natur der an vielen Stellen nur eine Tagereise weit von ihnen entfernten Tiefländer und Stufenländer. Man kann sagen, daß in tropischen und subtropischen Ländern die Fruchtbarkeit des Bodens im allgemeinen abnimmt mit starker Erhebung desselben, und daß unter jeder Art klimatischer Bedingungen die Hochebenen niemals so fruchtbar sind wie Tiefländer, Hügelländer oder Gebirgshänge. Nun hatten diese amerikanischen Kulturen beide ihren Sitz auf Hochebenen, und der Mittelpunkt der mexikanischen, die Hauptstadt Tenochtitlan (an der Stelle des heutigen Mexiko), lag in 2277 m Höhe, während Cuzco, das diese Stelle im Reiche der Inka einnahm, sogar noch höher lag. Von Hitze und Feuchtigkeit, welche nach Buckle die notwendigen Vorbedingungen der Zivilisation sind, findet sich in diesen beiden Ländern bedeutend weniger als in dem größten Teile des übrigen Mittel- und Südamerika, und doch sind gerade sie es, wo die reichsten und selbständigsten Kulturentwickelungen der Neuen Welt erblühten.

Es führt dies zur Erkenntnis, daß, wenn auch Kultur im allgemeinen an ihrer Wurzel einen engen Zusammenhang mit der Kultur des Bodens besitzt, doch bei weiterer Entwickelung keine notwendige Beziehung zwischen den beiden bestehen bleibt. Die Kultur eines Volkes löst sich, indem es wächst, vom Boden los, auf dem sie sich entfaltet hat, und schafft sich, je weiter sie sich entwickelt, um so mehr Organe, die mehr den Elementen der Bewegung als des Wurzelns dienen. Man möchte fast sagen, daß dem Ackerbauer eine natürliche Schwäche innewohnte, welche durch seine Ungewohntheit der Waffen, durch seine den Mut, die Unternehmung schwächende Liebe zum Besitze und zur Ansässigkeit sich unschwer erklärt. Das höchste Maß politischer Kraftäußerung finden wir dagegen bei dem in vielen Beziehungen als natürlicher Antipode dem Ackerbauer entgegenstehenden Jäger und Hirten, vor allem bei dem letztern, der mit der Beweglichkeit die Fähigkeit des massenhaften Auftretens, mit der Kraft die Disziplin vereinigt. Und auch hier sind die Ursachen natürlich und naheliegend, denn gerade das, was es dem Ackerbauer schwer macht, jene Kraft zu entwickeln, kommt hier zur Geltung: der Mangel der Ansässigkeit, die Beweglichkeit,

die Übung der Stärke, des Mutes und der Waffengewandtheit. Und blicken wir über die Erde hin, so finden wir in der That die festesten staatlichen Organisationen der sogenannten Halbkulturvölker durch Verschmelzung dieser Elemente hervorgebracht. Das so entschieden ackerbauende Volk der Chinesen beherrschen die Mandschu nach den Mongolen, die Perser stehen unter turkestanischen Herren, die Ägypter standen unter Hyksos, Arabern und Türken, alles schweifende Völker; in Innerafrika sind die nomadischen Wahuma die Gründer und Erhalter der festesten Staaten von Uganda und Unyoro bis vielleicht zum Kasembe und Muata Jamvo hinüber, und in Mexiko hatten die rauhen Tolteken das verfeinerte Ackerbauervolk der Azteken unterworfen. Im Detail der Geschichte, vorzüglich der Grenzstriche zwischen Steppe und Kulturland, würde diese Regel sich noch in einer langen Reihe von Fällen bestätigen, und wir wagen zu behaupten, daß sie fast ein Gesetz ist. Nicht darum sind also die minder fruchtbaren Hochebenen und die den Hochebenen nächstgelegenen Striche überall der Entwickelung höherer Kultur, der Bildung von Kulturstaaten so förderlich gewesen, weil sie kühleres Klima und dadurch Nötigung zum Ackerbaue bieten, sondern weil die erobernde und zusammenhaltende Kraft der Nomaden hier mit der fleißigen Arbeit des für sich allein nicht staatenbildenden Ackerbauers sich vermählte. Daß dabei die Hochebenenseen eine gewisse Rolle spielten als Anlehnungs- und Kristallisationspunkte solcher Staaten, wie der Titicaca in Peru, die Lagunen von Tetzcoco und Chalco in Mexiko, der Ukerewe und Tsad in Innerafrika, ist eine interessante, aber im Vergleiche zur kulturschaffenden Wirksamkeit dieser Verbindung von Nomaden und Ackerbauern mehr nebensächliche Erscheinung.

Über die lokalen Begünstigungen und Hemmungen der Kultur durch den Einfluß der geschichtlich wirksamen Eigenschaften des Klimas hinaus wirken am eingreifendsten die verschiedenen Klimate durch die Erzeugung von großen Gebieten ähnlicher klimatischer Bedingungen, Kulturgebieten, welche, entsprechend den Klimazonen, gürtelförmig um den Erdball angeordnet sind. Man kann sie also Kulturzonen nennen. Bei allem Unterschiede der lokalen Klimaverhältnisse kommt diesen etwas Großes, Gemeinsames zu, das einmal in den verschiedenen Wirkungen der Kälte und Wärme und ihrer Kombination mit Trockenheit und Feuchtigkeit und zum andern in den verschiedenen Graden von Fruchtbarkeit begründet ist, welche jenen entsprechen. Die geschichtlichen Erfahrungen, über welche bis heute die Menschheit verfügt, stempeln nun ganz entschieden die gemäßigte Zone zur ältesten, eigentlichsten Kulturzone. Nicht bloß eine Gruppe von Thatsachen spricht hiefür. Die wichtigsten, organisch zusammenhängendsten, in diesem Zusammenhange und durch denselben am stetigsten sich fortbildenden, nach außen anregendsten geschichtlichen Entwickelungen der letzten drei Jahrtausende gehören dieser Zone an. Und daß es nicht etwa eine Wirkung des Zufalles ist, welcher das Mittelmeer, das Herz der alten Geschichte, in diese Zone fallen läßt, lehrt sehr deutlich das Verharren der wirksamsten geschichtlichen Entwickelungen in der gemäßigten Zone auch nach der Erweiterung des Geschichtskreises über Europa hinaus, ja selbst nach der Verpflanzung der europäischen Kultur nach jenen neuen Welten, die sich in Amerika, Afrika und Australien aufthaten. Nach allem, was wir von den Einwirkungen der kalten und heißen Zone auf die einzelnen Menschen wissen, kann es nicht wundernehmen, wenn in diesen mittlern Zonen, die am freiesten bleiben von den unleugbar schädlichen Einflüssen der Extreme, die stetigste und damit die höchste Kulturentwickelung sich vollziehen konnte. Zwar flechten sich unendlich viele Fäden in dieses große Gewebe hinein; aber da jedes Volk aus Einzelmenschen sich zusammensetzt, und da folgerichtig auch alles, was die Völker schaffen, endgültig auf dem Thun der Einzelnen beruht, so ist zweifellos das Folgenreichste von allem in diesem Prozesse einmal die Erzeugung der möglichst großen Zahl möglichst leistungsfähiger Individuen in der gemäßigten Zone und dann die

Aneinanderreihung und Zusammenfassung der einzelnen Kulturgebiete in einen Kulturgürtel, in welchem der Verkehr, der Austausch und damit die Mehrung und Befestigung der Elemente des Kulturschatzes die günstigsten Bedingungen fanden, in welchem mit andern Worten die Erhaltung und Fortentwickelung, diese Elemente der Kultur, auf der breitesten Grundlage ihre Thätigkeit entfalten konnten.

Alte Kulturen oder, wenn man will, Halbkulturen, deren Resten wir in den tropischen Ländern begegnen, gehörten einer Epoche an, wo die Kulturarbeit keine so gewaltigen Forderungen an die einzelnen stellte, wo aber auch ebendarum die Kulturblüte vorübergehender war. Das Studium der geographischen Verbreitung alter und neuer Kulturen scheint zu lehren, daß mit dem Wachsen der Kulturaufgaben der Kulturgürtel sich notwendig nach den Gebieten der größten Leistungsfähigkeit auf dieser Seite, d. h. nach denjenigen gemäßigter Klimate, zusammenzog. Für die Urgeschichte des Menschengeschlechtes, für die Geschichte seiner Verbreitung, für die Deutung der Kulturreste in Tropenländern, wie Mexiko und Peru, ist diese Erwägung von Wichtigkeit.

Die Sprache.

Inhalt: Die Sprache ist eine allgemeine Fähigkeit der heutigen Menschheit. — Sprachenlernen bei Naturvölkern. — Veränderungen der Sprachen. — Gibt es eine Beziehung zwischen Rassen- und Spracheigentümlichkeiten? — Entstehung, Wachstum und Verfall der Sprache. — Fossile Wörter; Dialekte und Sprachen. — Beziehung zwischen Sprache und Kulturhöhe. — Arme und reiche Sprachen. — Die Ausdrücke für Zahlen und Farben. — Gebärdensprache. — Schrift.

Alle Völker der Erde besitzen die Fähigkeit der Sprache, die uns also im Rahmen unsrer jetzigen Betrachtungen als etwas Fertiges gegenübertritt. „So ist die Begabung des Menschen, so seine Umstände, seine Geschichte, daß Sprache überall und ausnahmslos sein Besitztum geworden. Und so wie die Sprache allen Menschen eigen, ist sie auch ein Vorrecht der Menschheit: nur der Mensch besitzt Sprache.“ (Herder.) Und zwar besitzt er dieselbe in nicht wesentlich verschiedenem Grade, wie aus der Thatsache sich ergibt, daß jedes Volk der Erde jedes andern Volkes Sprache lernen kann. Wir sehen nicht nur alltägliche Beispiele von vollkommener Bemeisterung fremder Sprachen, sondern wir lernen es auch bald als einen Erfahrungssatz betrachten, daß nicht angeborne Unfähigkeit, sondern tiefwurzelnde Trägheit die Menschen verhindert, selbst die schwersten fremden Sprachen mit derselben Geschicklichkeit zu gebrauchen wie ihre Muttersprache. Und darin sind keineswegs die Kulturvölker den Naturvölkern unbedingt überlegen. Von erstern wird zwar die Fähigkeit, eine oder mehrere Sprachen außer ihrer Muttersprache zu sprechen, viel häufiger verlangt; allein wo die Naturvölker durch Bedürfnisse des Handels und Verkehres sich in ähnliche Notwendigkeiten versetzt sahen, haben auch sie Ähnliches geleistet. Viele von den höher gestellten Waganda sprechen Kisuaheli, einige arabisch; zahlreiche Wanjamwesi haben dieselbe Sprache gelernt. In den Handelsplätzen der afrikanischen Westküste gibt es genug Neger, die zwei- und selbst dreisprachig sind, und in den Indianerschulen Kanadas erstaunte nichts so sehr die Missionare als die leichte Bemeisterung des Englischen und Französischen seitens der indianischen Jugend.

Die Sprachmittel, die Laute ebenso wie die sie begleitenden Gebärden, sind über die ganze Erde hin einander sehr ähnlich, und nicht sehr weit geht der innere Aufbau der Sprachen auseinander. Man kann sagen, die menschliche Sprache ist eine an der Wurzel, welche sie tief in die Seele des Menschen treibt; doch ist sie in viele, sehr verschiedene

Äste und Zweige auseinander gegangen. Zahllose Sprachen, die in jedem Grade voneinander abweichen: Dialekte, Schwester- oder Tochtersprachen, selbständige Sprachstämme, erfüllen mit wechselnden Tönen die Hütten und Haine der Menschen. Einige Völker können sich untereinander noch annähernd verständigen, einige, die einander nicht so nahe stehen, zeigen dennoch bei oberflächlicher Betrachtung Ähnlichkeit, bei andern liegen die Ähnlichkeiten tiefer, so daß nur noch die Wissenschaft bis zu ihnen vordringt. Eine große Zahl endlich von Sprachen ist anscheinend völlig verschieden, nicht bloß in den Wörtern, sondern in der Struktur, den Beziehungen, die sie ausdrücken, den Redeteilen, die sie unterscheiden. Dabei gehen diese Unterschiede keineswegs Hand in Hand mit geistigen Verschiedenheiten der Sprecher; Individuen von jeder Abart der Begabung gebrauchen denselben Dialekt, und Seelen derselben Begabung und Richtung können sich nicht verständigen. Auch mit geographischen Verschiedenheiten stimmt sie nicht und oft auch nicht mit Rassenunterschieden. Oft walten größere Rassenunterschiede unter den Sprechern Einer Sprache als unter denen, welche die weitest voneinander entlegenen Sprachen gebrauchen. Um wieviel steht nicht der englisch redende Neger dem sprachverwandten Engländer ferner als der Chinese dem sprachlich tief verschiedenen Mikronesier! Die Bedeutung der Sprache für die Völkerforschung muß ganz wo anders als in dem auf Sprachverwandtschaft beruhenden Nachweise der Völkerverwandtschaft gesucht werden. Die Sprache wird immer in erster Linie als das hervorragendste Werkzeug, als die Vorbedingung aller andern Kulturschätze der Menschheit erscheinen, als das Mittel zu ihrem Erwerbe und ihrer Mehrung. Sie kann das erste und wichtigste, ja das entscheidende aller Werkzeuge genannt werden, die der Mensch sich bereitet. Sie ist aber ebendarum so veränderlich wie ein Werkzeug, und ein Wort kann im Laufe der Jahrhunderte sehr verschiedene Bedeutungen annehmen, ganz verschwinden, durch andre, eigens ersonnene oder einer andern Sprache entnommene ersetzt werden. Sie wird abgelegt wie ein Werkzeug und wieder aufgenommen. Nicht bloß Einzelne verlieren ihre Muttersprache, wie der in Australien mit zwölf Jahren zum Naturmenschen gewordene Franzose Narcisse Pelletier, von welchem jüngst in der Pariser Anthropologischen Gesellschaft eine anziehende Schilderung gegeben wurde, oder die Akka Mianis, welche im Knabenalter nach Italien gebracht worden waren und ihre Muttersprache nach wenigen Jahren gänzlich vergessen hatten, sondern ganze Völker legen eine Sprache ab und nehmen eine andre an, wie man ein Kleid an- und ablegt. Es gibt gewisse Kulturerrungenschaften, welche dauerhafter sind als die Sprache, etwa die Kenntnis der Viehzucht, die, einmal erworben, weniger leicht in Verlust zu geraten scheint als die Muttersprache. Wir würden bei diesem Punkte, welcher für den Kenner des Völkerlebens so selbstverständlich ist, nicht zu verweilen wagen, wenn nicht noch immerfort die linguistischen Klassifikationen bewußt oder unbewußt mit den anthropologisch-ethnographischen vermischt würden. Hat doch selbst eine sprachwissenschaftliche Autorität, R. Lepsius, es notwendig befunden, gegen die Auffassung zu protestieren, daß sich Völker und Sprachen nach Abstammung und Zusammengehörigkeit decken, wie noch immer in viel zu hohem Grade vorausgesetzt zu werden pflege: „Die Verbreitung und Vermischung der Völker geht ihren Weg und die der Sprachen, wenn auch stets durch diesen bedingt, den ihrigen, oft gänzlich verschiedenen. Die Sprachen sind das individuellste Erzeugnis der Völker und ihr unmittelbarster geistiger Ausdruck, aber sie lösen sich häufig von ihren Erzeugern los, überziehen große fremde Völker und Rassen oder sterben ab, während ihre frühern Träger, ganz andre Sprachen sprechend, fortleben." Es versteht sich, daß im Lichte einer solchen tiefern Betrachtung Begriffe wie indogermanische Rasse, semitische Rasse, Banturasse nicht bloß wertlos, sondern verwerflich, weil irre führend, sind, und daß, so unberechenbar groß Wert und Einfluß der Sprachen als erste Stütze und Stab in der geistigen Entfaltung

der Menschheit gewesen, ihre Bedeutung für die Nachweisung innerer Unterschiede der Menschheit ungemein gering ist.

Und während das echteste Naturvolk der Buschmänner eine fein gebaute, reiche Sprache spricht, in deren Entwickelung ein unendlicher Betrag geistiger Arbeit aufzuwenden war, finden wir die nach entwickelungstheoretischen Ansichten einfachste Sprache, die flexionslose chinesische mit ihren 450 wie Steine eines Geduldspieles aneinander zu setzenden und wieder aufzulösenden und dabei immer unverändert, eigentlich unorganisch bleibenden Wurzelwörtern, bei demjenigen Volke, das die höchste und dauerndste Kultur Asiens entwickelt hat. Man kann unter diesen Verhältnissen wohl einen Stammbaum der Sprachen aufrichten, darf uns aber nicht glauben machen wollen, daß damit für den Stammbaum der Menschheit irgend etwas gewonnen sei, dieser Menschheit, in der wir die niedrigste organisierte Sprache von einem der höchsten Völker und eine höchst organisierte von einem der niedrigsten gesprochen finden. Die neuere Sprachwissenschaft scheint sich übrigens auch von einem Stammbaume aller Sprachen, einem Welt-Sprachstammbaume, nicht mehr soviel zu versprechen wie einst einige ihrer Vertreter, welche in solchem Stammbaume den kräftigsten Beweis für den Darwinismus erkannten. Was dort als einsilbige Sprache an der Wurzel des Stammbaumes vegetierte, erscheint ihr jetzt mehr aus Rückgang als aus Verharrung so arm und starr, und jene mit Vogelgezwitscher und andern Tierstimmen verglichenen Schnalzlaute südafrikanischer Sprachen betrachtet sie jetzt nicht so sehr als Reste der Tierheit denn als „charakteristischen Ausdruck sprachlicher Indolenz und Verkommenheit“. Von irgend einem Reste von Ursprache ist keine Rede mehr, sondern man scheint auf diesem Gebiete nur mehr oder weniger Hochentwickeltes oder Rückwärtsgegangenes zu sehen.

Die **Universalität der Sprache** ist das einfache Resultat der Thatsache, daß jede Abteilung der Menschheit lange genug existiert, um die Keime ihrer Sprachfähigkeit bis zu einem gewissen Grade zu entfalten, wo wir sie dann als Sprache bezeichnen. Nicht bloß Häckels Alali ist lange, lange in die Vergessenheit hinabgestiegen, auch alle, die unvollkommen redend, lallend, nach ihm kamen, sind nicht mehr. Die Unterschiede der Organisationshöhe sind in den heutigen Sprachen gering. Die Sprache ähnelt hierin gewissen universellen Künsten oder Werkzeugen, die bei Naturvölkern nicht besser sind als bei den Kulturträgern. Ist es nicht mit der Universalität der Religionsbegriffe, der Kunsttriebe, der Steinwaffen ähnlich bestellt? Zu Grunde liegt der Sprache der Trieb zur Mitteilung, sie ist daher, wie alle andern Kulturerrungenschaften, nicht das Produkt des einzelnen Menschen, sondern des Menschen in der Gesellschaft. Der Trieb zur Mitteilung ist die treibende Kraft in der Sprachentwickelung. Für und durch sie erwerben wir unsre ersten Kenntnisse, sie läßt die Sprache sich entwickeln und bereichern, sie schafft die Einheit der Sprache und beschränkt das Wuchern der dialektischen Abänderungen. Wir sprechen, um von andern verstanden zu werden, wir hören und lernen, um andre zu verstehen, wir sprechen nicht einfach, wie wir es wünschen, und sprechen nicht, wie wir wollen, sondern wie es verständlich ist, wie andre, nicht wie wir es brauchen. Insofern zeigt die Sprache am deutlichsten und allgemeinsten, daß die das Individuelle einschränkende Wirkung des Lebens in der Gesellschaft das folgenreichste und vielleicht frühste soziale Erzeugnis ist.

Die **Grundlage der Sprache** waren die Naturlaute der Menschen, die ihre Gefühle ausdrücken und von andern verstanden werden konnten. Gebärde und Mienenspiel gesellten sich hinzu, vielleicht verständlicher in den ersten Anfängen und überwiegend die hörbaren Äußerungen. Wie breit mag diese Grundlage sein? Bestand sie aus artikulierten Lauten, die instinktiv mit gewissen Ideen, bestimmten Begriffen vergesellschaftet waren? Bestand ein Wortschatz solcher ursprünglicher Laute, von Urwörtern, von letzten Sprachwurzeln? Dann würde die Untersuchung der Laute der Tiere wertvoll sein. Aber die neuere

Sprachforschung hat diese Wauwau-Theorie beiseite gelegt. Von dem beweglichen Munde des lebenden Menschen getragen und der Seele, dem Ausgangspunkte der Lebensäußerungen, so nahe bleibend, trägt die Sprache das Merkmal des Lebens, nämlich die beständige Veränderung und wieder im Wechsel die Beständigkeit, aufs deutlichste ausgeprägt an sich. Überlebt sie auch die Geschlechter derer, die sie sprachen, so lebt sie doch mit ihnen, indem sie mehr oder weniger starke Veränderungen erfährt. Und endlich sterben auch die Sprachen. Das Altägyptische starb noch früher als die ägyptische Kultur, das Altgriechische überlebte nicht sehr lange die selbständige Existenz des Griechenvolkes, und mit Rom fiel das Lateinische. Die drei Sprachen, die hier genannt wurden, sind nicht kinderlos gestorben, sie leben im Koptischen, Neugriechischen und in den romanischen Tochtersprachen fort. Seltener sind Sprachen, welche ganz gestorben sind, wie das Gotische. Doch selbst das Gotische wird von nahe verwandten Schwestersprachen überlebt, die den Stamm erhalten. Aber das Baskische wird allem Anscheine nach dereinst eins der merkwürdigsten Beispiele einer Sprache sein, die, einsam stehend, ohne alle nähern oder fernern Verwandtschaftsbeziehungen zu mitlebenden Sprachen hinstirbt. So sterben also ganze Sprachen.

Daneben geht im Leben jeder Sprache ein allmähliches Absterben vor sich, das in mancherlei Formen sich kundgibt. Wörter veralten, kommen außer Gebrauch oder finden nur noch im Munde von Priestern und Dichtern eine Möglichkeit der Erhaltung. G. P. Marsh hat nachgewiesen, daß seit 1611 in der englischen Sprache 388 Wörter veraltet sind. Dazu kommen zahlreiche Änderungen der Aussprache, der Rechtschreibung und des Sinnes. Alte Redensarten, welche immer noch fortgebraucht werden, nachdem ihr Sinn längst unverständlich geworden, sind vor allem in dem gedankenarmen Leben der Naturvölker häufig und spielen keine kleine Rolle. So ruft im Kampfe der herausfordernde Fidschianer seinem Gegner zu: „Sai tava! Sai tava! Ka yau mai ka yavia a bure!" („Schneid' zu, schneid' zu, der Tempel empfängt"), aber niemand kennt den Sinn dieser Worte, die jedermann für sehr alt hält. Wie anderseits mit neuen Dingen neue Wörter und Wendungen in die Sprache eingeführt werden oder besser sich einführen, hat das Zeitalter der Eisenbahnen und Dampfschiffe wie kein andres vor ihm gezeigt, denn die Sprachen aller zivilisierten Völker sind durch dasselbe mit Hunderten von neuen Wörtern bereichert worden. Gewissermaßen unter unsern Augen ist das englische eth in der Endigung der dritten Person der Zeitwörter durch es (liveth, lives), im Deutschen das et durch t (lebet, lebt) ersetzt worden und ist im Deutschen das e in „heute" und ähnlichen Wörtern im Begriffe, abgestoßen zu werden. Diese Veränderungen sind in ungeschriebenen Sprachen natürlich viel größer als dort, wo die Schrift gewissermaßen als versteinerndes Medium auf die Sprache wirkt. Und wenn wir der Behauptung der Sprachgelehrten recht geben müssen, daß das Leben der Sprache nicht in den Schriftsprachen, sondern in den Dialekten pulsiere, und daß in den Dialekten die Keime neuer Sprachbildungen schlummern, so verstehen wir, wie man in den Sprachen ebenso variable Organismen sehen mag wie in den Pflanzen oder Tieren. Während die Schrift danach strebt, eine bestimmte Sprache zu fixieren, hat der reichere, weitere Verkehr der Schriftvölker zugleich die Tendenz, das Verbreitungsgebiet eines Dialektes, beziehentlich einer Sprache zu erweitern. Es würde nicht unrichtig sein, im allgemeinen zu behaupten, daß die schriftlosen Völker nur Dialekte sprechen, während Sprachen nur von Schriftvölkern getragen werden. Wo liegt aber die Grenze zwischen Dialekten und Sprachen? Unter Sprache versteht man heute einen Dialekt, der durch die Schrift fixiert, durch den Verkehr weit verbreitet ist. Max Müller sagt mit Recht von den „litterarischen Idiomen", daß sie mehr künstliche als natürliche Formen der Rede darstellen. Dialekte erscheinen uns als ärmere, weniger bestimmt festgestellte und geregelte, daher der Veränderung, selbst der Willkür mehr

ausgesetzte, somit untergeordnete Sprachen. Aber so erscheinen sie uns nur, solange wir sie mit Schriftsprachen vergleichen. Welcher unter den 300 Stämmen vom vielsprachigen Kolchis, von welchen Plinius erzählt, daß die Römer zum Verkehre mit ihnen 130 Dolmetschen brauchten, sprach eine Sprache und welcher einen Dialekt? Auf dieser Stufe werden bloß Dialekte gesprochen, jeder Stamm hat den seinen, und wenn man dem Neugriechischen 70 Dialekte zugesprochen hat, kommen uns diese 130 der Kolchier gar nicht mehr so erstaunlich vor. Was Sprachen erzeugt und was Dialekte erhält, zeigt sehr gut der Vergleich der weiten Verbreitung des Birmanischen in den dicht bevölkerten, verkehrsreichen Ländern Birma, Pegu und Arakan mit der viel beschränktern in den hart danebenliegenden Bergländern des obern Irawadigebietes, wo Gordon in der Gegend von Manipur allein 12 Dialekte sammelte, und wo oft 30 oder 40 Familien einen eignen, andern Familien unverständlichen Dialekt sprechen. An diesem Maßstabe sind denn auch die so häufigen Angaben von übermäßig großer Zahl der Sprachen bei kleinen Völkern zu messen. Von Übertreibung befreit, liegt in G. Sagards, des Huronenmissionars, von 1826 stammender Angabe, daß jedes Huronendorf seine eigne Sprache besitze und selbst nicht zwei Familien in demselben Dorfe die gleiche Sprache sprächen, daß ferner diese Sprachen äußerst veränderlich, so daß die alte Huronensprache (welche von den vielen?) bereits fast gänzlich verschieden von der heutigen sei, die Schilderung des Naturzustandes der Sprache, d. h. des Lebens der Sprache im Zustande der Dialekte, aus denen keiner beherrschend und befestigt als Sprache hervortritt. Die Mannigfaltigkeit der von den Buschmännern gesprochenen Dialekte, welche erhebliche Verschiedenheiten selbst unter Stämmen aufweisen, die nur durch Hügelketten oder einen Flußlauf voneinander getrennt sind, führt Moffat ausschließlich auf den Kulturzustand zurück, welcher keinen gemeinsamen Mittelpunkt, keine gemeinsamen Interessen, kurz, nichts von dem besitzt oder erzeugt, was zur Befestigung des Sprachgebrauches beizutragen vermöchte. Ihr Leben geht in der Bemühung auf, „Leib und Seele zusammenzuhalten", und dies führt vor allem dazu, daß die Familien und Familienglieder sich oft für lange Zeit voneinander entfernen und große Strecken fern von ihrem eigentlichen Wohnsitze durchmessen. Aber nach dem, was wir von Bleek über die geringen Unterschiede der Buschmanndialekte wissen, möchte hier wohl auch Zumischung von Bantu- oder Hottentottenworten als differenzierendes Moment anzunehmen sein. Es ist interessant, zu wissen, daß jene „Betschuanen-Buschmänner", die Balala, welche als ein Pariastamm mit und unter den Betschuanen leben (s. S. 283), genau dieselbe Erscheinung zeigen, denn ihr Sitschuana ist ein sehr verändertes und von Stamm zu Stamm mannigfaltige Eigentümlichkeiten zeigendes Idiom, während die Betschuanen, ihre Herren, in öffentlichen Beratungen und häufigen Gesprächen, Gesängen ꝛc. ihre Sprache rein erhalten und rein fortpflanzen.

Aber doch muß man sich hüten, die konservative Macht des täglichen Sprachgebrauches unterschätzend, eine allzu leichte Flüssigkeit der Sprachformen auf dieser Stufe anzunehmen. Gegenüber jenen Angaben Sagards steht die beglaubigte Thatsache, daß in den letzten 200 Jahren die Huronendialekte sich nicht verändert haben. Durch Schweinfurth wissen wir, daß Djur und Bellana trotz der räumlichen Trennung die Schilluksprache fast unverändert behalten haben. Die letztern sind durch die ganze Breite der Bongo von den Djur, diese wieder weit von den Schilluk getrennt. Man erwäge die geringen Unterschiede der entlegensten Bantudialekte und Ähnliches. Wir sind daher geneigt, es auch eher aus einem Fehler der Beobachtung entspringend zu betrachten, daß z. B. S. F. Waldeck, wie er aus der Gegend von Palenque an Jomard schrieb, sich 1833 eines Wörterverzeichnisses nicht mehr bedienen konnte, welches erst nach 1820 angelegt worden war. Man weiß ja zur Genüge, wie nachlässig bei der Anfertigung mancher Vokabulare verfahren wird. Selbst in den bessern, von Engländern oder Amerikanern angelegten Wörterverzeichnissen

„wilder" Sprachen wird wegen willkürlicher Transskription für Deutsche oder Franzosen eine große Zahl von Wörtern im Verkehre mit den Eingebornen nicht zu brauchen sein.

Immerhin wird man es aber als Regel festhalten können, daß, je größer ein Volk, je inniger sein Verkehr, je fester ausgebildet seine soziale Gliederung, je einheitlicher seine Gebräuche und Anschauungen sind, um so unveränderlicher seine Sprache ist. „Es braucht keine geschriebene oder klassische Litteratur, um einem aus vielen Dialekten eine Überlegenheit und seinen Besonderheiten eine unbestrittene Legitimität zu verleihen. Reden in öffentlichen Versammlungen, Volksgesänge, nationale Gesetzesregeln, Orakel üben in geringerm Maße denselben Einfluß. Sie halten das natürliche Auseinanderfließen in die unzähligen Bäche ihrer Dialekte auf und geben gewissen Sprachbildungen Dauer, welche ohne diese äußern Einflüsse nur eines vorübergehenden Daseins sich erfreut haben würden." (Max Müller.) Diese Thatsachen zeigen klar, wo wir den wahren, den wesentlichen Unterschied der Entwickelungshöhe der Sprachen zu suchen haben. Diejenige Sprache wird die höchste Stufe der Entwickelung erreicht haben, deren Mittel jeglichem Ausdrucke gewachsen sind, ohne durch Überfülle in Unklarheit zu führen, welche den konkreten wie den abstrakten Begriffen die vollständigsten, verständlichsten, kürzesten Ausdrucksmittel bietet. Und hieraus würde weiter folgen, daß ein durchgehender Parallelismus zwischen Sprach- und Kulturentwickelung walte, indem die höchste Kultur der reichsten Mittel sprachlichen Ausdruckes bedarf. Unbeschadet der Unterschiede des Sprachbaues werden also jene Völker, welche die Träger der höchsten Kulturen sind, auch die reichsten, vielseitigsten Sprachen, d. h. solche Sprachen sprechen, welche den Namen vorzüglicher Werkzeuge verdienen. Unter vorzüglichen Werkzeugen verstehen wir hier aber nicht Werkzeuge, welche aufs beste den Zweck erreichen, für welchen sie bestimmt sind; denn für die einfachen Bedürfnisse der Australier sind ihre Sprachen vollkommen ausreichend, ja gerade durch ihre Armut vielleicht oft zweckmäßiger als reich ausgebildete Litteratursprachen. Wir betrachten vielmehr die Sprachen auch als besondere Organismen, welche eine eigne Entwickelungsstufe zu durchlaufen haben. So, wie wir in der Klasse der mechanischen Werkzeuge dem Pfluge einen höhern Rang anweisen als der Hacke, wiewohl die letztere einfachen Bedürfnissen ebenso gut dient, wie jener größern Ansprüchen gerecht wird, so gelten uns auch die ebenso biegsamen wie fest gegliederten, ebenso klaren wie reichen Sprachen der indogermanischen Familie mehr als die ärmern Idiome der Bantufamilie.

Ist die Sprache eines Volkes ein Maßstab seiner Kulturhöhe, so darf doch nur mit Vorsicht aus der Entwickelung jener auf diese geschlossen werden, denn die Sprache ist nur eine Äußerung unter vielen. Und am wenigsten sollte die sprachliche Behandlung bestimmter Begriffe zu solchem Maßstabe gemacht werden. Zählen und Rechnen sind sicherlich sehr wichtige Dinge, von deren richtiger Ausbildung ein großer Teil der geistigen und damit der Kulturentwickelung der Völker abhängig ist. Aber doch muß angesichts der angeblichen Unfähigkeit vieler Naturvölker, umfassendere Zahlbegriffe als 3 oder 5 zu realisieren, einer Unfähigkeit, welche besonders oft den Australiern vorgeworfen wurde, ganz allgemein darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Unzulänglichkeit eines Werkzeuges nicht eine entsprechende Unfähigkeit der dasselbe in Bewegung setzenden Hand voraussetzen läßt. Hier wiederholt man uns beständig: die Sprachen dieser Völker enthalten keine Zahlwörter über 3, also zählen diese Völker nicht höher als 3. Bleek hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß dieser Schluß ganz ebensoviel und ebensowenig berechtigt sein würde wie der Schluß, daß die französischen Zahlwörter dix-sept oder quatre-vingt die Unfähigkeit der Franzosen anzeigen, über 10 und 7 oder 4 und 20 hinaus zu zählen. Uns selbst fehlt ein besonderes Wort für 10,000, wie es die griechische, für 100,000 (Lak) und 10,000,000 (Kror), wie sie indische Sprachen besitzen. Die Nubier,

welche nur bis 20 in ihrer Sprache zählen, gebrauchen für die höhern Zahlbegriffe arabische Wörter, aber 100 nennen sie wieder mit dem nubischen Worte imil. Genau dasselbe gilt von den Farbenbezeichnungen, deren Armut bei vielen Naturvölkern und Völkern des Altertumes man unbedenklich auf entsprechende Armut der Empfindung zurückführte. Man ging hier von der unbewiesenen Annahme aus, daß der Ausdruck genau der Empfindung, sagen wir also in diesem Falle die Zahl der Farbenbezeichnungen genau der Zahl der verschiedenen Farbenabstufungen, entspreche, welche hinter der Netzhaut zur Reproduktion, zum Bewußtsein, gelangen. So falsch die Voraussetzung ist, welche hier vom Wesen der Sprache gemacht ist, so lehrreich ist für die Erkenntnis des wahren Wesens der Sprache die Einsicht, wie gerade in den Farbenbezeichnungen manche übrigens rohe Naturvölker einen ganz ungewöhnlichen Reichtum aufweisen. Dieser Reichtum hat aber die gleiche Ursache wie jene Armut, beide entspringen der Unreife. Es laufen eben die Worte noch so mangelhaft präzisiert innerhalb gewisser Grenzen durcheinander, daß zwar öfters derselbe Name für verschiedene Farben vorkommt, indessen noch viel häufiger die verschiedensten Namen auf die nämliche Farbe angewendet werden. Es ist dies also ein Reichtum der Verworrenheit, von dem man am wenigsten behaupten dürfte, daß er ein Zeichen hoher Entwickelung sei. Alfred Kirchhoff schrieb nach einer Prüfung einiger Queensland-Australier: „Von den Hottentotten behauptet man, sie hätten 32 Ausdrücke für Farben; dann werden sie von diesen Queensland-Australiern reichlich um das Doppelte übertroffen, denn nach mehrmals wiederholten, mehrstündigen Prüfungen ergab der Katalog ihrer Farbennamen an die 70 Nummern". Aber indem er diese Fülle der Wörter in ihre Elemente zerlegt, sind es eben auch nur Wörter, die er findet. Für eine und dieselbe Farbe bekommt man nicht selten mehr als ein Dutzend Ausdrücke genannt; letztere wiederholen sich aber doch fast immer nur innerhalb gewisser, deutlich zu bezeichnender Gruppen von Farben. Gewiß ist die Thatsache solcher Überfülle von Namen nur ein Beweis, daß diese Völker in ihrer täglichen Beschäftigung noch wenig Anlaß zur Festigung ihrer Farbennomenklatur fanden. Auf die Art der Entstehung des übergroßen Reichtumes an Bezeichnungen für einen Gegenstand, hier also für eine Farbe, wirft aber die Thatsache ein Licht, daß die großen Viehzüchter unter den afrikanischen Negern, jene Herero, Dinka und Genossen, welche die Viehzucht mit Leidenschaft betreiben, die größt denkbare Auswahl von Wörtern für die Braunen, Isabellfarbenen, Weißen, Schecken etc. in ihren Herden besitzen. Bei den Samojeden hat man elf bis zwölf Bezeichnungen für die verschiedenen Grau und Braun der Renntiere aufzeichnen können. Der Herero macht sich kein Gewissen daraus, die Farbe der Wiese und des Himmels mit demselben Worte zu benennen, aber er würde es als einen großen Beweis geistiger Unfähigkeit betrachten, wenn jemand die leichten Abstufungen des Brauns verschiedener Kühe in Ein Wort zusammenfaßte. Ähnlich ist die nautische Terminologie der Malayen und Polynesier hoch entwickelt. Hart daneben besteht aber die durch Trägheit bedingte größte Sterilität der Sprache. Nicht bloß die Naturvölker begnügen sich mit Einem Worte für verschiedene Farben, die sie nicht näher interessieren, sondern auch auf höhern Stufen kommt diese Unfruchtbarkeit in der Sprachbildung zur Geltung. Der mitteldeutsche Bauer faßt häufig auch violett unter braun, und der Japaner nennt blau und grün in der Regel unterschiedslos ao. Fühlt sich aber letzterer veranlaßt, genauer zu reden, so nennt er blau aï, grün mojengi.

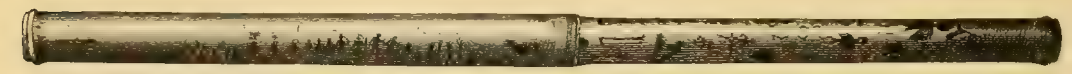
Das Bedürfnis entscheidet über den Sprachreichtum. Für die zivilisiertesten unter den heutigen Völkern Europas hat man die Regel aufgestellt, daß ihre durchschnittlich gebildeten Männer nur einen kleinen Teil der Wörter wirklich gebrauchen, welche in dem Wortschatze der von ihnen gesprochenen Sprachen enthalten sind. Die englische Sprache erhebt den Anspruch, 100,000 Wörter zu besitzen, ein englischer Feldarbeiter kommt jedoch

in der Regel mit 300 aus. Wo höher zivilisierte Völker mit niedriger stehenden zusammentreffen, wird der letztern Sprache leicht der Verarmung anheimfallen, weil sie eine Menge von Wörtern aus jener herübernimmt. Dann läßt aber ihre Verarmung keinen Schluß zu auf die Kulturhöhe des betreffenden Volkes, sondern kann nur als geschichtliche Thatsache im Leben dieser Sprache aufgefaßt werden. Ein gutes Beispiel ist das stark mit Arabisch versetzte Nubische, dessen ursprünglicher Begriffsreichtum nach Lepsius sehr beschränkt ist. Für Sonne, Mond und Sterne haben die Nubier zwar besondere Wörter, aber die Zeitbezeichnungen Jahr, Monat, Tag, Stunde entlehnen sie aus dem Arabischen; Wasser, Meer, Fluß ist ihnen alles essi; doch ist es auffallend, daß sie den Nil durch ein besonderes Wort, Tossi, bezeichnen. Für alle einheimischen zahmen und wilden Tiere haben sie eigne Wörter, arabische für alles, was Hausbau und sogar Schiffahrt betrifft. Für Dattelfrucht und Dattelbaum, die im Arabischen verschieden bezeichnet werden, haben sie nur ein Wort. Bezeichnend ist es, daß sie den Sontbaum durch dasselbe Wort bezeichnen wie den Baum überhaupt: g'ôni. Geist, Gott, Sklave, die Verwandtschaftsbegriffe, die Teile des Körpers, die Waffen, die Feldfrüchte, und was zur Brotbereitung gehört, haben nubische Namen; dagegen Diener, Freund, Feind, Tempel, beten, glauben, lesen sind arabisch. Auffallenderweise haben sie für Schrift und Buch besondere Wörter, aber nicht für Griffel, Tinte, Papier, Buchstabe. Die Metalle benennen sie alle arabisch, mit Ausnahme des Eisens. „Reich sind sie auf berberisch, arm auf arabisch."

Wie sehr gerade Sprachmischungen wie die eben angeführte dazu dienen können, Sprachen zu bereichern und vor allem zweckmäßiger zu machen, lehrt wohl am besten unter den europäischen Sprachen das Englische, welches ziemlich ebenso viele Wörter germanischer als romanischer Abstammung umschließt. Viele der vielgeschmähten Fremdwörter sind doch unentbehrlich. Man denke an die Neupflanzungen und Aufpfropfungen, die im Garten jeder afrikanischen, polynesischen, amerikanischen Sprache vorgenommen werden mußten, um den Missionaren auch nur die Verdolmetschung der einfachsten biblischen Geschichte und der Grundschriften des Christentumes möglich zu machen.

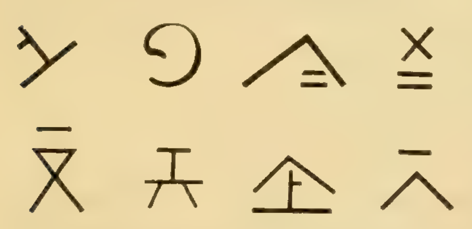
Nur in sehr beschränktem Maße vermögen andre Organe die Sprachorgane zu ersetzen, und dieser Ersatz findet, eben weil er sehr unvollkommen ist, nur in Fällen der Notwendigkeit oder aber in Bethätigung jenes Spieltriebes statt, der auch in den einfachsten Lebensäußerungen nach Abwechselung sucht. Wir sehen dabei von der schweren Notwendigkeit ab, die sich den von Natur Sprachlosen auferlegt, indem wir indessen an die interessante Thatsache erinnern, daß in Kasembes Reiche Livingstone einen Taubstummen fand, der ganz dieselben Zeichen machte wie ungeschulte Leute seiner Art in Europa. Es ist selbstverständlich, daß die hieraus hervorgehende Zeichen- und Mienensprache um so eher zum Gebrauche einladet, je ärmer und einfacher die eigentliche Sprache ist, je weniger mannigfaltig die Ideen sind, denen sie Ausdruck zu leihen hat. Wir finden sie also bei den minder zivilisierten Völkern und in den niedern Klassen der zivilisierten am meisten entwickelt, vorzüglich weil hier jene Bezeichnungen für Abstraktionen am wenigsten Verwendung finden, für deren Wiedergabe der Zeichensprache die Mittel fehlen würden. Wenn man uns nachweist, daß ein Arbeitsmann durchschnittlich mit ein paar Hundert Wörtern seinen alltäglichen Redebedarf deckt, so begreifen wir, daß die Zeichen- und Gebärdensprache im stande sein würde, einen großen Teil dessen, wenn nicht alles zu sagen, was mit diesen Mitteln zu sagen überhaupt möglich ist. Um so eher begreifen wir es, als durch den häufigen Gebrauch auch diese Art von Sprache zu einer Vollkommenheit gebracht werden kann, von welcher wir, die mit Tausenden von Wörtern operieren, uns keine Vorstellung zu machen vermögen. In die einfachsten Winke und Gebärden legen diese Völker viel mehr, als wir zu thun pflegen. Man höre Livingstone über das Winken der Neger:

„Die Afrikaner, wenn sie jemand winken, halten den Handteller abwärts, weil sie den Begriff damit verbinden, die Hand auf die betreffende Person zu legen und an sich zu ziehen. Ist die gewünschte Person in der Nähe, so streckt der Winkende seine Rechte in einer Linie mit der Brust aus und macht die Bewegung, als ob er den andern durch das Schließen der Finger und Zusichheranziehen fangen wolle; ist der Betreffende weiter weg, wird diese Bewegung verstärkt dadurch, daß er die Hand so hoch wie möglich in die Höhe hält, dann fährt er mit ihr abwärts, nach dem Boden hinstreifend, und behält die Hand dabei gesenkt, wie vorher." Zu einem wahren „Signalsysteme" ist aber die Gebärdensprache nicht bei den Afrikanern, die dafür die Trommelsprache haben (s. S. 617), entwickelt,



Bambusrohr mit Bilderschrift aus Neukaledonien (ethnographisches Museum, Wien).

sondern es scheint diese höchste Ausbildung den findigen und zugleich schweigsamen, phlegmatischen Indianern vorbehalten zu sein. Mallery hat in seinem großen Werke über die Zeichen- und Gebärdensprache der Indianer eine Reihe von Hauptzeichen gegeben, aus deren Kombination die mannigfaltigsten Sätze gebildet werden können. Dazu gehören indessen auch Feuer- und Rauchsignale und Ähnliches. Von dem Ausdrucke von Zahlbegriffen durch Gebärden gibt Lichtenstein ein hübsches Beispiel, indem er erzählt, wie ein Hottentott, der mit seinem holländischen Herrn im Streite über die Länge der Zeit war, welche er ihm noch zu dienen hatte, den Unterschied der beiderseitigen Auffassungen vor dem Richter klar zu machen wußte: „Mein Baas (Herr)", sagte er, „will haben, ich soll noch so lange dienen" — hier streckte er den linken Arm und die Hand aus und legte den kleinen Finger der rechten Hand auf die Mitte des Unterarmes —; „ich aber sage, daß ich nur noch so lange zu dienen habe" — hierbei rückte er seinen Finger bis ans Handgelenk vor. Außerdem brachte er als Beweisstück ein Stückchen Holz vor, in welches er bei jedem Vollmonde eine Kerbe geschnitten hatte und eine doppelte bei dem Vollmonde seines Dienstantrittes. Amerikanische Indianer tragen oft einen vollständigen Maßstab mit verschiedenen Unterabteilungen auf einen Arm tättowiert. Dies führt uns bereits auf die Rudimente der Schrift hin, deren verschiedenartigen Mitteln der Gedankenfixierung wir noch einige Worte zu widmen haben.



Eigentumszeichen der Aino (nach v. Siebold).

Bei allen Völkern der Erde finden wir die einfachen Mittel zur Fixierung der Begriffe, welche entweder in der Bilderschrift oder in der Zeichenschrift sich als naheliegende Erfindungen darbieten. Sind doch beide auch selbst der jüngern Jugend aller Völker vertraut. Der eben erwähnte Hottentott gebrauchte in seinem Kerbholze eine einfache Zeichenschrift, indem er jeden Monat mit einem Schnitte bezeichnete; unsre Knaben bedienen sich einer Bilderschrift, indem sie einem mißliebigen Kameraden einen Eselskopf an die Thür seines Hauses zeichnen. Erwachsene, denen eine höhere Form der Schrift fremd, vermögen aber mit Bildern, die sie aneinander reihen, viel mehr als derartig vereinzelte Begriffe auszudrücken. Indem diesen bildlichen Versinnlichungen durch Übereinkunft der an der Schaffung einer Schrift Interessierten ein konventioneller Charakter aufgeprägt wird, der sie weiten Kreisen verständlich macht, erheben sie sich zur Bilderschrift. Die Zeichen können dabei nur für einen bestimmten Zweck dienen, dem sie durch Übereinkunft bestimmt sind,





INDIANISCHE BILDERSCHRIFT

Piktographie eines Wabinogesanges (nach Schoolcraft)

Nebenstehende Tafel stellt einen auf eine Holztafel geschnittenen Wabino-Gesang in natürlicher Größe dar. Er gibt einen klaren Begriff von der Piktographie der Odschibwä-Indianer und zeigt, wie diese Bilderschrift dem Gedächtnisse zu Hilfe kommt. Ein in die Mysterien des Wabino eingeweihter Mann singt das Lied.

Figur 1. Das Bild stellt eine zu nächtlichem Tanze hergerichtete Hütte dar; sie ist mit sieben Kreuzen bezeichnet, welche Leichen bedeuten, und mit Zauberknochen und Federn geschmückt. Der Indianer nimmt an, daß diese Hütte sich bewegen und fortkriechen könne, und singt:

„Meine Hütte kriecht (bewegt sich) durch die Gewalt des Wabino".

Figur 2. Ein Indianer hält eine Schlange in der Hand, die er vermittelst einer Zauberkraft unter der Erde gefangen hat und nun im Triumphe zeigt, um zu beweisen, wie geschickt er sei. Die Worte des Gesanges lauten:

„Unter der Erde hervor habe ich sie genommen".

Zwischen 2 und 3 befindet sich auf der piktographischen Tafel ein Strich, der eine Pause bedeutet. Nach derselben singen alle Anwesenden, die Musik hebt an, und es wird getanzt.

Figur 3. Ein sitzender Indianer, das Haupt mit Federn geschmückt, hält einen Trommelschlägel in der Hand und singt:

„Ich bin auch ein Wabino; ich bin auch ein Wabino".

Figur 4. Ein Geist, der auf der Hälfte des Himmels tanzt. Die Hörner bezeichnen entweder einen Geist oder einen Wabino, der vom Geiste erfüllt ist (wie bei Figur 2).

„Ich lasse den Wabino tanzen."

Figur 5. Ein mit Federn verzierter Zauberknochen. Er ist ein Symbol, welcher die Macht und Fähigkeit, gleichsam wie mit Federn durch die Luft zu fliegen, andeutet.

„Der Himmel, der Himmel, ich segle auf ihm."

Figur 6. Eine große Schlange, genannt Kitschi Kinabik, die immer, wie auch hier, mit Hörnern dargestellt wird. Sie ist das Symbol des Lebens.

„Ich bin ein Wabino-Geist. Dies ist mein Werk!"

Figur 7. Ein Jäger mit Bogen und Pfeil. Indem er sich von Zauberkraft durchdrungen glaubt, vermeint er Tiere aus großer Entfernung sehen zu können und sie in seinen Pfad zu bannen, damit er im stande sei, sie zu erlegen.

„Ich arbeite mit zwei Leibern."

Figur 8. Eine schwarze Eule, die selten vorkommt.

„Die Eule, die Eule, die große schwarze Eule."

Figur 9. Ein Wolf, der auf dem Himmel steht. Er sucht eine Jagdbeute. Die Figur ist ein Sinnbild der Wachsamkeit.

„Laß mich danach jagen."

Figur 10. Flammen.

„Brennende Flammen, brennende Flammen."

Figur 11. Ein noch nicht ausgewachsenes Kind vor der Geburt, das nur auf einer Seite einen Flügel hat.

„Mein kleines Kind, mein kleines Kind, du dauerst mich."

Figur 12. Ein von einem Dämon belebter Baum.

„Wenn ich stehe, drehe ich mich rundum."

Figur 13. Ein Mädchen, das die Bewerbungen vieler abgewiesen hat. Ein verschmähter Liebhaber verschafft sich eine mystische Medizin und wirft ihr dieselbe auf Brust und Füße. Darüber schläft sie ein, er nimmt sie gefangen und entführt sie in die Wälder.

Der Chor stimmt einen Triumphgesang an. Pause.

Figur 14. Ein Wabino-Geist in den Lüften, mit Flügeln und Schwanz wie ein Vogel. Er ist mächtig auf Erden und im Himmel.

„Wabino, laß uns stehen."

Figur 15. Ein Symbol des Mondes, das einen großen Wabino-Geist darstellt. Seine Macht als Geist wird durch die Hörner angedeutet; die Strahlen hängen wie ein Bart herab. Das Symbol ist dunkel. Der Sänger singt bei dieser Figur:

„Ich habe es gemacht mit meinem Rücken".

Figur 16. Ein Wabino-Knochen, verziert wie bei 1 und 5.

„Ich habe gemacht, daß er um sein Leben kämpfen mußte."

Figur 17. Ein Baum mit Menschenfüßen; ein Symbol der Gewalt, welche der Wabino über das Pflanzenreich hat.

„Ich tanze, bis der Morgen kommt."

Figur 18. Ein Zauberknochen; er soll andeuten, daß der Sänger übernatürliche Kräfte besitze.

„Tanzt in der Runde."

Figur 19. Ein Trommelschlägel; er bedeutet einen Mann, welcher dem andern in der Wabino-Kunst hilft.

„Und auch ich, mein Sohn."

Figur 20. Ein Wabino mit einem Horne und einem Trommelschlägel in der rechten Hand. Bedeutet ein neueingeweihtes Mitglied.

„Ich befürchte, dieser da sei ein Wabino."

Figur 21. Ein auf der Erde stehender Mann ohne Kopf. Ein Symbol wunderthätiger Macht. Mit Anspielung auf Figur 1 wird gesungen:

„Ich bewirke, daß dein Leib gehe".

Figur 22. Ein Baum, der bis zum Himmelsbogen reicht.

„Ich male meinen Baum bis in den Himmel."

Figur 23. Eine Art menschlicher Gestalt mit Hörnern und einer Keule, die Figur eines Wabino.

„Ich wünsche einen Sohn."

Figur 24. Der schwalbenschwänzige Falke, welcher vorzugsweise von Schlangen lebt; er ist ein Sinnbild der Stärke im Kriege.

„Mein Wabino-Himmel!"

Diese Worte werden viermal wiederholt. Dann Pause. Die Tänzer ruhen ein wenig aus; nachher beginnen sie wieder.

Figur 25. Ein Obermeister in der Wabino-Genossenschaft mit einem umgekehrten Horne und nur einem Arme. Dadurch soll angedeutet werden, wie groß trotzdem seine Gewalt sei. Das Herz zeigt, daß er sich auch auf den Meda (geheimer Zauber) verstehe.

„Mein Leib ist ein großer Wabino."

Figur 26. Ein Vogel von böser Vorbedeutung.

„Meines Sohnes Knochen, der gehende Knochen."

Figur 27. Ein menschlicher Körper mit Kopf und Flügeln vom Vogel.

„Er wird in die Höhe fliegen, mein Freund."

Figur 28. Ein Mississai, Puter; Symbol des Rühmens, welches der Sänger für sich in Anspruch nimmt.

„Den Puter gebrauche ich."

Figur 29. Ein Wolf, hier Symbol des Aufspürens.

„Ich habe einen Wolf, eine Wolfshaut."

Figur 30. Fliegende Eidechse. Die angebliche Kraft des Aufspürens wird in Zweifel gezogen.

„Dort ist kein Geist, dort ist kein Geist; Wabino-Geist!"

Figur 31. Ein Wabino-Geist, der fliegen kann.

„Großer Wabino, großer Wabino, ich mache den Wabino."

Längere Pause in Tanz und Gesang.

Figur 32. Eine Tabakspfeife, die bei den Wabino-Feierlichkeiten benutzt wird. Sie ist ein Sinnbild des Friedens, und der Sänger raucht sie, um sich guten Erfolg zu sichern.

„Was siehst du, Meda, mein Geisterbruder?"

Figur 33 und 34. Symbol des Mondes mit Strahlen ꝛc.

„In der Nacht komme ich und füge dir Schaden zu."

Figur 35. Ein Wabino. Offenbar ein Symbol der Sonne.

„Ich sitze im Osten."

Figur 36. Eine Art von Drache, ein Ungeheuer. Bezeichnet große Gewalt über Leben und Tod.

„Mit meinem Körper, Bruder, werde ich dich niederschlagen."

Figur 37. Ein Wolf mit einem bezauberten Herzen; die Figur soll die Zaubergewalt des Meda andeuten.

„Renne, laufe, Wolf, dein Leib gehört mir."

Figur 38. Ein Zauberknochen, das Symbol der Zauberkunst.

wie z. B. die Eigentumszeichen, welche, losgelöst von aller Schrift, die etwa neben ihnen vorhanden ist, einfach die Thatsache aussprechen, daß der Gegenstand, dem sie aufgemalt oder eingeschnitten werden, den und den bestimmten Mann zum Eigentümer hat. Mancherlei Zeichen, die oft unter dem ornamentalen Charakter, den sie annahmen, kaum mehr zu erkennen sind, mögen aus derartigen Eigentumsmarken hervorgegangen sein, oder sie können die Verdeutlichung eines Gegenstandes oder eines Begriffes zum Zwecke haben, wie ein nach einer Richtung gehender Fuß oder eine deutende Hand den Weg zeigt. Dann stehen sie aber schon an der Grenze, welche durch ihre Aneinanderreihung zu einer höhern Entwickelungsstufe führt. Der auf der beigehefteten Tafel „Indianische Bilderschrift" dargestellte „Wabino-Gesang der Odschibwä-Indianer" gibt eine Vorstellung von der Art, wie mit einfachen Mitteln, sobald sie mit bestimmtem Sinne ausgestattet sind, nicht nur ein Begriff, sondern eine ganze Kette von Darstellungen ausgedrückt wird. Ähnliche Bilderschriften finden sich ungemein häufig bei Völkern jeden Stammes und jeder Kulturstufe. Alle höhern Schriften sind aber aus solchen Bilderschriften hervorgegangen. Diese Abstammung ist in noch erkennbarer Form in der mexikanischen und ägyptischen Hieroglyphenschrift vorhanden, während sie in der chinesischen verwischt ist. Die Spuren sind aber noch überall zu erkennen. Selbst in der Keilschrift findet man die Anklänge an die Bilderschrift, aus der sie entsprungen. In der ägyptischen Hieroglyphenschrift bezeichnet ein Ochs, ein Stern den betreffenden Gegenstand, daneben bezeichnen aber diese Hieroglyphenbilder auch schon in den ältesten, bis auf 3000 v. Chr. zurückgehenden Inschriften bestimmte Laute, wirken als Lautzeichen. Ähnlich waren in der mexikanischen Bilderschrift Sachzeichen und Lautzeichen gemischt. Eine einsilbige Sprache, wie das Chinesische, welche mit einer und derselben Silbe verschiedene Wörter bezeichnet, macht von freilich kaum mehr kenntlichen Sachzeichen Gebrauch, um die phonetischen Silbenzeichen näher zu bestimmen. Die Japaner machten dagegen für ihre mehrsilbige, der phonetischen Schreibung zugänglichere Sprache eine eigentlich phonetische Schrift aus den chinesischen Buchstaben zurecht. In entschiedenerer Weise thaten das Gleiche die Phönizier, indem sie die überflüssigen Sachzeichen der Ägypter fallen ließen und nur die zum Schreiben der Laute notwendigsten Hieroglyphen herübernahmen. Die phönizischen Namen der Buchstaben finden sich bei den Griechen und gingen in alle abendländischen „Alphabete" über. Noch heute kann man von manchen Buchstaben des lateinischen und deutschen Alphabetes den Ursprung bis in das Sachbild der Hieroglyphenschrift verfolgen. Die weltweite Verbreitung dieser Schrift hat sich aber nicht ohne beständig fortschreitende Umsetzung des Zeichenschatzes vollzogen. Auf dem Wege von den Phöniziern zu den Griechen wurde die ursprüngliche Vokalarmut überwunden; während letztere im Laufe ihrer Sprach- und Schriftentwickelung das sogen. Digamma (F) verloren, fügten die westlichen Nordvölker ihr W dem Lateinischen hinzu und entwickelten die Proselyten griechisch-katholischer Missionare eine eigne Abart von Alphabet aus dem Griechischen. So erwuchs aus offenbar mannigfaltigen Anfängen der Bilderschrift an nur einer Stelle der Erde eins der vorzüglichsten Werkzeuge des menschlichen Denkens, die gelenkigste, allen Sprachen anzupassende, in der Entwickelung zur Telegraphen- und Stenographenschrift den höchsten Möglichkeiten vollständig adäquaten Gedankenausdruckes erreichende Buchstabenschrift. Der Menschheit war damit ein für ihre Fortentwickelung außerordentlich bedeutsamer Schritt gelungen, denn die Schrift, indem sie die Tradition befestigte und sicherte, befestigte und sicherte die Kultur selbst, in deren Wesen wir den auf Tradition begründeten Zusammenhang der Geschlechter als den lebendigen, sozusagen seelenhaften Kern wirksam gefunden haben.

Die Religion.

Inhalt: Schwierigkeit des Gegenstandes. — Haben die Naturvölker Religion? — Sind ihre religiösen Vorstellungen Reste höherer Gedankenkreise oder Keime späterer Entwickelungen? — Hawaiische Hades-Sage. — Der Ursprung aller Religion liegt im Suchen nach Ursachen. — Erscheinungen, welche dieses Suchen anregen: große Naturerscheinungen. — Tieraberglaube. — Mächtiger als die Naturerscheinungen wirken Krankheit, Traum und Tod. — Allbeseelung. — Fetische. — Götzen. — Tempel. — Begräbnisweise. — Die Idee des Fortlebens. — Die Moral in der Religion. — Klassifikation und Verbreitung der Religionen. — Die Missionsthätigkeit.

Manche Umstände erschweren die Erforschung des religiösen Lebens und Denkens der Naturvölker. Man begreift, daß dieselben nur zaudernd und dann vielleicht unvollständig oder mit der Absicht, zu täuschen, Auskunft geben über ihre Vorstellungen vom Höchsten. Man versteht noch eher, daß es ihnen oft nicht leicht fallen mag, solche Auskunft zu geben, weil sie sich selbst nicht klar über ihre betreffenden Gedanken sind. Merensky erzählt eine in dieser Richtung sehr bezeichnende Antwort, welche er einst von christlichen Basuto erhielt, als er sie fragte, was sie denn von Gott gedacht hätten, als sie noch Heiden gewesen seien. „Gedacht von Gott haben wir gar nichts“, antworteten sie ihm, „aber geträumt von Gott haben wir.“ Es darf wohl behauptet werden, daß überhaupt religiöse Ideen von der Klarheit derer, wie die Christen, Juden oder Moslemin sie besitzen, bei Naturvölkern gar nicht vorkommen; denn nicht nur ist das gesamte Gedankenleben dieser Völker ein träumerisch-unbestimmtes, inkonsequentes und zusammenhangsloses, sondern es fehlt auch das läuternde, fortbildende Weitergeben der Gedanken von einer Generation zur andern, das einen organischen Zusammenhang zwischen dem Denken der Vor- und der Jetztwelt schafft. Was aber von religiösen Ideen vorhanden ist, das ist sehr oft nur wenigen Ältern eines Volkes bekannt, von welchen es mit eifersüchtiger Sorgfalt gehütet wird. Und selbst, wo dies nicht zutrifft, herrscht fast allgemein eine Scheu vor dem Preisgeben der religiösen Geheimnisse. Höchstens Verstümmeltes oder Bruchstücke sind zu erfahren.

Deswegen muß man sich auch hüten, zu gering von den religiösen Ahnungen und Vorstellungen der Naturvölker zu denken, denn eins ist bei denselben stets festzuhalten: daß alles nicht auf die unmittelbar praktischen Zwecke des Lebens gerichtete geistige Regen und Streben in ihnen zum Ausdrucke kommt, daß Religion in diesen Regionen Philosophie, Wissenschaft, historische Tradition, Poesie ist, daß also unter allen Umständen viel in derselben zu vermuten, zu suchen bleibt. Aber auch im eigentlichen Religiösen darf man nicht von der Ansicht ausgehen, daß alles, was in den Tiefen vorhanden, auch gleich an der Oberfläche sich zeigen müsse. Die ungerechtesten Beurteilungen, innerer Widersprüche voll, entfließen diesem Vorurteile. Ein sehr guter Kenner der Namaqua-Hottentotten (der Missionar Tindall) hat den Ausspruch gethan: „In Bezug auf Religion scheinen ihre Gemüter ein fast unbeschriebenes Blatt gewesen zu sein“, welcher wohl so verstanden worden ist, daß sie überhaupt kaum eine Ahnung von religiösen Dingen gehabt hätten. Diese Annahme würde aber ein starkes Mißverständnis einschließen, denn es ist in der Seele der Namaqua allerdings keine deutliche Schrift zu lesen, die irgend welche religiöse, klar zu ihrem Bewußtsein gelangte Botschaft verkündete; aber es fehlt nicht an mancherlei Zeichen, die als verwischte Reste einer deutlichen Schrift erscheinen. So schränkt auch der genannte Urteiler seinen Ausspruch selbst wieder ein, indem er sagt: „Die Thatsache, daß ihre Sprache Benennungen enthält für Gott, Geister und auch für den Bösen, scheint anzuzeigen, daß sie in diesen Dingen nicht ganz unwissend waren, obgleich nichts weiter in den Ausdrücken der Sprache oder in zeremoniellen Gebräuchen und Aberglauben vorhanden ist, was den

Beweis brächte von etwas mehr als einer rohen Vorstellung einer geistigen Welt. Ich glaube, daß die abergläubischen Geschichten, welche von Reisenden ihnen abgelauscht und als religiöse Erinnerungen vorgetragen wurden, von den Eingebornen selbst nur als Fabeln aufgefaßt werden, welche man entweder zur Unterhaltung erzählt, oder welche dazu dienen, die Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten der wilden Tiere zu veranschaulichen. Sie haben viel mehr Vertrauen zu Zauberkräften als zur Religion." Man hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß wir es hier mit einer individuellen, etwas engen Fassung des Begriffes Religion zu thun haben, und in der That, wenn diese Gebräuche und Sagen keine Religion sind, so gehören sie doch zu den Elementen, aus denen sich mit fortschreitender Kulturentwickelung der Kristall des geläuterten Glaubens bildet. Wir werden im Laufe unsrer Schilderungen öfters vor die Frage gestellt werden: Ist Religion in diesen Gebräuchen, Anschauungen, Sagen zu sehen? Um gerecht zu sein, werden wir dann immer die Gegenfrage stellen müssen: Ist Religion nur als fertiger Begriff zu fassen, oder ist nicht vielmehr diejenige Auffassung die wahrere und gerechtere, daß Elemente der Religion in allem zu erkennen sind, was an Gedanken und Gefühlen der Menschen über die Dinge des täglichen Lebens und über dies ganze körperliche Dasein hinaus in das Reich unbekannter Ursachen sich erhebt? Indem wir uns zu dieser letztern bekennen, werden wir zwar selten Religion in jenem engen Sinne bei Naturvölkern finden, werden aber wohl auch nicht eine einzige Volksseele analysieren, ohne letzte Wurzelfasern der Religiosität bloßzulegen. Wir werden aus wissenschaftlicher Überzeugung rückhaltlos dem Urteile zustimmen müssen, welches aus religiöser Empfindung heraus diesem Streben nach unten entgegengerufen ward: „Völlige Religionslosigkeit, wahrer Atheismus ist wohl das Ergebnis einer aushöhlenden, gemütsabstumpfenden Überkultur, niemals aber die Wirkung roher Unkultur. Bei dieser bleibt auch in der tiefsten Verkommenheit immer noch das Religionsbedürfnis, dem ein Religionsvermögen entspricht, möge sich dieses auch noch so fehlerhaft und verworren bethätigen." (V. von Strauß.)

Die Ethnographie kennt keine religionslosen Völker, sondern nur verschieden hohe Entwickelung religiöser Ideen, die bei einigen wie im Keime oder, besser, wie in einer Verpuppung klein und unscheinbar liegen, während sie bei andern zu einem herrlichen Reichtume von Mythen und Sagen sich entfaltet haben. Das Beispiel der Sprache muß uns sehr vorsichtig machen. Wir dürfen nicht in den Unvollkommenheiten sofort immer Urzustände sehen wollen, am wenigsten gerade hier. Liegt es nicht nahe, angesichts der auf diesem Gebiete oft ins Unkenntliche gehenden Verkümmerungen großer religiöser Gedanken (erinnern wir uns nur an das abessinische oder Thomaschristentum oder den mongolischen Buddhismus) selbst in dem Fetischdienste der Neger oder dem Gespensterglauben der Hottentotten nichts andres als Rückbildungen höherer Glaubensformen zu sehen? Die Propagationskraft religiöser Ideen ist ebenso groß wie die Sicherheit, daß sie da verkümmern werden, wo sie vereinzelt, losgelöst von dem organischen Zusammenhange mit einer großen lebendigen Mythologie oder einem geistgetränkten Lehrgebäude in die Wüstenei des materiellen Lebens der Naturvölker hinausgeworfen werden. Schon heute findet man korrumpierte Stücke christlicher Vorstellungen in den indianischen und polynesischen Mythen; ahnten wir nicht die Geschichte ihrer Verpflanzung, so würden sie dem Anhänger der Entwickelungslehre zum Beweise dienen, daß dort die Keime des bei uns so herrlich aufgegangenen Christenglaubens lägen. Auch die in den letzten 20 Jahren mit sehr dankenswerter Emsigkeit und Liebe gesammelten Volksdichtungen der Naturvölker erwecken an manchen Stellen den Verdacht, daß irgend ein Zweig europäischer Märchen, Fabeln ꝛc. dort zufällig zu Boden gefallen sei und mit der Vermehrungskraft, die diesen Gebilden der Phantasie ihrer Natur nach eigen ist, sogleich in der fremden Erde Ausläufer getrieben habe. Max Müller hat

in seiner Anzeige von Callaways „Nursery tales of the Zulus“ (1866) einen tiefern Gedanken an sie geknüpft, indem er hervorhob, daß sie ebenso wie die unsrigen, wenigstens soweit sie von Geistern, Feen und Riesen handeln, auf eine entlegene Zivilisation oder wenigstens auf einen lange fortdauernden Wachstumsprozeß deuten. „Wie die Anomalien der Sprache, zeigen sie gerade durch ihre Eigenartigkeit, daß hinreichende Zeit zur Konsolidation rein überlieferter Gebilde vorhanden war, und daß es eine Epoche gab, wo das heute Regel- oder Sinnlose mit einem bestimmten Zwecke und gesetzmäßig sich bildete.“

Dieser Gedanke ist unsrer Auffassung des geistigen Lebens der Naturvölker als eines eher verkümmerten, rückwärts gegangenen als der Entwickelung zustrebenden nur günstig. Wir wagen sogar vorauszusagen, daß in der religiösen Sphäre der entferntesten afrikanischen und australischen Völker Spuren indischer oder ägyptischer Überlieferungen zu finden sein werden, so, wie man mit Aussicht auf Erfolg wagen kann, dieselben in ihrem übrigen Kulturbesitze zu suchen. Die indischen Elemente im malayischen Glauben gehören schon heute zu den fest bewiesenen Thatsachen und reichen vielleicht bis nach Hawai hinaus.

Auch hier darf die Unvollkommenheit des Ausdruckes, die schwache Fähigkeit, einen Gedanken in Worte zu fassen, nicht als Maßstab für die Tiefe dieses Gedankens genommen werden. Dieselbe Anschauung eines übersinnlichen Verhältnisses wird sich viel eindrucksvoller in der Pergamenthandschrift eines griechischen Dichters als in der mündlichen Überlieferung eines polynesischen oder afrikanischen Priesters oder Zauberers darstellen. Sucht man aber die verständlichern Sätze aus dem Stammeln des Naturmenschen heraus, so gewinnt man ein Bild, welches im Wesen nicht viel jenem poetisch ausgeschmückten nachsteht. Nehmen wir z. B. folgende hawaiische Hades-Sage, die mit entsprechenden Sagen der Griechen verglichen werden kann: Ein Häuptling, der über den Tod seiner Frau tiefbetrübt war, erhielt auf seine Bitten von seinem Priester den Kane-i-kon-alii (Gott der Häuptlinge) als Führer in Milus Reiche. Beide wanderten bis an der Welt Ende, wo sie an einen Baum gelangten, der sich spaltete; auf ihm glitten sie in die Tiefe hinab. Der Gott verbarg sich dort hinter einem Felsen und ließ den Häuptling, den er vorher mit einem stinkenden Öle eingeschmiert hatte, allein vorausgehen. Im Palaste Milus angelangt, fand er dessen Hof mit einer großen Menge von Akua (Geistern) angefüllt, die so vertieft in ihre Spiele waren, daß er sich unbemerkt unter sie mischen konnte. Als sie ihn aber bemerkten, hielten sie ihn für eine neuangekommene Seele (Uhane) und höhnten ihn als Akua-pilan (stinkenden Geist) wegen seines zu langen Verweilens beim verwesenden Körper. Als nun nach allerlei Spielen ein neues ausgedacht werden sollte, da schlug der Häuptling vor, daß sich alle die Augen ausreißen und diese auf einen Haufen zusammenwerfen sollten. Jeder war rasch dabei, doch der Häuptling merkte wohl, wohin Milus Augen fielen, ergriff sie im Fluge und verbarg sie in seinem Kokosbecher. Da nun alle blind waren, gelang es ihm, nach dem Reiche Wakeas zu gelangen, das Milus Scharen nicht betreten dürfen. Nach längerm Verhandeln mit dem unter Wakeas Schutze stehenden Häuptlinge erlangte Milu seine Augen nur dadurch wieder, daß er die Seele der Häuptlingsfrau losgab, welche nach der Erde zurückkehrte und mit dem Körper wieder vereinigt ward.

Die Religion hängt überall mit dem tiefen Bedürfnisse des Menschen zusammen, für jedes Geschehen eine Ursache oder einen Urheber zu erspähen. Ihre tiefsten Wurzeln berühren sich mit denjenigen der Wissenschaft. Diesem Bedürfnisse kommt nun sehr passend die Neigung entgegen, alle Naturerscheinungen in einem gewissen Grade zu vermenschlichen, d. h. denselben eine Seele beizulegen, welche einmal ihre eignen Bewegungen und Veränderungen, dann aber auch ihre Beziehungen zur nähern und fernern Umgebung leitet. Die Dajaken legen, ähnlich wie dem Menschen, auch der Pflanze eine Seele bei. Kränkelt die Pflanze, so ist die Seele zeitweilig entwichen; verfault der Reis, so ist seine Seele ganz

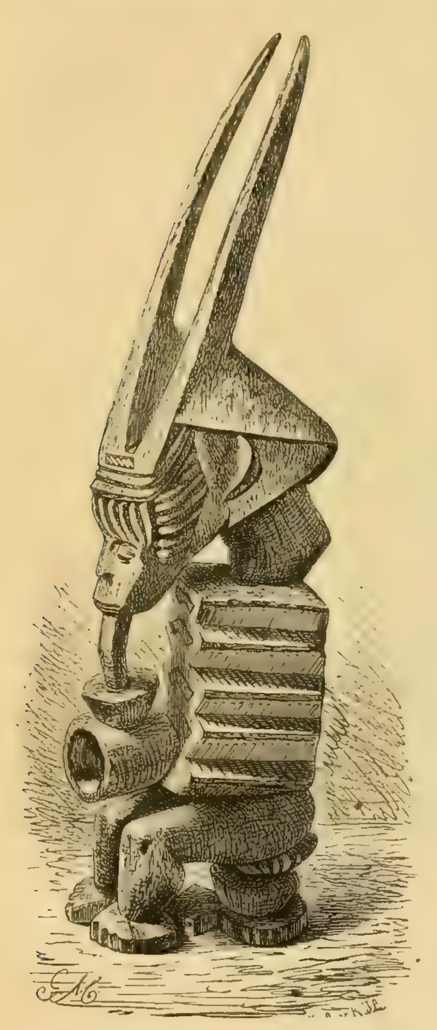
fort. Eine falsche Anwendung des Gesetzes von Ursache und Wirkung führt dazu, Beziehungen zwischen diesen Seelen und derjenigen des Menschen anzunehmen, welche letztern zuletzt in ein dichtes Netz von Kausalitätsfäden einspinnen. Oft ist die Geschichte des Kosa-Häuptlinges erzählt, welcher starb, nachdem er kurz vorher ein Stück eines gestrandeten Ankers hatte abbrechen lassen. Von der Zeit an wurden bei den Kosa diesem Anker sogar Ehrfurchtsbezeigungen erwiesen. So knüpfen sich tausend Fäden, deren keiner vergessen wird, und in diesem Netze der Tradition zappelt der naive Sohn der Natur wie die Fliege im Spinnengewebe und verwickelt sich mit jedem Versuche, den wahren Faden zu finden, nur noch immer mehr. Daher die Angst vor den Phantomen seiner Einbildungskraft, einer der bezeichnendsten Züge des Naturmenschen, der mehr als gut sein Thun und Treiben



Ein Fetisch unbekannten Zweckes (Blitzfetisch?) in Lunda (nach Max Buchner). Vgl. Text, Einleitung S. 39.

beherrscht. Der Naturmensch fürchtet sich mehr vor der Nacht als ein schlecht erzogenes Kind. Er scheut Nachtmärsche auch da, wo ein lebhafter Verkehr ihn über manche Vorurteile hinausgehoben hat. Felkin schreibt vom obern Nil: „Bei Nacht wollen die Eingebornen aus Furcht vor wilden Tieren und dem schlimmen Einflusse des Mondes durchaus nicht marschieren. Indessen fühlen sie sich die ganze Hälfte des Jahres hindurch auch bei Tage nicht ganz wohl und suchen sich im beständigen Gefühle ihrer Bedrohtheit durch unsichtbare Mächte wenigstens dadurch einigermaßen zu sichern, daß sie die allgemein menschliche Anschauung von Unglückstagen ins Unsinnige ausdehnen. Hier sind nur Montag, Donnerstag und Samstag gute Reisetage; Mittwoch ist weder besonders gut noch schlecht, aber Sonntag, Dienstag und Freitag sind Unglückstage. Wenn die Reise nicht unumgänglich nötig ist, thut man am besten, sich dem Vorurteile zu fügen oder mindestens erst nach den Mittagsgebeten abzumarschieren." Die weißen Leute werden wie alles Ungewohnte, Neue in diesen Aberglauben fast unvermeidlich hineingezogen. Manche traurige Episode in der Entdeckungsgeschichte des dunkeln Erdteiles erklärt sich durch diese Verbindung, die in dem

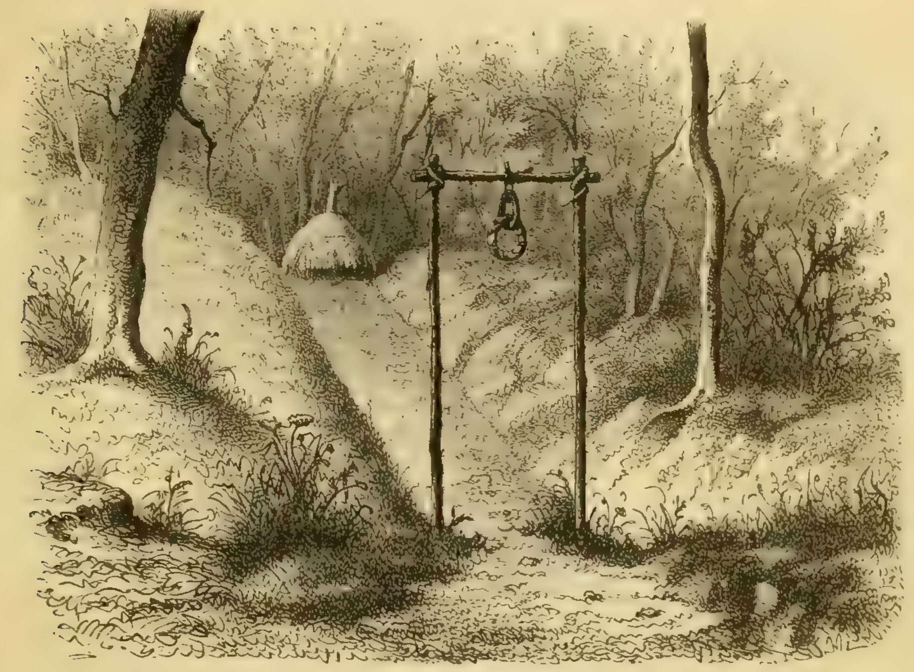
gespensterschwangern Geiste des Negers eine ganz natürliche ist. Drastisch schildert Livingstone in seinen „Missionsreisen" die Angst, welche er, als erster Weißer in ihr Land kommend, den Negern einjagte: „Der Anblick eines weißen Mannes flößt immer einen Schrecken in ihre schwarze Brust, und in jedem Falle der Art schienen sie unendlich erleichtert, wenn ich glücklich vorüber war, ohne auf sie losgegangen zu sein. Die Frauen gucken hinter den Mauern hervor, bis ich ihnen nahe komme, und huschen dann eiligst in das Haus. Wenn ein kleines Kind mir, unbewußt der Gefahr, in den Straßen begegnet, so bricht es in ein Geschrei aus." Nicht minder sind auch die Dinge, die der weiße Mann besitzt oder benutzt, sogleich in die Sphäre des Wunderwirkenden, Fetischhaften erhoben. Die Westafrikaner halten namentlich beschriebenes Papier für einen Fetisch: es ist für sie bares Hexenwerk, Zauberhieroglyphen. Als Buchholz einmal einen schwerverwundeten Kranken verband, war ihm ein Stückchen Papier aus der Tasche gefallen, ohne daß er es merkte. Als er später den Kranken besuchen wollte, fand er ihn ausquartiert, weil das Haus bezaubert sei. Ihm aber wurde das Stückchen Papier feierlichst wieder übergeben. An dem Begräbnistage einer Frau aus Mapania im Gebiete der Bakhwiri wurde derselbe Reisende durch einen von den Negern abgesandten Boten in besonderer Ansprache dringend gebeten, auf seinen Spaziergängen doch nicht Papierstückchen zu verstreuen, weil sie sonst diese Wege und Orte meiden müßten. Chapman hat uns die Wirkungen dieser Furcht aus Unsicherheit in der Ngamiregion treffend geschildert. Als er in der ungesunden Zeit des Hochsommers (November) Letschulatebes Stadt besuchte, war die Sterblichkeit an Fiebern daselbst eine sehr starke, und der Häuptling war in großer Angst und Aufregung über den, wie er sich ausdrückte, „überall umherwandelnden Tod". Er zeigte sich fast nie außer seiner Hütte, ließ seine Weiber und Kinder zahlreichen Waschungen unterwerfen und hielt seine Doktoren in beständiger Arbeit, indem er unaufhörlich mit Kräuterabkochungen seine Schwelle besprengen ließ. Die Angehörigen von Verstorbenen wurden langwierigen Reinigungsprozessen unterworfen, ehe ihnen gestattet ward, sich der Gemeinschaft der andern wieder anzuschließen. Auch bei kleinern Anlässen zeigte Letschulatebe seine Todesfurcht, indem er z. B. nach dem Tode seiner Lieblingssklavin die wehklagenden Weiber, welche ihm zu Gefallen zu heulen glaubten, samt der Toten verfluchte und sie wegjagte. Er zog es vor, gegen eine der geheiligtsten Sitten seines Volkes zu verstoßen, statt an den Tod erinnert zu werden.



Ein hölzernes Götzenbild vom Niger (Museum der Church Missionary Society, London). ⅓ wirkl. Größe. Vgl. Text, Einleitung S. 36.

Wo aber nehmen diese Völker die Seelen her, mit denen sie die ganze Natur freigebig bevölkern? Diese Frage führt uns auf die wohl tiefste, stärkste Quelle des Glaubens, welcher

Seelen, Geister, Gespenster in Millionen unaufhörlich entsteigen. Wenn wir uns ganz allgemein die Frage vorlegen: Welche Eindrücke werden die dauerndsten sein bei leicht empfänglichen, aber gleichzeitig auch mit nur lockerm Zusammenhange und geringer Dauer ihrer Eindrücke und Ideen begabten Menschen? so wird die Antwort immer lauten: Diejenigen, welche die eingreifendste Änderung in ihnen selbst oder ihren nächsten Verhältnissen hervorrufen. Das sind Krankheit und Tod, denen Hunger und Durst als körperliche Affektionen, gewissermaßen als vorübergehende Krankheiten, anzureihen sind. Die letztern kehren häufig wieder, fehlen sie doch bekanntlich selbst den von Natur am reichsten ausgestatteten Naturvölkern nicht, während jene die tiefsten Spuren, die empfindlichsten Lücken lassen. Daher

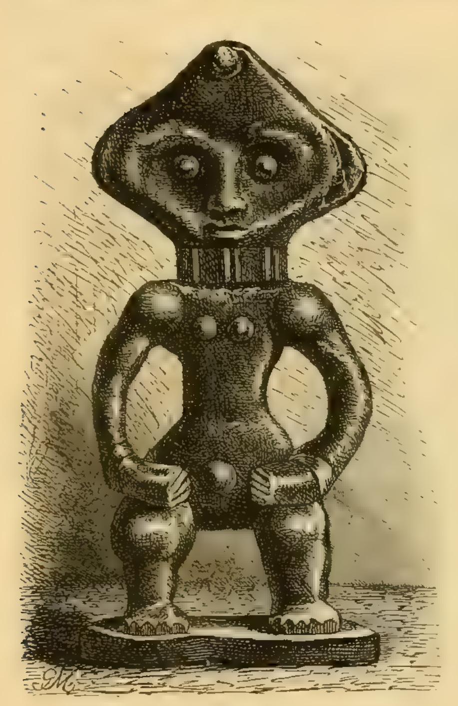


Eine Fetischhütte in Lunda (nach Max Buchner). Vgl. Text, Einleitung S. 39.

ist es nicht die Furcht vor der Natur, welche uns als der erste Grund des Aberglaubens entgegentritt, sondern diejenige vor dem Tode und vor den Toten. Das Geschäft der Schamanen, Medizinmänner, Koradschi, und wie diese Zauberer sonst heißen mögen, ist in erster Linie überall das Aufsuchen von Todes- und Krankheitsursachen und dann der Verkehr mit den Geistern der Verstorbenen, vor welchen deren Angehörigen überall eine tiefe Scheu innewohnt.

Zunächst geht hieraus der Fetischglaube hervor, der auf den verworrensten Wegen Beziehungen zwischen den unzähligen Seelen und allen möglichen Dingen schafft, in denen diese ihre Wohnung aufschlagen. Am deutlichsten zeigt es sich hier, daß nicht die geraden Wege von dem Gegenstande der Außennatur zu der Seele des Menschen, welche von jenem erregt wird, die Grundlinien primitiver Glaubenssysteme bilden, denn man würde vergeblich nach einem direkten Verhältnisse zwischen deren Lehren und dem Maße der Größe und Wirksamkeit jener suchen, sondern daß es vielmehr die nach irgend welchen Stützen irgendwo in der Umgebung ängstlich umhersuchende Phantasie ist, welche mit der Launenhaftigkeit, die zu den bezeichnenden Äußerungen furchtsamer Aufregung gehört, sich an beliebige Gegenstände hängt, welche des Zweckes, zu dem sie bestimmt sein sollen, oft in hohem Grade

unwürdig erscheinen. Warum verfallen alle Neger in der ganzen Breite und Länge Afrikas mit Vorliebe auf Hörner, mit denen ihre Zauberer sich massenhaft behängen, und in denen ihre Erzpriester, d. h. ihre Könige, die Mannigfaltigkeit ihrer gefürchteten Medizinen aufbewahren? Woher die fast komische Topfverehrung der Dajaken und Alfuren? Was es Auffallendes gibt, findet Raum in dem Wuste von Seltsamkeiten, welche um Hals und Gürtel eines Kafferzauberers herumhängen. Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen wurde der erste große Diamantenfund am Kap in dem Ledertäschchen am Halse eines Zauberers gemacht. Die Steinverehrung ist weitverbreitet, bezieht sich aber in der Regel auf große, anstehende Felsstücke. Fetisch kann jedoch in Afrika jeder Stein werden, der in einen bunten Fetzen gewickelt und um den Hals gehängt wird. Bei den Musgu werden lange Stangen, bei den Sandeh unförmliche Klötze aus Holz, in welche Nägel eingeschlagen sind, zu Götzen. Man dürfte kaum einen Afrikaner finden, der nicht einen Fetisch um den Hals hängen hat, und da viele Wünsche, Thätigkeiten rc. ihre besondern Fetische haben, ist mancher Mann schwer mit solchen heilsamen Dingen beladen. Jede Eskimowaffe trägt ihren kleinen Schutzgott am Bande. Nur eine Gradabstufung trennt von ihm die Götzen in Menschengestalt, welche vielleicht aus den Abbildern Verstorbener hervorgegangen sind, wie man sie bei den Malayen und in Afrika in den Grabhütten oder um die Gräber herum aufstellt. Beseelt sind beide, nur ist des letztern Seele eine bestimmte, die einen bekannten Körper beseelte und nun in diese Puppe übergegangen ist. Welcher Art Seele aber ein Götzenbild umschließen mag, wie wir es nebenstehend und S. 34 von der Westküste Afrikas abbilden, ob einen Gott, muß dahingestellt bleiben. Uns interessiert dieses Bild hauptsächlich wegen der Deutlichkeit, mit der es die ungeheuerliche Phantastik ausprägt, in welche der Naturmensch seine Vorstellung vom Übersinnlichen kleidet. Mit der Schaffung solcher sichtbarer Seelenabbilder ist auch schon die Gründung besonderer Stätten der Seelenverehrung in Form der Fetischhütten Afrikas, der tabuierten Stätten der Malayen und Polynesier und endlich der Tempel gegeben. Indem dieselben häufig an die Grabstätten, die Wohnstätten der Seelen Heimgegangener, sich anschließen, zeigen sie genau wie unsre Kirchhöfe, die um die Kirchen angelegt sind, unbewußt den engen Zusammenhang, der zwischen der Sorge für die Seelen der Toten und der Gottesverehrung waltet. Nur daß jene primitiven Tempel häufiger aus dem Kirchhofe erwachsen, als dieser sich ihnen anlehnt.



Ein Hausgötze der Fan, Westafrika (nach Du Chaillu).

Die **Begräbnisweisen** aller Völker, so verschieden sie sind, sind auch ein Stück Religion. Allen liegt der Gedanke zu Grunde, daß der Leichnam nicht sogleich von der Seele verlassen werde, oder daß er wenigstens eine gewisse Bedeutung für dieselbe noch behalte. Die Polynesier sprechen es deutlich aus, daß die Seele nach dem Tode noch einige Zeit in der Nähe des Grabes umherirre, bis sie endgültig in Milus oder Wakeas Reich hinabsteige. Bei Malayen und Nordwestamerikanern ist diese Vorstellung ebenso klar. Daher wird

vielfach der Leichnam einige Zeit hindurch unbegraben gelassen, bei den Negern einige Tage, bei den Indianern Chiriquis ein volles Jahr. Und selbst dann zeigt die weite Verbreitung der Grabmitgaben und der mumienartigen Zurichtung der Leiche (s. Abb., Einl. S. 39), der Kenntlichmachung des Grabhügels, der selbst bei gewissen Negerstämmen (Bongo) den Charakter eines monumentalen Baues annimmt, der Gründung und Erhaltung wahrer Mausoleen von Häuptlingsgräbern, wie wenig auch der nach ihren Begriffen vollkommen entseelte Leichnam bloß ein Gegenstand geworden ist. Bei manchen Völkern wird die zeitweilige Rückkehr der Seele in ihr der Verwesung verfallenes Haus vorgesehen, zu diesem Zwecke eine Öffnung in der Gruft gelassen oder von Zeit zu Zeit neue Speise und Trank neben den Leichnam gestellt.



Ein Damara-Grab (nach Andersson)

Die zwangsweise Zurückzauberung der Seele in ihren Leichnam wird für ebenso möglich gehalten wie ihre Herauszauberung bei lebendigem Leibe und die Übertragung in irgend ein Tier, welch letztere eine mit Vorliebe geübte Spezialität afrikanischer Zauberer ist. Überhaupt sieht sich die auf Ausdenkung der Möglichkeiten einer Seelenwanderung gerichtete Phantasie bei der Annahme einer Allbeseelung keine Schranken gezogen, wenn auch aus naheliegenden Gründen die Tierwelt dabei immer in erster Linie tributär gehalten wird.

Die Furcht gesellt sich als starkes Motiv zu den in der Seelenlehre gelegenen Gründen für die verehrungsvolle Behandlung der Leichen. Die Behandlung einer Songoleiche beschreibt Max Buchner folgendermaßen: „Am zweiten Tage nach dem Tode fand die Beerdigung statt. Die Leiche wurde in einen frischen Panno gewickelt und in Matten eingeschnürt, so daß sie vom Kopfe bis zum Fuße vollständig verhüllt war, an eine Stange gebunden und wie in der Tipoia hinausgetragen, nicht durch die gewöhnliche Thür des Lagerzaunes,

sondern durch eine eigens geöffnete Lücke desselben, die danach wieder verschlossen wurde. Das Grab war westlich von uns am Wege, der nach der Heimat führte, hergestellt worden. Dort scharrten sie die Verwandten ohne weitere Zeremonie ein." Bei dieser Beschreibung gewinnt man den Eindruck, daß die Einhüllung, das Tragen an der Stange, die Vermeidung der Thür, das Einscharren weit von der Hütte, alles, wenn nicht von Furcht eingegebene, so doch mit Furcht getränkte Handlungen seien. Seltsamerweise kommen gerade in dieser Beziehung die stärksten Widersprüche vor, denn wenn auf der einen Seite die Kaffern ihre Leichname oft einfach in den Wald tragen, um sie den Hyänen zu übergeben, begraben einige Stämme der Malayen, Australier, Nilneger dieselben in ihren Gehöften. Daß die Hütte des Verstorbenen verlassen oder zerstört, sein Hausrat zertrümmert wird, ja daß oft sogar seine Sklaven und Herden getötet werden, daß selbst sein Name der Vergessenheit geweiht wird, ist alles als Ausfluß der Gespensterfurcht zu betrachten.



Angebliche Götzenbilder (Seelenbilder) aus Ubudschwa (nach Cameron).

Deuten also viele mit dem Begräbnisse zusammenhängende Gebräuche auf die Annahme einer Seele hin, die nach dem Tode früher oder später den Körper verläßt, um entweder nach unbestimmter Zeit wieder in denselben zurückzukehren, oder sich völlig von ihm zu trennen, so ist die Vorstellung von dem Orte, wo diese vom Körper losgelösten Seelen verweilen, eine viel weniger notwendige. Das kurze und lückenhafte Denken der Naturvölker gestattet uns die Annahme, daß ein tiefer Glaube an die Beseelung des menschlichen Körpers vorhanden sein könne, ohne daß jene darum sich genötigt sehen, über die Stätte, wo die Seelen verweilen, sich Rechenschaft abzulegen. Dagegen verschafft jener Glaube ohne Zweifel der Idee von einem Jenseits bereitwilligere Aufnahme, und wenn diese Idee bei Alteuropäern, Polynesiern und Indianern eine merkwürdige Ähnlichkeit aufweist, so mögen wir darin eher eine in anthropogeographischer als völkerpsychologischer Beziehung merkwürdige Thatsache erblicken. Der oben mitgeteilte Mythus von dem seelenraubenden hawaiischen Häuptlinge zeigt deutlich, wie weit diese Ähnlichkeit geht. In den Grundzügen des Hinabsteigens, der Täuschung, welcher der Beherrscher der Unterwelt unterliegt, der Eifersucht der übrigen Seelen findet Übereinstimmung über fast alle Völker hin statt, welche überhaupt die Idee vom Jenseits aufgegriffen haben. Gerade diese Idee mag uns aber veranlassen, darauf hinzuweisen, daß ein sehr wesentlicher Unterschied zu machen ist zwischen Vorstellungen, denen als unmittelbaren Spiegelbildern der Wirklichkeit eine gewisse Notwendigkeit innewohnt, und jenen an diese erst in zweiter oder späterer Reihe sich anknüpfenden Gedanken, die in den einfachen Denkprozessen der Naturmenschen keinen Grund der Notwendigkeit finden. Jene entstehen leichter spontan, diese werden immer besonders gründlich auf ihren Ursprung in höhern und fernern Gedankenkreisen zu prüfen sein.

Diesen Vorstellungen vom Fortleben ist nun auf höherer Stufe der Entwickelung noch ein weiteres, höheres Element zugewachsen in Gestalt der Lehre von Lohn und Strafe im Jenseits. Für uns ist diese Lehre mit der Idee des Jenseits unzertrennlich verbunden, viele Völker haben aber jene ohne eine Spur von dieser. Die Naturvölker machen wohl auch Sonderungen im jenseitigen Leben, so z. B. die Polynesier zwischen Milus und Wakeas Reiche: jenes ist das geräuschvolle, wo die Seelen der Niedern hausen, die mit Spiel und Geschrei sich vergnügen; in diesem hingegen herrschen Ruhe und Würde, den Häuptlingen entsprechend, deren Seelen hier wohnen. So hat der Indianer seinen bevorzugten Himmel, ähnlich der Walhalla, für die mutigen und im Kampfe gefallenen Krieger. Ein Richter aber über Gut und Böse setzt in den Religionen mehr moralisches Element voraus, als auf dieser Stufe sich findet. Es ist wesentlich zu betonen, daß die Morallehren kein notwendiges erstes Ingrediens der Religion, sondern eine erst auf höhern Stufen erfolgende Zumischung sind.


Eine mit Gewändern umkleidete Mumie von Ancon (nach Reiß und Stübel). Vgl. Text, Einleitung S. 37.

Zwei Klassen von Naturerscheinungen sind noch zu nennen, welche die tiefste Wirkung auf dieses angeborne Gefühl der Unsicherheit ausüben, und zu denen daher der Mensch am entschiedensten Stellung zu nehmen sich gezwungen sieht. Angesichts mächtiger Bethätigungen der Naturgewalten vergleicht sich der Mensch mit der Gewalt und Majestät der Natur und gewinnt das peinliche Gefühl seiner eignen Unbedeutendheit. Ein Bewußtsein seiner Unterordnung kommt über ihn. Von allen Seiten schränken ihn unzählige Hindernisse ein und hemmen seinen Willen. Sein Geist erschrickt vor dem Unendlichen und Unergründlichen und bemüht sich kaum noch um das Einzelne, woraus jene erhabene Größe besteht. Stürme, Erdbeben, Vulkanausbrüche werden durch das Unerwartete und Betäubende ihres Hervorbrechens wirksam (die phantastischen Götzenbilder, von denen Wälder und Felder im Afrika der Neger wimmeln, sind wohl häufig nur Denkmäler von Blitzschlägen 2c.; s. Abbildungen, S. 33 u. 35 [Einl.], 181 u. 188), während die Erscheinungen des gestirnten Himmels im Gegenteile durch die majestätische Ruhe und Regelmäßigkeit ihres Verlaufes den tiefsten Eindruck hinterlassen. Das Dasein dieser seltsamen, von irdischen Dingen so weit abweichenden Erscheinungen, ihr Leuchten, die große Zahl der Sterne übten notwendig einen Einfluß auf den Geist auch der ursprünglichsten Menschen. Selbst Buschmänner und Australier benennen Sternbilder. Die erwärmende Wirkung der Sonne mußte mit Dankgefühl empfunden werden, und Mond und Sterne sind mit ihrer Erhellung doppelt willkommene Erscheinungen den Naturvölkern, welche in beständiger kindischer Angst vor Geistern und Gespenstern leben. Die Sorge, mit der viele von ihnen bei Mondfinsternissen den verfinsternden bösen Geist wegzuzaubern suchen, die Vorliebe, mit der die Sagenbildung sich an den Mond geheftet hat, vor allem aber die hohe Stelle, welche dem Monde in den religiösen Vorstellungen der Völker zu teil ward, sprechen dafür. Religiöse Verehrung der

Gestirne und vor allen der Sonne ist bald deutlich ausgeprägt, bald nur in Spuren bei sehr zahlreichen Völkern verbreitet, so daß man sagen konnte: „Die Sonne ist als Lichtspenderin von allen Nationen als ein göttliches Wesen, als die allgemeine Wohlthäterin verehrt worden". Dies ist zu viel. Aber Sonnendienste sind sehr weit verbreitet und zwar am meisten in den höher entwickelten Vorstellungskreisen. Weit bekannt sind besonders gewisse Sagen, welche an die verschiedenen Stellungen der Sonne zur Erde und an den dadurch bedingten Wechsel der Jahreszeiten anknüpfen. Gemeinsam mit der Erde schafft die Sonne alles Lebendige, auch alle Sterne. Die Seelen abgeschiedener Helden ziehen oft der Abendsonne zu.

Die Witterungserscheinungen drängen sich durch die Unmittelbarkeit ihrer Wirkungen auf Wohl und Wehe des Menschen seiner Beachtung auf. Sie greifen zu tief in sein wirtschaftliches Gedeihen ein. Ihre darum sehr begreifliche Rolle im Glauben oder Aberglauben des Menschen zeigt die allgemeine Verbreitung der Regen- oder Sonnenscheinmacher, der Herbeiführer von Fruchtbarkeit. Darüber hinaus liegt aber das Gebiet der Erscheinungen, welche nicht mehr oder selten in unmittelbare Beziehungen zu den Interessen des Menschen treten und daher von ihm nur beachtet werden, wenn sie sich ihm aufdrängen. Nicht ganz ohne Eindruck geht selbst der Naturmensch, das vorurteilsvollste Geschöpf menschlicher Gattung, der Mensch mit dem engsten Gesichtskreise, am Rauschen des Meeres, am Brausen des Waldes, am Sprudeln der Quelle vorüber. Diese Erscheinungen werden in den Kreis abergläubischer Vorstellungen mit hineingezogen, welche ihrerseits von nähern Ursachen hervorgerufen sind.

Ganz anders sind die Früchte seines innigen Zusammenlebens mit der zugänglichern Natur. Die Poesie verflicht hier mit der Religion ihre Wurzeln. Bezeichnenderweise wird dabei die Tierwelt am allermeisten angesprochen. Tier- und Pflanzensagen sind ein Hauptteil der Litteratur primitiver Völker. Tiere finden sogar eine Stelle am Grunde der Genealogien der Stämme und Häuptlinge. Außerdem drängen sich dieselben durch Nutzen und Schaden in einer nicht zurückzuweisenden Art auf. Menschenfressende Raubtiere sind an und für sich den der Menschenfresserei selber nicht fern stehenden Wilden verwandt, und vielleicht hängt die weitverbreitete abergläubische Furcht vor dem Töten der Hyänen und der Krokodile, beides in hohem Grade menschenfressende Tiere, mit einem ähnlich begründeten Abscheue zusammen. Der Schonung dieser Tiere (bei Malayen, aber auch bei den Joloffen Senegambiens werden sogar Krokodile in heiligen Teichen gehegt) mag dann eine andre Wendung gegeben werden, so wenn Lobengula, der Matabelekönig, seinen Unterthanen Krokodile zu töten bei Todesstrafe verbietet, zumal mit dem toten Krokodile verderblicher Zauber geübt werden könnte. Der Tierglaube kann dann gleichsam eine indirekte Form annehmen, wenn auch jene Grundmotive immer wieder durchscheinen.

Um einen allgemeinen Überblick über die Verbreitung der verschiedenen Religionen über die Erde zu erhalten, pflegt man sie in wenige große Gruppen zu teilen, deren Statistik sich, da man nur Schätzungszahlen anstrebt, annähernd erlangen läßt. Man kann nichts gegen dieses Verfahren einwenden, zumal die Religionsbekenntnisse, abgesehen von dem eignen ihnen innewohnenden Interesse, Kulturmerkmale von großer Bedeutung darstellen. Aber es muß vorausgesetzt werden, daß die Gruppierung sich soviel wie möglich auf die tiefstgehenden Unterschiede gründe, damit die Menschheit nicht in zufällige Stücke zerschlagen, sondern nach der wahren Höhe und Tiefe der Entwickelung ihrer Religionsbekenntnisse unterschieden werde. Man könnte nicht sagen, daß diese Voraussetzung in bisherigen Versuchen dieser Art sich verwirkliche, sondern man sieht im Gegenteile immer nur herkömmliche, äußerliche Momente in Betracht gezogen, wie Christentum, Heidentum, Monotheismus, Polytheismus und dergleichen. Überblickt man aber die religiöse Entwickelung der Menschheit im Zusammenhange mit ihrer Gesamtentwickelung, so

erkennt man, daß dieses nicht die großen Marksteine der religiösen Entwickelung sein können, sondern daß deren natürliche Abschnitte viel tiefer liegen müssen. Man hat wohl am treffendsten und umfassendsten die Religion definiert als ein bejahendes Verhältnis des menschlichen Bewußtseins zu etwas als gegenständlich Empfundenem, das die Dinge zuhöchst bestimmt, und zu dem der Mensch in persönlicher Beziehung steht. Diese Beziehung hat sich nun nirgends in reiner Form ausgebildet, sondern immer nur gebrochen, unzulänglich und unter mannigfaltig fehlgreifender Gestaltung. Auch ist sie im Laufe ihrer Entfaltung nicht allein geblieben, sondern sie trat mehr und mehr in die innigste Verbindung mit andern Bestrebungen des menschlichen Geistes und vor allen mit Regungen und Bedürfnissen seines Gewissens. Dadurch erhielt sie die wichtigste Zufügung, welche in dem moralischen Elemente besteht. Durch dieses aber erlangt die Religion den größten Einfluß auf die allgemeine Kultur, denn während auf rohern Stufen der Religionsentwickelung der Mensch fast nur als der Fordernde auftritt, der an die Geister, Fetische &c. mit seinen Wünschen oder gar Befehlen herankommt, für deren Erfüllung sie dann ihre Opfer erhalten, wird nun umgekehrt das Geistige zur Macht, die, mit Lohn und Strafe ausgerüstet, über ihm waltet und nicht nur zu leiten, sondern oft genug zu zwingen vermag. Diese durch manche Stufen zu verfolgende schärfere Herausbildung des moralischen Elementes in der Religion geht aber Hand in Hand mit einer Läuterung der letztern von einer Masse von Elementen, die ohne tiefere innere Verwandtschaft mit ihr verbunden zu sein pflegen, wie denn auf niedern Stufen nicht bloß der Dienst des außermenschlichen Geistigen, sondern auch die Pflege des Geistes im Menschen, d. h. alle Rudimente von Wissenschaft, Kunst und Dichtung, Sache der Zauberer, Priester und dergleichen zu sein pflegen. Man pflegt diese Stufe als Naturreligion zu bezeichnen, was wir indessen nicht nachahmenswert finden, da dieser Name allzu leicht die Vorstellung erweckt, als sei sie eine Herausbildung aus dem Naturzustande und stehe mit der Natur in besonders inniger Verbindung. Manche Religionen, welche weit in der Vergöttlichung der Natur gegangen sind, würden viel eher diesen Namen verdienen, z. B. die griechische. Wir würden folgende Klassifikation der Religionen als dem Wesen und der Entwickelung derselben am meisten entsprechend vorschlagen:

I. Religionen ohne hohe Erhebung des Göttlichen über Menschliches und ohne starkes moralisches Element. Dieselben ruhen durchaus auf Seelen- und Gespensterglauben, mit welchem Wahrsagung, Heilkunde, Regenzauber und andrer Aberglaube verbunden sind.

a) Ohne feste Anknüpfung an irgend eine Gruppe von Naturerscheinungen, daher mit starker Neigung zum Fetischismus: viele Negervölker.

b) Derselbe Grundzug, aber mit höherer Entwickelung kosmogonischer und mythologischer Vorstellungen, welche zu ganzen Systemen auswachsen: Polynesier.

II. Religionen, welche das Göttliche hoch über die menschliche Sphäre erheben und von der Vermischung mit andern geistigen Bestrebungen wissenschaftlicher, dichterischer Art &c. fortschreitend loslösen, dafür aber immer mehr das moralische Element, meist gestützt auf Annahme künftigen Lebens mit Lohn und Strafe, in welcher der Seelenglaube (von I.) geläutert wiederkehrt, zur Ausbildung bringen.

a) Polytheismus oder Vielgötterei, die aber Einem Gotte eine herrschende Stellung einzuräumen pflegt, ohne ihm selbst immer etwas sittlich Überragendes zuzuerkennen: Brahmagläubige, Inder, Griechen.

b) Monotheismus in verschiedenem Grade der Entwickelung, je nach Zahl und Bedeutung der zwischen dem Einen Gotte und den Menschen sich einschiebenden Gottesverwandten, Heiligen &c. Der eine Gott erscheint in höchster moralischer Vollkommenheit: Juden, Christen, Mohammedaner.

Erfinden und Entdecken.

Inhalt: Wesen des Erfindens. — Primitive Wissenschaft. — Finden und Festhalten. — Schwierigkeit der Tradition auf niedern Stufen. — Verlorengehen von Erfindungen. — Töpferei in Polynesien. — Wichtigkeit einzelner Erfindungen in primitiven Verhältnissen. — Tapa. — Dunkle Abstammung der Kulturbesitztümer der Naturvölker. — Beispiele von Nachahmungen und andern Anklängen. — Es gibt keine beziehungslosen Völker. — Ethnographische Armut und Verarmung. — Unterschiede der Entwickelungshöhe. — Monbuttu. — Merkwürdige Einzelentfaltungen. — Gilbertinseln. — Schwierigkeit der Bestimmung der Kulturhöhe der Völker.

Die Vorgänge, welche zusammen das ausmachen, was man den Fortschritt der Menschheit nennt, beruhen auf einem immer mehr sich vertiefenden und erweiternden Studium der Naturerscheinungen, aus welchem eine entsprechend wachsende Bereicherung der Mittel hervorgeht, die der Mensch zur Verbesserung und Verschönerung seines Lebens aus seinen natürlichen Umgebungen heraus sich aneignet. Ganz ebenso muß es in den Urzeiten gewesen sein. Die Erfindung des Feuermachens durch Reibung war eine geistige That, welche



Feuerzeug der Kaffern, Holzstöcke zum Reiben (Museum des Berliner Missionshauses). 1/4 wirkl. Größe.

mindestens ebensoviel Beobachtung und ausdauernde Denkkraft erforderte wie die Erfindung der Dampfmaschine. Der Erfinder des Bogens und der Pfeile oder der Harpune muß ein Genie unter seinen Zeitgenossen gewesen sein. Und damals wie heute mußte das, was durch Naturanregung geistig erworben ward, seinen Weg durch den einzelnen Geist nehmen, um dann unter günstigen Umständen von hier aus zu mehreren oder vielen sich weiter Bahn zu brechen. Nur Anregungen niedern, d. h. unentwickeltern, Grades, die wir ganz allgemein Stimmungen nennen können, entstehen wie epidemisch gleichzeitig in vielen und vermögen so die geistige Physiognomie eines Volkes mitzubestimmen. Die geistigen Erwerbungen sind Einzelleistungen, und die Geschichte auch der einfachsten Entdeckungen ist ein Stück Geistesgeschichte der Menschheit. Denken wir uns den Menschen der ersten Urzeit, der nackt in die Welt hineingestellt ist, so kommt für ihn alles darauf an, sich aus den von der Natur gebotenen Mitteln dasjenige herauszunehmen, was seine Bedürfnisse befriedigen kann. Auf zwei Wegen kommt ihm dabei die Natur entgegen: sie liefert ihm die Stoffe zur Nahrung, Bekleidung, zu Waffen 2c. und bietet ihm die Anregung zur passendsten Verwertung dieser Stoffe. Mit diesen Anregungen haben wir uns hier zu beschäftigen.

Im Erfinden spielt, wie in allem Geistigen des Menschen, die in seiner Seele sich spiegelnde Außenwelt eine Rolle. Man kann nicht zweifeln, daß ihr viel abgesehen wird, wiewohl man natürlich nie im stande sein wird, ganz genau zu bestimmen, wieviel durch Naturnachahmung gewonnen wird, und wie weit dieselbe geht. Oft scheint die Übereinstimmung zwischen Vorbild und Abbild sehr nahe zu liegen, so z. B. wenn Livingstone in der Sitte der Araber, ihre Kamele durch einen Druck auf den Nacken zum Niederknieen zu

veranlassen, eine Nachahmung des Druckes sieht, den zu demselben Zwecke die Gazelle mit dem Hufe auf ihr Junges ausübt, oder wenn, wie Peter Kolb erzählt, die Hottentotten nur nach jenen Wurzeln und Knollen suchen, welche von Pavianen und Wildschweinen gefressen werden. Wir werden bei der Betrachtung der Entwickelung des Ackerbaues mehrere Fälle derartiger Anregungen kennen lernen, die oft unbewußt sich auch auf andern Gebieten zur Geltung bringen mochten. Man wird auch daran denken dürfen, daß auf niedern Kulturstufen der Mensch selbst dem Tiere näher steht, daher auch leichter von ihm lernt, mehr teilhat am tierischen Instinkte.

Allein selbst diese Gewinne sind immer zunächst von dem Individuum und für das Individuum gemacht. Es gehört mehr dazu, um sie zu Erfindungen im kulturgeschichtlichen Sinne, d. h. zu Bereicherungen des Kulturbesitzes, zu stempeln. Denn zwiefach ist die Art der Ansammlung geistiger Errungenschaften, und beide sind von sehr verschiedener geschichtlicher Wirkung und Bedeutung. Einmal haben wir die konzentrierte Schöpferkraft genialer Einzelnen, welche Besitz auf Besitz in die Schatzkammern der Menschheit einträgt, dann aber außerdem die Verbreitung durch die Massen hin. Und zwar verbreitet sich ein großer Teil dieses Besitzes in Form von Einzelkenntnissen, wobei die Erhaltung des Besitzes dadurch allein schon gewährleistet ist, daß die Masse sich beständig erneut. Die Erfindung, die der Einzelmensch für sich behalten, stirbt mit demselben, nur in der Tradition ist das Fortleben der Ideen möglich. Das Maß der Lebenskraft der Erfindungen und Entdeckungen hängt aber von der Traditionskraft des Volkes ab, welche ihrerseits eine Funktion des innern organischen Zusammenhanges der Generationen genannt werden darf. Da dieser Zusammenhang am stärksten in jenen Schichten eines Volkes ist, welchen die Muße gegeben oder die Aufgabe gestellt ist, Geistiges, wenn auch in primitivster Gestalt, zu pflegen, so ist die Kraft der Erhaltung geistigen Erwerbes auch von der innern Gliederung eines Volkes abhängig. Und da endlich eine Ansammlung geistigen Besitzes wieder anregend auf schöpferische Geister wirkt, welche ohne dieselbe nach andern Richtungen sich bethätigen oder mindestens verdammt sein würden, immer wieder von vorn zu beginnen, so wird alles, was darauf hinwirkt, die Traditionskraft eines Volkes zu verstärken, günstig auf die Bereicherung seines Besitzes an Ideen, Entdeckungen, Erfindungen einwirken. Es dürften demnach als mittelbar begünstigende Naturbedingungen der geistigen Entwickelung der Menschheit hauptsächlich jene betrachtet werden, welche auf Dichtigkeit der Gesamtbevölkerungen, auf fruchtbringende Thätigkeit der Einzelnen und damit auf Bereicherung der Gesamtheit hinwirken. Aber auch das, was unter solchen Voraussetzungen weite Ausbreitung eines Volkes und reichliche Möglichkeiten des Austausches begünstigt, ist in dieser Richtung wirksam. Wenn man beachtet, daß zum Erfinden nicht nur das Finden gehört, an welchem Nachdenken und Einbildungskraft beide beteiligt sind, sondern auch das Festhalten dieses Gefundenen durch seine Ausbreitung in weite Kreise zu praktischer Benutzung und zum Nachahmen und damit zur Einreihung in den bleibenden Kulturbesitz, so begreift sich, daß nicht auf allen Kulturstufen diese für den Kulturfortschritt so hochwichtige Funktion des Erfindens zu gleich wirksamer Ausprägung gelangen wird. Alles zielt darauf hin, die Wirksamkeit dieser Funktion auf den niedern Stufen einzuschränken, ja fast ganz zu nichte zu machen. Der Fortschritt der Kultur hat ein beschleunigtes Tempo.

Wie viele Erfindungen der Menschen mögen in den langen Jahrtausenden verloren gegangen sein, welche der Bildung größerer Gemeinschaften, der Herausbildung des Gesellungstriebes vorangingen! Sehen wir doch noch heute so manche Erfindung mit ihrem Träger in Vergessenheit geraten oder im günstigsten Falle mühselig wieder ausgegraben und konserviert werden! Und wer ermißt die schwere Masse der Trägheit, des zähen Widerstandes, die der Neuschöpfung von Ideen sich entgegenstellt! Wir erinnern uns

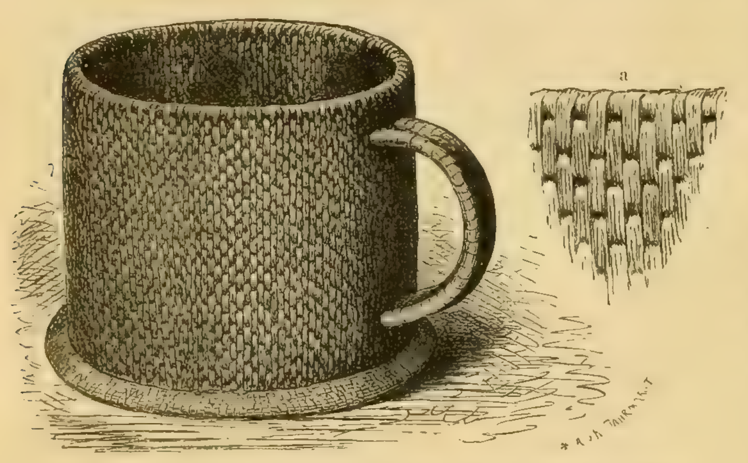
hier an eine Schilderung, welche Cook im Berichte seiner zweiten Reise von den Neuseeländern entwirft: „Die Neuseeländer scheinen vollständig zufrieden mit dem bißchen Kenntnis zu sein, das sie besitzen, ohne im geringsten den Trieb zu zeigen, dieselbe zu verbessern. Auch sind sie nicht besonders neugierig, weder in ihren Fragen noch ihren Beobachtungen. Neue Dinge überraschen sie nicht so, wie man voraussetzen würde, ja dieselben fesseln oft ihre Aufmerksamkeit nicht einen Augenblick. Omai (der tahitische Begleiter Cooks), den sie sehr gern hatten, bildete manchmal einen Kreis um sich; aber sie schienen seinen Reden wie Menschen zu lauschen, welche weder verstanden, noch zu verstehen suchten, was sie hörten." Welche Perspektive von immer wieder vergeblichen Anläufen eröffnet sich angesichts einer geistigen Schwerbeweglichkeit, wie sie hier geschildert wird, und wie sie mehr oder weniger für alle Naturvölker gilt! Man bekommt den Eindruck, daß aller Schweiß, den unser Zeitalter der Erfindungen im Ringen nach immer neuen Verbesserungen vergießt, nur wie ein Tropfen zu dem Meere der Mühen sich verhält, in dem die Erfinder der Urzeit untergingen. Noch in der heutigen Welt, die ja auch für die Naturvölker eine Welt des Verkehres, des Zusammenhanges, der Beziehungen ist, sind die Fälle des Verlorengehens wichtiger Erfindungen keineswegs selten. Die Kulturkeime gedeihen nicht in jedem Boden ohne Unterschied. Es steht vielmehr die Masse der Kulturmittel, welche ein Volk aufnimmt, stets in einem geraden Verhältnisse zu seinem gesamten Kulturstande. Dieser bestimmt die Grenze seiner Aufnahmsfähigkeit. Was darüber hinaus geboten wird, bleibt, wenn auch äußerlich aufgenommen, für das Leben dieses Volkes bedeutungslos und gerät mit der Zeit in Vergessenheit oder Erstarrung. Hierauf führt der größte Teil der ethnographischen Armut in den niedern Schichten ethnographisch reicher Völker zurück.

Bei den Schlüssen, welche man aus gewissen Kulturerrungenschaften, die in Gestalt von Kulturpflanzen, Haustieren, Geräten und dergleichen bei einem Volke sich finden, auf dessen Berührung mit einem andern zieht, vergißt man leicht diesen einfachen, aber sehr einflußreichen Umstand. Manche Einrichtungen unsrer Gebirgsbewohner verraten nichts davon, daß diese seit Jahrtausenden in der Nachbarschaft einer hohen Kultur leben, und die Buschmänner haben auffallend wenig aus dem reichen Schatze der Waffen, Geräte und Fertigkeiten sich zugeeignet, welchen die Betschuanen besitzen. Wie einerseits die Fortbildung der Dinge und Vorstellungen, welche man als Kulturbesitz zusammenfassen kann, so ist anderseits die Rückbildung oder mindestens die Stagnation, in welche diese von Natur offenbar nicht starke Bewegung leicht gerät, eine lehrreiche Erscheinung, und besonders anziehend ist der Vergleich zwischen den verschiedenen Graden solchen Stehenbleibens. Wer von der Ansicht ausgeht, daß die Töpferei eine höchst primitive, dem natürlichen Menschen wie wenig andre nahegelegte Erfindung sei, der wird in Polynesien mit Erstaunen wahrnehmen, wie inmitten eines Lebens von nicht unbedeutenden Ansprüchen ein begabtes Volk sich völlig ohne diese Kunst zu behelfen weiß, und wie auch nicht einmal Anläufe zu sehen sind, welche etwa als Keime derselben zu betrachten sein möchten. Und er wird vielleicht, indem er um sich blickt und nur auf der einen kleinen Osterinsel im äußersten Osten Polynesiens dieser Kunst wieder begegnet, ahnen, wieviel mehr der wenn auch seltene und oft unterbrochene Verkehr zwischen Ländern und Inseln als die unabhängige Erfindung zur Bereicherung des Kulturschatzes der Menschheit beigetragen hat. Daß aber gerade dieser Verkehr auch wieder sehr launenhaft in seiner vermittelnden, ausbreitenden Funktion sei, das lehrt die Nichtübertragung dieser bei den Fidschi-Insulanern hervorragend entwickelten Kunst nach dem so nahen, mit Fidschi in so vielen innigen Beziehungen stehenden Archipel von Tonga oder das Fehlen derselben bei den Assiniboin Nordamerikas hart neben den gerade hierin ausgezeichneten Mandanen. Man lernt hier, daß die Erfindungen sich nicht ausbreiten wie das Feuer auf einer Steppe, welches so weit fortbrennt, als es noch

brennbares Material findet, sondern daß der menschliche Wille mit ins Spiel kommt, der nicht ohne Laune manches träge ablehnt, um andres wieder um so bereitwilliger aufzunehmen. Und diese Neigung zum Stehenbleiben auf einer einmal erreichten Stufe ist offenbar, wie zahlreiche Beispiele in der Einzelbetrachtung uns beweisen werden, um so größer, je niedriger die allgemeine Kulturstufe ist. Man thut das eben Hinlängliche und nichts darüber. Zum Beispiele sollte man wohl glauben, daß, wenn die Töpferei einmal nicht geübt wurde, irgend welche Mittel gesucht worden sein würden, um für die über Feuer zu setzenden Speisen Gefäße zu schaffen; aber alle Polynesier, mit Ausnahme der armen Osterinsulaner, erhitzen Flüssigkeiten, indem sie glühende Steine in dieselben werfen, und würden ohne fremdes Zuthun allem Anscheine nach über diese Stufe nicht hinausgeschritten sein. Man muß sich also hüten, von der Notwendigkeit gewisser selbst sehr einfacher Erfindungen sich allzu bestimmte Vorstellungen zu machen. Vielmehr scheint es richtig, dem Geiste der Naturvölker eine weitgehende Sterilität in allem zuzutrauen, was nicht auf die nächsten Zwecke des Lebens, besonders aber immer auf Verschönerung, Erheiterung des Lebens sich bezieht. Wanderungen, um diese auch hier nicht zu übersehen, mochten zu manchen Verlusten Anlaß geben, da zu vielerlei Künsten das natürliche Material nur in beschränktem Maße vorkommt und außerdem jede größere Wanderung einen Riß in den Überlieferungen bedingt. Th. Williams erzählt, daß Tapa oder Masi einst auch in Neuseeland bereitet ward, daß aber die Kunst dort verloren ging. Und welche Rolle spielt Tapa bei allen andern Polynesiern! Viel mehr als auf höhern Kulturstufen hängt auf dieser niedern das ganze soziale Leben von der Schöpfung sowohl als auch vom Verluste einer einfachen Erfindung ab. Je näher das Leben der Natur steht, je dünner, wenn man so sagen darf, die Kulturschicht, in welcher dasselbe wurzelt, je einfacher, je kürzer die Fasern, die es bis zum Naturboden hinabtreibt, um so eingreifender, um so weiter reichend ist natürlich jede Änderung, welche in diesem Boden statthat. Wenn man nach einer Illustration dieser Aufstellung sucht, kann vielleicht an jene freilich etwas übertreibende Behauptung erinnert werden, daß die Einführung des Pferdes in den Haushalt der Völker wesentlich zur Herausbildung einer real begründeten Aristokratie beigetragen habe, indem sie einem Rittertume, sei es von Wagenkämpfern oder Eisenreitern, Ursprung gab, welches den anders vielfach nicht mehr haltbaren Zustand einer Kriegerkaste befestigte. Die Erfindung der Zubereitung von Gewandstoffen, sei es in Form von gewebten Zeugen oder von geschlagenem Baste, ist eine gewiß nicht minder folgenreiche, auch wenn man alle ihre modernen Entwickelungen außer acht läßt, die ja bis zu den höchsten Spitzen unsrer industriellen Entwickelung fortführen. Jene ganze Verfeinerung des Daseins polynesischer Naturvölker, welche auf zwei dieser Stufe sonst vielfach fremden Gewohnheiten, der Reinlichkeit und der Schamhaftigkeit, beruht und die allein schon genügt, denselben die höchste Stelle unter ihren Genossen anzuweisen, ist ohne jenes unscheinbare Bastzeug, die Tapa, welches als weißgelbe oder braun gefärbte zunderartige Fetzen in unsern ethnographischen Sammlungen liegt, nicht denkbar. Durch Klopfen des erweichten Bastes von den dünnen Stämmchen der Broussonetia papyrifera werden viereckige, dünne Blätter hergestellt, die zu drei Lagen aufeinander befestigt und in der Länge zu Streifen von 40 bis 50 Ellen durch Kleben verbunden werden. So einfach erhalten die Tonganer, Fidschianer, Tahitier und andre eine Menge Kleidungsstoff, der nicht nur eine ausgiebige Umhüllung des Körpers, sondern auch einen gewissen Luxus im häufigen Wechsel des Kleides, eine Sorgfalt in der Art, dasselbe zu tragen, in der Auswahl der Farben und Muster und dergleichen, endlich eine Kapitalansammlung durch Aufbewahrung jederzeit umsetzbarer Massen dieses Stoffes gestattet. Man denke sich auf der andern Seite, um den Unterschied zu ermessen, das Fellkleid eines Eskimo oder den Lederschurz einer Negerin, welche Generationen hindurch mit dem Schmutze von Generationen beladen getragen werden! Die Tonganer,

welche freilich auch in der Tapabereitung am fortgeschrittensten sind, sind höchst wählerisch in ihrer Kleidung, sie brauchen, Männer und Weiber, immer geraume Zeit, um dieselbe zur Zufriedenheit zu ordnen, wobei der Faltenwurf einen Gegenstand ihrer besondern Beachtung bildet. Wiewohl die Kinder unter zwei Jahren im Hause nackt gehen, werden sie doch immer in Tapa gewickelt, wenn sie mit ihrer Mutter das Haus verlassen. Selbst beim Baden legen die Tonganer ihre Kleidung nicht ganz ab, sondern behalten eine kleine Schürze aus Matten oder Blättern um. Wer möchte nun die Bedeutung leugnen, welche der Tapa in solch ungewöhnlicher Entwickelung des Scham- und Schönheitsgefühles zukommt?

Die Thatsache, daß die notwendigsten Kenntnisse und Fertigkeiten über die ganze Menschheit hin verbreitet sind, so daß der Gesamteindruck des Kulturbesitzes der Naturvölker der einer fundamentalen Einförmigkeit ist, läßt den Eindruck entstehen, daß dieser ärmliche Kulturbesitz nur der Rest einer größern Summe von Besitztümern sei, aus welcher alles nicht absolut Notwendige nach und nach ausgefallen sei. Oder sollte die Kunst des Feuermachens durch Reibung für sich allein ihren Weg durch die Welt gemacht haben? Oder die Kunst der Herstellung des Bogens und der Pfeile? Diese Frage zu erörtern, ist wichtig nicht nur zur Abschätzung des Maßes der Erfindungsgabe der Naturvölker, sondern auch zur Gewinnung der richtigen Perspektive in die Urgeschichte der Menschheit. Denn im Kulturbesitze, wenn irgendwo, muß zu lesen sein, aus welchen Elementen und auf welchen Wegen die heutige Menschheit geworden, was sie ist. Mustert man nun den Besitz der Naturvölker an Kunstgriffen, Geräten, Waffen 2c. und nimmt dabei dasjenige aus, was jetzt zum Teile schon massenhaft durch den Handel mit den modernen Kulturvölkern ihnen zugeführt wird und wurde, so glaubt man einen hohen Begriff von ihrer Erfindungsgabe zu erhalten (s. obenstehende Abbildung). Aber wo liegt die Gewähr für die selbständige Erfindung aller dieser Dinge? Ohne Zweifel hat es vor den Beziehungen zu den Europäern auch andre Völkerbeziehungen gegeben, die bis zu diesen tiefern Schichten reichten, und so manche Brosame vom reichbesetzten Tische der alten Kulturen Ägyptens, Mesopotamiens, Indiens, Hinterindiens, Chinas und Japans ist hier herabgefallen und hat sich in verkümmerter, dem ursprünglichen Gebrauche vielleicht sogar entfremdeter Gestalt erhalten! Der Ethnograph, dem praktische Einsicht in den Besitz an Geräten, Waffen u. dgl. und vor allem auch an Ideen der Naturvölker nicht fehlt, kennt genug Fälle solcher Entlehnungen. Jedes einzelne Volk zeigt uns deren. Auch ist die Einsicht in ihr Wesen und ihre Bedeutung nichts Neues. Es möge vor allem an eine originelle Bemerkung Livingstones erinnert werden, die, auf ein andres Ziel gerichtet, doch so recht hierher gehört: „Das Dasein der mannigfachen Werkzeuge, die unter den Afrikanern und andern teilweise zivilisierten Völkern üblich sind, weist auf die Mitteilung einer Belehrung hin, die zu irgend



Ein geflochtenes Trinkgeschirr, mit Harz ausgepicht. 1/3 wirkl. Größe.
a Teil des Geflechtes, wirkl. Größe.

einer Zeit von einem über dem Menschen selbst stehenden Wesen ausging". Mag man von dem Schlusse dieser Bemerkung denken, wie man wolle, ihr Kern ist vollberechtigt als Opposition gegen die sonst weitverbreitete Annahme, daß alles, was die Naturvölker Eigenartiges aufzuweisen haben, hier an diesem Orte, wo man es heute sieht, entstanden, von den Naturvölkern selbst erfunden sei. Hier wollen auf einmal diesen angeblich so tief stehenden Menschenkindern Fähigkeiten zugeschrieben werden, welche bei ruhiger Erwägung kaum zu ihrem allgemeinen Status passen. Wenn z. B. in Afrika alle Völker, von den Marokkanern bis hinunter zu den Hottentotten, Eisen nach derselben Methode erzeugen und verarbeiten, so ist es doch viel wahrscheinlicher, daß diese Kunst aus irgend einer gemeinsamen Quelle ihnen allen zugeflossen, als daß sie da und dort von ihnen selbständig entdeckt worden sei. Wenn die Nordamerikaner, die fast durchaus dem Typus der Jägervölker angehören, durch ihre Weiber Mais und Tabak pflanzen lassen, so hat man glücklicherweise durch botanische Bestimmung die Möglichkeit, den mexikanischen oder überhaupt südlichen Ursprung dieser Dinge mindestens wahrscheinlich zu machen. Man verwies einst triumphierend auf den Truthahn als ein von Naturvölkern domestiziertes Tier, bis Spencer Baird den Stammvater dieses mürrischen Herrschers der Hühnerhöfe in Mexiko nachwies. Bei Geräten ist die Kulturentlehnung natürlich schwerer nachzuweisen, denn diese tragen nicht, wie Pflanzen und Tiere, Ursprungszeugnisse, wenn auch verwischte, an sich. Aber man sollte meinen, daß größte Vorsicht geboten sei, um nicht ähnlichen Enttäuschungen auch hier ausgesetzt zu sein, wie jene Sprachforscher sie erfuhren, welche den Naturvölkern frischweg die niedrigsten Sprachen imputierten. Der Buschmann, der eine möglicherweise hamitische Sprache spricht, sollte er nicht seinen freilich kindlich einfachen Bogen nach hamitischem Muster machen? Und der Indianer, der aus Mexiko den Mais erhielt, sollte er nicht vielleicht die Kunst der Steindurchbohrung von ebendaher gelernt haben? Uns will solche Herleitung nebst ihrer Folge möglichst weiter Verpflanzung natürlicher scheinen als die selbständige Erfindung eines und desselben Gerätes oder Kunstgriffes an einem Dutzend verschiedener Orte. Es ist in neuester Zeit die Aufmerksamkeit darauf gelenkt worden, daß die Salomonsinsulaner Bogen und Pfeil haben, die Neubritannier und andre nicht, und da war man nun flugs bei der Hand, jene mit der Erfindung dieser



Ein Pfeilschütze der Salomonsinseln (nach dem Album des Museum Godeffroy, Hamburg).

sinnreichen Waffe zu beehren. Wie wir schon hervorhoben, ist man hierin von wunderbarer Inkonsequenz: auf der einen Seite drückt man die Naturvölker auf die Stufe der Tierischkeit herab, auf der andern mutet man ihnen Erfindungen zu, welche mindestens nicht zu den leichten gehören. Immer wieder denkt man sich das Erfinden etwas zu leicht, weil man nur an die für einen genialen Kopf geringen Schwierigkeiten des Findens denkt. Und geniale Köpfe gibt es auch unter Naturvölkern. Aber wie anders ist es mit dem Festhalten des Gefundenen! Hier liegt die große Kluft. Die Schwierigkeit der Festhaltung wächst mit dem Sinken der Kulturstufe, welches immer ein Lockern der geistigen Kontinuität der Ge-

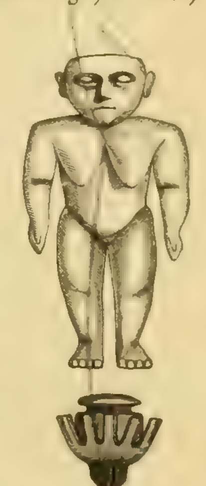


Fan-Krieger, Westafrika (nach Du Chaillu). S. auch Fig. 33, S. 170. Vgl. Text, Einleitung S. 49.

schlechter bedeutet. In einigen Fällen gelang es, zu dem höher gelegenen Ursprunge von anscheinend ganz eigenartigen Erzeugnissen der Naturvölker vorzudringen. Bastian hat eine große Anzahl solcher schematischer Nachahmungen gewisser Bestandteile des Kulturschatzes der Europäer zusammengestellt. Es gehört hierher die für Fidschi mehr als andre bezeichnende Keulenform, welche eine Nachahmung des Blunderbuß-Gewehres des vorigen Jahrhunderts ist. Da es auf andre Weise nicht möglich war, so wollten diese Wilden die gefürchtete Waffe wenigstens in Holz besitzen und schufen nun eine Keule, die als solche sehr wenig zweckmäßig ist. Hierher gehört wohl auch die Sitte neuguineischer Papua, den europäischen Schiffen aus Blaserohren dampfartige Wolken von Sand und Asche entgegenzublasen, um den Pulverdampf nachzuahmen. Ein auf den Neuen Hebriden gebräuchlicher Kopfputz zeigt eine kolossale Übertreibung des Stürmerhutes eines Admirals, da derselbe als dem angesehensten unter den fremden Besuchern eigen vor andern imponieren mußte.

Etwas näher dem Zwecke kommt die merkwürdige Armbrust der Fan. Die spanischen und portugiesischen Entdecker an der Westküste benutzten vielfach diese Waffe, von ihnen gelangte sie ins Innere zu den Fan, und diese bewahrten sie oder vielmehr ihre Form, während an der Küste das Feuergewehr gleichwie in Europa selbst sich ausbreitete. Nun kehrt nach vier Jahrhunderten die Armbrust wieder zurück, aber einem ganz andern Zwecke angepaßt. Denn zur Herstellung eines Schlosses, wie es zur Abschnellung des Bolzens notwendig, fehlen den Fan Geduld und Werkzeuge, und so schlitzen sie den Schaft auf und versenden von der Armbrust vergiftete Pfeilchen, die ganz ebensowohl von einem leichten Bogen abzuschießen wären (s. Abbildung, Einleitung, S. 48).

Wären die Äußerungen des geistigen Lebens der niedern Völker nicht so schwer faßbar, so würde unter ihnen reichere Ernte zu halten sein. Die indischen Spuren gehen durch die Religion der Malayen und reichen vielleicht bis zu den Melanesiern und Polynesiern. Es gibt so schlagende Übereinstimmungen, besonders in den kosmogonischen Sagen z. B. der Buschmänner und Australier (vgl. S. 30) oder der Polynesier und Nordamerikaner, daß nichts andres als Tradition zur Erklärung übrigbleibt. So kehren auch Anklänge auf politischem Gebiete wieder. In den Einrichtungen, welche Lacerda und Livingstone aus Kasembes, Pogge und Buchner aus Muata Jamvos Reiche beschreiben, merkt man unschwer die Anklänge teils an Indisches, teils an Altägyptisches. Es sind die Gemeinsamkeiten auf dem Gebiete der sozialen und politischen Vorstellungen und Einrichtungen auffallend groß. Je tiefer man in diese Dinge eindringt, um so mehr überzeugt man sich von der Richtigkeit einer Äußerung, die Bastian zu einer Zeit gethan, wo die schärfste Völkersonderung ein Evangelium, die Einheit der Menschheit verpönt war. Er sagt nämlich in seiner Reise nach San Salvador: „Selbst zu den auf des Stillen Ozeanes Busen schlummernden Inseln scheinen Meeresströme die Boten abstrakterer Errungenschaften getrieben zu haben, vielleicht bis an die Gestade des amerikanischen Kontinentes“. Wir gestatten uns, den Schluß hinzuzufügen, daß niemand die Naturvölker versteht, der nicht ihren manchmal freilich verhüllten Verkehr und Zusammenhang untereinander und mit den Kulturvölkern würdigt. Es gibt und gab unter ihnen mehr Verkehr, als man beim oberflächlichem Hinschauen glaubt. So gelangten, ehe die Nilstraße dem Verkehre geöffnet war, Waren europäischen Ursprunges, besonders Perlen, bereits tief in das westliche Obernilgebiet. Man dachte an den Weg von der Suaheliküste einwärts oder durch die Berri aus den Gallaländern. Aber in Wirklichkeit gingen diese Dinge aus Dar Fur über Hofrat el Nahas. Heuglin erfuhr 1863 im Bongolande, daß lange vor den Chartumer Händlern Karawanen von Sklavenhändlern auf diesem Wege bis zu den Njam-Njam vorgedrungen seien. Sie gründeten Stationen zwischen dem Kupferlande und Dar Dika und tauschten Sklaven und Elfenbein gegen blaues Baumwollzeug, Glasperlen, Salz, Natron und Kupfer. Schon 1854 erzählte ihm ein alter Neger in Djelaben, daß er 30—40 Tagereisen südlich von Kordofan bis zu einem Handelsplatze Telgauna (djelabisch: Telgaun) gekommen sei. Auf diesem Wege mögen auch die Bari ihren Glasschmuck über Njam-Njam erhalten haben. Wo starke Ähnlichkeiten auftraten, möchte immer in erster Linie die Frage des Verkehres, der Mitteilung von außen aufzuwerfen sein, oft vielleicht eines sehr mittelbaren Verkehres. Wir halten die Frage für berechtigt, ob nicht die Botokuden durch Negersklaven aus dem südäquatorialen Afrika, wo z. B. die Manganja Lippenpflöcke tragen, solche angenommen haben. Und es mag überhaupt dahingestellt bleiben, ob



Walroßzahnschnitzereien von Hawai (ethnographisches Museum, Wien). Vgl. Text, Einleitung, S. 50.

nicht flüchtige Sklaven so manches Element des afrikanischen Kulturbesitzes durch Südamerika verbreitet haben. Die Japaner verkehren seit Jahrhunderten sehr wenig mit den Völkern des nördlichen Stillen Ozeanes, doch müssen die Stäbchenpanzer der Tschuktschen, welche den japanischen Panzern so ähnlich sind, auf einen solchen Verkehr zurückführen. Schnitzereien in Walroßzahn tragen auf Hawai einen mehr chinesischen oder japanischen als polynesischen Charakter (s. Abbildung, Einleitung, S. 49).

Immer erst in zweiter Linie wird die Hypothese spontaner Entstehung gleicher Produkte an entlegenen Orten zuläßig sein. Denn wenn es auch wahr sein sollte, daß, um mit einem neuern Ethnographen zu reden, „ein naturgemäßes Denken uns befähigen wird, zu erkennen, daß, wie wir überall die Naturvölker schlafen, essen und trinken sehen, wie sie stets die Füße zum Gehen und die Ohren zum Hören benutzen, so auch überall eine zwingende Notwendigkeit in ihrem Seelenleben die gleichen Grundformen ursprünglicher Entwickelung hervorgerufen hat", so lehrt doch im Gegensatze zu diesem Postulate apriorischen

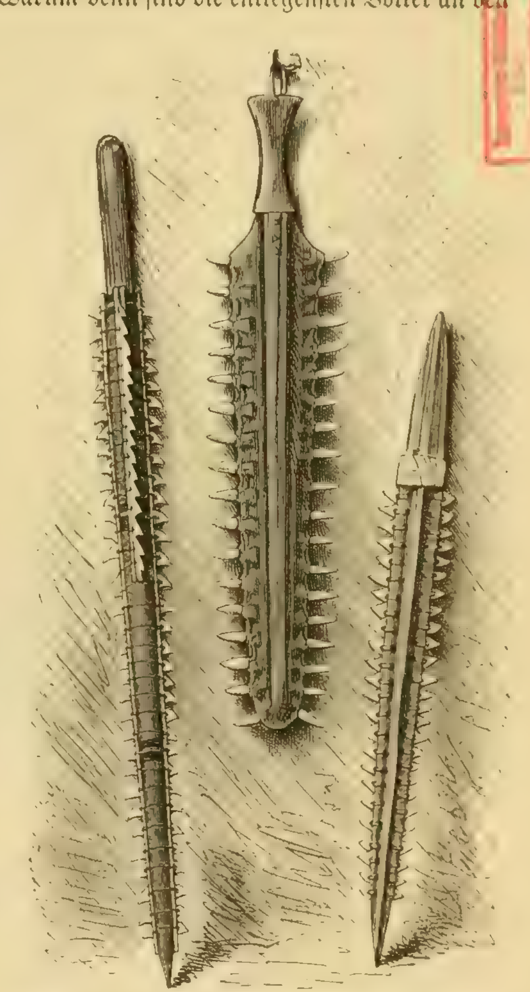


Polynesische Fischangeln, aus Muschelschalen und Knochen gefertigt (ethnographisches Museum, Wien). Vgl. Text, Einleitung, S. 53.

rischen Denkens alle Erfahrung in ethnographischen Dingen die große Bedeutung der Verbreitung der Kulturerrungenschaften von Ort zu Ort und von Volk zu Volk. Wo wir hinblicken, sehen wir selbst heute diese Thätigkeit an der Arbeit. Unendlich selten sind Beispiele von Neuschöpfungen bei Naturvölkern, ungemein ausgedehnt wirkt die Aufnahme des Fremden, so daß die alten einheimischen Industrien überall zurückgehen, wo die Fabrikate Europas oder Amerikas hindringen. Davon sind selbst die entlegensten, unberührtesten Inseln nicht frei. Als Hamilton 1790 Car Nikobar besuchte, trugen die Weiber eine Art kurzen Unterrockes, aus aneinander gereihten Büscheln Gras und Schilf gebildet, die einfach herabhingen. Jetzt haben sie allgemein Tücher aus Zeug, mit denen sie den Leib verhüllen. So besteht also der Fortschritt von hundert Jahren in der Ersetzung des Grasunterrockes durch Gewebe. Die heimische Industrie stirbt damit ab, und keine neue Fertigkeit tritt an ihre Stelle. Am untern Kongo findet man heute nichts mehr von den Rindenzeugen und feinen Geweben, die Lopez und andre Reisende des 16. Jahrhunderts so sehr priesen. Und wo ist die Kunst des Edelstein- und Obsidianschliffes, welche im alten Mexiko so Hervorragendes leistete, wo die Goldschmiedekunst und Weberei der alten Peruaner? Aber so hingen auch schon früher die Völker zusammen, und so wenig wie heute gab es im Bereiche unsers geschichtlichen Wissens auf der Erde jemals eine Menschengruppe, welche man beziehungslos nennen konnte. Überallhin sieht man Übereinstimmungen, Ähnlichkeiten, Verwandtschaften ausstrahlen, die ein dichtes Netz über die Erde

ziehen, und selbst die entlegensten Inselbewohner kann man nur verstehen, indem man ihre Nachbarn mit in Betracht zieht, die nahen und die fernen.

Nichts ist für die Schätzung der Bedeutung der äußern Anregungen lehrreicher als die Betrachtung der ethnographisch ärmsten Völker, von welchen man sagen kann, daß sie immer auch die verkehrsärmsten waren. Warum denn sind die entlegensten Völker an den Spitzen der Kontinente oder auf den schwerst erreichbaren Inseln die ärmsten? Die ethnographische Armut ist nur zum Teile Folge der Not, der allgemeinen Armut, unter deren Drucke ein Volk lebt. Man hat dies für manche Völker bereitwillig zugegeben, so z. B. für die Australier, welche in ihrem steppenhaft dürren, an nutzbaren Pflanzen und Tieren armen Kontinente im allgemeinen eins der ärmsten, bedrängtesten Leben führen, das irgend einem Volke der Erde zugewiesen ist. Und bekanntlich stehen sie auf einer tiefen Stufe der Kultur, selbst in den begünstigtsten Strichen des tropischen Nordens, und sind vor allem der bei ihren papuanischen Nachbarn so üppig aufgeblühten Neigung zum künstlerischen Schmucke des Daseins, welcher den Luxus der Naturvölker ausmacht, fast gänzlich bar. Man hat gerade in diesem Falle nicht weit nach den Ursachen der ethnographischen Armut zu suchen, denn jeder Blick in die Lebensbedingungen und Lebensweise dieser Völker zeigt die Schärfe ihres Kampfes um die Erhaltung des nackten Lebens und die verarmenden Wirkungen der Abgelegenheit von den großen Strömen des Verkehrs. Die Sorge um das täglich Notwendige erstickt die geistigen Regungen, es fehlt das behagliche, sorgenlose Ausruhen, dem der Wunsch nach heiterer Lebensausschmückung entkeimt, und mit ihm die in heitern, traumhaften Arabesken die Tage umschlingende Ahnung von Schönem. Die exzentrische Lage Australiens, des südlichsten Südamerika, des Innern von Südafrika und des östlichen Polynesien übt auf die dort einheimischen Völker überall den gleichen verarmenden Einfluß, in welchem man aber außer dem unmittelbaren Drucke, der aus dem großen Mangel an Hilfsmitteln entsteht, auch eine Art von Ansteckung der Armut erkennen will, welche auf eine geringere Menge geistiger Anregungen namentlich der Phantasie in dieser Natur zurückführt. Bei diesem letztern Punkte muß man aber die allergrößte Vorsicht anwenden, denn die Fallstricke übereilter Schlüsse liegen nirgends so nahe wie hier. Wir meinen, daß sogar der vorsichtige Schmeltz in seinem unschätzbaren Kataloge der ethnographisch-anthropologischen Abteilung des Museum Godeffroy schon etwas zu viel sagt, wenn er, den Formenreichtum und die



Waffen mit Haifischzähnen von den Gilbertinseln (ethnogr. Museum, München). 1/7 wirkl. Größe. Vgl. Text, Einleitung, S. 53.

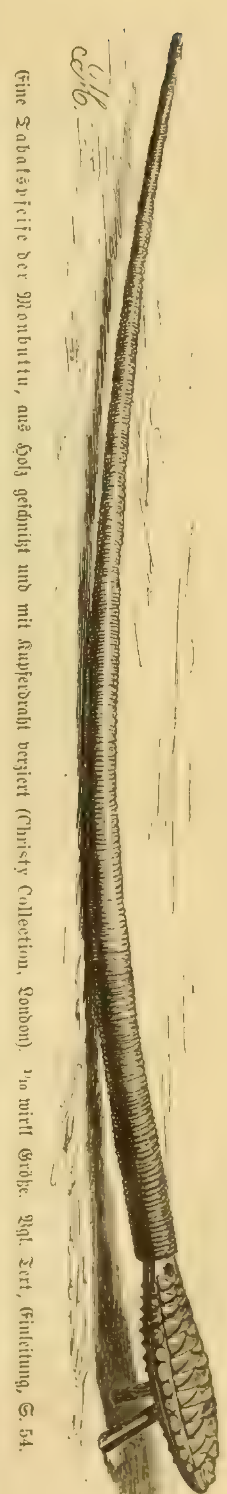
Vollkommenheit der menschlichen Artefakte sowie die üppig zu nennende Ausschmückung derselben, die man in Melanesien findet, mit der verhältnismäßigen Armut des fernern Polynesien einer- und Australiens anderseits vergleichend, als einen der Gründe für diesen Unterschied die größere Üppigkeit der Natur auf den melanesischen Inseln anführt, welche anregender auf die Bewohner wirke. Wir wagen einem solchen Kenner gegenüber nichts als eine Vermutung. Aber es ist doch sehr auffallend, daß diese nach Osten oder dem fernern Polynesien hin zunehmende Armut sich auch in der Tier- und Pflanzenwelt findet, und daß sie eine stufenweise, eine sich vorbereitende, keineswegs eine plötzliche Erscheinung ist. Wenn die Verarmung nach Osten zu in der Tier- und Pflanzenwelt unzweifelhaft eine Folge der zunehmenden Schwierigkeit der geographischen Ausbreitung ist, so hat man einiges Recht, mindestens die Frage aufzuwerfen, ob nicht auch für die Menschenwelt Ähnliches möglich wäre. Wir wissen, wie die Geräte und Waffen der zivilisierten Völker sich zu den Völkern, die vorher keine Ahnung von ihnen besaßen, gleichsam stufenweise verbreitet haben und noch immer weiter sich verbreiten. Als Stanley auf seiner wunderbaren Kongofahrt den dunkeln Kontinent durchquerte, verließ er die letzten Feuergewehre in den Händen von Eingebornen im Osten in dem berühmten Marktflecken von Nyangwe, um sie im Westen bei Rubunga, 6° nördlich von Nyangwe, in Gestalt jener vier alten portugiesischen Musketen zuerst wiederzufinden, welche historisch bleiben werden, weil sie in der kritischsten Zeit dieser großen Reise seiner Mannschaft die ersten guten Zeichen waren, „daß wir die Straße nicht verfehlt hätten, daß der große Strom wirklich die See erreiche, und daß ihr Herr sie nicht hintergangen habe, wenn er sagte, daß sie eines Tages das Meer sehen würden“. Nyangwe und Rubunga begrenzen einen Flächenraum von 10,000 bis 12,000 QMeilen, wo Feuergewehre, welche schon vor 400 Jahren Afrikas Küsten erdröhnen machten, vor 8 Jahren unbekannt waren. Und das bei all der unendlichen Regsamkeit und rücksichtslosen Gewinnsucht und Schacherleidenschaft europäischer und arabischer Händler! Es ist wahr, daß andre Dinge sich rascher verbreitet haben, wie z. B. die erst seit dem 16. Jahrhundert hierher gebrachten Sprößlinge Amerikas: Tabak, Mais und Maniok. Aber auch sie haben Etappen gemacht, und die Damara haben z. B. den Tabak erst vor einigen Jahrzehnten kennen gelernt.



Eine geschnitzte Figur aus Dahomey, farbig bemalt (ethnogr. Museum, Berlin) 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, Einleitung, S. 53.

Dem Verkehre der Völker schreiben wir es zu, wenn die Motive der ethnographischen Erzeugnisse auch in reichen Gebieten so auffallend einförmig sind, wenn selbst Melanesiens und Polynesiens Inselwelt in Bezug auf die Verbreitung der Geräte und Waffen das Bild einer Wiese bieten, wo dieselben Grundelemente der Vegetation überall hervorsprießen, jedoch hier dünner, dort dichter beisammenwachsend, hier höhern, dort niedern Stand zeigend und nur da und dort mit eigentümlichen Gewächsen untermischt, welche, an dieser Stelle und keiner andern vorkommend, das Bild merkwürdig beleben. Und wie wir nun oft auf sterilem Boden mitten in dem einförmigen Graswuchse einer Steppe plötzlich eine Pflanze vor andern sich üppig entfalten sehen, so ist es auch hier. Der in der Verfolgung

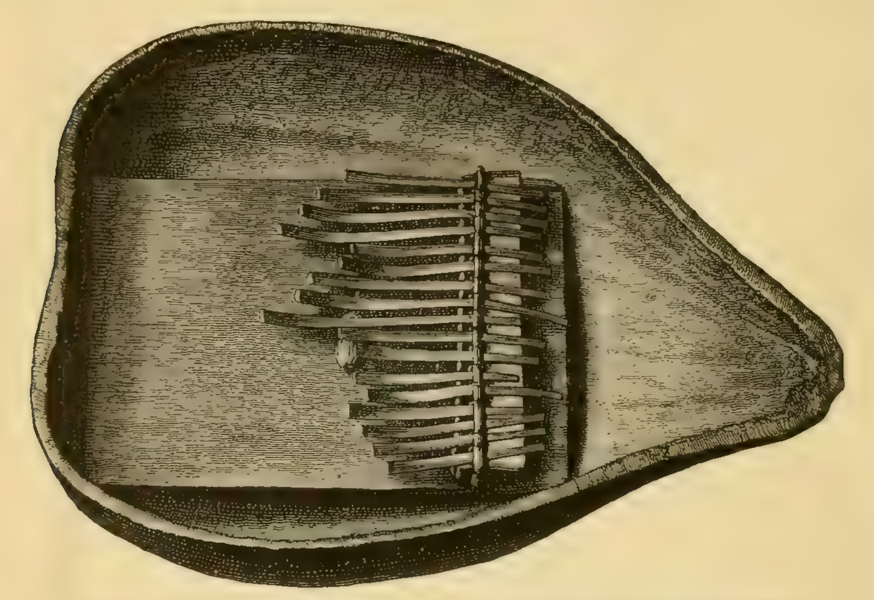
des Überkommenen so starre Geist der Völker erhält plötzlich eine Anregung zur freiern Entfaltung nach irgend einer Seite, und es ist von großem Werte, gerade diese Sonderentwickelungen zu studieren. Welche Mannigfaltigkeit der Formen in den Sortimenten von polynesischen Fischangeln in unsern ethnographischen Museen (s. Abbildung, Einleitung, S. 50). Unter den vielen anziehenden Erscheinungen, welche die Ethnographie Polynesiens bietet, ist es im höchsten Grade interessant, zu sehen, wie die Bevölkerung einer kleinen Gruppe durch konsequentes Fortschreiten in einer bestimmten Richtung sich oft für die Herstellung von Waffen einen Stil zu eigen gemacht und in bemerkenswertem Maße ausgebildet hat, welcher zu den eigentümlichsten und am meisten Fleiß und Geschick erfordernden gehört. Derselbe besteht in der Ausrüstung der Waffen mit Haifischzähnen (s. Abbildung, Einleitung, S. 51), die in solcher Ausdehnung, Sorgfalt und Mannigfaltigkeit gepflegt wird, daß man glauben könnte, es mit einem in beständigen Kriegen lebenden, weder an Zahl noch Macht geringen Volke zu thun zu haben. Statt dessen messen die Gilbert- oder Kingsmillinseln insgesamt 7,8 QMeilen und zählen wohl nicht über 35,000 Einwohner. Aber diese Waffen übertreffen an Grausamkeit die jedes andern Volkes in Polynesien, und ihnen entsprechen Rüstungen, wie sie so ausgebildet nur wieder in Japan an den Grenzen dieses Gebietes sich wiederfinden. Aber so birgt fast jede Inselgruppe unter der Einförmigkeit der Grundmotive ihre mehr oder weniger ausgebildeten Eigentümlichkeiten, und wenn es auch nur jene unvermeidliche kleine, leicht zu übersehende menschliche Figur auf tonganischem Schnitzwerke wäre. Bei den kontinentalen Völkern sind derartige Erscheinungen selbstverständlich von beschränkterm Vorkommen. Aber doch hat auch hier jeder Kulturkreis, so eng er ist, seine kleinen Besonderheiten, welche mit einer gewissen Konsequenz sich auf den verschiedensten Gebieten einstellen. Wie man bei den Westafrikanern die Vorliebe für die Darstellung des Häßlichen als ein solches Charakteristikum bezeichnen kann (s. Abbildung, Einleitung, S. 52), so bei den Monbuttu die häufige Verwendung der Bananenblätter an Stelle von Leder, Fell oder Zeugen. Letzteres ist ein Motiv, über welches die Monbuttu unendliche Variationen machen. Dieses Volk bietet gleichzeitig ein interessantes Beispiel allgemein hoher Entwickelung der Industrie, welche bei allen Nachbarn anerkannt ist. Weit reicht ihr Ruhm in Afrika. Ihrer eigentlichen Entdeckung durch Schweinfurth waren bis nach Europa Gerüchte vorausgegangen, welche außer ihrer braunen Farbe besonders den hohen Grad ihrer Zivilisation hervorhoben, und dieser Reisende berichtet selbst, daß, als er das Gebiet des Gazellenflusses erreicht hatte, er aus den Gesprächen mit den Elfenbeinhändlern entnahm, daß die Monbuttu als ein eigentümliches und hervorragendes Volk angesehen wurden. Nie verfehlte man, ihr Land mit dem höchsten Lobe zu nennen. Vor allem wurde aber die Geschicklichkeit der Bevölkerung in der Herstellung von Kriegswaffen und von Geräten friedlichen Gebrauches gepriesen, die man nur mit jener der Völker des Westens verglich. Sie lieferten endlosen Stoff rühmender Schilderungen. Dabei bleibt



Eine Tabakspfeife der Monbuttu, aus Holz geschnitzt und mit Kupferdraht verziert (Christy Collection, London). 1/10 wirkl. Größe. Vgl. Text, Einleitung, S. 54.

aber die Monbuttuindustrie immer Negerindustrie oft mit denselben Motiven, wie sie bei Nilnegern und Kaffern vorkommen (s. Abbildung, Einleitung, S. 53).

Eine der schwierigsten Aufgaben liegt vor, wo es sich, wie hier, um die Bestimmung einer Gradabstufung in der Höhe der Vollendung irgend eines Zweiges menschlicher Thätigkeit handelt, und gleichzeitig gehören solche Aufgaben zu den verantwortungsvollsten, wenn aus der Abstufung ein genealogischer Schluß gezogen werden soll. Wir bemerken z. B. einen Unterschied der Entwickelung des Schiffbaues zwischen den einander so nahewohnenden Fidschianern und Tonganern in der Richtung, daß letztere, welche polynesischen Stammes sind, die zu den Melanesiern zu rechnenden Fidschianer darin um ein Merkliches übertreffen. Der Unterschied ist nicht groß, aber sehr wichtig, weil er dazu beiträgt, unsre Ansicht zu



Sansa, Musikinstrument, in einem großen Teile von Süd- und Mittelafrika gebräuchlich (ethnographisches Museum, Stockholm). 1/6 wirkl. Größe.

befestigen, daß die länger ansässigen Melanesier die hohe Entwickelung ihres Schiffbaues und ihrer Schiffahrtskunst von den später einwandernden Polynesiern empfingen und nicht umgekehrt. Aber doch ist es selbstverständlich immer schwer, in solchem Falle mit großer Sicherheit zu urteilen, und dies um so mehr, als ein in der Gesamtkultur höher stehendes Volk gerade in Bezug auf Kenntnisse und Fertigkeiten hinter solchen zurückstehen kann, welche im ganzen einer tiefern Stufe angehören. Auf den ersten Blick erscheint die Überlegenheit der Djur im Eisenschmieden über die Nubier oder der offenbare Vorsprung, den die Musgu als Ackerbauer vor ihren sudanischen Herren besitzen, oder der hohe Stand der Anfertigung höchst mannigfaltiger musikalischer Instrumente bei den Negern Afrikas (s. obenstehende Abbildung) als eine Anomalie; aber haben nicht die Neger durch ihre Geschicklichkeit in diesen beiden Richtungen selbst Europäer in Erstaunen gesetzt? Wenn nicht die Thatsachen so klar vorlägen, würde wohl jeder von vornherein geneigt sein, den im übrigen mit so manchen Kulturüberlegenheiten ausgestatteten Arabern, Bornuanern rc. auch die Erziehung der Neger zur Überlegenheit in diesen Künsten zuzuschreiben.

Ackerbau und Viehzucht.

Inhalt: Ursprung des Ackerbaues. — Vorstufen. — Naturnachahmung. — Züchtung der Tiere. — Tierbefreundung. — Einfluß der Viehzucht auf das Schicksal der Völker. — Nomadismus. — Einfluß des Ackerbaues. — Verhältnismäßig niederer Stand des Ackerbaues bei den meisten Naturvölkern. — Afrikaner und Australier.

Unter allen Anregungen, welche von der Natur auf den Menschen geübt werden, müssen bei seiner notwendigen und tiefgehenden Abhängigkeit von der organischen Natur am heilsamsten diejenigen sein, welche diese Abhängigkeit dadurch mildern, daß sie soviel wie möglich von dem unvermeidlichen Bande, das ihn mit der übrigen Lebewelt verknüpft, in seine Hand geben. Er muß soviel wie möglich von seinem Denken und seiner Thätigkeit in dasselbe hineinweben. Der Weg dazu liegt in der festen Aneignung nützlicher Pflanzen und Tiere durch Ackerbau und Viehzucht, welche die größte Befestigung und Mehrung des Kulturbesitzes bedeuten.

Zwar völlig mühelos erwarb sich auch vorher der auf die sogenannten freiwilligen Gaben der Natur angewiesene Mensch seine Nahrung, sein Obdach, sein Leben nicht. Die Natur, welche unter diesen Verhältnissen alles aus ihren Schätzen darzubieten hat, was der Mensch nötig braucht, bringt ihm selten die Nahrung bis an die Lippen und wölbt ihm nie völlig passend die Hütte über sein Haupt. Ihre Gaben sind nicht so ganz freiwillig. Bringt der Australier zu seinem Nahrungserwerbe auch nicht mehr hinzu, als daß er sich einen spitzen oder auch spatelförmigen Stock zurechtmacht, mit welchem er Wurzeln ausgräbt, wobei er aber bis zu einer Vervollkommnung dieses ursprünglichen Werkzeuges, welche der Buschmann durch die Anbringung des Schwersteines erreicht, noch nicht einmal fortgeschritten ist; oder daß er mit dem Beile Kerben in die Bäume haut, die ihm beim Aufsteigen zur Stütze der Füße dienen; oder daß er seine Waffen, seine Fischgabeln, Netze, Angeln, seine Fallen für kleinere Tiere und Fanggruben für höhere herstellt: immer hat er von eigner Leistung etwas dazuzubringen und nicht bloß von körperlicher; denn es ist nicht zu leugnen, daß er in einigen Fällen außerordentlich sinnreich und geduldig vorgeht, um seinen Zweck des Nahrungserwerbes zu erreichen. Hüber erzählt z. B., daß die Australier Bienennester dadurch auffinden, daß sie eine Biene fangen, ihr ein weißes Federchen ankleben und sie dann fliegen lassen, um, ähnlich wie die nordamerikanischen Trapper, der gewöhnlich sehr geraden „beeline" zu folgen, in welcher das Insekt seinen Heimweg macht. Ihr Fischfang mit zwei- bis vierzinkigen Speeren, wobei sie stundenlang auf dem Anstande liegen, oder der Schildkrötenfang der Kap York-Indianer mittels eines Saugfisches und andres lehrt eine gewisse Entwickelung der Fähigkeiten kennen, vermittelst deren man die freiwilligen Gaben der Natur möglichst ausbeutet. Doch geschieht diese Ausbeutung keineswegs in einer recht- und gesetzlosen Weise. Die Australier und alle andern Jagdvölker sind an bestimmte Jagdgründe gebunden. So hat ein neuerer Beobachter auch von den Eskimo hervorgehoben, daß sie eigentlich gar kein echtes Nomadenvolk seien, da sie durch sich von Generation zu Generation fortpflanzende Satzungen an eine gewisse Reservation gebunden sind und die Grenzen dieser nur mit Einwilligung ihrer Nachbarn überschreiten dürfen. Nur innerhalb ihrer eignen Jagdgründe wechseln sie mit den verschiedenen Jahreszeiten und dem damit wechselnden Tierreichtume des Landes ihre Wohnsitze.

Aber es ist dennoch ein wenig fruchtendes Kapital, das in allen diesen Fertigkeiten und Vorrichtungen angelegt ist, die alle nur dem Augenblicke dienen, aus denen keine bleibende Kulturerwerbung, kein Kulturansatz, nichts herauswächst, was dem Menschen festen Rückhalt an der Natur gewährte. Aus dieser wenn auch sehr unsichern, abhängigen, aber

dennoch gerade wegen der Abhängigkeit bequemen Lage erhebt sich der Mensch zu einer höhern Stufe, indem er zunächst die Natur unterstützt in gewissen Richtungen, wo sie ihm nützlich ist, um sie zu reichern Gaben, zu dauerhaftern Leistungen zu veranlassen, ohne daß er doch damit schon so weit ginge, einzelne Naturgeschöpfe sich anzueignen, d. h. nach Maßgabe seiner Bedürfnisse oder seiner Bequemlichkeit sie anzupflanzen, zu vervielfältigen, aufzubewahren. In manchen Beziehungen kommt ihm dabei die Natur zu Hilfe. Wie verschieden von vornherein die Länder mit Gewächsen ausgestattet sind, die dem Ackerbaue dienstbar gemacht werden können, wird ihre Einzelbetrachtung lehren. Aber diese Unterschiede kommen erst in zweiter Linie in Betracht. Nicht jene tropische Natur ist hierfür die beste, von welcher Cook bewundernd ausruft: „Wenn in unserm rauhen Klima ein Mann das ganze Jahr hindurch ackert, pflügt und erntet, um sich und seine Kinder zu ernähren und mit Mühe etwas Geld zu ersparen, so hat er die Pflichten gegen seine Familie doch nicht vollständiger erfüllt als ein Südsee-Insulaner, der zehn Brotfruchtbäume gepflanzt und sonst nichts gethan hat". Denn das, worauf es hier ankommt, ist nicht der möglichst leichte Erwerb der Nahrung, sondern die Weckung bestimmter Neigungen, Gewohnheiten und endlich Bedürfnisse im Menschen selbst. Ein nicht bis zum Erdrücken gehendes Maß von Not ist dieser Aufrüttelung und Weckung günstiger als der Überfluß. Man wird vielleicht als ganz besonders günstig jene mit scharf entgegengesetzten Jahreszeiten ausgestatteten Gegenden betrachten dürfen, in denen die Natur in reichstem Maße schöpferisch in der einen auftritt, um in der andern tot, erstarrt, sei es in Trockenheit oder Kälte, zu liegen. Und in ihnen sind es wohl wieder die Steppen, welche die günstigsten Bedingungen darbieten. Mit der Steppe tritt nun der Mensch allerdings nur gezwungen in Beziehung, da sie ihm selten die Möglichkeit bietet, sich leicht von ihr zu nähren. Diese Möglichkeit wird deshalb großenteils gar nicht ausgenutzt von jenen Naturvölkern, welche entweder die Steppen vermeiden, wie in Nordamerika, solange ihnen Pferde zu ihrer raschen Durcheilung fehlen, oder nur gezwungen sie betreten, um bei der Verdrängung aus bessern Wohnsitzen hier, wohin ihnen niemand folgt, ihr nacktes Leben zu retten. Einige Steppenländer umschließen aber eine nicht geringe Anzahl von Nahrungsgewächsen, indem die Natur in dem Bestreben, Nährstoffe und Feuchtigkeit für die Entwickelung der künftigen Keime aufzusparen, gerade das in Körnern, Knollen, Zwiebeln, Kürbissen ꝛc. angesammelt hat, was auch der Mensch am besten brauchen kann. Diese Länder geben ihm dann das Beispiel der Ansammlung, der Aufspeicherung, und bieten ihm zugleich die dazu passendsten Gewächse. Unsre Getreidearten dürften großenteils aus diesen Regionen stammen.

Wenn der Ackerbau auf den niedersten Stufen als Nachahmung der Natur erscheint, so ergeben sich die ersten Schritte in der Richtung auf Schonung und Unterstützung dieser gütigen, vieles darbietenden Mutter von selbst. Wenn überhaupt das Problem des Kulturanfanges darin besteht, daß der Mensch sich endlich ermanne, um aus eigner Kraft etwas zu dem zu thun, was die Natur für ihn leistet, so wird das Problem in einfachster, anfänglichster Weise dort gelöst, wo der Mensch diese Quellen seiner Ernährung gleichsam zu fassen sucht. Das geschieht schon bei vielen Völkern Australiens, welche man auf der untersten Stufe der Kultur stehend glaubt, durch strenge Verbote, die mit eßbaren Früchten gesegneten Pflanzen auszuraufen oder die Vogelnester zu vernichten, deren Eier man später ausheben wird. Man läßt die Natur wohl auch einfach für sich arbeiten, indem man nur darauf bedacht ist, sie nicht zu stören. Wilde Bienenstöcke werden oft so regelmäßig entleert, ohne zerstört zu werden, daß daraus eine primitive Bienenzucht entsteht. Chapman sah im Ngamigebiete einen Bienenstock 40 Fuß hoch in einem Baobab, an welchem Pflöcke statt einer Leiter hinaufführten. Es waren alte Pflöcke vorhanden, die dieser wilden Zucht ein Alter von vielen Jahren zuwiesen. So läßt der Mensch auch andre Tiere

Vorräte anlegen, welche er ihnen dann wegnimmt, und dies führt ihn in andrer Richtung bis an die Grenze des Getreidebaues. Drege führt Arthratherum brevifolium, ein Gras des Namaqualandes, als ein körnertragendes auf, dessen Früchte die Buschmänner gewissen Ameisen abzujagen pflegen, welche große Vorräte davon anlegen.

Hier schafft die Natur dem Menschen einen Rückhalt und lehrt ihn sparsam sein. Auf der andern Seite nähert sie auf ähnliche Weise seine Instinkte der Seßhaftigkeit. Wo große Vorräte von Früchten sich finden, lassen sich in der Zeit der Ernte ganze Stämme nieder, die von allen Seiten kommen, und vertauschen so lange ihr nomadisches Wesen mit der Ansässigkeit, als die Nahrung dauert, die sich ihnen hier bietet. So ziehen noch heute die Sandilleros in Mexiko, die Melonenindianer, zur Zeit der Melonenreife in die Niederungen des Goatzocoalco, um Monate hindurch von dieser Frucht zu leben, die dort in gewaltiger Menge auf den sandigen Ufern wächst. So versammeln sich die Chippeway zur Zeit der Reife der Zizania, des Wasserreises, um die Sümpfe, wo dieser gedeiht, und so halten die Australier eine Art Erntefest in der Nähe ihrer körnerspendenden Marsiliaceen. Von zwei Seiten her ist auf diese Weise Bresche gebrochen in die wilde Natur des Sohnes der Wildnis. Er wird vorsorglich und wird ansässig. Von hier bis zu der großen, epochemachenden Erfindung, daß er den Samen der Erde anvertraute, um der Natur gewissermaßen unter die Arme zu greifen, sie zu reichern Leistungen anzuregen, mag es zeitlich sehr lang gewesen sein, aber unsern Gedanken erscheint der Schritt nicht mehr groß.

Die ersten Anfänge der Viehzucht, um diese gleich heranzuziehen, zeigen wohl noch eine weitere Richtung, in welcher der Mensch dazu kam, ein wichtiges Stück Natur mit seinen eignen Schicksalen zu verknüpfen. Der umherschweifende Naturmensch, der Menschlichem zeitweilig ganz entrückt ist, sucht in der Natur dasjenige heraus, was entweder ihm selbst am ähnlichsten oder was am wenigsten geeignet scheint, seine eigne Schwäche und Kleinheit ihm zur Empfindung zu bringen. Die Tierwelt nun, wenn auch durch eine tiefe Kluft getrennt vom Menschen, wie er heute ist, umschließt in ihren sanftern, bildsamern Gliedern diejenigen Naturerzeugnisse, welche er in der außermenschlichen Natur sich selbst am ähnlichsten findet, und mit denen er daher am liebsten sich gesellt. Bekannt ist die große Vorliebe, mit der südamerikanische Naturvölker, auch die Dajaken, Nilneger und andre, sich mit Tieren der verschiedensten Art umgeben, welche sie zähmen. Pöppig nennt sie Meister in der Kunst der Zähmung, hebt aber besonders hervor, daß sie dieselbe am liebsten Affen, Papageien und andern Spielgenossen angedeihen lassen. Mit solchen Tieren sind ihre Hütten angefüllt. Wir hören Ähnliches von den Njam-Njam und Monbuttu. Überhaupt ist anzunehmen, daß der mächtige Geselligkeitstrieb des Menschen beim ersten folgenreichen Schritte zur Gewinnung von Haustieren mächtiger wirkte als die Rücksicht auf den Nutzen, der erst später sich zeigen mochte. Man darf ja im allgemeinen behaupten, daß der Mensch, wo er auf der niedersten Stufe der Kultur steht, immer erst das thut, was ihm gefällt, das Nützliche aber in der Regel nur aufnimmt, wenn eine Notwendigkeit ihn dazu drängt. Und so sehen wir denn in der That sowohl bei den niedrigststehenden Völkern der heutigen Menschheit als auch in den Kulturresten einer vor der Einführung der Haustiere und Kulturpflanzen nach Europa gelegenen Periode den Hund als einzigen dauernden Gefährten des Menschen. Und gerade auf dieser Kulturstufe ist der Nutzen des Hundes ein geringer, wo er nicht, wie im hohen Norden, als Zugtier benutzt wird. Überhaupt ist es schwer, aus dem Zwecke, dem inmitten unsrer hoch entwickelten Kultur ein Tier dient, einen sichern Schluß zu machen auf denjenigen, zu welchem es zuerst der Mensch an sich fesselte. Man kann sich denken, daß das Pferd und das Kamel nicht von Anfang an wegen ihrer Schnelligkeit, sondern vielmehr, um die Milch ihrer Stuten zu erhalten, gezähmt wurden, und daß erst später jener Zweck alle andern überwog. Eine gewisse Tierfreundschaft verbindet auch

auf höhern Stufen der Kultur noch immer den Hirten mit den Gliedern seiner Herde, die seinem Herzen fast näher stehen als die Glieder seiner Familie. Die Viehzucht wird daher leidenschaftlicher betrieben als der Ackerbau, ist häufiger Sache der Männer und beeinflußt in viel tiefer greifender Weise alle privaten und öffentlichen Verhältnisse. Niemals werden irgendwo in Afrika die Früchte des Feldes in solchem Maße wie die geliebten Rinder Grundlage des Lebens, Quelle der Freuden, Maß des Besitzes, Mittel zum Erwerbe aller andern wünschenswerten Dinge, vor allen der Weiber, und endlich sogar Geld (pecunia). Ja, wir finden manche Fälle, in welchen die Ausnutzung eines solchen Tieres den Menschen selbst immer mehr und mehr in eine bestimmte Richtung bis zur Einseitigkeit weiterführte, um zuletzt in geradezu gefährlichem Übermaße seine Existenz mit der seines liebsten Haustieres zu verschwistern. Auch bei vorgeschrittener Kultur leiden diese Viehzuchtvölker immer an dem, was man eine schmale Basis nennen könnte. Jeder thut das, was alle thun, und wenn nun dieses Thun gestört oder die Grundlage desselben sogar zerstört wird, gerät das ganze Volk ins Schwanken und nicht selten ins Fallen. Die Basuto sind alles in allem der beste Zweig des großen Betschuanenstammes, aber es brauchte nur des Raubes ihrer Rinder, um sie ohnmächtig zu machen. So sind die ähnlich einseitigen Dinka hauptsächlich dadurch zum Falle gebracht worden, daß die Nubier sie ihrer Herden beraubten. Dadurch, daß die Herden die Gier der Nachbarn reizen, führen sie Kriege herbei, welche ganze Völker, wie die Makalaka, verwüsteten, zertrümmerten und andre am untern Zambesi nötigten, statt der Rinder Hunde zu züchten und zu essen, welche den Neid der räuberischen Matabele nicht erregten.

Aber den tiefsten Einfluß übt die Viehzucht dadurch auf die ihr sich widmenden Völker, daß sie dieselben unstet macht. Der Nomadismus ist fast notwendige Folge und Begleitung der überwiegenden Viehzucht. Nomaden- und Hirtenleben sind daher fast gleichbedeutend und mit Recht. Ist doch selbst noch unsre Alpenwirtschaft mit ihrem Wechsel der Thal- und Bergweide ein Stück Nomadentum. Mehr als gut und notwendig, wird das unstete, nach weiten Räumen verlangende Hirtenleben auf die Spitze getrieben, weil es ohnehin unsteten Neigungen primitiver Völker zusagt. Die Wüste wird dem fruchtbaren Lande vorgezogen, wenn sie mehr Raum bietet als dieses. Fruchtbare Quelloasen des Namaqualandes, doppelt kostbar in solcher Umgebung, liegen einsam, werden von den Bewohnern des Landes gemieden, welche ihnen die dürre Steppe vorziehen. Die rheinischen Missionare haben es sich geradezu zur Aufgabe machen müssen, einige Stämme der Namaqua an diesen Quellen in ihrem eigensten Interesse anzusiedeln; diese selber würden die Wüste vorgezogen haben. Wie wenig den Nomaden an einer tiefer gehenden Ausnutzung der Naturschätze liegt, lehrt die Thatsache, daß sie in der Regel keine Wintervorräte einsammeln. In der Umgebung von Gobabis am Nusopflusse fand Chapman das Gras meterhoch und so dicht, daß Heumachen hier eine leichte und ausgiebige Sache wäre, während die Namaqua das Gras in der Regel ungenutzt abbrennen lassen. Durch solche Gleichgültigkeit wird aber der Gegensatz zwischen Nomadismus und Ackerbau immer stärker und nimmt den Charakter eines großen Kulturgegensatzes an, der von tiefgehenden geschichtlichen Folgen sein kann. Prschewalskij hat in seinem ersten Reisewerke diese so scharfe Natur- und Kulturgrenze zwischen Steppe und Anbauland, zwischen „der kalten und wüsten Hochebene und der warmen, fruchtbaren, reichbewässerten und von Gebirgen durchschnittenen chinesischen Ebene" als eine ungemein scharf ausgeprägte geschildert. Er stimmt mit Ritter überein, daß diese Lage das historische Geschick der Völker entschied, welche die beiden hart aneinander grenzenden Gegenden bewohnen. Es ist von Interesse, die Worte zu wiederholen, die er bei seinem Eintritte in das Ordosland, jenes geschichtlich so wichtige Steppengebiet in der obern Schlinge des Hoangho, über die Völker jener Regionen ausspricht: „Einander unähnlich, sowohl der Lebensweise

als dem Charakter nach, waren sie von der Natur bestimmt, einander fremd zu bleiben und sich gegenseitig zu hassen. Wie für den Chinesen ein ruheloses Leben voller Entbehrungen, ein Nomadenleben, unbegreiflich und verächtlich war, so mußte auch der Nomade seinerseits verächtlich auf das Leben voller Sorgen und Mühen des benachbarten Ackerbauers blicken und seine wilde Freiheit als das höchste Glück auf Erden schätzen. Dies ist auch die eigentliche Quelle des Kontrastes im Charakter beider Völker: der arbeitsame Chinese, welcher seit unvordenklichen Zeiten eine vergleichsweise hohe, wenn auch eigenartige Zivilisation erreicht hatte, floh immer den Krieg und hielt ihn für das größte Übel, wogegen der rührige, wilde und gegen physische Einflüsse abgehärtete Bewohner der kalten Wüste der Mongolei immer bereit zu Angriffen und Raubzügen war. Beim Mißlingen verlor er nur wenig, aber im Falle eines Erfolges gewann er Reichtümer, welche durch die Arbeit vieler Geschlechter angesammelt waren." Und wie tiefe Spuren dieser Gegenstand läßt, hat uns jüngst Kapitän W. J. Gill gezeigt, welcher 1877 die Ostgrenze von China bereiste und auf den tiefgreifenden Unterschied aufmerksam macht, der noch immer so manche Sitten und Gebräuche der erst in jüngerer Zeit seßhaft gewordenen Tibetaner, Mantze und andrer von denen der altansässigen Chinesen trennt. In dem Leben jener ist immer eine Spur und manchmal mehr als eine Spur vom Nomadenleben vorhanden, während unter den Chinesen alles die hohe Entwickelung ihrer alten Kultur bezeugt, welche Wurzel im Boden gefaßt hat. In jeder Stadt und fast in jedem Dorfe Chinas, sagt Gill, findet man Gasthäuser, Zeugnisse eines Volkes, das gewohnt ist, in Häusern zu leben und auf der Reise ein Dach über sich zu wissen. Selbst die armen Kulis, so schlecht sie bezahlt sein mögen, schlafen nie unter offenem Himmel, sondern verwenden ein Teilchen ihres kleinen Lohnes für Bezahlung der Unterkunft. Bei den Tibetanern, Mantze und andern Stämmen Westchinas, welche von den Chinesen als Barbaren bezeichnet werden, ist dies nicht der Fall. Ein Tibetaner sucht seine Ruhestätte sehr oft auf dem flachen Dache seines Hauses, und auf der Reise schläft er köstlich mit halb abgelegten Kleidern und bloßen Schultern im Schnee. In China ist kein Haus vollständig ohne Tisch, Stühle und Bettstellen, wie roh und plump sie auch oft sein mögen; in Tibet sind diese dem seßhaften Leben unentbehrlichen Möbel nicht bekannt. Der Vorliebe der Mongolen und Tibetaner für Fleischkost steht die vorwiegende Pflanzenkost der Chinesen als die Nahrung des Ackerbauers gegenüber. Die Leidenschaft des Mongolen für ein Fettschwanzschaf ist sprichwörtlich, den chinesischen Ackerbauern aber widerstrebt die Schlachtung eines Ochsen, nicht weil es ihrem Geschmacke entgegen ist, sondern weil sie es für undankbar halten, einem Tiere das Leben zu nehmen, welches den Pflug zieht. In der That sind die Fleischer in den großen Städten vorwiegend Tataren. Den Chinesen sind Milch und Butter nahezu unbekannt, während Tibet als das Land bezeichnet werden kann, wo Milch und Butter fließen. Die Menge Butter, welche die Tibetaner in ihrem Thee und ihrer Hafergrütze (tsanba) verzehren, ist geradezu erstaunlich. Sie trinken außerdem Milch und sauren Rahm und essen Käse. Im Vergleiche mit dieser rein animalischen und zugleich einförmigen Kost ist die mehr vegetabilische des Chinesen gleichzeitig sehr mannigfaltig.



Eine eiserne Hacke aus Kordofan, deren Klinge auch als Münze benutzt wird (Christy Collection, London). 1/8 wirkl. Größe. Vgl. Text, Einleitung, S. 61.

Dies ist nun der Gegensatz des ausgeprägtesten Wandervolkes zum seßhaftesten Ackerbauer, ein Gegensatz, dessen geschichtliche Folgen wir auf Schritt und Tritt in den folgenden völkerschildernden Kapiteln begegnen werden. Allein wir dürfen nicht vergessen, daß dieser Grad sedentären Lebens bei einem alten Kulturvolke gefunden wird. Anders ist es bei den Naturvölkern. Bei Betrachtung der Zustände ackerbauender Naturvölker wird man oft sogar geneigt, geringeres Gewicht auf die sonst ethnographisch so wichtig gehaltene Unterscheidung nomadischer und seßhafter Völker zu legen, denn was will sedentäre Lebensweise viel bedeuten, wenn ihr großer Kulturvorteil, die Stetigkeit, die Sicherheit des Lebens und womöglich des Fortschrittes, ausfällt? Thatsächlich sind ja selbst die besten Ackerbauer unter den afrikanischen Völkern von erstaunlicher Beweglichkeit, und die meisten Dörfer wie auch kleinere Völker dürften in der Regel nicht länger als ein Menschenalter an einer und derselben Stelle bleiben. Da wird der Unterschied zwischen Hirten- und Ackerbauerleben viel kleiner. Der afrikanische Neger ist der vortrefflichste Ackerbauer unter allen Naturvölkern, vielleicht mit Ausnahme malayischer Stämme, wie der Batta. Er kämpft gegen eine überwuchernde Natur, fällt Bäume und verbrennt das Dickicht, um Raum für Ackerland zu gewinnen. Unter dem Eindrucke solcher Thätigkeit schrieb Livingstone in Kaseh (Unjamjembe) in sein Tagebuch: „Zusammenhängende Bewaldung ist das Zeichen eines jungfräulichen Landes. Die Zivilisation der Menschen setzt der Ausbreitung der Wälder Schranken.“ Die Afrikaner bauen ursprünglich drei eigne Getreidearten (Sorghum, Penicillaria, Eleusine), dazu sind noch Reis, Weizen und Mais in großer Ausdehnung gekommen. Sie bauen die verschiedensten Knollen- und Wurzelgewächse, Bananen, Zuckerrohr, Baumwolle, Gewürze, Tabak. Man findet um eine Hütte bei den Bongo oder Musgu mehr verschiedene Kulturgewächse als auf den Feldern und in den Gärten eines deutschen Dorfes. Auch bauen die Afrikaner mehr, als sie brauchen, und bewahren den Rest in eignen Kornkammern über oder unter der Erde, und dieser Gebrauch ist in einer oder der andern Form in ganz Afrika zu finden und zeigt, wie hoch der Ackerbau entwickelt ist.



Eine Hacke aus Schildkrötenknochen von den Freundschaftsinseln (Britisches Museum, London). 1/6 natürl. Größe. Vgl. Text, Einleitung, S. 61.

Und doch wie wenig weiß der Naturmensch mit all diesem Können Dauerndes zu schaffen! Auch die thätigsten Ackerbauer unter ihnen entbehren der Sicherung gegen erste Wechselfälle, welche das Ziel vorsichtiger Wirtschaft nach Befriedigung von des Leibes Nahrung und Notdurft ist. Unberechenbare Elementarereignisse, vor allen Dürre oder ihr Gegenteil, verschonen auch die paradiesischen Tropenländer nicht, und dazu kommt die Häufigkeit von Raub und Krieg, so daß Hungersnöte selbst in den fruchtbarsten Gegenden eine nicht selten wiederkehrende Geißel der Bevölkerung bilden. Sie allein schon sind im stande, diese Völker nicht über eine gewisse Linie hinauskommen zu lassen, diesseit welcher eine Entwickelung zu höherer Kultur niemals möglich ist. Alles Gute der guten Jahre zertritt ein Hungerjahr mit seinen bis zum Kannibalismus und zum Kinderverkaufe gehenden Folgen. Das Klima erschwert in den Tropen die Ansammlung der Vorräte, selbst wo es keineswegs exzessiv auftritt. Auch die Verwüstungen des Kornwurmes lassen in Afrika das Getreide der Eingebornen, die Hirse, schwer so lange erhalten, bis die nächste Ernte herankommt. Wieviel sie auch bauen, und wie reichlich die Ernte

ausfallen möge, alles muß in einem einzigen Jahre aufgezehrt werden. Dies ist ein Grund, warum die Neger so große Quantitäten von Bier brauen. Unzweifelhaft liegt hier aber, soviel auch das Klima mit schuld sein mag, eine der Unvollkommenheiten vor, mit welchen der Ackerbau notwendig unter einem Volke behaftet sein wird, in dessen Sitten die kaum entwickelte Vorsicht und Ausdauer nicht mit einem starken Faden notwendigen Zusammenhanges die einzelnen Thätigkeiten und die Thätigkeit der einzelnen Tage aneinander zu reihen vermag. Und die menschlichen Feinde, die allen Besitz ausgleichenden „Naturkommunisten“, kommen auch hier in den Vordergrund und sorgen dafür, daß das stetige Gedeihen des Ackerbaues keine allzu große Kluft zwischen den Ackerbauern und den Nomaden schaffe.

Am meisten ist aber endlich auch hier als Hemmungsfaktor die eigne Trägheit des Menschen wirksam. Nicht nur, daß der Mann überhaupt in vielen Fällen sich nicht dem Ackerbaue widmet, sondern letzterer ist schon durch die Unvollkommenheit der Werkzeuge auf niederer Stufe festgehalten. Die Weiber und Kinder mit ihren unpraktischen Hacken (s. Abbildungen, Einleitung, S. 59 und 60), welche bei eisenlosen Völkern zu Grabstöcken zusammenschrumpfen, ritzen den Boden nur oberflächlich auf. Der Pflug ist nirgends bei eigentlichen Naturvölkern üblich gewesen, geschweige denn die Egge, ebensowenig die Düngung, mit Ausnahme derjenigen mit der Asche des verbrannten Gestrüppes. Häufiger begegnet man der künstlichen Bewässerung.

Wie in den Tropen durch feindliche Naturgewalten, so ist im gemäßigten Klima der Ackerbau dadurch eingeschränkt, daß der Boden minder ergiebig und das Klima weniger günstig ist. Der Ackerbau wird daselbst nicht in der Ausdehnung betrieben wie unter den Tropen, sondern bildet mehr einen nur nebensächlichen Zweig der Wirtschaft, fällt meist ganz den Frauen anheim und sorgt gewöhnlich nur für die äußerste Notdurft. Im Gegensatze zu der raschen Verbreitung, welche bei den Afrikanern neueingeführte Kulturpflanzen fanden, ist es sehr bezeichnend, daß die Neuseeländer, trotzdem sie von Anfang an große Liebhaber der Kartoffeln waren, die Kapitän Furneaux vom Kap der Guten Hoffnung nach ihrer Insel gebracht hatte, freiwillig doch keine einzige davon anpflanzten, sondern im Gegenteile fast das ganze Feld ausrodeten, wo Furneaux sie zu ihrem Besten angebaut hatte. So sind vor allem auch die meisten Nordamerikaner schwache Ackerbauer gewesen. Allein auf allen Stufen sind bei längerer Dauer höhere Entwickelungen aus ihm wie aus der Viehzucht möglich. Doch setzt das Nomadentum denselben früher eine Grenze. Im Rahmen des Ackerbaues sind unter allen Umständen die Kapitalansammlung und die Entwickelung der Industrie und des Handels leichter möglich als in dem des Nomadentumes. Wichtig ist daneben, daß mit beiden die Anlässe zu reicherer Gliederung der Stände gegeben sind.

Kleidung und Schmuck.

Inhalt: Völlige Unbekleidetheit als Sitte kommt nirgends vor. — Launenhaftigkeit in Bekleidung und Nichtbekleidung. — Bessere Bekleidung ist kein absolutes Kulturmerkmal. — Die Mode. — Hervorgehen der Kleidung aus Schmuck. — Natürliche Kleidungsstoffe. — Das Klima übt wenig Einfluß auf die Kleidung. — Beispiel der Feuerländer. — Eskimo. — Allgemeinheit des Schmuckes. — Ähnlichkeit der Schmuckmotive. — Schmuck und Waffen. — Verstümmelungen. — Verschiedenheit des Schmuckes nach den Geschlechtern. — Material des Schmuckes. — Der Schmuck und der Handel. — Edle Metalle. — Glasperlen. — Reinlichkeit.

Man spricht davon, daß es Völker gebe, denen die Bekleidung unbekannt sei, aber die Beobachtung bestätigt nicht diese dergestalt viel zu allgemein aufgestellte Behauptung. Wer unter einen Stamm von „Wilden“ tritt und sieht Männer und Weiber sich nackt

durcheinander bewegen, der wird doch bei näherm Zusehen Kleidungsstücke, wenn auch kärgliche, in der oder jener Hütte treffen. So ist es bei den Bari des obern Nil, deren Nacktheit bei den Nubiern sprichwörtlich, so bei den nackten Völkern des tropischen Südamerika. Man wird aber vor allem die zeitweilig fehlende Kleidung durch anderweitige Attribute ersetzt finden. Besonders oft wird der Körper gesalbt oder mit Farbe beschmiert oder durch Tättowierung verziert sein, und manchmal mit täuschender Wirkung. Ein tättowierter Markesas-Insulaner macht den Eindruck, in einen Trikot gehüllt zu sein, welcher mit den feinsten Ornamenten durchwoben ist. Dazu kommt die dunkle, matt glänzende Haut der farbigen Menschen, von der man mit Recht gesagt hat, daß allein ihre Farbe und ihr Ton genügen, die Nacktheit erträglicher, minder hervortretend erscheinen zu lassen. Die Zwecke der Kleidung scheinen einmal in dem Schutze, dann in der schamhaften Bedeckung und drittens in der Erweckung eines Eindruckes gefälliger Mannigfaltigkeit zu liegen. Beide kombinieren sich zu der Gesamtheit dessen, was wir Tracht nennen, und dabei zeigt sich, wie in allem Thun der Naturvölker, auch hier die Hintansetzung des Notwendigen im Vergleiche zum Angenehmen. Schmucksachen fehlen nie, während die Schambedeckung bei jüngern Kindern in der Regel, bei den Erwachsenen manchmal ausfällt.



Ein Weib der Njam-Njam (nach eigner Photographie von Richard Buchta). Vgl. Text, Einleitung, S. 63.

In diesem Ausfallen ist indessen kein Zeichen allgemein niedrigen Kulturstandes, sondern einfach nur eine Nachlässigkeit zu erkennen. Wollte man daraus auf den Mangel des Schamgefühles schließen, so würde dies ebensowenig berechtigt sein, wie wenn man einen ähnlichen Schluß aus gelegentlichen Verletzungen des Schamgefühles auf die Kultur unsrer Bevölkerungen ziehen wollte. Einzelnen Fällen mangelnder Schambedeckung stehen viele

entgegen, in welchen gerade diese mit der größten Sorgfalt festgehalten wird, und sie tritt selbst bei sonst nicht hoch stehenden Völkern, wie z. B. den Hottentotten, sogar in doppelter Form, als innere und äußere Schürze, auf. Die Vollständigkeit der Kleidung steht in keinem Verhältnisse zur Höhe der Kulturstufe. Die mit peinlicher Sorgfalt in ihr Rindenzeug sich hüllende Waganda- oder Wanyorofrau steht im allgemeinen nicht höher als die Njam-Njam-Negerin, welche ihre Blöße kümmerlich mit einem Pflanzenblatte bedeckt (s. Abbildung, S. 62). Und jene, welche die Entblößung in der Öffentlichkeit als todeswürdiges Verbrechen auffassen, stehen keineswegs höher als die Dualla, welche bei der Arbeit am Meere alle Hüllen abwerfen. Endlich finden wir nirgends in dieser Beziehung starke nationale Unterschiede. Indem wir dies alles erwägen, dürfen wir sagen: das Schamgefühl ist allgemein in der heutigen Menschheit; wo es aber zu fehlen scheint, ist sein Mangel ein zufälliger oder vorübergehender Zustand.

Aber dieses Gefühl ist nicht das erste, welches der einfache Mensch zu befriedigen strebt, wenn er seinen Körper kleidet. In erster Linie steht die Befriedigung der Gefallsucht. Das erstere wird als Gebot der Sitte, als unangenehme Notwendigkeit möglichst rasch abgemacht, die andre wird mit dem größten Aufwande an Mühe und Kosten zu erreichen gesucht, und von vielen Völkern kann man sagen, ohne der Übertreibung beschuldigt zu werden, daß der größte Teil ihrer Gedanken und ihrer Arbeit auf die Verzierung ihres Körpers ausgeht. Diese Völker sind in ihren Kreisen größere Modenarren, als es die in der Kultur höchststehenden sind. Die Kaufleute, welche mit diesen einfachen Menschen Handel treiben, wissen, wie ungemein rasch die Moden bei denselben wechseln. Und endlich, welche Lasten legen die Naturmenschen sich auf, um das Höchste in ihrem Kreise an Schmuck zu leisten!

Offenbar würde es also ungerecht sein, wenn man die Mangelhaftigkeit oder das Fehlen der Kleidung ohne Rücksicht auf die übrigen Attribute beurteilen wollte, welche die Naturvölker ihrem Körper zufügen. Faßt man sie alle zusammen, so gewinnt man auch hier den Eindruck des Vorherrschens des Spieltriebes, der sich in der Weise äußert, daß das Notwendige hinter dem zurücktritt, was wir Luxus nennen müssen, wie sehr dasselbe uns auch ärmlich, ja fast bedauernerregend erscheinen mag. Der ärmste Buschmann macht sich ein Armband aus einem Streifen Fell, das er nie vergißt anzuziehen; es kann aber wohl vorkommen, daß derselbe gelegentlich sein Schurzfell umzuthun übersieht, oder daß er dasselbe in einem so durchlöcherten Zustande anzieht, daß der Zweck der Schambedeckung völlig vereitelt wird. Im Vergleiche zu dem wenigen, was er besitzt, treibt der kulturarme Mensch viel mehr Luxus als der höchststehende Kulturträger. So sehr tritt der Schmuck in den Vordergrund, daß einige Völkerforscher sogar alle Bekleidung aus Schmuck entspringen ließen, indem sie es als unmöglich bezeichneten, zwischen beiden eine Grenzlinie zu ziehen. Alle Kleidung scheint ihnen aus Abwandlungen des Schmuckes hervorgegangen zu sein, und sie meinen, die Schamhaftigkeit habe in der frühsten Entwickelung der Bekleidung gar keine Rolle gespielt. Moseley sagt: „Der Humboldtbaibewohner mit Schmucksachen aller Art von kunstvoller Arbeit an Leib, Beinen und Armen läßt ganz gewöhnlich seine Geschlechtsorgane vollständig unbedeckt. Der viel tiefer stehende Kap York-Australier hat gar nichts an sich, weder Kleidung noch Schmuck, mit Ausnahme der Narben und gelegentlicher Bemalung. Selbst in zivilisiertern Ländern scheint die Kleidung sehr oft mehr unter dem Gesichtspunkte des Schmuckes oder der Schaustellung betrachtet zu werden als unter dem der Bedeckung gegen Kälte oder der Schamhaftigkeit. So sieht man auf den Philippinen unter Tagalen und Visayern nichts gewöhnlicher als Kinder beiden Geschlechtes mit bunten Hemdchen, welche nicht über den Nabel hinausreichen!" Wir schließen uns dieser Verallgemeinerung nicht an, da wir keine Möglichkeit sehen, die Priorität eines der beiden hier in Frage kommenden Gefühle, des Schamgefühles oder der Lust zum Schmucke,

zweifellos festzustellen. Sicher ergibt sich aus den Thatsachen das Übergewicht der letztern über das erstere, aber daraus folgt nicht auch das höhere Alter derselben.

Sollte übrigens diese Frage ernsthaft aufgeworfen werden, so würden auch noch andre Punkte zur Erwägung kommen, die wir hier nur erwähnen wollen. Die Schamhaftigkeit nimmt vor allem beim Weibe etwas von Koketterie in sich auf, wofür wir angesichts der

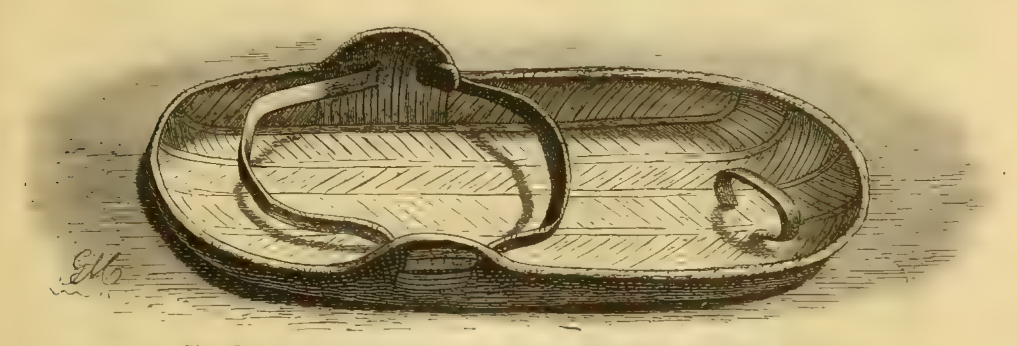


Ein Dorfhäuptling von Loango mit Frau (nach Photographie von Dr. Falkenstein).

Dekolletierung der Ballkleider nicht weit nach Beispielen zu suchen brauchen. Unmerklich verliert dadurch selbst die Schamhülle ihren Charakter des Notwendigen, um durch Zerfransung, Behängung mit klingenden und klirrenden Schellen, Ketten rc. sich dem Schmucke zu nähern. Und hierher wäre wohl auch, wenigstens zum Teile, die Sitte zu rechnen, den Penis in einer Muschel oder sonst einer Hülle zu tragen, welche diesen Teil weniger verbirgt, als sichtbar macht. Und endlich ist der Aberglaube nicht zu vergessen, der, wie für so viele minder wichtige Dinge, auch für diese Teile des Körpers von einem bösen Blicke fürchten mag.

Die Art und Vollständigkeit der Kleidung hängt natürlich in großem Maße von dem ab, was Natur oder eigne Arbeit an Stoffen zu derselben darbietet. Nicht alle Länder der Erde sind in dieser Hinsicht so wohlthätig ausgestattet wie das tropische Brasilien, wo der „Hembenbaum“, eine Lecythis-Art, eine so schmiegsame und leicht abzuziehende Rinde besitzt, daß die Indianer einfach den Stamm in 4—5 Fuß lange Stücke teilen, deren Rinde ganz abziehen, einweichen und weich klopfen, worauf die zwei Löcher für die Arme eingeschnitten werden und das Hemd fertig ist. Dieselben Wälder bieten in einer Palme eine noch leichter zu gewinnende bequeme Mütze, zu welcher die Blattscheide einfach, wie sie ist, ohne jede weitere Präparation Verwendung findet. Das paradiesische Feigenblatt findet sich in tausenderlei Variationen wieder und feiert seine Auferstehung in vervielfältigter Erscheinung sogar in dem Schilfmantel der Japaner.

Die Verwendung der **Rinde als Kleidungsstoff** ist oder war von Polynesien bis zum Kongo verbreitet und findet sich dann selbst in Amerika wieder, so daß dieser Gebrauch also in allen Ländern der Tropenzone wiederkehrt. In Indien schreibt Manus Gesetz dem

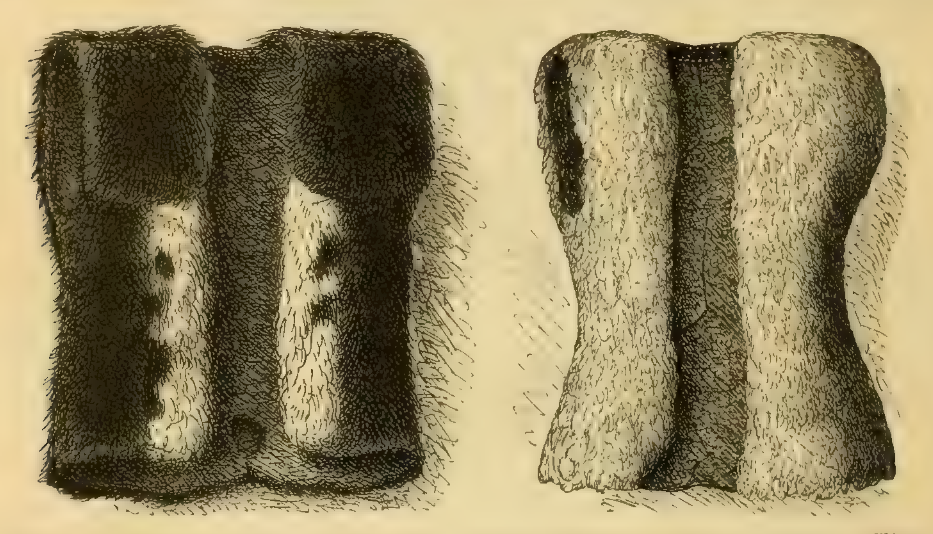


Eine Sandale aus Unyoro (nach Baker). Vgl. Text, Einleitung, S. 67.

Brahmanen, der das Ende seines Lebens in religiöser Betrachtung inmitten des Urwaldes erwarten will, Kleid aus Rinde oder Fellen vor. Wahrscheinlich wurde hier wie in Afrika die Rinde einer Ficus-Art zum Rindenkleide benutzt. In Polynesien aber wurde die Herstellung eines biegsamen Stoffes aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes zur höchsten Vollendung gebracht (vgl. Einleitung, S. 45). Wunderbar ist es, wie bei besondern Gelegenheiten solche Völker, die dieser Stoffe sich nicht mehr bedienen, dieselben hervorsuchen. So werfen die Kayan von Borneo ihre Baumwollsarongs ab, wenn sie trauern, um sich in das früher gebräuchliche Rindenkleid zu hüllen, und so entkleiden sich alljährlich bei einem Feste in Madras die Leute niederer Kaste, um sich mit belaubten Zweigen zu umgürten. Auch an der westafrikanischen Küste werden bei gewissen Festlichkeiten, die mit dem dortigen Fetischdienste zusammenhängen, statt der eingeführten Kleider nur Felle getragen. Es ist, als ob diese Menschen das richtige Gefühl hätten, daß diesen selbsterfundenen, unmittelbar der Natur entlehnten Gewändern ein höherer Wert, etwas Edleres innewohne als dem Abfalle europäischen Trödelkrames, durch dessen Eindringen eine gewisse Willkür und mit ihr eine Erniedrigung in die Kleidung dieser Naturvölker gekommen ist, indem dieselben mit Begierde jeden europäischen Fetzen annahmen und anzogen, dessen sie habhaft werden konnten, daher die Häuptlinge mit Weiberröcken, Schlafröcken, Offiziersuniformen, Schellengürteln &c. prangen.

Wie wenig die große Lehrmeisterin Not den Naturvölkern jenen Ernst einprägen kann, der die Gebote härterer Umstände sich klar macht und denselben gemäß handelt, zeigt am besten der Vergleich der in rauhem Klima Lebenden mit den Bewohnern milderer Himmelsstriche. So sind z. B. ursprünglich die Südaustralier und Tasmanier kaum mehr bekleidet

gewesen als die Papua. Die Ärmlichkeit der Kleidung, die bei dem Tierreichtume des Landes zu vermeiden war, ist nur auf Trägheit zurückzuführen. Die äußerlich bestausgestatteten Feuerländer, die der Ostküste, tragen Guanakomäntel gleich den Patagoniern, und die der Westküste haben wenigstens Robbenfelle. Aber bei den Stämmen in der Nachbarschaft der Wollastoninsel bildet ein oft kaum taschentuchgroßes Fell von Ottern oder sonstigen kleinen Tieren den einzigen Schutz gegen das hier nicht minder rauhe Klima. Quer über der Brust durch Schnüre festgehalten, wird es, je nachdem der Wind bläst, von einer Seite auf die andre geschoben. Aber viele entbehren selbst dieses minimalen Schutzes. Darwin sah hier in ihren Kähnen Feuerländer, die gänzlich nackt waren, darunter eine erwachsene Frau. „Es regnete stark", so beschreibt er die Szene, „und das Süßwasser zusammen mit dem Spritzwasser der



Kleider der Aino, aus Pelz und Vogelbalg gefertigt (Sammlung des Herrn v. Siebold in Wien).

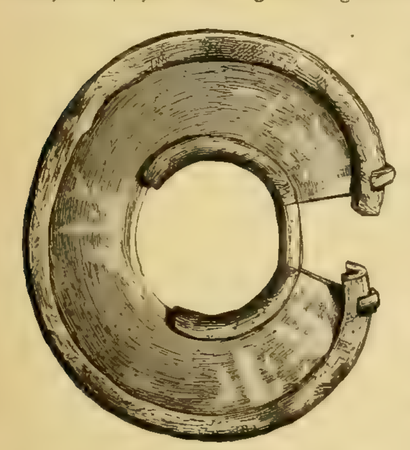
Ruder rieselte an ihrem Körper hinab." An einem andern Landungsplatze dieser Gegend sah er eines Tages eine Frau, welche ein vor kurzem gebornes Kind stillte, wie sie bloß aus Neugier an die Seite des Schiffes kam, während die Schloßen herabfielen und auf ihrer nackten Brust und auf der Haut ihres nackten Säuglinges tauten. Und doch scheint ihre Haut, die gegen Kälte und Nässe so gefestet ist, sehr empfindlich gegen die Einwirkungen der Wärme zu sein. Man hat oft die Erzählung Darwins citiert, wie eine Gruppe Feuerländer, mit welchen er im Beaglekanale zusammentraf, mit ihm und seinen Gefährten ums Feuer saß, und wie es den warm bekleideten Weißen nahe beim Feuer keineswegs zu warm war, während jene, die weiter davon saßen und halbnackt waren, bald von Schweiß übergossen wurden. Auch hier ist eine Notwendigkeit, sich die Entbehrung warmer Kleidung aufzulegen, nicht gegeben. Man denke an die aus den dünnen Eingeweidehäuten der Seetiere gefertigten Regenkleider der Alëuten, deren Rohstoff den Feuerländern ebenso zugänglich war.

Nur die Hyperboreer sind, findig und sinnreich wie immer, auch hierin den Forderungen ihrer Umgebungen, ihres Klimas besser nachgekommen, und ihre Pelz- und Vogelbalgkleider gehören jedenfalls zu den sinnreichsten und zweckmäßigsten Erfindungen auf diesem Gebiete (s. obenstehende Abbildung). Man darf wohl sagen, daß sie die einzigen Naturvölker der gemäßigten oder kalten Zone sind, welche ihre Kleidung vollständig zweckmäßig gestaltet haben. Ihre Ausläufer im nördlichen Stillen Ozeane (Bewohner von König Wilhelms-Sund und andre) erkennt man daher auch in ihrer Kleidung als echte Hyperboreer. Die Kleidung der

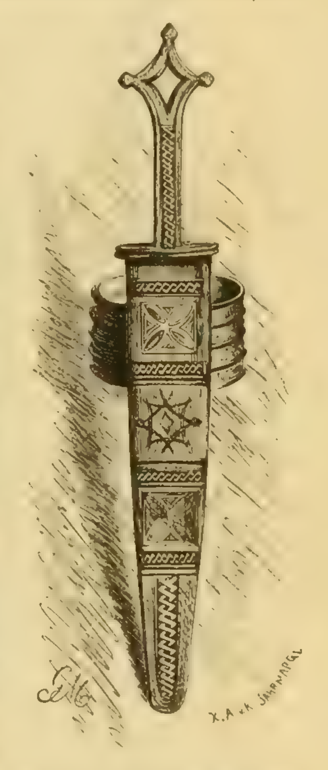
Eskimo, welche den Körper ganz einhüllt, schränkt selbstverständlich auch den Gebrauch der Ornamente in hohem Grade ein, so daß wir Arm- oder Beinringe niemals, Halsketten aus Tierzähnen oder europäischen Perlen selten finden, wogegen manschettenknopfartige Knöpfe aus Stein oder Knochen, im letztern Materiale mit konzentrischen Kreisen verziert, in den Lippen nicht selten sind. Ähnliche Gegenstände werden auch in den Ohren getragen. Zahlreiche Tier- und Menschenfigürchen dienen als Amulette und als Anhängsel für Waffen und Geräte.

Fußbekleidung ist auf Märschen allgemein, meistens aus Fellen, seltener aus Holz oder Bast hergestellt. Merkwürdigerweise geht die übliche Befestigungsweise der Sandalen durch die ganze Welt (s. Abbildung, Einleitung, S. 65).

Wir haben von der **Allgemeinheit des Schmuckes** bei den **Naturvölkern** gesprochen. In der That ist bei ihnen niemand ungeschmückt. Wie viele Menschen wären dagegen unter Armen und Reichen der zivilisierten Völker zu finden, welche sowohl am Körper als in ihrer Kleidung jeden Schmuck vermeiden? Doch ist hier zu erwägen, daß die Allverbreitung des Schmuckes nicht wenig dadurch erleichtert wird, daß manche Nebenzwecke bequem mit dem letztern verbunden werden können. Zuerst nehmen die fast nie fehlenden Amulette die Gestalt von Schmucksachen an. J. M. Hildebrandt sagt in seiner schönen Abhandlung über die Wakamba: „Die Amulette werden als eine Schutzwaffe angesehen, verdienen also in einer ethnographischen Abhandlung den Platz zwischen Schmuck und Waffe“. Sie sind, man kann sagen, mehr Schmuck als Waffe. Aber es gibt Schmucksachen genug, die in erster Linie Waffen sind und in zweiter zur Zierde des Körpers dienen. Die massenhaften eisernen Armringe, mit denen Neger sich bedecken, sind zum Parieren und Schlagen sehr geschickt. Die Irenga im obern Nilgebiete tragen Armringe von Messerschärfe, die im Frieden mit Lederscheiden umgeben werden, um im Kampfe als Schlagringe zu dienen (s. obenstehende Abbildung). Ähnlich sind die mit einem Paare Stacheln versehenen Armringe der Djur (s. Abbildung, S. 500, Fig. 4) in derselben Region. Der verzierte Dolch am Oberarme (s. obenstehende Abbildung) oder um den Hals ist halb und halb Schmuck. Zu den eigentlichen Zierwaffen rechnen wir aber die schön geschnitzten Keulen der Melanesier und Neger, die Kommandostäbe, die verzierten Ruder. Gehört doch Schmuck zu jedem wilden Krieger so gut wie die Waffe! Und hat doch diese Verbindung eine so tiefe psychologische Begründung in der Erregung des Selbstgefühles und Mutes durch äußern Glanz, daß sie durch die ganze Menschheit bis in die Spitzen der Zivilisation sich erstreckt! In gewissem Sinne darf hierher wohl auch ein merkwürdiger Armschmuck der Masai gerechnet werden, welcher aus zwei aus Büffelhorn geschnitzten Spitzbogen besteht, die an der Basis zusammenhängen, nach der Spitze aber auseinander laufen. In die dadurch gebildete Gabel wird der Mausmuskel



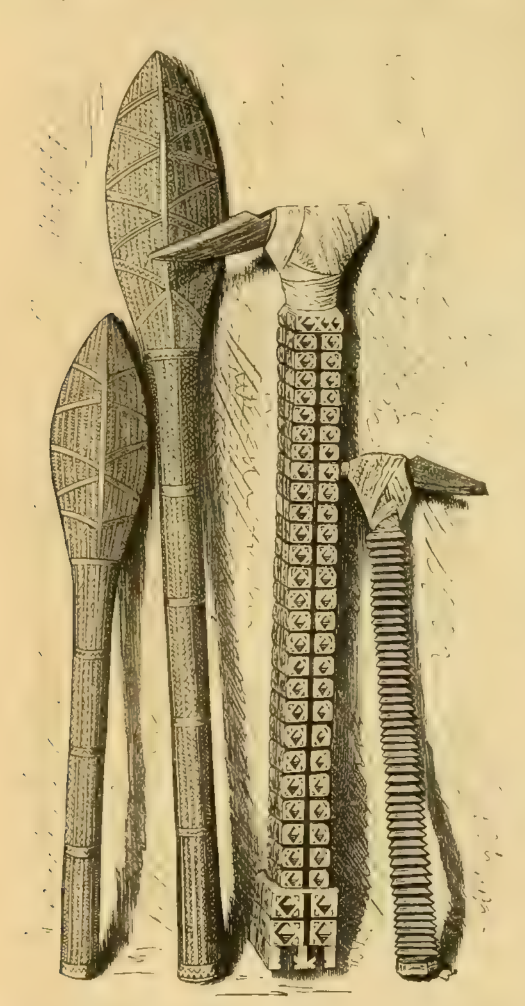
Ein eiserner Armring der Irenga (ethnogr. Museum, Wien). 1/4 wirkl. Größe.



Ein Dolch aus Lagos, am Oberarm zu tragen (Christy Collection, London). 1/6 wirkl. Größe.

eingezwängt, um ihn zu kräftigen. Die freien Enden der Gabel stehen etwas über der Schulter hervor. So werden auch Lederriemen dicht um Arme und Beine gelegt, um die Muskeln zu stärken. Auf Märschen legt man sie oft an, um rasch der Ermüdung Herr zu werden.

Schmuck und Auszeichnung gehen auf allen Stufen der Kultur Hand in Hand. Nicht immer braucht es hierzu äußern Glanzes oder großer Kostbarkeit. In der Tanganikaregion tragen die Häuptlinge Arm- und Beinringe aus den Schwanzhaaren der Giraffe, in Westafrika Mützen aus dem Felle einer bestimmten Antilope, in Tonga sind die Halsbänder aus Pottwalzähnen zugleich Schmuck, Auszeichnung und Geld, vielleicht sogar Amulett. Daß Schmuck und Geld leicht zusammenfallen, ist auf niedern Stufen der Zivilisation, wo auch große Kapitalisten ihren Besitz noch am Körper tragen können, selbstverständlich. Es gibt keinen sicherern Platz und keinen, wo das Auszeichnende des Besitzes so unmittelbar zur Wirkung kommt, als der eigne Körper des Besitzenden. Zum Gelde eignet sich stets am besten etwas Wertvolles und doch nicht Notwendiges, und dies ist der Schmuck. Daher die weite Verbreitung von Wertzeichen, die gleichzeitig als Schmuck dienen können: Kauri-, Dentalium- und andre Muscheln, Pottwalzähne, Eisen- und Kupferringe, durchbohrte Münzen. Silber- und Goldwährung sind diesem Boden entwachsen.



Ruder und Äxte als Häuptlingszeichen; Hervey-Inseln (ethnographisches Museum, München). 1/9 wirkl. Größe.

Und endlich erwägen wir, wie beredt für einen Naturmenschen die stumme Sprache der körperlichen Verstümmelungen und Verunstaltungen ist. Tättowierung ist Stammes- und Familienzeichen, bezeichnet oft zugleich die siegreichen Feldzüge, denen ihr Träger beigewohnt, und sagt aus, daß er in mannbares Alter getreten; ähnlich die verschiedenen Zahnverstümmelungen und künstlichen Narben. Der letztern bedienen sich auch manche Völker als Trauerzeichen oder berauben sich wohl gar zu diesem Zwecke eines Fingergliedes. Die strahlenförmigen oder parallelen Narbenlinien auf Stirn oder Wangen, die von den Australiern ohne andern anscheinenden Zweck als den der Verzierung angebracht werden, bezeichnen bei den Schilluk, Tibbu und andern Zentralafrikanern den Verlust naher Angehörigen. Wenn man auch im Abschneiden eines Fingers, in der Beschneidung oder in der Exzision einer Hode keinen Versuch sehen wird, den Körper zu verschönern, so sind doch in allen diesen Dingen Schmuck, Auszeichnung und Erfüllung religiöser oder sozialer Gebote nicht streng auseinander zu halten. Ohne Frage gehören manche der Verzierungen, die am Körper vorgenommen werden, zu denjenigen Äußerungen des primitiven Kunsttriebes, auf welche am meisten

Sorgfalt verwendet wird, und so sind denn in der That die in jahrelanger Arbeit, unter vielen Mühen und Schmerzen ausgeführten Tättowierungen der Neuseeländer zu den hervorragendsten Leistungen des Kunstsinnes und der Kunstfertigkeit dieses Volkes zu rechnen. Die besten Zeugnisse stellt aber wohl die Tättowierung dem Kunstsinne der Naturvölker aus, und es ist bezeichnend, daß die in andern Leistungen hochstehenden Malayen und Polynesier auch hierin das Ausgezeichnetste leisten. Die Indianer zeichnen sich gerade darin weniger aus, und unter den Negern sind wenige, die diesem Kunstzweige so große Aufmerksamkeit widmeten wie ihren Frisuren, in denen sie freilich alle Völker übertreffen, weil die steife Beschaffenheit ihrer Perücke sie darin wesentlich unterstützt.


Ein Häuptlingssohn der Obbo; Zentralafrika (nach Baker).

Wie in aller primitiven Industrie, tritt uns auch hier die endlose Variation eines begrenzten Motives als charakteristische Erscheinung entgegen. So werfen sich denn gewisse Völker auf Bemalung, andre auf Tättowierung, wieder andre auf Frisur. Die Durchbohrung der Unter- oder Oberlippe oder beider zugleich, die man bei Madi-Schuli und andern Obernilstämmen findet, wächst bei den Bongo-Frauen zu einer Durchbohrung der Nase und der ganzen Ohrläppchen, die mit Messingdraht geradezu durchflochten werden. Ähnliches bieten die Dajaken. Sitten, welche auf dieselbe Körpergegend sich beziehen, mögen oft in einer verwandtschaftlichen Beziehung stehen. So schlagen sich die Batoka die obern Vorderzähne aus, wodurch die untern hervorwachsen und die Unterlippe vordrängen. Ihre östlichen Nachbarn, die Manganja, tragen einen Pflock in der Ober-, oft auch in der Unterlippe und erreichen damit eine ähnliche Entstellung. Diese üppigen Entwickelungen des Schmucktriebes zeigen den angebornen Kunstsinn der Völker in oft erstaunlicher Entfaltung, und es ist nicht ohne Interesse, denselben von den rohesten Bewährungen an zu verfolgen. Die Kontrastwirkungen stehen natürlich allen voran. Mit Recht macht Moseley darauf aufmerksam, daß die Schmucksachen der meisten „Wilden" bestimmt sind, von einer dunklern Haut sich abzuheben, als die unsre ist. Weiße Schalen, Zähne und dergleichen machen auf solchem Grunde einen ganz andern Effekt als in unsern blassen Händen oder in trüben Sammlungsschränken. Daher finden wir Bemalung mit Weiß und Rot, Bedeckung des dunkeln Haares mit weißen Kalkmassen und dergleichen weit verbreitet. Den höchsten Gipfel der Bemalungskunst haben aber wohl die Monbuttu erreicht, welche in ihren vielmusterigen Körperbemalungen die grellen Farben und die primitiven Striche und Flecke vermeiden.

Man hat sich vor der Versuchung zu hüten, zu viel Bewußtes in diese vielartigen Ornamente hineinzulegen, mit denen der Sohn der Natur sich schmückt. Gegenüber der Tendenz der vorgeschichtlichen Forschung, bestimmte Ornamentmotive gleichsam zur



Tättowierte Neger (nach Handzeichnungen von Rugendas in der Kupferstichsammlung zu München).

Signatur der betreffenden Völker zu machen, ist der Spielraum der Willkür in diesen Dingen ganz besonders zu betonen. Es ist wahr, daß man eine tonganische Keule immer an den menschlichen Figürchen erkennt, welche aus dem mosaikartigen Schnitzmuster hervortreten; aber hier handelt es sich um einen eng beschränkten Kulturkreis, in dem leicht eine große Festigkeit der Tradition erzielt werden kann. Würde man aber das Kreuzmotiv, das so ungemein nahe liegt, z. B. so, wie es auf den schön geflochtenen Schilden der Njam-Njam (s. Abbildung, S. 533, Fig. 2) vorkommt, für eine Nachahmung



Haartrachten von Lovale (nach Cameron).

des christlichen Symboles halten oder den Halbmond auf polynesischen Schnitzwerken auf islamitischen Einfluß zurückführen? Bei einem und demselben Volke werden gewöhnlich bestimmte Schmuckmotive mit großer Zähigkeit festgehalten und innerhalb enger Grenzen variiert. Daß dies in Afrika manchmal von dem innerhalb eines einzigen Stammes ungemein variabeln Haarschmucke nicht gilt, scheint anzudeuten, daß dieser durch keine tiefere Sitte oder Herkommen an bestimmte Normen gebunden ist.



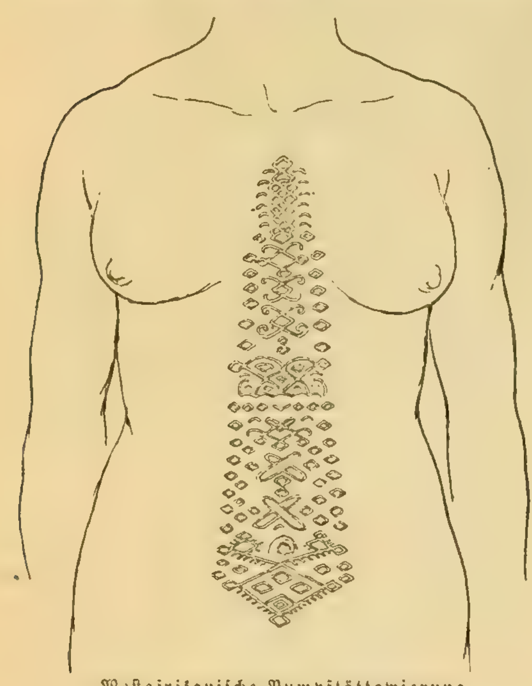
Westafrikanische Zahnfeilung (nach einer Zeichnung von Dr. Pechuel-Loesche).

Die Männer pflegen auch darin bevorzugt zu sein, daß sie alle Arten Schmuck mehr kultivieren, mehr Zeit darauf verwenden. Bei den niedriger stehenden Gruppen der Wilden folgt der Schmuck dem Gesetze, welches bei andern Tieren fast allgemein ist. Es ist der Mann, der reich geschmückt ist, während das Weib des reichen Schmuckes entbehrt. Die Zivilisation hat bekanntlich dieses Verhältnis nahezu umgekehrt, und der Grad der Fortgeschrittenheit eines Volkes mag zum Teile an der Höhe der Opfer gemessen werden, welche die Männer bereit sind für den Schmuck ihrer Weiber zu bringen. Die Männer kehren zur Sitte des reichen Schmuckes in hochzivilisierten Gemeinschaften in der Regel nur als Krieger, Beamte oder Höflinge zurück.

Eine praktische Konsequenz der Luxusneigungen mitten im Elende ist die Beschränkung des Handels mit den Naturvölkern auf eine geringe Summe von Gegenständen, deren Mannigfaltigkeit fast ganz innerhalb der Grenzen des Schmuck- und Spielzweckes und des sinnlichen Genusses liegt. Sehen wir von den einigermaßen zivilisiertern Bewohnern der Küsten und der europäischen Kolonien in Afrika ab, so bleiben hier als wichtige Gegenstände

des Handels mit den Eingebornen Perlen, Messingdraht, messingene und eiserne Ringe, Branntwein, Tabak; die zwei einzigen nicht in diese Kategorie gehörigen Gegenstände, welche eine erhebliche Bedeutung für diesen Handel gewonnen haben, sind Baumwollzeuge, die als Merikani bekanntlich in großer Ausdehnung sogar Tauschmittel geworden sind, und Gewehre.

Endlich mögen auch noch in diesem Abschnitte jene Toilettenwerkzeuge eine Stelle finden, mit denen alle die Kunststücke verübt werden, auf die der primitive Mensch, hierin dem zivilisierten nicht nachstehend, seine Hoffnung, zu gefallen und zu siegen, gründet. Hören wir, wie Schweinfurth den „Bijouteriekram" einer Bongo-Frau schildert: „Zum Ausraufen der Wimpern und Augenbrauen bedienen sie sich kleiner Pinzetten. Ausschließlich bei den Frauen der Bongo finden sich die eigentümlichen elliptischen Messerchen, ‚Tibah' genannt, welche, oben und unten in einen Stiel auslaufend, an beiden Rändern geschärfte Schneiden haben und mit vielmusteriger Strichelung verziert sind. Solcher Messer bedienen sich die Bongo-Frauen bei allen wirtschaftlichen Arbeiten, namentlich dienen sie zum Schälen der Knollen, zum Zerschneiden der Kürbisse, Gurken und dergleichen. Ringe, Schellen, Glöckchen, Klammern und Knöpfe, welche in die durchlöcherten Lippen und Ohrränder gesteckt werden, ferner lanzettförmige Haarnadeln, welche zum Scheiteln und Abteilen der Flechten notwendig erscheinen, vervollständigen den Bijouteriekram der Bongo-Frauen." Ein Zängelchen für Dornen 2c. gehört fast durch ganz Afrika zur Ausrüstung, es befindet sich gewöhnlich in eignem Behälter an der Dolchscheide. Eine Stachelschweinborste oder eine Elfenbeinnadel tragen viele zum Schlichten ins Haar gesteckt. Kämme sind Polynesiern, Hyperboreern und Negern wohlbekannt.



Westafrikanische Rumpftättowierung
(nach einer Photographie von Dr. Pechuel-Loesche).

Während dem Kulturmenschen Reinlichkeit als der beste Schmuck gilt, ist der Naturmensch weit davon entfernt, die Reinlichkeit so hoch zu stellen. Er übt sie, wo sie ihm keine allzu große Mühe verursacht, und sie kann nach gewissen Richtungen hin so weit Sitte werden, daß z. B. in Bezug auf das Reinhalten der Zähne, welches durch ein zerfasertes Stückchen Holz geschieht, die Neger höher stehen als der Durchschnitt der Europäer. Der Abscheu vor Exkrementen ist oft wahrhaft abergläubisch und trägt dann dazu bei, die Umgebungen der Hütten reinlich zu erhalten. Mit Erstaunen spricht Furneaux von Aborten bei den Maori. Was aber die Reinlichkeit in besonders hohem Grade fördert, ist der Mangel der Bekleidung oder wenigstens ihre Geringfügigkeit. Im allgemeinen wird man den Schmutz hauptsächlich bei solchen Völkern antreffen, wo das schon veränderlichere Klima eine konstante Bedeckung des Körpers erfordert, an deren tägliches Wechseln gar nicht zu denken ist, da dies eine rasche Abnutzung verursachen würde. Gewöhnlich trägt man sie deshalb Dschengischans Vorschriften gemäß, wie einmal Bastian sagt, d. h. bis sie in Fetzen vom Leibe fallen. Anderseits darf man kühnlich sagen, daß die fast nackt gehenden, in mildem Klima lebenden und von

Wasser umgebenen Polynesier überhaupt zu den reinlichsten Völkern der Erde gehören. Mit Peinlichkeit wird wie ein eisernes Gesetz die Enthaltung des Mannes in der Reinigungsperiode des Weibes eingehalten. Die Polygamie erleichtert die Befolgung solcher Gesetze. Aber auch sonst herrscht vielfach bei Naturvölkern im intimsten Familienleben eine Zurückhaltung, welche hochzivilisierte beschämt. Wir erinnern an die bei Negern, Malayen und Indianern gleichweit verbreitete Sitte, daß Eltern und Kinder nicht in demselben Raume schlafen.

Die Wohnstätten.

Inhalt: Die ersten Hütten. — Keime des Holz- und des Steinbaues. — Flüchtiger Charakter der meisten Hüttenbauten. — Geschichtlicher Wert des dauerhaften Bauens. — Klassifikation der Naturvölker nach ihren Bauten. — Das Schutzmotiv. — Pfahlbauten. — Zusammendrängung der Wohnstätten. — Die ethnographische Bedeutung der Städte. — Verschiedene Gattungen von Städten. — Städteruinen und Kulturruinen.

Den Keim der Baukunst, die erste Hütte, rief das Bedürfnis hervor, welches primitiv und allgemein ist. Kein Volk lebt auf die Dauer in hohlen Bäumen, wie zu Cooks Zeit gewisse Gruppen der Tasmanier, oder in Felsenspalten, wie die versprengten Betschuanen im Matabelereiche. Diese Hütten sind freilich demgemäß in der Regel sehr einfach und vergänglich, und was eigentliche Baukunst ist, d. h. dauerhaftes und dann verziertes Bauen, liegt viel näher der Jetztzeit zu. Man kann der etwas vagen Behauptung de Laprades: „Die Geburt der Architektur, die Erbauung des ersten Tempels bezeichnen den Beginn der geschichtlichen Zeit" nicht eine gewisse Berechtigung absprechen, wenn man eben unter Architektur die für die Dauer bestimmte monumentale Baukunst versteht. Der Ethnograph wird freilich angesichts der Fetischhütten der Innerafrikaner oder Melanesier den Begriff des Tempels hier etwas eng gezogen finden, und für ihn beginnt der Schritt über den primitivsten Hüttenbau hinaus viel früher. Das Schutzbedürfnis, welches schon bei Tieren durch Umwandung und Bedeckung des Wohnplatzes der Natur nachzuhelfen bestrebt ist, legt den ersten Keim, aus dem später die naturvergeistigende Herrlichkeit der Baukunst sich entfaltete. Wir erwähnen zuerst jener unmittelbaren Anlehnungen an die Natur, zu welchen eben dieses Bedürfnis zwingt. Wir werden von der nahezu tierischen, sicherlich am wenigsten menschlichen Sitte des Baumwohnens bei mehreren Völkern zu sprechen haben. Die Benutzung herabhängender Zweige von Bäumen oder Sträuchern, die flüchtig verflochten und befestigt werden, wie es halbnomadische Buschmänner üben, steht ihr noch nahe. Das Abhauen von Zweigen oder Stämmchen, das Einstecken in den Boden im Kreise, das Verbinden der obern Enden und das Bedecken dieses flüchtigen Baues mit Zweigen oder Fellen ist der nächste Schritt zum primitivsten Hüttenbaue, wie wir ihn bei Feuerländern und Hottentotten, aber auch bei Galla und Somali finden. Und von hier aus führt nun eine lange Reihe von zunächst immer dauerhaftern und nach und nach verziertern Bauten bis zu den Spitzen der Holzarchitektur in den reichverzierten Holzhäusern der Papua und Malayen, der Palau-Insulaner, in den steinlosen Palästen der Monbuttu- oder Waganda-Könige. Den Schwesterkeim, der entsprechend zur höchst entwickelten Steinbaukunst heraufführt, legte das Höhlenwohnen, in der Urzeit weitverbreitet und auch in der Jetztzeit noch vielfach geübt. Einen hochwichtigen Vorzug hat dieses vor jenem in der Dauerhaftigkeit des Materiales voraus, während dasselbe Material den Nachteil hat, der Verzierung, der Ornamentierung viel weniger entgegenzukommen. Aber es überwiegt jener Vorzug diesen Nachteil, denn das Schöne ist, sobald es angestrebt wird, hier im Ebenmaße, der Grundbedingung aller architektonischen Schönheit, leichter zu finden.

Wie wenig der harte Druck der Notwendigkeit im stande ist, eine größere Thätigkeit zur Befriedigung des mit dem rauhern Klima, der ärmern Pflanzen- und Tierwelt ungünstiger Erdstriche immer gebieterischer auftretenden Schutz- und Nahrungsbedürfnisses hervorzurufen, beweisen die Feuerländer, von denen man, so unglaublich es klingen mag, behaupten kann, daß sie nicht mehr, sondern weniger thun als andre Völker, welche weniger ungünstig gestellt sind. Man höre, wie ein so guter Beobachter wie Darwin ihre Hütten beschreibt: „Der Wigwam der Feuerländer ist in Größe und Dimension einem Heuschober ähnlich. Er besteht einfach aus einigen wenigen abgebrochenen, in die Erde gesteckten Ästen und ist an der einen Seite sehr unvollkommen mit ein paar Gras- und Binsenschichten bedeckt. Das Ganze kann nicht mehr als die Arbeit einer Stunde sein und wird nur für einige Tage benutzt.“ Er fügt später hinzu, daß an der Westküste die Wigwams im ganzen besser seien, indem sie mit Robbenfellen bedeckt seien. Anderseits schildert er aber die Lagerstätte eines allein lebenden Mannes, der vielleicht ein Ausgestoßener war, mit folgenden Worten: „Sie bot absolut nicht mehr Schutz dar als das Lager eines Hasen“. So durften auch wohl die Tasmanier mit Bezug auf Hüttenbau als die rückständigsten aller Australier bezeichnet werden. Und in Australien, wo eine von Natur ähnlich geartete, im wesentlichen auf gleich niedriger Stufe der Kultur stehende Bevölkerung den ganzen Kontinent von äquatorialen bis tief in gemäßigte Breiten hin in spärlicher Verteilung bewohnt, ist es ebenso interessant wie belehrend, zu sehen, wie gerade in den wärmsten Teilen der Hüttenbau sich am weitesten vorgeschritten, in den kältesten am kümmerlichsten zeigt. Wenn eine solche Thatsache sich auch anderwärts wiederholt, wie wir es thatsächlich in Südamerika und Südafrika finden, wo die Menschen sich mit um so elendern Schutzmaßregeln umgeben, je rauher Lage und Klima ihrer Wohnplätze sind, so gewinnt dieselbe den Wert eines Experimentes, und dieses Experiment dient uns zur Bestätigung einer Annahme, der wir von vornherein aus Kenntnis der menschlichen Natur uns zuwenden möchten: daß nicht die dura necessitas, die Lehrmeisterin Not, es sei, welche den wichtigen Fortschritt vom Naturmenschentume zur Kultur erzwinge, sondern daß nur in der ruhigen Entwickelung, welche Friede und Überfluß gewähren, auch im Hütten- und Häuserbaue höhere Stufen erstiegen werden. Was vor allem andern gefordert werden muß, ist die Stetigkeit. Tiefer, als man glaubt, greift der Nomadismus in das Leben auch der ackerbauenden Völker ein. Die vielgerühmte Kunst der raschen Herstellung von Wohnstätten im Bienenkorbstile, jener Hüttenform der Hottentotten und Betschuanen, welche die biegsamen, halbdicken Stämmchen der Mimosen, dieser häufigsten baumartigen Gewächse Südafrikas und des Sudan, voraussetzt, zeigt eben nur, daß zwischen diesen Hütten und dem Zelte der Unterschied sich noch nicht sehr tief herausgebildet hat. So erstaunlich rasch diese Gebilde entstehen, so rasch vergehen sie auch wieder. Cook schildert uns auch von den Maori einen solchen Augenblicksbau. „Es ist wunderbar, zu sehen“, sagt er in seiner zweiten Reise, „mit welcher Leichtigkeit sie diese gelegentlichen Hütten bauen. Auf einem Boden, der eine Stunde vorher nur mit Gesträuch und Gras bedeckt war, habe ich mehr als zwanzig derselben in dieser kurzen Zeit errichten sehen. Gewöhnlich bringen sie einen Teil der Baumaterialien mit, und den Rest finden sie an Ort und Stelle. Ich war gegenwärtig, wie ein Trupp landete und eins dieser Dörfer baute. Im Augenblicke, wo die Kähne ans Ufer stießen, sprangen die Männer heraus und ergriffen Besitz von einem Stücke Land, indem sie es von Gesträuch befreiten und ein Paar Gerüstpfähle zu einer Hütte einpflanzten. Dann kehrten sie zu ihren Kähnen zurück und brachten ihre Waffen in sichere Nähe, indem sie dieselben an Bäume lehnten oder überhaupt in eine Lage brachten, wo sie jeden Augenblick zur Hand waren. Keiner versäumte diese Vorsicht. Während die Männer arbeiteten, waren die Weiber nicht müßig. Einige blieben in den Kähnen, um diese zu bewachen, andre

brachten Nahrungsmittel und die wenigen Geräte herbei, welche in ihrem Besitze waren, und die übrigen sammelten trocknes Reisig zum Feuermachen."

Auch die ebenmäßigsten und zierlichsten Hütten der Neger, die z. B. im obern Nilgebiete von Stamm zu Stamm andre Formen des Grundrisses, der Dachform, der Größenverhältnisse aufweisen, sind doch immer ziemlich flüchtig aus Rohr und Gras aufgebaut, und allein schon ihre Vergänglichkeit hindert die Anwendung der größtmöglichen Sorgfalt und die Entfaltung eines Kunststiles, der, an Vorbilder sich anlehnend, neue Werke auf Grund der ältern schaffte. Zu der Hinfälligkeit des Baues selbst kommt die Zerstörungskraft der Natur. Überall in tropischen Breiten sind die leichten Behausungen raschem Verfalle unterworfen. Bohrkäfer, Termitenfraß, die tropischen Gewitter sind Hauptagenzien dieser rasch vor sich gehenden Zerstörung. Außerdem kleben ihre menschlichen Bewohner keineswegs am Boden, sondern sie haben im Gegenteile ihre Lebensweise ganz im Sinne dieser Natur geregelt, in der „alles fließt", und statt zu renovieren, verlegen sie ihre Wohnungen schon, um bequem jungfräulichen Boden für ihre Kulturen zu gewinnen. Junker fand z. B. im Bahr el Ghasal-Gebiete fast keine der von Schweinfurth einst so sicher niedergelegten Seriben mehr. Nach einigen Jahren schon bezeichnen den Platz einer früher wohlgeordneten Niederlassung höchstens einige aus der Erde aufragende, im Kreise gestellte Pfähle und immer wieder frisch aufschießende Samenkörner einiger Kulturpflanzen, die aber mit der Zeit auch ihre Triebkraft im üppigen tropischen Graswuchse erstickt sehen.

Schweinfurth spricht einmal von der Steinlosigkeit des Landes der Dinka am obern Nil und folgert aus dieser Eigenschaft den Mangel der Häuptlinge und der Monumente in diesem Volke. Tiefgreifend und nicht ohne innern Zusammenhang sind beide Mängel, aber das Monumentale fehlt der Architektur der Neger auch in den stein- und felsenreichsten Gebieten. Gerade dadurch tritt hier in diesem Lande des nomadenhaften Bauens die Bedeutung der Dauerhaftigkeit doppelt scharf hervor. Der Granit von Syene, der schwarze Kalkstein von Persepolis, Steine, die zu den dauerhaftesten gehören, die man kennt, und welche die feinsten Skulpturen und die glatteste Politur bis auf unsre Zeit herab erhalten haben, sind als zuverlässige Stützen und Träger der Überlieferung von hoher geschichtlicher Bedeutung. Sie bezeugen die Wahrheit eines tiefen Wortes von Herder in den „Denkmalen der Vorwelt": „Kein Kunstwerk steht tot in der Geschichte der Menschheit". Welchen Einfluß hat schon auf uns die Thatsache geübt, daß diese Reste, die räumlich und zeitlich der Kultur des Nilthales so fern stehen, so unbeschädigt uns überliefert werden konnten! Aber wieviel größer war der Wert dieser steinernen Zeugen der Größe, der Thaten, des Glaubens, des Wissens der Nation für das Volk selbst, das unter diesen Denkmälern wandelte! Dieser harte Stein gab der Tradition gleichsam ein Knochengerüst, das vorzeitigen Verfall hintanhielt. Man darf wohl den Gedanken anregen, ob die bis zur Haltlosigkeit gehende Beweglichkeit der Japaner nicht eine Wurzel in ihrem haltlosen, jeder Veränderung sich leicht anschmiegenden Wohnen habe; und man darf mit Sicherheit den Schluß ziehen, daß die so sehr häufigen verheerenden Feuersbrünste, welche diese Wohnart mit sich bringt, ihren Einfluß in der Richtung der Lockerung der Lebensgrundlagen der Japaner kaum verfehlen werden. Jedenfalls ist, wenn man Ansässigkeit und Nomadismus als grundverschiedene Wohn- und Lebensstufen einander entgegenstellt, der Thatsache Rechnung zu tragen, daß die Ansässigkeit in Bambus- und Reisighütten eine bedeutend anders wirkende ist als die Ansässigkeit in steinernen Häusern, die an Festigkeit mit „der Erde Grund" wetteifern.

In einer Klassifikation der Völker nach ihrer Bauweise würden an der untersten Stufe die nomadischen Jäger- und Fischervölker vom Typus der Feuerländer, Botokuden, Buschmänner, Tasmanier und vieler Australier stehen, welche keine Hütten nach bestimmtem Plane und in regelmäßiger Zusammenstellung zu Dörfern bewohnen, sondern

sich zufällige Schutzstätten aus Reisig oder Röhricht bauen, zeitweilig aber auch ohne solche sich begnügen. Die zeltbewohnenden Nomaden, seien ihre Zelte die Lederzelte der Araber oder die Filzjurten der Mongolen, Sifan zc., erheben sich wenig über sie. Ihnen würden sich alle jene teils nomadischen, teils ackerbauenden Neger anschließen, welche Hütten von Bienenkorb- oder Kegelform in den verschiedensten Stadien der Vollendung bauen. Jene Neger Zentralafrikas, welche von den Manyema bis hinüber zu den Fan und Dualla rechteckige Häuser mit mehreren Gemächern und mit ornamentierten Thüren bauen, bilden den Übergang zu den Malayen Madagaskars und des Indischen Archipels und den Völkern des Stillen Ozeanes, deren reich ornamentierte, mannigfaltige, oft auch sehr große Häuser so ziemlich das Vollkommenste leisten, was im Holzbaue bei Naturvölkern vorkommt, bei denen aber gleichzeitig Anfänge von Steinbau im Zusammenhange mit monumentalen Werken der Bildhauerkunst (Osterinsel und andre) sich finden. In Steinbauten oder in Hütten, bei welchen Schnee an die Stelle des Steines tritt, wohnen die Polarvölker. Eine Zone mehrstöckiger Steinbauten zieht sich durch Indien, Arabien und das berberische Afrika. Zusammenhängende Steinhäuser für Hunderte von Familien kommen bei den Indianern Neumexikos und Arizonas vor. Und an diese schließen sich dann die Errichter der größten Monumentalbauten unter den außerhalb der altweltlichen Kulturkreise stehenden Völkern, die Mexikaner, Mittelamerikaner und Bewohner der südamerikanischen Hochebenen, an.

Unabhängig von allen diesen Modifikationen, entfalten sich eigenartige Wohn- und Bauarten auf Grund des Schutzmotives, welches die Menschen zu den entlegensten Mitteln greifen ließ, um sichere Wohnstätten zu gewinnen. Zur Begründung dauernder Wohnstätten im Wasser, welche aber nie im Meere stattfindet, das für diesen Zweck allzu unzuverlässig und gewaltthätig ist, sondern stets nur in ruhigen Landseen oder langsam strömenden Flüssen, trieb den Menschen offenbar hauptsächlich der Wunsch an, sich zu schützen vor den auf dem Lande hausenden Raubtieren und vielleicht noch mehr vor Feinden und Räubern des eignen Geschlechtes, und dann auf viel höhern Kulturstufen der Zwang und Drang großer Menschenansammlungen auf verhältnismäßig beschränktem Raume, wie wir es besonders in dem übermäßig dicht bevölkerten China und auch an einigen Punkten in Hinterindien finden. Im erstern Falle sind Pfahl- und Stockwerkbauten das beliebte Mittel, sich mit dem schützenden Wasser zu umgeben, im andern dienen breite Flöße, abgedankte Kanalschiffe und dergleichen, die eng aneinander gelegt sind, zu Wohnstätten, oder es entwickeln sich daraus ebenfalls Pfahlbauten, aber in größerm Maßstabe als auf jener schutzbedürftigen Stufe, die mehr durch Vereinzelung als Zusammendrängung der Menschen gekennzeichnet ist. Pfahlbauten werden auch in unsrer Zeit noch zahlreich bewohnt, die meisten Völker des Indischen Archipels und Melanesiens sind Pfahlbauer, die meisten Nordwestamerikaner, einzelne Stämme Afrikas, Mittel- und Südamerikas, und man hat hier Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß dies eine nicht eben seltene und vor allem eine sehr natürliche Erscheinung ist, welche künstlicher Hypothesen von eignen Pfahlbauvölkern, phönizischen oder etruskischen Handelspfahlbauten zu Warenniederlagen im Norden und dergleichen in keiner Weise bedarf. Einer der erfindungsreichsten Triebe, nämlich das Schutzbedürfnis, ist in erster Linie wirksam gewesen. Oft mag später dieser Schutz überflüssig geworden, in Vergessenheit geraten sein, während die Sitte bestehen blieb. Aber er war das ursprüngliche Motiv, und die Pfahlbauten sind nur auf den ersten Blick auffallend; im Grunde sind sie ein Fall unter vielen andern, die jenem mächtigen Bedürfnisse entspringen, welches Lage und Beschaffenheit menschlicher Wohnstätten überall am tiefsten beeinflußt hat. Es braucht eben nicht immer der Pfähle, um solche Wohnungen aufzubauen, viele andre Mittel werden angewandt, wenn sie nur dem Zwecke dienen, die Wohnstätte und die Vorräte zu isolieren, zu schützen. Die Beispiele liegen nahe, denn in allen wasserreichen Ländern,

vorzüglich der Tropen, hat man „Pfahlbau- oder Floßstädte". Wir erinnern an die floßbewohnenden Bevölkerungen Südchinas, an die Pfahlbauvorstädte Bangkoks, an unsre Pfahlroststädte Amsterdam, St. Petersburg und Venedig. Dem Streben nach möglichster Sicherheit zugleich mit dem nach gesünderer Lage entspringt auch die Sitte der an fremden Küsten ansässigen fremden Kaufleute, ihre Wohnung auf den Schiffen zu nehmen, welche in den Flüssen oder Häfen verankert sind und zugleich ihre Warenlager umschließen.

Demselben Zwecke dient in geringerm Maße die Pfahlwohnung im Trocknen, bei den Malayen sehr allgemein, besonders häufig überall bei Vorratshütten angewandt. Livingstone erzählt von den Batoka am untern Zambesi, die ihre Hütten inmitten ihrer Gärten auf hohen Gestellen erbaut haben, um sich vor Raubtieren, besonders vor der sehr gefürchteten gefleckten Hyäne, zu schützen. Das Baumwohnen der Batta auf Sumatra, vieler Melanesier, südindischer Stämme (s. nebenstehende Abbildung) schließt sich hier an, denn es ist nicht etwa eine primitive Stufe des Wohnens, die dem Baumbewohnen des Orang-Utan nahestünde, sondern die Bäume dienen einfach als Pfähle; die Hütten aber, welche auf ihnen sich erheben, sind keineswegs primitiv, sondern gehören zu den bessern Werken ihrer Art.


Südindische Baumwohnung.

Die Wirkung des Schutzbedürfnisses geht weder weit noch tief, wo es, wie hier, wesentlich isolierend wirkt; es regt aber ganz andre Folgen, Entwickelungen von gewaltiger Tragweite an, wo es die Wohnstätten der Menschen zusammendrängt. Die großen Städte, welche zu den merkwürdigsten Entwickelungen der Kultur gehören, stehen am Ende dieser die Menschen mit ihren Wohnstätten um einen Punkt vereinigenden, zusammendrängenden Wirkungen. Am Anfange finden wir viel minder bedeutende Erscheinungen, wie etwa die befestigten Dörfer auf den Gipfeln der Berge des fehdenreichen Innern von Madagaskar oder die auf Inseln, in Flußbiegungen, auf Landzungen zusammengedrängten Dörfer, die man überall findet, wo überhaupt dichtere Bevölkerungen ihre Wohnsitze haben. Aber es genügt ein Blick auf die Städtelagen, um die Macht des Schutzmotives zu erkennen.

Da die Anlage der meisten Wohnplätze in Zeiten erst beginnender Ausbreitung einer dünnern Bevölkerung stattfindet, wo die Gefahr feindlicher Überfälle noch besteht oder lebhaft vor Augen ist, so findet sich die Rücksicht auf den Schutz der Lage häufig stark ausgeprägt. Man erinnere sich an die Lage fast aller ältern Städte Griechenlands und Italiens auf oder an Hügeln oder sogar Bergen, an die Thatsache, daß fast alle ältern Handelsstädte auf Inseln liegen, die allerdings später teilweise mit dem Lande verbunden wurden, wie Tyrus und Berbera. Die Zusammendrängung mag zuletzt ins Extrem gehen, wie bei jenen bald

höhlen-, bald kastellartigen Wohnstätten der Indianer im Südwesten Nordamerikas, welche auf engstmöglichem Raume zahlreiche Menschen beherbergen und oft nur vermittelst einer einzigen Felstreppe oder sogar nur einer von oben herabgelassenen Leiter zugänglich sind.

Als dritter Grund kommen aber gemeinsame Interessen der Arbeit in Frage, welche Justus Möser in seiner „Osnabrückischen Geschichte" hervorhebt, indem er sagt: „Die gemeinschaftliche Nutzung eines Waldes, Weidegrundes, Moores oder Gebirges, wovon ein jeder seinen nötigen Anteil nicht im Zaune halten konnte, vereinigte dem Anscheine nach zuerst ihrer einige in unsern Gegenden". Gerade dieser Grund wächst mit fortschreitender wirtschaftlicher Arbeitsteilung immer weiter aus, bis er der wichtigste für die Bestimmung der Lage eines Wohnortes wird. Schon auf primitiven Kulturstufen sammeln sich größere Bevölkerungen zeitweilig an Stellen, wo Dinge, die ihnen nützlich, in größerer Menge vorkommen. Die Indianer eines großen Teiles von Nordamerika wallfahrten nach den Pfeifensteinlagern, andre versammeln sich alljährlich zur Ernte bei den Zizaniasümpfen der nordwestlichen Seen, die so zerstreut lebenden Australier des Barkugebietes kommen von allen Seiten, um eine Art von Erntefest in der Nähe der dort häufigen körnertragenden Marsiliaceen zu feiern. Das sind vorübergehende Ansammlungen; ist aber einmal der Schritt vom schweifenden Leben zur Ansässigkeit gemacht, so werden gerade derartige Stellen am frühsten gewählt werden; und wenn, in Konsequenz des seßhaften Lebens, die Bevölkerung sich vermehrt und die wirtschaftliche Arbeitsteilung Platz greift, werden größere Wohnstätten an ihnen sich herausbilden, bis sie, d. h. die von Natur mit irgend einem besondern Reichtume ausgestatteten Erdstellen, auf den höchsten Stufen der Kultur jene ungewöhnlich dichten Bevölkerungen von 10,000 auf der Quadratmeile aufweisen, welchen wir in den fruchtbaren Niederungen des Nil und Ganges, in den Kohlen- und Eisenrevieren Nordeuropas, in den Goldfeldern Australiens oder Kaliforniens begegnen.

Aber diese Anregungen schaffen zunächst nur dichte Bevölkerungen über mehr oder weniger weite Räume hin; vereinzelte Anhäufungen erzeugen sich dagegen dort, wo bestimmte Punkte dieselben veranlassen, und solche Punkte werden in erster Linie durch den Verkehr aufgesucht oder bezeichnet, der dieselben zu Mittelpunkten, Kreuzungspunkten oder Wechselpunkten seiner Strömungen macht. Erst der Wunsch nach Austausch schafft das Bedürfnis der möglichsten Annäherung: der Verkehr schafft Städte. Und damit ist eine große Mannigfaltigkeit von natürlichen Gegebenheiten menschlicher Wohnplätze eröffnet, denn überall, wo die Natur den Verkehr in hervorragendem Maße erleichtert oder verstärkt, da entstehen verhältnismäßig größere Ansammlungen von Menschen, seien es nun Weltstädte wie London oder Marktflecken wie Nyangwe.

Gewissermaßen instinktiv nehmen wir einen gewissen Zusammenhang zwischen Städten und höherer Kultur an und nicht ganz ohne Recht, da ja in den Städten unsre höchste Kulturblüte sich kundgibt. Aber daß auch weniger kultivierte Völker, wie die Chinesen, dennoch gerade in der Städteentwickelung so bedeutend sind, beweist die Unabhängigkeit einer gewissen materiellen Kultur von der wirklichen geistigen Kulturhöhe und lehrt besonders eindringlich, wie wesentlich die Städte dem von der Kultur viel weniger abhängigen Verkehrsleben dienen helfen, ja ihm meist entspringen. Wenn die Städte organische Produkte des Völkerlebens sind, sind sie doch nicht immer bedingt durch die Kräfte, die in dem Volke wohnen, welchem sie selber angehören. Es gibt internationale Handelsstädte, wie z. B. Singapur oder in kleinerm Maße die Araber- und Suaheliplätze an der Küste Madagaskars, oder Kolonialstädte, die diesen nahe verwandt sind, wie Batavia, Zanzibar oder Mombas. So mächtig ist der Verkehr, daß er mitten in ein fremdes Volkstum hinein die Organisation trägt, die er nötig hat. Darum tragen aber auch wieder ganze Völker, die Organe des Verkehres geworden, den Stempel des Städtetumes an der Stirn.

Man kann sagen, daß es Völker gibt, die, unabhängig von der Kulturstufe, auf der sie stehen, verschiedene Grade von Neigung zum Wohnen in Städten haben. Die Phönizier und Israeliten scheinen solche Städtevölker gewesen zu sein, und noch sind es die Chinesen. Solche Völker wohnen nicht bloß gern in Städten, sondern machen auch ihre nichtstädtischen Wohnorte soviel wie möglich städteähnlich. Am allermeisten sind wohl die Wüstenbewohner Städtevölker, denn die Natur ihrer Wohnstätten drängt sie um die Quellen und zum Schutze zusammen und zwingt sie zu dauerhafterm Bauen, als es mit Holz oder Reisig möglich wäre. Auch macht die weite Zerstreuung der Oasen fast jede Ansammlung von Wohnstätten zu einem Verkehrsmittelpunkte in dem weitmaschigen Netze der Wüstenwege. Zum Städtewohnen sind auch oft die ersten Eroberer eines bevölkerten Landes gezwungen, unabhängig vom Verkehre, da sie nur in dichten und geschützten Ansiedelungen sich sicher fühlen mögen. Später haben dann diese Zwingstädte, den natürlichen Bedürfnissen des Verkehres folgend, ihre Lage verändert, wie es denn aus der Geschichte Sibiriens bekannt ist, daß die meisten Städte namentlich Westsibiriens im Laufe der paar Jahrhunderte, während welcher sie stehen, ihren Platz mitunter drei- bis viermal wechseln mußten. Voreilige Städtegründungen sind überhaupt ein Merkmal der jungen Kolonisationen, und wir finden daher schon Städteruinen in Nord- und Mittelamerika. Auch im chinesischen Kolonialgebiete sind die zahlreichen Städteruinen auf der Grenze der Nomaden und Chinesen, z. B. am obern Hoangho, sehr charakteristisch. Überall, wo Halbkultur und Halbwildheit sich berühren, wird es ähnlich sein.

Familie und Gesellschaft.

Inhalt: Herde und Familie. — Die Familie als gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Einheit. — Eheschließung. — Polygamie. — Stellung des Weibes. — Gynäkokratie. — Mutterrecht. — Exogamie. — Weiberraub. — Eltern und Kinder. — Sittlichkeit. — Die Gesellschaft. — Die sozialen Ungleichheiten. — Sklaverei. — Dienende Rassen. — Unterschied des Besitzes. — Größe des Unterschiedes in tropischen Ländern. — Grundbesitz. — Beispiele für die Verschiedenheit des Eigentumsbegriffes. — Kulturzeugende Macht des Besitzes. — Armut der Naturvölker. — Arbeit der Naturvölker.

Mit großer Wahrscheinlichkeit darf behauptet werden, daß der Mensch schon in frühern Stadien seiner Entwickelung nicht völlig isoliert gelebt hat. Das „animal sociale“ Linnés dürfte historisch berechtigt sein, denn es scheint in der Natur selbst seine Begründung zu haben, wo herdenhaftes Leben gerade unter den den Menschen näherstehenden höhern Säugetieren öfters vorkommt. Jedenfalls war jeder Schritt zu höherer Entwickelung an Vergesellschaftung gebunden. Der Ursprung aller größern Glieder der menschlichen Gesellschaft wäre aber dennoch unerklärlich, wenn wir nicht, in den Entwickelungsreihen zurückgehend, die Familie fänden. Von ihr scheint die Entwickelung alles gesellschaftlichen und staatlichen Lebens auszugehen, das wir heute kennen. Wenn es eine Vereinigung mehrerer gab vor der Familie, so war es eine Herde, aber kein Staat. Etwas Staatsartiges kann sich daraus entwickeln, wird aber nicht weiterschreiten, denn die Herde löst sich immer wieder in sich selber auf. Die Stabilität, welche jeder politischen Gestaltung von Entwickelungsfähigkeit zukommen muß, ist erst gegeben mit der Familie, und auf der damit Hand in Hand gehenden Sicherung der wirtschaftlichen Verhältnisse ruht alle höhere Kultur.

Die Basis der Familie ist das stillschweigende oder vertragsmäßig formulierte Übereinkommen zwischen Mann und Weib, einen gemeinsamen Hausstand zu begründen und in demselben ihre Kinder aufzuziehen. Innerhalb dieser weiten Grenzen ist die Ehe bei allen Völkern zu finden. Wo man den Mangel solchen Übereinkommens, also der Ehe

im weitesten Sinne, behauptet hat, wie bei den Buschmännern, den Lubu Sumatras, den Ut Borneos, hat sich ihr Vorhandensein später überall herausgestellt. Wiewohl die Vielweiberei außerordentlich verbreitet und bis zur Aufnahme von Tausenden von Weibern ausgedehnt ist, beginnt doch in der Regel die Gründung der Familie mit der Aufnahme Eines Weibes in das Haus des Mannes. Dieses Weib bleibt in der Regel auch das im Range erste, und seine Kinder haben das Erstgeburtsrecht. Irgend eine Art von Entgelt, das der Gründer einer Familie dem Schwiegervater darreicht, stempelt den Eheschluß bei fast allen Naturvölkern zum Kaufe, der Spuren von Brautraub nicht ausschließt. Der Kauf der Frau findet häufig schon statt, wenn dieselbe noch ein Kind, mitunter sogar schon, wenn sie noch im Mutterleibe ist. Es kommt zwar öfters vor, daß auch die Neigung des Mädchens mit in Betracht gezogen wird, aber die unbeschränkte Verfügung der Eltern ist die Regel. Der Freier gibt seinen Wunsch meistens durch ein Geschenk zu erkennen, welches er den Eltern seiner Erkornen darbringt. Annahme oder Nichtannahme entscheidet über die Aufnahme seines Gesuches. Zwischenpersonen als Werber sind vielfach üblich. Auch ist die Probeehe eine häufig zu findende Einrichtung, in welcher bei günstigem Ausgange nach Verabreichung von Geschenken an das Mädchen der Hüttenbau und die Einrichtung des Hausstandes vorgenommen werden, nach deren Vollendung die Morgengabe an die Eltern der Braut erfolgt. Die Vermählung wird darauf durch den Priester oder die Eltern oder die Großmütter der beiden jungen Leute oder, wenn diese fehlen, durch andre ältere Verwandte vollzogen. Die Feierlichkeit umschließt symbolische Andeutungen des Verlustes der Freiheit der Braut, des Verlassens des Elternhauses, des zu erwartenden Kindersegens ꝛc., besteht aber hauptsächlich aus Lustbarkeiten. Das religiöse Element ist in der Regel ganz ausgeschlossen. Wiewohl Blutsverwandtschaft bei den meisten Völkern als Ehehindernis gilt, übernimmt doch der Erbsohn, z. B. bei den Kaffern, die Weiber seines Vaters. Leicht, wie die Schließung dieser Ehebündnisse, pflegt auch die Lösung zu sein, deren größtes Hindernis gewöhnlich nur in der Schwierigkeit liegt, den Kaufpreis zurückzuerhalten. Je größere Ausdehnung die Vielweiberei nimmt, desto lockerer wird natürlich das eheliche Verhältnis. Wohl nicht mit Unrecht hat man von den Polynesiern gesagt, daß der großen Lockerheit der Familienbande selbst eine Rolle in den Wanderungen dieser Völker zuzuschreiben sei. Von vielen gilt, was Cook von dem Vater eines neuseeländischen Knaben sagte, der diesen ohne Hoffnung auf Wiederkehr verlassen wollte: „Er würde sich mit größerer Bewegung von seinem Hunde getrennt haben". Auch den Sklavenhandel dürfte die Leichtigkeit gefördert haben, mit welcher so manches Band zwischen Mann und Weib, Eltern und Kindern gelöst werden konnte.

Das Weib nimmt in der primitiven Gesellschaft eine Stellung ein, die ganz ebenso voll Widersprüche ist wie seine Stellung bei den höchstzivilisierten Völkern. Nur treten die Ungerechtigkeiten oder Unbilligkeiten, welche die natürliche Folge seiner Schwäche sind, hier viel unverhüllter hervor. Die Polygamie erklärt nicht vollkommen die niedere Stellung, welche das Weib fast bei allen Naturvölkern einnimmt, denn die letztere folgt in keiner Weise notwendig aus der erstern. Auch wo Monogamie verbreitet ist, die, wenn auch niemals ausnahmslos, bei Negern und Malayen, Indianern und Hyperboreern vorkommt, ist es Gebrauch, daß die Weiber in gesonderten Abteilungen der Häuser wohnen, in der Regel nicht mit dem Manne aus Einer Schüssel essen, in jeder Beziehung erst nach ihm kommen und vorzüglich nur dazusein scheinen, um seinem Behagen zu dienen. Die höhere Kultur hat wohl, indem sie die rohen Instinkte, die Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit besonders beim Manne milderte, diese Stellung des Weibes verbessert. Hat aber nicht vielleicht dieselbe Kultur, indem sie eine Arbeitsteilung begünstigte, die dem Weibe die leichtere, beschränktere, an Ehren minder reiche Arbeit zuwies, sie von Krieg, Fehde, Jagd ausschloß, dasselbe

noch ungünstiger gestellt, als die Natur es schon beabsichtigte? Wir finden, wenn wir die Kulturstufen von den obersten an hinabsteigen, das Weib auf den untern dem Manne körperlich und gemütlich ähnlicher werden. Könnte nicht die Macht- oder vielmehr Kraftfrage, um die es sich hier handelt, einst etwas anders gestanden haben? Es gibt so manche Anzeichen dafür, daß gerade auf den Stufen der Kultur, mit denen wir uns hier zu beschäftigen haben, es in keiner Weise schwer hält, dem Weibe eine herrschende Stellung zuzueignen. Wir erinnern an die einflußreichen weiblichen Priesterinnen bei den Malayen, an die weiblichen Truppen in manchen Ländern und an die Häufigkeit weiblicher Herrscherinnen. In Dahomey, wo die weiblichen Regimenter stärker und waffenkundiger als die männlichen sind und alle Beratungen nach ihren Launen entscheiden, können sie jeden Augenblick die Herrschaft an sich reißen, und dann würde die lange dauernde Sklaverei in vollem Maße entgolten werden. Auch bei den Aschanti ähnelt die Autorität, welche die Schwester des Königs über seine weiblichen Unterthanen ausübt, in einigen Punkten einer unabhängigen Stellung. Despoten haben vielfach, wie noch jetzt der König von Siam, ihre Leibgarde aus Frauen gebildet, da sie der Treue weiblicher Sklaven sicherer zu sein glaubten.

Hat die Natur selbst dem Weibe Elemente von Schwäche in seine Körperorganisation gelegt, welche durch alle Kultur nicht beseitigt, ja vielleicht nur noch mehr entwickelt werden konnten, so ist doch unstreitig die Thatsache des Gebärens und des Kinderaufziehens ein Grund von Stärke, der immer groß dastehen wird. Nicht zu allen Zeiten war es wie heute, daß die Kinder dem Vater folgen und demgemäß auch den väterlichen Namen tragen. Als Herodot bei den Lykiern die Sitte fand, daß die Kinder den Namen der Mutter annahmen, und daß der Stammbaum in der weiblichen Linie geführt ward, meinte er, dieses Volk sei allen andern unähnlich. Nun wissen wir aber, daß diese Sitte, offen geübt oder nur in Spuren, bei einer großen Anzahl von Völkern wiederkehrt. Bei den meisten Australiern gehört das Kind dem mütterlichen Stamme an, so daß bei den dort so gewöhnlichen Stammesfehden sehr leicht Vater und Sohn auf verschiedenen Seiten fechten. Die Vererbung der Häuptlingschaft in der mütterlichen Linie hat sich bei Völkern aller Rassen erhalten. Man hat hierin den Rest einer ehelosen Zeit sehen wollen, aber es kann ebenso gut die Ausgeburt einer spätern juristischen Tüftelei sein, wie sie gerade den mit Rechtsfragen sich sehr gern beschäftigenden Negern oder Indianern nicht fern liegt. Ebensowenig allgemein wie der väterliche Stammbaum ist das Vorrecht des Erstgebornen. Dasselbe ist zwar bei den meisten Völkern sehr stark ausgeprägt, so daß selbst die alternden Eltern dem ältesten Sohne gehorchen, während seine Geschwister wie Sklaven für ihn arbeiten müssen. Aber es besteht ebensowohl das Gegenteil, nämlich das Vorrecht des Jüngstgebornen, in welchem man eine Bevorzugung der Interessen der Mutter und des Hauses sehen könnte, da diese beiden den meisten Gewinn von der Herrschaft des jüngsten, am längsten in ihrer Hut verbleibenden Kindes ziehen können. Die „patria potestas“ ist überall, wo das Familienband nicht sehr gelockert ist, schon einfach nach dem Rechte des Stärkern sehr beträchtlich. Kinder lassen sich in Afrika ruhig von ihrem Vater verkaufen. Gerade bei den Negern ist dann aber auch wieder die Kindesliebe ungemein entwickelt, und diese Völker, welche angeblich zu den tiefststehenden gehören sollen, haben manchmal ein durch väterliche Gewalt und kindliche Liebe so fest gekittetes Familienleben, daß es z. B. bei den Djur die Bewunderung eines so kritischen Beobachters wie Schweinfurth hervorrufen konnte.

Zwei merkwürdige Sitten, mit der Eheschließung verknüpft, ragen wie Ruinen der Barbarei in unsre Zeit herein: die Exogamie und der Weiberraub. Manche Stämme verbieten ihren jungen Männern die Heirat eines Mädchens aus ihrer Mitte, zwingen sie also, aus einem andern Stamme zu heiraten. So feste gesetzliche Gestalt nimmt diese merkwürdige Sitte an, daß die australischen Stämme ihre eignen betreffenden „Weiberstämme“ haben,

aus denen ein bestimmter Stamm immer wieder heiratet. Bis zu den brahmanischen Indern herauf zieht sich diese Sitte, denn es ist den Brahmanen verboten, Weiber ihres eignen Stammnamens zu nehmen; als Aberglaube findet sie sich auch noch bei den Chinesen, und so tief geht sie, daß selbst die Sprache eines Volkes nach väterlicher und mütterlicher Herstammung getrennt sein kann. Nach L. Adam ist das Karibische eine Mischsprache, welche väterlicherseits vom Galibi, mütterlicherseits vom Arauaki stammt. Die Bilinguität besteht darin, daß Männer wie Frauen gewisse Formen und Wörter nur im Gespräche unter ihresgleichen verwenden. Auf dem neutralen Gebiete aber ist der arauakische Einfluß der Mütter überwiegend!

Der Weiberraub wird als einziges Mittel zur Gewinnung von Frauen, zur Gründung von Familien heute nicht mehr geübt, wiewohl bei allen Kriegen wilder Völker die jüngern Weiber verschont und als Beute der Sieger, so wie einst Andromache, in die Häuser der Sieger geführt werden. Aber solche Sagen wie der Raub der Sabinerinnen oder der Raub der Töchter Schilos durch Benjamins Leute sprechen deutlich aus, daß es einst anders war. Und wenn noch heute selbst bei Arabern, Südslawen und andern die Braut sich den Anschein gibt, als folge sie nur dem Zwange, nicht dem eignen Triebe, indem sie des Bräutigams Haus betritt, oder wenn den Hochzeitszug ein Gefecht zwischen den Leuten der Braut und des Bräutigams verschönt, welches in der Wegnahme der Braut durch letztern gipfelt, so haben wir darin offenbar Spuren eines einst anders gearteten Zustandes.

Das Schamgefühl ist in mehr oder minder hohem Grade, wie wir gesehen haben, bei allen wilden Völkern nachzuweisen, wogegen die Ansichten über geschlechtliche Sittlichkeit sehr verschieden sind, bemerkenswerterweise aber in der Regel am lockersten dort sich zeigen, wo ein häufiger Verkehr mit den niedern Klassen der Kulturvölker stattfindet. Die großen Unterschiede, die man gerade in dieser Hinsicht zwischen den Völkern findet, indem die einen den geschlechtlichen Verkehr in buntester Mischung als ein Recht der Ehelosen betrachten und es vielleicht sogar für ehrenvoll halten, wenn ein Mädchen recht viele Liebhaber und Kinder hat, oder auch ihre Weiber bereitwillig an Gastfreunde oder gegen Entgelt abtreten, während andre ein Mädchen töten, welches ein uneheliches Kind gebiert, sind ebenso schwer zu erklären wie die Unterschiede, die bei uns in Bezug auf die sittliche Erziehung der Kinder in verschiedenen Familien bestehen. Thatsache ist nur, daß der Einfluß der moralischen Ideen überall bei Völkern dieser Stufe gering ist, und daß die Sittlichkeit seltener als Erfüllung einer Forderung des Gefühles für Sitte und Recht als vielmehr als eine Vermeidung von Verletzungen des Privatrechtes erscheint, welches ein Vater auf seine Kinder oder ein Ehemann auf seine Frau hat. Speziell der Ehebruch wird allgemein als ein Eingriff in das mit dem Weiberkaufe erworbene Recht betrachtet. Deswegen verstößt der Mann, welcher sein Weib prostituiert, nicht gegen die Sitte. Die gewerbsmäßige Prostitution erscheint unter diesen Verhältnissen als ein Mittel, der drohenden Lockerung der Familienbande vorzubeugen, und darf darum in der Form, wie sie z. B. bei den Njam-Njam erscheint, als ein Zeichen höherer sozialer Entwickelung betrachtet werden.

Die Gesellschaft hängt nicht durchaus, aber in hohem Grade von der Familie ab. Lebten die Menschen einst in Herden, so hatten diese Herden ihre starken Führer, und damit war eine gesellschaftliche Gliederung angebahnt, welche, als auf dem Grundsatze des Rechtes des Stärkern (Besitzendern, Weisern) beruhend, neben der Familiengliederung hergeht. Die sogenannten Mesalliancen lehren, daß das Familienprinzip nicht ohne Schwierigkeit auch bei den höchststehenden Völkern die Schranken dieser Gesellschaftsgliederung durchbricht. Die Sonderung auf Grund des Rechtes des Stärkern hat eine starke Tendenz zur Ausbreitung und Verstärkung. Der Kräftigere wird über den Schwachen dominieren, und von dem Schweiße des letztern lebend, wird jener immer noch kräftiger,

dieser um so schwächer werden. So bilden sich verschiedene Klassen, und gerade durch ihre Bildung wird sich die scheidende Kluft mehr und mehr erweitern. Findet dieser Prozeß eine Schranke in der Gleichheit der Abstammung aller Glieder desselben Stammes, so sorgt die Aufnahme der Kriegsgefangenen in den Stamm dafür, daß Ungleichheiten dennoch entstehen und bestehen können. Die Kriegsgefangenen zu Sklaven zu machen, wenn man sie nicht töten mag, was allein von dem Grade ihrer Verwendbarkeit abhängt, ist eine weltweite Sitte, die nur bei den höchstzivilisierten Nationen aufgegeben ist. Hirtenvölker, welche von Herden einer bestimmten Größe leben und weder Arbeit noch Nahrung genug für Sklaven haben, töten ihre Gefangenen, wie z. B. die Masai in Ostafrika. Ihre Nachbarn, die Ackerbau und Handel treibenden Wakamba, können Sklaven gebrauchen, töten sie also nicht. Die Wanjamwesi, ein drittes Nachbarvolk, haben durch ihre rege Verbindung mit den Arabern an der Küste guten Absatz für Sklaven, sie führen also Krieg, um Sklaven zu erwerben, und verkaufen dieselben großenteils an die Küste. Ist nun auch die Sklaverei eine bei niedern Völkern allgemein anerkannte Institution, so bedingt doch die geringere Entwickelung des ganzen wirtschaftlichen Lebens eine bei weitem nicht so starke Ausnutzung und Belastung ihrer Kräfte, wie wir sie dort finden, wo der Sklave nur ein Rädlein in einem mächtigen Arbeitsmechanismus ist. Der nach unten nivellierende Zug der primitiven Gesellschaft zeigt sich nirgends stärker als in der vergleichsweise freien Stellung, deren die Sklaven sich erfreuen. Etwas andres ist freilich die sogar überragende Stellung, welche die Gunst eines fürstlichen Herrn ihnen im Vertrauen auf ihren blinden Gehorsam in Haus und Staat einräumt. Man erinnere sich der Macht der Eunuchen und der Thatsache, daß in den mohammedanischen Sudanstaaten die höchsten Palast- und Staatsämter in Sklavenhänden sind.

Den Sklaven nahe verwandt sind jene niedrig geachteten und niedrig gehaltenen Bevölkerungsteile, welche wie tiefere Schichten das herrschende Volk unterlagern. Fast jedes zu etwas höherer Entwickelung vorgeschrittene Volk Afrikas (besonders deutlich die Somali und Galla) umschließt solche Schichten. Da nicht immer ethnische Unterschiede vorhanden sind, wird die soziale Differenz um so schärfer festgehalten und führt häufig genug selbst wieder zu Sonderungen innerhalb dieser niedern Klassen. So unterscheiden sich die Parias Südarabiens, nach Maltzan, nicht von den Arabern, wiewohl einige sie als befreite Negersklaven, als Abessinier &c. geschildert haben. Man unterscheidet dort in einigen Teilen vier, in andern zwei Klassen, von welchen die erstern geborne, die andern durch unreine Gewerbe erniedrigte Parias sind. Abwechselnd gehören in diese Klassen die verschiedensten Gewerbe, am häufigsten natürlich Scharfrichter, aber auch Jäger, Schmiede, Hausierer, Schuster und andre. Eine besondere Form solcher Ungleichheit ist wieder die Unterwerfung ganzer Völker unter eine erobernde, ausbeutende Schar. Dieses Verhältnis nimmt wahrhaft drastische Formen in jenen Teilen der Sahara an, wo die Araber und Tibbu gewisse Oasen samt deren Bewohnern als ihr Eigentum betrachten. Sie erscheinen in denselben zur Ernte, um ihren Tribut einzutreiben, d. h. zu plündern und zu rauben, und überlassen in der Zwischenzeit die Unterworfenen ihrem Elende und ihrer Pflicht, für sie zu pflanzen.

Ist die häufigste Ursache der Sklaverei Gefangenschaft im Kriege, so kommt wirtschaftliche Abhängigkeit im Frieden später als eine wohl nicht viel minder mächtige hinzu, denn bei Völkern hoher und niederer Kulturstufe ist der Verlust der Freiheit das äußerste Opfer, das der Gläubiger seinem Schuldner, der Verletzte seinem Beschädiger abfordern kann. Eine bizarre Ausnahme ist es nur, wenn bei den Eweern den zahlungsunfähigen Schuldner die Todesstrafe trifft. Zwischen der Schuldsklaverei aber und der Freiheit des Herrn liegt die Abhängigkeit aller derer, die in Wirklichkeit aus Armut fast zu Sklaven geworden sind, während ihnen doch die Form der Freiheit bewahrt bleibt. Auf diese findet der Satz keine Anwendung, daß die endliche Aufhebung der Sklaverei im größern Sinne

zu danken sei der Schaffung beweglicher Werte durch Arbeit, d. h. der Kapitalschaffung, und daß in diesem Sinne das Kapital die Schwester der Freiheit sei.

Der Unterschied des Besitzes liegt den tiefsten sozialen Verschiedenheiten zu Grunde. Er kann nicht von Anfang an gewesen sein, sondern er ist eine spätere Entwickelung, welche hauptsächlich damit zusammenhängt, daß mehr Menschen geboren wurden, als Raum auf dem Boden hatten, den ihr Volk bewohnte. Je rascher dieses Mißverhältnis wuchs, desto größer wurde die Kluft zwischen Besitzenden und Besitzlosen, zwischen Reichen und Armen. In heißen Ländern, wo der Mensch weniger Nahrung bedarf und doch die Produktion derselben leichter ist als in kalten, wird die Bevölkerung rascher zunehmen und besonders jene Klasse, welche nicht viel arbeitet, sondern nur das eben Genügende thut, um im übrigen der klimatisch bedingten Trägheit zu leben. Der Menschen sind es viele, der Arbeit ist es wenig; darum sind die Arbeitslöhne abnorm gering, das Leben ärmlich, das Elend groß. In den kältern Zonen braucht der Mensch kräftigere Nahrung, das Land erzeugt nicht soviel Nahrung wie dort, ernährt nicht soviel Menschen, der einzelne muß mehr arbeiten: die Folge ist der höhere Arbeitslohn. Der Parallelismus zwischen angestrengterer Arbeit und höherm Lohne ist geeignet, den Unterschied zwischen Arbeitenden und Besitzenden zu verringern, während umgekehrt die Indolenz der Tropenbewohner diesen Unterschied, wo seine Entwickelung einmal angefangen hat, ins Ungeheure steigert.

Gehen wir aber zurück auf den Ursprung des Besitzes, so finden wir, daß die Grundlage von allem Besitze, nämlich das Grundeigentum, ursprünglich offenbar auf das Recht des Stärkern oder des Ersten hin erworben wurde. Justus Möser sagt von den alten Deutschen: „Jeder scheint sich im Anfange so viel genommen zu haben, als er hat nötig gehabt und gewinnen können; da, wo ihm ein Bach, Gehölz oder Feld gefallen. Und so ist gemeiniglich die erste Anlage der Natur." Wir sehen das alles in der Besiedelungsgeschichte Amerikas, Nordasiens und Australiens sich wiederholen; einzelne nehmen sich Königreiche, Gesellschaften von wenigen, wie die der Hudsonsbai, halbe Erdteile. Aber natürlich zerfällt später solcher Besitz, dem kein Machttitel Sicherheit oder Weihe gibt, die unverfälschte Menschennatur macht mit uneingeschränktem Eigentumstriebe sich in diesen ursprünglichen Verhältnissen geltend. Selbst die in gesellschaftlicher und politischer Beziehung so tief stehenden Australier und sogar die Eskimo, von denen jeder auf ein paar Hundert Quadratmeilen kommt, nehmen stamm- oder familienweise gewisse Landstriche für sich in Anspruch und betrachten den als Feind, der ohne Erlaubnis diese ihre Gebiete betritt oder benutzt. Das Ziehen engerer oder weiterer Grenzen hängt von dem Maße der Nahrung ab, die ein Land bietet, und von der Fähigkeit seiner Bewohner, dieselbe auszunutzen. Die erstere Wirkung zeigen zur Genüge alle kalten und trocknen Länder, die arm an Pflanzen, deshalb auch an Tieren sind und infolge beider Umstände nur eine geringe Zahl von Menschen ernähren oder, wie viele Inseln der beiden Polarregionen und große Wüstenstrecken, ganz menschenleer sind. Die andre tritt uns in der unverhältnismäßigen Dünnheit der ursprünglichen Bevölkerung der fruchtbarsten Präriegegenden Südrußlands oder Nordamerikas entgegen, wo nur der Kulturzustand, in keiner Weise aber die Natur dem Anwachsen der Bevölkerung sich entgegenstellte. Es liegt auf der Hand, daß eine Familie, welche von der Jagd sich nährt, mehr Boden braucht als eine den Ackerbau pflegende, und ebenso, daß die nomadisierenden Hirten weitere Flächen beanspruchen müssen als ansässige Viehzüchter. Zu allen Zeiten und in allen Ländern haben diese Gegensätze sich geltend gemacht, und wir werden bei der Betrachtung der Steppenvölker große geschichtliche Folgen, speziell des Gegensatzes zwischen nomadisierenden Hirten und ansässigen Ackerbauern, sich vor uns aufthun sehen und werden dieselben in der Gegenwart, wo sie bewußt gepflegt und verschärft werden, in ebensolcher Wirksamkeit erblicken wie im grauesten Altertume,

wiewohl sie keine blutigen Kämpfe mehr hervorrufen, dafür aber in der Erzeugung endloser Reibungen, denen das zersetzende Gift unstillbaren Hasses entfließt, um so fruchtbarer sind.

Es gibt kein kommunistisches Volk, doch ist besonders bei nomadisierenden und daher dünn wohnenden Naturvölkern der Eigentumsbegriff nicht nach allen Richtungen hin gleich entwickelt. Sie pflegen bis zum Geize an ihren Herden zu halten, während sie auf dem Grundbesitze nur so weit bestehen, als er zur Weide notwendig ist, ihn daher leicht wechseln. Viele respektieren das Eigentum in verschlossenen Truhen, während das frei liegende ihnen vogelfrei ist. Was dem Europäer bei den Hirtenvölkern Afrikas und den Jägern Nordamerikas sofort aufstößt und ihm sogleich beim Eintritte in jene Länderstrecken deutlich macht, daß er nicht mehr im Zwange europäischer Kultur sich befindet, ist das Totliegen der Eigentumsrechte in gewissen Richtungen. „Wohl", sagt Missionar Büttner vom Damaralande, „hat der Fuß des Wanderers oder der schwere Ochsenwagen manchen Weg durch das Dickicht gebahnt, zumal wo zwischen den Hauptorten eine Art Landstraße hergestellt ist. Aber niemand ist gehalten, dieselben länger zu benutzen oder einzuhalten, als er es selbst für nötig findet. Sie haben nicht mehr Bedeutung als die Pfade der Zebras, die breiten Wege der Rhinozerosse, die schon vor dem Erscheinen des Menschen in diesem Lande zu den Wasserstellen führten. Getraue ich mich, auch ohne den gebahnten Weg dorthin zu kommen, wohin meine Absicht mich führt, nun wohl, nichts hindert mich, nach rechts oder links abzulenken und mir, so gut es geht, einen neuen Weg zu schaffen. Ist mein Zugvieh vom Reisen müde, so wird ausgespannt, wo ich will; ich lasse meine Ochsen weiden, wo ich Gras für sie gefunden zu haben meine, mit dem nächsten Holze koche ich mir meine Mahlzeit, ohne irgend jemand darum zu fragen, und auch ohne daß irgend jemand es für einen Eingriff in seine Rechte, für eine Schmälerung seines Besitztumes hielte. Gefällt mir nun der Ort, wo ich ausgespannt, finde ich dort etwas, was mich besonders anzieht, eine reichlich fließende Quelle, ein gutes Weidefeld, ein fruchtbares Stück Gartenland, so kann ich ja dort bleiben, solange ich will, kann mir auch ein Haus bauen, so groß und so weit ich will. Allerdings muß ich, wenn ich mich an einem bestimmten Orte niederlasse, gestatten, daß auch andre die Quelle wasserreich und das Weidefeld üppig finden, daß auch sie mit ihren Herden ankommen; und die Praxis der Herero, um einem einen Platz trotz alles Kommunismus zu verleiden, besteht meistens darin, daß sie so viele Herden und Viehposten an den Wohnort des mißliebigen Einwanderers heranbringen, bis dieser der vielfachen Störungen überdrüssig wird und, weil der Ort faktisch verwüstet ist, den Platz räumen muß." Ganz im Gegensatze hierzu werden im dicht bevölkerten Gebiete des obern Nil die Seen und Weiher, welche man in diesen ungeheuern Morästen findet, ebenso als wertvolles Eigentum respektiert wie bei uns Ländereien und Weinberge, denn sie liefern im Überflusse Fische und Lotuskörner, fast die einzige Nahrung dieser Fischervölker. Wir wissen ebenso, daß bei Jagdvölkern oft auch das Recht auf bestimmte Jagdgebiete festgestellt und abgegrenzt ist. Die büffeljagenden Indianer auf den nordamerikanischen Prärien hielten sich an bestimmte natürliche Grenzmarken. Die Betschuanen zollen noch heute den Buschmännern von ihrem Jagdertrage, angeblich, weil diese die ältern Eigentümer des Jagdgrundes sind. Der Häuptling eines Distriktes verlangt einen bestimmten Teil des Jagdertrages. Dieselben Herero, von deren unentwickeltem Eigentumssinne in Bezug auf Grund und Boden vorhin einige Beispiele gegeben wurden, hüten sich sehr, dies Eigentum an Fremde förmlich abzutreten. Der bekannte Jäger und Händler Anderson hatte sich sogar von einigen Häuptlingen die wertvollsten und bedeutendsten Plätze und Strecken im Damaralande schriftlich verschreiben lassen. Daß aber ein solches Dokument nach der Meinung der Eingebornen und nach den damaligen Sitten des Landes mehr Wert hat, als daß es eben Anderson erlaubte, das Land nach der Weise der andern Herero mitzubenutzen, kann für den Landeskundigen nicht zweifelhaft sein.

Durch Befruchtung des Bodens mit Arbeit entsteht der feste, dauernde Besitz, der seinerseits mit befruchtenden Adern das Leben der Völker durchzieht. Je nachdem sich die Arbeit aber an den Boden heftet oder nur leicht über ihn hingeht, ist sie grundverschieden in Bezug auf ihre Ergebnisse. Die große Bedeutung des Ackerbaues als der an den Boden sich heftenden Arbeit haben wir gekennzeichnet (s. Einleitung, S. 17 und 56); was hinter ihr liegt: Jagd, Fischerei, nomadisches Hirtenleben, schafft meist nur rasch vergänglichen Besitz, der nicht die Quelle faßt und schont, aus der er schöpft. Im Ackerbaue liegt dagegen Befestigung, Vertiefung, die nicht am wenigsten mächtig dadurch wirkt, daß sie auch andre Zweige menschlicher Thätigkeit zur Stetigkeit erzieht. Es ruht auf dieser stetigen Arbeit und der Anhäufung ihrer Früchte alle höhere Entwickelung der Kräfte der Menschheit. Gerade auf tiefern Stufen der Kulturentwickelung ist die Ansammlung des Reichtumes eine Sache von der größten Wichtigkeit, denn ohne Reichtum gibt es keine Muße und ohne Muße keine Veredelung der Lebensformen und keinen geistigen Fortschritt. Erst bei einem erheblichen und dauernden Überschusse der Produktion über die Konsumtion entsteht ein Überschuß an Besitz, der nach den Gesetzen der Wirtschaftslehre sich selber vermehrt und das Aufkommen einer intelligenten Klasse ermöglicht. Ein armes Volk entwickelt keine Kultur, und die relativ armen Kulturvölker stehen noch immer hoch über den unkultivierten, die von der Hand zum Munde leben. Wir sehen diese Wirkungen, wenn wir betrachten, wie die Zivilisation in Asien sich immer auf die reichen Tieflandgebiete, vom Osten Südchinas bis zu den fruchtbaren Westabhängen Kleinasiens, Phönizien und Palästina, beschränkt. Nördlich von diesem Gürtel saßen stets arme, rohe Nomadenhorden, denen es nicht an Begabung fehlte. Sobald sie in die Tieflandgebiete hinabstiegen, sind sie tüchtige Mitarbeiter an der Kultur geworden. Ägypten war und ist Kulturoase, gleichwie es Oase der Vegetation und des Klimas ist. Boden und Klima haben hier zusammengewirkt. In Europa hat sich Ähnliches vollzogen, aber wir sehen hier die günstigen Wirkungen des Bodens und Klimas übertroffen von der ausgezeichneten Disposition der arbeitenden Menschen, deren Thatkraft einen sicherern Fortschritt der Kultur gewährleistet als der Reichtum der Natur. Die Naturkraft ist ihrem Wesen nach bei aller Großartigkeit begrenzt und stationär, die geistige Kraft des Menschen ist unerschöpflich. Der beste Boden wird zuletzt erschöpft, während an die Stelle einer erschöpften Menschengeneration eine kräftige tritt. Auf dieser Grundlage ward die Kultur der Bewohner gemäßigter Zonen die entwickelungsfähigste von allen. Diese Kraft aber mußte in langsamer, beständiger Arbeit entwickelt werden, und die Kulturentwickelung ist unter anderm auch eine fortschreitende Erziehung zur Arbeit. Wir betonen hier gerade die wirtschaftliche Arbeit, die Arbeit, deren Ziel der Erwerb irdischer Güter ist. Denn wenn schon bei den höchstzivilisierten Völkern die Frage nach ihrer Arbeit, ihrem Erwerbe, ihrem Besitze, ihrer Nahrung und Kleidung, endlich ihrem Luxus eine außerordentlich wichtige und bei ihrer Beurteilung noch vor die geistigen Leistungen zu setzen ist, wieviel eingreifender muß sie da sein, wo die geistigen Erwerbungen noch gering sind und die Ansammlung von Weisheit nur von einem Geschlechte zum andern möglich ist!

Es muß zweifellos jeder Mensch arbeiten, um zu leben; allein er kann elend leben, um wenig arbeiten zu müssen, und gerade das trifft bei vielen Naturvölkern zu, deren ganze Existenz zu oft nur ein Leben von der Hand in den Mund ist. Der Naturmensch leistet, im ganzen genommen, oft ein nicht geringeres Maß von Arbeit als der Kulturmensch, aber er leistet sie nicht in regelmäßiger Weise, sondern gewissermaßen sprungweise. Das Leben des Buschmannes ist Wechsel zwischen Jagd, die ihn oft tagelang mit aller Mühe den Herden folgen läßt, dann Aufzehrung des Erjagten und zum Schlusse Faulenzen, bis die Not zu neuer Anstrengung zwingt. Die regelmäßige Arbeit ist das, was der Naturmensch

scheut. Er will nach Belieben träge sein können und nur in der äußersten Not arbeiten. Daher der Zug unbezwinglicher Apathie in seiner Physiognomie, den man oft geradezu als seine Signatur bezeichnen kann. Da man aus der indianisch-französisch-schottischen Mischung den Indianer gar nicht mehr herauskenne, empfahl einer der Begleiter des Marquis of Lorne auf seiner Reise im Nordwesten Kanadas, die unbesiegliche Apathie als Unterscheidungsmerkmal des echten vom falschen Indianer anzunehmen; dieses sei untrüglich! Durch alle Entwickelungen, die er durchschritten, verfolgt ihn dieser Zug der Scheu vor stetiger, regelmäßiger Arbeit. Ein Freund und Kenner des Westafrikaners sagte jüngst: „Ich habe niemals den Neger abgeneigt gefunden, zu arbeiten, wenn er den Lohn der Arbeit in sicherer Aussicht hatte; allein er besitzt nicht die Geduld, um auf den Erfolg zu warten". Daher scheut er auch das Erlernen eines Handwerkes. Sein Handelstrieb, den die Thatsache illustriert, daß nahezu ein Fünftel der Bevölkerung Sierra Leones aus Kaufleuten, beziehentlich Krämern besteht, wurzelt gutenteils in der gleichen Abneigung.

Der Staat.

Inhalt: Alle Völker leben in Staatsverbänden. — Entwickelung der Staaten. — Ackerbauer und Hirten als Staatenbildner. — Kennzeichen der primitiven Staatenbildungen. — Ursache der Willkürherrschaft. — Stärke der Häuptlinge. — Der Krieg. — Ursachen seiner Häufigkeit. — Verderbliche Wirkungen des beständigen Kriegszustandes. — Allgemeines Mißtrauen. — Seltenheit der Allianzen. — Verschiedene Grade derselben. — Scheinkriege. — Die Grenzen. — Lockerer Zusammenhang primitiver Staaten.

Kein Volk, das wir kennen, ist ganz ohne politische Organisation, dieselbe mag eine so lockere sein wie bei den Buschmännern, deren kleine, zu Jagd oder Raub sich zusammenschließende Trupps zeitweilig ohne Führer sind, oder wie bei andern heruntergekommenen, versprengten Stämmen, bei denen oft nur Aberglaube und Gewohnheit noch die Stämme zusammenhalten. Aber das, was die Soziologen „Individualismus" nennen, hat man noch nirgends auf der Welt anders denn als Einzelerscheinung gefunden; es ist im Gegenteile merkwürdig, wie rasch aus dem Zerfalle alter Völker immer wieder neue sich bilden. Stets ist dieser Prozeß im Gange. Treffend sprach es schon Lichtenstein aus: „Überhaupt ändern sich bei einem nomadischen Volke, das noch dazu fast immer in bürgerlichen Kriegen begriffen ist, zu oft die Wohnplätze der Völker, ihr ganzer sittlicher Zustand und mit beiden die Namen, als daß es möglich wäre, sie als wirklich bestehende Volksmassen voneinander zu unterscheiden. Jeder einzelne Stamm ist gewissermaßen nur eine vorübergehende Erscheinung, er wird in der Folge entweder von einem andern mächtigern verschlungen, oder zerspaltet sich im glücklichern Falle in mehrere kleinere Horden, von denen die eine hierhin, die andre dorthin zieht, und die nunmehr nach einigen Generationen nichts mehr voneinander wissen." Wie tief dabei aber doch das Prinzip der politischen Organisation eingedrungen ist, zeigt die Thatsache, daß diese politischen Veränderungen stets den Charakter einer Umkristallisierung, nicht einer formlosen Zersetzung tragen. Die Organisation, welche besteht, ist nur selten von langer Dauer, denn je fester die Dauer sie macht, desto unerträglicher erscheint sie. Es gehört zu den Merkmalen des Kulturmenschen, daß er an den Druck der Gesetze sich gewöhnt. Anders der Naturmensch, der nichts schwerer empfindet als Gesetze. Die Sage, welche den Keim der Römermacht in einer Räuberbande entstehen läßt, findet bei den Naturvölkern noch oft genug Bewährung. Man kann wohl mit einiger Sicherheit behaupten, daß, wenn dort ein verhältnismäßig geordnetes Staatswesen von Eingebornen begründet wird, an seinen Grenzen immer auch bald ein andres Gemeinwesen sich aufthut, aus Angehörigen desselben Stammes bestehend, welche die Ordnung

nicht ertragen können oder nicht mit ihren Interessen vereinbar finden; und dieser gesetzlose Auswurf zieht oft genug eben aus der Freiheit von jedem gesetzlichen Bande und jeder Rücksicht auf Stamm- und Familienbeziehungen und selbst aus der Ächtung, die ihm die Kühnsten und die Besitzlosen von allen Nachbarstämmen zuführt, eine Kraft, die seine Raubzüge zu politischen Eroberungszügen erweitern, aus dem Räuberstamme ein Volk von Eroberern und Herrschern machen kann. Raub und Eroberung gehen leicht ineinander über. In allen Ländern, wo die Naturvölker freien Raum zur Entfaltung ihrer Tendenzen finden, haben immer solche Räuberstämme eine geschichtlich bedeutsame Rolle gespielt. Wir erinnern hier an den räuberischen Zulustamm der Watuta, der seit 20 Jahren ein Gebiet von über 20,000 QMeilen fast unaufhörlich beunruhigt und durch die Verflechtung seiner Thaten und Unthaten mit der Entwickelung der europäischen Forschungen und des arabischen Handels im Nyassa- und Tanganikagebiete eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Es ist höchst wahrscheinlich, daß sein geschickter Häuptling Mirambo, wenn er nicht vorher von den Arabern zu Tode gehetzt wird, eine feste Herrschaft und Dynastie zu gründen versuchen wird, welche im besten Falle einige Generationen andauern könnte, um dann in neuen Kämpfen unterzugehen. Ähnlich, nur noch weiter ausgreifend, ist die Thätigkeit der malayischen Seeräuberstämme.

Ist nicht dieser beständige Kampf der Urzustand in niedrigster Erscheinung? Man kann hierauf antworten, daß bis heute ja auch die Kulturvölker die Kämpfe untereinander nicht vermeiden können und unser Friede, soweit menschliches Erinnern geht, immer nur ein bewaffneter gewesen ist. Der Unterschied liegt darin, daß bei uns heftige Ausbrüche des Kampftriebes längere Ruhepausen unterbrechen, welche durch die Kulturverhältnisse geboten sind, während dort sehr oft ein unserm mittelalterlichen Faustrechte ähnlicher Zustand der dauernde wird. Dabei darf aber doch wohl hervorgehoben werden, daß es auch friedliche Völker und friedliebende Herrscher unter Naturvölkern gibt. Sie prägen eben auch hier etwas allgemein Gültiges nur unverhohlener aus als wir. Wer möchte einen Stein auf sie werfen gerade im Hinblicke auf Kampf und Krieg, die wir so sehr beklagen, ohne sie beseitigen zu können? Und ist nicht der Satz, daß niemand Freiheit verdient, der nicht für dieselbe kämpft, ein allgemein anerkannter Grundsatz, der nur nirgends so zäh und gründlich bethätigt wird wie auf dieser Stufe? Vergessen wir endlich nicht, daß die blutigsten und verderblichsten Kriege der Naturvölker nicht diejenigen waren, welche sie untereinander, sondern die, welche sie mit den Europäern führten, und daß nichts Gewaltthätigkeit und Grausamkeit in so hohem Grade unter ihnen angefacht hat als der durch die Gewinnsucht höher zivilisierter Fremden, meist Europäer, angeregte Sklavenhandel mit seinem schauderhaften Gefolge von Sklavenjagden. Wenn der liebevoll gerechteste aller Beurteiler der Naturvölker, David Livingstone, in sein letztes Reisetagebuch die Worte schreiben konnte: „Der Grundsatz des unbedingten Friedens führt zu Unwürdigkeit und Unrecht. . . . Der Kampfgeist ist eine der Notwendigkeiten des Lebens. Wenn Menschen wenig oder nichts davon haben, so sind sie unwürdiger Behandlung und Schädigungen ausgesetzt", so sehen wir, daß die Unvermeidlichkeit des Kampfes zwischen Menschen eine große sich aufdrängende Thatsache sein muß. Denn dieser große Missionar erkannte sich selbst keinen höhern Beruf zu, als den Frieden in die kampfreichen Gefilde Afrikas zu tragen.

Aber dieser Kampfzustand schließt staatliche Ordnungen nicht aus, sondern setzt sie voraus. Er ist nicht bellum omnium contra omnes, sondern er stellt vielmehr eine Entwickelungsphase des längst schon staatenbildend gewordenen Völkerlebens dar. Der wichtigste Schritt aus der Roheit zur Kultur ist die Loslösung der Einzelmenschen aus der gänzlichen oder zeitweiligen Vereinzelung oder Vereinsamung, welche mit den niedern Stufen des Naturmenschentumes unzertrennlich verbunden ist. Alles, was darauf hinwirkt, Gesellschaften zu schaffen, war von großartigster Wichtigkeit in den frühsten

Stadien der Kulturentwickelung. Und hier bot die bedeutendsten Anregungen der Kampf mit der Natur im weitesten Sinne. Der Erwerb der Nahrung mochte in erster Linie Verbindungen schaffen, wie wir in der gemeinsamen Jagd und wohl noch mehr im gemeinsamen Fischfange sie begrüßen. Bei letzterm ist die Disziplinierung der Mannschaften, die sich in den größern Fischerbooten einen Anführer wählen, welchem unbedingt zu gehorchen ist, da vom Gehorsame jeglicher Erfolg abhängt, als eine Vorbedingung der Regierung des Schiffes nicht der letzte Vorteil; denn die Regierung des Schiffes erleichtert dann die des Staates. Im Leben eines gewöhnlich völlig zu den Wilden gerechneten Volkes wie der Salomonsinsulaner ist unzweifelhaft das einzige in hohem Grade disziplinierende, kräftezusammenfassende Element ihres Lebens eben die Schiffahrt. Das Rudern im Takte in den großen Kähnen, die mehrere Dutzend Menschen fassen, das Zusammenhalten einer Flottille, die vom vorauffahrenden Boote angeführt wird, die Reisen von Hunderten auf diese Weise zurückgelegter Seemeilen, das alles sind Anfänge größerer geschichtlicher Bethätigung durch Kräftezusammenfassung und Unterordnung. Der Ackerbauer wird wohl nie einen so großen Antrieb zur Vereinigung in sich empfinden, da er isoliert lebt. Allein auch er hat Motive der Zusammenschließung. Er hat ein Besitztum, und in diesem Besitztume steckt ein Kapital von Arbeit. Da diese Arbeit nicht wieder verrichtet zu werden braucht von dem, der dieses Besitztum erbt, so ergibt sich die Kontinuität des Besitzes und damit die Wichtigkeit der Blutsverwandtschaft von selbst. Wir finden zweitens mit dem Ackerbaue die Tendenz zu dichterer Bevölkerung verknüpft. Indem nun diese Bevölkerung einander näher rückt, sich abgrenzt, erwirbt sie, wie jede Anzahl von Menschen, die auf demselben Flecke Erde lebt, gemeinsame Interessen. Es entstehen kleine, embryonale Staatsbilder, die man als **Keime von Ackerbaustaaten** betrachten darf. Beim **Hirten**, beim **Nomaden** geht aber die Staatsbildung viel rascher vorwärts, in demselben Maße rascher, als das Bedürfnis nach Zusammenschluß ein regeres ist. Sie liegt ja im Wesen seiner Beschäftigung. Während also hier sofort die Familie von viel größerer Wichtigkeit als dort wird, ist dagegen die Möglichkeit dichterer Bevölkerung geringer, wenn nicht gar ausgeschlossen. Der Hirt braucht großes Areal; dünne Bevölkerung ist mit dem Hirtenleben fast immer verknüpft. Aber der Besitz braucht hier größern Schutz, und ihn gewährt der Zusammenschluß zunächst der Familie. Es ist wirtschaftlich vernünftiger, wenn viele von **einer** großen Herde leben, als wenn diese Herde in viele Teile zerteilt wird; denn das letztere erschwert den Schutz und erzeugt zugleich Streitigkeiten. Eine Herde ist leicht zu zerstreuen, man muß sie mit Macht zusammenhalten. Es ist daher kein Zufall, daß nirgends die Familie zu so großer politischer Bedeutung gelangt wie bei den Nomaden. Das patriarchalische Element der Stammes- und Staatenbildung findet hier seine entschiedenste Ausprägung, und wie im Jägerstaate der Stärkste der Mittelpunkt ist, so wird es im Hirtenstaate der Älteste.

Man ist geneigt, dem **Despotismus** als einer im Vergleiche zum Rechtsstaate niedrigern Entwickelungsform des Staates ein sehr hohes Alter zuzuweisen, und glaubt wohl gar die Anfänge staatlichen Lebens in seinen Formen sich bilden zu sehen. Dem widerspricht aber von vornherein die Thatsache, daß nur das geringste Maß von Lasten und Pflichten vom primitiven Menschen getragen werden will, und daß alle äußern Umstände, unter denen diese Staaten sich bilden, der Entwickelung einer festen Herrschermacht sich eher ungünstig erweisen. Der Despotismus steht vor allem im Gegensatze zu dem patriarchalischen Ausgangspunkte dieser Staatenbildungen. Die nächsten Angehörigen des Häuptlinges stehen nicht tief genug unter letzterm, um unterschiedslos in der Masse der beherrschten Bevölkerung aufzugehen. Sie allein schon drängen auf einen mehr oligarchischen Charakter der Regierung hin. Die Willkürherrschaft, deren Spuren wir dennoch überall bei Völkern auf niederer Stufe begegnen, auch wo die Regierungsform republikanisch ist, hat ihren Grund

nicht in der Stärke des Staates oder Häuptlinges, sondern in der moralischen Schwäche des Einzelnen, der machtlos der über ihm stehenden Willkür anheimfällt und zum Sklaven wird, weil er frei sein wollte, ohne den moralischen Mut zu besitzen, sich die zum Besten der Gesamtheit erforderlichen Beschränkungen aufzuerlegen. Seinen Nächsten kennt er nur als seinen Feind. Das Phantom allgemeiner Gleichberechtigung steht am allerfernsten dem Wilden und dem Naturzustande. Daher geht, sobald die Einzelnen zu individueller Stärke erwachsen, eine unerwartete Ahnung von Freiheit durch ein Naturvolk, die freilich Ahnung bleibt, aber darum nicht minder auffallend ist. Man hat das Gefühl, als ob bei ruhigerm Ausreifen auch dieser Keim sich entfalten und individuelle Kräfte von größerer Bedeutung zu gunsten der Zivilisation ins Spiel bringen würde. Die geringe Bedeutung, welche dem Häuptlinge der Maori, der Zulu und andrer als solchem zukommt, wenn er nicht selbst ein tapferer Krieger war, nicht wenigstens einmal die Führung im Kriege hatte; die Freiwilligkeit im Kriegsdienste, die keinen Zwang, sondern nur moralische Verpflichtung kannte; die Unbefangenheit der Meinungsäußerung, vor allem aber die Geringfügigkeit der wirklichen Machtmittel eines Häuptlinges; endlich die Häufigkeit der z. B. bei den nordamerikanischen Indianern so oft vorkommenden, gegen den Häuptling gerichteten Revolutionen: sie alle lassen die Despotie weitab von diesen Völkern liegend erscheinen. Nicht aber auch die Ungerechtigkeit, denn zu deren Einschränkung fehlt die Stetigkeit des Rechtsgefühles.

Rechtssatzungen hat jedes Volk, und zwar schwanken sie bei den meisten Naturvölkern, die wir kennen, auf der Grenze der Selbsthilfe und des Abkaufes der Schuld. Von der Majestät des Gesetzes ist nicht die Rede, sondern von der Entschädigung des durch das Verbrechen zu Schaden Gebrachten. Im malayischen Rechte gilt z. B. die Selbsthilfe überall bei Ertappung auf frischer That, wo selbst die Tötung des Diebes gestattet ist, während darüber hinaus der Abkauf, d. h. die Geldstrafe, geboten ist; ähnlich bei den Negervölkern. Die Blutrache ist in verschiedenen Graden der Ausbildung bei der Mehrzahl der Naturvölker zu finden. Die Schranken, welche die Gesetze ziehen, sind indessen viel zu weit bei den niedrig stehenden Völkern, weil das Rechtsgefühl der Einzelnen nicht stark genug ist. So ist der Gewaltthätigkeit ein großer Raum gelassen, bei Niedern wie Höhern, und je nach dem Widerstande, der Abwehr, die sie findet, engt sie die Einzelsphären ein.

Eine mächtige Stärkung erfährt aber die Herrschermacht durch die Verbindung mit dem Priestertume. Mehr oder weniger ausgesprochene Neigung zur Theokratie ist allen Staatenbildungen eigen, und sehr oft übertrifft die Bedeutung des Priesters diejenige des Regenten im Häuptlinge. Die schwachen Häuptlinge Melanesiens stellen das mystische Duk-Duk-System in ihre Dienste, um nicht ganz machtlos zu werden, und in Afrika gehört es zu den Funktionen des Häuptlinges, durch Zauber sein Volk zu entsühnen, wenn der Zorn überirdischer Mächte es getroffen, ihm Vorteile jeder Art herbeizubeten 2c., was nicht verhindert, daß ein im Besitze großer Fetische stehender Priester den Einfluß des Häuptlinges in den Schatten stellt.

Mit der Zauberkraft verbindet sich zur Steigerung der Macht des Häuptlinges das Monopol des Handels. Indem der Häuptling der Vermittler des Handels ist, bringt er alles in seine Hand, was seinen Unterthanen begehrenswert ist, und wird der Spender guter Gaben, der Erfüller der heißesten Wünsche. Dieses System findet in Afrika seine höchste Entwickelung. In ihm liegt sicherlich eine Quelle großer Macht und auch wohlthätiger Wirkungen. Denn gerade hier ist nicht zu übersehen, daß eine der hervortretendsten Anregungen zu Fortschritten oder, sagen wir vorsichtiger, zunächst zu Änderungen in den Gegenständen des Kulturbesitzes eines Volkes im Willen hervorragender Einzelnen zu suchen ist. Treffend hebt in dieser Beziehung Lubbock hervor, daß „Kriegswaffen, indem sie sehr von der Laune des Häuptlinges abhängen, wahrscheinlich größerm Wechsel unterworfen

sind als Jagdwaffen". Als historischen Beleg hierzu heben wir nur die Veränderung hervor, welche durch Tschaka, den Zulu-König, in der Form der Assagaie, der Hauptwaffe der Zulu, bewirkt wurde. Wir finden aber auch Häuptlinge, die ihre Macht auf der Grundlage einer überragenden Kenntnis oder Fertigkeit befestigen. Der von Livingstone so anziehend geschilderte Manyema-Häuptling Moenekuß ließ seine Söhne eifrig das Schmiedehandwerk lernen, und der Namaqua-Häuptling Lamert war selbst der tüchtigste Schmied seines Volkes. Selbstverständlich ist es aber die Kriegskunst, deren Verständnis am höchsten bei einem Häuptlinge geschätzt wird. Salomonischer Weisheit der Rechtsprechung bedarf er viel weniger, weil die Schuldigen in allen schwereren Klagefällen in der Regel durch Zauber ermittelt werden, und weil gewöhnlich in der Rechtsprechung der Volksrat, das Palaver, oder wie man es nennen mag, mitwirkt. Wie indessen auch die Stellung der Häuptlinge sein mag, vergleichbar mit der aus dem Kulturreichtume eines europäischen Volkes hervorgehenden Macht ist niemals die der Herrscher barbarischer Nationen. Und es wäre zu wünschen, daß viele Reisebeschreiber die Diskretion des alten Robert Morris gehabt haben möchten, der in der Einleitung zu seiner Beschreibung Dahomeys sagt: „Ich konnte in meiner Beschreibung nicht vermeiden, Ausdrücke wie König, General, Palast &c. zu gebrauchen. Man möge aber nicht vergessen, wenn solche Ausdrücke vorkommen, daß sie keineswegs bestimmt sind, die Ideen auszudrücken, welche man mit ihnen in der zivilisierten menschlichen Gesellschaft verbindet, und ich hoffe, man wird es als eine entschuldbare Burleske auffassen, wenn ein brutaler Barbar König oder sein Haus, das wenig besser als ein Hundezwinger, Palast genannt wird."

Die Kriege der Naturvölker sind sehr oft viel weniger blutig als die unsrigen, und häufig arten sie zu Karikaturen des ernsthaften Kriegswesens aus. Der durch sie verursachte Menschenverlust ist indessen doch nicht zu unterschätzen, da sie von langer Dauer sind, und da die von Naturvölkern bewohnten Länder ohnehin nur geringe Menschenzahlen aufzuweisen haben. Von Überfällen abgesehen, welche ganze Gemeinden in die Hände der unbarmherzigen Sieger geben, sind die Verluste an Menschenleben z. B. in den beständigen Kriegen der Fidschianer gering. Th. Williams schätzt sie für die barbarischen Zeiten auf 1500—2000 pro Jahr, „ohne die Witwen, welche auf die Nachricht vom Tode ihres Gatten erwürgt werden". Immerhin ist diese Zahl hinreichend, um zum Rückgange der Bevölkerung erheblich beizutragen. Das Feuergewehr hat hier wie überall die Kriege vermindert, sicherlich gerade, weil es die Verluste vergrößerte. Aber zu diesem dauernden Kriege, den man als „kleinen Krieg" bezeichnen könnte, gesellen sich jene Katastrophen der Überfälle, in denen große Zerstörungen von Menschenleben den elementaren Ausbruch kriegerischer Leidenschaft begleiten. Das letzte Ziel eines ernsten Krieges ist bei den Naturvölkern nicht die Besiegung, sondern die Ausrottung des Gegners. Kann man nicht die Männer erreichen, so wirft man sich auf Weiber und Kinder. „Würde ich dem Rate unsrer angeblichen Freunde (der Maori) gefolgt sein", sagt Cook in der zweiten Reise, „so hätte ich das ganze Volk ausgerottet, denn die Bevölkerung jedes Dorfes ging uns an, die des andern zu töten." So gingen selbst Angehörige des von dem Häuptlinge Kahura befehligten Stammes so weit, Cook um die Beiseiteschaffung dieses von ihnen gefürchteten und als schlecht geschilderten Mannes zu bitten. Unter den Eingebornen Südafrikas ist von alters her der Grundsatz der Ausrottung in Thätigkeit. Gegenden, welche heute still und verlassen sind, umschlossen einst eine geschäftige Menge, deren Zahl und Macht allmählich durch Krieg und Mangel herabgebracht worden sind. „Ganze Stämme sind mitsamt den Wurzeln aus ihren Sitzen herausgerissen worden und sind entweder von der Erde verschwunden, oder durchwandern, getrieben von dem unerbittlichen knochigen Arme des Hungers, unter wechselnden Schicksalen ungemessene Strecken. Hunderte von Meilen grüßt daher dort

keine Spur einheimischer Industrie unser Auge, noch irgend eine menschliche Wohnstätte; endlose Strecken bieten das Bild einer einzigen menschenleeren Wildnis." (Harris.) Zum Morde gesellt sich Raub, um ein Kriegselend zu schaffen, wie es die zivilisierten Völker kaum erdenken können. Den Gipfel dieser verheerenden Macht bildet aber freilich das Auftreten höher begabter oder mindestens besser organisierter Krieger- oder Räuberhorden, die eine Übung im Morden und in der Grausamkeit sich erworben haben. Von dieser Art sind außer den oben genannten Watuta vor allen die hellfarbigen Hirtenstämme Ostafrikas (Galla, Masai und Genossen) und die berittenen Indianer Nordamerikas. Selbst die christlichen Abessinier sind im Kriege von berüchtigter Grausamkeit, und andre werden durch die Endlosigkeit der Kriege ihnen ähnlich. So werden als unglaublich die Grausamkeiten geschildert, deren sich die Namaqua gegen die Herero und Buschmänner schuldig machten. Das Abhauen der Hände und Füße und das Abschneiden von Nase und Ohren sind gewöhnlich. Oft haben die Mißhandlungen den Nebenzweck, einen Gefangenen zu „zeichnen", was für diesen freilich häufig mit Todesgefahr verbunden ist. Dahin gehört vor allem das Tättowieren der Kriegsgefangenen. Lichtenstein sah einen Hottentott vom Stamme der Groß-Namaqua, den die Damara als Gefangenen beschnitten und der mittlern obern Vorderzähne beraubt hatten. „Er zeigte uns das", erzählt Lichtenstein, „und fügte hinzu, daß, wenn er zum zweitenmal von ihnen gefangen genommen wäre, diese sehr kenntlichen Zeichen ihm unfehlbar den Verlust seines Lebens zugezogen haben würden."



Ein Mrua-Fischhändler; Zentralafrika (nach Cameron). Vgl. Text, Einleitung, S. 93.

Die Verluste an Leben und Gesundheit und die Summe von Qualen, denen eine unterworfene Bevölkerung ausgesetzt ist, heilt die Zeit; aber was bleibt, ist die tiefe moralische Nachwirkung. Jenen Schaden könnten einige Generationen des Friedens ausgleichen, wenn nicht ein andrer Nachteil, moralischer Art, ihnen folgte, welcher viel tiefer einschneidet. Es ist dies die Erschütterung alles Vertrauens in die Nebenmenschen und in die Wirksamkeit moralischer Mächte, wie der Friedensliebe und der Heiligkeit des verpfändeten Wortes. Ist die Politik der Kulturvölker nicht durch Treue und Vertrauen ausgezeichnet, so ist die der

Naturvölker der Ausdruck der niedrigen Eigenschaften des Mißtrauens, der Untreue, der Rücksichtslosigkeit. Man sucht durch nichts andres als durch Überlistung oder Schrecken zu wirken. Daher allgemeines Mißtrauen, dessen kulturfeindliche Wirkungen nicht beschrieben zu werden brauchen. Unendlich traurig ist ein Wort, das Livingstone von den Maravi am Westufer des Nyassa sagt: daß sie im allgemeinen die Flüsse und Nebenflüsse gut, die Anwohner derselben aber schlecht kennen, weil die Natur neutral bleibt, aber die Menschen einander fast immer nur feindlich gesinnt sind. Für die europäische Politik gegenüber den Naturvölkern hat dies den großen Vorteil gehabt, höchst selten einer starken Vereinigung eingeborner Kräfte gegenübertreten zu müssen. Vielleicht ist das einzige sehr bemerkenswerte Beispiel dieser Art die Allianz der „sechs Nationen" nordamerikanischer Indianer vom Stamme der Irokesen, welche im 17. und 18. Jahrhundert mehr als einmal den Europäern gefährlich wurde. Ein Versuch einer Allianz, der sehr bedenklich hätte werden können, wurde nach dem sogenannten Sand River-Vertrage von 1852 (zwischen der Kapregierung und den Bauernfreistaaten) zwischen Griqua, Basuto, Bakwena und andern Betschuanenstämmen gemacht, kam aber nicht zur Vollendung, und die letzten Jahre haben zur Genüge wieder gezeigt, wie wenig die südafrikanischen Stämme mit ihrer Überzahl und ihrer zum Teile hervorragenden Kriegstüchtigkeit vermögen, weil ihnen das moralische und geistige Selbstvertrauen fehlt, das sie selbst zu einigen und ihren Bestrebungen Festigkeit zu geben im stande wäre. Immer kommen wir daher wieder auf denselben Punkt zurück: geringe Stärke der moralischen und geistigen Mächte und deshalb Mangel fast allen Zusammenhanges und aller Konsequenz in ihrem Handeln.

Bischof Crowther hebt in seiner Nigerfahrt mit Recht hervor, wie übel die europäischen Reisenden thun, wenn sie die beständige Furcht und Unsicherheit der Eingebornen übersehen, die ein notwendiges Resultat des so häufigen Verrates ihrer Feinde ist. „Sie ist Ursache, daß sie ihre Bogen und Pfeile nicht mehr ablegen und jeden Augenblick bereit sind, auf das geringste Zeichen ihre tödlichen Waffen abzuschießen." Er empfiehlt das friedlichste und zugleich offenste Vorgehen, um die überall wuchernde Pflanze des Mißtrauens, den Wurm im Leben dieser Völker, zu ersticken. Es ist in der That sehr bezeichnend, daß die große Mehrzahl der Naturvölker nie ohne Waffen geht (s. Abbildung, Einleitung, S. 92), und nichts bezeichnet besser den höhern Stand der Zivilisation in Uganda, als daß dort Spazierstöcke an die Stelle der Waffen treten. Schließlich möchte hier noch darauf hinzuweisen sein, daß die Blutrache eine wohl allgemein verbreitete Institution niederer Völker ist. Sie erreicht eine fürchterliche Ausdehnung bei den Polynesiern und Melanesiern, von denen allen gilt, was Cook von den Neuseeländern sagt: „Es scheint mir, daß die Neuseeländer in beständiger Furcht vor wechselseitigen Angriffen leben. Wenige Stämme sind, die nicht glauben, von irgend einem andern Stamme Unrecht erlitten zu haben, und welche nun beständig auf Rache denken." Offenbar gehört sie zu den primitiven Rechtseinrichtungen.

Wenn man von jenen Völkern absieht, wie Galla oder Apaches, deren Gewohnheiten Krieg und Raub sind, so steht der Grad ihrer Unsicherheit offenbar in einem gewissen Zusammenhange mit den allgemeinen Lebensverhältnissen. Jeder Beobachter hebt das mißtrauisch Lauernde im Wesen des Buschmannes hervor, und die Australier sind von Neid, Haß und Furcht gegen ihre Nachbarn beseelt. So verbindet sich mit der elendesten Lage eine beständige mißtrauische Streitbereitschaft, welche das Elend noch verschlimmert. Man möchte glauben, nicht selten treffe Cooks Meinung zu, daß der Wunsch nach einem fetten Mahle keiner der geringsten Gründe zu den Feindseligkeiten der Neuseeländer sei.

Es ist bezeichnend für die Härte des Daseinskampfes unter diesen Verhältnissen, daß bei keinem Naturvolke der Instinkt der Bekämpfung, womöglich der Ausrottung jedes Fremden, der seinen Boden betreten, von seinen Früchten essen, von seinem Wasser trinken will, so

sehr entwickelt ist als gerade bei diesem sonst so gedrückten, schwachen und scheuen. Hierin ist kein Unterschied zwischen dem Norden und dem Süden. Wir erinnern uns keiner Expedition ins Innere Australiens, die nicht Kämpfe mit den Eingebornen zu bestehen gehabt hätte, und es ist gewiß das so rasche Aussterben der Australier zum guten Teile dieser Charaktereigenschaft zuzuschreiben, die an das Zähnezeigen des Raubtieres erinnert, das sein Lager und seine Beute bedroht sieht.

Daß bei jenen Naturvölkern, welche keine auf Krieg und Raub gerichtete und mehr oder weniger vom Kriege lebende Organisation, wie etwa die Zulu oder Watuta, darstellen, die Ausfechtung der Fehden nicht immer gerade in der blutigsten Weise stattfindet, ergibt sich von selbst aus der häufigen Wiederkehr der Kämpfe. Man sucht ganz natürlich die Heftigkeit derselben abzuschwächen. Die Wortgefechte nehmen einen breiten Raum ein. So sagt Schweinfurth von den Bongo: „Bei Pausen im Gefechte werden in sicherer Entfernung alle sich darbietenden Terrainhöhen, vorzüglich die 10—15 Fuß hohen Termitenhaufen, bestiegen, und die feindlichen Parteien rufen sich alsdann stundenlang die lächerlichsten Schimpfreden und Herausforderungen zu. Als wir an der Südgrenze des Uandoschen Gebietes uns einige Tage in einem Verhaue gegen die Angriffe der Eingebornen zu verteidigen hatten, hörte man solche Rufe stündlich. ‚Alle Türken‘ (so lassen sich die Nubier in den Negerländern allgemein nennen), schrieen sie, ‚sollen umkommen, keiner soll aus dem Lande hinaus, sie sollen nie wiederkommen, in den Kochtopf mit den Türken! Fleisch! Fleisch!‘“ Die Kriege nehmen natürlich auch an Bedeutung ab mit der Größe der Mächte, welche sie ins Spiel bringen. Daher sind heute die Dorfkriege der ohnehin schlaffen und wohllebigen Westafrikaner bei weitem nicht mehr so blutig wie zu Lopez' Zeit, welcher Kongo und Angola sich mit vielen Tausenden befehden läßt. Der Krieg wird von diesen leichtlebigen Naturkindern mit einer gewissen formellen Allgemeinheit behandelt, welche sich mehr an die ungefährlichen Äußerlichkeiten als an das blutige Wesen dieser Geißel der Menschheit hält. Er ist in ihren Händen eine stumpf gewordene Waffe. Dem, was sie Feindseligkeiten nennen, gehen lange Demonstrationen zu Land und zu Wasser voran, welchen in der That oft etwas Imponierendes innewohnt. Wenn diese Demonstrationen nichts nutzen, und wenn ebenso die unzähligen, meist branntweingetränkten „Palavers“ oder Besprechungen erfolglos bleiben, so beginnen endlich die eigentlichen Feindseligkeiten, deren Opfer in der großen Mehrzahl wehrlose Leute sind, welche dem Feinde in die Hände fallen. Zu eigentlichen Gefechten kommt es kaum jemals, vor allem aber nicht zu Handgemengen; die Kämpfenden halten sich vielmehr möglichst außer Schußweite und entwickeln in der Benutzung von Deckungen eine Vorsicht und Findigkeit, welche einem modernen Truppenführer wahrhaft beneidenswert erscheinen müssen. Diese Kriegführung bringt zwar dem Feinde keine schweren Verluste bei, sie hat aber dafür den Vorteil, von beiden Teilen leicht und lang ertragen zu werden. Sie kämpfen Monate hindurch, ohne daß ihre Verluste an Toten und Verwundeten sich über ein Dutzend erhöben. Aber doch wird mit der Zeit ein Teil mürbe, wenn auch halb aus Langeweile, und der Erfolg ist am Ende derselbe wie bei unsrer „wissenschaftlichen“ Kriegführung des 19. Jahrhunderts.

Wer sollte nicht in diesem latenten Kriegszustande eine große Ursache des Zurückbleibens der Naturvölker erkennen? Die Bedeutung der Kulturstaaten, die sich zu einer freien Höhe der Entwickelung hinaufgearbeitet haben, liegt darin, daß sie durch gegenseitige Anregung aufeinander wirken und so immer vollkommnere Erzeugnisse hervorbringen. Aber gerade die gegenseitige Anregung fehlt im dauernden Kriegszustande, die von innen und außen wirkenden Kulturmächte werden gleichmäßig geschwächt, und die Folge ist Stillstand, wenn nicht Rückgang.

Im Wesen der Staatenbildungen der Naturvölker liegt aus zwei Gründen Unbestimmtheit der Grenze. Einmal, weil der Kriegszustand beständige Verschiebungen der

Wohnsitze und Machtsphären bewirkt, und dann, weil die vom Mittelpunkte aus den Staat regierende, zusammenhaltende Macht den Wechsel ihrer Stärke gerade in den peripherischen, d. h. den Grenzstrichen durch wechselnde Kraft der Anziehung und des Zusammenhaltes kund werden läßt. Was einmal Schlatter von den Nogaiern sagt, daß ihr Land ursprünglich keine bestimmten Grenzen gehabt habe, sondern daß diese erst durch das Vorrücken der deutschen und russischen Ackerbaueransiedelungen ihnen gezogen worden seien, gilt im Grunde von allen Naturvölkern und vor allem von den Nomaden. Scharfe Grenzbestimmungen mögen am ehesten sich dort ausgebildet haben, wo die beiden so grundverschiedenen Kultur- und Lebensarten des Nomadismus und Ackerbaues aufeinander treffen. Hier werden den Steppenvölkern mit Notwendigkeit scharfe Grenzen gezogen, aber auch hier genügt nicht die Natur allein, wie scharf sich immer der Gegensatz von Acker- und Steppenland erweisen möge; die Kunst sucht nachzuhelfen, indem sie Wälle und Mauern baut. Die Steppengebiete sind die Länder der chinesischen Mauern und der Kosakenwälle, deren Vorkommen, nach Mitteleuropa herein, die einstige Verbreitung nomadischer Barbaren anzeigt. Deutschland weist Werke dieser Art aus der Römerzeit auf, aber im innern Rußland begegnet man schon bei Pensa einem Grenzwalle, der bis Tambow läuft und sich mit einem von Simbirsk bis Kursk ziehenden kreuzt. Diese merkwürdigen Wälle und Mauern sind dann eine gewöhnliche Erscheinung, bis man jenem berühmten größten und unwirksamsten Beispiele derselben, der großen Mauer Chinas, begegnet, die von Sutschen bis Girin das größte seßhafte Kulturvolk Asiens von dem größten Nomadenvolke scheiden soll. Noch in unserm Jahrhundert sind, z. B. unter Perowski, Schutzwälle von großer Ausdehnung gegen die Nomadeneinbrüche in der Kirgisensteppe auf der Grenze Europas und Asiens erbaut worden.

Schon diese Schwierigkeit der Abgrenzung läßt die Bildung großer Staaten in primitiven Kulturverhältnissen nicht von Dauer sein. Mit Recht hat Leopold v. Ranke es als einen Erfahrungssatz ausgesprochen, daß einer allgemeinen Geschichtsbetrachtung sich überhaupt anfangs nicht große Monarchien, sondern kleine Stammesbezirke oder staatenähnliche Genossenschaften darstellen. Dies zeigt die Geschichte aller großen Reiche, selbst das chinesische kann auf kleinere Anfänge zurückgeführt werden. Freilich sind die großen von geringer Dauer gewesen, mit einziger Ausnahme des römischen. Auch das chinesische hat bekanntlich Perioden des Zerfalles mehrfach durchgemacht. Es ist, als ob am römischen Reiche die Völker gelernt hätten, wie große Länder verwaltet werden müssen, um sie (wenigstens räumlich) groß zu erhalten; denn seitdem hat die Geschichte vorwaltend Reiche, die oft das römische an Größe noch überragten, sich erheben und durch Jahrhunderte sich erhalten sehen. Außer der Beherzigung geschichtlicher Lehren hat dazu ohne Frage die wachsende Zahl der Bevölkerungen und das damit zunehmende Gewicht ihrer materiellen Interessen beigetragen.

Das volkreichste aller der Kultur entbehrenden Länder, das Afrika der Neger, umschließt keinen einzigen wirklichen Großstaat. Je größer dort ein Reich, desto kürzer ist seine Dauer, desto lockerer sein Zusammenhang. Es bedarf der größern Organisations- und Zusammenhaltskraft, wie sie uns in den Fulbe oder Galla-Wahuma entgegentritt, um Reiche wie Sokoto oder Uganda nicht bloß zu gründen, sondern auch zu erhalten. Sogar die in kriegerischer Organisation so hochstehenden Zulu haben nie dauernd über ihre Naturgrenzen hinaus sich ausbreiten und dabei im Zusammenhange mit ihrem Lande bleiben können. Es fehlt ihnen die Fähigkeit der friedlichen Organisation, welche natürlicherweise eine höhere ist als die der kriegerischen. Dieser Mangel eines festen innern Zusammenhanges tritt uns selbst in den mohammedanischen Staaten des Sudan entgegen und ist nicht minder der Grund der Schwäche, an welcher die Staaten Mittel- und Südamerikas zu Grunde gingen. Je näher man das wahre Wesen Altmexikos erkennt, desto weniger ist man geneigt, auf diesen lockern Bund der Häuptlinge von Anahuac Namen wie Reich

und Kaiser anzuwenden. Im Malayischen Archipel scheint erst mit dem Eindringen des Islam die Staatenbildung sich über die Abgliederung von Dorfschaften erhoben zu haben. Klarheit und Bestimmtheit in Sachen der politischen Zusammengehörigkeit mangeln selbst den großen Mächten Süd- und Ostasiens, der größten, China, am allermeisten. Sie sind ein Vorrecht der höchsten Kulturstufe.

An die Stelle der Erweiterung eines Staates tritt die Gründung neuer durch Auswanderung und Eroberung. Es ist auffallend, wie oft dieselbe Sage oder Überlieferung in Afrika und anderwärts wiederkehrt: ein Herrscher sendet einen Trupp Krieger aus, um ein Land oder eine Stadt zu erobern, was diesen nicht gelingt, worauf sie sich ruhig niederlassen und sich mit den Töchtern derer verheiraten, welche sie unterwerfen wollten. So ist der Ursprung der Matabele, so ist es angeblich jener der Mazitu, so werden Fulbe-Niederlassungen am untern Niger (wie Gandiko und Zhibu) erklärt, so chinesische Oasen in den Schanländern und andre. Man braucht nicht alle diese Überlieferungen zu glauben und kann doch in ihnen einen Beweis einmal für die große Rolle sehen, welche in den Völkermischungen des Altertumes dem Kriege zugewiesen war, und andernfalls für die Schwierigkeit, zusammenhängende Staaten zu gründen, an deren Stelle die Loslösung von Kolonien in kriegerischer oder friedlicher Weise tritt. Die Alfuren der östlichen Inseln des Malayischen Archipels haben bestimmte Regeln für die Verwaltung ihrer Kolonien, und die Koloniengründung muß im alten Polynesien ganz ebenso ein Zweig der Staatsverwaltung gewesen sein wie einst in Hellas.

Weit zurück tritt natürlich bei Völkern auf niederer Stufe jene verkittende Kraft im Kampfe gegen Naturgefahren, deren Drohung die Gesamtheit eines Volkes oder einen größern Teil desselben zu gemeinsamer Abwehr verbindet. In ihnen wirkt eine starke vereinigende, die Schätzung gemeinsamer Interessen fördernde Macht günstig auf die Gesamtkultur. Eins der hervorragendsten Beispiele bieten die tief gelegenen Küstenstrecken der Nordsee in Deutschland und den Niederlanden dar, wo durch die allgemeine Gefahr des Dammbruches und der Überschwemmung durch wütende Sturmfluten ein nach verschiedenen Richtungen hin folgenreiches Zusammenstehen der Menschen hervorgerufen wird. Mit tiefem Sinne hat der Mythus den Kampf gegen diese Naturgewalten der vielköpfigen Hydren und der greulichen, vom Meere ans Land kriechenden Seeungeheuer mit der Erringung der höchsten Güter der Völker in Staatengründung und Kulturerwerb innig verbunden, bei keinem Volke mehr als dem chinesischen, das in seinem strom- und sumpfreichen Lande seinen dämmenden und austrocknenden Schem, Schun, Jao und dergleichen freilich mehr als genügende Arbeit darzubieten hatte. In Ägypten liegt eine derartige Wirkung, welche der Sorge für die jährliche Bewässerung und Neuabgrenzung des Landes entspringt, historisch offen.

Kulturfördernd müssen aber des weitern überall gemeinsame Bedürfnisse wirken, welche die Menschen aus der unfruchtbaren Isolierung herausreißen, die ihr natürlicher Zustand zu sein scheint. Sie befestigen vor allem auch das Staatswesen, das die Leistungen zur Befriedigung dieser Bedürfnisse organisiert. Gemeinsame Beherrschung und gemeinsame Interessen schaffen Staaten. Das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit bricht sich als staatenbildende Kraft erst später Bahn, wenn die geistigen Interessen der Völker mit ins Gewicht fallen. In fast allen Ländern der Erde, welche größere politische Einheiten darstellen, finden wir ja von jeher verschiedene Nationalitäten nebeneinander. Nur in kleinen Staaten findet man einen einzigen Volksstamm. Von den größern europäischen Reichen ist Italien, das jüngste, auch das einzige, dessen ganzes Land vorwiegend von einer einzigen Bevölkerung bewohnt ist.

Die Naturvölker Afrikas.



Einleitung: Afrikas Land und Volk.

Das Land.

„Afrika ist eine Halbinsel der östlichen Erdfeste."
O. Peschel.

Inhalt: Lage und Gestalt Afrikas. — Halbinselnatur Afrikas. — Mangelhafte Küstengliederung. — Geringe Schiffbarkeit der Ströme. — Bodengestaltung und Bewässerung. — Einfluß der Natur Afrikas auf seine Bewohner. — Klima. — Die Pflanzenwelt Afrikas. — Die Tierwelt Afrikas.

Wir müssen Afrika ins Auge fassen, ehe wir die Afrikaner verstehen wollen. Die Geschicke der Völker werden immer mitbedingt sein durch den Boden, auf dem sie wandeln, aus dem sie ihre Nahrung ziehen, der sie beschränkt oder die Möglichkeit weiter Ausbreitung darbietet; ferner durch den Himmel, der ihnen das Maß der zum Leben unentbehrlichen Wärme und Feuchtigkeit bestimmt, je nachdem die Sonne sich höher an ihm erhebt, je nach dem er sich blauer oder umwölkter über sie wölbt; durch die Mitgift an Pflanzen und Tieren, welche ihr Land empfangen hat, und aus deren Zahl sie sich nicht bloß wertvolle Mittel der Nahrung, Bekleidung, des Schmuckes, sondern auch Freunde, Helfer, Gefährten zu gewinnen vermögen, wie aber freilich auf der andern Seite auch verderbliche, oft kaum zu überwindende Feinde aus ihrer Mitte erwachsen können. Das Maß dieser Bedingung haben wir hier nicht zu untersuchen. Unsre Aufgabe besteht in diesem Augenblicke nur darin, uns ein Bild zu machen von dem Erdteile Afrika als einer Wohnstätte des Menschen, zu erkennen, was er seinen Bewohnern darbietet und was er versagt, und in welchen Beziehungen diese hierdurch anders gestellt sind als die Völker andrer Erdteile.

Indem wir die fünf Erdteile vergleichend betrachten, hebt sich sogleich Afrika als der am wenigsten weit nach Norden und Süden zu reichende, also am meisten nach dem warmen Raume innerhalb der zwei Wendekreise zusammengedrängte, hervor. Der nördlichste Punkt, Kap Blanco, liegt in 37° nördlicher, der südlichste, das Nadelkap, in 35° südlicher Breite. Das macht eine Ausdehnung von rund 1100 Meilen zwischen Norden und Süden. Fast ebenso weit, nämlich etwa 1000 Meilen, streckt sich das Land zwischen Osten und Westen aus, indem der westlichste Punkt, das Grüne Vorgebirge, zum 17.° westlicher und der östlichste, das Kap Gardafui, zum 51.° östlicher Länge von Greenwich reicht. Dieser Erdteil ist also fast ebenso lang wie breit. Da er nun nahezu in seiner Mitte vom Äquator geschnitten wird, fallen von seiner ganzen Oberfläche 410,000 QMeilen oder fast drei Viertel in die beiden Tropengürtel, welche 23½° südlich und nördlich vom Äquator durch die Wendekreise oder Tropen begrenzt werden.

Wenn es auch wohl nicht immer zutrifft, daß nur innerhalb dieses Gürtels die heißesten Länder der Erde liegen, so ist doch durch den höchsten Sonnenstand in demselben die Hauptbedingung der größten Erwärmung überall gegeben, und wir dürfen ohne Bedenken Afrika schon nach seiner Lage als den heißesten der Kontinente bezeichnen. Von Amerika fällt nur wenig über ein Viertel, von Asien nur ein Achtel in den Tropengürtel. Es sind aber in dieser Hinsicht noch manche andre Punkte von Einfluß, von denen hier zunächst nur die Gestalt Afrikas erwähnt sei, welche im ganzen sich als die eines nach Süden hin verschmälerten Dreieckes darstellt. Die Nordhalbkugel ist jedoch unter gleichen Breiten wärmer als die Südhalbkugel, und da auf jener der verbreiterte, auf dieser aber der schmale Teil des afrikanischen Dreieckes oder Keiles liegt, so trägt auch dieser Umstand dazu bei, Afrika der Masse nach wärmer zu machen.

Bleiben wir noch einen Augenblick bei Lage und Gestalt stehen. Afrika ist nicht ein ganz selbständiger Erdteil wie die rings vom Meere umflossenen Weltinseln Amerika und Australien, sondern es hängt mit Asien durch die 15 Meilen breite Landenge von Suez zusammen. Nach strenger geographischer Terminologie wäre es also eine Halbinsel zu nennen. Man hat in der That, indem man auf den ähnlichen, wenn auch breitern Zusammenhang Europas mit Asien hinwies, Afrika als die südwestliche und Europa als die nordwestliche Halbinsel des großen Erdteiles Asien bezeichnet. Welche Benennung man auch immer wählen möge, stets wird dieser Zusammenhang als eine der wichtigsten Thatsachen in der Geographie des dunkeln Erdteiles erscheinen. Ist er auch schmal, so ist er als Brücke noch immer breit genug, und kaum ist es zweifelhaft, daß manches Volk auf seiner Wanderung diese Brücke beschritt.

Indessen ist mit dieser Landenge die Verbindung Afrikas mit der übrigen Alten Welt nicht abgeschlossen. Das Rote Meer mißt in seinen breitesten Strecken kaum 50 Meilen vom arabischen zum afrikanischen Ufer, es ist inselreich, und in der Meerenge von Bab el Mandeb tritt Arabien bis auf eine Entfernung von 4 Meilen an das gegenüberliegende Abessinien heran. Noch enger ist aber die Meeresstraße, welche in der Meerenge von Gibraltar Afrika von Europa scheidet; sie mißt nur 2 Meilen. Dazu kommt endlich noch eine Reihe größerer Inseln, von Cypern bis Malta, welche gleichsam als verbindende Mittelglieder in das erdteilsondernde Mittelmeer eingeschaltet sind und von Afrika einerseits nach Kleinasien, anderseits nach Europa hin gleichfalls Brücken schlagen, zu deren Überschreitung es in diesem friedlichen Binnenmeere keiner hohen Vervollkommnung der Schiffahrt jemals bedurfte. Man kann wohl sagen: Afrika ist der übrigen Alten Welt, also Asien und Europa, nicht bloß sehr nahe gerückt, sondern außer einer Landenge auch durch Inseln und durch mehr verknüpfende als sondernde schmale Meeresteile verbunden. Sehr oft werden wir den Wirkungen dieser Verbindung mit Arabien, Syrien und den Mittelmeerländern in den Geschicken der Völker Afrikas wieder begegnen. Wir werden in Geschicken und Geschichte der Nordostafrikaner einen arabischen Zug und in denen der Nordafrikaner einen mittelländischen Charakter finden.

Im Westen, Süden und Südosten aber ist dieser Erdteil ebenso weit von allen andern entfernt, wie er an jenen eben betrachteten Stellen ihnen genähert ist. Vom Grünen Vorgebirge nach dem nächstgelegenen südamerikanischen Punkte, dem Kap Roque in Südamerika, sind es 300 Meilen, von der Ostspitze Afrikas nach der Südspitze Indiens 350 und von Madagaskar nach Australien 900 Meilen. Von allen diesen Seiten her ist Afrika nur vermittelst gut gebauter Schiffe zu erreichen, wie sie den hier wohnenden Afrikanern in geschichtlicher Zeit niemals zur Verfügung standen.

Indem man die Möglichkeit erwägt, zu Schiffe die entferntern Küsten dieses Erdteiles zu erreichen oder von denselben nach andern Erdteilen zu schiffen, lenkt sich der

Gedanke von selbst auf die Gestalt Afrikas. Eine reiche Gliederung durch Golfe und Meeresbuchten, Halbinseln und Inseln ist offenbar der Schiffahrt günstig. Der afrikanischen Küste fehlt diese Gliederung in hohem Grade. Afrika wird an Geringfügigkeit der Gliederung nur von Südamerika übertroffen. Dies fällt nicht bloß etwa dem theoretischen Kartenbetrachter auf. Hebt doch schon der in dieser Frage sicherlich unbefangene Livingstone hervor: „Da dieser Kontinent ohne Meeresarme und Förden ist, so sind die Stämme des Innern stets vom Verkehre mit den Europäern abgehalten worden durch die allgemeine Herrschaft des Grundsatzes bei den Stämmen der Küste, die binnenwärts Wohnenden außer Sicht zu halten und als Zwischenhändler sich zwischen sie und die Europäer zu stellen".

Hier einige Maßangaben. Vergleicht man den Flächenraum des Festlandkernes mit dem seiner Glieder oder Abzweigungen, nämlich der Halbinseln und Inseln, so erhält man das Verhältnis von 4,7:1, während in Europa 2:1, in Asien 3:1 erreicht wird. Vergleicht man aber die Küstenlänge dieses Erdteiles mit derjenigen Europas, indem man letztere = 1 setzt, so erhält man nur 0,22. Die große Gliederung in Halbinseln und ausgedehnte Inseln oder Inselgruppen, wie man sie in Asien findet, würde die Möglichkeit der Entwickelung abgeschlossener, selbständiger Kulturen bieten. Aber auch diese fehlt infolge jener geringen Gliederung dieses Erdteiles, der vor allen den Namen des plumpen verdient. Einzig der Nordosten und der Norden, soweit sie an das Rote Meer und das Mittelmeer grenzen, weisen etwas mehr Mannigfaltigkeit der Gliederung auf. Aber ihr tritt hier ein andrer Umstand in ungünstigem Sinne entgegen: ihre klimatischen Verhältnisse gestatten der Wüstenbildung, an vielen Punkten bis an die Meeresküste sich auszubreiten. Madagaskar, die einzige große Insel des Erdteiles, hat ein Sonderleben für sich geführt. Dies scheint zu beweisen, daß noch andre Momente als die Gliederung hemmend auf die Kulturentwickelung Afrikas einzuwirken im stande waren.

Was einem größern Stücke Erde an Zugänglichkeit durch mangelhafte Gliederung entzogen wird, kann ihm bis zu einem gewissen Grade durch tief in sein Inneres eingreifende Flüsse ersetzt werden. So ist Südamerikas geringe Zugänglichkeit gemindert durch die ausgedehnte Schiffbarkeit der beiden großartigen Flußsysteme des Amazonenstromes und des La Plata. In Afrika läßt die Bodengestaltung auch diesen Ersatz nicht in genügender Weise zur Geltung kommen, indem das Innere des Landes in weiter Ausdehnung ein bergumkränztes Hochland ist, das die Flüsse durch Stromschnellen nach den viel beschränktern Tieflandteilen abstürzen läßt. Nil, Kongo, Zambesi, Oranje sind nur in beschränktem Maße unterhalb dieser Abstürze schiffbar, und nur der Niger gestattet das Eindringen in das Innere des Erdteiles, aber freilich nur auf einem allzu gewundenen Wege.

Auf ihren weiten Wegen durch das Hochland des Innern sind einige afrikanische Flüsse in Verbindung mit den großen dort sich ausbreitenden Binnenseen wohl im stande, wichtige Hilfsmittel des Verkehres zu werden, und sie sind es in gewissem Maße für den einheimischen Bedarf; aber die Wege nach dem Meere sind ihnen abgeschnitten. Übrigens entbehrt, mit einziger Ausnahme des tief aus dem Innern kommenden Nil, Afrika nördlich vom Wendekreise des Krebses nennenswerter fließender Gewässer, während in der entsprechenden Region Südafrikas dieselben ihre Thäler in hohe Tafelländer tief eingeschnitten und sich damit der Benutzung durch den Menschen in den meisten Beziehungen entzogen haben. Statt also die in der Umrißgestalt mit ihrer geringen Gliederung gegebene Abgeschlossenheit des Erdteiles erheblich zu mindern, trägt die Natur seiner Flüsse eher dazu bei, dieselbe noch zu verstärken.

Flüsse und Seen sind nach Gestalt und Verbreitung im höchsten Grade abhängig von der Gestaltung des Bodens, auf und in welchem sie fließen, beziehentlich ruhen. Auch die eben erwähnten, für die Aufschließung Afrikas so bedeutsamen Eigentümlichkeiten seiner großen Gewässer stellen sich als ein Spiegelbild seiner Bodengestalt dar. Afrika kann kurzweg der Erdteil der Tafelländer oder Plateaus genannt werden, denn nirgends ist diese Erhebungsform des Erdfesten so weit verbreitet, so ohne Lücke ausgebreitet wie in Afrika. Wir werden das bei der Betrachtung der einzelnen Landschaften oft hervorzuheben haben. Hier handelt es sich um den Gesamtüberblick, für welchen Afrika ein einziges großes Hochland ist, d. h. ein Land, das fast durchgehends über 300 m liegt. Nicht unzutreffend hat es einer der für die Erforschung der afrikanischen Geographie verdientesten Reisenden, Speke, mit einer umgestürzten Platte verglichen. Der Boden ist das innere Hochland, der erhöhte Rand bedeutet die Gebirgszüge den Küsten entlang und der Absturz die allmählich nach den Küsten zu sich abdachenden Tieflandstreifen. Die Geographen teilen es wohl in mehrere Tafelländer ein, welche indessen durch keine scharfen, durchgehenden Grenzen geschieden sind. Tiefland, d. h. Land unter 300 m, ist nur ein verhältnismäßig kleiner Teil von Afrika, an den Küsten und in den Unterläufen der großen Flüsse. Dasselbe ist gewissermaßen nur zufällig da und dort dem Rande des zusammenhängenden Hochlandes angefügt oder in gewisse Lücken desselben eingeschaltet.

Was das Hochland betrifft, so ist dieses im allgemeinen am höchsten im Süden und Osten des Erdteiles, um nach Westen und Norden hin in oft gewaltigen Stufen zu vergleichenden Absätzen sich niederzusenken. Ein nur an wenigen Stellen unter 1000 m herabgehender Hochlandzug durchzieht den Osten und Süden vom abessinischen Hochlande bis zum Kap der Guten Hoffnung und zur Mündung des Cunene. Die größte Lücke legt in denselben eine Senke, in welcher nach Osten der Limpopo und nach Westen der Cunene abfließt, während zwischen beiden der Tioge sich in den abflußlosen Ngami ergießt. Diese Senke kann als die Naturgrenze zwischen Süd- und Mittelafrika betrachtet werden. Nördlich von ihr erhebt sich ein andres Hochland, von welchem sich wasserreiche Flüsse nach allen Himmelsrichtungen, hauptsächlich aber nach Norden und Süden, ergießen. Diese sammelt großenteils der an der Ostküste mündende Zambesi, während jene in das größte afrikanische Stromsystem, das des Kongo, münden. Beide Flüsse haben den größten Teil ihres Laufes auf dem Hochlande, von welchem sie wie über Stufen mit einer Anzahl von Stromschnellen in das Tiefland hinabgehen, das sie aber alle beide nur in den allerletzten Teilen ihres Laufes erreichen. Von demselben Hochlande aber empfängt auch der Nil seine obersten Zuflüsse, welche, in noch größern Seen als die des Kongo und Zambesi sich sammelnd, nach Norden abfließen. Westlich von ihnen kommen, ebenfalls nordwärts fließend, aus noch unerforschter Region die Zuflüsse des Tsadsees, welcher wiederum in einer großen Senke gelegen ist, deren Nordrand ungefähr durch die Lage Timbuktus an der nördlichsten Stelle des Niger bezeichnet ist, und welche als die natürliche Grenze zwischen Mittel- und Nordafrika betrachtet werden kann. Der Raum nördlich von hier wird durch das Wüstenhochland Nordafrikas ausgefüllt, welches nach der größten Wüstenbildung in seinen Grenzen wohl auch Hochland der Sahara genannt wird. In seinem östlichsten Teile durchbricht es der Nil, in seinem nordwestlichen ist das Atlasgebirge ihm aufgesetzt; aber dazwischen gibt es nur kleinere, im Sande der Wüste verrinnende Flüsse, vereinzelte Gebirgsgruppen, Senken von geringem Umfange: der Hauptzug bleiben immer die welligen Hochebenen, welche durch ihre Wasser- und Pflanzenarmut den Namen Wüsten verdienen.

Wir haben also drei große, natürlich geschiedene Hochlandgruppen: Südafrika, die höchste, 1000—1800 m; in Mittelafrika liegen die Nil-, Kongo- und Zambesiseen bei

500—1500 (Dilolo 1445, Ukerewe 1150, Tanganika 823, Nyassa 464 m), während sein nordöstlicher Ausläufer, das abessinische Hochland, in seiner mittlern Höhe sogar 2000 m übersteigt. Nordafrika endlich ist in seinem mittlern und östlichen Teile 300—600 m hoch, während im Nordwesten zwischen Niger und Atlas ein Tiefland von 150 m und weniger sich ausbreitet.

Die Gebirge, welche diesen weiten Hochländern aufgesetzt sind, treten weder nach Breite noch im allgemeinen nach Höhe so mächtig aus denselben hervor wie die der nächstgrößern Erdteile Asien und Amerika. Es sind vereinzelte Ketten oder Gruppen, oft nur höher gehobene Stücke hoch gelegener Tafelländer oder wenig ausgedehnte Gruppen vulkanischer Berge. Südafrika hat Randgebirge, die im Osten und Westen sein Hochland umfassen (Kompaßberg in den Schneebergen 2600 m, Cathlin Peak in den Drakenbergen 3160 m [?], Omatoko im Damaraland 2700 m). In Mittelafrika sollen am Nordufer des Nyassa Höhen von 4000 m liegen, während Höhen von 2000—2500 m in der Seenregion nicht selten sind. Zwischen dem Ukerewe und dem Indischen Ozeane erheben sich die Vulkane Kilimandscharo und Kenia zu 5700 und 5500 m, und dem abessinischen Hochlande entsteigen Gipfel von alpiner Höhe (Daschan 4620 m). Gleichfalls vulkanisch ist das am Westrande des Guineabusens vereinzelt zu 4000 m aufsteigende Camerungebirge, und ebenso isoliert tritt im obern Nigergebiete das niedrigere Konggebirge (etwa 1000 m) auf. Der Atlas (3500 m) erhebt sich an dem Nord- und Nordwestrande Afrikas als ein mächtiges, aber wiederum vereinzeltes Gebirgsland, und ebenso treten wie Inseln aus dem Meere der Hochebenen und Hügelländer der Wüste die Gebirge von Tibesti (2500 m), Aïr (1600 m) und andre hervor. In all diesen Gebirgsbildungen besteht kein andres Band als das Hochland, auf dem sie sich befinden, kein beherrschender Zug wie in Amerika, kein gemeinsames Anlehnen an den Rand eines zentralen Hochlandes wie in Asien. Die Signatur des Gebirgsbaues von Afrika ist vielmehr die Zersplitterung, und als eine gemeinsame Eigenschaft tritt nur in einer Anzahl von ihnen die peripherische, dem Meere genäherte Lage hervor, welche weite Strecken im Innern arm an Gebirgen sein läßt. Es fehlen die großen Gegensätze von Tiefland und Hochgebirgen oder mächtigen Hochebenen, denen wir in Amerika und Asien begegnen. Der Tiefländer sind es sehr wenige, die Hochebenen sind mäßig, die Hochgebirge auseinander gezogen, da und dorthin verteilt.

Welche Wirkungen kann nun ein derartig gestaltetes Land auf die Völker üben, welche dasselbe bewohnen? Zunächst ist es nicht im stande, jene Gegensätze in der Kulturentwickelung zu schaffen oder auch nur zu erhalten, welche der Natur seines eignen Bodens versagt sind. Keine Schranke der Wanderungen, wie Anden und Kordilleren sie mitten im Tieflande aufrichten, kein unvermitteltes Nebeneinanderlagern der üppigsten Fruchtbarkeit, die den Ackerbau geradezu aufzwingt, und der ebenso entschieden zum Nomadismus zwingenden Bodenarmut und Rauheit des Klimas, wie wir sie in Indien und China auf der einen, in der Mongolei und Tibet auf der andern Seite erblicken. Afrika hat seine Wüsten, aber diese sind nur zum geringsten Teile bewohnbar, sind keine geschichtlichen Schauplätze. Seine Steppen, welche geeignet wären, weit schweifende, erobernde Nomadenvölker nach dem Muster der Mongolen aufwachsen zu lassen, sind räumlich beschränkt, bilden überall nur den Saum der Wüsten und ihren Übergang zum Waldlande.

Es ist ein Unterschied zwischen schweifenden und wandernden Völkern. Jene kennt man im Steppen- und Wüstengebiete Nordafrikas, wo die Natur des Landes ihnen enge Grenzen zieht; diesen aber gehört die große Mehrzahl der afrikanischen Völker an, denn dem Wandern,

sei es kleiner Gruppen oder großer Völkermassen, leistet das Land Vorschub durch seinen Mangel an streng scheidenden Schranken. Nur der äußerste Norden und Nordosten sind durch schwerer zu durchmessende Wüstenstriche abgesondert, und hier haben sich im Nilthale und am Mittelmeergestade früh Kulturen entwickelt, welche das Höchste darstellen, was auf afrikanischem Boden gewachsen ist. Freilich waren auch diese zum Teile herrlichen Schöpfungen wohl alle fremdem Samen entkeimt, der von weither aus Asien gebracht worden sein mag, und mit Recht betont es Grisebach, daß in Afrika die Natur einen Schauplatz eigenster Selbständigkeit bewahren wolle, was sich schon darin zeige, daß die Berührungen der Zivilisation der Alten Welt seit dem fernsten Altertume bestanden und, weder durch Meere noch Gebirge gehemmt, doch so wenig gewirkt haben.

Überschauen wir alles, so erstaunen wir nicht, wenn eine allgemeine Umschau über Afrikas Beziehung zur übrigen Welt uns in alter und neuer Zeit nur drei Angriffspunkte zeigt, die der Erdteil den Völkern bietet, welche, von außen her kommend, seinen Boden betreten, nämlich einen im Nordosten, wo es an Arabien grenzt, einen im Norden an der Stelle, wo Europa am nächsten an dasselbe herantritt, und einen im Süden, wo das gemäßigte Klima dem Europäer die Anpflanzung von Kolonien mit selbständiger Kulturentwickelung verstattet. Jene erstern beiden Stellen tragen im ganzen den Charakter von Oasen zwischen Meer und Wüste und sind zur Ansammlung einer sehr zahlreichen Bevölkerung und damit zur Pflanzung selbständiger Kulturableger wohlgeeignet, nicht aber ebensosehr zur Entwickelung inniger Beziehungen zum Innersten des Erdteiles und zu den eigentlich afrikanischen Völkern, welche, soweit unsre Kenntnis geht, erst seit einer verhältnismäßig kurzen Reihe von Jahrhunderten mit der nichtafrikanischen Welt in unmittelbare Berührung traten und zwar am stärksten zuerst im Osten, viel später auch im Westen und Süden.

*

Afrika ist durch Lage und Bodenbeschaffenheit nicht zu großen Gegensätzen des Klimas beanlagt. Das schließt nicht aus, daß auf Südafrikas Hochebenen ein rauhes Klima einen guten Teil des Jahres herrschen mag, teils wegen der hohen Lage, teils auch infolge der Nähe kalter Strömungen, die hier aus dem weiten Becken des kalten Südmeeres gegen die Südspitze des Erdteiles treiben und weit an seiner Westküste hinauf ganz wie an derjenigen Südamerikas eine abkühlende Wirkung üben. Aber heiße Sommer machen auch hier die unvermeidliche Wärme eines Breitengrades geltend, der dem von Algerien entspricht. Und es sind immer nur die äußerste Nord- und Südspitze, welche unter 20° C. durchschnittliche Jahrestemperatur herabsinken. Der größte Teil Afrikas liegt in den Tropen, d. h. 23½° nördlich und südlich vom Äquator. Zweimal in jedem Jahre kommt also hier die Sonne in ihrem Wandel von Wendekreis zu Wendekreis in den Zenith und damit senkrecht über die Häupter der Menschen zu stehen, welche dann Schattenlose, Askii, sind, während, wie schon der alte Herodot, selber es kaum glaublich findend, berichtet, ihr Schatten vorher und nachher nach entgegengesetzten Seiten fällt.

Den durch solche Stellung der Sonne bedingten starken und dauernden Wärmeerguß kann bezüglich seiner Wirkung auf das Klima nur die Erhebung des Bodens bis zu einem gewissen Grade mildern, und da durchschnittlich mit jeden 150 m Erhebung die Temperatur um 1° C. abnimmt, so erfährt die tropische Hitze jener auf weite Erstreckungen bei 800—1000 m Meereshöhe verharrenden Hochebenen gerade des äquatorialen Afrika eine nicht unbeträchtliche Milderung. Kalte Nächte unterbrechen dazu tief im Herzen Afrikas mit empfindlicher Schärfe die drückende Tageshitze. Auch sie sind eine Folge der in der höhern Lage klarern Luft. Overbeck und Richardson sahen die Fluren um den Tsadsee sich mit Reif bedecken, und die nächtliche Kühle zwang Livingstone unter 10° südlicher Breite, sich unter Dach und

Fach vor jener plötzlichen Störung der stärkern Hautthätigkeit zu schützen, welche ohne Zweifel eine Hauptursache der Ungesundheit des afrikanischen Tropenklimas ist. Reichliche Betauung ist allen Tropengegenden eigen, aber keinen so sehr wie den afrikanischen, in welchen die hellen, klaren Nächte, deren Vorbedingung, zugleich auch kühl und damit der Taubildung doppelt günstig sind. Indessen weist außer der beträchtlichen Erhebung auch die Bespülung der Westküste durch einen kalten Strom von der Südspitze bis hinauf zum Äquator auf Abkühlung hin, während die im Süden und Norden das eigentlich tropische Afrika umgürtenden Steppen zwar warme, aber zugleich auch trockne und damit aufklärende Winde über jenes hinsenden.

Alle diese Ursachen bewirken eine Art von Erwärmung des Kontinentes, welche der Geograph als kontinentalen Typus bezeichnen wird, weil rascher Wechsel zwischen Tageswärme und Nachtkühle und daneben auch eine allgemeine Tendenz zu vorwaltender Trockenheit sie hauptsächlich charakterisieren. Diese Neigung zur Trockenheit kommt zwar zu einer entschiedenen Entwickelung nur in den sogenannten Passatregionen, welche jahraus jahrein fast nur von den trocknen Ost-, beziehentlich Südost- und Nordostwinden überweht werden, den trocknen und trocknenden Kindern der Polarseiten der Erde; aber sie gehört nicht minder im großen und ganzen auch den außerhalb dieser durch Sahara und Kalahari bezeichneten Passatgürtel gelegenen tropischen und subtropischen Strichen an.

Afrika besitzt von den zwei großen Elementen des Tropenklimas mehr die Wärme als die Feuchtigkeit, und sein Klima prägt daher die Folgen der tropischen Lage nur einseitig im Vergleiche zu andern Tropenländern aus. Seine Niederschläge sind im Vergleiche zur Wärme im Ganzen des Erdteiles nicht beträchtlich, nur ihre Verteilung über das Jahr ist fast überall tropisch. Die Regenzeiten folgen der Sonne. Wenn die Sonne in ihrem Jahreswandel am höchsten am Himmel emporsteigt, tritt das Maximum des Regens ein. In den Tropen bildet dessen Eintreten eine Jahresscheide, welche die Regenzeit der Zeit der Dürre entgegensetzt. Dies sind die Jahreszeiten der Tropen. Am nördlichen Wendekreise erscheint die Sonne im Zenithe zu derselben Zeit, wo sie auch bei uns den höchsten Stand erreicht, also im Sommer; dann geht sie nach Süden, um im September senkrecht über dem Äquator zu stehen und im Dezember denselben Stand für die Südhalbkugel einzunehmen, in welchem wir Nordbewohner sie im Sommer sehen. Zurückkehrend steht sie im März wieder genau über dem Äquator, um, nach Norden wandernd, im Juni ihren jährlichen Kreislauf am nördlichen Wendekreise abzuschließen und zugleich neu wieder zu beginnen. Damit ist die Regel des Eintretens der Regenzeiten gegeben. Nördlich vom Äquator haben wir nahe beim Wendekreise eine Regenzeit im Sommer, in der dieser entsprechenden südlichen Gegend in der Jahreszeit, die für uns Winter ist, und dazwischen liegen mit zwei auf Frühling und Herbst entfallenden Regenzeiten, welche oft zu einer einzigen verlängerten zusammenfließen, die eigentlichen Äquatorial- oder Äquinoktialgegenden.

Indessen ist dies zunächst nur die Regel, gewissermaßen der Grundplan. Zahlreiche Umstände ändern denselben im einzelnen ab, und zwar ist am allermeisten die Bodengestalt in dieser Beziehung wirksam. Am Ukerewe fällt Regen zu allen Jahreszeiten und ebenso in manchen andern Teilen des innerafrikanischen Hochlandes. Ursache ist das Aufsteigen warmer und feuchter Luftströme aus den tiefern Teilen, die hier, an den Mondgebirgen sich abkühlend, eines Teiles ihrer Feuchtigkeit sich entäußern müssen. An den Küsten von Natal und Guinea sind es feuchte, monsunartige, d. h. von der kühlern See nach dem erhitzten Lande gezogene, Seewinde, die, an den Küstengebirgen aufsteigend, dasselbe Schicksal erfahren und damit die Regenzeiten verlängern. Landeinwärts von solchen das Übermaß der Luftfeuchtigkeit

gleichsam abstreifenden Gebirgen liegen dann oft weite Striche im „Regenschatten", die zu wenig erhalten, weil jene zu viel an sich ziehen. Aber ein viel mächtigerer Faktor, der unwillkommene Dürre im Innern verbreitet, ist die nördliche Passatströmung, welche, über die Sahara her wehend, bis tief in das Kongogebiet hinein kein Hindernis der Ausbreitung findet als nur ihre eigne mit der Entfernung zunehmende Schwäche. Wenn daher auch der wüstenhafte Charakter Nordafrikas in solcher Schärfe nicht wieder in diesem Erdteile wiederkehrt, denn auch die mit einiger Übertreibung „Wüste" genannte Kalahari des Südens ist doch nur Steppe, so finden sich dagegen regenarme Striche, in denen der Ackerbau und die Viehzucht nur mit sehr ungewissem Erfolge betrieben werden können, über ganz Afrika hin verteilt, vorzüglich häufig aber in dem südlich vom Wendekreise des Steinbockes gelegenen eigentlichen Südafrika. Sehr unregelmäßig bewässert und daher nur steppenhaften Pflanzenwuchs tragend sind z. B. Landschaften zwischen Sansibar und Tanganika, wie das Tafelland von Usagara.

Die Pflanzenwelt Afrikas trägt im ganzen viel mehr die Merkmale der tropischen Hitze als der tropischen Feuchtigkeit an sich, und Spuren der Dürre, der Wasserarmut sind es daher, welche, bei großen innern Unterschieden, der afrikanischen Flora einen Stempel von Gemeinsamkeit, von kontinentaler Zusammengehörigkeit aufprägen. Die Pflanzengeographen machen aus Afrika fünf oder sechs natürliche Florengebiete oder pflanzengeographische Provinzen. Davon gehört das nördliche, welches den Mittelmeerrand größtenteils umfaßt, zu der mittelmeerischen Provinz, deren Schwerpunkt in Südeuropa und Westasien zu suchen ist. Bezeichnend ist für diese ein großer Reichtum an immergrünen Sträuchern, gegen welche die mitteleuropäischen Vegetationsformen des Waldes und der Wiesen zurücktreten. Haine sind hier bereits häufiger als Wälder, weil bei lange dauernder Trockenheit die für die letztern unentbehrliche anhaltende Wasserzufuhr ausbleibt. Das wüstenhafte Gebiet der Sahara schließt sich an und reicht südwärts bis zum 20.° nördlicher Breite. Es ist das entschiedenste Wüstenland der Erde, auf weite Strecken pflanzenlos und selbst in den Oasen arm an Bäumen; die an Zahl und Größe geringen Gewächse sind steppenhaft saftlos.

Das eigentlich zentralafrikanische, den größten Teil des Kontinentes einnehmende Sudangebiet reiht sich an und zieht vom 20.° nördlicher Breite bis 20.° südlicher Breite, mit einem schmalen Zipfel an der Südostküste darüber hinaus bis zum 30.° Hier waltet die Form hochgrasiger Savannen vor, über welche vereinzelt stehende Bäume sich erheben, die seltener zu eigentlichen Wäldern als zu Hainen sich vereinigen. Es entsteht so eine Art von offener Parklandschaft, welche ihre typische Entwickelung im eigentlichen Sudan findet, wo über hochgrasige Savannen Mimosen von bald phantastischem, bald kümmerlichem Wuchse locker hin zerstreut sind. In den feuchten Tiefländern nehmen auch die eigentlichen Urwälder einen großen Raum ein, aber ihr Pflanzenreichtum ist ein ungleich viel geringerer als in den südamerikanischen oder südasiatischen. Das ganze Gebiet hat überhaupt (nach einer Schätzung Grisebachs) nur etwa die Hälfte der Arten der entsprechenden, aber räumlich viel kleinern Gebiete Asiens oder Amerikas, es ist, mit andern Worten, viel einförmiger. Auch selbst in den üppigsten Urwäldern fehlen nicht die laubabwerfenden Bäume, die stacheligen und fleischigen Formen der Aloen und kaktusähnlichen Euphorbien, die Mimosen, um Kunde zu geben von dem Zuge der Trockenheit, der durch diese ganze Natur geht.

Im Süden schließen sich die steppenhaften und stellenweise sogar wüstenhaften Gebiete der Kalahari und des Kaplandes an, von denen jenes eine verarmte, vorwiegend durch Dürre reduzierte Sudanflora in Gestalt weiter Gras- oder Gesträuchsteppen umschließt,

während dieses auf engem Raume außerordentlich artenreich, beispiellos mannigfaltig ist, aber gleichfalls vorwiegend nur die Form der Strauchvegetation, mit vielen Merkmalen der Dürre, zur Erscheinung bringt. Merkwürdig ist es, daß, während die Verwandtschaften der nordafrikanischen Flora mehr nach Europa und die der sudanischen nach Asien hinweisen, wir hier den einzigen Fleck der Erde haben, auf welchem die Erinnerungen an das so eigenartige, vereinzelte Australien sehr auffallend hervortreten.

Was bieten nun diese Provinzen des Gewächsreiches dem Menschen für alle jene vielfältigen Zwecke, zu deren Dienste er von der ersten Urzeit an die Pflanzen heranziehen mußte? Wenn Afrika botanisch nicht reich ist, kann es doch vielleicht dem Kulturgeographen minder arm erscheinen. Wir werden in jeder einzelnen der natürlichen Provinzen, in welche wir den Erdteil zerlegen, eine große Anzahl von Gewächsen finden, welche in dieser oder jener Richtung dem Menschen nützlich geworden sind; aber solcher, die im höhern Sinne **Kulturgewächse** genannt zu werden verdienen, weil sie nämlich nicht bloß der Befriedigung augenblicklicher Notdurft dienen, sondern eine Stütze für stetige, auf Anbau des Bodens sich gründende Entwickelung oder sogar einen Stab beim allmählichen Fortschreiten zu höhern Zielen darbieten können, gibt es nicht übermäßig viele, und gerade bei ihnen ist es oft schwer zu bestimmen, ob sie ursprünglich afrikanisch, oder ob sie in fremden Kulturländern der Natur abgewonnen wurden, um erst durch wandernde Völker oder durch den Handel hierher verpflanzt zu werden.



Die Papyrusstaude (Cyperus Papyrus). Vgl. Text, S. 15.

Vor allem für die afrikanischen Getreidearten müssen wir noch immer die Klage wiederholen, welche O. Peschel in seiner „Völkerkunde“ anstimmte, daß „leider die Pflanzengeographie noch immer uns ihren Beistand versagt, um entscheiden zu können, ob jene jetzt durch und durch afrikanischen Getreidearten in Afrika selbst zu Kulturpflanzen veredelt



Die drei hauptsächlichsten Hirsearten der Afrikaner: a Panicum, b Sorghum und c Eleusine. Vgl. Text, S. 13.

oder nur eingeführt worden sind". Zweifellos sind aber die Hirsegattungen Negerhirse oder Dochn und Kafferkorn (Panicum oder Pennisetum distichum und Holcus sorghum

oder Sorghum vulgare, s. Abbildungen, S. 12) insofern echt afrikanisch, als sie vom südlichsten Betschuanen bis zum Fellah des untern Nil den Hauptgegenstand des Ackerbaues und die Grundlage der Ernährung bilden; auch haben sie eine große Anzahl von Varietäten gebildet, welche andeuten, daß sie lange Zeit an Ort und Stelle unter Kultur gestanden sind. Hauptsächlich durch sie erhält der afrikanische Ackerbau eine Ausdehnung, wie sie vergeblich bei einem andern Naturvolke von gleicher Kulturstufe gesucht würde. Durch ganz Afrika trifft man Ackerbauer und Ansässige, im Gegensatze zu Amerika, wo in voreuropäischer Zeit sich nur um einige Zentren der Ackerbau kristallisierte, aber dann auch gleich mit einer ganz andern Kulturhöhe Hand in Hand gegangen war. Nächst den Hirsearten ist wohl die Kassave die allgemeinst verbreitete und wichtigste Kulturpflanze, besonders im ganzen Westen. Erdnüsse, Bohnen und Erbsen verschiedener Art, Melonen, Kürbisse ergänzen den Grundstock der vegetabilischen Ernährung. Von den nördlichsten und südlichsten Gegenden her sind durch ägyptischen und europäischen Einfluß Weizen, Gerste, Mais, Tabak und in neuerer Zeit auch die Kartoffel vorgeschritten. Schweinfurth sah Maisfelder bei den Bongonegern am Weißen Nil und den Anbau des amerikanischen Maniok (s. nebenstehende Abbildung) sogar bei den Monbuttu am Uelle, also im eigentlichsten Herzen von Afrika. Der Tabaksbau scheint sogar durch den ganzen Kontinent hindurch verbreitet zu sein, so daß ernsthafte Pflanzengeographen sich bewogen gesehen haben, die Frage aufzuwerfen, ob nicht der Tabak eine ursprünglich afrikanische Pflanze sei, da es nicht denkbar sei, daß er sich seit der Entdeckung Amerikas so weit verbreitet und so tiefe Wurzeln in den Sitten des Volkes geschlagen habe. Von andern Genußmitteln sind der Hanf oder Dacha in Süd- und Ostafrika, die Gurunuß (Sterculia) im Westsudan verbreitet.



Maniok oder Kassave (Jatropha Manihot).



Früchte a der Dattel-, b der Dum-, c der Ölpalme. Vgl. Text, S. 15.

Für den Reichtum des äquatorialen Afrika an Nutzpflanzen ist es entschieden ungünstig, daß diejenige Pflanzenfamilie, die von allen vielleicht am vielseitigsten nützlich ist, die der Palmen, hier viel weniger stark vertreten ist als in Asien und Amerika. Die Zahl der afrikanischen Palmen erreicht kaum den zehnten Teil von der der amerikanischen. Allerdings befinden sich aber zwei darunter, welche zu den wichtigsten Pflanzen des Erdteiles gehören: die Dattelpalme, welche den wüstenhaften Norden erst bewohnbar macht, und die Ölpalme (s. Abbildungen, S. 14), welche bis heute den einzigen wichtigen, mit den Sklaven und dem Elfenbeine wetteifernden Ausfuhrgegenstand aus Mittelafrika bietet. Von wichtigen einheimischen Kulturpflanzen nennen wir noch den Papyrus (s. Abbildung, S. 11), der die Altwasser des Nil nicht minder als die Buchten der großen äquatorialen Seen erfüllt, und den Kaffee, als dessen eigentliche Heimat zwar gewöhnlich Arabien genannt wird, von dem aber beide angebaute Arten, die eine in Abessinien, die andre in Westafrika, heimisch sind. Zahlreiche Nutzpflanzen von mehr örtlicher Bedeutung wird die Betrachtung der einzelnen Stämme und ihrer Wohnplätze uns kennen lehren. Hier genügt die Hervorhebung der allgemeinen Thatsache, daß Asien nachweisbar einen bereichernden Einfluß in verschiedenen Richtungen auf Afrika geübt hat, was Entlehnungen auch in diesem Gebiete wahrscheinlich macht, um so mehr, als Afrikas Pflanzenreich im allgemeinen ärmer und besonders sein Schatz an Nutzpflanzen irgend welcher Art geringer ist als jener der zwei vergleichbaren Erdteile Asien und Amerika. Die Armut Südafrikas bis zum Wendekreise sowie Nordafrikas und des ganzen Sudan an Kulturpflanzen ist eine auffallende und mehrfach von Erforschern dieser Länder registrierte Thatsache. Es bleibt das äquatoriale Gebiet, welches die größere Hälfte des Erdteiles umfaßt, und dessen eingehendere Erforschung in kulturbotanischer Beziehung abzuwarten ist. Allein dieses Gebiet ist weder so pflanzenreich noch so ausgedehnt wie jene andern vorhin genannten, und unsre Erwartungen haben daher Ursache, bescheiden zu sein.

Die Tierwelt Afrikas hat im allgemeinen einen entschieden altweltlichen Typus, der in engen Grenzen an Europa, in weitern an Asien anklingt. Im Verhältnisse zu seiner Größe ist es das säugetierreichste Land der Welt, und es scheint also, da die wichtigsten Haustiere der Klasse der Säugetiere entnommen sind, daß die Bedingungen für den Erwerb solcher durch die hier wohnenden Völker außerordentlich günstige seien. Aber die Haustiere, welchen wir in Afrika begegnen, sind der Mehrzahl nach außerafrikanischen Ursprunges. Die Afrikaner züchten Rinder, Schafe (s. Abbildungen, S. 16 u. 17), Ziegen, Schweine, Kamele, Pferde und Hühner und halten auch Hunde und Katzen. Da es nun zu den Merkmalen der äthiopischen Tierprovinz gehört (unter welcher die Tiergeographen Afrika und Arabien südlich vom Wendekreise des Krebses samt Madagaskar und den Maskarenen begreifen), daß Rinder, Schweine, Ziegen, Schafe und Kamele sowie auch die Nächstverwandten in wildem Zustande gänzlich fehlen, so sieht man leicht, daß von Natur hier gerade jene Gattungen ausfielen, welche dazu bestimmt waren, die treuesten und nützlichsten Gefährten des Menschen zu werden. Nur der Esel (s. Abbildung, S. 18) führt unter allen unsern Haustieren ziemlich bestimmt auf ostafrikanischen Ursprung zurück, und die Abstammung gewisser Hunderassen vom Schakal ist nicht unwahrscheinlich.

Noch ungünstiger wird das Verhältnis für Afrika, wenn wir uns an die Thatsache erinnern, daß von einer Zähmung des afrikanischen Elefanten heute so wenig bekannt ist, daß man alle Versuche, diesen nützlichen Koloß zur Aufschließung des Erdteiles zu verwenden, aufgeben mußte und nur den asiatischen Elefanten dazu verwenden konnte. Livingstone hat mit derselben rührenden Liebe, mit der er die Menschen Afrikas umfaßte und von den Verleumdungen minder warmherziger und oft auch minder gerechter Beurteiler zu

reinigen suchte, auch die Fähigkeiten des afrikanischen Elefanten als nur verkannte und vernachlässigte hinzustellen gesucht; auch haben er und andre nachzuweisen sich bemüht, daß im Altertume der afrikanische Elefant nicht minder gezähmt gewesen sei als der indische. Was diese letztere Frage betrifft, so ist es allerdings noch immer nicht außer Zweifel, ob Hannibal afrikanische oder indische Elefanten über die Alpen führte. Es ist aber wahrscheinlich, daß der afrikanische Elefant nie gezähmt worden ist, und es bleibt nach allen neuern Beobachtungen kaum ein Zweifel, daß sein wilderes Naturell die



Das Sanga-Rind (Bos africanus). 1/25 natürl. Größe. Vgl. Text, S. 15.

Zähmung mindestens erschwert. So bleiben also von allen Haustieren nur der Esel und der Hund, von denen eine einheimische Abstammung möglich, die Hauskatze, von der sie gewiß ist, dann das Perlhuhn (das „numidische" Huhn der Alten) und die allverbreitete Honigbiene. Kaum zweifelhaft ist es, daß aus dem großen Reichtume an antilopenartigen Wiederkäuern einige Gefährten und Diener des Menschen zu gewinnen gewesen sein würden, wie denn mehrere derselben in Südafrika vereinzelt gezähmt wurden; aber es ist kein Versuch in dieser Richtung mit nennenswerten Folgen unternommen. Dagegen ist die Zähmung des Straußes bekanntlich in neuerer Zeit mit großem Vorteile ins Werk gesetzt worden.

Freilich ist damit der Nutzen nicht erschöpft, welchen die afrikanische Tierwelt dem Menschen bietet, sondern es ist nur eine Abschätzung des „Kulturnutzens" versucht, der aber

in einem Erdteile der Halb- und selbst Unkultur wie Afrika nicht ausschlaggebend sein darf. Man erwäge den Vorteil, welchen Bevölkerungen dieser Kulturstufe aus der Jagd ziehen werden und müssen. Kein Stamm des ganzen Erdteils, die Unterägypter etwa ausgenommen, ist so ausschließlich dem Ackerbaue oder der Viehzucht ergeben, daß er nicht



Das Schwarzkopfschaf (Ovis aries steatopyga persica) in Abessinien und im Sudan. 1/12 natürl. Größe. Vgl. Text, S. 15.

selbst einen beträchtlichen Teil seiner Nahrung sich zeitweilig durch Jagd zu gewinnen suchen müßte, und es sind reine Jägervölker durch ganz Afrika hindurch verbreitet. Ein Weidmann, der als Autorität über diese Dinge spricht, Chapman, meint, „daß zehn gute Schützen mit Gewehren eine Armee von 1000 Mann in irgend einem Teile von Afrika zu ernähren vermöchten, wo Gewehre nicht allgemein im Gebrauche sind", und jüngst versicherte uns ein so guter Kenner des südlichen Zentralafrika wie E. Holub, daß von der Grenze der Kapkolonie nordwärts bis zum Nil ein guter Jäger eine ganze Karawane mit Fleisch tagtäglich versorgen könne. Wo die Gewehre verbreitet sind, ist der Wildstand natürlich geringer geworden, aber nicht in solchem Maße, um den fast

nirgends im europäischen Sinne dicht wohnenden Eingebornen die Jagd ganz unfruchtbar zu machen. Es sind vielmehr in erster Linie die Riesensäugetiere, welche man am meisten verfolgt hat, und die stellenweise sogar ausgerottet sind: Elefant, Nashorn, Giraffe, einige große Antilopen, die großen Raubtiere. Auch der Strauß ist weit zurückgedrängt worden. Anderseits ist das Nilpferd auch selbst in den bevölkertsten Teilen, z. B. dem Tsadsee-



Der afrikanische Wildesel (Asinus taeniopus). 1/18 natürl. Größe. Vgl. Text, S. 15.

gebiete, noch häufig. Von Natur tierarm ist nur ein großer Teil West- und Innerafrikas. Zwei Eigentümlichkeiten der Afrikaner sind dann in diesem Zusammenhange noch bemerkenswert: einmal nützt aus abergläubischer Abneigung gegen Fischnahrung ein nicht geringer Teil von ihnen nicht oder nur wenig den beträchtlichen Fischreichtum ihrer Binnengewässer, und ferner gibt es wohl kein Volk, das selbst an den muschel- und fischreichsten Küsten so träge und furchtsam ist in der Ausbeutung der marinen Nahrungsschätze wie die Afrikaner. Diese beiden Regeln haben wie alle ihre Ausnahmen, welche teilweise sogar nicht unbeträchtlich sind; allein im ganzen haben sie Geltung und bestimmen dadurch natürlich in nicht geringem Maße Leben, Thätigkeit und Wohlsein dieser Menschen.

Afrika besitzt auf der andern Seite eine große Anzahl von reißenden und sonst schädlichen Tieren, für deren Verwüstungen an Menschenleben wir freilich keine Statistik besitzen, wie sie in Indien aufgestellt wird. Aber aus zahlreichen Zeugnissen geht der Schade hervor, den sie anrichten. Fand doch Livingstone in der Nähe des Bembasees mehrere Dörfer wegen der Zunahme reißender Tiere völlig verlassen, und waren Chapmans Berichten zufolge nach den Matabelekriegen in den fünfziger Jahren die Löwen und Leoparden so sehr an Menschenfleisch gewöhnt, daß sie am mittlern Zambesi viel gefährlicher waren als vorher und in den Dörfern Vorsichtsmaßregeln hervorriefen, an welche man früher nicht gedacht hatte. Elefanten, Nashörner und Flußpferde sind Verwüster der Äcker, wie sie kein andres Land in solcher Fülle und Macht aufweist, und der Kaffernbüffel ist vielleicht der dem Menschen gefährlichste unter allen Wiederkäuern. Krokodile sind in allen Gewässern vom Nil bis zum Oranje zu finden, aber im allgemeinen kann man sagen, daß Afrika weniger giftige Schlangen hat als andre heiße Länder. Dafür besitzt es einen Reichtum an schädlichen Insekten aus den Familien der Zweiflügler und der Heuschrecken. Die den Pferden und Rindern durch ihren Stich tödliche Tsetsefliege (s. nebenstehende Abbildung) schließt aus weiten Teilen Süd- und Mittelafrikas jene Tiere aus, und dieses Insekt ist daher von einem Einflusse auf die Wanderungen der Weißen in Südafrika wie kein andres Tier, selbst kein Raubtier.



Die Tsetsefliege (Glossina morsitans).
Die Linie a gibt die natürl. Größe an.

Auf ihre Zugtiere angewiesen, welche dem Stiche dieser Fliege zum Opfer fallen, konnten die Boers nur die tsetsefreien Striche betreten und wurden dadurch vom Vordringen über den Wendekreis hinaus abgehalten. Und dasselbe Hindernis stellte sich auch andern viehzüchtenden Völkern entgegen. Auf der andern Seite sind freilich auch manche Zweiflügler durch ihre Larven in sonst tierarmen Gebieten für die Ernährung der Völker von Wert, wie denn überhaupt kaum ein Volk tiefer in die Reiche der niedern Tiere greift, um mannigfaltige Nahrung daraus zu holen. „Der Afrikaner läßt nichts umkommen“, sagt mit Recht Moffat. So hat auch die durch den ganzen Erdteil schreckliche Heuschreckenplage ihre zwei Seiten, wie wir von demselben Beobachter erfahren, der ein andermal sagt: „Im Hinblick auf die Armen konnten wir nur dankbar für diese Heimsuchung sein, denn da der vorhergehende Krieg eine Masse Vieh weggenommen und Gärten in ungeheurer Ausdehnung zerstört hatte, würden viele Hunderte von Familien ohne diese Heuschrecken Hungers gestorben sein“. Im allgemeinen kann man sagen, daß Afrikas Tierwelt, Schaden und Nutzen abgewogen, für die Kulturentwickelung seiner Bewohner eher günstig als ungünstig wirken konnte, daß sie aber in geringem Maße die Ausbeutung fand, welche möglich war.

Das Volk.

„Der große afrikanische Kontinent enthielt ursprünglich eine gleichartige Bevölkerung, die im wesentlichen nur einen einzigen Rassentypus hatte, und dies ist dem bei weitem größten Teile nach auch jetzt noch der Fall.“ R. Lepsius.

Inhalt: Gründe für die relative Rassenarmut Afrikas. — Die dunkeln und die hellen Afrikaner. — Die Verbreitung der afrikanischen Sprachen. — Gibt es in Afrika Autochthonen? — Stellung der Afrikaner in der Kulturentwickelung der Menschheit. — Kulturgegensatz des Innern und der Küsten. — Der Kulturcharakter Afrikas.

Die Gesamtbetrachtung der Bevölkerung Afrikas geht gewöhnlich von der Annahme aus, daß der Erdteil von zwei oder drei wohl unterschiedenen Rassen bewohnt werde und zwar in der Art, daß Nordafrika den Kaukasiern gehöre, an welche etwa vom Südrande der Sahara an sich die Äthiopier oder Neger schließen, die man dann entweder den ganzen übrigen Erdteil bis zur Südspitze samt einem Abschnitte von Madagaskar bewohnen läßt, oder in denen man eine besondere südafrikanische Rasse unterscheidet, welche die gelb- bis rotfarbigen Hottentotten und Buschmänner umfaßt, die ihrerseits von der Südspitze bis in die Landschaften um den Ngamisee sich ausbreiten. Wir glauben Ursache zu haben, diesen Weg zur Betrachtung und Würdigung der afrikanischen Völker nicht für den richtigen zu halten, und bitten den Leser, die Gründe zu vernehmen, warum wir den entgegengesetzten Weg einschlagen, der die Einheitlichkeit der weitaus meisten Völker dieses Erdteiles voranstellt und erst von dieser ausgehend die Unterschiede als Schattierungen auffaßt.

Unser Überblick der Naturverhältnisse Afrikas hat uns gelehrt, daß hier keine von den scharfen natürlichen Grenzmarken sich finden, welche die Wanderungen der Völker von einer Region des Erdteiles zur andern absolut zu verhindern im stande wären. Die Wüsten, die am ehesten befähigt sind, eine sondernde Wirkung auszuüben, thun dies doch nur in beschränktem Grade; denn einerseits werden sie von den Wanderzügen umgangen, und anderseits bilden gerade sie Zufluchtsgebiete für Angehörige aller Völker, welche rings um sie her wohnen oder, an ihrem Rande vorbeiziehend, über denselben hinübergedrängt werden. Deshalb ist ihre dünne Bevölkerung zugleich immer eine sehr bunte, wie man besonders in der Kalahari wahrnehmen kann. Trotz der Sahara sind die Neger ein bedeutendes Mischungselement der Bevölkerung in ganz Nordafrika und spielen, soweit eben diese Dünne es erlaubt, in sehr langen Zeiträumen eher eine vermittelnde als sondernde Rolle in der Ausbreitung der Rassen oder großen Völkergruppen über die Erde. Dies schließt freilich nicht aus, daß ihre Verkehrsschwierigkeiten einzelne Völker oder Völkergruppen viele Jahrhunderte auseinander halten können. Der Gebirgsbau und das Flußnetz Afrikas sind beide nicht befähigt, der Völkerverbreitung starke Hindernisse entgegenzustellen; das letztere werden wir viel eher verbindende und vermittelnde als sondernde Wirkungen üben sehen.

Es bliebe also als das möglicherweise wirksamste Trennungsmoment nur übrig die Selbstbestimmung der Völker, welche sie an den Wohnsitzen festhält, die sie einmal eingenommen. Allein die afrikanischen Bevölkerungen haben sich nur in einem einzigen Falle, es ist der Ägyptens, zu jener Höhe der Gesittung erhoben, deren Wesen in so hohem Grade mitbedingt wird durch das lange Verharren in den gleichen Wohnsitzen. Alle andern, soweit wir ihre Geschichte und Gegenwart kennen, fallen unter die Begriffe Natur- oder Halbkulturvölker, was für den Kenner des Völkerlebens nichts andres heißt,



VÖLKERKARTE von AFRIKA.

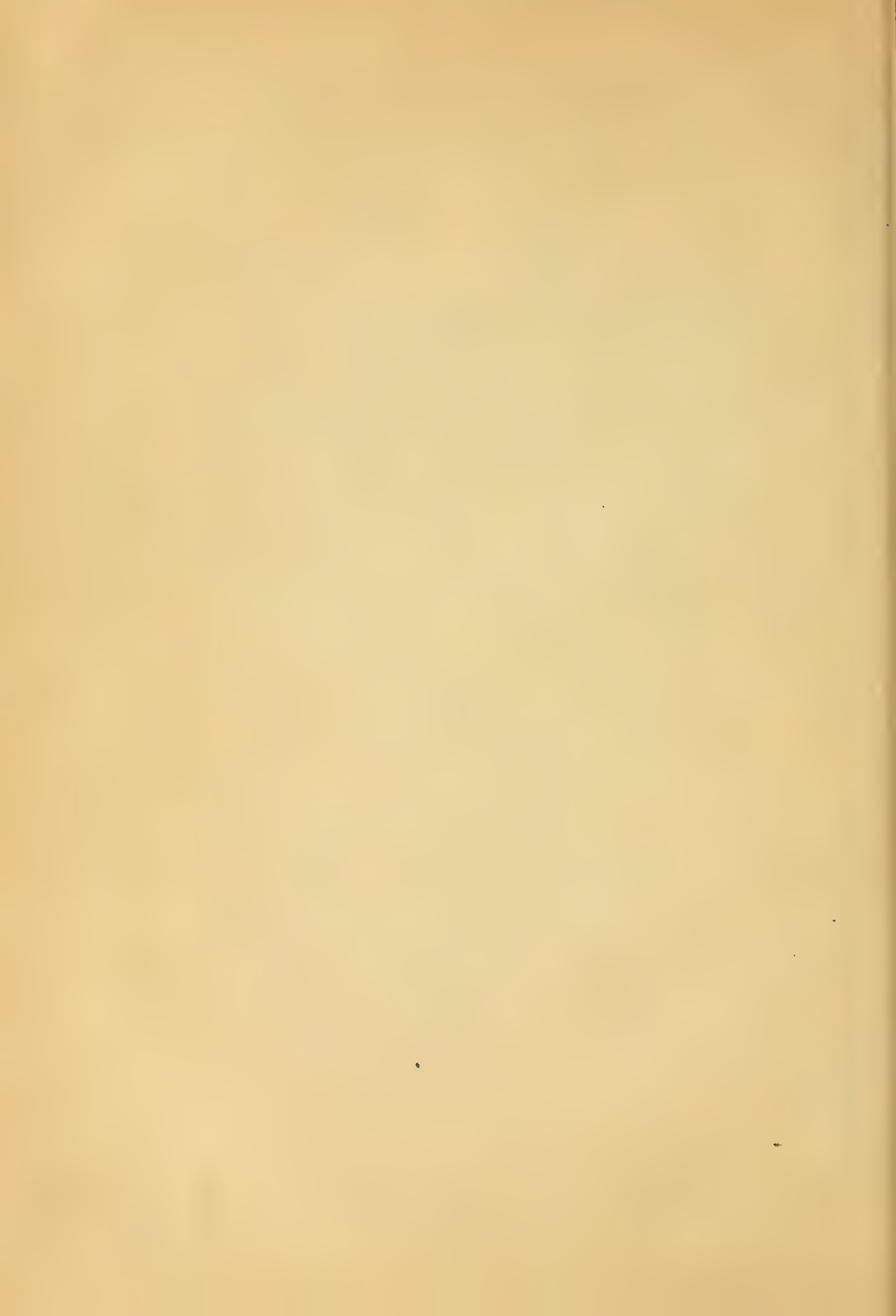


Bibliogr. Institut in Leipzig.

KULTURKARTE von AFRIKA.



Bibliogr. Institut in Leipzig



als daß sie unstet in jeder Beziehung, vor allem aber veränderlichen Sitzes und darum der Vermischung, Vernichtung oder umgestaltenden Erneuerung im höchsten Grade ausgesetzt sind. Jede Seite unsrer Schilderungen wird gerade dafür Belege bringen und beständig jene Definition der Naturvölker bestätigen, welche dieselben als kontinuitätslose Völker bezeichnet.

Wandelbarkeit in Bezug auf die Wohnsitze ist das Merkmal fast sämtlicher Völker Nordafrikas, des Sudan, Ost- und Südafrikas. Nehme man das Wort in dem weiten Sinne von Nomadismus, in welchem es auf die nordafrikanischen Araberstämme anzuwenden ist, die innerhalb eines einzigen Menschenalters als geschichtliche Faktoren in Tripolitanien, in Fessan und Bornu auftreten, oder in dem engern Sinne, welcher uns die Wahuma in Uganda von Weideplatz zu Weideplatz auf den Grastriften des Hochlandes der Nilquellseen wandernd zeigt, oder endlich in dem noch beschränktern, der selbst bei den ackerbauenden Betschuanen die Lage der Dörfer sich in kurzen Zeiträumen verändern läßt: Unstetigkeit ist das geschichtliche Merkmal dieser Völker. Wer die Grundzüge der Geschichte Afrikas beschreiben wollte, würde vorausschicken, daß, während der Charakter der europäischen Geschichte in der ruhigen Entwickelung lokal bedingter und beschränkter Kulturen sich zeichnet, in Afrika fast alles geschichtliche Geschehen von Bedeutung sich in großen Ortsveränderungen abspielt, welche die Völker verdrängen und verschieben, die Stelle derselben wechseln, um dabei die Kultur wesentlich auf dem alten Flecke zu belassen. Wir haben, mit andern Worten, dort eine vorwiegend innere, hier eine bloß äußerliche geschichtliche Bewegung, und es gilt von ganz Afrika, was Burton in seinem „Dahomy“ sagt: „Wenn man die Berichte verschiedener Reisenden in den entferntern Teilen des Kontinentes sammelte und vergliche, würde man es möglich finden, innige Verbindungen zwischen Völkern nachzuweisen, welche heute einander völlig unbekannt sind“. Und dabei ist dennoch wieder Afrika vor allen andern der Kultur fern stehenden Ländern der Erdteil des Ackerbaues und der Ansässigkeit, aber diese Ansässigkeit ist eben eine durch den niedrigen Stand der Gesamtkultur abgeschwächte, eingeschränkte.

Unter solchen Umständen wird man scharf gesonderte Rassen nur da zu finden erwarten, wo fremde Völker in diesen Erdteil vor noch nicht langer Zeit einwanderten und sich niederließen. Und in der That, soviel auch Versuche gemacht sind, zu scharfen Unterscheidungen der eigentlichen Afrikaner zu gelangen, die ja sehr bequem sein würden, sie haben sich nicht bewährt; vielmehr ist jeder, der sich vorurteilslos mit diesen Fragen beschäftigte, zu demselben Ergebnisse gekommen, welches R. Hartmann mit aller wünschenswerten Deutlichkeit folgendermaßen ausspricht: „Bereits auf afrikanischem Boden gelangte ich zu der Überzeugung, daß hier mit den Begriffen Kaukasier, Äthiopier, Semiten und Hamiten im ganzen sehr wenig anzufangen sei, sowenig wie etwa mit den Begriffen Arier, Indoeuropäer, Turanier. Ich merkte, daß die ethnologische Forschung für die Aufhellung der verwickelten Völkerverhältnisse der nördlichen Hälfte Afrikas andre Bahnen aufsuchen müsse als die bisher meist übliche einer einseitigen Gegenüberstellung scharf begrenzter Rassengegensätze und als verbrauchte Sammelbezeichnungen.“

Damit ist ja nicht gesagt, daß Afrika ohne alle Unterschiede von einem Ende bis zum andern von einer einförmigen Menschenmasse erfüllt sei, sondern es soll nur hervorgehoben werden, daß nicht das Sondernde einseitig zu beachten ist, wie es bisher fast stets nur geschehen. Den Thatsachen, wie sie liegen, entspricht es vielmehr, das Gemeinsame, das unfraglich vorhanden ist, zuerst auszusprechen und dann erst dazu fortzuschreiten, die Nüancen zu zeigen, welche durch mannigfaltige kleinere Unterschiede in dieses Bild gebracht werden. Deshalb teilen wir unsre Aufgabe so, daß wir hier einleitend zuerst die großen Gemeinsamkeiten der afrikanischen Menschheit aufweisen, um

in den später folgenden Einzelschilderungen zu zeigen, wie und warum die Völker hier und dort sich besonders gestaltet darstellen. Dieser Weg der Besprechung, glauben wir, wird ebensowohl der Natur der Sache am entsprechendsten als auch dem Verständnis derselben am förderlichsten sein.

Der Kern der Bevölkerung Afrikas ist äthiopischen Charakters: dunkelbraun von Haut, wollig von Haar, mit dicken Lippen und Neigung zu starker Entwickelung der Gesichts- und Gebißteile. Völkern von dieser Beschaffenheit gehört, soweit die Geschichte



Buschmänner (nach Photographie von G. Fritsch).

reicht, Afrika südlich von der großen Wüste, und wahrscheinlich ist dieselbe einst auch in der Wüste selbst weiter verbreitet gewesen als heute. Im südlichsten Afrika wohnt kompakt eine hellbraune bis gelbliche, klein gewachsene Abart (vgl. die obenstehende Abbildung der Buschmänner), welche, in kleine Partien versprengt, auch im Innern des Erdteiles wiederzukehren scheint. Der Norden aber wird jenseit der großen Wüste von Menschen bewohnt, die im allgemeinen heller von Farbe sich erweisen, sei es rötlich, wie die Ägypter, oder gelblich, wie die Araber, so daß der Zentralafrikaner, mit ihnen verglichen, sogar „schwarz" genannt worden ist; auch weisen sie mehr lockiges als wolliges Haar und nicht in so starkem Maße entwickelte Gesichts- und Gebißteile des Schädels auf. Einige von ihnen, wie z. B. die Kabylen der algerischen Gebirge, sind sogar den Südeuropäern ähnlicher als ihren afrikanischen Nachbarn. Allein im ganzen sind ihre Merkmale den äthiopischen nicht scharf entgegengesetzt, sondern sie machen den Eindruck, mehr nur durch Vermischung und Verdünnung von denselben sich zu entfernen.

Daß dies mehr als eine müßige Annahme ist, lehrt die Völkergeschichte Afrikas, indem sie eine von den ältesten bekannten Zeiten an fortgehende Durchsickerung der dunklern

innerafrikanischen Menschen nach den Gebieten der hellern Nordafrikaner, vorwiegend durch das Mittel des Sklavenhandels sich vollziehend, kennen lehrt. In diesem Sinne dürfen wir mit G. Fritsch die Länder jenseit der nordafrikanischen Wüste, d. h. den Sudan, als diejenigen bezeichnen, welche bei einer allgemeinen Betrachtung der Völkerkunde von Afrika den Ausgangspunkt abgeben müßten. Sie bilden die Mittelglieder zwischen dem „dunkeln“ und dem „hellen“ Afrika, die aus den scheinbar getrennten Teilen ein Ganzes zu machen streben. Soweit die Geschichte geht, haben Neger in Ägypten und an der Nordküste Afrikas gesessen. Sie haben mit Hannibal die Alpen überstiegen und sind mit Mac Mahon bei Wörth geschlagen worden. Es kann diese ganze Bevölkerung, wie immer ihre ursprüngliche Natur gewesen sein mag, nicht anders als mit einem starken äthiopischen Elemente versetzt gedacht werden (vgl. die untenstehende Abbildung eines Fessaners), und wenn man ihren anthropologischen Hauptcharakter am kürzesten bezeichnen will, so muß man an die



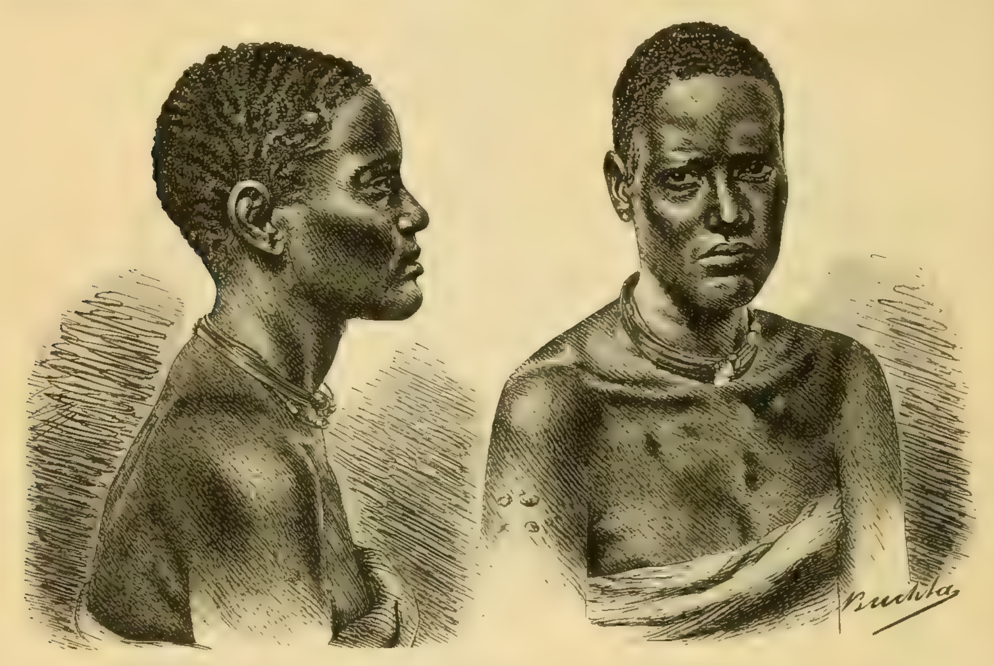
Sandili, König der Gaika (nach Photographie von G. Fritsch). Vgl. Text, S. 21.

Ein Fessaner (nach Photographie).

Mulatten, die Mischlinge zwischen Negern und Weißen, erinnern. Gibt es doch Anthropologen, welche die ganze semitische und hamitische Bevölkerung Afrikas einfach als mulattisch bezeichnen. Wenn aber andre dagegen die Ägypter als eine ganz besondere Rasse bezeichnen wollten, so würden wir an das Urteil eines Beobachters wie Darwin erinnern, der in seiner „Abstammung des Menschen“ erzählt, daß, als er im Britischen Museum in Begleitung von zwei Fachmännern die Statue Amunophs III. betrachtete, er mit diesen übereinstimmte, daß dieser Pharao Gesichtszüge von stark ausgeprägter Negerform habe. Aber nicht bloß dunkles Blut drang in den Bereich des hellen vor, sondern dieses drängte auch wieder nach dem Gebiete, wo jenes herrscht, und wir haben, alles in allem, mehr gemischten als rein negerhaften Typus im ganzen nordäquatorialen Afrika.

Innerhalb der dunkelfarbigen Bevölkerung Afrikas gibt es eine große Anzahl von Stämmen, deren Gesichtsbildung den edlern Formen der Weißen durch dünnere Lippen, minder platte Nase, besseres Verhältnis zwischen Stirn und Kiefern nahekommt, während ihre Färbung ebenso dunkel wie bei den typischen Negern ist, oft auch noch dunkler (vgl. Abbildung, S. 21). Man erkennt hieraus, daß eine notwendige Beziehung zwischen der für

so wichtig gehaltenen Hautfarbe und andern Körpermerkmalen nicht besteht; dasselbe lehren bekanntlich die dunkeln Indier von kaukasischem Gesichtsschnitte. Hier ist es aber von Interesse, festzustellen, daß zu diesen, um einen Herderschen Ausdruck zu gebrauchen, „schön gebildeten Menschen" der dunkeln Afrikaner vor allen die an der Ostseite gegen Arabien und die an der Nordwest- und Westseite bis zum Benuë wohnenden Stämme gehören. Die Nubier, Abessinier, Galla und Somali, die Fellata oder Fulbe, die Mandingo, Haussa und andre gehören hierher. Bei einigen ist fremder Einfluß nachweisbar, bei allen ist er höchst wahrscheinlich, da sowohl die Art der Abweichung als auch die geographische Verbreitung



Prinzessin von Unyoro (von Richard Buchta nach eigner Photographie). Vgl. Text, S. 23.

derselben auf Zumischung westasiatischen, beziehungsweise nordafrikanischen hellern Blutes hindeuten. Anthropologen von wohlbegründetem Urteile, wie Quatrefages, sprechen sogar von Zeichen semitischer Beimischung noch bei den weit im Süden wohnenden Zulukaffern (vgl. die Abbildung des Gaikakönigs Sandili, S. 23).

*

Werfen wir einen Blick auf die Verbreitung der afrikanischen Sprachen, ehe wir von den Beziehungen der Afrikaner nach außen weitersprechen, so treten im Gegensatze zu der fundamentalen Ähnlichkeit der Afrikaner mehr streng gesonderte Sprachfamilien uns entgegen, welche auf den ersten Blick sich scharf voneinander abzuheben scheinen. Wir haben im Süden die Buschmann- und Hottentottensprachen, zwischen welchen nur eine entfernte Verwandtschaft angenommen werden kann, jedenfalls eine viel entferntere, als auf den ersten Blick der hohe Grad der körperlichen Verwandtschaft beider Völker glauben läßt. Dann haben wir die von diesen noch weiter verschiedenen Bantusprachen, welche das übrige südäquatoriale Afrika ganz erfüllen und besonders im Herzen des Erdteiles noch weit über den Äquator nordwärts reichen. Diese Bantusprachen sind nach der Ansicht vieler die echten und ursprünglichen Afrikanersprachen. Die Mehrzahl der Neger

des nordäquatorialen Afrika von der Westküste bis zum Nil, also vor allen die Sudanneger, spricht aber Sprachen eines weitern Stammes, welche Lepsius als Mischnegersprachen bezeichnet hat. Und endlich teilen sich in das nördlichste und östlichste Afrika die hamitischen Sprachen der altägyptischen, libyschen und kuschitischen Stämme, welche wahrscheinlich aus Asien eingewandert sind, und die semitischen Sprachen der Abessinier und Araber.

Alte Verbindungen dieser von den Sprachforschern jetzt meist noch sehr scharf auseinander gehaltenen Sprachen aufzusuchen, wird eine der Hauptaufgaben der afrikanischen Völkerkunde sein. Wenig ist in dieser Richtung bis heute geschehen. Jedoch erwähnen wir Lepsius' anregenden Versuch, das Hottentottische zu den hamitischen Sprachen zu stellen und es mit diesen als aus Asien nach Afrika eingedrungen zu kennzeichnen, während die Bantusprachen von den ursprünglichen Sprachen der afrikanischen Aboriginer hergeleitet, die Sudan- oder Mischnegersprachen aber aus hamitischen und Bantuelementen gemischt betrachtet werden. Die alte Verbindung des nord- und südafrikanischen Hamitischen soll durch Wiedervordringen der erst von den Einwanderern zurückgedrängten Bantustämme gelöst und dadurch gleichzeitig die Mischsprache der nordäquatorialen Neger entstanden sein. Wie auch die Sprachforscher zu dieser Hypothese sich stellen mögen, welche ein bisher urwaldartiges Dickicht wie mit Einem Schlage in eine höchst übersichtliche, klare Landschaft verwandelt, man muß zugeben, daß die auffallend zonenförmige Anordnung dieser vier Hauptstämme afrikanischer Sprachen derselben eine geographische Berechtigung zuspricht, wobei freilich unbenommen bleibt, über das Autochthonentum der Bantu mehr oder weniger entschieden zu denken. Die Linguistik allein ist ja nie im stande, derartige Fragen vollständig zu Ende zu beantworten. Lepsius selbst hat dies mit wünschenswertester Deutlichkeit in der Einleitung zu seiner „Nubischen Grammatik" betont. „Die Sprachen", sagt er dort, „lassen sich von den Völkern, welche sie sprechen, freilich nicht trennen; doch muß man von vornherein festhalten, daß sich Völker und Sprachen nach ihrer Abstammung und Zusammengehörigkeit keineswegs und nirgends decken, wie noch immer in viel zu hohem Grade vorausgesetzt zu werden pflegt." In der That, nur eine jüngere, mehr an der Oberfläche liegende Phase der Geschichte der afrikanischen Völker kann die Sprachforschung uns klarlegen helfen, denn die rasche Verbreitung und die Veränderlichkeit der Sprachen gestatten nicht, weit in die Tiefe vorzudringen.

Unveränderlicher als die Sprachen sind die körperlichen Merkmale, auf die wir daher noch einen raschen Blick werfen wollen.

Was wir hier zuerst sehen, ist von fundamentaler Bedeutung. Keine von den heute in Afrika lebenden Rassen des Menschengeschlechtes gehört diesem Erdteile allein an. Völker mit allen Merkmalen des Negers kommen auf dem Festlande und den Inseln des südlichen Asien, in Australien und auf den westlichen Inseln Polynesiens (im sogenannten Melanesien) vor. Wer ein Zeugnis für ihre vollkommene Übereinstimmung wünscht, den verweisen wir auf die Rassentypen aus diesen verschiedenen Gebieten, welche wir im folgenden in getreuer Abbildung vorführen werden. Angesichts ihrer empfindet man die volle Berechtigung der Behauptung eines so vertrauenswerten Beobachters wie Finsch, daß es unmöglich sei, zwischen gewissen melanesischen und afrikanischen Negern irgend einen Unterschied zu finden.

Die gewöhnlich der kaukasischen oder mittelländischen Rasse zugezählten Nordafrikaner finden sich in Westasien und Südeuropa wieder. Die Herstammung der Ägypter aus Asien wird von ernsten Forschern behauptet, für die der Araber und Abessinier liegen geschichtliche Zeugnisse vor, und gewisse vorgeschichtliche Denkmäler in den Atlasländern scheinen auf alte Völkerbeziehungen zwischen Nordafrika und Europa hinzudeuten. Auch

in der Körperbildung der Berber wollen die Anthropologen den „ligurischen" Typus Südeuropas wiederfinden, wozu dann noch die versprengten Blonden des Atlas kommen. Man wird daraus schließen dürfen, daß die Ursprünge der afrikanischen Bevölkerungen nicht ohne Berücksichtigung der benachbarten Erdteile erwogen werden können, und man wird die naheliegende Frage: Hat Afrika unter seinen Bevölkerungen Autochthonen? mit etwas geringerer Sicherheit beantworten, wenn man ebendiese Thatsachen der über Afrikas Grenzen hinausreichenden Völkerverwandtschaften gewürdigt haben wird.

Die Beantwortung der Frage hängt davon ab, ob wir die Neger Afrikas als ein Ganzes fassen, als welches wir sie den Negern Asiens und Australiens anschließen müssen, oder ob wir die kleinen, gelben Südafrikaner und ihre vielleicht durch Zentralafrika zerstreuten Verwandten, jene vielberufenen Zwergvölker, als eine besondere Rasse aussondern. In diesen, welche mit ihren freilich geringen unterscheidenden Merkmalen weder unter südasiatischen noch australisch-polynesischen Negern ihresgleichen haben, würden die Autochthonen zu erkennen sein. Aber wir werden finden, daß eine scharfe Trennung derselben von den übrigen Negern sich nicht rechtfertigt. Für die uns beschäftigende Frage ist es daher wichtig, hervorzuheben, daß, da die Unterschiede beider nicht von tiefgehender Art sind, kein Grund vorliegt, um die eine Negerspielart als diesem Lande eigentümlich, die andre als in dasselbe eingewandert zu kennzeichnen. Können wir aber vielleicht, wenn in der That Autochthonen nicht nachzuweisen sind, Spuren ihrer Gegenwart, die durch Mischung mit Eingewanderten sich erhielten, in einzelnen Stämmen auffinden? Und bieten sich nicht die Buschmänner und andre „Zwerge" als die günstigsten Objekte einer solchen Untersuchung? Die Einzelbetrachtung dieser Völker wird uns zeigen, daß das, was sie von den Negern scheidet, keineswegs von durchschlagender Bedeutung ist. Es ist wesentlich nur ihre durchschnittlich geringere Größe und ihre hellere Farbe. Alle andern Merkmale gehören dem Negertypus an, in welchem ja übrigens helle Färbungen ebenfalls vorkommen. Da über ihre Sprachen nichts zweifellos Sicheres gesagt werden kann und ihre Sitten, Geräte 2c. nichts durchaus Eigentümliches bieten, so ist eine Berechtigung, diese Völker den Negern unbedingt entgegenzusetzen, nicht zu erkennen.

*

Wenn nun die Anthropologie keinen Anhalt bietet zur Beantwortung der Frage nach dem Ursprunge der Neger, was sagt die Geographie? Einer großen anthropogeographischen Betrachtung erscheint Afrika als Halbinsel von Asien, auf welcher manche in Rückständigkeit eigenartige Arten und Formen der Schöpfung sich erhalten haben. Die wenn auch nur unerheblich wirksame Abschließung gegen Norden durch die Wüste, welche so lange währen mußte, als nicht anderswoher bessere Schiffer, als noch heute die Afrikaner sind, an Afrikas Küsten stießen, mußte seine Bevölkerung bis zu diesem verhältnismäßig jungen Zeitpunkte hauptsächlich über den Umweg Arabiens mit den Asiaten in Berührung kommen lassen, die in dem weit nach Norden und Osten sich ausdehnenden geräumigern und mannigfaltigern Erdteile unter ganz andern äußern Bedingungen sich entwickelten. Wenn auch Asien selbst und Australien nebst Polynesien nur noch geringe Reste einer der afrikanischen sehr ähnlichen Bevölkerung aufweisen, so spricht dies nicht stark gegen die asiatische Abstammung. Die von Norden vordringenden Menschen gelber und weißer Hautfarbe konnten die Neger Asiens und Australiens in die letzten Winkel zurückdrängen, während sie in Afrika, gegen Norden geschützt, noch in großer Breite, ja fast den ganzen Kontinent einnehmend, sich erhalten konnten. Es hindert das nicht, daß sie an dem einen Orte dennoch früher ausgebreiteter sein konnten als heute. Im Gegenteile ist die zerstreute Verteilung der negerartigen Völker östlich von Afrika ein

fast sicherer Beweis ihrer einst viel weitern Ausbreitung. Da nun durch geschichtliche Nachrichten gezeigt wird, daß öfters von Asien Völkerwellen nach Afrika hinüberschlugen, darunter so gewaltige wie die arabische, während das Gegenteil beglaubigt nicht stattgefunden hat, so scheint die Analogie auch für eine östliche Einwanderung der Neger zu sprechen. Setzen wir nun den Fall, daß eine solche Einwanderung Bewohner vorfand, wird nicht das Schicksal der einheimischen Bevölkerung eines solchen peninsularen Erdteiles im wesentlichen das gewesen sein, daß Einwanderer aus dem nächstgrößern Schwestererdteile Asien sich nach seinen Küsten begaben, durch ihre geringe Zahl sich gezwungen sahen, in den Ureinwohnern, auch wenn sie dieselben beherrschten, aufzugehen, und daß dadurch Mischrassen entstanden, welche um ein wenig die Einheimischen überragten, daß dieser Prozeß sich öfter wiederholte und Völkerwelle auf Völkerwelle von Osten her ins Innere des Erdteiles vorquoll, bis fast die gesamte Bevölkerung vereinheitlicht war? Sollten diese wiederholten Wanderungen vielleicht unwahrscheinlich sein, so erinnere man sich, daß allein von semitischen Invasionen die Geschichte viermal berichtet, nämlich in Ägypten (die Hyksos), in Abessinien und im weitern Nord- und Ostafrika (Araber).



Ein Nubier (nach Photographie).

Unter Annahme dieser Hypothese nun würden wir in Nubiern und Galla das eine Extrem einer Stufenleiter von Mischungen erkennen, von der die Buschmänner das andre Ende darstellten. Die letztern würden einer tiefern Stufe von Mischung entsprechen, in welcher stärkere Elemente der frühern Bewohner, wenn auch sehr verändert, sich noch vorfinden, während jene als der asiatischste, von altafrikanischen Elementen freieste Typus erschienen (vgl. obenstehende Abbildung). Die Thatsache, daß die am reinsten negerhaften Stämme dem Süden und Westen des Erdteiles angehören, während die des Nordens und Ostens unzweifelhafte Bezüge zu Asien erkennen lassen, gibt unsrer Auffassung noch eine weitere Stütze, denn die letztern lagen der Quelle beständiger Veränderungen durch Zumischung näher (vgl. die beiden Abbildungen, S. 28 und 29). Freilich dürfen unter diesen Voraussetzungen die Urafrikaner von den Einwanderern körperlich nicht sehr tief verschieden gewesen sein, da sonst stärkere Unterschiede zwischen afrikanischen und asiatisch-australischen

Negern obwalten müßten. Was aber die allmähliche „Aussüßung“ eines Volkes anbelangt, die wir voraussetzen, so möge auch folgendes zur Erwägung gestellt sein. Die Einwanderer haben Ackerbau und Viehzucht gebracht, ihre Vorgänger aber waren wahrscheinlich bloß Jäger, wie die Buschmänner, welche also nur in geringer Zahl vorhanden sein konnten, weil ein Jagdvolk immer viel weitern Raum erheischt als ein viehzucht- oder gar ackerbautreibendes. Wenn nun ein dünn bevölkerter Kontinent von einer bestimmten Rasse oder sogar (hauptsächlich) von Einem Volke kolonisiert wird, dem die Möglichkeit rascherer Vermehrung gegeben ist, muß dort nicht bald ein einheitlicher geartetes Volk aufwachsen, das gerade hieraus ein Element von Kraft, von Überlegenheit über die alten stabilern Urbewohner gewinnen wird?


Ein Somal (nach Photographie). Vgl. Text, S. 27.

Während die Sprachkunde unsrer Auffassung einer asiatischen Herstammung der Neger weder Stütze bietet, noch auch Widerspruch gegen dieselbe erhebt, führt ein allgemeiner **Überblick der Entwickelung des Kulturbesitzes der Neger** auf einen Punkt, wo diese Annahme sich durch gewichtige Gründe gestützt sieht. Manche wichtige Haustiere und Kulturpflanzen Afrikas sind, wie wir gesehen haben, von entschieden asiatischem Ursprunge, und von andern ist dieser Ursprung mindestens wahrscheinlich. Im sonstigen Kulturbesitze der Neger ist die große Ähnlichkeit mit demjenigen der asiatisch-australischen Neger auffallend. Keule, Speer, Bogen und Pfeil sind beiden gemeinsame Waffen, beide üben die Künste der Holzschnitzerei und Töpferei. Gewisse Geräte, wie z. B. die Trommeln mit darübergespannten und durch Schnüre verbundenen Trommelfellen, sind sogar noch in Hawaii den afrikanischen Formen zum Verwechseln ähnlich. Sollte aber vielleicht die große Thatsache, daß die Afrikaner Eisen besitzen, als ein Widerspruch erscheinen, so läßt die neuere Forschung eine früher über ganz Afrika verbreitete Steinzeit immer deutlicher hervortreten, d. h. den Zustand, in welchem die Mehrzahl der asiatisch-australischen

Neger zur Zeit der ersten Berührung mit den Europäern sich befand. Und dabei ist die Art der Eisenbereitung bei den Afrikanern eine durchaus einförmige, wenn sie auch zu bedeutender Geschicklichkeit hierin fortgeschritten sind. Dies deutet auf Ursprung aus Einer Quelle. Wenn man nun sieht, wie auch mit dieser Bereicherung des Kulturschatzes wieder die am



Bergdamara (nach Photographie im Besitze des Herrn Fabri in Barmen). Vgl. Text, S. 27.

weitesten vom Norden und Osten entfernten Stämme am wenigsten vertraut sind, nämlich die Buschmänner (und vielleicht ursprünglich auch ein Teil der Hottentotten), so legt sich der Gedanke nahe, daß gleich so mancher andern Kenntnis auch die des Eisens aus Ägypten und Westasien ihren Weg nach dem Reste des Erdteiles gefunden habe, wie denn überhaupt die Überlegenheit der Afrikaner in manchen Künsten auf die jahrtausendelange Berührung mit der Kultur Ägyptens und Westasiens zu einem guten Teile zurückzuführen sein möchte. Selbst in Einzelheiten der Formen von Werkzeugen, Musikinstrumenten und anderm wiederholen sich echt ägyptische Urbilder bei den südlichsten Stämmen des Erdteiles, wie wir z. B. bei den Ovambo (von Monbuttu und andern zu geschweigen) finden werden.

Auch die Vorstellungskreise der afrikanischen Neger berühren sich oft innig mit denen der australisch-asiatischen. Bleek hat auf eine Anzahl von Übereinstimmungen zwischen den Sternsagen der Buschmänner und Südostaustralier aufmerksam gemacht. Die auffallendste ist sicherlich, daß diese Völker, welche allgemein als die in der Kultur am weitesten zurückstehenden angesehen werden, beide einen erstaunlichen Reichtum an Sagen und Dichtungen über eine ganze Reihe von Himmelskörpern besitzen. Außerdem sind aber auch deutliche Anklänge in diesen Sagen selbst vorhanden. Die Australier führen die Sonne auf ein von frühern Menschen in den Himmelsraum geworfenes Emu-Ei, die Buschmänner auf einen gleichfalls von frühern Menschen in den Himmel geworfenen Mann zurück. Letztere lassen auch den Mond aus einer von diesen frühern Menschen in den Himmel geworfenen rotbestaubten Sohle entstehen. Die Milchstraße entstand nach der Sage der Eingebornen von Victoria aus dem Rauche des Feuers jener Menschen, nach derjenigen der Buschmänner aus Asche, die dieselben in den Himmel warfen. Jene nennen den Jupiter „Fuß des Tages", diese „Herz des Tages". Beide setzen einen hellen Stern, jene den Arcturus, diese den Kanopus, in Beziehung zu wilder Nahrung, z. B. Ameiseneiern, die er sie finden lehrt. In den Magellanischen Wolken sehen jene ein Paar Vögel, diese ein Paar Steinböcke. Die Übereinstimmung merkwürdiger Sterblichkeitssagen zwischen Südafrikanern und Fidschianern hat Peschel hervorgehoben. Die Fidschianer lassen zwei Götter, Mond und Ratte, sich streiten, ob die Menschen sterblich sein sollten wie der Mond, d. h. sterbend und wiederkehrend, oder wie die Ratten, d. h. einfach sterbend, nicht wiederkehrend. Da die Ratte siegte, sind nun die Menschen sterblich. Bei den Hottentotten läßt der Mond durch seinen Boten, den Hasen, den Menschen sagen, daß sie gleich ihm vergehen und wiederkehren sollten. Der Hase richtet die Botschaft in dem entgegengesetzten Sinne aus, wofür der Mond ihn mit einem Stabe wirft, der ihm die Oberlippe schlitzt. Mit einigen Variationen kommt die Sage auch bei andern Südafrikanern vor. Die Basuto lassen z. B. die Eidechse die rechte Botschaft bringen, während das Chamäleon mit der falschen sie überholt und bei den Menschen, früher ankommend, Glauben findet. Unmöglich sind alle diese Ähnlichkeiten nur als Zufälligkeiten zu erklären.

Doch ist freilich die Möglichkeit immer im Auge zu behalten, daß sie aus gleicher Quelle stammen, die vielleicht von beiden gleichweit entfernt ist, gleich wenig mit beiden ursprünglich zu thun hat. Wir möchten hieran besonders angesichts der zahlreichen den europäischen oft ähnlichen Fabeln und Märchen der Neger und besonders der gelben Südafrikaner erinnern, jener Geschichten, von denen Livingstone in der schönen Selbstschilderung, die das Buch über seine ersten Missionsreisen einleitet, sagt: „Ich erinnere mich, als Knabe meinem Großvater mit Entzücken zugehört zu haben, denn sein Gedächtnis barg einen unerschöpflichen Vorrat von Geschichten, deren manche wunderbar denen glichen, die ich seitdem bei afrikanischen Wachtfeuern vernommen". Bei dem trümmerhaften Zustande, in dem z. B. der Hephästosmythus und die polynesische Sage vom Maui hier als Erzählung von einem einbeinigen Manne wiederkehrt, der unter der Erde lebt, läßt uns diese ursprünglich gemeinsame Quelle gleichsam nur aus der Ferne ihr Rieseln hören; aber wir können nicht zweifeln, daß sie einst kräftiger floß. Es bleibt weiterer Erforschung vorbehalten, ob nicht ähnlich auch fremde Elemente in dem so hoch entwickelten Rechtsleben der Neger nachzuweisen sein möchten. Denn die Erfahrung, daß, um mit Peschel zu reden, die Neger in hohem Grade die Gabe und Neigung besitzen, sich fremde Gesittungsschätze anzueignen, während sie arm an eignen Erfindungen sind, dürfte nicht auf das Gebiet der materiellen Kultur zu beschränken sein, sondern die ideelle Kultur ebenso betreffen.

Mit dieser innern Trägheit afrikanischen Wesens hängt es aufs engste zusammen, wenn Kulturen von weltgeschichtlicher Bedeutung in Afrika dauerhafte Stätten nur im Norden gefunden haben. Daneben sind vereinzelte Ableger im Osten erwachsen. Was in diesem Erdteile, von den neuern und neuesten Kolonien der seefahrenden Europäer abgesehen, von Kultur dieser fortwirkenden, fruchtbaren Art zu irgend einer Zeit sich entwickelt hat, steht alles entweder im Zusammenhange mit dem für drei Erdteile zum Ausstrahlungspunkte gewordenen mittelmeerischen Kulturzentrum und ist, wenn nicht alles trügt, von den Ost- und Nordufern dieses weltgeschichtlich so bedeutungsvollen Meerbusens oder teilweise vielleicht selbst aus dem Innern Asiens heraus nach Afrika übertragen worden, oder aber es ist über den Indischen Ozean aus Südasien nach Afrika gebracht worden; dies aber wohl immer nur in geringem Maße. Es ist damit nicht geleugnet, daß es eine afrikanische Kultur jemals gegeben habe. Wenn auch die Keime von außen gekommen sind, haben doch Boden, Klima und andre äußere Bedingungen und vor allem das einmal vorhandene Menschenmaterial ihrer Entwickelung bestimmte Richtungen gegeben und ihren Früchten einen eigentümlich afrikanischen Stempel aufgeprägt. Von keiner gilt dies mehr als der ägyptischen, der ältesten, merkwürdigsten und folgenreichsten von allen. Die Einwanderung ihrer ältesten Träger aus Asien wird heute von den Ägyptologen fast durchaus angenommen. Uns genügt diese Annahme; eine bestimmtere Frage nach dem Woher? aufzuwerfen, kann unsre Sache hier nicht sein. Dagegen werden wir nach dem Wohin? dieser Kultur, d. h. nach den Richtungen, in denen sie ihre Strahlen warf, im Verfolge unsrer Darstellung noch oft zu forschen und bei so mancher ethnographischen Thatsache aus dem innersten Afrika die Blicke des Lesers nach der uralten Kulturstätte im Nilthale zurückzulenken haben. Sie selber blieb, im Norden vom Meere und auf beiden Flanken von Wüsten begrenzt, auf das Nilthal und seine nächsten Umgebungen beschränkt, so daß nur im Süden eine Ausbreitung möglich war, welche sie aber wohl nicht einmal bis auf das abessinische Hochland führte, wo die Wiege des Blauen Nil steht. Als diese derart abgeschlossene Kultur längst ihren Höhepunkt erreicht, ja vielleicht ihn überschritten hatte, nahm wiederum, von Westasien kommend, die arabische ihren Lauf von Norden und Osten nach dem Herzen des Erdteiles zu, dem sie längst schon nahegekommen war, als die europäischen Entdecker erst begannen, den Fußstapfen der arabischen Händler, Pioniere der Kultur im guten und schlimmen Sinne, zu folgen. Aber sie führte zur Begründung eigner Kulturzentren in dauernden Staatsgebilden, großen Städten, zahlreichen thätigen Völkern nur im Sudan, dem natürlichen Übergangsgebiete zwischen Nord- und Mittelafrika. An der Ostküste ist Ähnliches nur im kleinsten Maßstabe gelungen. Starke Regierungen sind nicht Sache der Afrikaner, und es steht daher in geradem Verhältnisse zur Schwäche dieser Regierungen ihre völkerbildende Macht. In Bornu, wo infolge eines ausgleichenden und zentralisierenden Regierungssystemes mehrere Stämme im Laufe der Zeit fast ganz vernichtet worden sind, überschreitet die Zahl der innerhalb der Reichsgrenzen noch geredeten Sprachen nach Barth fünfzehn. Die Europäer aber, die schon zur Zeit der Griechen des 8. Jahrhunderts Pflanzstätten an der Nordküste des Erdteiles begründeten und durch die Herrschaft Roms Fuß faßten in ganz Nordafrika von Numidien bis Ägypten, sind, mit Ausnahme der südafrikanischen Kolonie, im übrigen Afrika vorwiegend am Rande geblieben und haben bis auf die jüngste Zeit einen viel geringern Einfluß als die Araber und die Ägypter auf die Kultur Afrikas geübt.

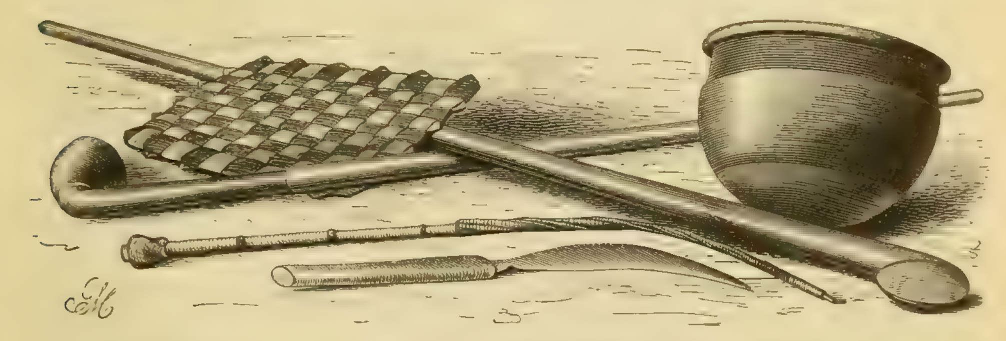
Wie es im allgemeinen zu den Merkmalen des Negercharakters gehört, ohne Anstoß von außen wesentlich seiner Trägheit überlassen zu bleiben und wenig aus sich selber zu thun, so haben überhaupt die äußern Einflüsse nicht tief ins Innere ihre Wirkung erstreckt. Der

indischen Einflüsse, die an der Ostküste hervortreten, sei hier nur vorübergehend gedacht. Das eigentliche Negertum hat von all dem, was ihm hier geboten ward, wenig aufgenommen. Man kann sagen, daß andre Naturvölker, wie z. B. die Malayen, mehr durch ihre Nachbarn gewonnen haben. Um so auffallender aber ist es, daß, wenn man von den von außen her verpflanzten Kulturen der randweise eingedrungenen Völker, seien sie hamitischen oder semitischen, malayischen oder arabischen Blutes, absieht, die auffallende Thatsache zu konstatieren ist, daß nach dem Innern zu die Höhe der Kultur, soweit sie sich eben am Reichtume und der Mannigfaltigkeit des Kulturbesitzes, der Stetigkeit der Verhältnisse, dem Wohlstande und der dichten Bevölkerung mißt, im allgemeinen größer ist als in den mehr peripherischen Landschaften. So hohe Entwickelungen, wie sie bei den Monbuttu, Njam-Njam, Waganda, dann bei einer ganzen Anzahl von Stämmen im mittlern und südlichen Kongogebiete nachgewiesen sind, finden wir, jene ebengenannten Ausnahmen abgerechnet, nirgends in den Küstengebieten. Sie gehören recht eigentlich dem Herzen des Erdteiles an. Wo mag die Ursache hiervon zu suchen sein, nachdem doch nachweisbar so manche Bereicherungen der Kultur dieser Völker ihren Weg von der Küste her ins Innere gefunden haben? Ohne Zweifel liegt eine große Ursache im Sklavenhandel, der überall, wohin er drang, die Länder entvölkerte und verwüstete, Völker gegeneinander hetzte, die Bande der Staaten und Familien lockerte, vielen Elend und nur einigen Genüsse ohne bildende Kraft brachte. Die massenhafte Branntweineinfuhr mag an der Westküste das Niveau der einheimischen Kultur erniedrigt haben, und die Kämpfe um den Vorrang im Handel mit den Weißen konnten den peripherisch wohnenden Stämmen ebensowenig zu gute kommen. Allein auch abgesehen von aller bewußten Gewaltthat und Korruption, wirken auf die materielle Kultur dieser Völker selbst die friedlichen Handelsbeziehungen zersetzend. Über diesen Prozeß, welchen man nicht erwarten würde, hat uns Schweinfurth in einigen interessanten Bemerkungen seines „Im Herzen Afrikas" belehrt. Er sagt dort, daß an den autochthonen Künsten der Afrikaner man sehe, wie der Verkehr mit der Außenwelt, statt zu befruchten und zu beleben, überall nur zerstörend gewirkt habe, und wie einzelne Völker mit ihrem Fortschritte auf der Bahn der äußern Gesittung von der europäischen Industrie nur um so abhängiger wurden in allen Bedürfnissen eines verfeinerten Lebens. „Die Wohlfeilheit der dargebotenen Artikel auf der einen und die guten Preise, die für Naturprodukte gezahlt werden, auf der andern Seite erklären dies zur Genüge. Warum sollte sich ein Negerschmied die Mühe machen, ein Messer anzufertigen, wenn ihm Dutzende gegen einen einzigen Kautschukklumpen, den er spielend im Walde gesammelt, geboten werden? Die einen großen Teil der Nordhälfte Afrikas bewohnenden mohammedanischen Völker liefern dafür einen noch schlagendern Beweis, indem sie von Jahr zu Jahr weniger produktiv werden. Den gleichen Einfluß, wie die europäische Welt auf diese, haben sie selbst wieder auf die Völker, welche, seit sie dem Islam verfallen, in der Kultur allmählich zurückschreiten, und bei welchen die letzten Spuren eines einheimischen Gewerbfleißes in kurzer Zeit zu verschwinden drohen."

Was folgt hieraus für die Beurteilung der eigentümlichen Kultur der Afrikaner, als daß ihre geistigen Elemente und Wurzeln allzu schwach und vergänglich sind? Die Hinfälligkeit der Kulturblüten ist ein allgemeines Merkmal der Naturvölker, das hier in Afrika nur darum so deutlich hervortritt, weil die Blüte selbst größer und prächtiger als anderwärts ist. Indessen genügt ein Blick auf die Einförmigkeit der wichtigsten Zweige afrikanischer Technik, wie z. B. der Eisenbereitung oder der Holzschnitzerei, um zu erkennen, wie verheißungslos diese Entwickelungen im wahren Grunde sind (vgl. die Abbildungen auf S. 33, 34 und 35). In der That möchten wir uns trotz großer Abstände nicht jenen anschließen, welche mit einem gewissen ahnungsvollen Staunen von höchst

unerwarteten Kulturunterschieden innerhalb des innerafrikanischen Völkerkreises sprechen. Wir halten selbst Schweinfurths Qualifikation der Monbuttu als eines Volkes, dessen Kultur weit über das hervorrage, was man sonst in Zentralafrika findet, für leicht geeignet, Mißverständnisse wachzurufen. Die Wahrheit ist, daß im Rahmen der Kulturarmut und der im ganzen niedrigen Entwickelungen, welche Innerafrika bietet, eine ganze Reihe von begünstigtern Entfaltungen hervortritt, die freilich, so glänzend sie sich auch von ihrer Umgebung abheben, im Vergleiche zu den uns viel näher stehenden Erscheinungen des ägyptisch-arabischen Kulturkreises noch der Barbarei angehören.

Solche Behauptungen wollen substantiiert sein, sollen sie nicht zu irrtümlichen Auffassungen führen, und es wird auch aus praktischen Gründen, nämlich im Zusammenhange mit der Frage der Entwickelungsfähigkeit der Afrikaner und den möglichen Anknüpfungspunkten für höhere Kultur, nicht ohne Interesse sein, im Verlaufe unsrer Betrachtungen



Verschiedene Geräte der Waganda (aus R. W. Felkins Sammlung). Vgl. Text, S. 32.

genauer die Punkte ins Auge zu fassen, wo dieselbe über das innerafrikanische Maß merklich hinausragt. Man thut diesen „autochthonen Kulturen" der Monbuttu, Waganda, Wanyoro rc. kaum unrecht, wenn man ihre Überlegenheit über das, was andre Naturvölker in dieser Hinsicht bieten, vorzüglich in Dingen des materiellen Kulturbesitzes sucht, während sie in den geistigen Grundlagen der Kultur nicht wesentlich über dieselben hinausragen. Sie wahren damit nur das innerste Wesen der afrikanischen Kultur, denn gerade diese verhältnismäßig hohe Entwickelung der materiellen Seite der Kultur mit ihrem Gegensatze zum Zurückbleiben der geistigen gibt Afrika, als Ganzes betrachtet, einen besondern Kulturcharakter. Es liegt etwas Schweres, Niederziehendes, Stabilisierendes in diesem Betriebe des Ackerbaues und der Viehzucht bei meist so geringer Entwickelung der staatlichen und religiösen Einrichtungen. Man gewinnt den Eindruck von reger Sorge für die ersten Elemente des Lebens und zugleich von völliger Vernachlässigung höherer Lebensäußerungen. Daher auch die so erstaunliche Gleichmäßigkeit, mit der diese materielle Kultur und vor allem der Ackerbau über den größten Teil von Afrika verbreitet ist. Diese Thatsache trägt zunächst einen binnenländischen Charakter, indem sie mit der Schwerbeweglichkeit des Landgebannten eng zusammenhängt. Aber sie wurzelt weiterhin tief in der Anlage der Neger, welche ihre Hauptstärke nicht auf der geistigen, sondern auf der körperlichen Seite, nicht im Aufschwunge, sondern im Beharren findet. Der Neger ist fleißiger, als man gewöhnlich glaubt, und vor allem körperlich ausdauernd; er ist auch nicht so tierisch dumm, wie er lange von interessierter Seite dargestellt wurde, aber er erhebt sich seltener als z. B. der Altamerikaner zu beherrschenden geistigen Höhen. Er hat keine durchgebildete Mythologie, wie die polynesische, keine Schrift, nichts Monumentales, nichts entfernt an hohe Kunst Anklingendes geschaffen.

Aber gerade in diesem Vorwalten des Materiellen ist dann wieder der Grund einer Thatsache zu suchen, welche bei ungestörter Entwickelung diese Völker in Jahrtausenden der wahren Kultur hätte näher führen müssen. Dieselbe tritt nämlich nirgends deutlicher hervor als in der weiten Verbreitung eines über mancherlei Gegenstände sich erstreckenden und mit Eifer betriebenen Ackerbaues, der seinerseits die Möglichkeit einer dichten Bevölkerung bietet, wie sie in den Gebieten eigentlicher Naturvölker selten ist. Die dem Acker-



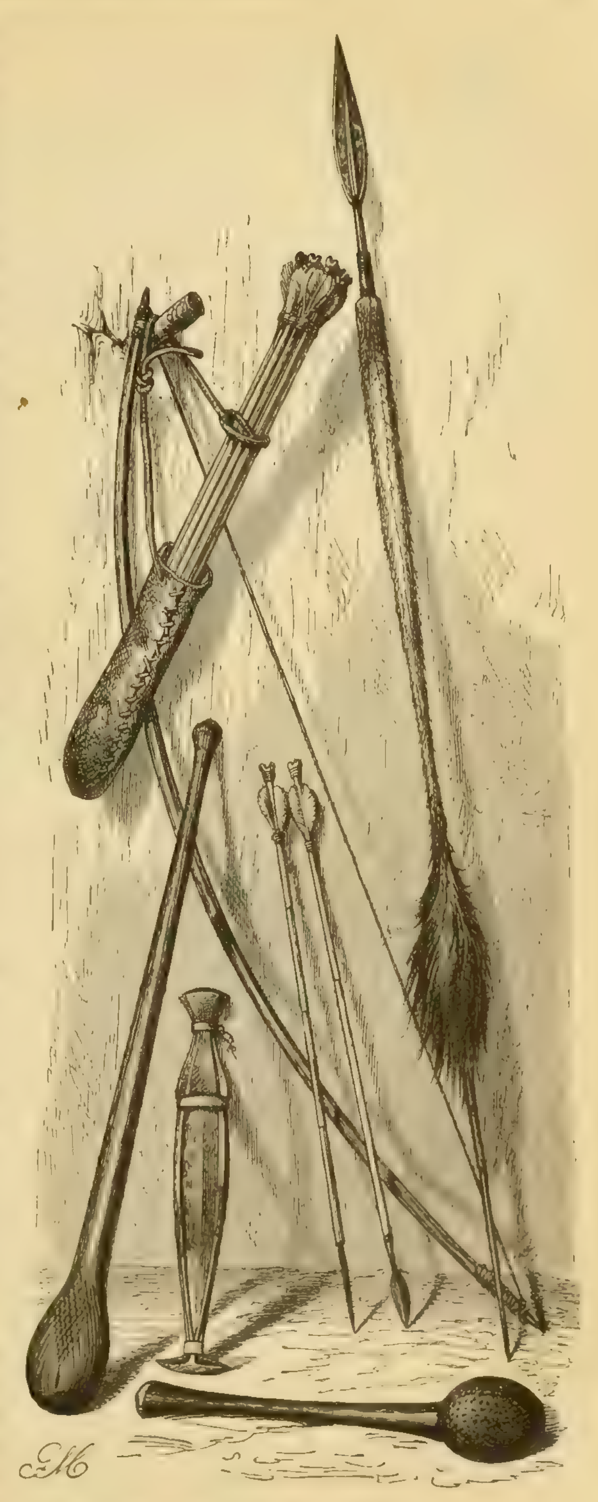
Holzgefäße der Zulukaffern (Museum des Berliner Missionshauses). Vgl. Text, S. 32.

baue weniger ergebenen Amerikaner sind, ausgenommen in Peru und Mexiko, viel dünner gesäet gewesen, und die Viehzucht war in der Neuen Welt vor der Entdeckung durch die Europäer ohne jede Bedeutung. Daß dabei dennoch Mexiko und Peru hoch über Monomotapa oder Uganda standen, beweist eben die größere Kulturfähigkeit der Amerikaner. Man denke sich diese Halbkulturen bei zehnmal so großen Völkermassen! Wenn schon heute die Bevölkerung von ganz Amerika nicht auf die Hälfte derjenigen Afrikas geschätzt wird, so dürfte sie vor dem Eintritte der so unglaublich rasch sich vermehrenden Europäer vielleicht noch nicht den zehnten Teil betragen haben. Und von den 200 Millionen, zu welchen man heute die Bevölkerung Afrikas annimmt, kommt nur ein kleiner Teil auf die europäischen Kolonien und die sonstigen zivilisierten Länder des Erdteiles, der weitaus größere Teil wird mit gutem Grunde den Negern zugeteilt.

Diese verhältnismäßig große Menschenmenge ist es denn auch hauptsächlich, welche den Afrikanern, im scharfen Gegensatze zu ihrer Passivität, zu einer folgenreichen Einwirkung auf die fernsten Länder des Westens verholfen hat. Sie vermochte nämlich mit

Hilfe des Sklavenhandels eine Menschenausfuhr zu nähren, die seit Jahrtausenden die Nachbarländer mit Afrikanern überschwemmt und dadurch deren Bevölkerung in manchen Fällen gründlich verändert hat. Es ist dies vor allem in Amerika geschehen, wo in einigen wichtigen Gebieten, wie Jamaika, Kuba, Südkarolina, heute die Abkömmlinge dieser zwangsweise eingewanderten Neger die Summe aller andern Elemente der Bevölkerung überwiegen, und wo man ihre Gesamtzahl mit den nachweisbaren Mischlingen auf mindestens 20 Millionen schätzen kann. Zwar verharrten sie in der Regel auch hier in niedrigern Lebensstellungen und verleugneten damit nicht den passiven Grundzug ihres geschichtlichen Charakters. Allein alle Erziehungsfähigkeit, die in ihnen schlummert, wird nach und nach durch die Forderungen der Umstände, unter denen sie leben, in Resultaten bethätigt, welche unser Urteil über die Befähigung und die geschichtliche Rolle dieser Rasse in einer vielleicht nicht sehr fernen Zeit erheblich zu ändern bestimmt sind.

Und diese Schätzung dürfte auch auf Afrika selbst zurückwirken, um den für alle Naturvölker so gefährlichen Übergang von ihrem barbarischen Zustande zur Kultur wesentlich zu erleichtern. Der religiösen Anlage der Neger dürfte dabei insofern eine besondere Rolle zugewiesen sein, als sie sich vor andern Völkern aufnahmefähig gegenüber den Lehren der beiden großen monotheistischen Religionen, des Christentumes und des Islam, gezeigt haben. Besonders der Islam hat in den letzten Jahrzehnten von Norden und Osten her große Eroberungen in Innerafrika gemacht. Aber auch die materielle Kultur der Weißen wird hier so zerstörend wie in Nordamerika oder Polynesien



Waffen der Ovaherero (Museum für Völkerkunde, Berlin). Vgl. Text, S. 32.

nicht auftreten können, denn sie findet ein in Ackerbau und Handelsbetrieb und teilweise auch im Gewerbe fortgeschrittenes Volk vor, das an seiner altererbten Leistungsfähigkeit in diesen Dingen einen Rückhalt besitzt, welcher ein einfaches Weggeschwemmtwerden durch die Wogen der Kultur, ein fast epidemisches Hinsterben nicht gestatten wird. Und so dürfte diesen durch Jahrtausende von den Kulturströmungen nur berührten, nicht durchdrungenen Völkern des dunkeln Erdteiles eine geschichtliche Zukunft vorbehalten sein, die nicht nur größer als ihre Vergangenheit, sondern auch als die Erwartungen und Voraussichten sich erweisen wird, welche die Schriftgelehrten der Weißen sich selbstgefällig zurechtlegten. Denn den in der Kultur gealterten Völkern steht die Masse der Afrikaner als ein Volk starker Muskeln und naiv-kräftiger Empfindung gegenüber, dessen junges Blut vielleicht an mehr als einer Stelle berufen sein wird, die schlaffen Adern der gealterten Kulturträger zu stärkerm Pulsieren zu bringen.

I. Südafrikaner.

1. Landschaft und Naturerzeugnisse Südafrikas.

„Ein menschenarmes Steppenland, im einsamsten Teile des Weltmeeres nach dem öden Süden hinausragend."

Inhalt: Landschaftlicher Charakter Südafrikas. – Fließende Gewässer. — Klima. – Pflanzenwelt. – Tierwelt.

Indem wir Südafrika auffassen als den südlich von der Cunene- und Zambesimündung gelegenen Teil des Kontinentes, erkennen wir ein Land von vorwaltender Hochebenengestalt, welches mit dem Meere sich nur durch schmale Küstensäume verschwistert, in die es an manchen Stellen mit schwer zugänglicher Steilheit abfällt. Die mittlere Höhe dieser Hochebene kann zu 800 — 1200 m geschätzt werden. Im Süden und Osten sind derselben Gebirge aufgesetzt, die als lang hingezogene Ketten von erheblicher Durchschnittshöhe, aber mit nicht sehr stark ausgeprägten Gipfeln sich aufbauen. Die höchsten der letztern werden zu 3160 m (Cathlin's Peak in 29° südlicher Breite) und 2600 m (Kompaßberg) angegeben. Diese Gebirge erreichen ihre stärkste Entwickelung im Osten, wo sie als die Drakenberge von der Algoabai bis zum Wendekreise des Steinbockes ziehen, um dort als rechter Thalrand des Limpopo in das Tiefland von Inhambane abzufallen. Im allgemeinen bildet dieser Gebirgsbogen auch den erhöhten Rand des südafrikanischen Plateaus. Doch ist diese Funktion im Osten schärfer ausgesprochen als im Süden. Dort finden wir nämlich die einzige zusammenhängende Gebirgskette der Drakenberge, die nach Osten hin sich hügelig nach dem Meere zu abdacht, während sie nach Westen gleichfalls mit vorgeschobenen Höhen an das Tafelland sich anlehnt, welches Vaal und Oranje durchfließen, zugleich aber gegen Nordwesten zu weiter als alle andern Gebirge sich auf demselben mit beträchtlichen Höhen ausbreitet, so das wechselvoll gebaute Transvaalgebiet erzeugend.

Der Südrand des Tafellandes ist nicht so einfach gebaut, sondern zeigt einen stufenförmigen Abfall, welcher durch zwei hintereinander und in gewissem Grade auch übereinander liegende Gebirge bezeichnet ist. Das Land erhebt sich steil vom Meere aus zu der durchschnittlich bis 1600—1800 m und in einzelnen Gipfeln bis 2200 m ansteigenden Bergkette der Zwarteberge, von welcher es auf die 1000 m hohe Hochebene der Karru absteigt, einer Hochfläche aus mit Sand gemischtem Thone, der in der regenarmen Zeit sehr hart und steinartig trocken wird, wonach die Hochebene selbst ihren Namen erhielt, denn karru heißt in der Hottentottensprache hart. Jenseit dieser welligen Ebene, welche wie ein großes Längsthal sich über 1500 QMeilen Oberfläche ausbreitet, erhebt sich ein andres Gebirge, das in seinem westlichen Teile den Namen Roggeveld führt und im

östlichen erst Nieuweveld und dann Schneeberge heißt. Den letztern gehört nebst dem obengenannten Kompaßberge eine ganze Anzahl von über 2000 m hohen Gipfeln an, und diese rechtfertigen, wenigstens den größern Teil des Jahres hindurch, durch bleibende Schneedecke den Namen Schneeberge. Innerhalb dieses großen Gebirgsbogens liegt nun die Hochebene des Kaplandes, welche von 1800 m Höhe allmählich zum Oranjefluß herabsinkt, der nebst seinen Nebenflüssen in schmalen, stellenweise bis 300 m tiefen Thälern (Kloofs, Klüfte) die durchschnittlich 1000 m hohe Hochebene durchfließt. In gleicher und an einigen Stellen beträchtlicherer Höhe setzt sich im Norden des Oranje diese Hochebene in der Kalahariwüste, die einen Raum von ca. 10,000 QMeilen umfaßt, fort. Kleine Höhenzüge und tafelförmige Berge sind spärlich über diese Fläche zerstreut und erheben sich nur an der Westküste zu beträchtlicherer Höhe (Omatako, 21° südlicher Breite, 2700 m), ohne indessen Gebirgsnatur anzunehmen. Eine bestimmte Grenze läßt sich dieser Hochfläche im Norden nicht ziehen. Der Ngamisee (nach Livingstone 1132 m) und seine nördlichen Zuflüsse liegen noch über 1000 m hoch, und aus allem, was wir über die weiter nördlich am Zambesi und über diesen hinaus gelegenen Landschaften wissen, geht die Richtigkeit der Auffassung K. Ritters hervor, daß dieses südafrikanische Hochland ein Teil des Plateaus von Afrika selbst sei.

Einem allgemeinen Überblicke erscheinen also die Höhenverhältnisse Südafrikas in der Weise angeordnet, daß ein starker Gegensatz zwischen Osten und Westen besteht, indem im Osten die größten, zusammenhängendsten und zugleich ausgebreitetsten Erhebungen vorhanden sind, während der Westen deren nur niedrigere und vereinzeltere zählt. Der Westen nimmt dadurch bis zum Wendekreise hinauf mehr an den orographischen Eigenschaften des Innern als des Ostens teil.

Für die fließenden Gewässer, abgesehen von den unbedeutenden Küstenflüßchen, welche die dem Meere zugewandten Gehänge des Hochlandes in meist raschem Laufe durcheilen, sind in dieser Bodengestalt sehr verschiedene Wege des Abflusses gewiesen, wie das dem Wesen der Hochfläche entspricht, welches ja sehr entschiedenen Abfall nach einer oder der andern Seite ausschließt. Zunächst sammelt der Oranjestrom die von den Gebirgen des Kaplandes nach dem Innern strömenden Gewässer in tiefen Thaleinschnitten, deren Wände oft fast senkrecht emporsteigen, so daß das Wasser wie in engen Kanälen fließt. Zusammengedrängt und außerdem noch durch die klimatischen Verhältnisse sehr ungleich, zeigt die Wassermenge dieses Stromes außerordentliche Unterschiede, und es gibt Stellen, wo der höchste und niedrigste Wasserstand in ein und demselben Jahre um viele Meter auseinander liegen. Dieser Unterschied wird um so größer durch die Thatsache, daß der Oranje, weil er aus den regenreichern nach den regenärmern Gegenden des Kaplandes fließt, von der Aufnahme des Vaal (oder Hai Garib), seines größten Nebenflusses, an keinen nennenswerten Zufluß und vor allem keinen dauernd wasserführenden aufnimmt, sondern nur Bäche, welche zeitweilig Wasser haben (Fiumaren), in der Regel aber den weitaus größten Teil des Jahres hindurch trocken liegen. Der Limpopo trägt nicht, wie der Oranje, die Merkmale des Stromes einer dürren Hochebene, sondern er ist fast in seinem ganzen Laufe der echte Sohn des Gebirges und zwar eines zum mindesten nicht wasserarmen Gebirges, um erst gegen seine Mündung hin sich zum Tieflandstrome zu verlangsamen und zu verflachen. Er entspringt ebenfalls im Innern Südafrikas, findet aber keinen so direkten Weg nach außen wie sein westlicher Bruder, sondern fließt am Westabhang der Drakenberge entlang erst nördlich, um bei ihrem Nordende ostwärts nach dem Indischen Ozeane durchzubrechen. Nicht bloß durch seine östliche, sondern auch durch seine nördlichere Lage ist er der wasserreichste und regelmäßigste unter den größern Flüssen Südafrikas. Zwischen Limpopo und Zambesi gibt es eine größere Zahl von wasserreichen,

aber kurzläufigen Flüssen, während zwischen Oranje und Cunene kein einziger eigentlicher Fluß, sondern nur selten und unregelmäßig sich füllende Rinnsale zum Meere führen. Und ebensolche Rinnsale sind es, die von Süden her dem Ngami zustreben; im Tioge hingegen besitzt letzterer einen dauernden nördlichen Zufluß.

Südafrika ist also im Vergleiche zu seiner Ausdehnung arm an Flüssen und hat vor allem keinen schiffbaren Fluß. Indessen kehrt auch hier der Gegensatz wieder zwischen der westlichen und östlichen Hälfte dieser Landschaft, der nicht minder deutlich in der Hydrographie als in der Oberflächengestalt sich ausprägt. Die Hauptursache desselben werden wir sogleich in den Klimaverhältnissen erkennen.

Das Klima Südafrikas ist im allgemeinen ein trocknes, jedoch verhalten sich bezüglich der Regenmengen die dem Meere zugewandten Gebirgsabhänge anders als das Innere, weil an ihnen die feuchten Seewinde ihre Wasser abstreifen, um, trockner geworden, über das Innere hinzuwehen. Die Feuchtigkeitsbringer für diese Region sind nun hauptsächlich die Ost- und Südostwinde, und so kommt es, daß die reichsten Niederschläge im Osten des Landes fallen, das durch seine beträchtlichern Gebirgserhebungen auch am geeignetsten ist, einen möglichst großen Anteil ihrer Feuchtigkeit zu verdichten. An der Westküste aber kommen diese Winde nicht nur bereits ausgetrocknet an, sondern es fließt hier außerdem eine kalte Meeresströmung, der sogenannte südafrikanische Küstenstrom, die Küste entlang, welcher die wärmern und feuchtern landwärts wehenden Winde ihrer Feuchtigkeit beraubt, ehe sie das Land erreichen. Darum tritt im Damaralande eine fast wüstenhaft dürre Natur unmittelbar bis an die Küste heran. Die Regenmenge der Kapstadt beträgt jährlich 598 mm und hat sich im östlichen Teile der Karru bei Graaf Reynet auf 330 vermindert. Es sind diese Zahlen an und für sich nicht sehr gering; die Regenmenge der Kapstadt entspricht z. B. fast genau derjenigen von Berlin und wird nur wenig von der Londons übertroffen, die Verteilung aber ist eine ganz andre, denn selbst in der Kapstadt steht einem fast regenlosen Sommer der regenreiche Winter gegenüber, in welchem ½ der ganzen Regenmenge fällt, während ca. je ¼ auf Herbst und Frühling, auf den Sommer (Dezember, Januar, Februar) aber noch nicht 1/30 entfällt.

Noch abweichender ist die Trockenheit der Luft, die eine sehr beträchtliche ist und den Klimacharakter des Landes in hervorragender Weise beeinflußt. Sie vor allem rechtfertigt die Bezeichnung Südafrikas als eines „trocknen Landes“. Während man in der Kapstadt 70 Proz. relative Feuchtigkeit mißt, sinkt diese schon in Graaf Reynet auf 56 Proz. und nach G. Fritsch' Messungen im Bawangketsilande sogar bis auf 15 Proz. herab. Bei solcher Trockenheit dorrt alles aus, was Feuchtigkeit abzugeben im stande ist. Holzgeräte, welche an der Küste für vollkommen trocken galten, schwinden im Innern in ungeahnter Weise; Neubauten sind in einigen Tagen ausgetrocknet, das einfach an der Luft getrocknete Fleisch erhält sich unverändert Monate hindurch ꝛc. Vor allem zeigt aber die Vegetation die Spuren dieses Klimas, indem grünender Pflanzenwuchs sich nur an den geschütztesten Stellen, wie Schluchten, steilen Felswänden und dergleichen, hält, während der ungeschützte Boden zu einer steinharten Kruste austrocknet.

Der Ackerbau ist unter solchen Verhältnissen natürlich nur mit Hilfe der künstlichen Bewässerung möglich, und selbst diese ist ihrerseits in bedauerlichem Maße erschwert durch die Unzuverlässigkeit vieler natürlicher Quellen, deren Versiegen schon manche Ansiedelung gezwungen hat, sich nach einem andern Platze umzusehen, wie denn selbst eine so alte europäische Ansiedelung wie Bloemfontein in dem regenarmen Jahre 1862 nahe daran war, aufgegeben, d. h. nach einem wasserreichern Orte verlegt, zu werden. Der Getreidebau wird im eigentlichen Kaplande und im Innern schon längst nur noch an den begünstigtsten Stellen getrieben, wo die Feuchtigkeit sich lange erhält. Das Gedeihen aller

Kulturgewächse ist an solchen Orten ein sehr rasches, und es wird z. B. Mais oder Kafferhirse, welche im Oktober gepflanzt wurde, schon Ende Februar eingeerntet. Aber im allgemeinen ist Südafrika kein Ackerland, und selbst für Rinder ist es zu trocken. Dagegen ist es gleich Australien ein prädestiniertes Schafzuchtgebiet. Merkwürdigerweise glauben die Bewohner der Kapkolonie an eine noch weiter gehende und ziemlich rasche Austrocknung des Landes. Man findet die sehr oft als Beweis angeführten Reste von einst größerm Baumwuchse immer nur an beschränkten Örtlichkeiten, und G. Fritsch hebt mit Recht hervor, daß in ganz Südafrika die Bäume nur in geringer Zahl und fast allgemein durch Arten vertreten seien, welche große Trockenheit zu ertragen vermögen. Doch liegen zu viele Thatsachen vor, die mindestens auf sehr häufig vorkommende örtliche Fälle von Trocknerwerden hindeuten. Man hat selbst den Rückgang der Eingebornen zum Teile dieser eigentümlichen Erscheinung der „Austrocknung" Südafrikas zugeschrieben.

Die Verteilung der Temperatur ist eine viel günstigere als die der Feuchtigkeit und das vor allem an den Küsten, wo die durch die Trockenheit geschärften Gegensätze eine Milderung durch den Einfluß der feuchten Seeluft erfahren. Die mittlere Jahrestemperatur der Kapstadt beträgt 16,8° und die ihres Winters 13° C., die von Pieter-Maritzburg 18,2°; am letztern Orte sinkt der Unterschied zwischen Sommer und Winter auf 7° C. Die Gegensätze werden schärfer im Innern, wo z. B. Graaf Reynet einen Unterschied von 11° zwischen Sommer und Winter zeigt; aber nirgends sind sie übermäßig groß. Die höchsten Temperaturen, die in der Kapstadt gemessen wurden, schwanken um 38°, die von Graaf Reynet um 40° C. Stark ist der Gegensatz von Tageswärme und Abendkühle durch die Trockenheit und Helle der Luft. Auf dem Hochlande des Innern ist Eisbildung nicht selten, aber sie ist eine vorübergehende Erscheinung, ebenso wie der Schneefall, welcher nur in den Gebirgen eine dauernde Schneedecke erzeugt. Ein solches winterloses Klima, wie man es scharf ausgeprägt in Südafrika findet, wirkt in manchen Beziehungen tropisch auf den Menschen. Es fällt, wie G. Fritsch bemerkt, der tonisierende Einfluß fort, welchen die kalte Jahreszeit der organischen Faser mitteilt, und so tritt allmählich ein Sinken der Körperfunktionen ein, welches sich besonders im Verluste der Thatkraft und in der eintretenden Schlaffheit der Bewegungen äußert. Sowohl bei den eingewanderten als den dort gebornen Weißen soll dieser Einfluß merklich hervortreten, und die allerdings etwas verdächtige Behauptung, daß selbst die Haustiere sich viel lenksamer, sanfter und, bis auf Katze und Hund herunter, friedlicher zeigten, bekräftigt, wenigstens dem Anscheine nach, diese Erfahrung.

Die Pflanzenwelt Südafrikas ist vor allem in dem Gebiete südlich vom Oranje außergewöhnlich reich, ja im Verhältnisse zu ihrem engen Gebiete viel reicher und vor allem eigentümlicher als irgend eine andre. Mit ihren 8000 Arten ist sie in diesem dem Pflanzenwuchse keineswegs sehr günstigen Klima ein Rätsel, das nur die geschichtliche Betrachtung der allmählichen Entwickelung des Pflanzenlebens der Erde zu lösen im stande sein wird. Vom Gesichtspunkte des Nutzens für die Menschheitsentwickelung aus betrachtet, ist sie jedoch arm und unbedeutend. Schon das ist ungünstig, daß die vorherrschenden Gewächse zu den Sträuchern gehören, so daß eigentliche Wälder fehlen, ebenso wie auch die Wiesen im nordischen Sinne nicht vertreten sind. Aber außerdem sind gerade die charakteristischsten Familien der Proteaceen, Ericaceen, Pelargonien, Lobelien, Crassulaceen, Oxaliden, Orchideen hier fast oder ganz nutzlos für den Menschen. Die einzige Frucht, deren Nutzen mit dem unsrer Obstarten verglichen werden kann, ist die Hottentottenfeige (Mesembryanthemum edule), welche allerdings eins der weitest verbreiteten Gewächse des Kaplandes ist; in rohem Zustande geschmacklos, gibt sie eingemacht ein angenehmes Gericht. Die Kapstachelbeere (Physalis pubescens) wird trotz ihres Namens von einigen

für eingeführt erklärt. Die Früchte der Kaffernkastanie (Brabeium stellatum) sind eßbar, nachdem sie einige Zeit in Wasser gelegen haben. Die Zwiebeln von Ixias und andern Lilien bilden einen Hauptbestandteil in der Nahrung der Buschmänner und Koranna, ebenso der Kern der gewaltigen Wurzel des Elefantenfußes (Testudinaria elephantipes) und das Mark der Stämme von Zamia. Die Blütenstände der Wasserpflanze Apomogeton distachys werden wie Kapern oder als Ersatz für den Spargel gegessen. Als Arzneipflanzen haben einige Diosma-Arten, dann Arctopus echinatus, vor allen aber die Aloe einen großen Ruf in der Kolonie. Nach außen dringt nur der Ruf der letztgenannten, von deren eingedicktem Safte jährlich eine nicht unbeträchtliche Menge ausgeführt wird. Auch dem Honig in den Nektarien der Protea mellifera werden heilende Kräfte zugeschrieben. Die Wachsbeere (Myrica cordifolia) liefert ein gleich dem der Bienen verwertbares Pflanzenwachs. Aber damit ist die Liste der für den Menschen einer erheblichen Bedeutung fähigen Gewächse auch schon abgeschlossen, und es bleibt nur hinzuzufügen, daß der Mangel an eigentlichem Baumwuchse sich schon jetzt in der ungemein rasch vorgeschrittenen und unter den dortigen Verhältnissen doppelt unheilvoll wirkenden Entwaldung empfindlich geltend gemacht hat, sowie daß der natürliche Graswuchs sich selbst für ausgedehntere Rindviehzucht als zu gering erweist.

Unter diesen Verhältnissen ist es nicht zu verwundern, daß die hier einheimischen Völker über einen niedrigen Entwickelungsgrad in der Viehzucht und im Ackerbau sich nicht erhoben haben. Nur oasenartig sind die Stellen, wo sie aus einer reichen Fülle von Naturgaben schöpfen konnten. Im allgemeinen ist das Land einer stetigen, seßhaften Bewirtschaftung nicht günstig, und dies haben nicht nur die Eingebornen erfahren, sondern auch die mit einem höhern Grade von Intelligenz, Ausdauer, Voraussicht und mit bessern Geräten und Haustieren ausgestatteten europäischen Kolonisten, in deren Gedeihen und Fortschreiten eine merkwürdige Neigung zum Nomadisieren oft wahrhaft verderblich eingriff.

Indessen gerade in diesem Charakterzuge ist auch noch etwas andres, nämlich der **Tierreichtum** Südafrikas, zu beachten. Was in der Allgemeinschilderung Afrikas von dem Tierreichtume eines großen Teiles dieses Kontinentes gesagt wurde, findet auf Südafrika in erster Linie Anwendung. Die ersten Europäer fanden hier eine geradezu beispiellose Menge der riesigen **Dickhäuter**: der Elefanten, Rhinozerosse und Flußpferde, der wilden Kaffernbüffel, der Giraffen, der Zebras und Quaggas, der Antilopen, deren Mannigfaltigkeit (ca. drei Siebentel der bekannten Arten kommen in dem verhältnismäßig kleinen Raume zwischen dem Wendekreise des Steinbockes und der Südspitze vor) und Menge erstaunlich sind. Heute ist ein großer Teil dieser Tiere, die zu verschiedenen Zwecken gejagt, oft aber auch zwecklos hingeschlachtet wurden und welche die Jagdleidenschaft auch bei vielen Weißen zu einem der Kulturausbreitung direkt entgegenstehenden Triebe steigerten, aus dem gemäßigten Südafrika verdrängt. Hunderttausende von Springböcken, welche einst für die Felder und Triften der Boers verderblicher als Heuschreckenzüge waren, gibt es nicht mehr. Einzelne Elefanten werden in den Waldungen in der Nachbarschaft des Großen Fischflusses gehegt und kommen in einer die Jagd lohnenden Anzahl südlich vom Zambesi nur noch im Matabele- und Damaralande vor. Die Rhinozerosse sind im Kaplande seit 1853, die Flußpferde, einst ungeheuer häufig, seit 1857 ausgerottet, und Büffel gibt es nur noch in wenigen kleinen Gebieten. Der Strauß ist einem ähnlichen Schicksale nur dadurch entgangen, daß er zum Haustiere gemacht wurde. Nicht minder sind auch die **Raubtiere** mehr und mehr zurückgedrängt, welche begreiflicherweise ungefähr im gleichen Verhältnisse wie die Wiederkäuer und Dickhäuter hier einst häufig waren; besonders der Löwe ist selten geworden. Leoparden und Hyänen sowie der gerade für die südafrikanische Fauna so charakteristische Erdwolf (Proteles) sind dagegen stärker vertreten,

und der Leopard gilt als eins der gefährlichsten und schädlichsten Raubtiere. Der Schakal ist ungemein häufig und spielt in den Volkssagen der Eingebornen eine große Rolle. In der Vogelwelt ist, abgesehen vom Strauß, eine starke, unmittelbare Beziehung zum Menschen nur in den durch Vertilgung von Insekten sich nützlich machenden Arten hervorzuheben, die eben hier von besonderer Wichtigkeit wegen des gewaltigen Insektenreichtumes sind, den Südafrika aufweist. Heuschrecken, Termiten, Motten werden nur durch die mit ihrer Zerstörung hauptsächlich sich beschäftigenden Schwalben, Steppenbrachschwalben, Mandelkrähen, Meropiden, Stare, Buphagiden, Kiebitze, Kraniche in Schranken gehalten. Außerdem sind die zahlreichen Raubvögel durch Vertilgung des bei dem Reichtume wilder und gezüchteter Tiere selbstverständlich nur zu reichlichen Aases von größtem Werte. Unter den jagdbaren Vögeln sind Perlhühner und verschiedene Rebhuhn- und Wachtelarten in erster Linie zu nennen. Aber im allgemeinen ist die Jagd auf Federwild bei den Südafrikanern nicht bedeutend. Von Reptilien sind besonders in Natal die Schlangen häufig, das Krokodil fehlt nur in den gemäßigtsten Teilen, schildpattliefernde Schildkröten sind an den Ufern der Delagoabai zu finden. Groß ist der Fischreichtum in den Flüssen und an den Küsten und darum um so auffallender die Abneigung gegen Fischgenuß bei einem so großen Teile der Südafrikaner, nämlich bei allen Betschuanen und den meisten Kaffern. Nennen wir von den Insekten endlich noch die Tsetsefliege, deren Bedeutung für die Verbreitung des Menschen und seiner Haustiere in gewissen Bezirken eine ausschlaggebende ist, so wird man nicht leugnen, daß gerade hier besonders innige Beziehungen zwischen Tierwelt und Menschen sich knüpfen konnten, teilweise sich knüpfen mußten.

---

2. Allgemeines über die hellfarbigen Südafrikaner.

„Meines Orts lasse mich bedünken, daß dieses uralte afrikanische Völker sein."
Peter Kolb.

Inhalt: Stellung der hellfarbigen Südafrikaner innerhalb der afrikanischen Völker. — Beziehungen zwischen Buschmännern und Hottentotten. — Die Hottentottensprache. — Ethnographische Übereinstimmungen und Traditionen.

Einen nach Bau, Sprachen und Sitten eigenartigen Bestandteil der afrikanischen Menschheit finden wir in die halbinselartig verschmälerte und zugespitzte Ecke des Erdteiles gedrängt, welche wir als Südafrika abgegrenzt haben. Sie wohnen hier nicht allein, aber sie nehmen den größten und von Natur eigentümlichsten, für Kultur aber vielfach ungünstig gearteten Teil desselben im Westen und Süden ein. Diese Thatsache der Ungunst ihrer Wohnstätten ist zu beherzigen, wenn man ihre in mancher Hinsicht niedrige Stellung im Kreise der afrikanischen Völker verstehen will; denn für den Ackerbau finden sich nirgends in größerer Ausdehnung günstige Bedingungen, und Tausende von Quadratmeilen sind auch selbst für die Viehzucht zu dürr und zu steinig. Rechnet man dazu die durch jene Eck- und Randlage bedingte Verkehrslosigkeit oder doch mindestens Verkehrsarmut bis zur Festsetzung europäischer Völker an den Küsten, so versteht man, wie gerade diese Völker eine Armut ihres Kulturbesitzes aufweisen, die schon im Gegensatze zu den in dieser Beziehung ebenfalls keineswegs sich auszeichnenden Südnegern sehr auffallend sein muß. Allein es ist die gleiche Armut, welche wir in allen diesen entlegenen Winkeln der Erde wiederfinden, sei es Feuerland oder Tasmanien, Labrador oder Lappland. Nur kommt hier

allerdings auch ein tieferer anthropologischer oder ethnographischer Unterschied hinzu, den die Beschreibung der beiden Gruppen der „hellen Südafrikaner", der Buschmänner und der Hottentotten, näher zu bestimmen haben wird, den wir aber schon jetzt dahin andeuten können, daß diese Völker sich durch kleinen Wuchs und helle Hautfarbe sowie durch einzelne minder wichtige anatomische Merkmale vor der großen Masse der Afrikaner auszeichnen, während ihre Sprachen wahrscheinlich durchaus eigenartig sind und von ihren Sitten dasselbe in manchen Beziehungen behauptet werden kann. Der naheliegenden Vermutung, in diesen Eigenschaften Wirkungen der Absonderung unter minder günstigen Naturbedingungen zu sehen, stellt sich dann das kaum mehr zu leugnende, wenn auch leider immer noch höchst lückenhafte Vorkommen ähnlicher Völker in den verschiedensten Teilen von Zentralafrika entgegen, welche der Erscheinung dieser hellen Südafrikaner noch ein weiteres Interesse verleiht, nämlich das, vielleicht der einzige kompakt erhaltene Rest einer Bevölkerung zu sein, die einst allem Anscheine nach viel weiter verbreitet war und aus einem großen Teile Afrikas von den heute vorherrschenden dunkeln Stämmen der eigentlichen Neger verdrängt worden ist.

Dieses Verdrängen und Einschieben scheint sich in Südafrika nicht anders vollzogen zu haben als in der Weise, daß das günstigst geartetete Land Südafrikas, nämlich der Osten, von den vordringenden Negern, in diesem Falle von den Kaffern im engern Sinne, in Besitz genommen wurde, deren Grenze gegen die Hottentotten und Buschmänner jetzt eine fast ganz Südafrika, vom Ngamisee oder dem 20.° an, halbierende Linie bildet. Nach dem, was wir von der Natur Südafrikas gesagt haben, begreift es sich, daß diese früher hier ansässigen Stämme (wir vermeiden absichtlich den mißverständlichen Ausdruck „Urbewohner") das schlechtere Los zogen, indem die stärkern Eindringlinge ihnen die Westseite zuwiesen. Man kann zweifeln, ob die Verknöcherung oder der Rückgang dieser gelben Südafrikaner, welche hierdurch noch tief unter der Kulturstufe der Kaffernvölker stehen geblieben sind, in erster Linie dieser Versetzung unter ungünstige Lebensbedingungen zuzuschreiben sei. Darüber wird im nachfolgenden noch einiges zu sagen sein. Daß dieselbe aber dazu beigetragen hat, diese Völker niederzuhalten, steht außer Frage. Von den minder günstigen Naturbedingungen abgesehen, wurde ihnen ein doppelter Daseinskampf aufgedrängt: die Buschmänner hatten mit den Kaffern um ihre Jagdgründe, die Hottentotten um ihre Viehtriften zu kämpfen; beide untereinander aber wurden, je mehr sie zusammengedrängt wurden, desto mehr auch in den unvermeidlichen Streit gezwungen, der zwischen Jäger und Hirt immer und überall wütet, wo beide unglücklich genug sind, auf engem Raume beisammenzuwohnen. Der Buschmann sah in Ermangelung von Wild unbekümmert seines Stammverwandten Schafe, Ziegen, Rinder für Antilopen, Zebras, Strauße an. Daher die tödliche traditionelle Feindschaft zwischen dem Hottentotten und Buschmanne, welche wohl auch mit beigetragen hat, ihre ethnischen Merkmale in einen Gegensatz zu bringen, der ursprünglich vielleicht nicht so groß war.

Unbefangen betrachtet, lassen sich die anthropologischen Beziehungen der beiden hellfarbigen Völker Südafrikas wohl am treffendsten dahin zusammenfassen, daß der Buschmann reinere, schärfer ausgeprägte Merkmale darbietet als der Hottentott. Nimmt man als die mehr oder weniger gemeinsamen Merkmale beider, abgesehen von der Farbe, die geringe Größe, die helle, faltige Haut, die kleinen Hände und Füße, die pfefferkornförmig verfilzten Haare, die durchbohrten Oberarmknochen, die frühzeitig verknöcherten Nasenbeine, bei den Weibern den Fettsteiß und die sogenannte Hottentottenschürze an, so sind alle diese Merkmale schärfer ausgeprägt und beständiger bei dem erstern als dem letztern (vgl. die Abbildungen, S. 45 u. 47). So ist auch der Charakter des Buschmannes entschiedener wild und tierisch als der des Hottentotten, was freilich mit dem tiefen ethnographischen Unterschiede

zwischen dem unstet schweifenden Leben des Buschmannes und dem Hirtenleben des Hottentotten zusammenhängt. Vielleicht ist es nun gerade dieses letztere, welches zuerst der Meinung Eingang verschaffte, daß die Abschwächung der Merkmale bei den Hottentotten eine Folge der Vermischung mit Bantustämmen sein könnte, mit denen sie ja dieses Leben mit und von den Herden gemein haben, welches sie in einen so scharfen Gegensatz zu den Buschmännern stellt. Hamy und Quatrefages haben in den „Crania ethnica“ diese Theorie wissenschaftlich begründet; sie wurde von dem letztern gelegentlich erweitert, indem er sagte: „Die gesamten Völker Südafrikas, mit Ausnahme der Buschmänner, sind wesentlich Mischlingsbevölkerung, welche aus verschiedengradigen Kreuzungen zwischen Neger und Buschmann hervorgegangen ist. Unmerkliche Abstufungen vermitteln den Zulu mit dem Hottentotten, und dies läßt sich nicht nur im gesamten Äußern, sondern auch am Schädel



Junge Buschmänner vom Ngamisee (nach Photographien im Besitze des Herrn Fabri in Barmen).

nachweisen.“ Hamy und Thullié drücken sich noch bestimmter aus, indem sie z. B. den hellfarbigen Betschuanenstamm der Makololo als eine solche Mischung hinstellen, was freilich nur hypothetisch ist. Dagegen scheint es nicht zweifelhaft, daß die jetzt vom Schauplatze verschwundenen Gonaqua, welche zu den Hottentotten gezählt wurden, ein nicht bloß äußerlich, sondern auch durch zahlreiche Kafferwörter in ihrer Sprache den dunkeln Nachbarn näherstehendes Volk waren, welches durch fortwährende Mischung in den Kaffern aufging. Was die Hottentotten von heute anbelangt, so hat neuerdings auch Gustav Fritsch die Möglichkeit ihrer Mischlingsnatur zugegeben, nachdem er in seinen „Eingebornen Afrikas“ ihre spezifische Unterschiedenheit von den Buschmännern schärfer betont hatte, als sich wohl rechtfertigen läßt. Übrigens war schon von frühern Beobachtern hervorgehoben worden, daß Mischlinge in reicher Zahl auch diese beiden verbinden. Ist doch wahrscheinlich der ganze Stamm der Koranna ein Erzeugnis der Mischung von Hottentotten und Buschmännern. Ja, von manchen Reisenden, wie z. B. Holub, werden so zahlreiche Hottentottenähnlichkeiten, von andern, wie Livingstone, Negerähnlichkeiten bei den Buschmännern nachgewiesen, daß die Ansicht, es gebe überhaupt keine reinen Buschmänner mehr, oder höchstens seien sie nur noch an den unzugänglichsten Stellen Südafrikas zu finden, mehrfach ausgesprochen werden konnte (vgl. die obenstehende und die nebenstehende Abbildung).

Was diese eben berührten Beziehungen zu den dunkeln Nachbarstämmen im Norden und Osten anbetrifft, so hat namentlich Bleek das Verdienst, mit Entschiedenheit auf das

diese Völker Einigende hingewiesen zu haben, nachdem man lange Zeit sowohl von anthropologischer als ethnographischer Seite nur das betont hatte, was sie soweit als möglich voneinander zu entfernen schien. In einer eignen Untersuchung, welche er über die Beziehungen zwischen Kaffern und Hottentotten anstellte, kam er im wesentlichen zu folgenden Schlüssen: 1) Die meisten Eigenschaften, welche Hottentotten und Kaffern gemein sind, kommen jenen allgemein zu, während sie bei diesen nur in beschränkter Verbreitung auftreten. Darin liegt ein fast entscheidender Beweis für die Beeinflussung dieser durch jene. 2) Besondere Eigentümlichkeiten der Hottentotten u. Buschmänner, welche den übrigen südafrikanischen Völkern abgehen, schließen jene an die Völker Nordafrikas und Westasiens, wie Ägypter, Semiten, Tuareg, Galla ꝛc., an (und wahrscheinlich selbst an die Indoeuropäer oder Arier). Es folgt hieraus, daß die heutige Lage der Hottentotten und Buschmänner dadurch geschaffen ward, daß eindringende Stämme der Kaffernfamilie dieselben von ihren Verwandten im Norden abschnitten, indem sie, von Westen kommend, sie längs der Ostseite Afrikas vor sich hertrieben. Den weitern Schluß, der, sich auf jene angenommene Verwandtschaft der Hottentotten-Buschmänner beziehend, das Studium der letztern als für die Vorgeschichte der zivilisiertesten Völker bedeutsam erklärt, deuten wir als selbstverständlich nur an. Dagegen möchten wir nicht unterlassen, hinzuzufügen, daß diese hier flüchtig hingeworfene Ansicht einer nordafrikanischen Verwandtschaft der Hottentotten neuerdings in R. Lepsius einen beredten und gelehrten Verteidiger auf dem linguistischen Gebiete gefunden hat, welcher bestimmt annimmt, daß die Hottentotten zu den von Asien eingewanderten Hamiten gehören, welche, erst südwärts wandernd, die



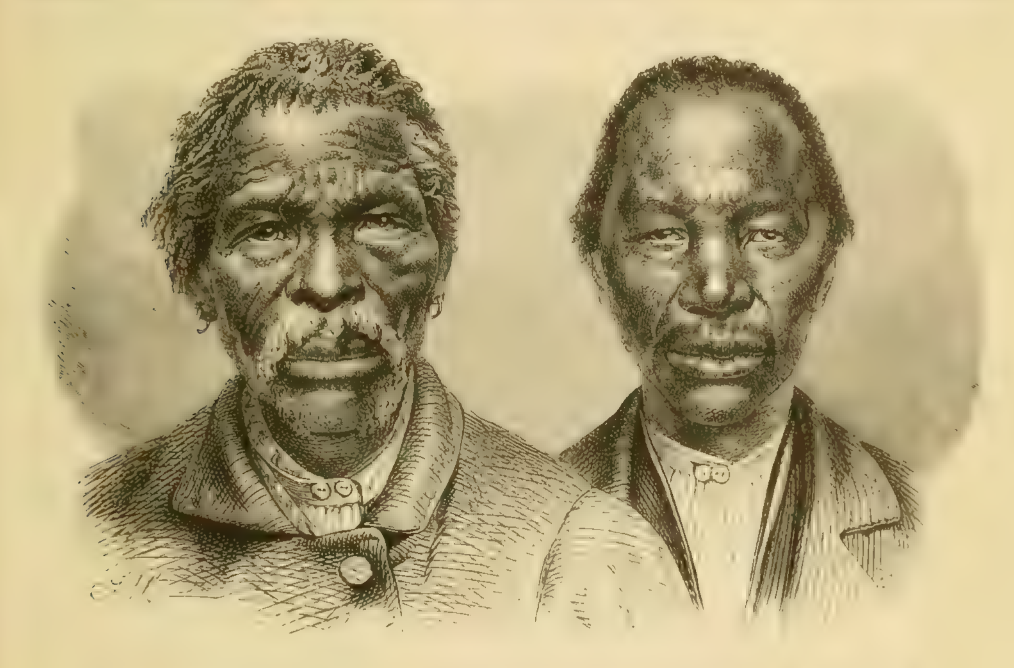
Rodiman, ein Buschmann der Kapkolonie (nach Photographie im Besitz des Missionsdirektors Herrn Wangemann). Vgl. Text, S. 43 u. 44.

Neger zurückdrängten, um dann durch diese, als sich dieselben neuerdings wieder ausdehnten, von ihren nordafrikanischen Verwandten abgeschnitten zu werden. Von der anthropologischen Seite herantretend, findet auch Robert Hartmann bei Buschmännern und Hottentotten „doch sehr vielfach die Eigentümlichkeiten der sogenannten Negerrasse vertreten, wenn auch mit mancher speziell nationalen Umformung", und wenn er ihnen auch, ebenso wie den „Pygmäen" Innerafrikas, nicht gänzlich gewisse bei ihnen selbständig ausgebildete Absonderlichkeiten absprechen möchte, so glaubt er doch nicht, daß sie ihr physisches und psychisches Wesen gänzlich von den Nigritiern entfernt. Ihm zufolge braucht man die Hottentottenschürze nicht bloß in Südafrika zu suchen, sondern man findet sie durch den ganzen Kontinent, sogar in Europa, noch häufig genug. Auch Bildung von Hautfalten und zwar von überaus zahlreichen trete bei schlecht genährten Nigritiern, Berbern und Ägyptern in ebenso hohem Maße auf wie bei jenen Südafrikanern. Schnalzende Sprachlaute finde man nicht bloß bei den Hottentotten, sondern auch bei den Bantu und in gemildertem, aber immerhin noch bemerkenswertem Grade bei andern Negern. Endlich bieten selbst ihre Sitten und Gebräuche neben manchem Besondern doch auch viel allgemeines, urwüchsiges Afrikanische dar. Dabei bleibt aber doch, wie alle anerkennen, die Konzentration dieser und andrer Merkmale gerade auf diese Völkergruppe immer ein hinreichender Grund, um dieselbe jenen nähern und fernern Nachbarn gegenüber als eine vielfach eigentümliche Sondererscheinung abzugrenzen, deren unzweifelhafte gesamtafrikanische Färbung nicht ganz die Spuren von Eigentümlichkeiten verdecken kann, die in Körper- und Sprachbau, in Sitten und Anschauungen bestehen.

Doch um auf die Stellung der beiden Hauptgruppen heller Südafrikaner zu einander zurückzukommen, so dürfte zu deren Kennzeichnung nichts so wesentlich beitragen als der Einblick in die Vorstellungen, welche die einen von den andern hegen. Und in dieser Beziehung ist wohl nichts charakteristischer als jene Sage der Hottentotten über den Ursprung der von der ihrigen so sehr verschiedenen Lebensweise der Buschmänner, welche folgendermaßen lautet: „Im Anfange waren zwei Menschen. Der eine war blind, der andre war ein Jäger. Dieser Jäger fand zuletzt eine Höhle in der Erde, aus welcher Wild hervorkam, und er tötete die Jungen. Der blinde Mann tastete umher, roch sie auch und sagte: ‚Das ist kein Wild, sondern Vieh'. Hinterher wurde der Blinde sehend, ging mit dem Jäger zu der Höhle und sah, daß es Kühe mit ihren Kälbern waren. Dann baute er schleunigst einen Kral darum und beschmierte sich selbst wie ein echter Hottentott (mit Diosmasalbe). Jetzt hatte der andre große Not in der Aufspürung des Wildes, und als er sah, was der andre that, wollte er sich auch beschmieren. ‚Sieh her', meinte der andre, ‚vor dem Gebrauche mußt du die Salbe ins Feuer werfen.' Er folgte diesem Rate, und die Flammen loderten auf und verbrannten sein Gesicht jämmerlich, so daß er froh war, davonzulaufen. Der andre aber rief ihm spöttisch nach: ‚Heda, du, nimm deinen Kirri (Keule) und lauf in die Berge, wo du Honig suchen magst!' Dies ist der Ursprung der Buschmänner." Es ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß das Fehlen des zweiten heutigen Nachbars der Hottentotten in dieser ethnogenetischen Legende andeuten könnte, daß dieselbe zu einer Zeit entstand, wo die Hottentotten noch nicht mit den Kaffern in Berührung gekommen waren.

Über die sprachlichen Unterschiede und Übereinstimmungen belehrt uns Bleek, welcher in einem kurzen Berichte über seine Sprachstudien an die Kapregierung 1873 folgende Bemerkungen über das Verhältnis zwischen Hottentotten- und Buschmannsprache gemacht hat: Die Buschmanndialekte der Kapkolonie unterscheiden sich wenig voneinander, es wird hier keine einzige Buschmannsprache gesprochen, welche von den übrigen

so weit verschieden ist wie von derjenigen der Hottentotten. Diese Sprache mag einst, ähnlich der Hottentottensprache, Geschlechter unterschieden haben, sie thut es nicht mehr. Statt acht Formen für jedes Fürwort, wie das Hottentottische, hat der Buschmann nur zwei, die gewöhnlich für Ein- und Mehrzahl benutzt werden, von denen aber merkwürdigerweise die Mehrzahlform durch Zufügung des Zahlwortes Eins auch für die Einzahl gebraucht werden kann. Es dürfte diese Besonderheit mit der Konkordanz zusammenhängen. Im Gegensatze zu der großen Regelmäßigkeit der Pluralbildung im Hottentottischen durch Wechsel der Endungen zeigt das Buschmännische hier die größte Unregelmäßigkeit, der ursprünglich eine Verdoppelung der Einzahl unter verschiedenen Abkürzungen



Zwei Namaqua (nach Photographien im Besitze des Herrn Fabri in Barmen). Vgl. Text, S. 43.

zu Grunde zu liegen scheint. Zusammen mit diesen Unterschieden geht nun auch manche Übereinstimmung. So ist z. B. das Präfixwort der Mehrzahl erster Person in beiden gleich, die Vokativbildung, die Relativform des Zeitwortes ähnlich; die Verdoppelung des Stammes eines Zeitwortes dient in beiden zum Ausdrucke einer kausativen oder transitiven Beziehung. „Es gibt", schließt Bleek, „noch viele andre Ähnlichkeiten im Baue, und auch eine gute Anzahl von Worten scheint beiden gemein zu sein. Von letztern ergeben sich aber sofort manche als fremde Worte, die aus einer in die andre durch die Nachbarschaft beider eingeführt sind. Dahin gehören die zahlreichen abstrakten Ausdrücke, die der Buschmann offenbar vom Hottentotten entlehnt hat, wie die Zeitwörter: lernen, lehren, wissen, schreiben. Es bleiben aber sehr viele übrig, welche wahrscheinlich nicht entlehnt sind, sondern aus gleicher Quelle stammen. Da jedoch die Grundsätze der lautlichen Beziehungen beider Sprachen noch nicht festgestellt sind, kann noch keine Vergleichung auf einer festen wissenschaftlichen Grundlage angestellt werden. Im ganzen mögen wir sicher annehmen, daß die Buschmannsprache nicht näher verwandt der Hottentottensprache ist als das Englische dem Lateinischen; aber es kann auch sein, daß die Entfernung jener viel größer ist als die der eben genannten Sprachen."

Bei dem Dunkel, welches die Buschmannsprache noch heute bedeckt, müssen wir uns hier darauf beschränken, die Sprache der Hottentotten in ihren wichtigsten Eigentümlichkeiten zu charakterisieren. Vor allem ist dieselbe im Gegensatze zu den Sprachen ihrer dunklern negerhaften Nachbarn durchaus suffigierend, d. h. sie setzt die stark abgeschliffenen Formlaute an das Ende des Stammwortes. So wird aus Koi Mensch: Koib Mann, Kois Weib, Koigu Männer, Koitu Weiber, Koin Leute, koi-si freundlich. Ihre zweite, gleichfalls nach der genannten Seite scharf abscheidende Besonderheit ist die Geschlechtsunterscheidung, auf welche manche Sprachforscher ein ganz besonderes Gewicht gelegt haben, da sie, von unbedeutenden Ausnahmen abgesehen, nur den drei großen Sprachfamilien der Hamiten, Semiten und Arier zukomme, d. h. denjenigen, wie R. Lepsius meint, welche allein die innere Kraft besaßen, eine Menschengeschichte zu schaffen; diese waren von der Anschauung der scharfen Sonderung und Gegenüberstellung der Geschlechter so beherrscht, daß sie dieselbe vom Menschen auf die ganze ihn umgebende Natur übertrugen. Vielleicht ist es aber näherliegend, greifbarer, was Bleek hervorgehoben hat, daß die Nationen, welche geschlechtsunterscheidende Sprachen sprechen, einen höhern Grad poetischer (oder poetisierender) Auffassung besitzen, indem sie menschliche und tierische Unterschiede auf unbelebte Gegenstände übertragen und damit Personifikationen anbahnen, welche die Grundlage der Mythologie und andrer Dichtungen werden. Um die Wirkung dieses geheimnisvollen Agens zu zeigen, führt er den Gegensatz zwischen dem personifizierenden Charakter der Volkslitteratur der Hottentotten an, die zu Fabeln und Märchen neigt, während die Negerlitteratur einen vorwaltend epischen, historischen oder halbhistorischen Charakter hat.

Diese in jedem Falle, was man auch von ihren Gründen denken mag, sehr auffallende Eigenschaft der grammatischen Geschlechtsunterscheidung tritt im Hottentottischen ganz ähnlich wie in den echt kuschitischen Sprachen der Bedjavölker des mittlern Nillandes auf. Außerdem ist aber noch als weiteres Merkmal zu nennen der Mangel der Lautharmonie, der Präpositionen, die durch Postpositionen ersetzt werden, der Nominalpräfixe. Es sind dies alles Elemente, die den Bantusprachen ebenso entschieden eigen sind, wie sie hier fehlen. Was aber der Hottentottensprache äußerlich den fremdartigsten Charakter verleiht, sind die Schnalzlaute, welche sie in solcher Ausdehnung nur mit den noch reicher damit ausgestatteten Buschmannsprachen teilt. Theophilus Hahn gibt folgende Darstellung der vier Schnalzlaute der Hottentottensprache: 1) „Der dentale Laut; derselbe entsteht, wenn man die Zunge gegen die obern Vorderzähne setzt und, die Luft einziehend, sie zurückschnellt. Sein Klang läßt sich vergleichen mit dem etwas schmatzenden Tone, der entsteht, wenn man jemand mit recht ‚spitzem Mäulchen' küßt. Als Lockruf für Tiere kommt derselbe auch im Deutschen selten vor. 2) Der palatale Laut entsteht, wenn man die Zunge kurz oberhalb der Vorderzähne an den vordern Gaumen setzt, gleich als wolle man ein recht weiches d sprechen, und dann die Zunge mit Luftzug nach innen zurückzieht. Er tönt ungefähr wie das recht helle Klopfen des Spechtes an den Bäumen. 3) Der cerebrale Laut wird erzeugt durch Ansatz der Zunge gegen den mittlern obern Gaumen, ungefähr da, wo man sie bei der Aussprache des L in Lump ansetzt. Man ziehe Luft und Zunge einwärts, und es entsteht dann ein Laut, der fast genau dem Laute einer entkorkten Champagnerflasche gleicht. 4) Der laterale Schnalz spottet jeder Beschreibung; er wird mit Zunge, Seitenzähnen, Gaumen und durch Einziehen der Luft gebildet. Akustisch ist er einem recht gemeinen Schmatzen vergleichbar, wie es wohl Gänse und Enten beim Wühlen in einer Pfütze vernehmen lassen." Diese Darstellung des schwierigen Gegenstandes ist die verständlichste, die wir kennen, und doch findet ihr Verfasser es nötig, hinzuzusetzen: „Vorstehende Beschreibung und Erklärung der Schnalze ist eine sehr unvollkommene; meiner

Ansicht nach können sie nie so beschrieben werden, daß ein Fremder sich eine vollkommen richtige Vorstellung macht". Man kann daraus entnehmen, welche Schwierigkeiten die Erlernung dieser Sprachen machen muß. Daß aber, wie von einigen Seiten behauptet wurde, nur die hottentottischen Sprachwerkzeuge zur Erzeugung dieser Laute geeignet seien, wird durch die Thatsache widerlegt, daß nicht wenige Europäer einer oder der andern von den Hottentottensprachen vollkommen mächtig sind. Ebenso sind jene Angaben weit übertrieben, welche diesen Sprachen einen geradezu tierischen Lautcharakter zuschrieben. Bei ältern Reisebeschreibern war es gewöhnlich, das Sprechen der Hottentotten mit dem „Klückern" oder „Klautern" der Truthühner zu vergleichen. Böving kam der Wahrheit näher, wenn er „ihr Geplauder mit der Jüden ihrem" zusammenstellte. Diese Schnalze können vor allen Vokalen, aber nur vor dem dentalen n, dem faukalen h, dem gutturalen g, k, x, n, dem faukal-gutturalen kh, kx gesprochen werden.

Zu den Schnalzlauten der eigentlichen Hottentottensprache kommen nun in der Sprache der Buschmänner oder San noch mindestens drei andre Laute dieser Art, und wenn es auch noch andre afrikanische Sprachen mit Schnalzlauten gibt, so gehört doch diese reiche Entwickelung derselben zu den hervorragenden Eigentümlichkeiten, welche nur diesen beiden Völkern der Buschmänner und Hottentotten eigen ist. Übrigens kommt ihnen auch noch die Intonation zu, d. h. die Möglichkeit, Worte gleicher Wurzel mit verschiedener Tonhöhe zu sprechen, wodurch dieselben völlig die Bedeutung wechseln. Aber diese sonderbare Eigenschaft teilen sie mit den Sprachen ihrer dunklern Nachbarn.

Die merkwürdigen Anklänge zunächst des Hottentottischen an nordafrikanische und weiterhin überhaupt an die geschlechtsunterscheidenden Sprachen hat man auch durch ethnographische Übereinstimmungen zu stützen gesucht. Wir erwähnen von solchen die Thatsache, daß aus dem hottentottischen Glauben und Aberglauben, wie reichlich auch Kaffernelemente herübergenommen sein mögen, doch die Mondverehrung so deutlich hervortritt, daß gerade darin ein Unterschied von dem Ahnen- und Geisterglauben der Kaffernvölker erkannt werden darf. Allerdings geht aber die Mondverehrung, wenn auch wohl schwächer, durch fast alle Negervölker, von welchen wir nähere Kenntnis besitzen. Größeres Gewicht wird auch kaum der Thatsache beizulegen sein, daß bei den Hottentotten die Weiber das Melken der Kühe besorgen, während bei den benachbarten Kaffern dies nicht nur herkömmlich das Geschäft der Männer, sondern den Weibern sogar verboten ist, den Viehkral zu betreten. Man möchte daraus höchstens schließen, daß die Viehzucht beiden aus verschiedener Quelle zugekommen sei. Die nordafrikanischen Viehzüchter verhalten sich hierin gleich den Hottentotten. Dagegen scheint es uns keineswegs glücklich, wenn man auch ein so spontanes Erzeugnis der menschlichen Seele wie die Poesie zum Beweise herbeiziehen will, so, wenn Bleek einen Anklang der hottentottischen Dichtung an die alttestamentliche jüdische in dem Vorwiegen des Parallelismus sieht, der allerdings sehr häufig in den Dichtungen jenes Volkes wiederkehrt. Ein poetischer Instinkt wie der, welchem diese Tendenz entspringt, ist doch zweifellos der denkbar unsicherste Stützpunkt einer ethnogenetischen Spekulation.

Nicht viel mehr Gewicht können wir den bei den Betschuanen heimischen Traditionen über eine Wanderung ihrer hellern Nachbarn von Osten her beimessen. Wer weiß, auf welchen Bruchteil dieses Volkes solche Überlieferung, wenn sie überhaupt gegründet sein sollte, sich bezieht! Dagegen möchte in diesem Zusammenhange die oft betonte geringe Widerstandskraft der Hottentotten gegen das heiße und feuchte Klima Zentralafrikas nicht zu übersehen sein. Es scheint, als ob diese anerkannt geringe Ausdauer der gelben Südafrikaner, wenigstens des hottentottischen Zweiges derselben, im heißfeuchten Innern Afrikas einer lange dauernden Anpassung an das kühlere Klima des Südens entspringe und damit

also für ein Verweilen seit Jahrtausenden in diesen gemäßigten Teilen spreche. Freilich müssen auch andre Motive mit in Betracht gezogen werden. Das nördliche Namaqualand umschließt in seinen wüstenhaften Strecken mit die heißesten Teile von Afrika, und doch ertragen hier die Hottentotten die trockne Hitze ebenso gut wie die Neger. Die Hottentotten wie die Damara, beide auch im kühlern Klima des Hochlandes gedeihend, sieht man oft, das Gesicht der Sonne zugewandt, auf dem heißen Sande liegen. „Ich bin überzeugt", sagt Chapman, „daß 10 Minuten in dieser Lage einem Europäer irgend eine Art von Sonnenstich zuziehen würden." Aber freilich sind die Nahrungsgewohnheiten der Hottentotten vielleicht ungünstiger als die irgend eines andern afrikanischen Volkes, wie schon Livingstone hervorhebt, wenn er sagt, daß Griqua und Hottentotten wegen ihres starken Fleischessens am wenigsten geeignet seien, in den Fiebergegenden der Tropen auszudauern. Und wahrscheinlich ist ihr gewohnheitsmäßiger starker Fettgenuß in dieser Richtung besonders schädlich.

Faßt man nun alles zusammen, was über die Beziehungen der hellen Südafrikaner zu einander und zu den übrigen Völkern des Erdteiles gesagt werden kann, so ist die körperliche Ähnlichkeit der beiden unzweifelhaft, während die sprachliche Verwandtschaft noch immer als unklar zu bezeichnen bleibt. Einige Thatsachen deuten auf nähere Beziehung zu den hellen Nordafrikanern als zu den dunkeln Negern, welche dazwischenliegen; doch geben alle bis jetzt nur Andeutungen, die erst wissenschaftlich näher festzustellen sein werden. Wir glauben also nicht fehlzugehen, wenn wir mit Theophilus Hahn ein buschmann-hottentottisches Urvolk annehmen, welches bis zum Beginne der von Norden her erfolgenden Kafferneinwanderung einen großen Teil, wahrscheinlicher aber das ganze Südafrika bis zum Zambesi und Cunene eingenommen habe, innerhalb dessen wohl eine Sonderung in die beiden Zweige, in welche es heute zerfällt, Hottentotten und Buschmänner, schon vor diesem großen Wendepunkte südafrikanischer Völkergeschichte Platz gegriffen hatte. Die neuern Entdeckungen buschmannähnlicher heller, kleiner Völker im Innern Afrikas werden vielleicht die Grenzen dieser hellfarbigen Stämme noch weiter nördlich verschieben und damit die einstige Zusammengehörigkeit derselben und die Existenz eines solchen afrikanischen Urvolkes wahrscheinlich machen, wie dies vor alters schon die Nachrichten von hellen, höhlenbewohnenden, acker- und haustierlosen Troglodyten im Sudan und am Roten Meere thaten. Ohne Zweifel ist aber die Südwanderung der Kaffern, welche an der Ostseite am weitesten ging und ohne den Widerstand der Europäer, auf welchen sie seit 1654 stieß, wohl bis zur äußersten Südspitze des Erdteiles sich fortgesetzt haben würde, in einer Weise vor sich gegangen, welche manchen Austausch von Anschauungen, Kenntnissen und Gebräuchen und wohl auch in erheblichem Maße Blutmischung zuließ; und es sind die Hottentotten, welche von diesen Einflüssen am stärksten betroffen worden. So würden wir also mit aller Arbeit von fast zwei Jahrhunderten glücklich wieder bei der Meinung angelangt sein, mit welcher P. Kolb seine Erörterung über die Ähnlichkeiten zwischen den Hottentotten auf der einen und den Juden sowie den Troglodyten der Alten auf der andern Seite schließt: „Meines Ortes lasse mich bedünken, daß dieses uralte afrikanische Völker sein, die, weil sie immer vertrieben und je länger je weiter von ihrem alten Sitze verjagt worden, sowohl aus denen dahin gebrachten Jüden als auch andern afrikanischen und absonderlich karthaginensischen Völkern sich zusammengeschlagen und endlich an diese äußerste Spitze des Landes begeben, daselbst sich gesetzet und häuslich in eine Versammlung begeben haben: und weil so vielerley Nationen gewesen, so habe immer eine von der andern was angenommen, jede aber ihre absonderlichen Gebräuche vergessen; daß also nunmehro ein verwirrter Zustand bei ihnen anzutreffen".

3. Die Buschmänner.[1]

„Der Buschmann ist das unglückselige Kind des Augenblicks."
G. Fritsch.

Inhalt: Körperbau. — Leistungsfähigkeit. — Wanderleben. — Grausamkeit und Mut. — Kleidung und Schmuck. — Waffen. — Wohnung. — Geräte. — Künste und Fertigkeiten. — Familienleben. — Politische Verhältnisse. — Religiöse Ahnungen. — Begräbnisweise. — Sagen und Tiergeschichten.

In der äußern Erscheinung des Buschmannes ist am hervortretendsten seine geringe Größe. G. Fritsch fand als durchschnittliche Höhe von sechs erwachsenen Männern 144,1 und von drei erwachsenen Buschmann-Hottentotten 140,2 cm. Die Schwankungen der einzelnen Individuen scheinen geringer zu sein als bei andern größern Rassen. Andre Messungen geben noch kleinere Resultate (Barrow 137,1, ebenso Burchell, Lichtenstein 121,9, Vincent 130 cm). Sehr bemerkenswert ist der verschwindende Abstand in der Größe der Männer und der Weiber. Derselbe Gewährsmann fand nämlich als Mittel aus den Messungen von fünf Buschmänninnen 144,8 cm, also sogar noch etwas mehr als für die Männer (Barrow fand 121,9, Martin 139,5, Cuvier 144,2 cm). Es ist auffallend, daß, während die Buschmänner den Hottentotten an Größe so erheblich nachstehen, ihre Weiber den Hottentottinnen kaum etwas nachzugeben scheinen. Der verkümmerte Eindruck dieser Zwerghaftigkeit wird noch vermehrt durch eine entsprechende Schlankheit des Baues in Verbindung mit großer Magerkeit, ja Dürre der Gliedmaßen. Schon die Kinder sind von Geburt an oder doch bald nach der Geburt mager, schlank und eckig und zeigen nichts von kindlicher Fülle der Formen. Fettleibigkeit kommt bei den Männern nur ausnahmsweise vor, und der Fettgehalt der Haut ist bei beiden Geschlechtern äußerst gering. Daher eine lederartig trockne Beschaffenheit der Haut, welche man mit der von gegerbtem Saffianleder mit um so größerm Rechte verglichen hat, als auch ihr feinerer Bau eine unregelmäßige, breitrissige Textur erkennen läßt. Wo zeitweilige Ausdehnung der Haut stattfindet, wie besonders am Bauche, an den Gelenken, zeigt dieselbe ihren Mangel an Elastizität durch starke Faltenbildung an. In der Färbung sind die Buschmänner noch

---

[1] Der jetzt allgemein gebräuchliche Name „Buschmann", der von Engländern und Franzosen auch als Bosjesman, Boschiman 2c. gebraucht wird, ist diesem Volke von den Kolonisten beigelegt worden. Er bedarf keiner Erläuterung; doch ist es vielleicht nicht überflüssig, hervorzuheben, daß dieser allgemeine Name besonders von den Engländern auch einigen Negerstämmen, z. B. der Westküste, beigelegt wird, welche nichts mit diesen Buschmännern zu thun haben. Sie selber nennen sich San, welches die Mehrzahl von Sab ist, und Sagua. Über den Sinn dieser Benennung ist man sich nicht klar. Th. Hahn führt zwei verschiedene Deutungen an, welche ihm beide zulässig zu sein scheinen: „Die uns am nächsten liegende Erklärung ist Parias, Verworfene, Gehetzte, eine Deutung, welche durch die Thatsache begründet ist; eine zweite Erklärung gäbe die Wurzel sau, folgen, wonach sie also die Knechte, Unterwürfigen wären". Wallmann, der ehemalige Missionsinspektor der Rheinischen, dann der Berliner Mission, will Sab von der Wurzel sa, ruhen, ableiten und erklärt daher: „die (ursprünglich) Seßhaften". Abgeleitete Benennungen, wie Saunqua, Sonqua u. a., kommen in ältern Akten des Kaplandes vor, werden aber immer mehr von dem „Buschmann" verdrängt. In einem amtlichen Berichte von 1685 heißt es z. B., daß Kapitän Claas, ein Hottentottenhäuptling, sich im Kriege befinde mit den „Sonqua, gemeinhin Bosjesmannen genannt". Die Kaffern haben, wo sie mit den Buschmännern in Berührung kommen, den Namen Abatoa, Bogenmänner, für dieselben, der sich ungezwungen aus der Thatsache erklärt, daß der Bogen für die Buschmänner nicht nur Hauptwaffe, sondern auch wegen der von demselben abgeschnellten Giftpfeile die gefürchtetste Waffe ist; und die Kaffern, welche mit Speer, Wurfkeule und Schild fechten, sowie die Hottentotten fürchteten diesen Bogen ungleich mehr als die Flinte der Boeren.



Buschmänner (nach Photographie im Besitze von Miß L. C. Lloyd in der Kapstadt).

immer hell gegenüber andern Äthiopiern. Einige lassen sie dunkler, andre heller als die Hottentotten sein. Der Grundton ist rötlich, dem Kupferroten zuneigend (Nr. 7 der Farbentafeln von Fritsch) und scheint, wo keine Vermischung eingewirkt hat, ziemlich beständig wiederzukehren. Die auffallende Hautausdünstung der eigentlichen Neger findet sich bei den Buschmännern nicht. Die schwache Entwickelung der Behaarung entspricht der geringen Stärke der Haut. Das Kopfhaar ist dem der Hottentotten ähnlich, aber schwächer; die einzelnen Haare sind enger gerollt und neigen ebenso wie dort zur Bildung verfilzter, pfefferkornähnlicher Knötchen, welche indessen nicht durch eine entsprechend ungleiche Verbreitung der Haarwurzeln bedingt sind. Das Haar ergraut im Alter, Kahlköpfigkeit tritt nur selten auf. Am Körper fehlt das feine Flaumhaar ganz, die gewöhnlich behaarten Stellen des Körpers zeigen nur stoppeligen, schwachen Haarwuchs, im Gesichte ist nur der Schnurrbart manchmal angedeutet, der Backenbart nie vorhanden.

Am Rumpfe ist der Hängebauch, den die Kapkolonisten „Armoed-Penz" nennen, vorzüglich bei jugendlichen Individuen eine hervortretende Eigentümlichkeit; auch nach Verschwinden seines nächsten Anlasses hinterläßt derselbe in den starken Bauchfalten und der Erweiterung des untern Brustkorbes seine Spuren. Die durch die allgemeine Magerkeit überall eckigen, mehr eingezogenen oder eingefallenen als gewölbten Umrisse bilden einen scharfen Gegensatz zu dieser hängenden Anschwellung, welche die untere Kreuzgegend unschön einzieht. Ein aus ihr sich ergebender Vorteil ist indessen die große Beweglichkeit der Lendenkreuzwirbel, welche die im Buschleben erwünschte Fähigkeit der Zusammenrollung auf einen möglichst engen Raum erzeugt. Die magern Gliedmaßen, deren Muskelstränge oft wie bei Mumien unter der schlaffen Haut sich herausdrängen, werden durch die hervortretenden Gelenke unschön. Doch mag der Billigkeit halber hier das Entzücken konstatiert werden, mit welchem der optimistische Levaillant von den Armen der Buschmänner, beziehentlich Buschweiber spricht. Dieser berühmte Reisende fand bekanntlich auch unter den Hottentottinnen Muster von Schönheit. Hände und Füße sind im Verhältnisse noch kleiner als bei den Hottentotten, aber doch ziemlich breit. Die Ferse ragt nicht besonders hervor. Der Daumen ist auffallend kurz. Bei den Frauen kommt der Fettsteiß ähnlich wie bei den Hottentottinnen, aber in leichtern Graden, vor, entsprechend ihrer so viel geringern Neigung zu Fettleibigkeit. Flower hat denselben schon bei einem zehnjährigen Buschmädchen nachgewiesen. Dagegen ist die eigentümliche Bildung der weiblichen äußern Geschlechtsteile, welche als „Hottentottenschürze" bekannt ist, eine regelmäßige Erscheinung. Mit der allgemein geringern Differenzierung der Geschlechter hängt auch die merkwürdige Thatsache zusammen, daß die Entwickelung der Brüste bei ältern Weibern oft eine täuschend geringe ist, während sie beim Manne bis zur Säugefähigkeit sich steigern soll. Auch die Hüften verraten wenig vom Geschlechte, nur das stärker geneigte Becken ist ein unverkennbares Merkmal des Weibes auch in dieser Rasse.

Das Gesicht ist durch die breitere Stirn, das geringere Hervortreten der Jochbogen und durch die stärkere seitliche Ausbreitung der Unterkiefer am ehesten einem Rechtecke zu vergleichen, entfernt sich also entschieden von der Form des Hottentottengesichtes. Die Augen stehen wagerecht, oft auch etwas schräg; mongolenartige Stellung kommt gelegentlich vor. Ihr scheuer, wilder Blick, ihr unruhiges Funkeln wird als ein charakteristischer Zug im Gesichtsausdrucke der Buschmänner hervorgehoben. Man kann denselben übrigens verschieden auffassen. Desmoulins glaubt z. B. etwas Günstiges zu sagen, wenn er meint, die Buschmänner würden ohne ihre „physiognomie vive et spirituelle" die häßlichsten aller Menschen sein. Die Nase ist an der Wurzel eingedrückt, der Rücken gebogen, die Spitze wie bei den Hottentotten aufgestülpt. Der Mund ist breit, die Lippen mäßig aufgeworfen, die Zähne mittelgroß und gerade gestellt. Aber die ganze Kieferpartie ist nach vorn

geschoben, so daß oft eine geradezu schnauzenförmige Gestaltung des untern Gesichtes entsteht, welche durch das abgerundete Kinn noch verstärkt wird. Große, abstehende Ohren, an denen das Läppchen nur angedeutet ist, tragen zu dem tierischen Gesichtsausdrucke noch bei, dem ein starker Prognathismus (Vortreten des Unterkiefers) in erster Linie zu Grunde liegt.




Ein Buschmann (nach G. Fritsch).




Eine Buschmännin (nach G. Fritsch).

Der Buschmannschädel ist gleich dem des Hottentotten lang und niedrig. G. Fritsch gibt als Breitenindex 73,9, als Höhenindex 70,2 cm an. Gewisse Besonderheiten, wie die Breite der Stirn, das geringere Hervortreten der Tubera parietalia, das Vortreten des Unterkieferwinkels, die schwache Entwickelung des Kinnes und die starke Prognathie, teilt der Buschmannschädel gleichfalls mit dem des Hottentotten. Von andern merkwürdigen Eigenschaften des Skeletes sind noch hervorzuheben der auffallend geringe Unterschied zwischen dem Becken des Mannes und des Weibes, welcher bei oberflächlicher Betrachtung geradezu verschwindend ist, und der allgemein gedrungene Bau aller Skeletteile,

der vorzüglich in den Extremitäten hervortritt. Sollte es mit dem zartern Knochenbaue, der auch beim Schädel wiederkehrt, zusammenhängen, daß die Buschmänner nicht selten vom Sonnenstiche getroffen werden, wie dies z. B. aus den Salzsümpfen östlich vom Ngami berichtet wird?

Die körperliche Leistungsfähigkeit ist nach der eben geschilderten Anlage mehr auf der Seite der Ausdauer als der augenblicklichen, konzentriert wirkenden Kraftäußerungen zu suchen. Sie sind bei ihrem leichten und sehnigen Baue ausgezeichnete Läufer, indem sie nicht nur andauernd laufen wie die Kaffern, sondern auch eine verhältnismäßig große Durchschnittsgeschwindigkeit erreichen. Sparrmann erzählt, wie er zum erstenmal einen Buschmann in Langekluf sah, welcher so mager war, daß er den Armen bedauerte, den das Fieber so heruntergebracht habe; aber als er ihn „mit der Schnelligkeit eines Vogels" laufen sah, überzeugte er sich, daß das nicht Krankheit, sondern Natur sei. Übrigens bestätigt dieser Reisende gleichzeitig die Fähigkeit der Buschmänner, sehr rasch fett zu werden. Gewisse Wildarten jagen sie mit vollem Erfolg, indem sie dieselben zu Fuße müde hetzen. Die oft hervorgehobene Schärfe der Sinne ist wohl hauptsächlich als ein Erzeugnis der durch das Jägerleben gebotenen Übung zu betrachten. Die Schärfe der Augen wird besonders hervorgehoben, und an Spürkraft sind sie unübertrefflich. Ebenfalls durch die Lebensweise angeeignet dürfte die Fähigkeit des Hungerns und Durstens und der raschen Erholung sein, ohne welche natürlich eine so „zufällige" Lebensweise wie die des Buschmannes nicht denkbar wäre.

Es ist schwierig, die geistige und gemütliche Anlage eines Volkes wie dieses zu bestimmen, welches im wahren Sinne des Wortes ein wildes ist; denn seine Lebensweise ist wenig dazu geeignet, Eigenschaften des Geistes und Gemütes zu zeigen, noch weniger, dieselben zu entfalten. Es möge gestattet sein, auf diese Schwierigkeit hier hinzuweisen, da wir uns derselben mehr oder weniger entschieden wieder bei jedem einzelnen Naturvolke gegenübergestellt finden werden. Man muß sich in acht nehmen, um nicht mit manchen Beobachtern über dieselbe zu straucheln. Burchell begegnete bei der Rückreise von Gariep nach Klarwater einer Buschmannhorde, über deren vollkommenen Mangel an Verstand er die abenteuerlichsten Mitteilungen macht. Doch mag man die Gründlichkeit und Tiefe seiner Beobachtung aus dem Umstande entnehmen, daß er diesen Naturkindern Fragen vorlegte wie: Welcher Unterschied ist zwischen guten und bösen Handlungen? die selbst ein hochzivilisierter Mensch nicht zu beantworten vermöchte. Die geistigen Fähigkeiten dieser Völker gehen fast ganz im Unterhalte und Genusse des Lebens auf, und sehr wenig bleibt übrig für die Gedanken über Dinge, welche nicht eng damit zusammenhängen. Man ist darauf angewiesen, die geistige Begabung hauptsächlich aus dem Grade von Geschicklichkeit zu folgern, mit welchem die für das Leben notwendigen Geschäfte, in diesem Falle also die Jagd, besorgt werden. Außerdem sind einige unvollständige Gedanken über überirdische Dinge, einige verblaßte und verworrene Überlieferungen zu verzeichnen, und damit sind die Zeugnisse geistigen Lebens erschöpft. Man muß sehr vorsichtig sein, um bei einem so armseligen Zustande des Gedankeninventars nicht von vollständiger Geistesarmut, Vertierung ꝛc. zu sprechen. Immer wird die Lebensweise der Buschmänner einen einzigen großen Milderungsgrund in der Beurteilung aller Seiten ihres Seelenlebens abgeben. Dies gilt in noch höherm Grade von denjenigen seelischen Äußerungen, die den Charakter eines Volkes ausmachen. Was ist hier Erzeugnis der äußern Umstände, welche in einer Urteilsfällung wie dieser immer mildernde sein werden, und was angeboren? Man darf zunächst nichts andres erwarten, als unberechenbare, sozusagen zusammenhangslose Äußerungen des Charakters zu finden. G. Fritsch faßt in der That sein ganzes Urteil über den Charakter des Buschmannes in die bezeichnenden Worte zusammen: „Der Buschmann ist das unglückselige

Kind des Augenblickes". Es will das sagen, daß jener Leichtsinn, welcher schon dem hottentottischen Stammgenossen in so hervorragend verderblichem Maße eigen ist, sich beim Buschmanne zu einer verhängnisvollen Unbedachtsamkeit steigert: sieht sich der Buschmann einer Entschließung oder einer That gegenüber, so scheint er allein die augenblickliche Neigung zu Rate zu ziehen, ohne sich durch etwas andres leiten zu lassen oder den möglichen Folgen auch nur einen Gedanken zu widmen. Daraus erklären sich alle jene Widersprüche, welche die Beurteilung des Buschmanncharakters so verschieden haben ausfallen lassen, und vor allem die Schlechtigkeiten, welche ihn zu dem bestgehaßten unter den südafrikanischen Eingebornen bei Farbigen und Weißen gemacht haben. Die Geschichte, welche Dumont d'Urville als selbst erlebt erzählt, daß im Jahre 1804 ein Kaffer, der nach der Kapstadt kam, auf den ersten Blick einen jungen Buschmann, den er unter der Dienerschaft des Gouverneurs sah, wie instinktiv tötete, ist nicht unwahrscheinlich. Fritsch' scharf gespitzter Ausdruck paßt allerdings auf alle Naturvölker, denn der Mangel an innerm Zusammenhange des Denkens und Handelns, an Folgerichtigkeit, ist bei allen der ihr Wesen und Wirken bestimmende Grundzug. Den Buschmännern ist aber diese Konsequenzlosigkeit wohl mehr als allen andern eigen, da auch ihre Lebensweise die zufälligste, von Gaben des Augenblicks abhängigste, also unberechenbarste, ist. Ein Blick auf diese Lebensweise, welche dem Begriffe der „Wildheit" fast mehr als die irgend eines andern Volkes entspricht, wird daher das natürlichste Mittel sein, um diesen Charakter verstehen zu lernen.



Eine junge Buschmännin vom Ngamisee (nach Photographie im Besitze des Herrn Dr. Fabri in Barmen).

Der Begriff Jägervolk deckt den ganzen Inhalt des Buschmannlebens in allen Altern und allen Lagen. Die Buschmänner sind das entschiedenste, einseitigste und zugleich auch geschickteste Jägervolk, das man kennt. Während ihr kleiner, schmächtiger, sehniger Körperbau, die Schärfe ihrer Sinne und ihre Fähigkeit, Hunger und Durst zu ertragen, diesem Leben die günstigsten Bedingungen darbieten, zeigt anderseits kein einziges Volk der Erde in solchem Maße scharfer Ausprägung die Wirkungen des umherschweifenden Lebens und des Angewiesenseins auf Jagd und Fang der Tiere zum Lebensunterhalte wie das Buschmannvolk. Abhängig vom Wilde, ist der Jäger genötigt, mit diesem seinen

Aufenthalt zu wechseln. Er kann nur in kleinen Trupps zusammenleben, da größere Gemeinden das Wild verscheuchen, und da auf einem gewissen Raume immer nur wenige von der Jagd sich zu nähren vermögen. Es wirkt dieses Leben ungünstig auf die Volksvermehrung, indem die schwangern Frauen und die Kinder alle Strapazen ihrer Männer mitzumachen haben und die notwendige Ruhe und Pflege fast völlig entbehren müssen. Es fehlt also ganz jene Bedingung eines ruhigern, zu dauerhaften Kulturerwerbungen befähigenden Daseins, welche in der Zusammenschließung einer größern Anzahl von Menschen zu wenn auch noch so lockern Gemeinden oder Stammesverbänden gegeben ist. Das Individuum ist es, das unter solchen Verhältnissen sich entfaltet, nicht die Gesellschaft. Daher die bewundernswerte Ausbildung aller Fähigkeiten, welche der Einzelne zur Erreichung seiner Zwecke in diesem wilden Leben braucht, bei völligem Mangel alles dessen, was man soziale Instinkte nennt. Neben einer großen Schärfe der Sinne und neben bewundernswerter körperlicher Zähigkeit und Ertragungsfähigkeit ein wildes Selbstbewußtsein, dessen Ausfluß eine trotzige, bis zur Todesverachtung gesteigerte Tollkühnheit ist, und ferner eine Kenntnis der Natur, welche eine in diesem Maße selten wiederkehrende Ausbeutung ihrer verborgensten Hilfsquellen gestattet: dies sind die Hauptcharakterzüge dieses echtesten Jägervolkes.

Vom Kulturgesichtspunkte aus betrachtet, sind dies keine löblichen Züge, denn sie stehen den Interessen der Kultur meist gerade entgegen. Aber eins veredelt sie, was freilich dem Tiere in ebenso hohem Grade eigen ist: die Freiheitsliebe. Der Buschmann, nach Anlage und Lebensweise in manchen Beziehungen vielleicht auf der niedrigsten Stufe unter den Afrikanern stehend, ist durch seine unbeugsame Freiheitsliebe ihnen allen überlegen. Ungleich seinem hottentottischen Stammesgenossen, der sich zu nichts so gut wie zum Diener und Knechte schickt, beugt sich die Buschmannsnatur keinem Sklavenjoche, und nie verläßt ihn in der Gefangenschaft der wilde Freiheitsdrang, welcher den echten Natursohn kennzeichnet. Was ihn darin beengen könnte, ist ihm verhaßt, und er führt nicht nur aus Notwendigkeit, sondern darüber hinaus oft genug aus keinem andern Antriebe als wildem Hasse und Zerstörungslust Krieg gegen alles, was von seiten der Weißen und Schwarzen diesen starken Trieb einschränken will, vor allem gegen die Herden, denen zuliebe seine Jagdgründe immer mehr zurückgedrängt wurden. Solange man vom Buschmanne weiß, kennt man ihn auch als Viehdieb. Die Interessen der Hottentotten und Weißen sind aber gerade hier am Kap so eng verknüpft mit ihren Herden, daß deren Verletzung allein schon hinreichte, um den Buschmann zum gemeinsamen Feinde zu stempeln. Was ihn aber ganz vogelfrei macht und gewissermaßen außerhalb der Grenze des Menschlichen stellt, das ist die nutzlose Grausamkeit, mit welcher er seine Räubereien ausführt. Er ist der Anarchist unter den Südafrikanern. Wir wissen schon aus ältern Schilderungen, daß es Sitte der Buschmänner ist, das geraubte Vieh, welches sie nicht forttreiben können, zu töten oder es elend verschmachten zu lassen, nachdem sie ihm die Sehnen der Fersen durchgeschnitten. Sie sind seit 200 Jahren darin nicht besser geworden. Auch die meuchlerischen Anfälle auf die Hirten oder sonstige vereinzelte Menschen, die in ihren Bereich kommen, gehören dahin.

Man begreift, daß Menschen, deren Handwerk der Mord, wenn auch der Mord des Wildes ist, kein tieferes Mitgefühl für die Haustiere haben können, die ihnen ja ebenfalls nur wie Wild vorkommen. Aber es scheint wenige wilde Völker zu geben, bei denen mildere Gefühle, die doch vereinzelt überall vorkommen, so ganz selten sind wie bei diesem. Freilich ist das Problem ein halb soziales, denn der Buschmann ist ein Individuum außerhalb jeder gesellschaftlichen Organisation. Er weiß davon bei seinen eignen Leuten ebensowenig wie bei denen, welche ihm ohne weiteres feindlich zu sein scheinen, weil sie

eine andre Sprache sprechen und andre Sitten haben als er selbst. Sein einziger Besitz sind seine Waffen. Sein Familienzusammenhang ist ein äußerst lockerer. Woher sollen also mildere Gefühle bei ihm kommen? Und neben alledem ist er nicht weich von Natur angelegt, sondern seine Seele scheint etwas von der dürren, harten Sehnigkeit seines Körperbaues angenommen zu haben. Oft muß man bei ihm an jeder menschlichen Regung zweifeln. Livingstone führt einen alten Buschmann als Beispiel eines anscheinend jedes Moralgefühles, jeder bessern Gewissensregung entbehrenden Menschen an. „Als unsre Geschenke an Fleisch sein Herz erwärmt hatten, erzählte er beim Feuer seine frühern Abenteuer und unter andern die Ermordung von fünf Buschmännern: ‚Zwei‘, zählte er an seinen Fingern, ‚waren Weiber, einer ein Mann und zwei Kälber‘. ‚Welch ein Schurke seid Ihr, daß Ihr Euch rühmt, Weiber und Kinder Eures eignen Volkes zu töten! Was wird Gott sagen, wenn Ihr vor ihm erscheint?‘ ‚Er wird sagen, daß ich ein tüchtiger Kerl war!‘ Dieser Mensch“, fährt Livingstone fort, „erschien mir vollkommen gewissenlos und von Natur jedes Gefühles von Verantwortung bar zu sein; als ich ihn aber durch weitere Gespräche etwas aufzuklären suchte, entdeckte ich, daß er, wiewohl das Wort anwendend, welches die Betschuanen für Gott haben, immer nur die Idee eines Häuptlinges im Sinne hatte und zwar Sekomis, von welchem er gegen eine Schar aufrührerischer Buschmänner gesandt worden war.“

Gewiß hat der Buschmann eine härtere Seele als der Hottentott oder Neger. Dies beweist seine Grausamkeit, aber auch sein Mut, von welchem wunderbare Geschichten erzählt werden. Buschmannknaben, die Raubtiere an der Zunge festhalten; Jäger, die ohne alle Waffen einen Löwen umstellen, um ihn durch vorsichtige Beunruhigung nach einem gewünschten Ziele hinzutreiben; Einzelne, die mit ihrem ärmlichen Bogen sich gegen eine ganze Schar von Weißen stellen, und dergleichen kehren in allen Reiseschilderungen vom Kap wieder. Wichtiger ist aber das Urteil der dortigen Einwohner. „Oft genug“, sagt G. Fritsch, „habe ich von kundigen Leuten daselbst die Versicherung gehört, daß sie sich mit einem Dutzend gezähmter Buschmänner auf ihrer Seite vor hundert Kaffern nicht fürchteten; auch würde ich selbst die Partei der erstern wählen.“ Es wird unter diesen Verhältnissen verständlich, daß die Furcht eine große Rolle in den Gefühlen spielt, welche die andern Völker dem Buschmanne entgegentragen. Hat dieselbe doch sogar auf die Entwaldung Südafrikas zurückgewirkt, indem die Kolonisten, um das Anschleichen der Buschmänner zu verhüten, alles Buschwerk in der Nähe ihrer Wohnungen beseitigten!

Die reiche Quelle von Einsicht in das Wesen irgend einer Gruppe von Naturmenschen, welche der Übergang derselben in zivilisiertere Verhältnisse erschließt, kann, wie man sieht, für den Buschmann nur höchst spärlich fließen; denn es kommt selten vor, daß er in den „gezähmten“ Zustand übergeht, und noch seltener, daß er in demselben verharrt. Und diejenigen Buschmänner, welche an die Weißen sich angeschlossen haben, stehen so sehr im Verdachte, gemischten Blutes zu sein, daß kritische Leute schon heute daran verzweifeln, in der Kapkolonie noch irgend einen reinen Buschmann zu finden. Um so weniger möchten wir hier eine von Kaffernhand gezeichnete originelle Skizze des Buschmannes übergehen, welche sich in einer von den Kaffernerzählungen findet, mit welchen uns der Missionar Callaway bekannt gemacht hat. „Die Abatoa sind ein bei weitem kleinerer Schlag als andre Menschenkinder; sie verstecken sich unter Gras und schlafen in Ameisenhügeln; sie gehen in die Nebel; sie leben in den hoch gelegenen Felsen; sie haben kein Dorf (d. h. keine festen Wohnsitze); ihre Heimat ist da, wo sie Wild töten; sie verzehren es ganz und ziehen weiter. Das ist ihre Lebensweise.“ Und weiter bemerkt derselbe Erzähler: „Sie sind sehr gefürchtet; sie sind nicht furchtbar durch ihre Körpergröße oder ihre menschliche Erscheinung, im

Gegenteile, sie haben keine menschliche Gestalt, von Größe ist keine Rede; sie sind winzige Dinger, welche unter dem Grase verschwinden. Unversehens wird der Jäger die Nähe des Abatoa gewahr, wenn er bereits von dem Pfeile desselben durchbohrt ist; aber den, welcher den Pfeil abschoß, sieht er nicht. Die Abatoa sind wie Fliegen, die man nicht kommen sieht." Ein guter Kenner der Erzähler und der Geschilderten setzt hinzu: „Diese Skizze ist etwas roh in ihren Umrissen, echt kafferisch, aber handgreiflich. Die wesentlichen Merkmale des Buschmannes sind darin angegeben."

Es ist sehr bezeichnend, daß die an starken Wechselfällen so reiche Missionsgeschichte von Südafrika auf keinem Gebiete so entschiedene Mißerfolge aufzuweisen hat wie gerade auf dem der Buschmannmissionen. Diese Missionen begannen mit der am Zakflusse, als deren erster Veranstalter ein Landmann, Namens Florus Fischer, erscheint, welcher in den Buschmännern den Wunsch nach religiöser Anleitung zu erkennen glaubte und welcher zu den ersten seines Standes gehörte, die durch ehrlichen Vertrag sie von ihren räuberischen Gewohnheiten abzubringen und die Quelle endloser Streitigkeiten zu verstopfen suchten. Aber die auf seine Anregung am Zakflusse gegründete Station konnte in erster Linie die Buschmänner nur durch reichliche Gaben von Tabak um sich vereinigen; die wenigen, welche ihr treu blieben, wurden von ihren Stammesgenossen beständig bedrängt und bedroht, und das Leben des ersten Missionars, eines Deutschen, Namens Kicherer, schwebte in beständiger Gefahr. So mußte diese Mission 1806 aufgegeben werden. Ähnlich erging es den Missionen, die wenig später in Toornberg (jetzt Colesberg) und in Hephzibah, dann am Caledonflusse begründet wurden. Bald waren es Feindseligkeiten der wilden Buschmänner, bald Reibereien mit den Ansiedlern der Nachbarschaft, zu einem guten Teile aber stets die Ungeneigtheit der zu Bekehrenden, sich zu einem ruhigen, arbeitsamen Leben zu bequemen, welche alle Mühen fruchtlos machten. Es ist bezeichnend, daß die letztgenannte Station erst dann aufblühte, als sie von den Buschmännern ganz verlassen und zu einer Betschuanenmission geworden war. Als solche hat sie (unter dem später angenommenen Namen Béthulie) unter der Leitung französisch-protestantischer Missionare viel Gutes gestiftet. Als menschlich anziehende Thatsache, die freilich mehr nur Kuriosität ist, sei hier noch angeführt, was Casalis als eigne Beobachtung erzählt, daß nämlich ein Betschuanenhäuptling, der „etwas philanthropisch" war, eine Anzahl von Buschmännern sammelte, ihnen Vieh gab und sie den Boden bebauen ließ. Nach zwei oder drei Generationen waren dieselben umgewandelt und entfernten sich in Größe und „contours musculaires" nicht mehr von den bestgebauten Hottentotten.

Der Buschmann kleidet sich in sehr unvollkommener Weise, welche in keinem Verhältnisse zur Rauheit des Klimas seiner Wohnsitze steht. Er bestätigt den Satz, daß bei den Naturvölkern die Kleidung nicht in erster Linie von dem Bedürfnisse, welches das Klima erzeugt, sondern von der Kulturstufe abhängig ist. So genügt dem Buschmanne häufig ein dreieckiges Stückchen Fell, das zwischen den Beinen durchgezogen und um die Hüften mit einer Schnur befestigt wird. In der Nachbarschaft der Hottentotten nehmen sie deren die Blößen etwas besser bedeckenden Jakal an, den jedoch häufiger die Weiber tragen. Nicht immer steht ihnen ein aus Fellen zusammengenähter Karoß zur Verfügung, den sie bei Tage um die Schultern tragen, um sich des Nachts in ihn einzuwickeln. Es ist nicht übertrieben, wenn man diese Spärlichkeit der Kleidung zum Teile mit dem Hinweise auf die Schmutzkruste erklärt, welche der Buschmann auf allen Teilen seines Körpers trägt. Lichtenstein beschreibt die ersten Buschmänner, welche er sah, folgendermaßen: „Die Farbe ihrer Haut war nur an wenigen Stellen erkennbar, ein dicker Überzug von Asche und Fett deckte wie eine Rinde das Gesicht und die magern Glieder. Nur unter den Augen, die von dem Rauche des qualmenden Feuers, an welchem sie zu

sitzen lieben, oft thränen, war ein kleiner Fleck rein gewaschen, an welchem man die eigentümliche gelbliche Farbe der Haut erblickte." Alle, welche die Hautfarbe der Buschmänner zu studieren wünschten, klagen über die Unmöglichkeit, dieselbe unter der Kruste herauszuerkennen, mit der teils Nachlässigkeit, teils absichtliches Schmieren sie bedeckten. Auch

Buschmannfrauen mit Karoß, Amulett und Schmuck (nach Photographie von G. Fritsch).

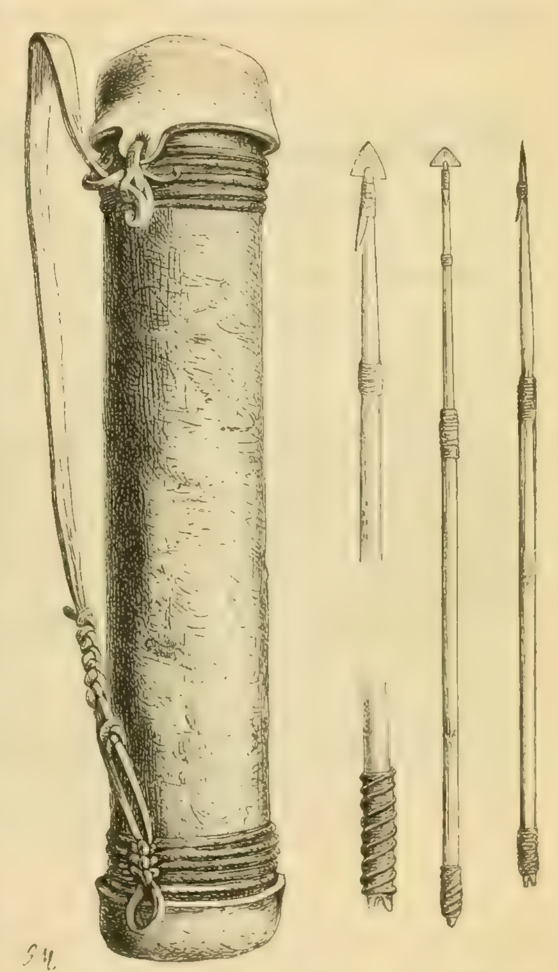
scheint sich der Buschmann der Nützlichkeit dieser braunen Schale, in die er sich hüllt, wohlbewußt zu sein. Meinte doch (nach Th. Hahn) einer von ihnen, den man auf die Schmutzkruste seiner Haut aufmerksam machte: „Dreck wärmt!" Indessen entsteht dieselbe nur bei den von der „Hottentottenkultur" etwas mehr beleckten Buschmännern durch Beschmieren mit der vielbeliebten Buchusalbe, bei den urwüchsigen ist sie ein Erzeugnis der unreinlichen Gewohnheiten. Gehört es doch zu den am häufigsten geübten Sitten des Buschmannes, sich sein Nachtlager in Sand und Asche zu machen, die durch ein darüber angezündetes Feuer erwärmt worden sind, oder sich in Ameisenbauten zu betten.



Ein Armband, mit Muscheln (Cypräen) besetzt (Museum für Völkerkunde, Berlin). Vgl. Text, S. 61.

Die Schamhülle der Frau ist gewöhnlich größer als die des Mannes und mit ledernen Fransen besetzt, und zum Unterschiede vom Manne hat sie den Karoß in einen Tragmantel umgewandelt, welcher etwa vorhandenen Kindern Schutz gewährt. Männer wie Frauen tragen oft Sandalen aus Fell oder Bastgeflecht, aber nicht selten durchschreiten

sie barfuß Dorngestrüppe und glühenden Sand. Der Schmuck ist sehr spärlich und wenig kostbar. Einige Messing- oder Eisenringe, eine Kette dunkler Perlen, die von den Nachbarstämmen geringgeschätzt werden und welche die Buschmänner entweder für geleistete Dienste von diesen oder für Straußfedern und Häute von den Europäern erlangen, selbst beliebige Stücke Eisen oder Messing, die ihnen gelegentlich in die Hände kommen, schmücken den Hals oder die Haare. Viel natürlicher steht ihnen aber der Schmuck, den sie aus Jagdtrophäen bereiten: Federn oder Hasenschwänze im Haare; Zähne, Klauen, Hörner, Muscheln, am Halse und am Arme aufgereiht. In kurzen Ziegenhörnern oder in den zierlichen Schalen einer kleinen Landschildkröte tragen sie Tabak, Salben oder Amulette voll geheimnisvoller Heilkräfte an der Hüfte oder am Halse. Ein auf einen Stock aufgezogener Schakalschwanz versieht die Dienste unsers Taschentuches.



Ein Köcher aus Aloerinde und Leder. Pfeile (Museum für Völkerkunde, Berlin).

Notwendiger als Kleidung und Schmuck gehören zum Aufzuge des Buschmannes seine **Waffen**. Er entbehrt eins oder das andre von jenen; man sieht mitunter Individuen, welche sogar sehr wenig davon haben, und der Buschmann könnte in seiner Begnügsamkeit und Abgehärtetheit ganz ohne sie auskommen. Aber seine Waffen verschaffen, ermöglichen ihm das Leben, und sie sind zugleich fast die einzigen und jedenfalls die merkwürdigsten Erzeugnisse seiner Kunstfertigkeit. Es sind Bogen, Pfeile und Wurfkeule (Kirri). **Bogen und Pfeil** sind die nationalen Waffen des Buschmannes, die er allein unter allen Südafrikanern mit großem Geschicke herzustellen und zu benutzen weiß. Der Bogen hat gewöhnlich eine Länge von 5 Fuß, ist also höher als der Mann selbst, und besteht aus einem mäßig gebogenen Stabe harten Holzes, der in der Mitte dicker ist, und einer strohhalmdicken Sehne, die aus Tiersehnen (nach Sparrmann aus denen einer wilden Katze) zusammengedreht wird. Pfeile gibt es sehr verschiedenartige. Am häufigsten sieht man solche, deren Schaft aus fingerdickem Rohre besteht, das mit Faden umwickelt, um nicht zu spalten, und am untern Ende zum Auflegen eingekerbt ist. Am obern Ende ist ein Knochen (am häufigsten vom Wadenbeine einer Antilope oder den sehr harten Beinknochen des Straußes) eingefügt, der entweder selbst Pfeilspitze ist, oder welchem als Spitze ein kleines dreieckiges Stückchen Eisen eingesetzt wird, das dann mit diesem Knochen durch ein röhrenförmiges Zwischenstück verbunden ist. Im Münchener Museum befindet sich ein Buschmannpfeil, dessen Spitze aus einem Glasplättchen besteht, das einfach in ein geschnitztes Holzstäbchen eingesetzt ist. Die einfachsten Pfeile sind aber

solche, deren Spitze nur durch das zugespitzte Rohr gebildet wird. In sinnreicher Weise ist oft durch Einkerbung des Zwischenstückes Sorge getragen, daß der Schaft abbricht, sobald der Pfeil sitzt, oder es ist beim Ansatze der Pfeilspitze ein kleines vergiftetes Plättchen widerhakenartig angebracht, welches sich leicht abstreift und in der Wunde zurückbleibt. Immer ist das Vorderende schwer, und seine einzelnen Teile sind durch Sehnen zusammengebunden, während in das hohle Hinterende häufig eine gerade Feder eingesteckt wird, um den Flug zu sichern. Was nun dieser Waffe, die an sich schon bei aller Einfachheit sinnreich genug ausgedacht ist, ihren großen Wert und unter Umständen eine große Gefährlichkeit in der Hand des Buschmannes verleiht, das ist ihre Vergiftung, worüber wir noch Näheres berichten werden (s. unten, S. 65). Hier sei nur noch erwähnt, daß für verschiedene Zwecke verschiedene Pfeile dienen: die einfach zugespitzten Rohrpfeile für kleinere, die mit Knochenspitzen für größere Tiere, die mit Eisenspitzen für die großen Raubtiere, unter welchen für den Buschmann auch der feindliche Mensch rangiert. Demgemäß schwankt auch das Maß der Vergiftung. Die erstern sind gar nicht vergiftet, während die letztern dick mit Gift überzogen sind. Die Länge der Pfeile schwankt zwischen 2 und 3 Fuß.

Pfeile (nach Wood). a Pfeil mit Eisenplättchen in natürlicher Größe; b und c Giftpfeile, verkleinert.





Grabstock und Beschwersteine (Museum für Völkerkunde, Berlin). Vgl. Text, S. 63.

Man hat sich hinsichtlich der Entfernung, auf die der Buschmann zu treffen vermag, übertriebenen Vorstellungen hingegeben, wie ja überhaupt der Kulturmensch geneigt ist, die Kraft zu überschätzen, welche der Naturmensch in Körper und Sinnen, die er so einseitig ausbildet, zu entwickeln vermag. Der Buschmann trifft auf 60—80 Schritt sicher, was für einen Jäger von seiner Feinheit des Gehöres und Geräuschlosigkeit der Bewegung mehr als genügend ist; darüber hinaus (er wirft seine Pfeile über 200 Schritt weit) trifft er wegen der unberechenbaren Flugbahn seines Geschosses wohl noch senkrechte Gegenstände, mit weniger Sicherheit aber wagerechte. Zu Pfeil und Bogen gehört notwendig der Köcher, der gewöhnlich aus der Rinde der Aloë perforata (Kokerbaum der Boeren) oder aus Baumrinde gefertigt, mit Boden und Deckel aus Leder versehen oder auch ganz mit Leder überzogen ist. Sparrmann sah Köcher, deren Rand mit der Haut einer gelben giftigen Schlange eingefaßt war. Ein solcher Köcher faßt etwa 30 Pfeile und dazu noch ein Stückchen Holz mit zerfaserter Spitze als Pinsel zum Auftragen des Giftes, die Feuerhölzer und öfters auch noch einen Stein zum Schärfen der Pfeile. Auf dem Kriegs- oder Jagdpfade aber werden die Pfeile, um sie schußbereit zu halten, und wohl auch, um den

Feind zu schrecken, strahlenförmig um die Stirn herum befestigt. Mehr nebensächliche Waffe ist die Keule oder besser der Knüppel, Kirri, ein $^1/_2$ m langer Stock mit derbem, faustdickem Knopfe, gewöhnlich aus dem harten Holze der Giraffenakazie gefertigt, der als Wurf- und Schlagstock benutzt wird. Assagaie und Messer sind fremder Einführung. Zur weitern Ausrüstung gehören ein nahtloser Quersack aus Antilopenhaut, ein Netz aus Mimosenfasern, welches Vorräte, vor allen den Wasservorrat in mit Gras verstopften Straußeneierschalen oder wohl auch in Häuten, birgt, und der Grabstock, welcher mit einem durchgesteckten Steine nach der Spitze hin beschwert ist, um ihn kräftiger zum Ausgraben von Wurzeln oder im Boden verborgener Tiere oder selbst zur Anlegung von Fallgruben zu machen (vgl. Abbildung, S. 62).



Buschmannhöhlen (nach G. Fritsch).

Der Buschmann besitzt in der Regel keine Wohnungen, die er sich selbst verfertigt, nicht einmal Zelte aus Haut wie andre Wanderstämme. Er sucht sich Felsenritzen, Höhlen, geschützte Stellen unter überhängenden Steinen, und wo er solche günstige Gelegenheiten nicht findet, legt er sich in trockne Rinnsale oder in die verlassene Grube eines Ameisenbären. Es ist bereits ein Fortschritt hierüber hinaus, wenn er die Zweige eines Strauches zur Erde biegt und sie mit andern Zweigen und Moos verflicht, um einen Windschirm zu bilden, unter dem er sich ein Lager aus dürrem Laube und Moose aufschüttet. Bis zum Hüttenbaue schreitet er in den seltensten Fällen fort; wo er auf längere Zeit wegen der Ergiebigkeit der Jagd eine offene Gegend zum Aufenthalte wählt, die keine natürlichen Schlupfwinkel bietet, bequemt er sich wohl dazu, Pfähle in die Erde zu treiben und sie mit Zweigen, Röhricht und Fellen zu schützenden Wohnungen auszubauen. In solchen Fällen schwingen sich die Frauen sogar zum Flechten roher Matten auf. Aber die Lebensweise des Buschmannes läßt auch diese Wohnstätten nie dauerhaft werden. In den felsigen Gegenden der Bauernfreistaaten soll er sich dagegen auf Bergen Ringwälle aus locker aufeinander gelegten Steinen als dauernde Schlupfwinkel und Festen aufgeführt und mit mehrfachen Kränzen von Fallgruben umgeben haben. Barrow beschreibt sogar eine Art Kral aus fünfundzwanzig allerdings ärmlichen Strohhütten, die nicht ganz ohne Sorgfalt gemacht waren.

Von Hausgerät kann unter diesen Verhältnissen keine Rede sein, denn was der Buschmann nicht mit sich tragen kann, kann er auch nicht brauchen. Selbst Haustiere erscheinen ihm, so oft er sie auch zu Tausenden geraubt hat, als eine Last, deren er sich durch Tötung und Aufzehrung möglichst rasch zu entledigen sucht. Auch Jagdhunde sind nur mehr zufällig bei ihm zu finden. Barrow sah bei Buschmännern einen Hund, den er als eine Art kleinen, spitzschnauzigen Schäferhundes beschreibt, und der im Gegensatze zu seiner Herrschaft von einem erstaunlichen Embonpoint war, da er mit größerm Fleiße die Ameisenlarven ausscharrte, welche auch jener Lieblingsnahrung bildeten. Mag sein, daß schon allein diese Konkurrenz dem freien und faulen Völkchen unbehaglich ist. Die bei andern niedrig stehenden Völkern so allgemein verbreitete Töpferei fehlt hier vielleicht nur darum fast vollständig, weil sie wegen Ungeeignetheit ihrer Erzeugnisse für den leichten Transport beim umherschweifenden Leben eine „verlorne Kunst" wurde. Für diejenige Thätigkeit des Buschmannes, welche neben der Jagd und überhaupt der Nahrungssuche sein Dasein ganz ausfüllt, nämlich für das Essen, braucht er keine andre Vorrichtung als Feuer, welches, gleichwie bei andern Naturvölkern, durch Aneinanderreiben harten und weichen Holzes erzeugt wird. Das weiche Holz ist ein flaches Stück mit kleinen Gruben; das harte bildet einen unten wenig ausgehöhlten Stab, welcher oben wohl in einen Röhrenknochen gefaßt ist, um das rasche Drehen desselben in einer von jenen Gruben zu erleichtern. Während der Fuß das flache Stück festhält, drehen die Hände den Stab, bis genug Hitze erzeugt ist, um etwas dazwischengelegten Zunder zum Glimmen zu bringen. Eine zweite Person facht dann mit leicht entzündbarem Materiale die Funken zur Flamme an. Die Zubereitung des Fleisches beim Feuer geschieht gewöhnlich nur in der Weise, daß die einzelnen Stücke für kurze Zeit ins Feuer geworfen werden, mehr um ihnen den brenzligen Geschmack zu geben, als um sie gar zu machen. Das Ausweiden geschieht oft unvollständig. Th. Hahn sagt, er habe gesehen, wie sie einen Hasen mit Haut und Haaren in die glühende Asche scharrten. Ganz roh genießt der Buschmann von tierischer Nahrung nur Insekten, vor allen Läuse, und die sehr beliebten Eier der weißen Ameise. Wild zieht er aller andern Nahrung vor; außerdem nimmt er aber mit allem Eßbaren vorlieb, ohne nach dem mehr oder weniger einladenden Äußern oder der Verdaulichkeit zu fragen. Eidechsen, Schlangen, selbst giftige, wie man sagt, denen das Gift zum Zwecke der Pfeilgiftbereitung entzogen wurde, Frösche, Würmer, Raupen, Larven genießt er mit Behagen. Honig gehört zu seinen Lieblingsspeisen, und ähnlich den Australiern betrachten auch die Buschmänner die Bienenstöcke, welche sie entdeckt haben, als in erster Linie ihrer Familie oder Horde gehörend. In diesem Falle scheint der sonst kaum zu bemerkende Eigentumssinn sehr deutlich hervorzutreten. Das Pflanzenreich liefert ihm namentlich Zwiebeln und Wurzeln, deren Vorhandensein er auch bei völliger Dürre des oberflächlichen Pflanzenwuchses an ihren Krautresten oder an dem hohlen Tone erkennt, welchen der Boden bei einem Schlage mit dem Kirri gibt. Er ißt auch trotz ihrer Bitterkeit die wilde Wassermelone, deren Saft oft das einzige Mittel zur Durstlöschung in weitem Umkreise bietet. Gleich dem Hottentotten ist er ein leidenschaftlicher Raucher. Geht ihm der Tabak aus, so befeuchtet er mit der Tabaksbrühe gewisse Blätter, um von ihrem Rauchen einen, wenn auch geringen, Nachgenuß zu haben (Campbell).

Bei dieser beispiellosen Genügsamkeit so viel Wissen und Können! Man hat mit Recht den Buschmanncharakter extravagant genannt. Wieviel bequemer könnte er leben, wenn er sein erstaunliches Wissen von der Natur, deren Gaben er alle bis auf die elendesten und ekelhaftesten herab durchprobiert hat, mit Fürsorglichkeit verwertete! Freilich müßte er dann etwas von seiner Ungebundenheit aufgeben, und hier liegt offenbar der Faden, welcher ihn an sein so zufälliges, zwischen Elend und Genuß schwankendes Leben bindet.





Ein seltsames Bündel von Fertigkeiten und Künsten ist dieses rätselhafte Volk. Es ist wenig Stärke, wenig Imponierendes in den Buschmännern, wenn nicht das plötzliche Aufraffen zu verzweifeltem Mute; ihre Fertigkeiten gehören alle der schwachen Seite an, der durch äußerste Not gesteigerten Findigkeit, der List des Kraftlosen, der Verstellung und Nachahmung. Wir haben die Kleinheit und Ärmlichkeit des Körperbaues hervorgehoben, wobei wir uns freilich geflissentlich hüteten, in eine der Übertreibungen zu verfallen, denen naturphilosophisch angehauchte Reisende huldigten, welche in den Buschmännern von vornherein den niedrigsten, d. h. affenartigsten, Teil der Menschheit und damit fast selbstverständlich eine zur Ausrottung durch ihre höher stehenden „Brüder" bestimmte Rasse erkannten. Ebenso haben wir die Natur ihrer Wohnplätze zu schildern versucht. Beiden gegenüber kann man auch bei der maßvollsten Betrachtung nicht leugnen, daß die Natur kaum irgend ein Volk der Erde ärmer ausgestattet, ungünstiger gestellt hat im großen Kampfe ums Dasein. Doppelt anziehend ist die Betrachtung der Mittel und Wege, auf die dasselbe verfiel, um in seiner gottverlassenen Entblößung sich selbst zu helfen. Wenig geeignet,



Ein Giftmesser mit getrocknetem Giftsafte (Museum des Berliner Missionshauses).

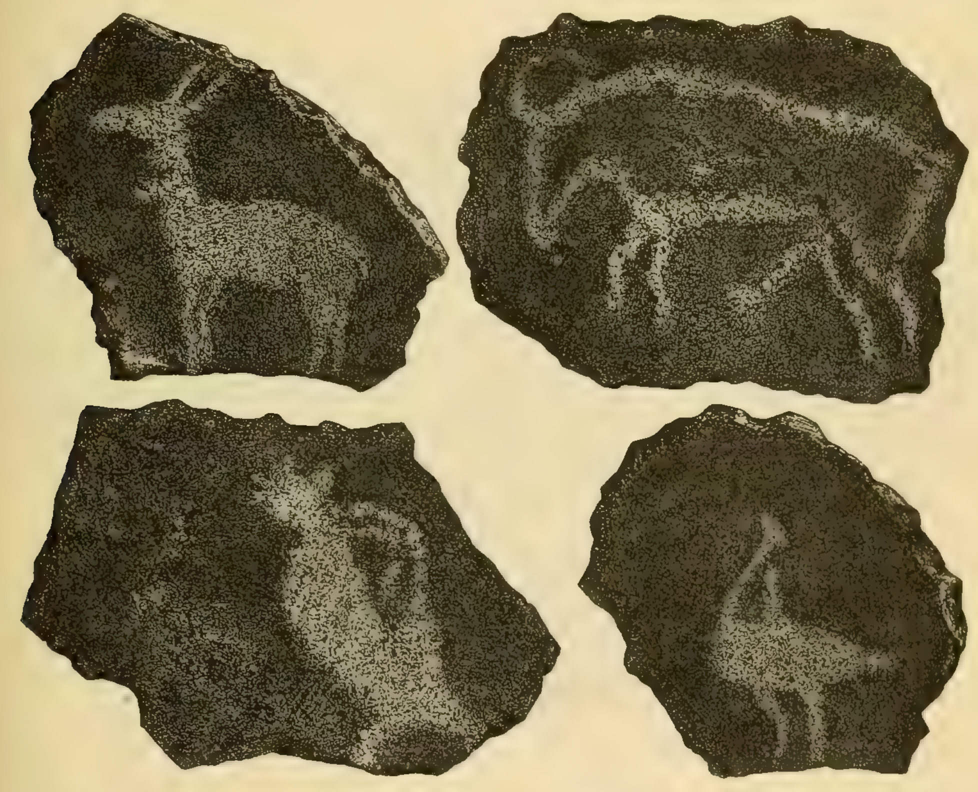
durch die Stärke seines Armes den Feind zu bezwingen oder das Wild zu erlegen, welches er zu seinem Lebensunterhalte brauchte, griff der Buschmann tiefer als jedes andre Naturvolk in die Geheimnisse der reichen ihn umgebenden Natur und wurde das einzige von den Völkern dieses Erdteiles, das als Waffe vergiftete Pfeile führt.

Das Gift der Buschmannpfeile ist sehr stark. Selbst größere Tiere tötet es in wenigen Stunden. Über seine Bereitung weiß selbst der natur- und arzneikundigste unter den neuern Südafrikareisenden, G. Fritsch, nichts Sicheres zu berichten. Die Bereitung, sagt er, wird geheimgehalten, doch stimmen die Autoren darin überein, daß der Hauptbestandteil desselben Schlangengift sei; dies wird in bestimmter Weise angemacht mit dem Safte von Euphorbiaceen (hauptsächlich wohl mit dem von Euphorbia candelabrum, mit welchem auch die Ovaherero ihre Pfeile und die Bergdamara die Trinkpfützen der wilden Tiere vergiften) und einer Zwiebel, der Giftamaryllis (Haemanthus toxicarius), welche mehr klebrige als giftige Substanzen besitzt und daher nicht den Hauptbestandteil des Pfeilgiftes ausmachen kann. Die Ungefährlichkeit der Giftamaryllis geht schon daraus hervor, daß die Buschmänner denselben Saft zum Kitten ihrer Geschirre benutzen. Doch nur gegen Raubtiere bedienen sich die Buschmänner der Giftpfeile regelmäßig; es sind wenig Fälle bekannt, dringende Notwehr abgerechnet, daß Europäer durch dieselben ums Leben gekommen sind, viel häufiger aber Hottentottenhirten und andre Farbige, die sie töteten, um sich in den Besitz ihrer Herden zu setzen. Als nämlich mit dem immer weitern Vordringen der Weißen das Wild spärlicher wurde, so daß es zu ihrem Unterhalte nicht mehr ausreichte, scheint ihnen der Viehdiebstahl eine Lieblingsbeschäftigung geworden zu sein, deren Unrechtmäßigkeit sie nie so recht einsehen wollten. Sie berühren sich darin mit andern Naturkindern, die den Vieh- und besonders den Pferdediebstahl nie als das große Verbrechen zu würdigen vermögen, das die Weißen daraus machen; dabei können sie vielleicht andern Gegenständen gegenüber, die leichter zu entwenden sind, die größte Zurückhaltung üben. Man begreift das einigermaßen, wenn man sich daran erinnert, daß solche Völker von Urzeiten her alles als ihr freiestes Eigentum zu betrachten pflegten,

was in irgend einer belebten Form auf der Erde oder in oder über derselben kreucht und fleugt. Warum jetzt auf einmal die Hand zurückziehen müssen vor einem Schafe oder Rinde, das vom Springbocke oder Gnu sich nur durch andre Gestalt und etwa durch gewisse Marken auszeichnet, welche einer, der sich Besitzer nennt, ihm eingebrannt? Vielleicht ist sogar, wer weiß, eine Vererbung von Begriffen hier im Spiele, deren naturgesetzlicher Macht diese Naturmenschen sich am wenigsten zu entziehen vermögen. Sei dem indessen wie ihm wolle, das Traurige an der Sache ist nur zu gewiß, nämlich daß es hauptsächlich der Viehdiebstahl war, welcher dazu führte, daß die Buschmänner erst von den Hottentotten und dann von den Boeren als vogelfrei erklärt und nun ihrerseits wie das „Wild auf der Heide" gejagt, gehetzt, gefangen, geschossen wurden. Barrow, Sparrmann und deren Zeitgenossen erzählen eine Menge Geschichten von den Buschmannjagden der Boeren. Wie grausam auch manches klingen mag, was sie da berichten, es stimmt doch so mit dieser Ansicht nicht bloß der Boeren, sondern auch der andern ansässigen Völker Südafrikas von den Buschmännern überein, daß man keine Möglichkeit begründeten Zweifels sieht. Nach Barrow war der Ruhm, ein guter „op het spoor", d. h. Buschmannspürer, zu sein, ebenso gesucht wie der eines guten Jägers. Sparrmann berichtet von den Buschmannjagden, welche die Boeren anstellten, um sich neue Dienstboten zu fangen, und erzählt, daß sie, wenn dieses Bedürfnis nicht vorlag, jeden freien Buschmann, dem sie begegneten, niederschossen und, wenn er sich flüchtete, ihn wie jedes andre Tier mit Pferd und Hund niederhetzten. Kinder hätten sie manchmal geraubt, um die Mütter zu erlangen, welche, von Mutterliebe getrieben, ihren Kleinen in die Gefangenschaft folgten. Wer kann ermessen, wie weit sie da Vergeltung übten? Thatsache ist, daß im Anfange der Gründung des Transvaalfreistaates die Boeren es vermieden, sich im Nordosten desselben auszubreiten, wo sie den Räubereien der Buschmänner fast schutzlos ausgesetzt waren, da diese in den Drakenbergen kaum erreicht werden konnten. Es kamen Fälle vor, wo diese Räuber mit 400—500 Stück Vieh verschwanden, ihre Spur durch gefallene oder getötete Tiere bezeichnend, obwohl sie zwölf Stunden nach der That von Berittenen verfolgt wurden. Eine Kampfweise, die das Hauptgewicht auf die Deckung legt, entspricht solchen Waffen. Sie konnten auch hierin ihre große Vertrautheit mit der Natur ihrer Umgebung zeigen, und sie säumten nicht, es zu thun. So erzählt z. B. Lichtenstein, daß in einem Engpasse (poort), den er passierte, sich ein Rest Buschmänner hinter Felsen versteckt hatte, deren Farbe ganz der ihres Körpers glich, und daß sie aus diesem gefährlichen Verstecke starken Gebrauch von ihren noch gefährlichern Pfeilen machten. Auf allen Seiten zurückgedrängt, machten sie diese Fähigkeiten endlich doch wieder zu wertvollen Bundesgenossen, und sie spielen trotz ihrer Verachtetheit als Pfadfinder und Hinterhaltskämpfer keine kleine Rolle in der Geschichte der südafrikanischen Stämme. In dem Feldzuge gegen Langalibalele suchten die Engländer sich der Dienste eines Buschmannes, Qing, zu versichern, der als Jäger im Dienste Nquashas, des Sohnes Morosis, stand. Nquasha aber weigerte sich, ihn abzugeben, da er fürchtete, seiner wertvollen Dienste verlustig zu gehen. Es wird sogar behauptet, daß die einst zahlreichern Buschmänner die Basuto retten halfen, als diese durch Tschaka an den Rand des Verderbens gebracht waren, alle Herden verloren hatten und vom Hunger bedroht wurden. Durch ihre Geschicklichkeit in der Jagd hätten sie denselben in der Hungerzeit Nahrung verschafft.

Neben den Giftpfeilen sind Fallen und Schlingen die Waffen der Buschmänner. Sie wissen diese so geschickt zu legen, daß selbst von den schnellen Straußen, wie man behauptet, mehr durch sie gefangen werden, als jemals der Weiße mit seiner besten Büchse und auf seinem schnellsten Pferde erlegt. Ed. Mohr schildert eine Treibjagd, an welcher sich Buschmänner beteiligten, in seiner lebendigen Weise. Neun halbverhungerte

Massara-Buschmänner waren zu seinem Lager im Matabelelande gekommen, um ihn zu bitten, ein paar Stück Wild für sie zu schießen, da Büffel und Elentiere ganz in der Nähe ständen. Sie waren dermaßen ausgehungert, daß sie um ihre runzeligen, schlotternden Leiber breite Riemen gebunden hatten, gewissermaßen, um sie festzuhalten. „Diese neun Buschmänner gingen etwa einen halben Büchsenschuß oder 200 Schritt getrennt voneinander in Linie vor uns, ein jeder von ihnen trug den bekannten langen Speer, alle liefen im Zickzack etwas hin und her, so aber, daß die oben angedeutete Distanz zwischen den Leuten



Buschmannzeichnungen, in hartem Steine flach vertieft (ethnographisches Museum, Wien). Vgl. Text, S. 69.

dieselbe blieb. Natürlich waren sie im stande, bei Befolgung solcher Taktik große Strecken abzuspüren. Keiner sprach ein Wort; eine gefundene Fährte ward einfach durch eine Bewegung mit dem Speere rasch und schnell die Fronte entlang hinunter telegraphiert, sie suchten mit einer Beweglichkeit und mit einem gierigen Eifer, der dem des Fuchshundes auf Reinekes Fährte nichts nachgab. Am rechten Flügel fand man eine ganz frische Elenspur. Sofort kamen die Leute zusammen und zeigten mit den Speeren die Richtung an, in der das Wild weitergezogen war; sie behaupteten, an der breiten Spur erkennen zu können, daß das Tier vollgefressen gewesen sei, und waren alle sicher darüber, daß es hier ganz in unsrer Nähe anzutreffen wäre, ersuchten uns daher, abzusteigen, Halt zu machen und alles Geräusch zu vermeiden. Darauf gingen zwei ihrer jüngsten und gewandtesten Leute aus, die, sich drückend und bückend, lautlos und geschmeidig wie Panther zwischen der Dickung hindurchkrochen und bald unsern Augen entschwunden waren. In derselben vorsichtigen und unhörbaren Weise, wie sie verschwunden, kamen sie zurück; schon nach fünf Minuten

hatten sie das Wild, einen mächtigen Bullen, im Schatten eines Baumes stehend, erspäht. Das Tier wurde geschossen, und der Abend schloß natürlich mit einem Feste der Buschmänner, die ganz unmerklich sich durch ihre Familien und Freunde auf dreißig vermehrt hatten. Man stelle sich das Bild vor: die Bande um ein großes Feuer lagernd, mit blutigen Köpfen und Gesichtern, da sie das Fleisch auf den Köpfen hereingeschafft hatten, in Haufen des bandförmig zerschnittenen Fleisches wollüstig wühlend; Männer und Weiber lösen sich in wilden Tänzen und in brummelnden Gesängen ab. Die Schmachtbäuche sind alle schon ausgefüllt, und einige liegen bereits vollgefressen wie faule, geblähte Krokodile am Boden."

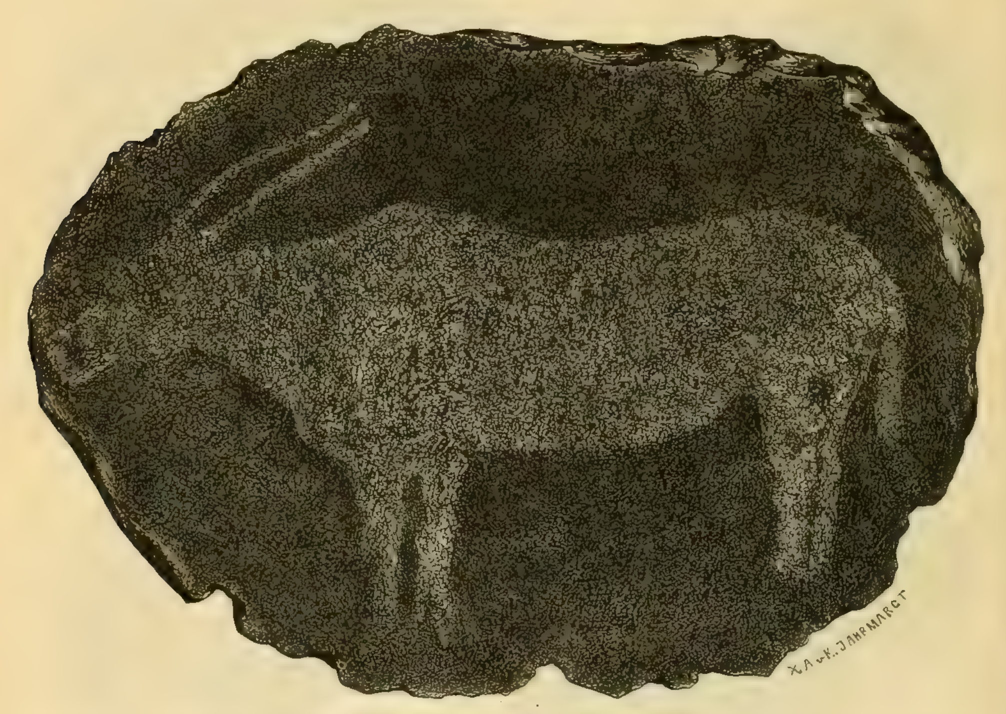


Bild einer Elenantilope, in hartem Steine flach vertieft (ethnographisches Museum, Wien). Vgl. Text, S. 69.

Ihre merkwürdig entwickelte Nachahmungsgabe gehört ebenfalls in diese Gruppe der „Gaben des Schwachen". Die Fähigkeit, mit ihrer biegsamen, an eine höchst formenreiche Sprache gewöhnten Zunge die seltensten Laute der Vogelsprache wie die rauhern Töne der Vierfüßler wiederzugeben, hilft ihnen beim Beschleichen und beim Fange derselben. Gerade durch ihre Kunst der Nachahmung sind die Buschmänner im stande, mit ihren einfachen Waffen mit einem Erfolge zu jagen, der die mit den vollkommensten Mordwerkzeugen ausgerüsteten Europäer in Erstaunen setzt. Am berühmtesten ist ihre Straußenjagd, bei welcher sie an einem sattelartigen, mit Straußfedern besetzten Polster, das sie auf der Schulter tragen, den ausgestopften Kopf und Hals eines Straußes befestigen und ihre Beine weiß anstreichen, um sich so straußartig wie möglich zu machen. In der Linken den Bogen und die Pfeile tragend, nähern sie sich einer Straußherde soviel wie möglich, natürlich gegen den Wind. Moffat behauptet, es geschehe dies mit so natürlichen Bewegungen, daß man auf ein paar Hundert Schritte die Täuschung nicht herausfinde. „Dieser menschliche Vogel", sagt er, „scheint die Kräuter abzuweiden, wendet den Kopf, als ob er scharf ausschaue, schüttelt seine Federn, wechselt zwischen Schritt und Trab, bis er

nahe an die Herde herangekommen. Rennt diese, nachdem einer aus ihrer Mitte getroffen, so rennt er mit, um sein Spiel zu wiederholen. Manchmal verfolgen die männlichen Strauße den seltsamen Vogel, worauf dieser alles aufbieten muß, daß sie nicht seinen Geruch bekommen, denn sonst ist der Zauber gebrochen. Kommt einer zu nahe, so bleibt dem falschen Strauße nichts übrig, als in den Wind zu laufen oder seinen Sattel abzuwerfen, um einem Schlage mit dem Fuße zu entgehen, welcher ihn niederstrecken könnte.“ Mehr zur Belustigung dient ihnen dagegen die Gabe, die Bewegungen bestimmter Menschen oder Tiere täuschend nachzuahmen. Und in derselben Richtung war ihnen wohl die Fähigkeit zu gönnen, mit Stift und Farben Figuren von Menschen und Tieren zu zeichnen, von welchen die wenigen Reste, die in ihren einstigen Wohnsitzen an geschützten Höhlenwänden und dergleichen sich erhalten haben, einen bessern Begriff von der Buschmänner Kunstfertigkeit geben, als wir etwa aus den zahllosen Felskritzeleien der Indianer gewinnen (vgl. die Abbildungen, S. 67 u. 68). Leider ist die Zahl der Reisenden klein, die um solche Dinge sich kümmern, und daß die Boeren nicht viel Verständnis dafür haben, ist leicht zu begreifen. Doch ist es in dieser Beziehung interessant, daß G. Fritsch, als er solche Buschmann-„Schilderijen“ bei Key-Poort zu sehen wünschte, zwar nicht bei dem nächstwohnenden Boer, wohl aber bei einem intelligenten Kaffern der Nachbarschaft die nähern Erkundigungen über ihren Ort einzuziehen vermochte! Was diese Schildereien selbst betrifft, so sind sie teils mit den vier Farben Weiß, Schwarz, Rot und Ocker auf Felsen gemalt, teils in weichem Sandsteine ausgekratzt, teils in harten Stein gemeißelt und stellen außer menschlichen Gestalten eine ganze Anzahl der charakteristischsten Tiere dieser Gegend dar, wie: Strauß, verschiedene Antilopen, Quagga, Pavian, auch Rinder. Es wird ihnen korrekte Zeichnung nachgerühmt, so daß sie unschwer zu erkennen seien. Über ihr Alter ist etwas Bestimmtes gar nicht zu sagen, zumal es uns doch etwas bedenklich scheint, dem von einer Seite vorgeschlagenen Schlusse beizustimmen, daß man diejenigen von diesen Zeichnungen, in welchen kein Europäer oder kein europäisches Haustier vorkommt, vor die Zeit der Niederlassung der Europäer, also etwa vor den Beginn des 17. Jahrhunderts, zu setzen habe, während die andern nach dieser Zeit fielen. Als ob diese Buschmänner unter dem Zwange gestanden hätten, die Gestalten der Europäer und sogar ihrer tierischen Begleiter von dem Augenblicke an zu verewigen, wo sie dieselben zum erstenmal erblickten! Übrigens währte es auch eine geraume Zeit, bis die Europäer von ihren ersten Niederlassungen in der Tafelbai sich so tief landeinwärts zogen, um auch mit den mehr binnenwärts wohnenden Buschmännern in häufigere Berührung zu kommen. Es wird hervorgehoben, daß besonders häufig Pferde in diesen Buschmannzeichnungen vorkommen, ein Zeugnis für den tiefen Eindruck, welchen dieses von den Europäern eingeführte Tier auch auf ihren Geist gemacht hat.

Zu diesem wenn nicht entwickelten, so doch auffällig hervortretenden Sinne für zeichnende Kunst gesellen sich musikalische Neigungen und Fähigkeiten, welche man bei so viel Roheit nicht suchen würde. Darin kommt der Buschmann dem Hottentotten gleich. Der Buschmann besitzt ein besonderes musikalisches Talent, sagt Theophilus Hahn; dies zeigt sich da, wo er eine alte Geige von Europäern erwischen kann oder in Ermangelung einer solchen sich aus einem Kürbisse ein Instrument mit zwei Saiten konstruiert, welches dem Embryo einer Geige nicht unähnlich sieht. Er entlockt diesem primitiven Machwerke leidliche Töne und spielt darauf prächtig Melodien nach, die irgend ein vagabondierender Legionar, ein deutscher Tochtgänger oder ein glaubenseifriger Apostel ihm auf der Harmonika vorgeleiert hat. Die ernsten Klänge von Choräle wie „O Haupt voll Blut und Wunden“, „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld“, „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ orgelt er mit demselben Eifer ab wie „Ach du lieber Augustin“, „My heart is in the highlands“ oder „Long, long ago“. Den Text versteht er nicht, da er,

abgesehen von der Sprache, keinen Begriff von Bußkrämpfen, dem Jüngsten Tage, Liebesleid und Liebeslust hat und keine „Herzen und Schmerzen“ kennt. Melodien faßt er schnell und sehr korrekt auf. Mein Vater, erzählt derselbe weiter, war Missionar unter den Namaqua-Hottentotten. Er machte Versuche mit Weizenbau in Aus, gegenüber Angra Pequeña; hierbei halfen ihm die dortigen Buschmänner, und es war ihm ein besonderer Genuß, wenn er ihnen abends unter Begleitung der Harmonika verschiedene Choräle vorsang. Zum Erstaunen des Missionars sangen die Buschmänner nach einigen Tagen die vorgespielten Melodien nebst dem ihnen unverständlichen holländischen Texte dazu. Die Stimme dieser Rasse besitzt sehr viel Metall. Bei solcher Begabung ist es natürlich, daß musikalische Instrumente einen Teil vom Hausrate des Buschmannes ausmachen. Es sind dieselben wie bei den Hottentotten, welche die musikalische Begabung der Buschmänner teilen, und sie haben sich von einem dieser Völker oder beiden aus auch andern südafrikanischen Stämmen mitgeteilt. Außer der vorhin erwähnten Kürbisgeige nennen wir die Gora (s. beistehende Abbildungen) und eine durch Spannen von Haut über einen etwas Wasser enthaltenden Krug oder Bambus improvisierte Trommel, die mit den Fingern geschlagen wird.



Ein Goraspieler (nach Wood).

Musik ist bei allen Naturvölkern aufs innigste mit dem Tanze verknüpft. So musikalische Naturen, wie man sie häufig unter den Buschmännern und Hottentotten findet, musizieren zwar wohl auch einmal für sich allein; aber die Funktion der Musik in ihrem Leben ist, den Tanz zu begleiten. Die rhythmischen Bewegungen der Stimme sollen mit denen des Körpers sich aufs innigste verflechten und die einen die andern fortwährend

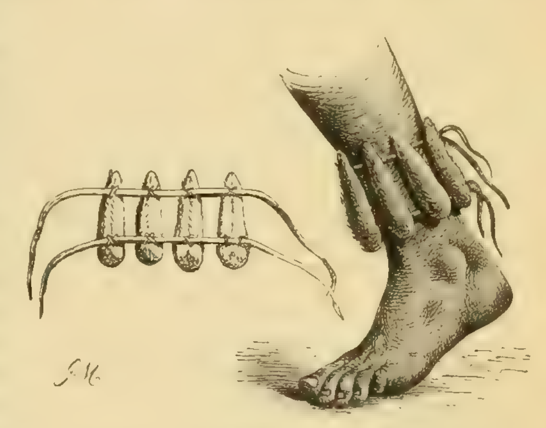


Eine Saite der Gora (nach Wood).

steigern, um den höchsten Genuß hervorzubringen, der diesen viel Entbehrenden gewährt ist. Burchell hat uns die ausführlichste Beschreibung eines festlichen Buschmanntanzes gegeben, wie er von Europäern selten beobachtet werden dürfte. Man kann ihn, gleich den Tänzen so vieler andrer Wilden, als einen bis zum Krampfartigen gesteigerten Ausbruch von Zügellosigkeit bezeichnen (eine Abbildung der beim Tanze getragenen Fußrasseln s. auf S. 71).

Man weiß wenig vom Familienleben des Buschmannes, wofür der Hauptgrund wohl weniger darin zu suchen ist, daß dasselbe im zivilisierten Sinne überhaupt kaum besteht, als vielmehr in der Seltenheit genügend intimen Verkehres der Europäer mit diesen Familien. Man muß sich hüten, zu unterschätzen. Der mannbar gewordene Buschmann

sucht sich ein Weib, bei dessen Erwerbung etwas wie Kauf nicht vorzukommen scheint, wohl aber Geschenke. Persönliche Zuneigung scheint beachtet zu werden. Die Werbung geschieht durch Verwandte des Jünglinges, welche dessen Geschenke bringen. Annahme derselben gilt als Zusage. Ein Schmaus und Geschenke seitens der Angehörigen und Freunde des Bräutigams besiegeln die Heirat. Hauptsächlich dürften aber Kraft und Gewandtheit des Einzelnen darüber entscheiden, ob er das Weib sich erwirbt, welches er begehrt, und ob er mehrere Weiber sein eigen nennen darf. Vielweiberei ist gestattet. Nur die nächsten Bande der Blutsverwandtschaft, nämlich Eltern- und Geschwisterschaft, verhindern Verehelichung. Ob irgend ein Gebrauch oder eine Feierlichkeit den Eintritt des Jünglinges in das Alter der Mannbarkeit bezeichnet, wissen wir nicht; aber es scheint, daß wenigstens bei einem Stamme, dem der Kai, der Jüngling Proben seiner Gewandtheit im Schießen und seiner Geschicklichkeit im Jagen durch Erlegen und Darbringen von Wild ablegen muß, ehe er zur Bewerbung um ein Weib zugelassen wird. Die Schwächsten müssen jedenfalls mit den ältern, wenigst gesuchten Weibern vorlieb nehmen. Gute Beobachter nennen die Sitten der Buschmänner weniger ausschweifend, als sie von Lichtenstein und andern geschildert wurden, und es scheint vor allem übertrieben zu sein, daß sie selbst in der Sprache keinen Unterschied zwischen Jungfrau und Frau machen sollten. Für Ehebruch besteht aber dem Anscheine nach keine bestimmte oder wenigstens keine schwere Ahndung. Buschmänner selbst versicherten europäischen Beobachtern, daß oft um den Besitz der Weiber Mord und Totschlag entstehe; aber sie meinten, daß es doch schön sei, die Weiber andrer zu besitzen. Die geringe Vermischung der Buschmänner mit Kaffern bestätigt Chapmans Meinung, daß die Buschweiber keine Ehre in der Vermischung mit ihren Herren sehen. Übrigens ist gewiß die Lebensweise der Buschmänner nicht geeignet, eine starke Sinnlichkeit zu nähren.



Tanzrasseln (nach Wood). Vgl. Text, S. 70.

Was die Stellung des Weibes anbetrifft, so ist sie in einfacher Konsequenz der gesamten Lebensweise dieses Volkes eine niedrige. Das erste und durchgreifende Gesetz ist auf dieser Kulturstufe das Recht des Stärkern, und die Folge dieses Gesetzes ist die Herabdrückung des Weibes, welches der schwächere Teil ist (wiewohl, wie wir bei der Betrachtung des körperlichen Baues gesehen, der Unterschied vom Manne gerade hier geringer als bei jedem andern Volke), auf die Stufe der Dienerin und sogar des Lasttieres. Die Weiber tragen auf der Wanderung außer dem größten Teile der Vorräte ihre Kinder, sie haben an den Rastplätzen für Feuer, Nahrung, Wasser, dessen Beischaffung oft eine sehr schwere Aufgabe ist, für Geräte, kurz für alles zu sorgen, was nicht unmittelbar mit der Jagd zusammenhängt. Es ist eine der Wirklichkeit sicherlich wenig entsprechende Anschauung, wenn ein neuerer Schilderer der Buschmänner sagt, das Weib gebe bei diesen Lebensgefährtinnen, bei den Kaffern Lasttiere ab. Der Unterschied liegt hauptsächlich darin, daß dort Mann und Weib sich plagen müssen, während hier der Mann faulenzen kann. Aber das Weib ist in beiden Fällen der leidende Teil. Dafür werden sie, wenn es an Nahrung mangelt, in erster Linie verkürzt, und die Launen der Männer machen sich in Mißhandlungen ihrer Frauen Luft, welche nicht selten zum Tode führen. Wird

ein Weib schwach oder krank, so daß es nicht mehr völlig frisch mitmarschieren und sich nützlich machen kann, so wird es oft ohne weiteres zurückgelassen und mag verschmachten. Ebenso ergeht es denen, die für diese Art Leben zu alt geworden sind. Man stellt dann eine Schale mit Wasser, ein paar Wurzeln, ein Stück Fleisch neben sie hin und überläßt sie ihrem Schicksale, das wilde Tiere wohl bald vollenden werden. Man muß hervorheben, daß auch Fälle von rührendem Edelmute aus dem Leben des Buschmannes bekannt sind; aber die Gefühllosigkeit ist die Regel. Man würde sagen, daß es in der Behandlung der Kinder durch die Mutter sei, wo das Buschmannherz noch am meisten menschliche Gefühle zeige, wenn es eben nicht das Tier im Menschen wäre, dessen natürliche Zärtlichkeit hier zum Durchbruche kommt. Das Kind wird von der Mutter in der Regel lange Zeit gesäugt, dabei aber schon in den ersten Tagen auch mit Wurzeln, welche jene ihm vorkaut, mit Fleisch und andern festen Nahrungsstoffen gefüttert. Auch das Tabakkauen lernt es schon früh. Ohne Reinigung, Wartung, Pflege, ohne Schutz für das Köpfchen, oft genug ganz bloß allen Witterungseinflüssen ausgesetzt, wächst ein solcher Wurm auf, um, wenn er Knabe, schon früh von seinem Vater in die Geheimnisse des Schießens, der Wildspuren, des Honigsuchens eingeweiht zu werden. Der kleine Bursche kann kaum laufen, so ist schon ein toter Vogel die Zielscheibe des Pfeiles, den ihm der Vater gemacht hat. Die Liebe der Mutter bleibt aber dem Kinde noch lange, auch wenn es erwachsen ist, und sie weiß es im Notfalle zu beschützen. Man kann den praktischen Beweis dafür in der einfachen Thatsache sehen, daß die Mädchen, welche dem Vater nicht, wie die Knaben, Nutzen bringen, überhaupt aufkommen.

Übrigens ist die Mutterliebe ein so natürliches Gefühl, daß nur ein anscheinend der feinern Empfindungen so sehr bares Leben wie das der Buschmänner dazu auffordern kann, einen Augenblick dabei zu verweilen, um zu zeigen, daß an der wichtigsten Stelle die Natur für die Entwickelung und Erhaltung notwendiger Gefühle sorgt. Theophilus Hahn erzählt, daß einmal zu seinem Vater ein Buschweib kam, welches ein totes Kind in den Armen trug und zum Erbarmen jammerte. Sie erzählte, wie ihr Kind harmlos vor der Buschhütte gespielt und plötzlich geschrieen hätte, weil ein Löwe es in den Leib gepackt hatte und eben damit abgehen wollte. Über das Feuer wegspringen, das Kind bei den Beinen fassen war nur ein Augenblick, aber die Bestie ließ nicht los, sondern biß nur schärfer zu und verletzte so die Eingeweide. Da ergreift die Mutter einen Feuerbrand und versengt die ganze Mähne des Tieres, worauf dasselbe die Beute endlich fahren läßt. Aber das Kind war tot. Es kam auch vor, daß bei einem feindlichen Überfalle eine Mutter ihre Kinder im Stiche lassen mußte; aber sie schnitt ihnen rasch ein Fingerglied ab in der Hoffnung, sie vielleicht später einmal wiederzuerkennen und zu entführen. Ist es nicht rührend, daß das einzige Erzeugnis buschmännischer Handarbeit, welches einen kostbaren und eleganten Eindruck macht, der Sonnenschirm aus Straußfedern ist, welchen zärtliche Buschweiber ihren Kindern machen? Man hat gesagt, daß die Buschmänner ihren Kindern keine Namen geben; diese Behauptung scheint nur auf den ersten Blick mit ihrer allgemeinen Unzivilisiertheit übereinzustimmen. In Wirklichkeit ist sie aber unwahrscheinlich, da die Namengebung, als eine natürliche Notwendigkeit, ganz unabhängig von der Kulturstufe ist. Es wird denn thatsächlich auch berichtet, daß die sogenannten Nasenstockträger des Namaqualandes ihre Kinder nach dem Orte nennen, an welchem sie geboren sind. Nach Chapman werden die Verwandtschaftsgrade wohl unterschieden, da Abscheu vor Blutschande besteht. Doch wissen wir nichts von der Art der Vererbung. Die Scheu vor Schwiegervater und Schwiegermutter, wie sie den Kaffern eigen ist, findet sich auch bei den Buschmännern.

Über gesellschaftliche und politische Verhältnisse der Buschmänner ist nur sehr wenig zu sagen, denn sie nähern sich entschiedener als die meisten andern Naturvölker

einer Stufe, welche der Soziolog als die des rohesten Individualismus bezeichnen würde. Sind schon die Familienbande locker, wieviel mehr die des Stammes, von dessen Zusammengehörigkeit oft kein andres äußeres Zeichen als sein Name und der gemeinsame Dialekt seiner Glieder spricht. Mehr zufällig scheint es zu geschehen, daß einzelne Familien sich zu Dörfern zusammenfinden und den angesehensten, einflußreichsten der Männer zum „Kaptein" machen. Dauernde Organisationen sind nicht daraus hervorgegangen. Übrigens muß man doch gerade hier den Umstand betonen, daß ihre rasch abnehmende Zahl natürlich die Zusammenfassung zu größern Gemeinschaften noch schwerer machte, und sie mögen wohl in bessern Zeiten auch mehr von Stammesorganisation besessen haben. Ohne an Levaillants angeblichen großen Buschmannstamm der Husuana zu denken, die wahrscheinlich keine Buschmänner waren, erinnern wir an Sparrmanns Angabe von Buschmanntrupps, die aus hundert Familien bestanden.



Ein Regenzauberholz, auch Lärminstrument, beim Treibjagen gebraucht (Museum für Völkerkunde, Berlin). Vgl. Text, S. 74.

Da die Religion eines Volkes genau zusammenhängt mit dem allgemeinen Kulturstande desselben, so dürfen wir auch bei den Buschmännern nicht eine klare und konsequente Ausprägung der Ideen von höhern Wesen, von seelischer Fortsetzung des menschlichen Daseins nach dem körperlichen Tode, von Naturgeistern und dergleichen erwarten, die das noch so zersplitterte Denken über die Dinge und die Geschehnisse auch in den einfachsten Geistern erzeugt. Die Buschmänner haben religiöse Vorstellungen, aber keine Religion im höhern Sinne. Den Zweifel pessimistischer Geister, ob irgend welche religiöse Regungen in ihnen überhaupt vorhanden sein könnten, kann man dahin lösen, daß allerdings Einzelne den Kopf nie hoch genug aus der Flut des Mühsales erheben können, um über die alltäglichsten Notwendigkeiten des Lebens hinauszudenken, daß aber ein Faden von Traditionen sich durch die Geschlechter bis heute fortgesponnen hat, welcher Spuren religiöser Ideen verbindet. In dem sehr dürren Jahre 1861 starb im Damaralande eine große Menge Wild und Vieh. Ein Buschmann sagte damals zu Baines: „Der Höchste tötet das Land". Das Wort „Höchste" oder Häuptling nahm er aber dabei nicht aus seiner, sondern aus der Sitschuanasprache. Wer wird aus solcher Thatsache schließen wollen, daß die einen einen Gott anerkennen und die andern nicht? Namen beweisen hier nichts. Alle Buschmänner ohne Ausnahme tragen Amulette, womit sie entweder die bösen Geister abzuwehren vermeinen, oder Glück bei ihren Unternehmungen erhoffen. Um den Willen der Geister zu erfahren, würfeln sie. Ein Buschmann, der Livingstone begleitete, warf seine Würfel und erklärte, der Geist gebiete ihm, umzukehren. Sie vermuten gleich allen andern südafrikanischen Völkern besondere Dinge, die ihnen selbst nicht klar sind, in gewissen Tieren. So ißt z. B. ein Stamm kein Ziegenfleisch, wiewohl in seinem Reviere die Ziege das häufigste Haustier ist; andre verehren Antilopen, wieder andre eine „Ngo" genannte Raupe. Arbousset berichtet folgende Mahnung eines sterbenden Buschmannes an seinen Sohn: „Mein Sohn, wenn du auf die Jagd gehst, so schau dich sorgfältig nach dem Ngo um und bitte es um Nahrung für dich und deine Kinder. Beobachte, ob es mit dem Kopfe einen Halbkreis beschreibt; dies ist ein Zeichen, daß es dich erhört hat und du noch am selben Abend in deinem Munde einen Bissen

Wild davontragen wirst. Biege aber dabei deinen Arm zurück und beschreibe auch also einen Halbkreis wie unser Gott." Wenn ein Buschmann auf der Jagd dieses Insekt findet, so betet er es um Jagdbeute und Füllung seines Magens an. Mit Klappern (s. Abbildung, S. 73) suchen sie sich Jagdglück zu erzaubern.

An Opfer erinnert das Abschneiden der Fingerglieder, dessen wahren Sinn man nirgends gedeutet findet. Man begegnet aber selten einem Buschmanne, dessen linke Finger nicht einiger Glieder beraubt sind. Die Reisenden haben hierüber verschiedenartige Angaben erhalten, welche indessen nicht unvereinbar sind. Barrow erzählt, daß das Abhauen einer Phalange an der linken Hand das Heilmittel sei, zu dem sie bei jeder Krankheit greifen, um das krankmachende Prinzip zugleich mit dem Blute ausfließen zu lassen. Aber Thomson, welcher einen Buschmann frug, wo er den kleinen Finger seiner linken Hand verstümmelt habe, erhielt zur Antwort, daß seine Mutter alle vor ihm gebornen Kinder verloren habe, darum habe sie gleich nach seiner Geburt ihm ein Fingerglied abgeschnitten, um ihm das Leben zu erhalten. Endlich soll aber auch Trauer diese Verstümmelung veranlassen, wenigstens erhielt Burchell diese Erklärung von einem alten Buschweibe, das beim Tode seiner drei Töchter sich eine Phalange des linken und zwei des rechten kleinen Fingers abgeschnitten hatte. Alle diese Bedeutungen mögen zutreffen, aber mehr Interesse als in ihnen liegt in der Thatsache, daß überhaupt diese Sitte hier vorkommt, der wir fast bei allen wilden Völkern und zwar am häufigsten mit der Bedeutung des Sühnopfers begegnen. Gewisse Spuren von Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode in irgend welcher Form sind vor allem in den Denkmälern hervorragender Toten zu erblicken. Man wirft auf die Gräber der Häuptlinge, solange ihr Andenken währt, Steine, die zu Grabhügeln anwachsen, unter welchen dann spätere Geschlechter böse Geister vermuten, die ihnen den Hals umdrehen, wenn sie nicht gleichfalls ihren Stein dazuwerfen. Livingstone fand am Suga das Grab eines Buschmannes. Die begleitenden Buschmänner baten ihn um Glück auf die Reise, als ob er sie hören könne. Die Buschmänner der Malutiberge haben ein Sprichwort: „Der Tod ist nur ein Schlaf". Auf diesen Glauben deutet aber mit größerer Sicherheit als alle diese Anzeichen ihre Begräbnisweise. Die ganze Familie verläßt den Ort, an welchem jemand gestorben ist, nachdem seine Hütte zerstört und der Platz, wo sie stand, in einen Steinhaufen verwandelt ist. Der Tote wird am Haupte gesalbt, dann einer Räucherung unterworfen und in ein in die Erde gegrabenes Grab gelegt. Die Buschmänner begraben ihre Toten in gestreckter Lage, wobei weder in der Himmelsrichtung, nach welcher das Kopfende des Grabes liegt, noch in der Art, wie die Arme und Beine gelegt werden, eine bestimmte Regel zu herrschen scheint. Nur Campbell gibt an, daß ein alter Buschmann ihm gesagt habe, die Sonne würde später aufgehen, wenn man die Toten nicht mit der Sonne zugewandtem Gesichte begrübe. Sie stellen dann Steine dachförmig über dem Leichname zusammen, um das Nachrutschen der Erde zu verhindern, und häufen andre Steine in länglicher Grabform darüber zusammen. Die Mitgaben bestehen aus den Gegenständen des täglichen Gebrauches, oft aus für Buschmannbegriffe ziemlich wertvollen. So fand G. Fritsch in einem Buschmanngrabe bei Colesberg Blechschüssel, Becher und Schafschere, letztere dem Begrabenen wie ein Schwert auf die Brust gelegt. Die wild lebenden Buschmänner sollen dem Toten stets alle seine Waffen mitgeben.

Gewisse mythische Vorstellungen sind erwähnenswert, wie trümmerhaft sie uns auch scheinen. Die Buschmänner der nordwestlichen Kalahari glauben an einen Drachen von Schlangengestalt, doppelter Manneslänge mit feuerrotem Kamme und Bartlappen, glänzend bunter Haut, dumpfem, hennenartigem Gackern, durch welches er Menschen irre leitet. Auch in Höhlen wird sein Wohnort vermutet. Die Krokodilnixe der Hottentotten scheint bei den Buschmännern des Hererolandes zu einem Wassergotte geworden zu sein. Unbekannte

Geräte und dergleichen der Europäer werden als von Geistern besessen betrachtet. So setzte ein Buschmann über die Spur des ersten Wagens, den er sah, mit gewaltigem Sprunge, um nicht die Wut des „großen Tieres" zu reizen, und jeder wähnt den weißen Mann reich an Zaubermitteln. Die professionellen Zauberer der Kaffern haben sich nicht zu ihnen verirrt; die Buschmänner haben selbst Phantasie genug und wissen mehr von der Natur als diese. Kein afrikanisches Volk hat einen reichern Schatz von Tiermythen.

Aus den reichen Sammlungen buschmännischer Sagen, Märchen ꝛc., welche er hauptsächlich aus dem Munde einiger Kapbuschmänner aus der Gegend der Katkop- und Stronteberge gesammelt, entwarf W. Bleek eine Übersicht der Grundzüge der Buschmannmythologie. Wir teilen ihre wichtigsten Punkte hier mit. Die hervortretendste Figur in den Buschmannerzählungen ist immer die Heuschrecke, Kaggen, um welche ein ganzer Kreis phantastischer Beziehungen sich zieht. Die Heuschrecke führt mehrere Namen und ebenso ihr Weib, dessen Name an den des Klippschliefers oder Kapdachses erinnert. Ihre angenommene Tochter ist das Stachelschwein, dessen wahrer Vater der „Allverzehrer", mit welchem es aus Furcht, aufgefressen zu werden, nicht zu leben wagt. Es ist verheiratet mit dem Kwammana, und ihr gemeinsamer Sproß ist der kluge Ichneumon, der als Helfer und Ratgeber seines Großvaters, der Heuschrecke, und als Aufdecker seiner Missethaten eine große Rolle spielt. Aus dem Sagenkreise der Heuschrecke mögen gleichsam die Gerippe einiger Erzählungen hier hervorgehoben werden: Die Heuschrecke nimmt einen Schuh Kwammanas, verwandelt ihn in eine Elenantilope, welche sie sich als Spielzeug im Rohre hält und mit Honig nährt. Der Ichneumon wird nun ausgesandt, um zu sehen, warum die Heuschrecke keinen Honig heimbringt; aber indem jener die Antilope aus dem Rohre ruft, wird er von dieser in einen Sack gesperrt, macht jedoch auf den Rat seines Großvaters ein Loch in dieselbe, und dieser ruft nun die Antilope aus dem Rohre und schießt sie nieder. Die Heuschrecke findet ihren toten Spielgenossen und weint bitterlich, sie folgt der Spur und findet zwei Meerkatzen, die das Blut auffammeln, und von denen eine die Heuschrecke heftig auf das Geweih der toten Antilope niederwirft. Die Heuschrecke verbreitet aber Dunkelheit rings um sich, indem sie die Galle einer andern Elenantilope durchbohrt, entflieht und liegt zu Hause nieder, als die Sonne noch hoch steht. Die Meerkatzen aber hängen das in Streifen geschnittene Fleisch der Antilope auf einen Baum und dazu ihre Waffen und Kleidungsstücke. Dieser Baum erhob sich in der Nacht, als sie schliefen, und schwebte zu der Heuschrecke und dem Ichneumon, die beim Erwachen ihrer Feinde Gut in Besitz nahmen. Eine von den Meerkatzen hatte bloß ihren Gürtel anbehalten und machte daraus einen Schwanz.

Eine Geschichte über den Ursprung des Mondes schließt sich der eben skizzierten an. Als die Meerkatzen die Heuschrecke, wie wir sahen, übel behandelten, zerriß diese die Blase einer Elenantilope auf einem nahen Busche und erzeugte Finsternis; als es ihr aber zu dunkel wurde, warf sie ihren Schuh in den Himmel mit dem Befehle, daß er zum Monde werden solle. Da der Schuh der Heuschrecke den Staub des Buschmannlandes trug, ist der Mond rot, und weil er bloß von Leder, ist er kalt. In andern von diesen Heuschreckengeschichten kämpft die Heldin dieses Kreises mit einem Wesen, das Augen in den Füßen hat, und in welchem Bleek das Irrlicht zu sehen meint; auch kämpft die Heuschrecke mit der Katze, die einen Gesang auf den Luchs singt, welcher behauptet hatte, daß die Katze nicht so schnell laufen könne wie er; dann wird sie von der Mutter des Hyänenhundes versengt, den sie rösten wollte, erneuert aber ihre Flügel, indem sie ins Wasser taucht; ein andermal nimmt sie die Eier eines fabelhaften Vogels, die ihr am Munde und auf dem Rücken kleben, bis sie dieselben wieder in das Nest zurückbringt; dann hat sie wieder Kämpfe mit den Zecken, die sich in den Vließen ihrer Schafe verbergen, ꝛc. Eine der interessantesten Geschichten ist der Raub des der Heuschrecke als Spielzeug dienenden

Springbockes durch eine Elefantin, die ihr eignes Kalb dafür zurückläßt; dieses wird aber durch seine unartikulierten Antworten auf die Fragen der Heuschrecke entdeckt und von dieser getötet. Darauf verfolgt sie die Elefantin, die den Springbock verschlingt; diesem folgt jene in den Magen der Elefantin nach, die nun stirbt, worauf die Heuschrecke mit ihren Genossen den Weg durch die grimmigen Elefanten hindurch heil nach Hause findet.

Wenn auch die Heuschrecke ein außerordentlich häufiger und vielseitig sich zeigender Stoff der Buschmannfabeln ist, so scheinen doch Sonne und Mond eine höhere Stellung einzunehmen; denn zu ihnen wird gebetet, während jene mehr eine scherzhafte, unterhaltende Figur ist, der nichts von Verehrung zukommt. Bleek hat keinen Zweifel, daß die Buschmänner zur Verehrung der Himmelskörper fortgeschritten seien. Eine gute Beobachtung der Vorgänge am Himmelszelte bezeugen nicht bloß einige von ihren Märchen und Mythen, sondern auch ihre eigne Kenntnis der Sterne und die Namen, die sie ihnen geben. Von jenen heben wir die Geschichte von der Sonne hervor, die als Mann auf der Erde lebte und aus der Achselhöhle Licht ausstrahlte, das aber nur einem kleinen Raume um die Hütte zu gute kam, weshalb von den ersten Buschmännern einige Kinder ausgesandt wurden, um sie in den Himmel zu werfen, woher sie seitdem allen scheint. Der Mond, der auch bei den Buschmännern männlichen Geschlechtes ist, erscheint nicht immer als ein Stück Leber, wie in der Heuschreckensage, sondern, wo er selbständig auftritt, als ein Mann, von dem die Sonne in ihrem Zorne mit dem Messer (ihren Strahlen) Stück für Stück abschneidet, bis er bittet, sie möge doch noch ein bißchen für seine Kinder übriglassen; dieses bißchen wächst dann wieder, bis es Vollmond wird, um neuerdings von der Sonne beschnitten zu werden. Der Mond ist eine Schöpfung der Heuschrecke, deshalb kann er auch sprechen, denn „alles, was der Heuschrecke zugehört, spricht". Mit dem Monde wird auch der Ursprung des Todes in Verbindung gebracht, aber etwas anders als bei den Hottentotten. Die Mutter des jungen Hasen (s. S. 30) ist tot, und der Mond schlägt diesen letztern mit der Faust auf den Mund, weil die alte Häsin nicht wiederkommen wird wie der Mond. In einer andern Geschichte sagt der Mond zum jungen Hasen umgekehrt, er möge nicht weinen, seine Mutter werde wiederkommen; jener weint aber fort und sagt, der Mond wolle ihn nur täuschen, worauf dieser den für die Gesichtsform des Hasen so entscheidenden Schlag thut. Auch die Hottentottenform (s. S. 107) kommt bei den Buschmännern vor. Buschmannkinder rufen dem wachsenden Monde Hohnworte zu, was die Eltern ihnen verweisen; der Mond wird darüber ärgerlich und „geht in den Himmel", d. h. er verfinstert sich. Wenn „sein Herz wieder behaglich" geworden, kehrt er wieder.

Von allen Sternen ist der Canopus den Buschmännern am bekanntesten; sie haben fünf verschiedene Namen für ihn und haben auch Bildernamen für Sterngruppen. So nennen sie Orions Gürtel drei Schildkrötenweibchen, an einem Stabe aufgehangen; Kastor und Pollux die Elenkühe; Procyon das Elenmännchen; α, β und γ des Südlichen Kreuzes die Löwinnen; die andern Sterne desselben Bildes Löwen; Magellans Wolke nennen sie Steinbock; Achernar den Stein des Sterngrabstockes 2c. Auch haben sie Namen für die Planeten, und an diese Namen knüpfen sich wieder die merkwürdigsten Mythen. Die Namen für Sternbilder beziehen sich bei den Buschmännern nicht zunächst auf die Form, sondern auf die Zeit des Erscheinens oder irgend welchen Zusammenhang, in dem sie mit andern Geschöpfen gedacht werden. Vom Ursprunge der Sterne haben sie die Sage, daß ein Mädchen von dem frühern, den Buschmännern vorangehenden Volke Licht zu machen wünschte, damit die Leute ihren Weg nach Hause fänden; sie warf daher glühende Asche in den Himmel, und diese wurde zu Sternen. Für die Südliche Krone haben sie folgende Geschichte: Ein Mädchen, das man nicht hätte ansehen

sollen vor Furcht, daß sie einem Übles zufüge, sah Leute von der Reisighütte eines Klippschliefers essen, worauf diese durch ihren Blick erstarrten und zu Sternen am Himmel wurden. Durch einen ebensolchen Blick wurden die Löwen des Südlichen Kreuzes zu Sternen, die durch besondere Namen unterschieden werden. Von ihnen geht folgende seltsame Geschichte: Es waren zwei Vogelpaare, worunter ein blauer Kranich, deren beide Männchen von jenen Löwen gebraten wurden. Das Weibchen Ki verschmähte das Fleisch ihres Mannes, welches diese ihr anboten; der blaue Kranich nahm es jedoch an und wurde ebenfalls gefressen. Ki ging nun samt ihrem Kinde zu der Krähe, die auf einem Dornbusche wohnt, und wurde von dieser mit einem Stricke aus Gemshaut hinaufgezogen. Die Krähe aber machte Feuer und erhitzte Steine. Der Löwe Gu, welcher Ki verfolgte, kam nun und wollte ebenfalls hinaufgezogen werden, weshalb Ki auf Geheiß der Krähe einen Strick aus Mausdärmen hinabließ, welcher brach und den Löwen ins Feuer stürzen ließ, wo er briet. Der andre Löwe, Thane ta hou, kam, vom Fleischgeruche angelockt, heran, während die Vögel sich entfernt hatten, und nahm ein Stück Fleisch aus der Hüfte seines Genossen, der nun plötzlich erwachte, aufsprang und ein Stück seines eignen Fleisches begehrte, das die beiden zusammen verzehrten. Nun jagten sie vergebens, bis sie ein Schildkrötenmännchen sahen, welches Gu, ohne es mit seinem Genossen zu teilen, gierig verschlang. Sobald nun Gu an ein Wasser kam, rief letzterm die Schildkröte, es solle austrocknen; wenn Wild sich näherte, hieß sie dies fliehen, und wenn Menschen kamen, bat sie, mit Feuerbränden nach dem Löwen zu werfen. So erhielten die beiden Löwen nichts. Sogar ein altes lahmes Weib, das mit einem jungen Hasen lebte, entging ihnen. Gu starb endlich Hungers, worauf der andre Löwe bald wieder Nahrung gewann.

Der Planet Jupiter, welcher den Namen „Dämmerungsherz" trägt, hat zur Tochter einen der Sterne, die kurz vor ihm aufzugehen pflegen. Er nennt seine Tochter „mein Herz", verschluckt sie und speit sie wieder aus; dieselbe wird dann ein „Dämmerungsherz" und speit ein „Dämmerungsherzkind" aus, welches beiden folgt. Die erstere war ein Luchs, damals in Gestalt eines schönen Weibes, dem eine jüngere Schwester den Grabstock nachtrug. Ihr Gatte verbarg ihr Kind unter dürrem Laube einer eßbaren Wurzel in der Hoffnung, sie werde es finden. Vorher kamen aber andre Tiere, und jedes gab vor, es sei des Kindes Mutter; das Kind aber verspottete alle und erkannte zuletzt seine Mutter. Unter den Verspotteten waren auch Schakal und Hyäne, welche die Mutter, den Luchs, vermittelst verzauberten Buschmannreises in eine Löwin verwandelten, worauf die Hyäne ihren Platz einnahm, aber von dem Dämmerungsherz entdeckt wurde, welches die Hyäne mit dem Speere verwundete; im Fliehen verbrannte sie ihren Fuß (daher ihr hinkender Gang). Die verzauberte Mutter wurde von ihrer jüngern Schwester aus dem Rohre gelockt und von ihren Brüdern gefangen, die ihr die Löwenhaut abzogen und sie so wieder zum Weibe machten. Da sie aber mit „Buschmannreis" verzaubert worden war, konnte sie diesen nun nicht mehr essen, sondern wurde in einen Luchs verwandelt, der Fleisch ißt.

Unter diese Geschichten sind lange Selbst- und Zwiegespräche gemischt, welche Hyänen, Löwen, Schakale führen, auch manche kleinere Tiergeschichten oder Fabeln, von welchen hier eine Platz finden mag: Der Ameisenfresser fragt in einer Herde von Springböcken jede einzelne Mutter, ob ihr Kind ein Weibchen sei; alle behaupten, nur Böckchen zu haben, bis auf eine, die thöricht genug ist, die Wahrheit zu sagen. Der Ameisenfresser bietet nun dieser von seinem Futter an und hält so lange ihr Kind; während sie aber ißt, flieht er mit dem letztern in seine Höhle und heißt die klagende Mutter fortgehen. Da diese von dem Springbocke über den Verlust seines Kindes gescholten wird, sendet sie den Luchs, es zu fangen. Dieser vollbringt den Auftrag und fängt dazu den Ameisenfresser in seiner Bogensehne wie in einer Schlinge. Dieser aber macht sich los und hält dem Luchse und andern Tieren eine

lange Rede über das Futter, welches verschiedenen Tieren zukomme, und darüber, daß ihre Heiraten passende sein sollten. Ähnliche Reden kehren auch über die Sitten und Gewohnheiten mancher andrer Tiere wieder, wobei unter anderm auch gesagt wird, daß der Schakal, der Hyänenhund und andre einst Menschen gewesen seien, daß abgefallene Straußfedern zu männlichen Straußen werden und dergleichen. Letzteres wird mit dem Wiederaufleben des Mondes verglichen, wobei ausdrücklich gesagt ist, daß alle andern Dinge ohne weiteres sterben, der Mond und die männlichen Strauße aber wieder zum Leben gelangen. Auffallend häufig tritt das „frühere Volk" hervor, welches den Buschmännern voranging. Auch werden Männer durch den Blick gewisser Mädchen in Bäume und dergleichen verwandelt, Mädchen in Frösche, Karosse in Springböcke und so fort. Endlich sind zahlreiche kürzere Gedichte durch alle diese Geschichten hin zerstreut, darunter Gebete an Sonne, an Mond, an Sterne. Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß erlebte oder mindestens wahrscheinliche Tiergeschichten keinen kleinen Raum in dem Schatze von Erzählungen einnehmen, aus dem die Buschmänner den bessern Teil ihrer endlosen Plaudereien schöpfen. Auch hier greift indessen die Phantasie oft noch mächtig über. Der Löwe spielt in diesen Geschichten die erste Rolle, die Hyäne und der Schakal die zweite. Ein charakteristisches Beispiel ist folgendes: Eine Horde Buschmänner, die ihr Land verließ, um dem Hungertode zu entgehen, ließ ein altes Weib liegen, das zu schwach war, um zu gehen. Eine Hyäne fand sie und trug sie auf einen Berg; sie aber tötete die Hyäne, kochte sie in einem alten Topfe, den sie fand, und aß von ihr. Sie wurde dadurch so stark, daß sie ihrem Volke folgen konnte und in guter Verfassung bei demselben ankam, als dasselbe noch immer hungerte.

Die dramatische Lebendigkeit und Wirkung dieser Erzählungen wird ungemein dadurch erhöht, daß in der Regel in den Tiergeschichten der Buschmänner die Tiere die Buschmannsprache in einer für jedes einzelne bezeichnenden Weise sprechen, wobei der Erzähler seinem Munde die für den des betreffenden Tieres charakteristische Form zu geben sucht. Es kommen dabei noch mehrere Schnalzlaute außer den gewöhnlichen zu stande, und Bleek hält es für wahrscheinlich, daß dies auf das frühere Vorhandensein von mehr als fünf Schnalzlauten in der Buschmannsprache hindeute.

Merkwürdig klingt eine Darstellung buschmännischer Mythen aus dem Munde eines Buschmannes[1], der mit Europäern nie vorher in friedlichem Verkehre gewesen war. Anlaß gaben die sehr häufigen Felszeichnungen in den Malutibergen. Ich begann ihn, berichtet Orpen, zu fragen, was die Bilder von Männern mit Rehbockköpfen bedeuteten. Er antwortete: „Es sind das Männer, die gestorben sind und nun in den Flüssen leben und welche zur selben Zeit verderbt wurden wie die Elentiere und zwar durch die Tänze, von welchen Ihr die Bilder gesehen habt". Ich frug ihn nun, wie und wann die Elentiere verderbt worden seien? Er begann sich zu erklären und gebrauchte das Wort Cage. Er sagte: „Cage schuf alle Dinge, und wir beten zu ihm". Ich frug, ob er gut oder böse sei? Er antwortete, zuerst sei er sehr gut gewesen, aber er sei immer böser geworden, da er so vieles habe durchkämpfen müssen. Ich frug: „Wie betet ihr zu ihm?" Antwort (in leisem, flehendem Tone): „O Cage! O Cage! Sind wir nicht deine Kinder? Siehst du nicht unsern Hunger? Gib uns zu essen." Dann gibt er uns beide Hände voll. Ich frug: „Wo ist Cage?" Er sagte: „Das wissen wir nicht, aber die Elentiere wissen es. Hast du nie gejagt und seinen Schrei gehört, wenn die Elentiere plötzlich auf und davongehen, um seinem Rufe zu folgen? Wo er ist, da sind die Elentiere herdenweise wie das Vieh." Er hatte Coti, das Weib Cages, erwähnt, und daß Cage das erste Wesen sei. Als ich ihn frug, wo denn Coti hergekommen sei, sagte er: „Ich weiß nicht, vielleicht mit denen, welche die

---

[1] Nach J. M. Orpens Erzählung im „Cape Monthly" 1874, Band 9.

Sonne brachten; aber du fragst da Geheimnisse, von denen nicht gesprochen werden darf". Ich frug, ob er die Geheimnisse kenne? „Nein, nur die in jenen Tanz eingeweihten Männer kennen sie". Der Freund buschmännischer Traditionen wird in dem eben angezogenen Aufsatze noch eine ganze Anzahl von Sagen finden, welche die von Bleek mitgeteilten teilweise erheblich bereichern. Hier sei nur noch einiges über Cage und die verdorbenen Elentiere angefügt: Cages Weib Coti gebar ein Elentier, welches Cage noch nicht kannte. Er frug: „Bist du dieses Tier? bist du jenes Tier?"; aber es blieb still, bis er frug: „Bist du das Elentier?", worauf es antwortete: „Aaaa!" Cage wollte es nun im stillen heranwachsen lassen an dem Orte, wo er zum Besten der Menschen alle andern Tiere, auch Fallen und Waffen und den Wind schuf. Aber seine Söhne fanden das Elentier, jagten und töteten es. Cage wurde hierüber sehr ergrimmt und machte aus dem Blute des jungen Tieres erst Schlangen, dann Hartebeests, dann Elentiere. Von den letztern tötete er einige und gab ihr Fleisch den Menschen, die dadurch verdorben und wild wurden. So wurden Elentiere und Menschen zugleich verdorben. Bleek hat in einigen Bemerkungen hervorgehoben, daß der Name Cage nichts andres bedeutet als Kaggen der Westbuschmänner, die Heuschrecke, welche eine so große Rolle in den von ihm gesammelten Buschmannsagen spielt.

Zum Schlusse einige Worte über die geographische Verbreitung der Buschmänner. Während von den Stämmen der eigentlichen Hottentotten keiner über den 19.° südlicher Breite hinausreicht, gehen die wesentlichsten von ihren anthropologischen und linguistischen Merkmalen noch eine gute Strecke weiter nach Norden, wo sie eben von diesem Volke der Buschmänner getragen werden. Dieselben teilen sich mit den Hottentotten in den Südwesten Afrikas. Sie bewohnen die Kapkolonie von der Kafferngrenze im Südosten bis fast zur Küste im Nordwesten. Zurückgedrängt in die Gebirge und Wüsten, führen sie ein im Vergleiche zu den Hottentotten elendes und zersplittertes Dasein. Entsprechend ihrer schweifenden Lebensweise, ziehen sie meist in kleinen Trupps umher und finden sich nur in wenigen Gegenden in größerer Zahl beisammen, hauptsächlich im Buschmannlande, welches im Nordwesten der Kolonie gegen den Oranje zu gelegen ist. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wohnten die Buschmänner noch unmittelbar nördlich vom Unter-Bokkeveld, waren aber zu Lichtensteins Zeit bereits nach Osten gezogen, wo sie damals die Bewohner des Roggeveld beunruhigten. Nur wenige kleine Horden waren noch übriggeblieben, die sich indessen durch ein jährliches Geschenk an Schafen und Ziegen (Tribut), das ihnen die Kolonisten regelmäßig machten, in Ruhe halten ließen. Auf Lokationen sind sie, teils aus eigner Unlust, teils aus Widerstand der Boeren, nicht zu bringen gewesen, so daß nur eine einzige Buschmannsiedelung am Fuße des Stormberges sich findet, wo sie mit Fingu und Hottentotten zusammenwohnen. Dann teilen sie aber ferner auch die Sitze der Namaqua zu beiden Seiten des Aub, wo sie ebenfalls nur durch Zersplitterung und umherschweifendes Leben in den wüstesten und gebirgigsten Gegenden der gänzlichen Unterdrückung entgehen. Und ebenso bewohnen sie die Kalahari, deren Herrschaft sie mit keinem andern Volke teilen, denn der hierher versprengten Bakalahari und andrer Betschuanen sind es wenige. Aber sie gehen noch weiter nordwärts. Wir finden sie bei den Ovambo, die bis zum Cunene wohnen, in einer Stellung, die zwischen Dienstbarkeit und Freiheit seltsam schwankt, und begegnen ihnen bei den Völkern um den Ngamisee wieder, wo sie in Unabhängigkeit den Westen und Nordwesten des Sees bewohnen, während sie in Unterdrückung bei den Bayeye und Betschuanen bis zu fünf Tagereisen nördlich vom See durch Andersson aufgefunden, von Livingstone aber noch weiter östlich von demselben nachgewiesen wurden. Dies rückt ihre Grenzen und damit überhaupt die kompakte Verbreitung der gelben Völker Südafrikas bis zum 17.° nördlicher Breite vor.

---

4. Die Hottentotten.[1]

„Man wird nicht länger dulden, daß die Koi-Koin zu den niedrigsten Menschenrassen gezählt werden." O. Peschel.

Inhalt. Körperliche Merkmale: Hautfarbe. Bau der Haut. Verfilzung der Haare. Knochenbau. Schädelform. — Kleidung und Schmuck: Kaross. Bemalung und Einschmierung der Haut. — Geräte und Waffen: Hausrat. Waffen. Fechtweise. Jagd. Jagdaberglaube. — Hütten und Dörfer: Herstellung der Hütten. Viehkral. Dörfer. Übergang vom Nomadismus zur Ansässigkeit. — Viehzucht und Ackerbau: Haustiere. Wartung der Rinder. Schlachten. Ackerbau. — Ernährung: Tierische und pflanzliche Nahrung. — Genußmittel: Tabak, Dacha, Branntwein. — Handfertigkeit: Leder, Matten, Thongefäße, Eisenarbeit. — Kunstübung: Die musikalischen Instrumente. Gom-Gom. Begabung für Musik. — Lebensgang des Hottentotten: Geburt. Namengebung. Erziehung. Beschneidung. Heirat. Begräbnis. — Religiöse Ahnungen: Gespensterglaube. Mondverehrung. Spuren eines Gottesglaubens. Hottentottensagen. Heitsi-Eibib und Tsui-Goab. — Politische Organisation: Lockerheit der politischen Organisation. Der Häuptling und die Ältesten. Gastfreundschaft. Ahndung des Mordes. Die Familie Afrikaner. — Anhang: Der Bastardstamm der Griqua.

Die anthropologischen Merkmale der Hottentotten liegen vorzüglich in der fahlgelben Farbe der Haut, dem krausen, verfilzten Haare, der gedrückten, langen Schädelform mit schmaler Stirn, den stark vortretenden Backenknochen, dem schwach entwickelten Nasenbeine und in der Neigung zu Fettsteißbildung. Es sind das, abgesehen von den Haaren, nicht die Merkmale, an denen wir den Neger erkennen, und also nicht die Merkmale der „afrikanischen Rasse", sondern es scheint vielmehr auf den ersten Blick die gelbe oder gelbbraune Körperfarbe sowie das breite Gesicht mit den starken Backenknochen vollkommen jenen von manchen Reisenden gezogenen Vergleich zwischen Hottentotten und Mongolen zu rechtfertigen. Es ist für viele zutreffend, was Th. Hahn von den Namaqua sagt: „Ihre Erscheinung hat etwas Mittelasiatisch-Mongolisches". Doch kann dies nur ganz im allgemeinen und hauptsächlich als Gegensatz zu den von allen Völkern weißer und gelber Rasse so viel schärfer unterschiedenen Negern verstanden werden. Es gilt bei näherer Betrachtung weder von der Körpergestalt noch den Einzelheiten des Gesichtes diese Asiatenähnlichkeit, und vor allem möchte schon hier darauf hingewiesen sein, daß die angebliche schiefe Augenstellung, welche Sparrmann von „chinesischen Hottentotten", Barrow von einer „frappanten Ähnlichkeit zwischen Hottentotten und Chinesen" und Prichard von einer entsprechenden „Ähnlichkeit der Hottentotten mit den Kalmücken" sprechen ließ, nach neuern Forschungen keineswegs in der Weise vorhanden ist, wie es angenommen wurde.

Suchen wir den durchschnittlichen Hottentotten zu schildern. Wir haben einen Menschen von etwas unter mittlerer Größe, welche am häufigsten zwischen 145 und 160 cm schwankt, in einzelnen Individuen, besonders im Stamme der Namaqua, aber erheblich über

[1] Von dem seit 200 Jahren bei den Europäern allgemein gebräuchlichen Namen Hottentott ist es kaum zweifelhaft, daß er von den Holländern des 17. Jahrhunderts den Koi-Koin wegen ihrer seltsamen, an Stammeln erinnernden Sprache oder wegen ihrer angeblichen Dummheit oder, wie andre wollen, sogar wegen des Getrampels bei ihren endlosen nächtlichen Tänzen beigelegt worden ist. Nur der Merkwürdigkeit wegen sei hier erwähnt, daß man von gelehrter Seite sogar eine arabische Wurzel darin hat erkennen wollen (Sutherland). Der Name Koi-Koin (d. h. Mensch), mit welchem die Hottentotten sich selbst benennen, ist neuerdings auf die Gesamtheit der hellfarbigen Südafrikaner angewandt worden und hat dadurch an Begriffsbestimmtheit verloren, weshalb wir vorzogen, bei den alten Namen Buschmänner und Hottentotten zu bleiben.

diese Zahl hinausgehen soll. In seinem Äußern ist am meisten auffallend die fahlgelbe Farbe, die Barrow vielleicht am treffendsten bezeichnet, wenn er sie der eines dürren Blattes vergleicht, oder Peter Kolb, wenn er sie dunkelgelb und nußbraun nennt, während Kenner der Javanen sich an Färbungen erinnert fühlen, wie sie bei Völkern malaiischer Rasse vorkommen. Was aber die Färbung der Hottentotten am schärfsten charakterisiert, ist das Grau, welches ihr beigemischt ist. Viele Beobachter heben dasselbe als das bezeichnendste äußere Merkmal hervor, und es ist so hervortretend, daß es sicher-



Männer der Namaqua (nach Photographien im Besitze des Herrn Dr. Fabri in Barmen).

lich nicht zulässig ist, die Hottentotten einfach gelb zu nennen; es ist vielmehr richtig, sie als fahl zu bezeichnen. Übrigens gibt es auch, als seltenere Varietät, rötliche Schattierungen, welche an die Farben erinnern, die man bei Indianern häufig findet. Die Handteller und Fußsohlen sind heller als der übrige Körper. Die Farbe der Schleimhäute, der Lippen 2c. ist graulich. Sie wie auch die Wangen scheinen sich erst bei Vermischung mit europäischem Blute zu röten. Da der Hottentott weniger Farbstoff in der Haut hat als beispielsweise der Neger, so hellt ihn auch die Vermischung rascher auf. „Man sieht häufig", sagt G. Fritsch, „Individuen, welche noch den charakteristischen Schnitt des Gesichtes tragen, während die Hautfarbe, besonders beim weiblichen Geschlechte, so hell ist, daß ein viel in Luft und Sonne sich bewegender Europäer oder ein in Afrika aufgewachsener Nachkomme europäischer Eltern dunkel dagegen erscheint; der eigentümliche, nicht unschöne Ton, welcher bei solchen Frauen das Gesicht überzieht, läßt sich am besten mit dem Teint einer spanischen Donna vergleichen." Derselbe Reisende hat uns zum erstenmal auch mit andern

rassenhaft verschiedenen Eigenschaften der Haut bei den Hottentotten bekannt gemacht. Er bezeichnet dieselbe als weder so dick und fest wie die der Neger noch mit so durchdringendem Geruche ausgestattet. Es ist natürlich bei der den Hottentotten sehr allgemein eignen Unreinlichkeit schwer, von Geruchlosigkeit der Haut zu sprechen; aber der starke spezifische Geruch der Neger ist bei den Hottentotten nicht vorhanden. Die trockne, welke Haut hat eine große, schon in frühen Jahren erscheinende Neigung zu Falten- und selbst zu Furchenbildung.

Die Haare der Hottentotten sind wollig und dicht verfilzt, aber die Windungen der einzelnen Haare sind enger und damit die letztern krauser als bei den Negern.



Mädchen der Namaqua (nach Photographien im Besitze des Herrn Dr. Fabri in Barmen).

Die Verfilzung führt häufig zur Bildung kleiner, knötchen- oder zöpfchenartiger Vereinigungen, zwischen welchen leerere Stellen vorkommen; doch beruht dies nicht in erster Linie auf einer büschelartigen Anordnung der Haarwurzeln, sondern auf der Verfilzung der zunächst stehenden Haarpartien; immerhin ist aber jene von Pruner Bei für den Haarwuchs auch andrer Äthiopier nachgewiesene (neuerdings übrigens von Topinard und andern wieder bestrittene) Neigung zu rundlicher Gruppierung der Haarwurzeln auch hier zu beobachten. Die einzelnen Haare sind dick. Es möge hier, um den bemerkenswerten Gesamtcharakter der Behaarung des Hottentotten noch einmal zusammenzufassen, die drastische Beschreibung Barrows Platz finden, welche von Kennern für zutreffend erklärt wird: „Das Haar wächst in kleinen Büscheln, welche, wenn kurz gehalten, das Ansehen und Gefühl einer harten Schuhbürste haben, mit dem Unterschiede, daß sie in runde Ballen von der ungefähren Größe einer starken Erbse gedreht und gewunden sind. Wenn man dem Haare erlaubt zu wachsen, so hängt es in den Nacken in harten, gedrehten Strähnen, nicht unähnlich gewissen Arten von Fransen.“ (Vgl. die

untenstehende Abbildung.) Die übrigen Körperteile sind schwach behaart, und die Haare sind, wo sie auftreten, ebenfalls kraus. Kräftiger Bart kommt wohl nur bei Mischlingen und auch bei diesen selten vor. Im Alter ergrauen die Haare, fallen aber nicht aus.

Die Gesamterscheinung des Hottentottenkörpers ist durch Muskelarmut und Feinheit der Gelenke am meisten gekennzeichnet. Schon Barrow sagt: „Ihre Gelenke,



Namaqua; Mann und Mädchen aus Berseba (nach Photographien im Besitze des Herrn Dr. Fabri in Barmen). Vgl. Text, S. 83 und 84.

Hände und Füße sind auffallend klein. Kein Hervortreten der Muskeln, um Stärke anzudeuten, sondern ein Körper von feinen Formen wie der eines Weibes." Dadurch entsteht indessen doch kein zierlicher Körperbau, weil in der Regel die Proportionen unschön sind und auch eine gewisse Harmonie der Formen fehlt. G. Fritsch schreibt dem Körper des Hottentotten geradezu eine Neigung zu unregelmäßiger, selbst unsymmetrischer Entwickelung zu, „wodurch der Wuchs häufig entstellt und karikiert wird". Er findet die Kaffern durchgängig viel normaler sowie regelmäßiger gebaut. Bemerkenswert sind an der Gesamterscheinung der Hottentotten die dürren Unterarme und Beine, das geringe Hervortreten der Hüften, die bereits erwähnte Kleinheit der Hände und Füße. Die sogenannte Spornferse der Neger kommt selten vor, aber der Plattfuß ist häufig. Bei

Männern ist Körperfülle selten, wiewohl Wechsel im Ernährungszustande sehr rasch ihren Einfluß auf die Umrisse der Gestalt äußern. Aber jene Fettansammlung im Gesäße sowie an den äußern Teilen der Hüften und der Schenkel, welche aus vielen Hottentottinnen wahre Monstra macht, ist auf das weibliche Geschlecht beschränkt. Sie, wie auch die Verlängerung der kleinen Schamlippen, die zur Bildung der sogenannten Hottentottenschürze führt, kommt zwar bei den Hottentottinnen besonders häufig vor, ist aber auch bei andern afrikanischen Völkern nicht ganz selten, so daß etwas Rassenhaftes eigentlich nur in ihrer starken Vertretung bei dieser Gruppe und den nächstverwandten Buschmännern zu erkennen ist.

Der Grundzug in der Gesichtsbildung der Hottentotten ist die Dreiecksform. Barrow schildert dieselbe am deutlichsten: „Die Backenknochen sind hoch und vorstehend und bilden mit dem spitz zulaufenden Kinne ein Dreieck". (Vgl. Abbildung, S. 83.) Die Stirn ist schmal, so daß sie gleichfalls dreieckig nach oben sich verjüngt; das ganze Gesicht erhält dadurch eine rautenförmige Gestalt, deren spitze Winkel in Kinn und Scheitel liegen. Die Nase ist kurz, an der Wurzel flach, oft ganz platt, ebenso ist die Spitze abgeplattet und aufgestülpt, so daß die Nasenlöcher nach vorn gerichtet sind. Die Plattheit ist so auffallend, daß ältere Autoren, wie Kolb und andre, angaben, es würde jedem neugebornen Hottentotten mit dem Daumen das Nasenbein entzweigedrückt, weil sie eine Nase nach Europäerart für unanständig hielten. Der Mund ist breit, die Lippen sind aufgeworfen, wiewohl selten so stark wie bei den eigentlichen Negern. Die Zähne sind nicht von der Größe und porzellanartigen Weiße wie bei jenen, sondern klein, ebenmäßig. Ist es irgendwo gestattet, sagt G. Fritsch, Zähne mit Perlen zu vergleichen, ohne sich den Vorwurf einer gewagten poetischen Lizenz zuzuziehen, so muß man einen solchen Vergleich bei den Hottentotten für berechtigt halten. Die Augen sind weit auseinander gerückt. Sie stehen nicht in der Regel schief, d. h. die Lidspalte nach innen gesenkt; öfters kommt diese Stellung vor, aber die entgegengesetzte findet sich ebenfalls.

Die bemerkenswertesten Eigenschaften des Skeletes sind folgende: Der Schädel ist lang (dolichokephal) bei geringer Höhe, gehört also zu jenen, welche von Welcker Platystenocephali genannt werden. Die Prognathie (Vorstehen des Unterkiefers) ist stark ausgeprägt. Die Beckenform scheint der verschmälerten, die bei Negern häufig, am nächsten zu stehen. Die Hände und Füße sind auffallend schmal und zart gebaut. Alle Knochen zeichnen sich durch schlanken, wenig massigen Bau aus. Die körperliche Leistungsfähigkeit ist im allgemeinen gering. Als Baines an der Walfischbai landete, fand er, daß ein Sack Mehl, welchen ein einziger Matrose trug, vier Hottentotten zu seiner Fortbewegung benötigte, und daß drei mit Mühe ein Teerfaß rollten, welches ein Matrose ohne übermäßige Anstrengung bemeisterte. In allen Handlungen sind sie auffallend langsam. Ihre Widerstandskraft gegen das Klima des tropischen Afrika ist die geringste, welche man bei einem afrikanischen Volke findet.

Die häufige Berührung der Hottentotten mit Europäern in einer der ältesten Kolonien Afrikas hat dieselben zu einem der meistbesprochenen afrikanischen Völker gemacht, so daß man glauben sollte, es müsse längst ein endgültiges Urteil über ihren Geist und ihren Charakter feststehen. Aber das Gegenteil davon ist der Fall. Diese Berührung ist nämlich durch die Thatsache, daß es eben die Hottentotten in erster Linie waren, welchen die Europäer das Land zu dieser Kolonie abzunehmen hatten, eine für jene so ungünstige gewesen, daß sie schon nach wenigen Jahrzehnten des Verkehres mit den Europäern zurückgedrängt, verarmt, wenn nicht zu Sklaven gemacht waren. Da reine Hottentotten nur noch in dem für die Europäer wenigst wünschenswerten, von ihnen am wenigsten gekannten Teile Südafrikas, nämlich im steppenhaften Südwesten, bis heute sich erhielten, so kann man daraus schließen, welche Schwierigkeit es haben mag, die

Urteile zu wägen, die wesentlich auf die heruntergekommenen, geknechteten Stämme der Kolonie begründet sind. Vorausschicken muß man freilich das eine, daß der durchschnittliche Hottentott im Vergleiche zu andern Eingebornen im ungünstigen Sinne ausgezeichnet ist durch jene geringere körperliche Leistungsfähigkeit, deren wir bereits Erwähnung thaten. Mit ihr geht Hand in Hand, wie gewöhnlich, ein schlafferer und stumpferer Charakter, der vom Hochmute und der blinden Leidenschaftlichkeit des Kaffern ebenso weit entfernt ist wie von der wilden Kühnheit des Buschmannes. Der Hottentott lebt unter dem Fluche der Schwächlichkeit, die mehr Verachtung als Haß erweckt; aber es fragt sich, ob



Alte Hottentotten reiner Rasse (nach Photographie im Besitze des Missionsdirektors Herrn Wangemann in Berlin).

dieser oder jene schwerer lastet? Stellenweise sind die Hottentotten so heruntergekommen, daß sie selbst den nicht gerade hochstehenden Damara verächtlich erscheinen. Es klingt sehr wegwerfend, was der Damarahäuptling Ukana Baines sagte, daß die Hottentotten bei ihrem beständigen Betteln gar nicht mehr wüßten, was sie sagten, und daß sie auch nicht meinten, was sie sagten, sondern es sei das eben zu einer Art von Krankheit bei ihnen geworden, daß sie immer betteln müßten. Allein bei einem solchen Urteile ist zu erwägen, daß der rasche Wechsel der Völkergeschicke gerade in den Namaqua- und Damaragebieten heute dieses und morgen jenes Volk elend erscheinen läßt. Andersson und andre haben gerade so über die Damara geurteilt. Eingeborne sind immer kurzsichtige, daher harte, ungerechte Beurteiler ihresgleichen. Die bei den Europäern fast sprichwörtliche Trägheit begreift sich unschwer, zumal wenn man erwägt, daß ihr Leben ursprünglich das sorglos dahinträumende des Hirten gewesen war. Wenn aus diesem die Kolonisten sie zu raschern, ausdauerndern Leistungen unmittelbar überführen wollten, so ist die Schuld der Enttäuschung nicht bei ihnen allein zu suchen. Auffallend ist allerdings, daß die Namaqua selbst im Vergleiche mit den benachbarten Damara besonders träge und langsam erscheinen. Ältere Beobachter rühmen die Ehrlichkeit, Gutmütigkeit, Freigebigkeit der Hottentotten

untereinander. Kolb will nur einmal von einem Diebstahle bei ihnen erfahren haben. Daß sie als Knechte oft von geradezu hündischer Treue waren, wird mehrfach bezeugt. Das Hottentottenregiment der Kapregierung zeichnete sich durch Gelehrigkeit und Folgsamkeit seiner Mannschaft aus. Ein Militär wie Colonel Alexander stellt ihm das Zeugnis einer sehr brauchbaren Truppe aus. Auch hinsichtlich ihrer geistigen Begabung muß man günstiger urteilen, seitdem eingehendere Berichte der Missionare, Studien über ihre Fabeldichtungen und andres vorliegen. Man muß sie zunächst nicht mit den Europäern, sondern mit ihresgleichen in Parallele setzen, und da scheint es uns schwer zu wiegen, wenn Hugo Hahn von den Westhottentotten sagt: „Von den drei Nationen dieser Länder: Herero, Namaqua und Bergdamara, sind ohne Zweifel die mittlern die gewandtesten, ich will nicht sagen begabtesten". Auch Krönlein sagt von den Namaqua, sie seien zu feiner Arbeit geschickter als die Herero oder Damara, ihre Nachbarn. Allerdings zwingt die unglückliche Geschichte der Hottentotten, tief zu graben, um zu dieser Begabung zu gelangen, die sich niemals staatenbildend, zusammenfassend und zusammenhaltend, wie bei den Bantu, gezeigt hat, weshalb eben gerade die traurigen geschichtlichen Schicksale des Volkes soviel zu seiner Geringschätzung beitragen.

Die Geschichte der Hottentotten beginnt für uns mit der Gründung fester europäischer Niederlassungen am Kap durch die Holländer im Jahre 1652. Die Hottentotten und Buschmänner waren die Einwohner dieses Landes, von jenen hören wir aber im Anfange ausschließlich; erst später treten die „Bosjesmans" auf den Plan. Die Hottentotten waren ein einfaches Hirtenvolk, dessen ganzer Reichtum in Rinder- und Schafherden bestand. Sie wurden ohne Umstände zurückgedrängt und das Land ihnen abgenommen, welches, so wie nun einmal das Klima in Südafrika beschaffen ist, großenteils ohnehin nur kümmerliche Weide gewährte. Die Kolonisten bestanden von jeher in diesem Lande häufig aus schlechten Elementen, wie ja das Kap bis in unsre Zeit herein nicht zu den gesuchten und beliebten Zielen der Auswanderung gehört. Von den Engländern und den Niederländern wurden z. B. häufig entlassene Soldaten hier angesiedelt; auch bedingte es die Lage der Kolonie, daß entlaufene Matrosen in größerer Zahl als Kolonisten auftraten. Kurz, das Element der Quäker und andrer Philanthropen hat hier lange beinahe ganz gefehlt, und die Hottentotten waren der Willkür der rohen Kolonisten fast schutzlos preisgegeben. Die im Innern nicht eben starke Regierung vermochte ihnen wenig Schutz zu gewähren, auch wenn sie es wollte, was bei der unglaublich geringen Schätzung, in welcher der Hottentott von hoch und niedrig gehalten ward, selten der Fall war. Dazu kam als Hauptübel, daß hier Nomadismus auf Nomadismus stieß. Dem Bedürfnisse der Hottentotten nach vielem Lande stellte sich ein gleiches auf seiten der Boeren entgegen. Bei fast völliger Vernachlässigung des Ackerbaues waren die Kolonisten gezwungen, sehr große Viehherden zu halten, deren Fleisch ihre Hauptnahrung ausmachte. Sie brauchten für dieselben eine Masse Land und eine entsprechende Menge von Knechten, d. h. von Sklaven, deren Ernährung ihnen leicht fiel. Zu Lichtensteins Zeit erhielten z. B. im Bokkeveld die Sklaven selten Brot, da Schaffleisch billiger zu stehen kam. In einer Haushaltung von 20 Köpfen, die als mäßig groß galt, wurden täglich 3—4 Schafe zu je 36—40 Pfund geschlachtet, und man rechnete auf jeden Viehhirten wöchentlich ein Schaf. Manche Hütten waren von 6—8 Viehkralen umgeben, in denen die verschiedenen Arten des Viehes voneinander gesondert lebten. Da es ebenso vieler Weideplätze bedurfte, so begreift sich leicht die Ausdehnung, welche selbst mäßig große Landgüter hatten. Sie nahmen durchschnittlich eine Quadratstunde ein, genügten aber dabei in der Regel noch keineswegs und waren in unfruchtbaren, wasserreichen Gegenden noch viel größer. Die unzähligen Grenzstreitigkeiten, wegen deren

besonders die viehzüchtenden Boeren berüchtigt waren („unter zehn nächsten Nachbarn sind gewiß neun Todfeinde", Lichtenstein), beruhen größtenteils auf Übergriffen gegen Weiße wie Farbige, zu welchen der Weidebedarf für die riesigen Herden nötigte. Die sehr mangelhafte Verwertung dieses Viehstandes hing eng mit solcher expansiven Wirtschaft zusammen und nötigte zu immer neuen Übergriffen. Wohl mögen manche Hottentotten gleich ihren Nachbarn, den Buschmännern, sich dem Viehdiebstahle ergeben haben, aber die ungefragte Wegnahme ihrer Weideplätze ließ ihnen wenig andres übrig. Sie gingen immer mehr zurück, und innerhalb 150 Jahren war in den Grenzen der Kapkolonie kaum mehr ein freier und unabhängiger Hottentott vorhanden. Im Anfange unsers Jahrhunderts gab es zwar noch eine kleine Anzahl von Hottentottenstämmen oder Gemeinschaften, welche innerhalb der damaligen Grenzen der Kapkolonie, z. B. am untern Berg Rivier, ganz nach der Sitte ihrer Vorfahren lebten und nur im Notfalle Arbeit bei den Weißen annahmen. Sie wurden aber sehr bald von der Regierung aufgehoben, wenn sie nicht die Mittel zum Unterhalte nachweisen konnten. Der Mangel einer höhern politischen Organisation bei den Hottentotten erklärt allein, wie dieser Zertrümmerungsprozeß ohne jeden konzentrierten Widerstand sich vollziehen konnte. Man kann die zerstreuten Versuche der Auflehnung überhaupt kaum als Widerstand bezeichnen, es waren nur noch vereinzelte Wutausbrüche der in die Enge Getriebenen. Was diesen geringen Zusammenhalt der Hottentotten anbetrifft, so darf man sich durch die Reden der ältern Chronisten der Kapgeschichte nicht irre machen lassen; denn die zahlreichen Namen von Völkern, welche diese aufführen, beziehen sich nur auf kleine Gemeinschaften, oft wohl nur auf einzelne Krale. Wäre es anders, dann würden wir gelegentlich doch von mächtigern Häuptlingen, größern Scharen Bewaffneter und dergleichen vernehmen; aber nichts von alledem tritt uns entgegen.

So ist denn seit dem Anfange unsers Jahrhunderts, in welchem Südafrika mehr in das Licht unsrer Geschichte tritt, die geographische Verbreitung der Hottentottenstämme wesentlich folgende: In der Kapkolonie, welche noch im Beginne des vorigen Jahrhunderts der Sitz von sieben größern Hottentottenstämmen war, sind dieselben geradezu atomisiert. Südlich vom Kai oder Oranje, welcher vor Ankunft der Europäer die Grenze zwischen Hottentotten und Kaffern gewesen zu sein scheint (noch im Anfange unsers Jahrhunderts zeichnete man die Grenze der Hottentotten gegen die Betschuanen regelmäßig beim 27.° südlicher Breite), gibt es heute keinen geschlossenen Stamm der Hottentotten mehr. Selbst die Stammesnamen haben sich verwischt. Geblieben ist von ihnen allein der Name der Griqua, welcher aber heute nur noch ein Mischvolk von einer offenkundigen Buntheit der Zusammenwürfelung bezeichnet, wie sie selten irgendwo auf der Erde so deutlich wieder zu finden sein dürfte. Alle andern sind nicht nur zerfallen, um ohne Rücksicht auf einstige Stammesangehörigkeit, die sie freilich selbst fast alle vergessen haben, wieder zu neuen Gemeinschaften zusammengeworfen zu werden, sondern es ist auch bei den etwa 20,000 Hottentotten der Kapkolonie der ursprüngliche Rassentypus fast gänzlich verwischt. Bei weitem die meisten und vor allem die fortgeschrittensten von ihnen sind Mulatten, in deren Adern das Blut der gelben und weißen Rasse und oft auch der schwarzen und malaiischen in sehr verschiedenen Mischungsverhältnissen fließt; alle aber sind nach Lebensart, Sprache und Sitte kolonisiert, was nicht ganz dasselbe ist wie zivilisiert. Man kann den Abschluß dieses Prozesses der Atomisierung der Bewohner Südafrikas, welcher mit der ersten Festsetzung der Weißen in ihrem Lande begonnen hatte, auf das Jahr 1810 festsetzen, wo der letzten freien Stammesgemeinschaft („Kapitänschaft") der südlichen Hottentotten, die noch unter dem letzten Gonaquahäuptling, David Stuurmann, zusammenhielten, ein Ende gemacht wurde. Der Erlaß der „Ordinance" Sir R.

Bourkes vom Jahre 1828, welche alle Hottentotten der Kolonie frei erklärte, kam zu spät. Die Grundlage ihrer Freiheit, wenn solche neben den Kolonisten möglich war, nämlich ihr Land, hätte er ihnen übrigens auch selbst einige Menschenalter früher nicht wiedergeben können. So wie die Verhältnisse vor 50 Jahren im Kaplande lagen und wie sie wesentlich noch heute liegen, konnte die Freigebung nur die Zersetzung beschleunigen. Davon konnten denn auch die „Lokationen", eine den „Reservationen" der Indianer in Nordamerika ähnliche Einrichtung, nicht verschont bleiben, welche 1829 an der Kaffergrenze gegründet waren. Damals ließen sich gegen 6000 Hottentotten an den Südabhängen der Winterberge um den Kat Rivier und seine Zuflüsse nieder, wo sie in zwölf Lokationen sich um den Mittelpunkt Philipton ansiedelten. Noch fünf andre Lokationen befinden sich in demselben Bezirke, der heute nach Fort Beaufort genannt wird und einen großen Teil des alten Gebietes der Gonaqua umfaßt. Neben diesen siebzehn Lokationen im Südosten gibt es noch sieben im Südwesten, dazu kommt noch die gegen 6000 Mann starke Truppe der berittenen Kapschützen, vorwiegend aus Hottentotten bestehend, eine Art Grenzregiment, welches ebenfalls seine Garnisonen hauptsächlich im Südosten hat. In diese drei Gruppen ist die große Mehrzahl der Hottentotten der Kapkolonie zusammenzufassen, und was als Dienstboten, Tagarbeiter und dergleichen durch dieselbe zerstreut ist, bedeutet heute wenig mehr. Man kann sagen, daß hier, im eigentlichen alten Kaplande, die Hottentotten zwischen den Kaffern des Binnenlandes und den von der Küste her vorrückenden Europäern zersplittert, erdrückt worden sind.

Anders im Norden und Nordwesten. Zwischen dem Kap und dem Oranje wohnten um den Anfang des 18. Jahrhunderts von Süden nach Norden die Ubiqua, Kochoqua, Griqua und Namaqua. Die letztern saßen an beiden Ufern des untern Oranje. Von den beiden erstern Stämmen gibt es keine Spur mehr, die beiden andern aber sind großenteils aus ihren frühern Sitzen ausgewandert und vermochten, da auf dieser Seite keine Kaffernbevölkerung ihrem Drängen nach binnenwärts sich entgegenstellte, weiter im Norden breitern Raum zu finden, als sie in ihrer alten Heimat besessen hatten. Unternehmende Bastarde waren die Hauptleiter dieser Auswanderungen. Eine Abteilung der Griquabastarde zog sich nach den Karrubergen, wo sie in der Nähe des Zok- und des Olifantflusses sich niedergelassen haben, während eine größere Masse echter Griqua und Griquabastarde über den Oranje setzte und den Griquastaat gründete, der heute in die britischen Besitzungen aufgenommen ist, nachdem er sich lange gegen ein Aufgehen in den Oranjefreistaat gesträubt hatte. Von hier aus besonders fanden dann Wanderungen von Einzelnen und Gruppen statt, die bis an den Ngami und darüber hinaus in ein Land führten, das nur Elefanten, aber diese in Fülle geborgen haben soll und nach dem fernen Norden zu von dem Gebirge der Witteberge begrenzt war.

Die Nähe der Kapkolonie und des Oranjefreistaates sowie die starke Versetzung mit Bastarden hat diese allgemein als Griqua bezeichnete Bevölkerung (die Ansiedler an den Karrubergen wurden einfach „Bastaards" genannt) nicht bloß durchaus die kapholländische Sprache, sondern auch viele Sitten und Gebräuche der Kolonisten annehmen lassen, und man kann sie als die europäisiertesten der Hottentotten und Hottentottenmischlinge bezeichnen. Ihre hohe Bedeutung für Völkerkunde und Geschichte Südafrikas wird uns veranlassen, weiter unten auf sie zurückzukommen.

Im starken Gegensatze zu ihnen stehen jene Namaqua, welche gleichfalls als ein mit Mischlingen versetzter Hottentottenstamm Ende vorigen Jahrhunderts von Onder Bokkeveld und Hantam auszogen und, in nördlicher Richtung wandernd, den untern Oranje überschritten. Sie führten nach einem der ersten hervorragenden Kolonisten, der in ihren Stammsitzen sich niederließ, den Namen Orlam. In kurzem hatten sie einen Strich von sieben Breitengraden zwischen dem Oranje und dem obern Aubflusse unterworfen und

waren damit zwar einerseits weit genug von dem Einflusse der Kolonisten entfernt, um die hottentottischste von diesen Wanderbevölkerungen bleiben zu können; anderseits aber zersplitterten sie sich in diesem weiten Gebiete und fielen zu einem großen Teile nicht nur in die wandernden Gewohnheiten ihrer Vorväter, sondern auch in die Barbarei derselben zurück. Sie haben in ihrem weiten Wohngebiete drei große Kapitänschaften unter Leitung dreier Hauptführer der Auswanderung gebildet, neben denen eine Anzahl von kleinern Gemeinschaften fortbesteht. Indessen sind sie noch weit entfernt, zur Ruhe gekommen zu sein. Die Armut und der steppenhafte Charakter des Landes, in welches sie eingezogen sind, ihr natürliches Übergewicht über die Ureinwohner, eingeborne Raub- und Wanderlust führen sie immer weiter nach Norden, wo einzelne von ihnen längst mit den zum Ngami gezogenen Griqua zusammengetroffen sind. Während die diesseit des Oranje im sogenannten Klein-Namaqualande sitzen gebliebenen Stammesgenossen mehr und mehr sich europäisierten, mit Ausnahme der wenigen reinen, ihrer Sprache und Sitte treu bleibenden Hottentotten, wie man sie z. B. am untern Oranje in den „Flußhottentotten“ unter einem angestammten Häuptlinge und auf gesetzlich ihnen bestätigtem Boden findet, sind jene Weitergewanderten mitten in der hottentottischen Bevölkerung, in der sie sich niedergelassen haben, natürlich nicht im stande, das bißchen europäische Kultur zu bewahren, das sie mitgebracht, und stellen schon jetzt einen interessanten Fall von Rückkehr eines halb der Kultur gewonnenen, auch anthropologisch durch Mischung stark veränderten Volkes in den alten Zustand dar. Was aber die Namaquastämme anbetrifft, in deren Gebiet diese Orlam einfielen, so sind dieselben teils diesen angeschlossen, beziehentlich unterworfen, teils sind kleinere Gruppen dieser letztern zu jenen in ein Verhältnis von leichter Unterthänigkeit getreten. Wenige haben sich nach beiden Seiten hin freigehalten. Der alte Stammesverband aber, der unter diesen nördlichen Namaqua bestand, und an dessen Spitze das sogenannte „rote Volk“ der Kaubib-Koin stand, ist bis auf wenige Spuren verschwunden. Nördlich von diesem Bunde scheint aber noch eine andre Gemeinschaft zu bestehen, welche den Namen Aunin trägt, und zu welcher der an der Walfischbai wohnende Stamm der Marinku gehört. Die Hauptmacht dieser letztern hat das Küstenland nördlich der Walfischbai inne.



Ein Nama (nach Photographie im Besitze des Herrn Dr. Fabri in Barmen).

Die dritte große geographische Gruppe der Hottentotten wird durch die am obern und mittlern Oranje wohnenden Korana gebildet. Wie die benachbarten Gonaqua gegen die Kaffern, bildeten diese die Vorhut der Hottentotten gegen Betschuanen und Basuto; aber ihre Lage wurde dadurch mit der Zeit zu einer ebenso verzweifelten. Gleich jenen gerieten sie zwischen Hammer und Amboß. Aus ihrem trefflichen Lande schnitten sich die Boeren ihren Oranje-Vrijstaat, die Wege zur Auswanderung waren den Eingebornen

versperrt, denen übrigens zu einer derartigen Unternehmung auch bereits die Selbständigkeit und der Zusammenhalt fehlten. Noch bestehen die alten Kapitänschaften, sind aber zusammengeschmolzen, und das ganze Volk ist auf etwa 20,000 Köpfe zu veranschlagen, für welche das ihnen verbliebene Land nicht ausreicht. Weniger verbastardet als die Griqua, haben sie sich doch nicht so unabhängig von den Kultureinflüssen zu halten vermocht wie die Namaqua. Sie sprechen noch ihre Sprache, die aber mit holländischen, Buschmann- und Sitchuanaworten gemischt ist; und diese letztern Sprachen sind jener gegenüber im Fortschritte. Früher dürften die Korana eine weitere Ausbreitung gegen Westen hin besessen haben, hierauf deutet wenigstens die Übereinstimmung von einigen ihrer Stammesbenennungen mit solchen der Namaqua. Sie sollen den Buschmännern am nächsten von allen Hottentotten stehen, wiewohl die körperlichen Merkmale der Hottentotten, vor allen die geschlitzten Augen, die nach oben sich verschmälernde Stirn, die Stülpnase und das Spitzkinn sowie die gelbliche Farbe, auch ihnen eigen sind. Auch in ihrer Sprache kommen manche Worte vor, die unzweifelhafte Verwandtschaft mit der Buschmannsprache bekunden. Eine innige Berührung der beiden Völker und, damit Hand in Hand gehend, eine starke Vermischung haben ohne Zweifel stattgefunden. Aber in manchen Gegenden, vorzüglich am Ostufer des Vaalflusses, ist auch Kaffernblut in diese Mischung eingegangen, und die dortigen Korana sind unter sich sehr stark verschieden in Größe, Gestalt und Gesichtsbildung.



Ein Koranahäuptling (nach Photographie im Besitze des Missionsdirektors Herrn Wangemann in Berlin).

So ist also das Endresultat dieser passiven geschichtlichen Entwickelung die Aufsaugung fast aller Hottentotten in einer Mischlingsrasse vorwiegend mulattenhaften Charakters, welcher zahlreiche reine Rassenelemente nur in der Gruppe der Namaqua beigemischt sind, der mächtigsten und aktivsten Ausprägung des Hottentottentypus, welche die Geschichte bisher gesehen. Wir werden daher in der folgenden Schilderung uns, wo neuere Nachrichten vorliegen, vorwiegend an die Namaqua halten, zur Vervollständigung aber nach den ältern Schilderungen der Kenner der Kaphottentotten des 17. und 18. Jahrhunderts greifen.

*

Die Kleidung bei den reinst erhaltenen der heutigen Hottentotten, den Namaqua, besteht für beide Geschlechter aus dem Schamgürtel und aus dem Karosse. Der Mann trägt einen ledernen Riemen um die Hüften, von welchem vorn ein Stückchen Fell vom Schakal, der Wildkatze oder andern kleinen Säugetieren herabhängt. Das Weib trägt um die Hüften ein dreieckiges Tuch, von welchem zwei Zipfel vorn zusammengebunden sind, und von diesem Knoten hängt ein Schurz herab, der bei mannbaren Weibern am Rande mit Fransen, Haaren und Perlen verziert ist. Die Weiber tragen außerdem eine wiederholt um die Hüften geschlungene Schnur, an welcher statt der Perlen durchlöcherte Stückchen von Straußeneiern aufgereiht sind, und überdies am Gürtel kleinere und größere Schildkrötenschalen, die zur Aufbewahrung der Buchusalbe dienen. Bei Mädchen fallen

alle diese Verzierungen fort, aber sie erhalten dieselben in feierlicher Weise am Tage des Eintrittes der Mannbarkeit. Der Karoß, welchen beide Geschlechter tragen, ist ein Pelzmantel, der am liebsten aus Schaf-, Schakal- oder Wildkatzenfell gefertigt wird. Die Vornehmern und vor allem ihre Weiber bringen eine Verzierung an, indem sie am Halsstücke ein Mosaik von drei- und viereckigen bunten Fellstücken ansetzen. Geflochtene Sandalen oder solche aus Fell, von dem die Haare abgesengt sind, werden bei längern Märschen angelegt (vgl. untenstehende Abbildung). Diese Kleidung war noch zu Bövings und Kolbs Zeit im wesentlichen die der Kaphottentotten, wie ihre Schilderungen beweisen, und hat sich also offenbar nur wenig verändert. Kolb nimmt gewissermaßen zum Texte der seinigen die allgemeine Betrachtung, die nur für die mit Europäern zusammenlebenden Hottentotten nicht mehr gültig ist, daß „dasjenige, was sie statt rechtschaffener Kleider brauchen, kaum den Namen der Kleider verdienet. Nicht nur darum, weil es von geringer



Sandalen der Hottentotten (Museum für Völkerkunde, Berlin).

Materie und noch geringerm Werthe hergenommen: sondern wohl absonderlich deßwegen, weil nicht der gantze Leib darmit bedecket wird, sondern nur das allerwenigste, und da am meisten an gelegen ist.“ Damals trugen die Männer nur im Regen oder bei Kälte ein Schaffell mit einwärts gewandtem Haare auf dem Kopfe, welches um den Hals festgebunden wurde; aber an dessen Stelle ist jetzt sehr allgemein der Filzhut getreten. Die Weiber trugen beständig spitze Mützen, und die Frauen der Kaphottentotten haben noch heute die Gewohnheit, ihren Kopf streng bedeckt zu lassen, und entblößen oft leichter ihren ganzen übrigen Körper als den Kopf. Als Hülle benutzen sie mit Vorliebe bunte Tücher.

Ebenso ist der Schmuck etwas anders geworden. Noch immer tragen beide Geschlechter um den Hals lederne Taschen, in denen sie ihre wertvollsten Dinge, wie Messer, Pfeife, Tabak, Geld, verbergen, und daneben Hörnchen, Schildkrötenschalen und andres als Schmuck oder Talisman. Kinder tragen am Gürtel Knöchelchen zum Spielen oder als Talismane. Aber die Elfenbeinringe um die Oberarme, welche damals, meist in der Dreizahl, viele von ihnen trugen, und welche durch ihre glatte Arbeit das Staunen der Europäer erregten („man sollte glauben, ein europäischer Helffenbeindrechsler hätte sie gemacht“, sagt Kolb), sind selbst bei den Namaqua selten geworden. Auch kupferne Ringe werden selten getragen. Damit ist auch die früher allgemeine Sitte hinfällig geworden, an diesen Ringen ein Ledersäckchen mit Tabak, Eßwaren und dergleichen zu befestigen. Beinringe haben immer nur die Weiber getragen und zwar früher ausschließlich aus ringförmig zusammengebogenen Streifen Schaffell, deren sie oft 100 an einem Beine zwischen Knöchel und Knie in

drei- oder vierfacher Lage übereinander geschoben hatten. Diese Ringe, welche beim Gehen klapperten, gaben Anlaß zu der bei fast allen Kapreisenden wiederkehrenden Behauptung, daß die Hottentotten ihre Beine mit Schafsdärmen umwänden. Die große Zahl dieser Ringe erschwerte den Weibern oft das Gehen, aber sie wurden schon als kleine Kinder daran gewöhnt, indem man ihnen Ringe aus Binsen in ebenso großer Menge um die Beine legte. Sie mögen auch als Schutz gegen Dornen und Gestrüppe ihren Wert haben, zumal sie oft mit durchgeflochtenen Binsen festgemacht wurden. Große messingene Ringe trugen Männer wie Weiber in den Ohren, und daran befestigten sie glänzende Perlmuttermuscheln oder Stücke davon. Ferner hingen sie Kupfer- und Glasperlen um den Hals und die Hüften, und die, welche so viel nicht leisten konnten, trugen jene oben erwähnten Schnüre mit Stückchen durchbohrter Straußeneierschalen. Einen sehr eigentümlichen Schmuck beschreibt Kolb von den Namaqua, die zu seiner Zeit als Abgesandte an den Statthalter nach der Kapstadt kamen und „vor dem Kopffe und gerade über der Stirn an ihren Haaren ein Stück Eisenblech, doch schön poliret und geschliffen, befestigen und in Form eines halben Mondes gerade in die Höhe tragen". Er spricht auch von Hottentotten im Innern, welche ähnliche Schilde aus Kupfer trugen.



Eine Hottentottin mit Stirnschmuck (nach Wood).

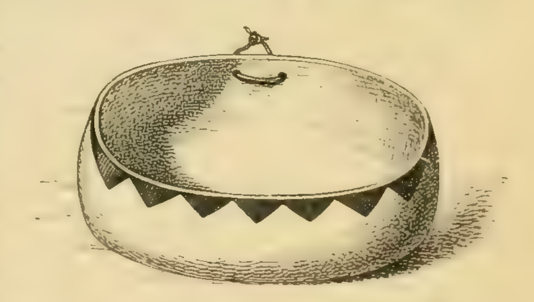
Die Bemalung und Beschmierung des Körpers ist in gewissem Sinne als ein Teil der Tracht oder des Anzuges dieser Völker anzusehen, mit welchen es ja in der That sowohl den Zweck des Warmhaltens (wie die Hottentotten selbst behaupten) als auch der Zierde teilt. Schon die neugebornen Kinder werden mit Schaffett eingeschmiert. Die Hottentottenmänner aber und zum Teil auch die Frauen beschmieren sich den Körper mit einer Salbe, die aus Fett, zerstoßenem Buchukraut und Ruß oder Ocker besteht. Diese Salbe wird sehr hoch geschätzt und bildet einen unentbehrlichen Teil der Ausrüstung jedes Hottentotten, welcher dieselbe in Hörnchen, kleinen Schildkrötenschalen und dergleichen am Gürtel trägt, um sie jederzeit zur Benutzung bereit zu halten (vgl. Abbildung, S. 100). Die Zumischung des aromatischen Buchu hat höchst wahrscheinlich einen mehr als kosmetischen Zweck, nämlich den des Schutzes gegen Ungeziefer. Besonders stark schmieren sie die Haare, angeblich, um den Kopf gegen die Sonnenhitze zu schützen. Viel auffallender und, um es gleich zu sagen, entstellender ist die Bemalung des Gesichtes mit Rötel, welche von den Frauen selbst christlicher Stämme der Namaqua noch heute geübt wird. Zu Kolbs Zeit malten sich die Hottentottenweiber bei festlichen Gelegenheiten rote Tupfen auf Stirn, Wangen und Kinn. Heute sieht man häufiger brillenförmige Einfassungen der Augen, sattelförmige Figuren über die Nase, Bogenlinien über die Wangen und dergleichen, und durch Verbindung dieser Linien untereinander entstehen völlig maskenartige Hüllen des Gesichtes.

Ihrer Geräte sind es wenige. Man kann wohl behaupten, daß im allgemeinen die rein viehzüchtenden und dadurch nomadischen Völker ärmer in dieser Hinsicht sind als die Ackerbauer, welche bei ruhigerm, gleichmäßigerm Dasein mehr Aufforderung zur Erleichterung des Lebens durch Erfindung von Werkzeugen, Geräten und dergleichen und



a, b, d Holzgefäße und Schnitzmesser der Hottentotten; c von Buschmannhand geschnitzt (nach Wood).

zugleich auch mehr Veranlassung zur Ansammlung derselben finden. Wir haben das wenige an Geräten, was die Viehzucht bedingt, bereits namhaft gemacht. Daneben verlangt die Zubereitung ihrer Nahrung Töpfe, in deren Anfertigung aus freier Hand sie eine besondere Geschicklichkeit zeigen. Die häufigste Form ist eine breitbauchige Urne mit schmalem Boden und kaum faustgroßer Mündung sowie mit zwei Ösen zum Durchziehen einer Aufhängeschnur, und solcher Gefäße besitzt eine Familie in der Regel drei: eins für Wasser und Milch, ein andres zum Kochen und ein drittes zum Aufbewahren gekochter Wurzeln. Daneben haben sie auch Schüsseln im Gebrauche. Löffel schnitzen sie sich aus Schildkrötenschalen, Ochsenhörnern oder Muscheln. Messer stellen sie sich aus weichem Eisen dar, das sie nach ältern, in neuerer Zeit nicht bestätigten Nachrichten sogar zu härten verstehen sollten. Beim Essen verwenden sie aber die Messer selten, da zum Zerreißen des Fleisches, wie sie es lieben, die Finger genügen.

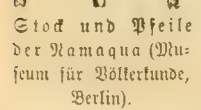


Eine Holzschüssel der Namaqua (Museum für Völkerkunde, Berlin).

Die Waffen der Hottentotten waren in der ersten Zeit ihres Verkehres mit den Europäern dieselben, wie wir sie noch heute bei den freien Hottentotten finden, und entfernten sich nicht weit von denen der Buschmänner, wiewohl sie etwas sorgfältiger zubereitet und mannigfaltiger waren. Auch hier stand in erster Linie der Bogen, der

einfach aus einem leichten Stabe festen Holzes gebogen und mit Kerben zum Einhaken der Sehne versehen war. Die Pfeile hatten aus Eisen dünn geschmiedete halbmondförmige und mit Widerhaken versehene Spitzen, welche in einen ca. ½ m langen Rohrschaft eingesetzt waren. Sie bestrichen dieselben mit Schlangengift, das wohl ähnlich gemischt wurde, wie wir es bei den Buschmännern gesehen haben. Den Köcher beschreibt Kolb als ein „ausgehöllertes oder ausgebranntes Stück Holtz" und setzt hinzu, daß einige auch Köcher aus Ochsen-, Elen-, Rhinozeros- oder Elefantenhaut machen. Die Wurfspieße oder Assagaien (wie sie schon bei diesem Reisenden heißen, der von Kaffern noch nichts berichtet) hatten nach Kolbs Beschreibung einfache Klingen ohne Widerhaken und gingen in eine einseitig zusammengebogene Öse über, in die der kurze, leichte, nach hinten zugespitzte Schaft gesteckt ward. Sie wurden, gleich den Pfeilen, vergiftet, „nur desto stärker, weil mit denselben die meisten und größten wilden Thiere getödtet, ja selbst im Kriege die meiste Force muß gethan werden". Kolb beschreibt ebenfalls, daß sie beim Werfen nicht sogleich zielen, „sondern sie lauffen mit demselben in der Hand herum, und werffen ihn bald vor bald hinter sich, ehe sie ihn noch gänzlich fahren lassen, biß sie ihn endlich in der Balance haben, und damit desto gewisser das vorgesetzte Ziel treffen können". Zur Ausrüstung gehört endlich noch der Schlag- und Wurfstock (s. nebenstehende Abbildung), von welchem Kolb zweierlei, nämlich einen 3 Fuß langen, gleichmäßig daumendicken und einen fußlangen, zugespitzten beschreibt. Jenen nennt er Kirri, diesen Rackum und sagt, es sei der letztere nur zum Werfen, der andre aber zum Fechten und Parieren bestimmt. Beide seien aus Eisenholz gemacht, das ganz mit Öl durchtränkt werde, um größere Festigkeit zu erlangen.

Über die Geschicklichkeit der Hottentotten sowohl im Werfen des Rackum als im Bogenschießen sind die ältern Reisenden einstimmig. Dagegen dürfte ihnen kriegerische Tüchtigkeit und vor allem die Fähigkeit zähen Widerstandes auch in der Zeit ungebrochener Kraft nicht in sehr hervorragendem Maße innegewohnt haben. Den Europäern wenigstens, welche vom Kap her vordrangen, räumten sie das Feld mit bemerkenswerter Leichtigkeit. Ihre Fechtart wird als eine ordnungslose geschildert: beide Parteien lösten sich auf, und jede suchte Nachteile der Gegner auszuspüren, um Pfeile oder Assagaien mit Vorteil anbringen zu können. Die Mitteilung Kolbs, daß nach dem Gefechte beide Parteien ungestört ihre Toten begraben und ihre Verwundeten wegtragen könnten, und daß weder die einen noch die andern verstümmelt würden, paßt wenig zu den Grausamkeiten, die uns aus neuerer Zeit, z. B. von den Namaqua, gemeldet werden.



Stock und Pfeile der Namaqua (Museum für Völkerkunde, Berlin).

Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß diese Waffen mehr auf der Jagd als in Kriegen ihren Zwecken dienten. Im Vergleiche zu den Buschmännern treten zwar die Hottentotten als Jäger zurück, und gewiß werden sie keine so große Vollkommenheit in allen dazu erforderlichen Praktiken erreicht haben wie jene, welche mit einer siegverheißenden Einzigkeit des Vorsatzes dem Wilde nachstellten, während diese die Jagd nur nebenbei, zusammen mit der Viehzucht, betrieben. Anderseits sind aber diese wieder nicht genug Viehzüchter, um nicht als echte Naturkinder die Jagd über alles zu lieben; und thatsächlich ziehen sie ja ihre Hauptnahrung aus derselben. So jagen sie nicht bloß einzeln, sondern oft kralweise und stellen Fallen, graben Fallgruben 2c.

ganz wie die Buschmänner. Theophilus Hahn hat uns aus eignen Erfahrungen interessante Beispiele von der Fertigkeit der Hottentotten im Spurfinden mitgeteilt. Das Spursuchen, sagt er, versteht der Nama wie kein andrer Mensch, mag die Spur über Karruboden (harten Thon), Steinplateaus oder weiche, sandige Flächen führen, wo der Wind sie teilweise schon unkenntlich gemacht hat; überall weiß der Nama ihr zu folgen, und, was das Staunenswerteste ist, er bestimmt oft das Alter einer Spur bis auf den Tag und die Stunde. Auch unterscheidet er die Spuren von Individuen derselben Gattung; er wird mit der größten Genauigkeit angeben, welches von seinen Rindern, Schafen oder Ziegen, ob es der „Ohnehorn“, „Bleß“, „Langohr“, „Krummschwanz“ ꝛc. gewesen ist oder nicht. Ebenso unterscheidet er auch die Spuren der Menschen, sowohl die seiner Stammesgenossen als auch die der Buschmänner und Herero. Die verschiedene Stärke einer Spur auf beiden Seiten läßt ihn erkennen, nach welcher Seite das Tier abzubiegen gedachte; aufgeworfene Steinchen, dürre Zweige



Ein Hottentott auf der Jagd (der Karoß nach einem Exemplare im Museum für Völkerkunde, Berlin).

und dergleichen werden für ihn zu untrüglichen Zeichen. Es fehlt den Hottentotten im gegebenen Augenblicke auch nicht an Entschlossenheit den wilden Tieren gegenüber, und von ihren mutigen Jägern erzählen sie sich die wunderbarsten Geschichten. Nach glücklicher Jagd zerlegen sie einen Teil des Fleisches sogleich in Fladen, welche sie an der Sonne trocknen; das übrige wird nach dem Dorfe gebracht, wo nun, wie unser Gewährsmann sich ausdrückt, die ganze Bewohnerschaft sich unmäßig befrißt, um auf einige Tage, solange Vorrat da ist, nicht aus dem Zustande einer verdauenden Boa constrictor herauszukommen. „Ununterbrochen flammt ein mächtiges Feuer unter dem brodelnden Kessel. Fortwährend wird Fleisch hineingethan und herausgenommen; in dem Schatten der Bäume oder sonstwo vor oder

in den Hütten sitzen nach Türkenart, mit untergeschlagenen Beinen, größere und kleinere Gruppen, alle essend, bis alles gegessen ist.“ Kolbs Erzählungen von den Gebräuchen, denen ein Hottentott sich zu unterwerfen hat, welcher ein größeres Tier, wie Löwe, Elefant, Elen und dergleichen, getötet hat, sind angezweifelt worden, ohne in sich selbst irgend unwahrscheinlicher zu sein als so manches andre, was er berichtet und was andre längst beglaubigt haben. Sie mögen hier wenigstens erwähnt werden. Der glückliche Jäger wird von einem alten Stammesgenossen, sobald er heimgekehrt ist, „anders gemacht“, wie sie es nennen. Dieser bepißt nämlich jenen, der sich vor seiner Hütte auf den Boden setzen muß, und die andern Männer nehmen dann rings um ihn her Platz und rauchen Dacha oder Tabak, mit dessen Asche sie ihn bestreuen. Darauf knüpft er sich die Blase des erlegten Tieres ins Haar und wird als Held von seinen Genossen angestaunt. Seine Frau aber muß drei Tage fasten und von morgens bis abends außerhalb des Krales beim Viehe verweilen, und der Mann muß sich drei Tage ihrer enthalten.

Von Fischerei der Hottentotten wird uns wenig berichtet; ihre Wohngebiete geben allerdings nicht viele Gelegenheiten dazu. Beiläufig sei hier erwähnt, daß bei dem Mangel an Kähnen oder ähnlichen Werkzeugen sowohl die kahnlosen Hottentotten als auch die Kaffern Baumstämme mit einem Aste oder Zahne zum Festhalten benutzen. Sie setzen oder legen sich darauf und rudern sich mühsam mit Händen und Füßen fort. Wir wissen, daß auch die Küstenbewohner sich nicht aufs Meer wagten, indem sie ebensowenig wie ihre binnenländischen Genossen über Kähne oder Flöße verfügten. Sie wateten wohl in der Flutstrecke, um Rochen zu spießen, und fischten, vielleicht von den Europäern dazu angeleitet, mit Angeln, die sie aus eisernen Nägeln bereiteten. Ausnahmslos sind daher die in den Strandgegenden wohnenden Hottentotten die ärmlichsten von allen. Ihre Abhängigkeit und Armut erinnern an den Zustand der Buschmänner. Typisch für dieselben sind z. B. die Strandhottentotten an der Walfischbai, deren Mittelpunkt die Missionsstation Schepmannsdorf, ein niedriges, teils von zufälligen Diensten, die sie den Weißen thun, teils von den Fischen der Bai und den Naras der Düne lebendes Geschlecht. Sie besitzen auch einiges Vieh. Die naratragenden Dünen verteilen sie an die einzelnen Familien ihres Stammes, und die Fische (wohl Rochen, s. oben) spießen sie mit einem spitzen Antilopenhorne (von dem sogen. Gemsbocke der Boeren) oder mit Assagaien. Ähnliche Stämme gab es schon früher weiter südlich. Strandläufer, Fischer, Wasserleute werden öfters in den Riebeckschen und andern alten holländischen Berichten erwähnt; es scheint, daß alljährlich zu bestimmter Zeit gewisse Stämme aus dem Innern zur Küste herabstiegen, um sich eine Zeitlang von Muscheln und Fischen zu nähren. An mehreren Punkten der Kapküste sind denn auch Abfälle solcher primitiven Mahlzeiten, gemischt mit zerschlagenen Knochen und sogar Menschenknochen, gefunden worden.

Die Hütten der Hottentotten tragen einen halb nomadischen Charakter. Man könnte sie ebensowohl Zelte nennen. Sie sind in wenigen Stunden abgebrochen und neu aufgebaut. Das Gerüst besteht aus biegsamen Stäben, welche im Oval in die Erde gesteckt, dann zusammengeneigt und oben miteinander verbunden werden. Der so umfaßte Raum ist etwa zwei Mann lang und ungefähr um ein Drittel weniger breit. Die Öffnung ist nur halb mannshoch, und das Innere ist nicht viel höher, so daß ein erwachsener Mensch nicht darin stehen kann. Mit Recht bestehen die ältesten deutschen Schilderer der Hottentotten, wie Böving, Vogel und andre, darauf, daß diese Hütten am passendsten zu vergleichen seien den „leimernen Backöfen, welche man bei uns in Teutschland mitten in den Dörfern antrifft, keineswegs aber einem Heuschober, theils weil ein mittelmäßiger Heuschober oben gar zu spitzig zulauft, theils auch weil er weit höher als ein solcher gantzer Palast ist“. Über dieses

Gestell werden nun dichte Matten gelegt und darüber noch Felle und das Ganze mit Steinen gegen den Windstoß beschwert. Die Bereitung der Matten, welche das Künstlichste am ganzen Hause sind, geschieht bei den Namaqua in folgender Weise: Die innere Rinde der Mimose wird in heißem Wasser erweicht und durch die vereinigte Kinnbackenkraft der Familie so lange kauend bearbeitet, bis sie völlig biegsam geworden ist, worauf sie durch Rollen auf dem nackten Beine zu einer Schnur gedreht wird. Große Mengen Bindfaden werden auf diese Art in der kürzesten Zeit hergestellt. Die Binsen werden dann in Zwischenräumen von etwa 2 Zoll durchlöchert und die Schnüre vermittelst einer Nadel aus Knochen oder Dorn oder neuerdings (nach Krönlein) mit einer eignen, 2 Fuß langen eisernen Nadel (s. nebenstehende Abbildung) durch dieselben gezogen. Matten erweisen sich in zweifacher Hinsicht als nützlich. Bei warmem, trocknem Wetter sind sie luftig, während sie durch Feuchtigkeit aufquellen und infolgedessen so dicht werden, daß sie die stärksten Regengüsse abzuhalten vermögen. Sie haben außerdem noch den Vorteil der Leichtigkeit, denn ein einziger Packochse trägt leicht die halbkreisförmigen Stecken des Hüttengestelles, die Matten und die paar Geräte, wie Kalabassen, Melkeimer und Töpfe, und dazu noch die Dame des Hauses samt ihrem jüngern Nachwuchse, die stolz inmitten all dieser Habe zu thronen pflegt. Das Innere der Hütte zeigt einige Löcher im Boden, in der Mitte gegen die Thür hin eins für das Feuer, welchem jedoch von aufmerksamern Hausfrauen ein thönerner Herd bereitet wird, und ringsumher ebenso viele „Schlaflöcher“, wie die Hütte Insassen zählt. Gewöhnlich wird aber dieselbe von einer ganzen Familie bewohnt, so daß unter Umständen wohl 10—12 Menschen auf diesem engen Raume beisammenleben. Was man als Hausrat bezeichnen könnte, die paar Töpfe, Waffen, Stöcke, hängt an den Stäben des Gestelles oder ist an einem eignen Gestelle gegenüber der Thür aufbewahrt. Der Rauch zieht durch die Fugen der Matten und die Thür ab. Letztere kann mit einem darübergehängten Felle verschlossen werden. Je nach der Windrichtung wird sie durch Verrückung der Matten leicht auch nach einer andern Seite der Hütte verlegt, doch ist ihre Stelle ursprünglich an der Ostseite. Der Aufbau dieser Wohnstätten wird fast ganz von den Weibern besorgt.


Nadel zum Mattenflechten (Museum für Völkerkunde, Berlin).

Was nun die Vereinigung derselben zu Dörfern betrifft, so lassen wir auch hier wieder am besten unserm alten Kolb das Wort, der hierüber sich klarer und verständiger ausgelassen hat als irgend ein neuerer Schilderer des Volkes. „Städte und feste Plätze“, sagt er, „haben sie gantz und gar nicht, lachen auch um solcher willen die Europeer aus. Selbige nun bauen sie nicht nach der Europeer oder andrer Völker Art, und machen zierliche, gemächliche und richtige Strassen, sowohl nach der Länge als nach der Quer oder über das Creutz: sondern sie halten die Art und Weise, die sie bei ihren schlechten Häusern oder Hütten beobachten. Sie bauen nemlich ihre Dörfer in die Runde, das ist: Haus an Haus; nicht nach der geraden, sondern nach der krummen Circul-Linien, also, daß eines an das andere schliesset, und endlich in der Mitte ein grosser weiter Platz, nach der Vielheit der Häuser, übrig bleibet. In diesen mittelsten Platz, habe schon vormals gesaget, daß sie bey der Nacht ihre Schafe treiben und sie daselbst vor denen wilden Thieren in Sicherheit stellen. Rundum, ist auch gesaget worden, daß sie bey Nacht ihre Ochsen, Kühe und Rinder stellen; selbige also an einander binden, daß allezeit zwey und zwey mit denen hintersten rechten Füssen durch einen Strick an einander feste gemachet werden.“ Die Größe der Dörfer ist, wie sich bei der meist ziemlich häufigen Ortsveränderung derselben aus Futter- oder Wildmangel von selbst versteht, in der Regel nicht beträchtlich. Wenn allerdings Böving und andre ältere Reisende sagen, daß ein Hottentottendorf nicht über 15 Hütten zähle, so bezieht sich das auf die

schon früh zersplitterten und versprengten Kaphottentotten. Im Namaqualande gibt es noch heute Dörfer von 100 und mehr Hütten.

Die Viehzucht kann man als das Haltgebende im Leben der Hottentotten bezeichnen, wiewohl wir dieselben nach dem Vorhergehenden nicht als ein reines Hirtenvolk, sondern als eine Art von Übergangsform zwischen Jägern und Hirten auffassen müssen. Aber die Jägerei ist anscheinend ein älterer und niedrigerer Zustand bei diesem Volke, das Hirtenleben dagegen ein neuerer und höherer. Auch ist kaum zweifelhaft, daß zur Zeit der ersten Berührung mit den Europäern bei vielen Hottentottenstämmen die Tendenz zum Hirtenleben durch das



Hüttenbau der Hottentotten (nach Kolb).

natürliche Wachstum der Herden und die Konkurrenz mit den nur vom Wilde lebenden Buschmännern eine starke war, dann aber durch die Streitigkeiten mit den Europäern und ihr Gefolge von Viehraub und Verarmung rasch gemindert wurde. Für die ausgedehnte Viehzucht der Eingebornen vor Ankunft der Europäer liegen in den „Cape Records" und den frühern Reisebeschreibungen genug Zeugnisse vor. Die ersten Ansiedler konnten sich nur mit Hilfe der Herden der Eingebornen erhalten. Schon im Anfange der Besiedelung tauschten die Niederländer Rinder, Schafe und Ziegen von den Hottentotten ein, und zu Kolbs Zeit war trotz der Beschränkung des freien Handels durch die Gesetze der Ostindischen Kompanie der Tausch von eingebornem Viehe gegen „Toback, Brandewein, kupferne Korallen oder Batterlein, Messing und andere dergleichen geringe Waaren" ein sehr ausgedehnter. Man kaufte damals für 1 Pfund Tabak einen schönen Ochsen und für ½ Pfund einen fetten Hammel. Auf Erhaltung und womöglich Mehrung ihrer Herden eifrig bedacht, gaben sie Kühe und Mutterschafe nur selten ab. In der That waren die Herden ihr einziger Reichtum, ihre einzige Möglichkeit, sich durch Tausch die sehr rasch zur Notwendigkeit gewordenen Genußmittel und Schmuckgegenstände von den Europäern zu verschaffen.

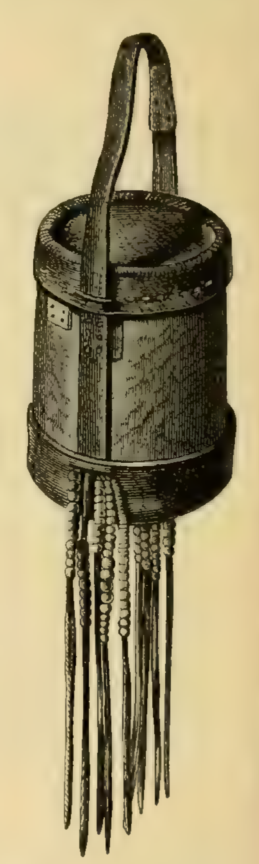
Kolb, dem wir die ausführlichsten Mitteilungen über die hottentottische Viehzucht verdanken, schildert dieselbe folgendermaßen: „Jeder Kral hat nur eine einzige Rinderherde, die aber nicht dem Kapitäne angehört, sondern an der jeder seinen größern oder geringern Anteil hat. Wer nichts hat, sucht sich bei den Reichern seines Volkes oder bei den Europäern zu verdingen, wobei sein einziges Ziel ist, gleichfalls in den Besitz von Vieh zu kommen. Vieh war das Geld dieser Völker in der voreuropäischen Zeit und wurde eifriger gesucht als bei uns Gold. Das Viehhüten geht der Reihe nach unter den Einwohnern eines Dorfes herum, und täglich wird die Herde von morgens bis abends auf die Weide getrieben. Des Nachts wird dieselbe auf dem freien Platze inmitten des



Ein Kral der Hottentotten (nach Kolb).

kreisförmigen Krales so aufgestellt, daß die Rinder in einem Kreise stehen, je zwei mit den Hinterfüßen aneinander gefesselt, und in ihrer Mitte die Schafe. Für die ganz jungen Lämmer und Kälber gibt es eine eigne Schutzhütte. Die Stiere und Widder läßt man das ganze Jahr in der Herde und zwar in der Regel einige. Dagegen werden die männlichen Jungen fast alle schon früh verschnitten, wofür es in jedem Krale einen Sachverständigen gibt. Den Stierkälbern wurden die Hoden so straff unterbunden, daß sie verkümmern mußten, und außerdem wurden sie ihnen oft noch mit Steinen zerquetscht. Den Lämmern geschah es entweder ähnlich, oder es wurden ihnen die Hoden in der That ausgeschnitten. Im Melken verfahren sie wie die Europäer, bekommen aber niemals Milch, wenn sie nicht ein Kalb anfangen lassen. Ein andres Mittel, um die Kuh zum Melken zu bringen, ist das Einblasen von Luft, was die Melkenden mit eignem Munde zu thun pflegen. Die Milch genießen sie entweder frisch oder gesotten, ohne jede Reinigung, oder machen Butter, indem sie dieselbe in einem Schlauche aus mit den Haaren einwärts gekehrtem Felle rasch durcheinander schütteln." Diese Prozedur in dem schmierigen, sauren Sacke fand Kolb höchst unappetitlich: „Ich kan mit Warheit sagen, daß mir,

der ich doch keine frische Butter esse, gleichwohl ein solcher Ekel davor angekommen, daß lange Zeit hernach, wenn diese Buttermacherei gesehen, wie ich denn gar offt darzu kommen, nicht einmal von einer frischen Butter ohne Grauen habe hören können". Der Genuß von Kuhmilch ist Männern wie Weibern, der von Schafmilch nur Weibern gestattet. Angeblich ist die letztere den Männern ungesund. Von den Ochsen werden die stärksten als Trag- und Reitochsen abgerichtet, zu welchem Zwecke ihnen durch die Nasenscheidewand ein langer Stock gesteckt wird, an welchem man sie zu leiten scheint. Die Einrichtung der Bakeley- oder Fechtochsen, d. h. starker und mutiger Ochsen, welche „darzu gebraucht werden, daß sie auf der Weide das andere Vieh müssen beysammen halten, damit es sich nicht zu weit von der Heerde weg, oder aus einander begebe", und welchen dann „nebst dieser Funktion auch gelehret wird, in ihren Kriegen, die sie unter einander führen, Dienste zu leisten und gegen die Feinde einzudringen, ihren Anführern den Weg zu bahnen, alles unter ihre Füße zu treten und zu verjagen, was ihnen entgegensteht", scheint unter den heutigen viehzüchtenden Hottentotten nicht mehr geübt zu werden, und man möchte fast glauben, daß Kolb sich hier einer der Übertreibungen schuldig macht, zu welchen ihn Breite und Besserwisserei mehrmals verführten. Das Schlachten der Tiere geschieht in grausamer Weise, indem sie ihnen den Bauch aufschlitzen, die Eingeweide warm herausnehmen, ebenso das in der Körperhöhle zusammenrinnende Blut, und dann erst zum Abziehen und Zerlegen schreiten. Geschlachtet wird das Vieh nur im Falle der Not oder bei besondern Gelegenheiten, wie Hochzeiten und Begräbnissen. Doch essen sie alles gefallene Vieh.


Eine Fettbüchse der Namaqua (Museum für Völkerkunde, Berlin). Vgl. Text, S. 92.


Eine Axt der Namaqua (nach Wood).

Für einen ursprünglichen Ackerbau der Hottentotten liegen nirgends Zeugnisse vor, so daß man annehmen darf, daß vor der Ankunft der Europäer solcher bei ihnen unbekannt war. Die Ackergeräte, welche heute die Namaqua für ihren noch immer nicht sehr bedeutenden Ackerbau gebrauchen, führen wohl auf Mitteilung seitens der Damara zurück, denn es sind etwas andre Formen, als wir bei den Ostkaffern und Betschuanen finden.

Ihre Nahrung bestand daher aus dem Ertrage ihrer Jagd und ihrer Viehzucht und nur in geringem und sehr ungleichem Maße aus Vegetabilien. Es war Sache der Weiber, die letztern herbeizuschaffen, und zwar wurden hauptsächlich Wurzeln und Knollen ausgewählt, wobei (sagt Peter Kolb) diejenigen Arten bevorzugt wurden, nach welchen die Affen und Schweine am eifrigsten gruben. Wir hören nichts von einer so tiefgehenden Kenntnis dieser Dinge, wie sie den Buschmännern nachgerühmt wird; in wildarmen Gegenden hatten jedoch die Hottentotten, weil sie nur in größter Not ein Stück aus der Herde schlachten, ihren Hunger vorwiegend mit pflanzlicher Nahrung gestillt. Aber Fleisch suchen sie, wie alle Afrikaner, doch immer mit wahrer Leidenschaft. Nach Lichtenstein war der

Fleischhunger das einzige Motiv, welches die Hottentotten der Kapkolonie veranlassen konnte, in die Dienste der Weißen, meist als Viehhirten, zu treten: „Gänzlichen Mangel an Fleisch erträgt kein südafrikanischer Wilder". Im Notfalle griffen sie zu Haut und Leder, das sie sengten, um es dann weich zu kauen. Die Unreinlichkeit in ihrer Speisezubereitung wird von allen, die sie beobachteten, mit starken Worten gerügt. Sie essen weder Fleisch noch Wurzeln roh, sondern kochen oder braten jenes, während sie diese in der Asche rösten; aber die eine wie die andre von diesen Zubereitungsarten wird niemals zu Ende geführt, so daß sie alles halbroh verzehren. Mit Vorliebe kochen sie Stückchen Fleisch in Blut, und wenn irgend etwas, so würde dies verdienen, ihre Nationalspeise genannt zu werden. Die Männer essen gesondert von den Weibern, Kindern und den noch nicht zu Männern gemachten Jünglingen. Ein Unterschied des Ranges findet beim Mahle nicht statt, jeder greift zu, wo und wie es ihm gefällt. Überhaupt gilt für ihre ganze Art zu essen O. Tacharts Wort: „Sie essen, wenn sie hungert, und machen sich weiter keine andre Regel als der Natur ihre". An Getränken hatten sie vor der Ankunft der Europäer nichts als Wasser und Milch. Sehr bald aber lernten sie den Branntwein über alle Maßen lieben, und die Ostindische Kompanie sorgte dafür, daß eins ihrer gewinnreichsten Produkte, der Arrak, am Kap nicht ausging, während zugleich der früh emporblühende Weinbau den Wein und Weinbranntwein leicht erreichbar sein ließ. Nun sind zu ihrem größten Schaden die Hottentotten längst an alle unsre aufregenden Getränke, starke und schwache, gewöhnt. Als Baines zu Jan Jonkers Krale kam, war dessen erstes Verlangen nach Kölnischem Wasser, „um seinen Magen zu wärmen", und gleich danach schickte er nach Thee, um denselben abends zu Hause zu trinken. Die Genußmittel, welche keinem Volke der Erde fehlen, waren bei den Hottentotten das Kraut der Dacha und die Wurzel der Canna, und zu ihnen gesellte sich sogleich nach Ankunft der Europäer der Tabak, dessen Rauchen allein oder zusammen mit Dacha sie sich mit einer solchen Leidenschaft ergaben, daß Tabak lange Zeit das wichtigste Umlaufs- und Tauschmittel, eine Art von Geld, bei ihnen wurde, für welches ihnen fast alles feil war. Auch das Schnupfen des Tabaks lernten sie bald und nicht minder das Kauen. Ihre Rauchwerkzeuge und -Methode stimmen mit denjenigen überein, welche wir von den Buschmännern beschrieben. Auch die Cannawurzel teilen sie, wie wir gesehen, mit ihnen, und diese hielten die Hottentotten zu Kolbs Zeit noch viel höher als Tabak und Dacha.



Ein Schnupftabakslöffel der Hottentotten (städtisches Museum, Frankfurt a. M.).

Von Hantierungen und Künsten verstehen die Hottentotten vor allem die Zubereitung der Felle zu Pelzwerk und Leder und dessen weitere Verwendung. Sie machen die Felle weich und haarhaltend, indem sie dieselben vom frischen Zustande an mit Fett, dem öfters Kuhmist beigemengt wird, wiederholt einreiben und mit ihren Kirris klopfen. Sie nähen sie mit Sehnen zusammen, für welche sie die Löcher vermittelst einer öhrlosen Nadel aus Vogelbein vorstechen. Zu diesen Nähsehnen benutzen sie hauptsächlich die Wirbelsehnen der Rinder, welche gleich nach dem Schlachten auf Blöcke ausgespannt und

in der Sonne getrocknet werden. Um die Haare ausfallen zu machen, streuen sie Asche auf die frischen Felle und lassen sie in der Sonne nach Gerberart „schwitzen". Dann werden sie auf beiden Seiten abwechselnd mit Fett und Sand gerieben, bis sie weich genug geworden, um sie zu Riemen zu zerschneiden. Die Verwendung eines gewissen Bastes zum Gerben dürften die Namaqua durch die Europäer überkommen haben. Von der Zubereitung der Binsenmatten wurde gelegentlich des Hausbaues geredet. Gleichfalls aus Binsen und Rohr flechten sie die Stricke, mit welchen sie ihre Rinder bei Nacht fesseln. Auch Ringe, um sie um die Beine der Kinder zu legen, machen sie daraus. Aus freier Hand machen sie ihre Töpfe, welche Arbeit meist den Weibern zufällt. Den Thon dazu nehmen sie gewöhnlich aus den Ameisenhügeln und kneten die Ameiseneier mit hinein. Nachdem der Topf in der Sonne getrocknet, setzen sie ihn in ein Loch, machen Feuer um ihn herum und in ihm, bis er durchgebrannt ist. Er nimmt dabei eine schwarze Farbe an, welche wahrscheinlich von dem verkohlenden Fette der Ameiseneier stammt.

Von ihrer Metallindustrie sagt Tachart: „Viele verstehen sich auch vortrefflich auf die Mineralien, wissen sie zu gießen und zurecht zu machen, halten's aber gar nicht hoch, vielleicht weil in ihrem Lande eine große Menge Gold-, Silber- und Kupferadern vorhanden". Kolb und andre bestätigen, daß sie nach Gold und Silber nicht im geringsten lüstern waren, und allem Anscheine nach haben sie vor der Ankunft der Europäer diese Metalle nicht besessen. „Vom Kupfer", sagt Kolb, „machten sie zwar wol einiges Werck, weil es nach der Polirung schön helle gläntzet: aber daß sie es so hoch nicht achten als Eisen, ist daher gewiß, weil sie das Eisen zu ihren nöthigen Waffen, das Kupfer aber nur zur Zierde und Schmuck zu brauchen wissen." Ihre Methode, das Eisen zu schmelzen, ist genau dieselbe, wie man sie bei andern primitiven Stämmen Südafrikas findet: sie machen zwei übereinander liegende, durch eine Rinne verbundene Gruben, in deren oberer sie das Eisen einfach durch starkes Feuer reduzieren und schmelzen, während die untere das Erzeugnis dieses Schmelzprozesses aufnimmt. Ihre Unbekanntschaft mit Hammer und Amboß wird von ältern Gewährsmännern ausdrücklich hervorgehoben. Ihr Blasebalg besteht nicht, wie bei den Negern, aus einem Paar hölzernen Luftnäpfen, sondern aus einem mit Ventil und irdenem Luftrohre versehenen Ziegenschlauch. Ihre Schmiedearbeit geschah in der einfachst denkbaren Weise. Vogel beschreibt sie in seiner „Zehnjährigen ostindianischen Reisebeschreibung" fast mit denselben Worten, wie ein neuerer Beobachter das Schmieden bei den Zulu beschrieben hat: „Sie nehmen ein Stück Eisen, wie sie es bekommen; suchen einen Stein, welcher sehr fest und hart ist; auf selbigen legen sie das Eisen und schlagen es so lang mit einem anderen Stein, der ihnen anstatt eines Hammers dienen muß, biß sie es in die ihnen beliebige Form gebracht haben; so denn schleifen sie es an einem Stein und poliren es dergestalt schön, daß man meynen solte, es habe es ein rechter Teutscher Waffen-Schmied verfertiget".

Als die Europäer zuerst mit den Hottentotten in Berührung kamen, fanden sie von Handel und Verkehr nur wenige Spuren. Es gab vor allem kein anerkanntes Tauschmittel, da sie Gold und Silber nicht kannten, Kupfer nur in geringer Menge und selbst von Eisen allem Anscheine nach nicht viel besaßen. Außer ihren Rindern und Schafen konnte nur Elfenbein für den Handel in Betracht kommen, und auf dieses gründet sich denn auch die einzige Annahme, welche bezüglich eines Außenhandels der Hottentotten vor der Besiedelung des Kaps gemacht werden kann. Es heben nämlich die ältern Forscher fast alle die geringe Menge des Elfenbeines hervor, das im rohen Zustande oder in Gestalt von Armringen im Lande sich fand, während doch die Hottentotten Elefanten in großer Zahl erlegten. Da sie auch nach dem Aufblühen der Kapstadt zu einem lebhaften Markte nur wenig Elfenbein dahin brachten, vermutete man, daß sie einen Absatz dafür nach den portugiesischen Ansiedelungen entweder direkt oder durch Vermittelung der „Monomotapenser"

hätten. Für direkten Handel mit Natal schiene eine Bemerkung bei Kolb zu sprechen, welcher im Register eines holländischen Schiffskapitänes, van der Schelling, die Aufzeichnung fand, daß in Terra de Natal Elfenbein in großen Mengen vorhanden sei, „das er von denen angräntzenden Monomotapensern und nahe gelegenen Hottentotten erkauffet". Unter sich oder mit den Holländern tauschten sie häufig überflüssige Stücke ihrer Herden gegen Tabak, von welchem Kolb annimmt, daß sie jährlich einige tausend Pfund konsumierten, kupferne Korallen oder Canna. Ihre Waffen waren ihnen selten feil. An Handelsgabe gebrach es ihnen nicht, und holländische Kaufleute am Kap fanden es zweckmäßig, hottentottische Diener mit Waren zum Tauschverkehre zu ihren Landsleuten zu senden, sicher, daß dieselben größern Gewinn machen würden als sie selber. Ältere Berichterstatter rühmen auch ihre Ehrlichkeit im Handel, wovon freilich die neuern nicht viel zu sagen wissen.

Zum Schlusse einige Worte über die Kunstübungen der Hottentotten. Ihr musikalisches Talent ist hervorragend und wird besonders von den Missionaren anerkannt, welche ihnen große Gelehrigkeit in der Erlernung der Kirchengesänge nachrühmen. Unter sich benutzen sie als Musikinstrumente, gleich den Buschmännern, das Gom-Gom oder die Gora, von welcher Kolb behauptet, daß drei oder vier dieser Instrumente, harmonisch gespielt, „eine stille und angenehme Music geben, wovon niemand der Kopf mit allzu hefftigen Erthönen beschwehret, gleichwohl aber das Gehör lieblich ergötzet wird". Seine Erwartung, „es dörffte auch mit der Zeit dieses Instrument zu mehrerer Vollkommenheit gelangen", hat sich nicht erfüllt, denn das Gom-Gom ist noch heute genau dasselbe, wie er es ausführlich beschrieben und abgebildet. Außer diesem Instrumente benutzen sie sehr einfache Trommeln, welche aus einem irdenen, mit einem Schaffelle überspannten Topfe bestehen. Diese schlagen in der Regel die Weiber, während das Gom-Gom von den Männern gespielt wird. Kolb ist zweifelhaft, ob das Gom-Gom ursprünglich hottentottisch oder von den „Sklaven anderer Länder" (in der Kapkolonie) den Hottentotten mitgeteilt sei. Beide besäßen es und belegten es mit demselben Namen. In der That findet es sich auch bei andern afrikanischen Völkern.

Die Heilkunst der Hottentotten ist nicht ganz gering; sie überlassen vielleicht nicht soviel von der Sorge für körperliche Leiden der Zauberei wie andre afrikanische Völker. Sie legen großen Wert auf Blutentziehungen, welche sie entweder nach Art des Schröpfens durch Ansaugen eines Hornes auf einer vorher eingeschnittenen Hautstelle oder durch Aderlaß mit Abbinden bewerkstelligen. Das Abschneiden eines Fingergliedes, wozu die Weiber unter gewissen Umständen verpflichtet sind (s. S. 72), wissen sie gleichfalls durch Unterbinden in sehr geschickter Weise zu bewerkstelligen. Das Schmieren mit Fett, welches sie ohnehin aus kosmetischen Gründen so allgemein üben, wenden sie auch zugleich mit Dehnen und Kneten der Glieder bei Verrenkungen und dergleichen an. Von innerlichen Mitteln benutzten sie nach Kolb den abführenden Saft der Aloe, dann „Pulver und Tränke von wilden Salvey-Blättern, Buchu, wildem Knoblauch, Eywisch-Wurtz, wildem Fenchel, wilden Feigen und deren Blättern, nebst vielen anderen, deren Composition sie unendig verändern". Derselbe erzählt auch, daß sie gegen Pfeilgift Schlangengift einnehmen. Viel näher aber als der Gebrauch dieser natürlichen Mittel liegt ihnen bei jeder schwereren Krankheit die Anrufung des Zauberers, welcher zugleich der beste Kenner und Zubereiter aller dieser Arzneien ist. Ehe er zu diesen greift, vollzieht er den alten Gebrauch des „Andersmachens", indem er ein Schaf schlachtet und dessen Netz, mit Buchu bestreut und in Strickform zusammengedreht, dem Kranken um Hals und Schultern legt, wo dasselbe zu bleiben hat, bis es abfällt, einerlei, ob Genesung eintritt oder nicht. Das Fleisch des Schafes wird von den Männern verzehrt, wenn ein Mann der Kranke, und von den Weibern, wenn es ein Weib ist. Derselbe Zauberer sucht, wenn eine Krankheit langwierig wird oder Gefahr vorhanden scheint, die Aussichten auf Genesung zu erforschen,

indem er einem Schafe bei lebendigem Leibe die Haut abzieht. Läuft das geschundene Tier, so ist Genesung zu erwarten, im andern Falle der Tod. Der Zauberer hat seine Proben abzulegen. Nächst dem Essen von Schlangengift ist Herumrollen des nackten Körpers auf einer mit Skorpionen bestreuten Stelle eins der Erfordernisse des Nama-Schlangenarztes. Je weniger ihm die Stiche schaden, desto besser ist seine Qualifikation.

Einem gebärenden Weibe steht bei den Hottentotten in der Regel eine ältere Frau zur Seite, welche Kenntnis von dem hierbei Notwendigen besitzt. Vom Beginne der Wehen an muß der Mann die Hütte verlassen. Kehrt er vor der Zeit in dieselbe zurück, so muß er sich „anders machen", indem er zwei Schafe schlachtet und zum besten gibt. Dasselbe ist ihm bei Geburt eines toten Kindes auferlegt, da hierüber große Trauer herrscht. Ein gesundes Neugeborne wird aber erst mit Kuhmist eingeschmiert, dann mit Fett gesalbt und mit Buchu bestreut: alles, wie sie vorgeben, um es gelenkig und kräftig zu machen. Ist es ein Knabe, so werden von wohlhabenden Hottentotten einige Rinder, ist es aber ein Mädchen, nur Schafe oder auch gar nichts geschlachtet. Die Aussetzung kranker Kinder oder auch weiblicher Zwillinge scheint unleugbar zu sein, wenn auch Kolbs Angabe nicht bestätigt ist, daß sie dieselben lebendig auf Bäume binden und so verschmachten lassen. Der Mutterkuchen wird aus Furcht vor Zauberei samt allem Blute begraben, die Nabelschnur mit einer Sehne abgebunden. Mann und Frau haben sich nach Ablauf des Kindbettes mit Kuhmist, Fett und Buchu zu reinigen. Die erste Wiederannäherung der Gatten geschieht nach Kolb unter Dacharauchen bis zur Berauschung. Das Neugeborne trägt nun die Mutter mit sich auf dem Rücken in einem Lammfelle, dessen Hinterbeine dieselbe um ihren Leib und dessen Vorderbeine sie um ihren Hals schlingt. Hier verbringt das Kleine in geschützter, warmer Lage die ersten Monate seines Lebens und braucht in der Regel selbst nicht zum Säugen herabgenommen zu werden, da die Mutter bald im stande ist, ihm die Brust unter den Armen durch zu reichen. Das Kind schlägt seine Händchen wie Krallen in die Brust, die es wie eine Zitrone aussaugt. Diese Art, das Kind zu tragen, wird natürlich für die Mutter erheblich erleichtert durch das Fettpolster ihres Hinterteiles, welches einen stützenden Vorsprung bildet.

Sobald die Kinder freigelassen werden, wird ihre Haut mit Butter oder mit Buchusalbe eingerieben, angeblich um sie gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, und wenn man sich an einem Flusse oder einer reichen Quelle befindet, werden sie abends wieder abgewaschen. Da dies aber in vielen Fällen nicht geschehen kann, so verliert, wie ein guter Beobachter sich ausdrückt, die kleine Kreatur durch eine immer mehr sich verdickende Staubkruste auf der Haut jedes menschliche Aussehen und ist „eher einem glatt rasierten Paviane als einem Menschen" zu vergleichen. Indessen sind gerade die Namaqua viel weniger wasserscheu als andre Naturvölker, und wo ein Kral an einem Flusse oder tiefern Gewässer liegt, wird fleißig geschwommen, und sogar Frauen und Mädchen verstehen sich auf allerlei Kunststücke im Wasser. Überhaupt ist ihre Erziehung wohlgeeignet, die körperlichen Kräfte zu entwickeln, denn die Jugend übt sich unter den Herden mit Springen, Laufen, auf den Händen Gehen und dergleichen, vor allem aber ist das Zureiten der jungen unbändigen Ochsen eine gute Kraftprobe; denselben wird ein Pflock durch die Nase gesteckt, an welchem ein Riemen als Zügel befestigt wird. Als Sattel dient dabei einfach der Karoß, um den ein Gurt geschnallt wird. Auch das Spursuchen, in welchem der Nama hervorragendes Talent entfaltet, wird schon früh von den Knaben geübt, welche ihre Väter auf die Jagd begleiten.

Zwischen dem achten oder neunten Jahre und dem Alter der Mannbarkeit wird dann an den Knaben die Ausschneidung der linken Hode vollzogen, welche den Knaben oder Jüngling erst den Männern zugesellt. Den Sinn dieses Gebrauches wollen einige in der

Furcht der Hottentottinnen vor Zwillingsgeburten sehen. Bei den alten Hottentotten war er nach Kolbs und andrer Zeugnis mit den größten Festlichkeiten umgeben. Es ist unrichtig, wenn gesagt wird, daß die Hottentotten ihren Kindern keine Namen geben. Für die Knaben ziehen sie Tiernamen vor, wie Hacqua (Pferd), Gamman (Löwe) und dergleichen.

Die Verheiratung findet so früh statt, daß ihre Vorbereitung und Besorgung noch Sache der Eltern ist. Grundzug ist, wie bei allen Südafrikanern, der unverhüllte Kauf. Ihr geht eine Anfrage seitens eines Angehörigen des Bräutigams bei dem Vater des von diesem begehrten Mädchens und bei diesem selbst voraus. Erfolgt eine zustimmende Antwort, so kommen jene an einem der nächsten Tage mit den für das Hochzeitsmahl bestimmten Rindern in den Kral, wo die Braut wohnt, schlachten und richten ein Mahl an, welches den Mittelpunkt des ganzen Vorganges bildet. Von unreinlichen Zeremonien, die an das „Andersmachen" nach glücklicher Jagd erinnern (s. S. 96), sprechen ältere Beobachter, nicht aber neuere. Auffallend ist der angebliche Mangel an Gesang und Tanz bei diesem Feste. In betreff der Zahl der Weiber bildet nur die Möglichkeit ihrer Ernährung eine Grenze. Treffend sagt Böving: „Die Polygamie ist unter ihnen zugelassen, so daß einer so viel Frauen nehmen kann, als er ernähren kann; weil aber die meisten arme Leute sind, so sind nur diejenigen, so viel Vieh haben und also die Reichsten sind, Polygami". Heiraten unter Nächstverwandten bis zu Geschwisterkindern sind nicht gestattet. Alleiniger Erbe seiner Eltern ist der männliche Erstgeborne. Den andern Kindern werden indessen wohl bei der Heirat ein paar Rinder oder Schafe mitgegeben.

Von seiten der Eltern werden die Kinder gut, selbst zärtlich behandelt, wiewohl die Angabe etwas übertrieben sein möchte, daß jene sich freuen, wenn diese so stark geworden sind, daß sie ihnen Prügel austeilen. Jedenfalls ist auch das Benehmen der Kinder gegenüber ihren altersschwachen Eltern nicht allgemein so roh, wie es manchmal geschildert wurde, und auch hierin stehen die Hottentotten hoch über den Buschmännern. Daß sie diese Unglücklichen aussetzen, wenn dieselben sich nicht mehr selbst ernähren können, kommt selten vor; am ehesten ist es möglich auf der Flucht vor Feinden oder wilden Tieren oder auf einer Reise, wo die Vorräte ausgingen. In solchem Falle möchte allerdings der natürliche Selbsterhaltungstrieb über die edlern Gefühle des Mitleides und der Kindesliebe triumphieren. Aber anderseits liegen aus den besten Quellen Beispiele vor, daß Kinder ihren Eltern das zärtlichste Andenken bewahrten, und jedenfalls zeigen sie dies in der mühevollen und sorgfältigen Art, mit der sie beim Begräbnisse derselben zu Werke gehen.

Nach Beendigung der Wehklagen, in die alle Anwesenden mit dem Aushauchen des letzten Atemzuges ausbrechen, schlachtet der Sohn zuerst einen Bock, um mit dessen Blute die Leiche zu bestreichen, worauf diese in Hockstellung (nach ältern Berichten „nicht anders, als die Kinder im Mutterleibe sitzen oder liegen") mit Riemen zusammengebunden und in Matten und Felle genäht wird. Das Grab wird ähnlich wie bei uns gegraben, an der einen Längsseite aber wird eine Nische angebracht, welche die eigentliche Lagerstätte des Toten bildet, worin dieser durch Steinplatten, Stäbe und Zweigwerk abgeschlossen wird. Man türmt dann die ausgegrabene Erde wieder in das Grab und wälzt einen Steinhügel darüber, um die Hyänen von der Leiche abzuhalten. Das Graben dieses Grabes und überhaupt die ganze Beisetzung bildet eine der schwersten Arbeiten, denen der Hottentott sich überhaupt unterzieht, und bei der Unvollkommenheit der Werkzeuge ist sie in der That nicht unbedeutend. Manchmal scheinen die Hinterbliebenen sich mit einer Felsspalte oder Höhle anstatt des Grabes zu begnügen. Beim Wegbringen der Leiche aus ihrer Hütte wird nicht der gewöhnliche Ausgang gewählt, sondern an der entgegengesetzten Seite derselben wird eigens für diesen Weg einer geschaffen. Nach Kolb währte bei den Kaphottentotten das Wehklagen über das Begräbnis hinaus, oft acht Tage, und der ganze Kral

begleitete den Leichnam. Er schildert auch ein „Andersmachen" oder eine Reinigung, bei welcher Besprengung mit Menschenharn, Asche vom Herde des Verstorbenen und Kuhmist die Hauptrolle spielen. Ferner beschreibt er, daß nach allen diesen Zeremonien von seiten der Angehörigen Tiere feierlich geschlachtet und deren Netze als Trauerzeichen um den Hals gehängt werden, worauf der ganze Kral seine Hütten abbricht und nach einem andern Orte zieht; dabei bleibt nur die Hütte des Verstorbenen unberührt stehen „aus Furcht, es möchte der Todte wiederkommen, um sich nach seinem Hause und darinnen gehabter Habe umzusehen; auch sie, wofern sie selbiges mitnehmen und unter ihre anderen Häuser stelleten, wacker plagen, ängstigen und quälen; denn es ist nicht auszusprechen, wie bange ihnen vor Gespenstern ist: und kan man sie gar bald verjagen, wenn man ihnen glaubig machet, daß es an diesem oder jenem Ort umgehe, die Leute bethöre, und was dessen mehr seyn kan".

*

Unzweifelhaft treffen wir in der sorgfältigen Art des Begräbnisses bei den Hottentotten und in den daran sich schließenden Zeremonien, welche in dem Glauben an das Wiederkommen der Geister Verstorbener wurzeln, auf ein Hinübergreifen der Gedanken dieser Völker in ein geistiges Gebiet, von dessen Ahnung übrigens auch ihr vorhin erwähnter Zauberglaube Zeugnis ablegt. Es fragt sich nur, wie hell das Licht sei, das diese Partie ihres Lebens erhelle. In dieser Beziehung ist es bemerkenswert, daß schon ältere Beobachter irgend eine Art von Religion ihnen fast einstimmig zusprechen, wie wenig günstig auch sonst ihre Urteile über das ganze sittliche und geistige Wesen dieses Volkes lauten mögen. J. W. Vogel hat in seiner „Ostindianischen Reisebeschreibung" kurz und klar ausgesprochen, was die Neuern dann nur bestätigen konnten. Er sagt: „Von Gott und seiner Erkenntnis wissen die Hottentotten wenig oder nichts. Doch spüret man, daß sie eine Veneration gegen den Mond haben. Denn wenn derselbe neu ist, kommen sie zusammen, schreien und rasen die ganze Nacht, tanzen in einem Kreise und klatschen unter solchem Tanzen mit den Händen. Zuweilen hat man sie auch in dunkeln und finstern Höhlen angetroffen, woselbst sie unter dem Klatschen der Hände etwas hergemurmelt, so aber niemand von Europäern verstanden oder gewußt hat, was es sei." Kolb ist weiter gegangen, indem er unter anderm in seinem „Caput Bonae Spei Hodiernum" (1719) sagt, die Hottentotten könnten schon darum nicht mit den Kaffern zusammengeworfen werden, weil sie „Gott kennen und wissen, daß Er sey", was eben gerade bei den Kaffern, wie ihr Name besage, keineswegs zutreffe; aber Kolb zeigt sich auch in dieser Frage als der Gründliche, indem er nicht bloß durch Erkundigung von ihnen erfuhr, daß sie den Mond ihren „großen Kapitän", d. h. ihren Herrn, nannten, sondern auch selbst oft beobachtete, wie sie ihre Tänze bei Neu- und Vollmond ganze Nächte hindurch aufführten und dabei, zum Monde aufschauend, riefen: Sei willkommen, mache, daß wir viel Honig bekommen, mache, daß unser Vieh viel zu fressen bekomme und viel Milch gebe, und dergleichen. Auf die Fragen nach Art und Wesen dieses Herrn pflegten sie zu antworten, daß er ihnen nur Gutes gethan habe und darum auch nicht gefürchtet werde; „hingegen wäre noch ein anderer Kapitän, etwas kleiner von Vermögen, von welchem einige unter ihnen hätten zaubern gelernt, der thäte ihnen niemalen Gutes, sondern allezeit Böses, und diesen müßten sie fürchten, ehren und dienen". Dem erstern Kapitäne, dem guten, legten sie den Namen Gounia, dem andern, bösen, den Namen Touquo bei. Begreiflicherweise erweckt diese Gegenüberstellung des guten und bösen Prinzipes sofort den Argwohn, daß wir es in diesem Kapitel hottentottischer Theologie mit einem Stück „hineingefragten" Christentumes zu thun haben. Noch vermehrt wird dieser durch die Schilderung dieses bösen Geistes, welche gleichfalls Kolb aus dem Munde eines Hottentotten hörte: er sei über den ganzen Leib häßlich,

rauh und haarig, Füße und Kopf wie ein Pferd und — mit einem weißen Kleide angethan. Das sieht wie eine Kombination von Teufel und Engel aus. Weiter vernahm dieser Gewährsmann, daß sie dem „bösen Kapitäne“ mehr dankten und ihn mehr ehrten als den guten, und als er um den Grund frug, wurde ihm zur Antwort: Sie wüßten nicht warum; doch sei ihnen von ihren Voreltern erzählt worden, daß diese sich schrecklich gegen den großen Kapitän versündigt hätten und dieser ihnen darum die Herzen so verhärtet habe, daß sie ihn nun nicht mehr zu erkennen, noch zu verehren vermöchten. Kolb ist vorsichtig genug, hierbei sogleich an den Sündenfall der jüdisch-christlichen Glaubenslehre zu denken; aber er benutzt diese Vermutung nur zur Begründung seiner Lieblingsansicht von der jüdischen Abstammung der Hottentotten. Wir haben durch ihn aber ebenfalls die erste Nachricht von der Verehrung eines halbfingerlangen, schmalen, grünen und unsern Schrötern vergleichbaren Käfers, dem zu Ehren, wenn er in einen Kral fliegt, Schafe geschlachtet werden (vgl. S. 76 die Heuschreckenmythen der Buschmänner), und die Nachricht von „heiligen Örtern“, seien es Hügel oder freie Plätze, wo sie zur Erinnerung irgend eines dort stattgehabten glücklichen Ereignisses tanzen oder singen.

Von diesen Angaben ist einiges durch die neuern Beobachter bestätigt worden, aber in ganz anderm Sinne, als es bei jenen ältern Schilderern hottentottischen Lebens sich ergab. Es scheint klar, daß einige Sagenkreise, freilich bis zur Unkenntlichkeit ineinander verschoben und verwirrt, sich um gewisse Gestalten gruppieren, welche ihrerseits außerdem mit dem Monde, dem göttlich verehrten, in Zusammenhang gebracht werden und auch mit der unklaren Gottesidee überhaupt gleich den Halbgöttern oder Heiligen andrer Religionen sich berühren. Aber noch niemand ist es gelungen, ein System, das eben nicht darin liegt, in dieses Wirrsal zu bringen. Was bald als Gott, bald als ihm entgegengesetztes böses Prinzip unter den Namen Touquo, Tsui-Goab (wir lassen hier einen Gaumenschnalzlaut vor Goab ungeschrieben), Thuikwe und dergleichen aufgefaßt wurde, das ist in Wirklichkeit ein hottentottischer Nationalheros und zugleich ein geistiger Mittelpunkt, um den sich die verschiedensten Sagen und Vorstellungen wie um eine der alltäglichen Niedrigkeit des Lebens entrückte Höhe gruppieren. Da man nun nicht ganz klar ist über den Ursprung des Namens, den die Hottentotten für „Gott“ haben, so gaben die Missionare in den verschiedenen Dialekten Thuikwe und Tikoa (Kap), Tsuikwap (Namaqua), Tshukoap (Kora) an. Ein Kaffernwort für Gott Tio und Tillo ist offenbar davon abgeleitet, wie es denn seinen fremden Ursprung durch verschiedene Merkmale verrät; ebenso scheint auch das entsprechende Buschmannwort Tuiko damit zusammenzuhängen[1]. Bleek erklärt ebenso wie Büttner die Etymologie des Namens als durchaus unklar. Die hottentottische Deutung „schwärendes Knie“ beruht wohl auf Volksetymologie. Aber man hat sich überzeugt, daß noch viel mehr der Sinn unklar ist; denn da die Hottentotten gleich andern afrikanischen Völkern in aller Art Nöten ihre Ahnen anrufen, so ist es kein Beweis für die göttliche Natur dieses Tsui-Goab &c., wenn sie etwa zu ihm beten, obgleich das wohl festzuhalten ist, daß derselbe der oberste aller Sagenhelden der Hottentotten ist. Die Missionare haben es daher meistens vorgezogen, diesen von Mißverständnissen nicht freien Namen nicht als das Wort für den christlichen Gott zu gebrauchen.

Wenden wir uns den eigentlichen Sagen der Hottentotten zu, so erscheint auch hier am beachtenswertesten eine gewisse ankristallisierende Gruppierung von einer Anzahl derselben um eine wohl halb mythische, halb phantasiegeborne Gestalt, den großen Zauberer Heitsi Eibib oder Kabib, von welchem vor allen die Namaqua einige

---

[1] Kölle bringt in seiner „Polyglotta africana“ eine ganze Reihe ähnlicher Formen für Gott, wie z. B. Bayon: nikob; Kum: niekop; Balu: nyikoab; Momenya: niekuob.

merkwürdige Sagen erzählen. Heitsi Eibib war ein großer und berühmter Zauberer bei den Hottentotten. Er verstand Geheimnisse zu erzählen und das Zukünftige zu prophezeien. Er erschien in verschiedenen Gestalten. Bald erschien er schön, sehr schön; bald wuchs sein Haar zu den Schultern herab, bald war es auch wieder kurz. Er starb mehrmals und stand immer wieder von den Toten auf. Deshalb gibt es viele Gräber von ihm, auf welche die Hottentotten Steine werfen, wenn sie vorbeigehen, um kein Unglück zu haben. Unter den Geschichten, die sie von ihm erzählen, dürfte einige mit Reminiszenzen an von den Missionaren empfangene Belehrung zusammenhängen, so, wenn Heitsi Eibib mit einer großen Volksschar auf der Reise und von Feinden verfolgt an ein Wasser kommt, das auf seine Beschwörung sich öffnet und ihn mit seiner Schar durchläßt, um die Feinde, welche auf diesem Pfade ihnen folgen wollten, zu verschlingen. Eine andre Geschichte, die einen tiefer zurückgehenden Hintergrund, man möchte sagen einen urmenschlichen hat, lautet folgendermaßen: „Im Anfange waren zwei (Wesen). Der eine hatte eine große Grube in die Erde gemacht, saß dabei und befahl den Vorübergehenden, einen Stein an seine Stirn zu schleudern. Der Stein jedoch sprang zurück und tötete die Person, welche ihn geworfen hatte, so daß sie in die Grube fiel. Zuletzt wurde Heitsi Eibib erzählt, daß auf diese Weise viele Menschen umkämen. So machte er sich denn auf und kam zu dem Manne, welcher den Heitsi Eibib aufforderte, einen Stein auf ihn zu schleudern. Jener lehnte es jedoch ab, denn er war zu klug. Er lenkte aber dieses Mannes Aufmerksamkeit auf etwas, das seitwärts lag, und während derselbe sich umwandte, um hinzusehen, schlug ihn dieser hinter das Ohr, so daß er starb und in seine eigne Grube fiel. Nach diesem ward Friede, und die Menschen wurden glücklich.“ Wer verkennt hier den tiefen Grundzug der Übereinstimmung mit weltweit verbreiteten Anschauungen, welche im Ödipus und im Siegfried dem Drachentöter sowie in durchaus ähnlichen Figuren auf Fidschi und in Indien ihre Ausprägung gefunden haben? Doch dürfte auch der Anklang an das christliche „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“ nicht zu übersehen sein. Eine andre verbreitete Sage: Heitsi Eibib aß von der Frucht des wilden Traubenbaumes (Gobe genannt), erkrankte davon und starb. Noch im Tode hatte er seinen Angehörigen verboten, von derselben Frucht zu essen, damit ihnen nicht Ähnliches widerfahre. An dieses Verbot knüpfte er aber zugleich die Verheißung: wenn sie auch stürben, würden sie sterbend leben. Später fand man ihn auf einem Baume in der Nähe des Grabes wieder von derselben Frucht essend, und als er zu seinem Grabe eilte, um darin zu verschwinden, fing ihn sein Sohn und brachte ihn wieder zum Krale hin, wo seitdem Heitsi Eibib wieder unter seinen Leuten lebte. Heitsi Eibib soll auch mit dem Monde in Verbindung gebracht werden.

Ein sonderbarer reicher Zweig der hottentottischen Erzählungslitteratur sind die Tierfabeln, welche bald in merkwürdigem Anklange an unsre Reinekefabeln die Überlistung des Löwen und andrer Tiere durch den Schakal, bald die Plumpheit des Elefanten, die Schlauheit des Pavianes in teils witziger, teils freilich auch pointeloser Weise darstellen und karikieren. Oft geht ihre ungebundene Rede in die gebundene über, und manchmal ist die Moral, wie bei Äsop, in einem markierten Spruche an das Ende gestellt. Scharfe Beobachtung, praktische Weisheit erkennt man aus vielen. Aus ihren Mythen überhaupt aber spricht eine Naturempfindung, die auch sonst nicht ohne geistigen Reflex bleiben wird. Um ein Beispiel zu nennen, erzählten die Hottentotten in der Nähe der König Georgs-Fälle des Oranje dem Entdecker derselben, G. Thompson, daß Ton und Anblick der Fälle so erschreckend seien, daß sie dieselben nur mit Grauen betrachteten und selten die Stelle zu besuchen wagten. Auch machten ihre scheuen, unsichern Bewegungen den Eindruck, daß sie thatsächlich sich nicht ganz dem Einflusse des genius loci entziehen konnten.

Hier eine Probe ihrer Tierfabeln:

Der Leopard und der Widder.

Als ein Leopard einst von der Jagd heimkehrte, kam er zufällig an den Kral eines Widders. Nun hatte der Leopard nie zuvor einen Widder gesehen und näherte sich ihm demzufolge in sehr unterwürfiger Weise, wobei er sagte: „Guten Tag, mein Freund! Wie magst du wohl heißen?“ Der Widder erwiderte mit rauher Stimme, indem er sich mit dem Vorderfuße auf die Brust schlug: „Ich bin ein Widder, und wer bist denn du?“ „Ein Leopard“, versetzte der andre, mehr tot als lebendig; dann nahm er Abschied und eilte heim, so schnell er laufen konnte. Nun lebte mit dem Leoparden zusammen ein Schakal, und zu dem ging der Leopard hin und sprach: „Freund Schakal! Ich bin ganz außer Atem und halbtot vor Schrecken, denn ich habe soeben einen fürchterlichen Burschen mit großem, dickem Kopfe gesehen, der mir auf die Frage nach seinem Namen ganz grob erwiderte: ‚Ich bin ein Widder!‘“

„Was bist du doch für ein närrischer Kerl von Leopard“, rief der Schakal, „daß du solch ein schönes Stück Fleisch fahren läßt! Wie kannst du nur das thun? Aber wir wollen uns morgen auf den Weg machen und es in Gemeinschaft verzehren.“

Am folgenden Tage machten sich die beiden nach dem Krale des Widders auf; als sie nun auf diesen von der Höhe eines Hügels hinabsahen, erblickte sie der Widder, der ausgegangen war, um frische Luft zu schöpfen, und der eben überlegte, wo er wohl heute den zartesten Salat sich suchen könnte. Da eilte er denn sofort zu seiner Frau und rief ihr zu: „Ich fürchte, daß unser letztes Stündlein geschlagen hat! Der Schakal und Leopard kommen beide auf uns zu. Was wollen wir anfangen?“ „Sei nur nicht bange,“ meinte sein Weib, „sondern nimm das Kind hier auf den Arm, geh' damit hinaus und kneife es recht tüchtig, so daß es schreit, als sei es hungrig.“

Der Widder gehorchte und ging so den Verbündeten entgegen. Sobald der Leopard den Widder erblickte, bemächtigte Furcht sich abermals seiner, und er wollte wieder umkehren. Der Schakal hatte für diesen Fall schon Vorsorge getroffen, er hatte nämlich den Leoparden mit einem ledernen Riemen an sich festgebunden. So sagte er nun: „So komm doch!“ Da kniff der Widder sein Kind recht tüchtig und rief dabei laut: „Das ist recht, Freund Schakal, daß du uns den Leoparden zum Essen bringst, hörst du, wie mein Kind nach Nahrung schreit?“

Als der Leopard diese schrecklichen Worte hörte, stürzte er trotz der Bitten des Schakals, ihn doch loszulassen, in der größten Angst davon, indem er zugleich den Schakal über Berg und Thal, durch Büsche und über Felsen mit sich fortschleppte und erst dann stillhielt und scheu um sich blickte, als er sich selbst und den halbtoten Schakal wieder nach Hause gebracht hatte. So entkam der Widder.

Die politische Organisation der Hottentotten bestand zur Zeit, als die Europäer zuerst in ihr Land kamen, in der Zusammenschließung einer Anzahl von Familien zu einem Krale, der ein nach Erstgeburt erbliches Oberhaupt in Gestalt eines später so genannten Kapitänes besaß. Dieser Kapitän ward in seiner Aufgabe als Führer und Richter seines Volkes durch die Ältesten und Angesehensten desselben unterstützt und hatte in Gemeinschaft mit diesen auf Befolgung der alten Sitten und Gebräuche und auf Ahndung dessen zu achten, was nach ihrer Auffassung Unrecht war. Außerdem erkannten mehrere Gemeinden einen gemeinsamen erblichen Herrn an, den sie Kouqui nannten, und welchem hauptsächlich die Führung im Kriege, wohl auch auf Wanderungen, die Auswahl der Weide- und Wohnplätze und die Zuteilung derselben an die Gemeinden obgelegen zu haben scheinen. Diese Verhältnisse werden indessen von keinem der ältern Berichterstatter klar dargelegt, waren vielleicht auch in Wirklichkeit nicht so streng gegliedert, sondern von den momentanen Verhältnissen der verschiedenen Stämme abhängig. Auch hier sind die Namaqua

am geeignetsten, jene Angaben einigermaßen zu vervollständigen und zu erklären. Ihre politische Organisation gleicht im allgemeinen der eben geschilderten. Sie ist vor allem eine lockere, veränderliche. Zu verschiedenen Zeiten haben verschiedene Häuptlinge eine Führerrolle für sie alle beansprucht, aber heute ist ein politischer Zusammenhang nicht mehr vorhanden. Sie zerfielen vor 20 Jahren in zehn und einige Stämme, aber deren Zahl ist durch häufige Vereinigungen und Trennungen von Stämmen eine veränderliche. Den größten Teil derselben bilden Orlam, d. h. eingewanderte Kaphottentotten, den kleinern, inniger zusammenhängenden die Vollblutnamaqua, welche zu jener Zeit unter den Häuptlingen Zeib und Oasib sich für das ausgezeichnete, das „königliche" Volk hielten und gern die Führung aller andern beansprucht hätten. Sutherlands Behauptung, daß die Vornehmen bei den Hottentotten im 17. Jahrhundert eine dem gemeinen Volke unverständliche Sprache besessen hätten, führt wohl auf dieses wirkliche oder beanspruchte Vorrecht eines einzelnen Stammes zurück, der seinen besondern Dialekt sprach. In der That sind sie durch mehr Charakter und Energie ausgezeichnet und haben zugleich einen nicht unbedeutenden Grad von Nationalstolz, der sich in zähem Festhalten der Sprache und der Vätersitten ausprägt. Die andern Stämme sind schon durch Boden und Klima ihrer Wohnsitze minder günstig gestellt. Jeder Stamm hat seinen eignen Häuptling, dessen Würde in männlicher Linie erblich ist. Doch hat dieser, abgesehen davon, daß er der reichste von allen ist, kaum eine besondere äußere Auszeichnung; seine Hütte ist etwas größer, er erhält bei Mahlzeiten das Kreuzstück eines Tieres, welches als Ehrenstück gilt, und dergleichen. Aber sein Einfluß ist nicht gering. Er schlichtet Streitigkeiten, bestraft Vergehen, beruft Volksversammlungen, bestimmt bei Wanderungen Weg und Ziel seines Stammes. Ein Rat der Angesehensten seines Stammes unterstützt ihn in der Ausübung dieser Funktionen, aber der Grad seiner Wirksamkeit hängt ganz von dem Gewichte seiner Persönlichkeit ab, welches durch besonders energisches Auftreten, durch kühne und erfolgreiche Jagden und dergleichen sich vermehrt. Ist dasselbe gering, so thut jeder beinahe alles, was er will. Doch scheinen, unabhängig von der Handhabung, einige Gesetze, die sie haben, vortrefflich zu sein. Th. Hahn schildert z. B. folgendes Gesetz vom Stamme Oasib: Steigt der Reisende in einem Dorfe ab, so sind bestimmte Beamte da, welche seine Pferde oder Ochsen in Empfang nehmen, leiten, absatteln, tränken, weiden, des Abends vor wilden Tieren in Sicherheit bringen und dergleichen. Der Fremde wird mit Milch, Fleisch, Wasser und Holz versorgt und hat einen Mann zum Schutze gegen die Belästigungen von Kindern und Erwachsenen und, falls der Fremde allein sein sollte, zur Unterhaltung seines Feuers und zu seiner Beschützung in der Nacht. Will der Reisende wieder aufbrechen, so hat er es nur durch seinen Beschützer dem Häuptlinge melden zu lassen, und er wird selbst zur Nacht seine Tiere bereit zur Stelle finden. Es fällt niemand ein, für das alles Bezahlung zu heischen, wie es auch im Belieben des Reisenden steht, seinen Gastfreunden mit einem Geschenke zu danken. Ob er es thut oder unterläßt, ändert nichts an der Gastfreundschaft, die ein andres Mal gegen ihn geübt wird. Man versteht diese Übung der Gastfreundschaft speziell gegenüber den Europäern, wenn man sich erinnert, daß für die Namaqua der Verkehr mit den europäischen Händlern behufs Erlangung des Kostbarsten, nämlich der Waffen und Munition, unentbehrlich ist. Aber es zeugt für ihr Organisationstalent und ihre Einsicht, daß sie dieser Notwendigkeit solche Anerkennung zu geben wissen. So wenig abgeneigt sind manche Häuptlinge dem Handel und Verkehre, daß durch sie im Namaqualande ein Weg von der Missionsstation Bethanien nach Berseba und (durch Jonker Afrikaner) sogar von dem nördlichen Hochlande nach der Walfischbai angelegt ward.

Merkwürdigerweise schließt diese ganz eigentlich „gesetzlich geregelte" Gastfreundschaft nicht eine ganz andre Behandlung der Wanderer aus, sobald sie das Gebiet verlassen

haben, wo sie solch freigebigen Schutz genossen. Man reist nur sicher, wenn man sich einer Empfehlung auch beim nächstwohnenden Stamme versichert hat. Wenn man sie aber verletzt hat, indem man etwa Mißtrauen gegen sie zeigte oder sich ungünstig über sie äußerte, halten sie es nicht für Unrecht, den Reisenden auszurauben, was sie nur „abnehmen" heißen. Oft ist ihre Rache für verletzte Eitelkeit milder. So ließ ein Häuptling einen Engländer, der sich allerlei Scherze über die Dummheit der Namaqua erlaubt hatte, von den 600 Männern, Weibern und Kindern seines Stammes mit kuhmistbeschmierten Gesichtern umarmen und abküssen. Es klingt aber doch nicht ganz wahrscheinlich, wenn Th. Hahn erzählt, daß diese unreinliche Prozedur als Prüfstein für den Charakter eines bei ihnen sich niederlassenden Fremden benutzt werde.

Im Rechtsleben der Namaqua ist der hervortretendste Zug die strenge Ahndung, die sie dem Morde angedeihen lassen. Bei unabsichtlichem Totschlag kann eine Buße an Vieh genügen, wozu der Totschläger noch ein Versöhnungsmahl veranstaltet, bei welchem er mit dem Blute der eigens dafür geschlachteten Kuh bestrichen wird, von dem Fleische derselben aber nicht essen darf. Absichtlicher Mord wird dagegen mit strenger Blutrache geahndet, wozu der nächste Verwandte in erster Linie verpflichtet ist; fällt oder stirbt dieser, dann hat der nächstfolgende einzutreten und, wenn gar kein Verwandter vorhanden ist, der Freund des Ermordeten. Es wird mit dieser Verpflichtung ernst genommen. Als ein Buschmann seine beiden Namaquaweiber aus der Gegend von Rehoboth erschlagen hatte, flüchtete er in eine ganz andre Gegend, wo er als Desperado sich umhertrieb und den Anstrengungen der dortigen Namaqua trotzte, ihn festzunehmen. Endlich gelang es, ihn durch List dingfest zu machen; man band ihn an ein Wagenrad, um ihn seinem Bluträcher zuzuführen, dieser aber traf zufällig an demselben Abende am Platze ein und zerschmetterte nach wenigen Worten den Schädel des Mörders. Bei Eigentumsverletzungen scheint ebenfalls Buße an Vieh oder sonstigem Besitze und im Falle des Unvermögens körperliche Züchtigung die Strafe zu bilden.

Seit 60 Jahren haben, wie schon angedeutet, die politischen Verhältnisse im Namaqualande durch die Einwanderung von Hottentottenbastarden aus der Kapkolonie eine starke Veränderung in der Richtung erfahren, daß einige herrschfähige Naturen von großer Energie, aber ebenso großer Gewissenlosigkeit und Rücksichtslosigkeit über die Masse der Namaqua sich erhoben und denselben einen aggressiven Charakter, vorzüglich ihren nördlichen Nachbarn, den Herero oder Damara, gegenüber, aufgeprägt haben, wie er früher ihrer Geschichte nicht eigen gewesen zu sein scheint. Ein fast endloser Grenzkrieg ist die Folge dieser Veränderung. 1870 ward Friede geschlossen, aber in den letzten Jahren ist neuer Krieg entbrannt. Die Aussicht auf dauernden Frieden liegt nur darin, daß die 20,000 Namaqua in dem Augenblicke es aufgeben werden, ihre nördlichen Nachbarn anzugreifen, wenn diese, welche kriegstüchtig, aber ruhiger und dem Christentume mehr zugewandt sind, ebenso gut mit Feuergewehren ausgestattet sein werden; denn nur die bessere Bewaffnung hatte den Namaqua früher eine Überlegenheit eingeräumt. Die Kriege sind offenbar beiden Teilen gleich verderblich, sowohl den Namaqua als den Herero, und keiner der seit Jahrzehnten hier durch Mission und Verkehr ausgestreuten Kulturkeime verspricht unter diesen Verhältnissen ungestörtes Gedeihen. Zur Verdeutlichung dieser für die Geschichte der Namaqua und der Südafrikaner überhaupt wichtigen Erscheinung geben wir hier eine kurze Skizze einer derjenigen „Dynastien" dieser Räuberfürsten, welche sich bis heute in beherrschender Stellung erhalten hat und noch immer die stärkste Vereinigung von Macht im Namaqualande darstellt: der **Jager oder Afrikaner.**

Der ursprüngliche Name dieser Häuptlinge war Jager, Afrikaner wurden sie erst später genannt. Der Vater des erst berüchtigten, dann berühmten Christian Afrikaner

war Häuptling eines Hottentottenvolkes, das von den holländischen Ansiedlern weiter und weiter ins Innere zurückgedrängt und endlich dienstbar gemacht wurde; er stand in näherer Verbindung mit einem reichen Boer, für welchen er Züge gegen die räuberischen Buschmänner unternahm, um ihnen geraubtes Vieh abzujagen, und für welchen sein Volk Arbeiten verrichtete. Dieser Boer soll sich grausam und hochfahrend gegen Afrikaner und seine Leute benommen und denselben den Abzug nach einem andern Teile des Landes verboten haben. Eines Tages entstand ein Streit zwischen dem Boer und Afrikaner, bei welchem jener von einem Bruder des letztern erschossen wurde. Nun flüchtete sich der Stamm gegen Norden und ließ sich am Oranje im südlichen Teile des Groß-Namaqualandes nieder. Doch sollte ihm auch hier keine Ruhe erblühen. Von der Regierung der Kolonie wurde auf Afrikaner gefahndet, um den Mord jenes Boers an ihm zu strafen, und Boeren wie „Bastaards" begaben sich auf seine Fährte. Zugleich feindeten ihn die Namaqua, seine Nachbarn, heftig an, und er hatte sich nach allen Seiten zu wehren. Die Schlauheit und Grausamkeit, mit der er dies that, erwarben ihm bald einen gefürchteten Namen. Er tötete eine große Zahl seiner Feinde und wurde dabei selber lahm geschossen. Die Missionare wurden bei diesen Kriegszügen nicht geschont, und die ganze Station Warmbad ging in Flammen auf. Aber einem deutschen Missionar, Albrecht, gelang es doch endlich, Afrikaner zahm zu machen, und später hatte der schottische Missionar Moffat den Triumph, diesen einstigen Schrecken der Kolonisten, der für einen der blutdürstigsten, unverbesserlichsten Wilden galt, nach der Kapstadt zu bringen, wo der Gouverneur ihm verzieh, indem er hoffte, eine Stütze für die Herbeiführung besserer Zustände unter den Hottentotten der Grenze in ihm zu finden. Afrikaner starb in Frieden in seinem Dorfe im Namaqualande, wo mit der Zeit alle Bewohner Christen geworden waren, und dessen Bevölkerung er in jeder Richtung, vor allem in Fleiß und Reinlichkeit, zu bessern strebte. Moffat berichtet rührende Züge von seinem Eifer im Lesen und Lernen und seiner Reue über begangene Übelthaten. Er hinterließ wenig Güter, da er allen wohlthat, die er als bedürftig kannte. Was aber am meisten in Erstaunen setzte, war die Friedensliebe, die er nun bethätigte. „Er, der einst wie ein Feuerbrand Zwiste, Feindschaft und Krieg unter den Nachbarstämmen verbreitet hatte, war nun im stande, alles zu thun, um zwischen streitenden Parteien zu vermitteln, und wenn er nur seinen Arm zu erheben brauchte, um sich von Speeren oder Bogen umgeben zu sehen, sah man ihn jetzt in der Stellung eines Bittenden, in welcher er die Kämpfenden ermahnte, sich zu versöhnen; dabei rief er wohl, indem er auf sein früheres Leben hinwies: ‚Was habe ich nun von allen den Schlachten, die ich gefochten, und allem Viehe, das ich geraubt, als Scham und Reue?'"

Nichts zeigt deutlicher den Mangel an Zusammenhang, das Zerrissene, immer von neuem wieder auf die Ausgänge Zurückgeworfene im Seelenleben und damit auch in der Geschichte dieser Völker als die Thatsache, daß Christian Afrikaner von einem Sohne gefolgt wurde, der, wiewohl im Christentume und in guten Grundsätzen erzogen, genau in derselben Weise durch Krieg und Raub sich gefürchtet machte wie sein Vater, nur mit dem Unterschiede, daß er in dieser Laufbahn bis an sein Ende verharrte. Es ist dies Jonker Afrikaner, welcher eine große, aber verderbliche Rolle in der Geschichte der hottentottischen Einwanderung nach dem Namaqualande gespielt hat, und auf welchen ein großer Teil der Kämpfe zurückgeführt wird, welche seit einem Menschenalter Namaqua- und Damaraland verwüsten. Zur Zeit, als Christian Afrikaner starb, war ein älterer Bruder vorhanden, dem ein Teil des Volkes anhing; aber Jonker verstand es, sich zum Häuptlinge aufzuschwingen, und gewann durch die Nähe seines kleinen Stammes bei der Grenze der Kolonie, die ihm Pferde und Feuerwaffen verschaffte, die Möglichkeit einer Ausrüstung, welche derjenigen der nördlichen Namaqua weit überlegen war. Diese riefen im Streite mit den Damara

Jonker zu Hilfe, welcher in den fünfziger Jahren als das wahre Haupt der Namaqua betrachtet werden konnte, nachdem er die Damara hart bedrängt und geschwächt hatte. Andersson erzählt, daß in den vier Jahren seines Aufenthaltes unter den Damara (1851—55) dieselben den vierten Teil ihres gesamten Viehstandes an die Namaqua unter Jonker verloren hatten, und fast ebensoviel war ihnen schon früher genommen worden. Nachdem längere Zeit hindurch, wesentlich durch die Vermittelung der Missionare, der Friede wiederhergestellt worden, ist seit einigen Jahren, angeblich auf Anstiften Jan



Hottentottenhäuptling Jan Afrikaner und Frau (nach Photographie im Besitze des Herrn Dr. Fabri in Barmen).

Afrikaners, des dritten kriegerischen Häuptlinges aus der Afrikanerfamilie, die alte Fehde zwischen Namaqua und Damara wieder neu ausgebrochen. Wir geben hier das Bild des Häuptlinges und seines Weibes.

Die Rückwirkung der sogenannten „Bastaards", d. h. der Sprößlinge aus weißem und hottentottischem Blute, auf die neuere Geschichte der Hottentotten ist nicht bloß einer der ethnographisch interessantesten Züge afrikanischer Völkergeschichte, sondern auch wohl der geschichtlich zukunftsreichste Zug in den ganzen Schicksalen des Hottentottenvolkes seit seiner Berührung mit Europäern. Es ist zum allererstenmal durch das an die Spitze Treten dieser halbzivilisierten Elemente etwas Selbstthätiges in die bis dahin leidende Geschichte der Hottentotten gekommen, das freilich noch manchmal scheitern könnte, ehe es sein Ziel erreicht. Indessen ist doch in den beiden einzigen beträchtlichen Resten der Hottentotten, den Griqua und Namaqua, unzweifelhaft Gutes durch diese Mischung geschehen, wenn auch die Mischlinge selbst in ihrer großen Mehrzahl zu abfälligen Urteilen der mit ihnen vielfach mit Recht unzufriedenen und öfters auf sie mit Unrecht eifersüchtigen Weißen herausgefordert haben. Aber auch hiervon abgesehen, verdienen die Griqua einfach in

ihrer Qualität als selbständiges Mischvolk, dessen Entstehung zu verfolgen ist, eine ganz besondere Beachtung, da sie ein wertvolles Beispiel darstellen für die Bildung eines eigenartigen Stammes durch mehrfältige Mischung heterogenster Elemente. Auch schon die Geschichte ihres Namens ist in diesem Zusammenhange von allgemeinerm Interesse. Als die Niederländer am Kap sich niederließen, waren die Griqua ein Hottentottenstamm in ihrer Nachbarschaft, dessen öfters Erwähnung geschieht und zwar als eines zahlreichen. Gleich den andern Hottentottenstämmen des Südwestens wurden auch sie von den vordringenden Ansiedlern immer mehr ins Innere zurückgedrängt und nahmen, was in geringerm Maße vielleicht schon früher stattgefunden hatte, zahlreiche Buschmänner und mit der Zeit auch eine nicht geringe Anzahl jener „Bastaards“, Mischlinge von Europäern und Hottentotten oder Buschmännern, auf, welche, von der väterlichen Seite zurückgestoßen und von der mütterlichen nicht angezogen, schon am Ende des 17. Jahrhunderts sich in großer Zahl in der Kolonie und an ihren Grenzen befanden. Körperlich und geistig höher stehend als die beiden eingebornen Bestandteile des Volkes, übte dieses dritte Element schon bald einen so großen Einfluß auf das Ganze aus, daß der ursprüngliche Name Griqua für eine Zeit vollständig gegen den der „Bastaards“ vertauscht wurde. Diese leichte Annahme eines für unsre Begriffe nicht eben ehrenvollen Namens versteht sich sehr wohl, wenn man an den Stolz denkt, mit welchem die südafrikanischen Europäermischlinge ganz wie die südamerikanischen oder malaiischen selbst auf dem kleinsten Tropfen weißen Blutes bestehen, welchen sie in ihren Adern nachzuweisen vermögen. Wer von südafrikanischen Farbigen irgend einen Grund hat, sich als „Bastaard“ zu fühlen, legt sich gewiß diesen Namen bei und würde sich weder als Hottentott noch als Buschmann oder Griqua so stolz fühlen. Ja, es lag noch mehr von Bevorzugung in diesem Namen, denn als Bastarde wurden noch lange nach Annahme des Namens Griqua (1813) alle diejenigen bezeichnet, welche mehr vom weißen als farbigen Blute hatten oder zeigten, darum aber keineswegs besser gehalten wurden als ihre hottentottenähnlichen Volksgenossen. Nur die Missionare, welche ein besonders reges Interesse für dies neue Volk empfanden, waren im stande, den ihnen anstößigen Namen zu beseitigen und den der Griqua wieder in sein Recht einzusetzen, der seitdem allen Gliedern des Stammes geblieben ist. Nicht wenig trug dazu ein freigelassener Negersklave, Adam Kok, von der Mozambiqueküste bei, welcher sich den Griqua zugesellte und durch bedeutende Eigenschaften des Geistes und Charakters einen solchen Einfluß gewann, daß er dieselben nicht bloß Jahre hindurch zu leiten, sondern ihnen sogar auch nach seinem Abtreten vom Schauplatze etwas von der politischen Bedeutung zu hinterlassen vermochte, welche er selbst an ihrer Spitze sich erworben hatte.

Wir haben also hier unter dem Namen eines verschwundenen Hottentottenstammes eine Mischrasse aus drei nachweisbaren Hauptelementen vor uns: Hottentotten, Buschmännern, Europäern. Daß aber unter den Bastarden, die sich den beiden erstern zugesellten, echte Mulatten und mitunter auch Mischlinge mit malaiischem Blute waren, ist bei der früh schon sehr bunten Bevölkerung der Kapkolonie nicht zu bezweifeln. Hauptsächlich erkennt man aber unter den Griqua zwei Bestandteile: 1) Sogenannte echte Griqua, welche keinen Zweifel lassen, daß sie in der großen Mehrzahl Mischlinge von Hottentotten und Buschmännern sind. Sie sind durchschnittlich klein, gelblichbraun, haben kurzes, wolliges Haar und breite, vorstehende Backenknochen. 2) Die eigentlichen „Bastaards“, welche meist von ansehnlicher Größe, kräftigem Körperbaue, mit mehr oder weniger Anklang an europäischen Schnitt des Gesichtes, ziemlich langem, gekräuseltem Haare und vorwiegend dunkler, oft auffallend tiefer, manchmal aber auch (durch Hottentottenblut) fahler, aschfarbiger Hautfarbe sind. Auf diese den Namen Griqua wegen ihrer alten und noch immer häufigen Verbindung mit denselben unterschiedslos anzuwenden, ist am Kap im

gewöhnlichen Sprachgebrauche sehr allgemein. Die „Bastaards“ selbst lehnen aber diese Benennung ab.

Es ist lehrreich, zu sehen, wie ein Völkername, der ursprünglich einem Hottentottenstamme angehörte, auf eine Mischung von Hottentotten, Buschmännern und Europäermischlingen überging, um endlich diesen letztern auch da beigelegt zu werden, wo sie ganz außer Verbindung mit jenen stehen. Seitdem die Griqua in Verbindung mit „Bastaards“, Korana, Betschuanen und andern Vertretern aller südafrikanischen Völkerschaften ein eignes Gebiet, Griqualand, nördlich vom mittlern Oranje eingeräumt erhalten haben, ist für alle Bewohner desselben der Name „Griqualanders“ üblich geworden, der eine noch weiter



Zwei Namaqua („Bastaards“) Nach Photographie im Besitze des Herrn Dr. Fabri in Barmen.

gehende Verallgemeinerung ist, ein politischer Begriff statt eines ethnographischen. Wie man sieht, läßt sich ein gemeinsames Charakterbild dieser Griqua in körperlicher Beziehung nicht entwerfen, weil ihre Mischungselemente noch zu wenig miteinander verschmolzen sind. Ihre Erscheinung ist demgemäß ebenso mannigfaltig wie Art und Grad ihrer Vermischung. Jedes Individuum hat seinen eignen Typus. Doch kommt ihren beiden Hauptbestandteilen, den echten Griqua sowohl als den „Bastaards“, unzweifelhaft ein geistiges Übergewicht über die ungemischten Eingebornen zu, welches bei den letztern natürlich auf europäisches Erbteil zurückgeführt wird, bei jenen aber auf ihre frühen Beziehungen zu den Europäern, auf die Sorgfalt, welche die Missionare ihnen entgegenbrachten, und nicht zuletzt wohl auch auf manchen Tropfen europäischen Blutes, der in ihre Adern, wenn auch bloß durch Vermittelung der „Bastaards“, gelangt ist.

Von den Europäermischlingen wird auch in Südafrika, ganz wie in Indien oder Südamerika, kurzweg behauptet, daß sie die Fehler ihrer beiderseitigen Eltern, aber nichts von den Tugenden derselben besäßen. Und dort wie hier ist daran so viel wahr, daß

allerdings die Mischlinge selten alle Vorzüge des europäischen Vaters und alle Tugenden der farbigen Mutter miteinander vereinigen. Hieran trägt aber die Mischung des Blutes weniger Schuld als die eigentümliche, wenig günstige Erziehung, welche diesen Leuten nach der Natur ihrer Stellung zwischen zwei weit voneinander gesonderten Rassen zu teil wird und zu teil werden muß. Es ist selbstverständlich, daß die Sorge für ihre Erziehung der Mutter anheimfällt, und daß also die ersten Eindrücke des jungen Mischlinges inmitten der niedrigern Rasse gewonnen werden. Heranwachsend mag er die Überlegenheit fühlen, welche ihm in der Regel in geistiger Hinsicht und oft auch in körperlicher sein Anteil hellern Blutes verleiht; aber von der Rasse, der sein Vater angehört, wird er nicht aufgenommen, ihr gilt er als Farbiger bei allen bessern Eigenschaften, welche er als Mischling ererbt haben mag. Er wächst also in der Regel mit weniger Erziehung und Bildung auf, als er bei seinen Fähigkeiten nötig hätte, und daß er unter diesen Umständen nicht immer den besten Gebrauch von seinen Gaben macht, ist nur selbstverständlich. An geistiger Begabung, Energie und oft selbst an Körperkraft oder wenigstens an Lust und Trieb zur Verwendung derselben den Farbigen überlegen, entbehrt er der Gabe der Zufriedenheit mit der niedrigsten, gedrücktesten Lage und der phlegmatischen Unempfindlichkeit gegen Entbehrungen jeder Art, welche jene auszeichnet und welche so viel dazu beiträgt, ihre wilden Instinkte unschädlich zu machen. Sehr oft teilt er aber mit ihnen die Unlust zu anhaltender Arbeit. So werden diese „Bastaards" zwar die thätigsten und ausdauerndsten Wüstenwanderer, die besten Schützen, geschicktesten Jäger, verschlagensten Händler, aber zugleich die größten Spitzbuben, ärgsten Säufer und unter Umständen die gefährlichsten Verbrecher dieses Landes abgeben. Auf der einen Seite sind es die Bewohner des Griqualandes, welche lange vor den Weißen nach dem Ngami hinaufzogen und die Kalahariwüste auf Wegen durchkreuzten, die jene nicht zu betreten wagten, auf der andern sind sie als die „Desperados" Südafrikas, die kühnsten und schlauesten Räuber und Wegelagerer berüchtigt. Auch wo sie sich seßhaftem Leben und dauernder Arbeit zuwenden, behalten sie etwas Unbändiges im Charakter. Von den Bastarden in den Kupferbergwerken von Ukiep heißt es in einem Berichte von 1870: „Ein zügel- und ruhelos irrendes Volk, zu allem bereit, alles kennend und unwillig, irgend jemand über die zwingendste Notwendigkeit hinaus als Herrn anzuerkennen, wilde, vernachlässigte Gesellen, die übrigens weder mehr Übles noch Gutes in sich haben als andre mit einem solchen Mangel an Erziehung Behaftete". In keine der vorhandenen Völkergruppen, keinen der bestehenden sozialen Rahmen passend, sind die Griqua für den in Südafrika ohnehin durch die Natur so nahegelegten Nomadismus gleichsam von Geburt geeignet und mehr noch geneigt. Ja, so sehr gehörten die Griqua lange zu den entschiedensten Nomaden, daß sie noch 1871 im „Cape Monthly" als die Araber Südafrikas selbst den ackerbauenden Betschuanen gegenübergestellt wurden. Und so ist denn eigentlich ihre ganze Geschichte eine Nomaden-, eine Wandergeschichte. Im Jahre 1820 lebten sie in drei Stämmen unter den beiden Kok und Berend von Daniels Kuyl bis zum Rietflusse; als 1822 Nik. Waterboer in Griquatown gewählt wurde, zogen viele Griqua fort und schlossen sich den andern Stämmen an. Ein andrer Exodus unter Buys richtete sich nach den Bergen auf der Grenze der Kapkolonie und erzeugte so die Bergenaers. Im Jahre 1826 zog Adam Kok mit seinen Griqua nach der von den Kaffern verwüsteten Buschmannkolonie Philippolis, wohin zahlreicher Zuzug aus Namaqualand und andern Gegenden stattfand. Unterdessen wuchs die Zahl der Boeren, welche über die Grenze der Kapkolonie zogen, und es entstanden Streitigkeiten zwischen ihnen und den Griqua; letztere wollten schon auf britisches Gebiet zurückkehren, als die Boeren von englischen Truppen in ihre Grenzen zurückgewiesen wurden. Übrigens hatte der Häuptling der Griqua seit 1834 Subsidien von der britischen Regierung erhalten. Nach der Errichtung des Oranjefreistaates

im Jahre 1854 wurden die Griqua immer mehr bedrängt, sandten 1859 eine Expedition aus, um Land zu suchen, und wanderten 1862 nach Romansland in den sogenannten Drakenbergen. Zur Erhebung zweifelhafter Landansprüche war solches Leben so geeignet wie nur möglich, trotzdem das Griquavolk selber durch Branntweingenuß, Rückgang der Jagd und Vordringen der Weißen verarmte und rapid an Zahl abnahm. Im Jahre 1867 regierte Nik. Waterboer nur noch über wenige Hundert Köpfe. Auf die Ansprüche dieses Waterboer war es denn, daß England 1872 das Diamantgebiet Südafrikas sich als „Griqualand West" entgegen dem Widerspruche des Oranjefreistaates aneignete. Für die Griqua war dies mehr Verlust als Gewinn, denn die zuströmende Masse der Goldsucher ertränkte sie gleichsam, und ihre Aussicht auf politische Selbständigkeit ist damit vernichtet.

---

5. Die Zwergvölker Afrikas.

„Wir besitzen eine ganze Reihe von Erkundigungen, welche die weiter ins Innere vorgedrungenen Reisenden über Völkerstämme geringerer Körpergröße eingezogen haben. Die Mehrzahl dieser Berichte hat das übereinstimmende, daß sich diese sogenannten Zwergvölker nur durch die im Durchschnitte geringere Körpergröße von den umwohnenden Stämmen unterscheiden, daß sie also nicht Zwerge seien im Sinne der Mythe." Georg Schweinfurth.

Inhalt: Zusammenhang der hellfarbigen Südafrikaner mit Zwergvölkern Innerafrikas. — Serpa Pintos Mucassequere. — Pogges und Wißmanns Zwerge. — Stanleys Watwa. — Du Chaillus Obongo. — O. Lenz' und Missionar Kölles Nachrichten. — Waberikimo. — Krapfs Doko. — Schweinfurths Akka. — Angaben von Long, Felkin und Emin Bei über dieselben. — Schilderung der Akka. — Zusammenfassung.

Die geographische Verbreitung der hellfarbigen, filzhaarigen, kleinwüchsigen Menschenrasse im südlichen Afrika legte uns die Fragen vor: Woher stammt dieses Volk? Wie gelangte es in diese so weit südlich gelegenen Wohnsitze? Die Erklärungen älterer Beobachter, welche entweder eine Einwanderung über See oder ein Hervorgehen aus Mischung mit Phöniziern oder Juden annahmen, sind ohne sachliche Begründung. Es bleibt nur übrig, entweder eine Zuwanderung zu Lande aus einem andern bestimmten Teile Afrikas anzunehmen, oder aber sie als Reste eines einst weiter über diesen Erdteil verbreiteten Volkes aufzufassen, welchem die Gunst der nach drei Seiten isolierten Lage hier eine Zufluchtsstätte bot, die das breitere, zugänglichere Zentral- und Nordafrika ihnen verweigerte. Zur Begründung dieser Annahme mußte jedoch das übrige Afrika irgend welche Thatsachen darbieten, aus welchen Gründe für die eine oder die andre zu entnehmen waren. Und zwar konnten diese Thatsachen von zweierlei Art sein: entweder es fand sich ein ähnliches Volk in irgend einer Gegend Afrikas, von welchem dieser Teil sich ablöste, der nun hier im äußersten Süden wohnhaft ist, oder es fanden sich Bruchstücke eines ähnlichen Volkes von einst weiterer Verbreitung über den Erdteil hin zerstreut, welche eine ältere Bevölkerung von buschmannartigem Charakter voraussetzen. Würde keine von allen diesen Thatsachen aus der geographischen Verbreitung der Afrikaner sich ergeben, so bliebe nur übrig, an eine selbständige Entstehung dieser Südafrikaner zu denken.

Nun bietet die Geographie der afrikanischen Stämme ohne Frage Thatsachen, welche für das Vorhandensein einer ältern klein gewachsenen und hellfarbigen Bevölkerung, eines Vornegervolkes, sprechen. Wir haben bereits gesehen, daß die gelben Südafrikaner weiter nach Norden reichen, als man einst vermeinte, und es gibt, wie wir nachtragen

möchten, einige Nachrichten, die auf eine einst noch weitere Verbreitung derselben nach Norden deuten könnten. Ein holländisches Schiff, das im Jahre 1677 zur Untersuchung der Küste ausgesandt wurde, wollte noch bei 12° 47′ südlicher Breite an der südwestafrikanischen Küste Hottentotten gesehen haben. Auch war den Hottentotten im 17. Jahrhundert die Ostküste bis etwa 20° südlicher Breite bekannt. Die Bapedi oder Baento, unter 24° südlicher Breite wohnend, nennen noch heute die Himmelsgegend nach Westen und Süden hin Boroa, d. h. Hottentottengegend, während doch seit Menschengedenken dort nur Negerstämme sitzen. Wenn auch Vasco de Gama schon Ende des 15. Jahrhunderts Kaffernstämme in Natal fand, so haben doch die sogenannten Heikoms-Hottentotten noch längere Zeit sich hier gehalten. Aber heute freilich sind die Kaffern fast überall verbreitet, wo genügender Regenfall zum Ackerbaue vorhanden ist, und Merensky hat richtig bemerkt, daß Regenkarten und Völkerkarten Südafrikas eine sehr auffallende Ähnlichkeit haben. Solche Ähnlichkeiten sind aber nicht ursprünglich, sondern entwickeln sich allmählich. Wir wissen, daß die Kaffern hier seit langem im Vordringen sind, und es ist nur wahrscheinlich, daß sie dabei die schwächern gelben Völker verdrängten.

Dies gehört jedoch einer einigermaßen unsichern Vergangenheit an. Gehen wir aber von der nördlichen Umgebung des Ngami und dem Ovampolande (18° südlicher Breite), wo wir in der Gegenwart die letzten Buschmänner finden, tiefer in das Innere des Kontinentes hinein, so finden wir unter ca. 15° südlicher Breite, also schon im eigentlichen Zentralafrika, ein erstes isoliertes Volk von schlagender Buschmannähnlichkeit. Serpa Pinto fand unter den Ambuella am obern Cuando eine kleine gelbe Rasse von Menschen mit einer allen Umwohnenden unbekannten Sprache, die mit einer Modulation gesprochen wurde, welche sich von allen übrigen von ihm bis jetzt in Afrika gehörten Dialekten unterschied. Die Ambuella nannten das Volk Mucassequere. Es wohnen beide zusammen in dem Lande zwischen Cuando und Cubango, indem die Ambuella an den Flüssen, die Mucassequere in den Wäldern leben. „Von diesen Stämmen", sagt Serpa Pinto, „kann man die Ambuella Barbaren, die Mucassequere wirkliche Wilde nennen. Beide Völker haben nur wenige Beziehungen zu einander, befehden sich aber anderseits auch nur selten. Sie kämpfen indes manchmal untereinander und verkaufen ihre Gefangenen als Sklaven an die Bihekarawanen. Die Mucassequere sind das entschiedenste Jäger- und Nomadenvolk, indem sie sich nicht einmal Hütten bauen. In der Handhabung des Bogens sind sie sehr geschickt; der Pfeil ist ihre einzige Waffe, aber sie erlegen damit die größten Tiere. Ihre Nahrung sind außer dem Fleische der Tiere Wurzeln und Früchte des Waldes. Kochgeräte sollen sie nicht besitzen. Ihre Kleidung besteht aus ein paar Stücken Fell, und Fellstreifen tragen sie auch in Ringform an Armen und Beinen. Von Körperfarbe sind sie hell." Pinto nennt sie schmutziggelb und meint, daß viele von der Sonne, der Luft und den Stürmen gebräunte Seeleute eine weit dunklere Gesichtsfarbe besitzen als diese Mucassequere. Des weitern beschreibt er ihre Augen als klein und nicht in gerader Linie liegend, die Backenknochen weit auseinander und vorstehend, die Nase platt, die Nasenlöcher unverhältnismäßig groß, das Haar kraus und büschelweise wachsend. „Nach meiner Ansicht", schließt er, „muß diese Unterabteilung der äthiopischen Rasse zu den Hottentotten gezählt werden."

Wir gehen weiter nach Norden und kommen in das Gebiet der Südzuflüsse des Kongo, wo vom Lubi bis zum Tanganika Pogge und Wißmann ein Zwergvolk entdeckten, dessen Name Batua, offenbar derselbe wie Stanleys Watwa, sofort eine Übereinstimmung mit den von diesem am Kongo gefundenen Zwergen anzeigt, welche dann ihre Bestätigung in der Schilderung findet, die Wißmanns erster Bericht bietet. Er schildert sie als kleine, häßlich gewachsene, magere, schmutzig und wild aussehende Leute und läßt sie vom Lubi bis zum Tanganika und vom Lualaba bis zu den Kalunda in einzelnen

Gehöften oder kleinern Dörfern und in kleinen, liederlichen Strohhütten hausen. Sie sind verachtet von den Baluba, in deren Mitte sie wohnen, kultivieren nichts, haben nur einige Hühner, aber keine Schweine noch Ziegen, dagegen eine bessere, windhundähnliche Rasse von Jagdhunden. Sie leben hauptsächlich von Jagdbeute und wilden Früchten. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeil und stehen gleich ihren Werkzeugen auf tiefer Stufe. Sie haben wenig Eisen; man sieht nur hier und da eiserne Pfeilspitzen. Im Zusammenhange mit dieser Schilderung darf man an eine Notiz Battels in „Purchas Pilgrimage" (London 1625) erinnern, wo von einem Volke Matimba, nicht größer als zwölfjährige Knaben, in Westafrika die Rede ist, welches Bougainville nach Loango versetzt. Näheres bringt Stanley. Derselbe hörte von wilden Zwergvölkern im mittlern Kongogebiete an verschiedenen Stellen, aber er sah nur ein einziges Individuum derselben, das nahe bei dem großen Marktplatze Ukongeh im Busche festgenommen wurde. „Er trug", heißt es in der Reisebeschreibung, „einen kleinen Bogen und einen Köcher mit winzig kleinen Pfeilen in der Hand, und da dies ein Verdacht erregender Umstand war, so wurde er festgenommen und uns zugeführt. Er war ein höchst merkwürdiges Exemplar von einem Krieger, wie ich bei mir dachte, als ich dieses zitternde Männchen ansah. Aus unsern Messungen ergab sich, daß er 1,38 m hoch war, und daß der Umfang seiner Brust 3/4 m, seines Leibes nur 3/5 m betrug. Sein Kopf war groß, sein Gesicht unten mit einem dünnen, zottigen Backenbarte umgeben und seine Haut hell schokoladenfarbig. Da er außerordentlich krummbeinig und dünnschenkelig war, so mutmaßte ich zuerst, daß er eine von irgend einem Stamme zum Herumirren in den Wäldern fortgejagte Mißgeburt sei, kam aber sofort auf andre Gedanken, als ich ihn das Wort ‚Watwa' aussprechen hörte. Da ich mich erinnerte, daß die Watwa als Zwerge sehr wohl bekannt waren, so fragte ich unsern Führer Bwana Abed, ob dieser Mann jenen Watwazwergen ähnlich sehe, mit welchen Muhalas Leute gekämpft hätten. Er erwiderte, daß die Watwa, mit denen er zusammengetroffen wäre, wenigstens einen Kopf kleiner seien, obgleich dieser Mann wohl ein Glied eines mit den von ihm gesehenen verwandten Stammes sein könnte. Seine Hautfarbe sei ähnlich, aber die Zwerge westlich von Ukuna, in dem Lande West-Sumani, hätten sehr lange Schnurrbärte und buschige Backenbärte. Seine Waffen seien auch die nämlichen: der kurze Bogen und die winzig kleinen, kaum fußlangen Rohrpfeile mit scharfen Spitzen, die mit einer schwarzen, den spanischen Fliegen ähnlich riechenden Substanz dick bestrichen sind. Jeder schien bei der Untersuchung dieser Pfeile sich ganz besonders vor der Berührung der Spitzen zu hüten, und da viele derselben in Blätter eingewickelt waren, so erschien mir auch diese Vorsicht der Eingebornen nicht unbegründet." Gelegentlich hebt Stanley auch die vorspringende Kinnlade dieses Zwergmannes hervor. Was aber seine Sprache anbelangt, so fand er bei ihm zum erstenmal die korrekte Aussprache des Namens des Stromes Ruarowa, wie ihn die Manyema und Wenja sprechen, statt des erweichten Lualawa der Wangwana und Wanyamwesi.

Die erste ausführliche Nachricht über westafrikanische Zwergvölker gab Du Chaillu, welcher, schon früher auf das Vorkommen von Zwergnegern in Aschango aufmerksam gemacht, ihre kleinen, von ihm zuerst für Fetischhütten gehaltenen Häuser zum erstenmal auf seinem Wege nach Yengue antraf. Man hatte sie ihm als Aschunga genannt, hier aber führten sie den Namen Obongo. Von ihren Nachbarn werden sie auch Akkoa genannt. Ihre Hütten schildert er als etwa 4 Fuß (englisch) hoch und ebenso breit, aus Zweigen halbrund erbaut und mit Blättern gedeckt. Von den Leuten selbst traf er erst später einige in der Nähe von Niembuai (fast 2° südlicher Breite), da sie sehr scheu waren. Er maß sechs Weiber, welche zwischen 135 und 152,2 cm, und einen jungen Mann, welcher 137 cm hoch war. Ihre Farbe bezeichnet er als ein schmutziges Gelb, „viel heller als bei den Aschango", ihre Lippen als dick, ihre Nasen als platt; er schreibt ihnen „einigermaßen

den Negertypus" zu, erwähnt besonders die niedrige Stirn, die vorspringenden Backenknochen, das buschmannartig kurzfilzige Haar, das auch an Beinen und Brust ungewöhnlich stark sein soll, und vergißt auch nicht den von den Buschmännern so oft hervorgehobenen wilden Blick. Ihre einzige Kleidung sei ein Stückchen Grastuch, welches sie meistenteils von ihren Nachbarn, den Aschango, erhalten. Fetische und Götzenbilder seien nicht bei ihnen zu sehen. Ihre Lebensweise beschreibt Du Chaillu als eine beschränkt nomadische: „Sie sind in hohem Grade ein Wandervolk, das von Ort zu Ort zieht, sobald das Wild



Hütten westafrikanischer Zwerge in Aschango (nach Du Chaillu).

selten wird; aber sie wandern nicht sehr weit, d. h. die Obongo, welche im Aschangogebiete leben, gehen nicht aus diesem Gebiete heraus. Sie werden die Obongo der Aschango genannt; die, welche unter den Njavi leben, heißen Obongo-Njavi, und ebenso bei andern Stämmen." Er sagt, Obongo fänden sich nach Osten hin so weit, wie die Kenntnis der Aschango reiche. Von ihren stärkern Nachbarn werden sie gut behandelt, und es wird von diesen gern gesehen, wenn Obongodörfer sich in ihrer Nähe ansiedeln, weil sie sehr erfahrene und gewandte Fallensteller und Jäger sind und das, was sie von ihrer Beute nicht selbst bedürfen, an ihre Nachbarn gegen Geräte und Erzeugnisse des Ackerbaues austauschen. Die Wälder, welche sie ausbeuten, sind voll Fallen und Fallgruben. Nichts Genaueres wird uns von ihrer Jagdweise und besonders auch nicht vom Besitze einer eignen Jagdhundrasse erzählt, wie Wißmann sie den Watwa des Südkongogebietes zuschreibt. Ihre Nahrung ist aber keine rein tierische, denn Du Chaillu sah sie ein Gericht aus Wurzeln eines Baumes kochen, und es ist wohl etwas übertrieben, wenn

dieser Gewährsmann einmal sagt, daß ihre Begierde nach Fleisch mehr derjenigen fleischfressender Tiere als jener der Menschen gleiche. Aus den Erzählungen der Aschango entnahm Du Chaillu folgendes über ihre Begräbnisweise: meist setzen sie den Leichnam in einem hohlen Baumstamme bei, den sie dann mit Zweigen, Blättern und Erde ausfüllen; sie graben aber auch wohl ein fließendes Gewässer ab, machen in dessen Bette das Grab und leiten dann das Wasser wieder darüber. Endlich hat Du Chaillu eine Anzahl Wörter der Obongosprache gesammelt, welche großenteils mit den entsprechenden der Aschangosprache und andrer Nachbarsprachen stimmen. Er bemerkt dazu ausdrücklich, daß die Obongo außer ihrer eignen auch die Sprache der Aschango sprechen.

Spätere Beobachter haben im wesentlichen diese Schilderung nur bestätigen können. „Unsre Ansicht", schrieb O. Lenz, „daß die zwerghafte Rasse sich in diesen Ländern wiederfinden müsse, hat sich auf das vollständigste bestätigt. Gleich bei meiner Ankunft fand ich Repräsentanten derselben an verschiedenen Teilen der Küste, wo sie von den Europäern als Kuriositäten betrachtet werden, ohne daß diese über die Herkunft derselben etwas Weiteres wissen. Infolge verschiedener Examinationen stellte sich aber bald heraus, daß sie sämtlich von einem Volke des Innern stammen, das, wie sich dann fand, den eingebornen Händlern recht gut bekannt war, obwohl diese mit den Europäern nie über dasselbe gesprochen hatten; vielmehr wurden wir darüber befragt. Diese unstet in den Wäldern lebende Rasse wurde mir gewöhnlich unter der Bezeichnung Babongo genannt (also Du Chaillus Obongo); andre nannten sie Vambuta, der eigentliche Name scheint indes Bari oder Bali zu sein. Sie finden sich besonders in dem Lande der auf den Karten als Mandango figurierenden Scratch-faced, welcher Name Mandango indes nur im allgemeinen die Sklaven bezeichnet, die von dort kommen, während der eigentliche Name als Mantetje oder auch Teke (Tiki?) angegeben wird und so bei den Europäern früher zugleich als Monjol (Monsol) bekannt war. Von dem äußersten Punkte, den ich am Luemaflusse erreichte, schienen ihre Wohnsitze kaum zwei Wochen entfernt." O. Lenz hat durch Messungen bei ausgewachsenen Männern eine durchschnittliche Körpergröße von 1,32 bis 1,42 m festgestellt. Weiter betont er besonders den Gegensatz ihrer runden Hütten zu dem in ihren Wohnsitzen sonst allgemein vorherrschend rechteckigen Stile des Hüttenbaues.



Ein junger Babongo (nach Photographie von Dr. Falkenstein).

Rev. S. W. Kölle teilt in seiner „Polyglotta africana" mit, daß ein Mann aus Pati, der Hauptstadt von Bayon (landeinwärts vom Camerun gelegen), ihm erzählt habe, es wohne an dem See Liba ein nur 3—4 Fuß hohes Volk, Kenkob mit Namen, starke Leute, ausgezeichnete Schützen, friedlich und höchst freigebig, die vom Ertrage der Jagd lebten. Wenn einer einen Elefanten erlegt habe, sei er im stande, das ganze Tier wegzugeben. In derselben Erzählung wurde freilich dem Schlamme dieses Sees Liba die fabelhafte Eigenschaft zugeschrieben, so süß zu sein, daß er als Leckerbissen gelte, was man indessen möglicherweise, wenn es ein Salzsee wäre, auf ähnlich massenhaft die Ufer bedeckende Fliegenlarven beziehen könnte, wie sie am Tsadsee und anderwärts vorkommen und von vielen afrikanischen und andern Völkern genossen werden. Ein andrer Mann

aus derselben Gegend sagte ihm, daß es am Flusse Riba (Liba) kleine Menschen, **Betsan** genannt, von 3 bis 5 Fuß (englisch) gebe, die geschickte Jäger, bärtig, in Rindenzeug gekleidet, nomadisch, in leichten Rindenhütten lebend, seien und Erzeugnisse ihrer Jagd gegen solche des Ackerbaues ihrer Nachbarn austauschten.

Einige Berichte geben an, daß im östlichen Nilquellengebiete, landeinwärts von Mombas, an einem See Boo, der seine Wasser dem Sobat zusende, ein Zwergvolk **Waberikimo** (Leute von 2 Fuß Höhe) wohne; andre versetzen sie an den in derselben Gegend angenommenen See Baro. Nicht weit davon verlegen die von **Krapf** („Reisen in Ostafrika", 1858) mitgeteilten ausführlichen Nachrichten die Wohnsitze der **Doko** (im Suaheli ist dogo „klein"), von welchen **Krapf** selbst einen „etwa 4 Fuß" hohen Mann sah, den er leider nicht näher beschreibt. Was er von ihnen erzählt, hat sicherlich viel Sagenhaftes, das stellenweise mehr an Schimpansen, die hier auch vorkommen, als an Menschen erinnert. Dilbo, ein aus Enarea gebürtiger, vielgereister Sklave des Königs von Schoa, erzählte ihm, daß im Süden von Kaffa und Susa ein heißes und sehr nasses Land sei, wo es viele Bambuswälder gebe, und wo Leute, Doko genannt, wohnen, die so klein seien wie zehnjährige Knaben, also 4 Fuß hoch. Sie haben eine dunkle, olivenartige Farbe und leben in einem völlig wilden Zustande wie die Tiere. Sie haben weder Häuser, noch Tempel, noch heilige Bäume (wie die Galla), besitzen aber doch eine gewisse Idee von einem höhern Wesen, das sie Jer heißen, zu dem sie in Augenblicken der Traurigkeit und der Angst beten, aber nicht in aufrechter Stellung, sondern mit ihren Häuptern auf dem Boden und die Füße aufrecht an einen Baum oder Stein gelehnt. In ihrem Gebete sagen sie: „Jer, wenn du wirklich ein Dasein hast, warum läßt du uns denn getötet werden? Wir bitten dich nicht um Speise oder Kleider, denn wir leben von Schlangen, Ameisen und Mäusen. Du hast uns gemacht, warum läßt du uns zertreten werden?" Die Doko haben kein Oberhaupt, keine Gesetze, keine Waffen; sie jagen nicht, bauen kein Feld, sondern leben allein von Früchten, Wurzeln, Mäusen, Schlangen, Ameisen, Honig ꝛc. Gleich den Affen steigen sie auf die Bäume und holen Früchte. Oft geschieht es, daß sie auf den Bäumen in Streit geraten und einander vom Baume hinabwerfen. Ein großer und hoher Baum, genannt Loko, soll rote Früchte haben, die sie besonders lieben. Als Sklaven sind sie gelehrig und gehorsam und bleiben von allen Krankheiten verschont. **Krapf** sagt zu der bis zu **Schweinfurths** Entdeckung der Akka allgemeinen Ungläubigkeit gegenüber derartigen Nachrichten treffend am Schlusse seines Berichtes: „A priori kann man die Nachrichten, die auf verschiedenen voneinander unabhängigen Punkten Afrikas gesammelt worden sind, nicht geradezu bestreiten; nur muß man sich bemühen, das Fabelhafte, das von den eingebornen Berichterstattern beigemischt wird, kritisch zu betrachten". Übrigens hat **d'Abbadie**, der erste Europäer, welcher seit Jahrhunderten Kaffa besuchte, die Doko kennen gelernt; er leugnet zwar, daß es Zwerge seien, gibt aber selbst an, daß „die Pygmäen von Doko sich zu einer Gestalt von 5 Fuß erhoben, als das Auge und nicht mehr das Ohr zum Zeugen aufgerufen wurde". Man kann vermuten, daß dies englische Fuß seien, und damit würden die Doko doch tief unter Mittelmaß zu stehen kommen. **d'Abbadie** beschreibt sie im übrigen als negerhaft schwarz von Farbe und als „vollkommenes mezzo termine zwischen Äthiopiern und Negern" hinsichtlich der Formen des Körpers und Gesichtes. In neuester Zeit hat auch **Antinori** näheres von diesen Doko gehört, die er südwestlich von Kaffa setzt. Er spricht in einem seiner letzten Briefe aus Schoa von ihnen als einem zahlreichen Zwergvolke und läßt einige Glieder desselben in ähnlicher Weise am Hofe des Königs von Schoa weilen wie die Akka an demjenigen des Königs Munsa von Monbuttu.

Das dergestalt durch mancherlei glaubwürdige Mitteilungen bereits außer Zweifel gesetzte Vorkommen von Völkern in Zentralafrika, welche man im Vergleiche zu den oft

sehr hoch gewachsenen Negern recht wohl Zwerge nennen durfte, erhielt seine vollkommene Bestätigung und zugleich seine tiefere Begründung durch die Untersuchungen der Akka, welche Schweinfurth im Lande der Monbuttu, am Hofe Munsas, traf. Sie wurden von manchen andern Forschern außer Schweinfurth in Afrika und später in Europa untersucht; es entstand eine ganze Pygmäenlitteratur, und die lange Zeit nur auf den Grenzen der Sage stehende Frage der innerafrikanischen Zwergvölker rückte in das Licht der Wissenschaft. Unter Schweinfurths außerordentlichen Verdiensten um Natur- und Völkerkenntnis Afrikas nehmen sicherlich seine Untersuchungen über die Akka eine der ersten Stellen ein. Schweinfurth ist aber nicht bloß ein Meister der Forschung, sondern auch der Darstellung; er führt uns in der anziehendsten Weise in seine Akkastudien ein. Von Nubien bis Monbuttu hatten die Sagen von Zwergvölkern des Innern ihn begleitet. Nun weilte er schon mehrere Tage am Hofe Munsas, und noch hatte er keinen Zwerg zu Gesicht bekommen. Seine Leute hatten dieselben gesehen, aber als er sie tadelte, daß sie keinen derselben mitgebracht hätten, sagten sie, die Zwerge seien zu schüchtern. „Einige Tage später erregte ein Schreien im Lager meine Aufmerksamkeit, und ich vernahm, daß Mohammed einen der Zwerge überrascht hatte, welche beim Könige waren, und daß er ihn gerade auf mein Zelt her bringe. Ich blickte auf, und da kam wahrhaftig das kleine Geschöpf, festgehalten auf Mohammeds rechter Schulter, nervös seinen Kopf schüttelnd und ängstliche Blicke nach allen Seiten sendend. Mohammed setzte ihn bald auf den Ehrensitz nieder.



Akkamädchen Gessis (nach Photographie im Besitze des Herrn Hofrats Dr. v. Hochstetter in Wien).

So war ich denn also endlich dazu gekommen, meine Augen an der Verkörperung jahrtausendalter Sagen zu weiden!" Schweinfurth vernahm nun zunächst, daß der Name des Volkes, dem dieser kleine Mann, Adimoku, angehörte, Akka sei, und daß ihre Wohnsitze zwischen dem 1. und 2.° nördlicher Breite liegen. Ein Teil der Akka sei dem Monbuttukönige unterworfen, und dieser, indem er die Pracht seines Hofes durch eine Sammlung aller ihm zugänglichen Naturmerkwürdigkeiten zu erhöhen suche, habe also auch einige Familien des Pygmäenvolkes in seiner Nähe seßhaft gemacht. Munsas Residenz lag damals vier Tagereisen nordwestlich von den Sitzen der Akka, die demnach im Uellegebiet liegen. Adimoku nannte ihm vier Akkakönige und sagte, es gebe im ganzen neun. Als Namen von Stämmen gab er an: Navapuka, Navatipe, Wabingisso, Avadzube, Awagowumba, Bandoa, Manomu, Agabunda. Schweinfurth erhielt später Gelegenheit, noch andre Akka zu sehen; er begegnete sogar

einmal einer ganzen Kompanie, welche zu den Truppen eines Monbuttustatthalters gehörte, und welche er im ersten Momente für eine Herde ungezogener Knaben hielt, und sein Urteil über ihre körperlichen Eigenschaften hat trotz aller spätern noch viel eingehendern Untersuchungen, welche in Europa an einzelnen Individuen vorgenommen werden konnten, immer das größte Gewicht. Als Größe Adimokus gibt er 4 Fuß 10 Zoll englisch (1,46 m) an. Adimoku war ein voll ausgewachsener Mann. Von sechs andern ausgewachsenen Individuen maß keiner viel über 4 Fuß 10 Zoll. Leider sind Schweinfurths genauere Messungen der Akka in jenem Seribenbrande zu Grunde gegangen, welcher so viel kostbares wissenschaftliches Material vernichtete. Er gibt weiter folgende Schilderung der wesentlichsten Eigentümlichkeiten im Körperbaue der Akka: ein verhältnismäßig großer, runder Kopf, auf einem schwächlichen und schmalen Halse balancierend, ein sehr langer Oberkörper, abschüssige Schultern, breite, große Schulterblätter in Verbindung mit langen und dürren Armen, dabei aber ein nach oben zu plötzlich verflachter Brustkorb, dessen untere Apertur sich übermäßig erweitert, um einem Hängebauche als Halt zu dienen, welcher, wie Adimoku bewies, selbst bejahrten Individuen in dieser Hinsicht das Aussehen ägyptischer Kinder verleiht. Dem letzten Merkmale entsprechend, zeigten die Akka eine außerordentlich stark konkave Ausschweifung der hintern Körperkontur; dies war vielleicht eine Folge größerer Beweglichkeit der Lendenwirbel bei dieser Rasse, indem dieselben durch die bei jedesmaliger Magenfüllung nach vorn vorrückende Verlegung des Schwerpunktes beeinflußt erscheinen.



Akkamädchen Gessis (nach Photographie im Besitze des Herrn Hofrats Dr. v. Hochstetter in Wien)

Nach Schweinfurth haben noch Long, Felkin und Emin Bei Zwergmenschen in diesen Regionen gesehen. Die ausführlichste Beschreibung verdanken wir dem letztern. Long traf ein Akkaweib auf einer Seribe des Makarakalandes. Es war 25 Jahre alt, kaum 4 Fuß englisch hoch, aber breit. Ihre Augen waren groß, ihre Nase flach, ihre Haut hell kupferfarben. Sie sprach etwas arabisch und erzählte auf Verlangen, daß „Gongo" der König der Tikki-Tikki sei, eines zahlreichen Volksstammes, und daß dieser dem Könige Munsa Tribut zahle, welcher in Elfenbein und Sklaven dargebracht werde; in der Regel seien die Leute ihres Volkes noch viel kleiner als sie, und die Weiber begleiteten stets die Männer sowohl bei Angriffen auf benachbarte Stämme als auch zur Elefantenjagd. Ihrem Volke schrieb sie größere Kraft zu als den Dongolawi und selbst als den Long begleitenden Soldaten. Auf die Frage, warum ihr Volk Anthropophagie treibe, erwiderte sie, daß es geschehe, wenn Fleischmangel eintrete, oder wenn ein Wechsel in dem regelmäßigen Bananenregime durch die Natur gefordert würde. Während diese Aussagen etwas Unbestimmtes haben, das ihnen keinen großen Wert beilegen läßt, meint Felkin selber, daß der von ihm gesehene Zwerg kaum ein Akka (Tikki-Tikki) sei. Wir setzen indes seine Aussage hier bei. Er sah in der Station Rohl einen Mann, der angeblich einem zwerghaften Stamme angehörte. Ich glaube aber nicht, sagt er, daß er ein Tikki-Tikki war, da Schweinfurths Beschreibung dieses Stammes nicht auf ihn paßt. Er war etwa 30 Jahre alt, hatte glänzend schwarzes, krauses Haar, braune Augen, schmale Lippen und einen guten Gesichtswinkel. Seine Höhe betrug 1,364 m, der Kopfumfang über den Ohren 549 mm, der Brustumfang 768 mm. Der Körper war wohlproportioniert und die Muskeln gut entwickelt, seine Hautfarbe schokoladenbraun, an Händen und Füßen um eine Schattierung heller. Er sah gut aus und schien klug und verständig.

Seine Heimat lag, wie er erzählte, viele viele Tagereisen von hier. Der ganze zahlreiche Stamm sei von derselben Größe und wohne in einem Gebirge, dessen Gipfel immer weiß aussähen. Die Männer seines Stammes brauchten im Kampfe leichte Speere, mit welchen sie weithin zu treffen wüßten.

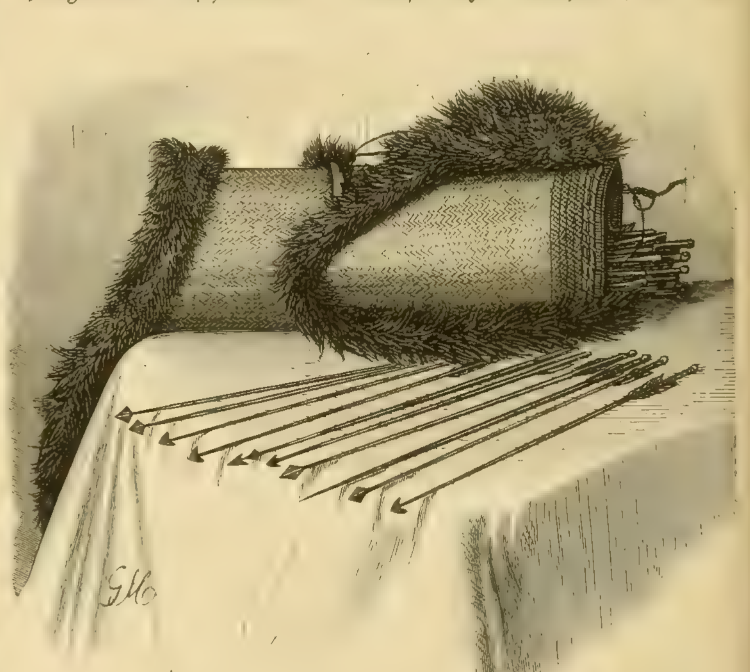
Viel bestimmter sind die Mitteilungen Emin Beis, der 1882 mit Akka zusammentraf und im wesentlichen Schweinfurths Schilderung bestätigt. Ihre Farbe bezeichnet er als hellgelblich bis rot durchscheinend, er hebt den Faltenreichtum ihrer Haut hervor, welcher besonders um die Augenwinkel stark ist und zu dem vorzeitig alten Aussehen und dem charakteristischen weinerlichen Gesichtsausdrucke beiträgt. Auffallend reich findet er die Behaarung über den ganzen Körper und nennt sie dicht, starr, beinahe filzig. Seine Messungen ergaben bei einem Burschen von 24 bis 25 Jahren eine Größe von 1,24 m, bei einem von 35 Jahren 1,36 m und bei einem Mädchen von 14 Jahren, das einer Kreuzung von Akka und Momvu entsprossen, 1,40 m. Endlich fand er den Hautgeruch ungewöhnlich stark entwickelt.

Aus allen Schilderungen der innerafrikanischen Zwergvölker geht hervor, daß sie in manchen Beziehungen sich an ihre Nachbarn in Sitten und Gebräuchen anschließen. So sprechen die Obongo, wie wir gesehen, die Sprache der Aschango und erhalten von diesen ihre Kleidung. Ähnlich haben die Akka wenigstens zahlreiche Monbuttuworte aufgenommen, kleiden sich, schmücken sich und tanzen wie ihre Herren. Nur ihre Wohnweise, welche sich mit flüchtigen Hütten für die Verheirateten, mit Sonnendächern für die Ledigen begnügt, weicht im Einklange mit der wandernden Lebensart weit ab. Und dieser Unterschied herrscht bei allen. Ob die Beschneidung, welche (nach der Versicherung von Schweinfurths Gewährsmännern) auch von den Akka geübt wird, ein indigenes Institut sei, oder ob sie sich nur auf eine Nachahmung der Monbuttusitten beschränke, welche die bei Munsa angesiedelten Akka beobachten, vermag Schweinfurth nicht zu entscheiden. Da aber die Intimität der beiden Völker so weit geht, daß selbst Mischungen vorkommen („auch größere Individuen fanden sich ein, und jedesmal, so oft ich mich nach der Ursache dieser Verschiedenheit erkundigte, erfuhr ich, daß es das Resultat einer Vermischung mit den Monbuttu sei, in deren Mitte sie lebten"), so ist ein weitgehender Anschluß der Akka an die Sitten der Monbuttu ganz natürlich. Immer und überall, wo sie auftreten, behalten sie jedoch eine Eigentümlichkeit bei, welche freilich genügt, ihrem ganzen Leben eine charakteristische Färbung zu verleihen: sie sind echtes, ganzes Jägervolk. Und dieser Eigenschaft ist denn auch ein besonderes Gewicht beizulegen in allen Erwägungen über die Stellung der Zwergvölker innerhalb der übrigen Völker Afrikas. Diese Eigenschaft tritt in allem hervor, was wir über die verschiedenen Zwergvölker berichteten; Schweinfurth hebt sie von den Akka geradezu mit Emphase hervor. An Sinnesschärfe, sagt er, an schlauer und wohlberechneter Geschicklichkeit sind die Akka den Monbuttu weit überlegen, denn sie sind ein Jägervolk par excellence. Diese Schlauheit ist indes nur der Ausdruck eines in ihrem innersten Wesen wurzelnden Naturtriebes, der seine Freude an Bosheiten hat. Nsewue machte sich ein besonderes Vergnügen daraus, nächtlicherweile auf Hunde seine Pfeile abzuschießen; auch quälte er gern Tiere. Emin Bei hebt ihre Rachsucht hervor, die besonders geweckt werde, wenn sie nicht das von ihren Monbuttuherren empfingen, was sie als gebührend betrachten. Ein derartiges Jägervolk exzelliert selbstverständlich in einer teuflischen Erfindungsgabe, um Fallen zu stellen und dem Wilde Schlingen zu legen. Auch ihre Menschenscheu wird hierher gerechnet.

Pfeil und Bogen sind die Waffen der Zwerge, selten kommen Speere hinzu. Die Pfeile der Akka haben Holzschäfte, die unten eingekerbt und häufig mit Eisenband umwunden sind. Ihre Spitzen sind breit, stets mit Blutrinne und in den meisten Fällen mit Widerhaken versehen. Ihre Köcher sind einfach sackartig aus Rohr geflochten und

werden an kurzer Lederschlinge getragen. Pfeile wie Köcher sind von guter Arbeit. Jene unterscheiden sich indessen nicht wesentlich von denjenigen mancher Negervölker. Der Köcher aber ist besser als bei manchen Negern dieses Gebietes und scheint den Einfluß der geflechtkundigen Monbuttu zu zeigen. Liegt nicht der Gedanke nahe, daß die Herren dieser Jägervölker denselben ihre besten Pfeile überlassen oder Pfeile für sie machen lassen, damit sie um so leichter die Beute machen, die ihnen gehört? Werden sie doch mit den Erträgnissen des Ackerbaues bei den Monbuttu im Tausche gegen ihre Jagdbeute versehen.

Suchen wir zusammenzufassen, was als allgemeinster Schluß aus all diesen Thatsachen sich ergibt, so liegt einmal auf der Hand, daß alle diese Völker zusammengenommen nur als die versprengten Reste einer Bevölkerung ganz ähnlich derjenigen der Buschmänner in Südafrika zu betrachten sind. Der



Köcher und Pfeile der Akka (ethnograph. Museum in Wien).

Köcher und Pfeile der Akka (Sammlung von Robert W. Feltin).

Übereinstimmung ihrer Größe gehen trotz der Verwischung der Sondermerkmale durch auch hier nicht ausgeschlossene Mischung andre Eigenschaften parallel, unter denen, als fast aus allen Beobachtungen und Erkundigungen gleichmäßig sich ergebend, die helle Hautfarbe, die streifende Lebensweise der Waldmenschen, die Vorliebe für Bogen und Pfeil und die Unvollkommenheit ihrer Wohnstätten hervorragen. Es ist daneben auffallend, daß eine besondere Sprache nur bei den Zwergvölkern des Kongogebietes konstatiert ist. Stanleys und Pogge-Wißmanns Berichte sind darüber einig, doch ist gerade dieser Punkt derjenige, der noch am meisten der Aufklärung bedarf. Zeigen diese Völker einmal vielfältige Ähnlichkeiten untereinander, so ist auch die Übereinstimmung in der Lebensweise mit den Buschmännern Südafrikas so vollkommen wie möglich. Sie scheint, wenigstens für die Akka, auch in den körperlichen Eigenschaften, wiewohl nicht durchgängig, vorhanden zu sein.

Auch die Buschmänner nehmen, um dies noch anzufügen, eine ähnliche Stellung zu manchen Betschuanen wie einige Zwergvölker zu den benachbarten Negern ein, indem sie gleichsam die professionellen und bevorrechteten Jäger ihres Gebietes darstellen.

Was die geographische Verbreitung anbelangt, so scheint es, daß die Akka mit den Watwa und den übrigen Kongozwergvölkern und Babongo Glieder bilden in einer langen Kette von Zwergvölkern, deren zersplitterte Verbreitung, allen Anzeichen einer ältern Rasse entsprechend, sich quer durch Afrika in der Längsrichtung des Äquators erstreckt. Auch scheint es, als ob in den mittlern Kongoregionen eine größere Anhäufung dieser Völker stattfinde als sonst irgendwo in Afrika. Die Hypothese einer Abstammung derselben von den Buschmännern verliert dadurch einiges an Wahrscheinlichkeit, ist aber nicht von vornherein abzuweisen. Betonen möchten wir aber noch das Alter der Nachrichten über sie und ihre Wohnsitze, welch letztere schon seit Herodot im obern Nilgebiete und seit Plinius „inter paludes quibus Nilus oriretur“ mit allem Rechte gesucht wurden und der Buschmannhypothese ebenfalls weniger günstig sind. So wie die Frage heute steht, ist nur von der nähern Bestimmung der Wohnsitze dieser Völker und von dem Studium ihrer Sprachen eine wesentliche Förderung des Problemes, das ihre Existenz aufwirft, und damit zugleich der gesamten Völkerkunde Afrikas zu erwarten. Sicherlich stehen sie aber als Rasse nicht niedriger als die Neger (verglich doch Owen sie dem abessinischen Völkertypus), und von einer größern Annäherung an die Affen ist keine Rede.

6. Allgemeines über die Neger.

„Die Völkerverhältnisse sind Afrikas interessanteste Seite. Alles, was auf Sitten und Gebräuche, auf den sittlichen und religiösen, den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zustand dieser Rassen Bezug hat, ist fleißiger Beobachtung, sorgfältiger Schilderung und eingehender Erklärung würdig.“ R. F. Burton.

Inhalt: Der Begriff „Neger“. Körperliche Eigenschaften. Die Negerphysiognomie. Krankheiten. Mißbildungen. Arbeitskraft und Arbeitsleistung. — Geist und Charakter. Schwierigkeit der Beurteilung. Lüge. Habgier. Grausamkeit. Geistige Begabung. — Die Familie. Kinderliebe. Elternliebe. Mann und Weib. Patria potestas. — Der Stamm. Patriarchalische Gliederung der Gemeinde und des Stammes. Stellung des Häuptlinges. Verhältnis der Stämme untereinander. Große Wirkungen bedeutender Herrschernaturen. Äußeres Auftreten des Häuptlinges. Der Neger als Kriegsmann. — Die Religion. Gottesidee der Neger. Geisterglaube. Grabgebräuche. Aberglaube. Fetischismus. Zauberer und Ärzte. — Die materielle Kultur. Stand und Rückständigkeit. Schiffbau und Schiffahrt. Handelsverkehr und Verkehrsmittel. Reisesitten. Ackerbau. Viehzucht. Gewerbe. Kunstfertigkeiten. Hütten und Häuser. Dichtigkeit der Bevölkerung.

Der Name Neger umschließt ursprünglich einen der unzweifelhaftesten Begriffe der Völkerkunde, indem er den mit dunkelfarbiger Haut, sogenannten Wollhaaren, dicken Lippen und breiter Nase ausgestatteten Afrikaner bezeichnet, und es gehört zu den nicht anstaunenswerten, aber erstaunlichen Leistungen der kritischen Gelehrsamkeit, daß derselbe gerade im echten alten Negerlande Afrika zuletzt auf einen kleinen Fleck eingeengt wurde. Wenn wir nämlich mit Waitz annehmen, daß Berber, Kopten, Abessinier, Galla, Nubier, Hottentotten, Kaffern, Kongovölker und Malgaschen alle keine eigentlichen Neger seien, wenn wir mit Schweinfurth auch Schilluk und Bongo ausschließen 2c., so finden wir, daß der Erdteil Afrika fast in seiner ganzen Peripherie, mit Ausnahme des Striches zwischen Senegal und Niger, von andern Völkern als den eigentlichen Negern bewohnt wird, ebenso

wie er dann im Innern von der Südspitze bis weit über den Äquator hinaus nur hellfarbige Südafrikaner und sogenannte Bantuvölker (Waitz' „Kaffern") umschließt. Für den Neger im geläuterten Sinne des Wortes bleibt dann nichts übrig als ein verhältnismäßig schmaler Strich, der zwischen Äquator und 20° nördlicher Breite gelegen ist, ohne eine von beiden Linien zu erreichen („eine Landstrecke von nur 10 bis 12 Breitengraden südlich von einer Linie, die man von der Mündung des Senegal nach Timbuktu hin ziehen und von dort bis in die Gegend von Sennaar verlängern würde"; Waitz), und in welchem diese dergestalt reduzierte Rasse dann noch von einer Menge Angehöriger andrer Rassen



Ein Mann und zwei Frauen von der Loangoküste (nach Photographien von Dr. Falkenstein).

durchsetzt wird. Waitz selbst befürchtete aus diesem letztern Grunde die Verflüchtigung seines Negerbegriffes. Nach Latham erstreckt sich das eigentliche Land der Neger sogar nur vom Senegal bis zum Niger und umfaßt außerdem noch einen Teil von Darfur, Kordofan und Sennaar. Fragt man, was denn eine solche enge Begrenzung rechtfertige, so findet man, daß ein extremer, häßlicher Typus der Neger, den einst die Phantasie der Beobachter in ganz Afrika sah, den man aber nur als Wahrzeichen vor Tabaksläden stehen sieht, wie Livingstone es einmal treffend ausdrückt, und von dem der Missionar Kölle sagt: „Was in Büchern häufig als Grundtypus der Negerphysiognomie dargestellt wird, würde von den Negern als eine Karikatur oder im besten Falle als eine Stammesähnlichkeit angesehen werden, die aber in Bezug auf Schönheit hinter der Masse der übrigen Negerstämme zurückbliebe", bei näherer Betrachtung sich fast in allen Teilen Afrikas verflüchtigt, um eben unbegreiflicherweise gerade hier sitzen zu bleiben. Man begreift, daß, um mit Waitz zu reden, „nur eben jener häßliche Typus, eine extreme Form, die nach Ausscheidung aller kaukasischen Züge zurückbleibt, für den wahren und reinen Typus der

Negerrasse" gehalten werden kann; man versteht aber nicht den Grund seiner geographischen Beschränkung und Festlegung, denn soweit dunkle, wollhaarige Menschen wohnen, taucht auch dieser extreme Typus auf, in manchen Teilen Afrikas und auch Melanesiens viel mehr als in jenen angeblich eigentlichen Negerländern. Es liegt hier einfach ein Irrtum der Abstraktion vor, welchen zu verbessern den im folgenden zu gebenden Thatsachen vorbehalten sein mag.

Was nun diesen in manchen Köpfen so sehr zusammengeschwundenen Begriff Neger anbelangt, so wollen wir dem geneigten Leser ein für allemal nicht verhehlen, daß uns in Bezug auf Namen eine gründliche Abneigung gegen alle neuen, ungewohnten Bildungen beherrscht, daß wir aber zugleich glauben, in seinem Vorteile zu handeln, wenn wir uns gerade hier ganz von dieser Abneigung leiten lassen. Demzufolge adoptieren wir hier auch den alten Namen „Neger" in seiner allgemein verständlichen Fassung, welche die dunkeln, wollhaarigen Afrikaner umschließt und die hellen Südafrikaner ebenso wie die hellern, locken- oder straffhaarigen Nord- und Ostafrikaner ausschließt. Denn so weit ist die Durcheinanderschiebung von mehr oder weniger negerhaften Völkern hier nun einmal gediehen, daß von einer Auslese „echter" Neger nicht mehr die Rede sein kann. Zu einer nutzbringenden Betrachtung afrikanischer Völkerverhältnisse ist viel mehr ein zusammenfassendes als ein auseinander legendes Vorgehen dienlich. In dem „beispiellosen Völkergewirre" Innerafrikas, wie Schweinfurth es nennt, führt eine nicht in erster Linie auf Grenzziehung gerichtete Betrachtung eher dem Ziele der Entwerfung eines naturgetreuen Völkerbildes nahe als eine Analyse, deren eindringendstes Resultat doch immer wieder die Erkenntnis wäre, daß es unmöglich ist, die Mischungselemente eines Körpers zu finden, dessen wesentliche Eigenschaft die fast Flüssigkeit zu nennende Beweglichkeit ist.



Ein Ovaherero (nach Photographie im Besitze des Herrn Dr. Fabri in Barmen).

Die Hautfarbe, welche allgemein als die kennzeichnendste der körperlichen Eigenschaften des Negers aufgefaßt wird, ist vorwiegend ein Dunkelbraun, welches nur in oberflächlicher Betrachtung für Schwarz genommen werden könnte. Ganz schwarze Völker gibt es überhaupt nicht, und den öfters nicht nur bei Afrikanern, sondern auch bei Melanesiern betonten „bläulichen Schimmer" der Haut führen Kenner wie Schweinfurth und Buchta auf den Reflex der Himmelsbläue zurück. Ein rötlicher Ton, welcher durchscheint, ist vorzüglich bei den durch Mischung oder aus individueller Anlage heller Gewordenen deutlich zu erkennen. Er erinnert bei stärkerm Hervortreten oft sehr an die eigentümliche Färbung der Hottentotten, Fulbe, Sandeh und andrer. Bei einigen Völkern wiegen mehr die dunkeln, bei andern die lichten Töne der Hautfarbe vor. Von der Verteilung der verschiedenen Schattierungen innerhalb der südöstlichen Kaffern sagt G. Fritsch: „Die ganz dunkeln Varietäten der Hautfarbe sind nicht so häufig wie die hellern, besonders

was die höhern Grade anbelangt; die intensivsten Färbungen, welche man beobachtet, kommen dem Schwarz sehr nahe. Es finden sich nahezu schwarze Individuen in wechselnder Anzahl unter den Stämmen, ohne daß man in Südafrika ihr Vorkommen auf bestimmte Eigentümlichkeiten der Wohnsitze zurückführen könnte." J. M. Hildebrandt fand die Negerinnen durchgängig etwas heller als ihre Männer, was wohl damit zusammenhängt, daß auch die Negerhaut in Sonne und freier Luft merklich dunkelt. Wie bei allen dunkelfarbigen Menschen, sind Handteller und Fußsohlen heller pigmentiert, und wie Virchow zuerst nachgewiesen, ist auch am übrigen Körper die Färbung nicht ganz gleichmäßig, sondern mehr wie in großen Flecken verteilt, die freilich fast unkenntlich ineinander abschattiert sind. Nach dem Tode ändert sich die Farbe in ein Fahlgrau, das übrigens auch bei lebenden Negern ausnahmsweise vorkommt, wie überhaupt die Hautfarbe von großer Veränderlichkeit erscheint. Sie ist nach dem Essen, bei größerer Hitze, in der Bewegung und bei psychischen Affekten (Verlegenheit, Scham) überall, wo das Blut in das oberflächliche Kapillargefäßnetz dringt, dunkler, im entgegengesetzten Falle heller. In Krankheiten, wenn die Haut ihre glatte, glänzende Beschaffenheit verliert und welk zusammensinkt, wird sie schmutzig dunkler, weil das Pigment dann auf eine kleine Fläche zusammengedrängt ist. Die Schleimhäute haben, soweit sie dem Lichte ausgesetzt sind, nicht eine schöne Rosafärbung, sondern durch geringe Pigmenteinlagerung mehr eine schmutzig graurote Farbe, die sich auch an den Nägeln wegen des Durchschimmerns des Nagelbettes bemerklich macht. Die Hautfarbe der Neugebornen ist fast so hell wie bei Europäern, so daß Falkenstein die ersten Negerkinder, die er sah, für Mulatten hielt, bis sie nach einiger Zeit zunehmend dunkler wurden, um nach sechs Wochen vollkommene „Neger" zu sein. Außer der Farbe unterscheidet auch die gröbere Textur die Haut dieser Völker von derjenigen der Hellfarbigen. Gardiner kamen seine Zulu wie Salamander vor, wenn sie ihre Körper an den Lagerfeuern zu rösten schienen oder mit den nackten Füßen die brennenden Scheite zusammenschoben oder mit den Fingern sich den kochenden Maisbrei in den Mund schoben. Die starke Transpiration läßt die Haut kühl anfühlen. Der spezifische Negergeruch ist in wechselndem Grade wohl allen eigen, kann aber bei der Schwierigkeit, ihn in jedem Falle von vorübergehenden Ausdünstungen zu trennen, nicht ganz sicher definiert werden. Falkenstein führt ihn auf eine etwas öligere Beschaffenheit des Schweißes zurück, der bei unreinlicher Lebensweise leicht ranzige Säure entwickelt.



Ein Häuptling der Manjema (nach Stanley). Vgl. Text, S. 131.

Die Behaarung des Körpers ist im allgemeinen schwach, auch die bei andern Völkern nicht selten besonders stark behaarten Teile, wie Brust, Unterleib, Unterschenkel 2c., sind entweder unbehaart, oder zeigen nur schwachen Haarwuchs. Selbst unter den Achseln ist

er nur durch einen kleinen Büschel vertreten. Doch sind auch in dieser Beziehung die einzelnen Negerstämme verschieden. Den Dinka wächst trotz aller Mühe, die sie sich geben, das Haar nicht so lang wie den Djur, und Schütt sah einen Kioko mit fußlangen Zöpfen. Überall, wo er stärker entwickelt ist, vor allem aber an der Scham, im Gesichte und am Kopfe, tritt der Haarwuchs in der Beschaffenheit auf, welche man als wollig oder als verfilzt bezeichnet. Diese Haarbeschaffenheit ist ein allgemeineres, beständigeres Negermerkmal, als die Farbe oder das Skelet es zu bieten vermag. Der Begriff „wollig" in seiner Anwendung auf den Haarwuchs dieser eigentlichen „Wollhaarigen" ist bereits bei Besprechung der Buschmänner und Hottentotten enger zu begrenzen versucht worden. Es sei hier wiederholt, daß (nach G. Fritsch) „die Krümmungen der Haare so eng sind, daß sie sich nicht, wie bei der Schafwolle, zu feinen welligen Strähnen zusammenlegen, sondern die einzelnen Haare gesonderten Verlauf nehmen und sich nur mit benachbarten, ähnlich verlaufenden zu unregelmäßig verfilzten Zöpfchen zusammenlegen". Derselbe Forscher findet den Ausdruck „wollig" auch insofern nicht ganz ohne Bedenken, als man damit unwillkürlich den Begriff des Feinen verbinde, was aber für die Haare der Neger nicht zutreffend sei, die im Gegenteile dick, fest und resistent, also eigentlicher Wolle sehr unähnlich seien. Den Schädel bedeckt der Haarwuchs in Gestalt eines dichten Polsters, das bei vielen, z. B. bei den Südkaffern, noch durch sehr häufiges und gleichmäßiges Rundscheren der ganzen Perücke verdichtet werden dürfte. Inselförmig oder gruppenförmig zerstreut stehende Haare finden sich bei Negern aller Art, selbst bei Nubiern. Mähnenartiger Haarwuchs ist bei solcher Beschaffenheit des Haares nicht möglich, aber es ist mißverständlich, wenn man das Kurzwollige desselben als den natürlichen Zustand ansieht. Max Buchner nennt die Kurzwolligkeit geradezu ein Erzeugnis der Kultur, was angesichts der durchaus kurzwolligen Buschmänner und Hottentotten nach der andern Seite zu weit gehen dürfte. Schweinfurth charakterisiert die Dinka als von natürlich kurzem Haarwuchse. Aber thatsächlich findet man in Innerafrika „Zottellockige" genug, und das üppige Vlies gibt Anregung zu den mannigfaltigsten Frisuren. Der Bartwuchs ist eher schwach als stark, der Backenbart ist nur in vereinzelten Büscheln vertreten, der Schnurrbart erscheint gewöhnlich nur an den Mundwinkeln, und selbst am Kinne, wo der Bart am stärksten ist, erreicht er selten die Länge von 5 cm. (Ein Beispiel ausnahmsweise langen Bartwuchses siehe auf Abbildung, S. 130.) Nach Falkenstein hat nur ein Dritteil der Loangomänner Bartwuchs. Kopfhaar und Bart werden in späten Jahren grau, aber niemals so vollständig, wie man es bei Europäern findet. Man sieht sehr selten einen weißköpfigen Neger. Kahlköpfigkeit kommt so wenig vor, daß Falkenstein nie einen Kahlkopf und nur in zwei Fällen dünnes Haar sah. Geschorensein bis zur Kahlheit findet sich aber als Mittel gegen Ungeziefer.



Bella, ein Betschuanenmädchen, Holubs Dienerin (nach Photographie).

Die mittlere Körpergröße der Neger dürfte im allgemeinen der unsrigen gleichkommen. Sie ist vorzüglich bei den Südkaffern häufig übertrieben worden, liegt aber bei diesen im allgemeinen öfter über Mittelhöhe als darunter. Die erste größere Reihe von Messungen derselben, welche nach wissenschaftlichen Grundsätzen ausgeführt wurde und

von G. Fritsch stammt, umfaßt 55 erwachsene Männer, bei deren Auswahl „die Gesichtsbildung allein berücksichtigt wurde“, so daß sie hinsichtlich des Wuchses als unbefangen zusammengestellt bezeichnet werden kann, und ergab die mittlere Zahl von 172 (genau 171,8) cm. Falkenstein maß bei den Loangonegern 165—168, bei den Loangonegerinnen 150—160 cm. Auf eine geringere Zahl von Individuen gründen sich die Messungen, welche Weisbach (167—186 cm) und Quételet (178,9) an Kaffern, Weisbach (164—172) an Kongo- und Angolanegern, Hildebrandt (161,1—168,3 cm) an Ostafrikanern gemacht haben. Die wertvollste aller bezüglichen Zahlen ist aber wohl die von 168,1 cm, welche eine amerikanische Sanitätskommission durch Messung von 2020 normalen reinen Negern gewann, und mit welcher auch einige andre Messungen stimmen. Ihr zufolge wäre der Neger einer der höher gewachsenen Menschen, der nur von Nordeuropäern, Kabylen, Irokesen, Kanaken, Maori und Patagoniern wesentlich übertroffen würde. Einzelne Geschlechter, vielleicht auch einzelne bevorzugte Stämme, überragen beträchtlich diese Höhe, wie z. B. sechs erwachsene Männer der Häuptlingsfamilie der Gaika nach G. Fritsch die Durchschnittshöhe von 183 und, mit Weglassung eines ausnahmsweise kleinen, nur 168 cm messenden Gliedes der Reihe, sogar 186 cm erreichen. Aber doch sind dies Ausnahmen, welche einfach die Auffassung bestärken, daß gerade diese Kaffern zu den körperlich bestausgestatteten Afrikanern zählen.

Voreiligen Verallgemeinerungen gegenüber ist es geboten, hier besonders darauf aufmerksam zu machen, daß man erfahrungsgemäß geneigt ist, nackte Menschen (und gerade die Kaffernstämme gehören zu den wenigst bekleideten) für größer zu halten, als sie in Wirklichkeit sind. Dabei ist bei den Negern noch in Rechnung zu ziehen, daß sie infolge des steilern Abfalles der Wände des Brustkorbes und des geringern Hervortretens der Hüften auffallend schlank erscheinen, und auch dies trägt namentlich dazu bei, sie als besonders hochgewachsen erscheinen zu lassen. In den Proportionen ist im allgemeinen der Kopf höher, der Hals dicker, Brust- und Beckenbreite geringer als beim Europäer und zwar bei beiden Geschlechtern, so daß, von hinten gesehen, Männer und Frauen oft schwer zu unterscheiden sind. Im allgemeinen ist der Knochenbau, besonders der des Schädels, feiner. Die Muskulatur ist schwächer als bei normal entwickelten Europäern, was vorzüglich von der Brust, den Unterarmen und Unterschenkeln gilt. Das mittlere Gewicht des Negers ist beträchtlich geringer als das unsrige. Das starke Hervortreten des Bauches ist nicht bloß eine Folge der allerdings oft sehr weit gehenden und häufigen Überladung desselben, sondern auch der mehr rückwärtigen Einsetzung der Beine, der Vorneigung des Beckens, oft wohl auch der im frühen Lebensalter eingetretenen starken Krümmung der Wirbelsäule. Diese Thatsache erklärt mit den Anschein des auffallend langen Rumpfes. Bérenger-Féraud hebt von den Joloffen Senegambiens die merkwürdige Leichtigkeit hervor, mit welcher sie in gebückter Stellung arbeiten, Dinge vom Boden aufheben 2c., und findet, daß die diesem Umstande zu Grunde liegende schiefe Stellung des Beckens besonders bei den Frauen stark hervortrete. „Noch etwas weiter, und der vierhändige Gang müßte ihnen eine Leichtigkeit sein.“ Die vielbesprochene monströse Fettansammlung, welche als Fettsteiß zu einem unterscheidenden Merkmale der Hottentotten gestempelt wird (s. S. 84), fehlt auch den Negern nicht ganz. Wir erinnern an Schweinfurths plastische Schilderung: „Jener imposante Körperteil, für dessen hypertrophe Entwickelung der technische Ausdruck ‚Steatopyga‘ ersonnen wurde, sticht bei den Bongofrauen so gewaltig von der übrigen Gestalt des Leibes ab, daß in Verbindung mit dem langen Bastschweife die Silhouette eines gravitätisch einherschreitenden fetten Bongoweibes in hohem Grade an die Gestalt eines tanzenden Pavianes erinnert“. Die Hände sind schlank, die Finger nach vorn verjüngt, die Nägel schmal; man hat sie als diejenigen Teile des Körpers

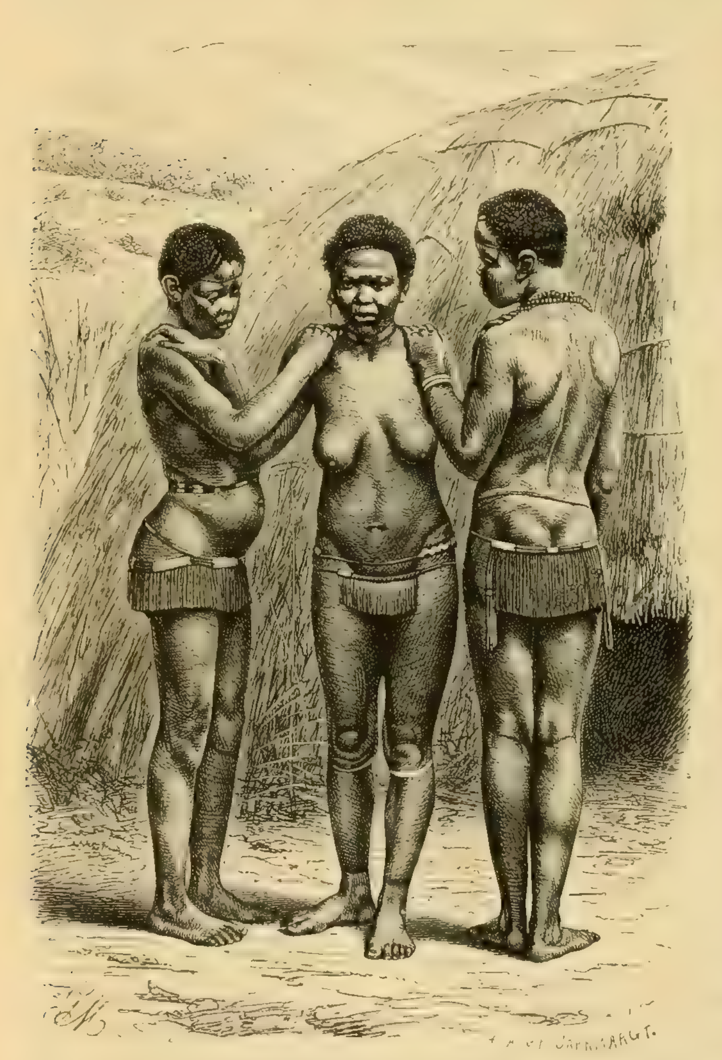
bezeichnet, welche noch am ehesten edel genannt werden könnten. Die Füße sind gleichfalls schmal, aber sie entstellt oft das übermäßige Hinausragen der Ferse, durch welches „zuweilen der dritte Teil der Längsachse des Fußes hinter die Malleolen zu liegen kommt". Dennoch nennt auch hier Falkenstein unsre Durchschnittsform weniger schön. Der Plattfuß ist nach Fritsch gewöhnlich, nach Falkenstein seltener als bei uns.

Der Schädel, welcher natürlich auch hier die charakteristischsten, am meisten in die Augen springenden und bei seiner Funktion als Hirnschale zugleich folgenreichsten Besonderheiten zeigt, ist im Gegensatze zu den andern Knochen massig gebaut, von auffallender Länge (nach G. Fritsch beträgt der Breiteninder 71,9, nach Welcker 69) bei bemerkenswerter Höhe; er gehört also zu den von den Anatomen als hypsistenokephale oder als hohe dolichokephale bezeichneten Schädeln. Die größte Breite liegt hinten, daher bei der Oberansicht eine nach vorn sich zuspitzende Eiform hervortritt. Die Stirn ist in der Regel wohlgewölbt, aber mehr zurückfallend, wodurch die breite, schöne Denkerstirn unmöglich wird; dagegen treten die Gesichtsknochen stark hervor, besonders der Nasenfortsatz, wodurch der Gesichtswinkel sich weit von einem rechten entfernt. G. Fritsch gibt 66 und 67° für zwei von ihm gemessene Schädel, Falkenstein 67,4° im Mittel, also nur ¾ eines rechten, und bei weiblichen Schädeln scheint der Winkel noch schiefer zu sein. Die starke Entwickelung der Kauwerkzeuge wird vervollständigt durch sehr starke, große, elfenbeinartig dichte Zähne. Charakteristisch für den Gesichtsteil ist dann noch die durchschnittlich schwache Entwickelung des Nasenbeines und die stärkere der Fleischteile, vor allen der Ohren und Lippen. Die Rolle, welche die Ohren im Schmucke der Neger spielen, hat übrigens auch ihren anatomischen Grund, denn so wie ihr ganzer Körper sind auch ihre Ohrläppchen stark entwickelt, fleischig, wenn auch ihre Form eine zierliche und das Abstehen selten ist. Bei den Hottentotten und Buschmännern, die oft gar kein, immer nur ein schwach entwickeltes Ohrläppchen haben, würden die Schnupftabaksbüchsen, Rohrstengel, Ringe, und was sonst noch alles die Kaffern in ihren Ohrläppchen tragen, sich andre Plätze am Körper aufsuchen müssen. So geht auch die Pelele, jener so weitverbreitete Lippenschmuck, gewiß ursprünglich von der naturgegebenen starken Ausbildung



Negertypus (nach Rugendas).

gerade dieses Teiles aus. Ebenso darf man sagen, daß die ungemein mannigfaltigen Frisuren nur in diesem prächtigen Materiale der vliesartigen Wollköpfe und die allen Negern gemeinsame Sitte des Salbens und Malens des Körpers nur auf der vorteilhaften Unterlage der dunkeln Haut sich zu solcher Allgemeinheit entwickeln konnten. Nachträglich möge hier noch angefügt werden, daß nach Falkenstein die öligere Beschaffenheit des Schweißes auch der Grund der starken Lichtreflexe der Haut ist, welche die Negerphotographien so oft entstellen.



Kaffernmädchen (nach Photographie im Besitze des Missionsdirektors Herrn Dr. Wangemann in Berlin).

Der allgemeine Eindruck männlicher Neger ist im ganzen weder der einer strotzenden, der Zivilisation überlegenen Kraft noch eines von Kunst und Zucht unverdorbenen vollen Ebenmaßes. Der ästhetische Gesamteindruck kommt beim Manne demjenigen des Europäers wohl nahezu gleich, ja Buchner bezeichnet den Neger als an Wohlgestalt des Mannes uns entschieden überlegen. Nicht ganz das Gleiche gilt von den Frauen, bei welchen freilich die auch bei diesen Völkern niedrige Stellung des schwächern und daher unterdrückten Geschlechtes mit in Rechnung zu ziehen ist sowie der von ihrer frühen Entwickelung untrennbare frühe Verfall, dessen Schnelligkeit man auf das Fünffache von demjenigen der Europäerinnen zu schätzen versucht hat. Der öfters genannte Gewährsmann G. Fritsch sagt von den Kaffernweibern: „Im besten Alter sind die Formen zuweilen nicht unschön, sie erscheinen voll und gerundet, doch fehlt es auch dann an Anmut und Grazie; die Glieder sind plump, die Umrisse grob, wie aus Holz geschnitzt. Sowie die Frauen verheiratet sind, stellen sich Zeichen einer schnellen Dekreszenz ein, zumal ein Schlaffwerden und Heruntersinken der Brüste, welche schließlich völlig sackartig werden. Es gilt dies als ein normales Zeichen des entwickelten Weibes und wird nicht nur nicht als Eintrag der Schönheit betrachtet, sondern sogar hübsch gefunden." Ein besonderer Unterschied zwischen der Bildung der Brust bei den Negerweibern und den Europäerinnen liegt

in dem stärkern Hervortreten des ganzen Warzenhofes bei jenen im Gegensatze zu der scharfen Absetzung der Brustwarze bei diesen.

Trotzdem den Negern ein nennenswerter Grad geistiger Begabung von vielen Beobachtern abgesprochen wird, werden wir doch nicht umhin können, in ihrer Physiognomie einen geistigen Ausdruck ganz mit derselben Sicherheit zu erwarten, mit der wir ihn bei Menschen unsrer Rasse selbst dann suchen, wenn der Stand ihrer Intelligenz ein niedrigerer ist. Es ist wahr, daß die in der Negerphysiognomie vorwaltenden, jedoch keineswegs allgemeinen Elemente der schmalen Stirn, der vortretenden Kiefer, der platten Nase und aufgeworfenen Lippen dem Ausdrucke hoher Intelligenz nicht günstig sind. Aber wenn



Mr. und Mrs. Bunge, Hlambekaffern (nach Photographie im Besitze des Missionsdirektors Herrn Dr. Wangemann in Berlin).

auch die Seele des Negers nicht immer zu so hohem Fluge wie die geistvoller Weißen befähigt ist, so ist sie doch immer mächtig genug, die Züge des Gesichtes auch hier zu beherrschen, und es fehlt ebensowenig das, was man vergeistigtes Gesicht nennt, wie der „seelenvolle Ausdruck", der besonders bei Weibern nicht gar so selten gefunden wird.

Mit großem Rechte hat Schweinfurth jenen Begriff „edelgebildeter Völker" gerade auf Negerstämme angewandt. Und bezeichnend ist es, daß er z. B. die Schilluk zu den edlern Rassen Zentralafrikas rechnet, dieses Nilvolk, das oberflächlichere Beobachter fast wie Affen darzustellen beliebten. Man muß mit Livingstone sagen, daß es den niedrigen, häßlichen Neger als Volk nicht gibt, jenen Neger, den einmal Burton, der so gern mit großen Ausdrücken um sich wirft, als „echt anthropoid mit kinnlosem Schnauzengesichte" (von den Egba sprechend) bezeichnet. Mit Stolz darf man hervorheben, daß die Urteile deutscher Forscher im allgemeinen viel maßvoller sind und die Probe der Erfahrung besser aushalten. „Freilich wird der Europäer", sagt Falkenstein, „in Europa selbst stets an der eingesunkenen Nase, den vorstehenden Backenknochen und den vollen, aufgeworfenen, doch selten wulstigen Lippen Anstoß nehmen; befindet er sich aber längere Zeit mitten unter ihnen, so bewirken die für die Umgebung vorteilhafte dunkle Schattierung der Haut und

die anmutende Leichtigkeit der durch kein Übermaß der Kleidung begrenzten Bewegung, die elastische Frische der Jugend, die natürliche Naivität des reifern Alters, daß er der Rasse als solcher Gerechtigkeit widerfahren läßt. Es liegt in ihrem Wesen, ihrem Charakter, ihrer Verkehrs- und Ausdrucksweise etwas Urwüchsiges, Natürliches, das uns notwendig mit ihnen befreundet.“ Es ist hier jedenfalls das subjektive Urteil sehr einflußreich. Major Mechow sah in der Tochter Katala Katingas eine vollendete Venus und in einem Weibe Muata Jamvos „das echte Bild der Psyche“. Weniger als diese hochfliegende Qualifikation wird es uns befremden, wenn er dieser „ein freies und doch mädchenhaftes Benehmen“, feinen Anstand und Grazie zuschreibt. Unsre Abbildungen (S. 131, 133, 134, 135) zeigen Männer und Weiber aus denselben Stämmen, und doch welche Unterschiede gerade im Äußern, in der Physiognomie! Indes denke man daran, welche Musterkarte von Schönheit und Häßlichkeit man durch eine sinnreiche Auswahl der keineswegs extremen Typen bei uns herstellen könnte!



Ein junges Mädchen vom Stamme der Bergdamara (nach Photographie im Besitze des Herrn Dr. Fabri in Barmen).

Vielleicht trägt es dazu bei, der Negerphysiognomie einigermaßen das Fremde zu nehmen, sie unsern gewohnten Vorstellungen näher zu bringen, wenn wir darauf aufmerksam machen, daß in vielen ihrer Ausprägungen eine gewisse Annäherung an den semitischen Typus unzweifelhaft hervortritt, die man oft geradezu Judenähnlichkeit nennen kann. Die Behauptung kann begründet werden, daß der semitische Typus des Juden,

Arabers, Syrers ꝛc. sich wie ein Mulattentypus verhält. Wenn die Judenähnlichkeit speziell der Kaffern häufig übertrieben wird, so kann dies nicht abhalten, den Kern von Wahrheit festzuhalten, welcher in ihr liegt. Sie ist zu oft betont und begründet, um einfach übersehen werden zu können (vgl. S. 24). Wir erinnern daran, daß Quatrefages unzweifelhaft semitische Elemente in den Südostnegern (Zulu ꝛc.) findet.

Die so verschiedenartig klingenden Urteile über das Äußere der Neger lassen voraussetzen, daß nicht von allen Seiten mit gleicher Unbefangenheit an dessen Würdigung herangetreten wurde. Da man nun ähnlichem Auseinandergehen auf jedem einzelnen Felde der afrikanischen Ethnologie begegnet (denn ohne Zweifel sind Wesen und Charakter der Afrikaner am schwersten zu fassen), so mag es nicht überflüssig sein, an der Hand eines Sachkenners den Ursachen solcher Ungleichheiten nachzuforschen. Falkenstein, dessen Berichte von der Loango-Expedition zum Wertvollsten gehören, was die deutsche Afrikaforschung auf anthropologischem Gebiete geliefert, unterwirft in seiner Arbeit „Über die Anthropologie der Loangobewohner" die seither bei der größten Zahl der Reisenden übliche Art der Beurteilung des Äußern der Neger einer lehrreichen Kritik. „Wäre", sagt er, „der Grundsatz, nur Gleichartiges gegenüberzustellen, allgemeiner befolgt worden, so würden die wunderbaren Vorstellungen, die noch heutzutage namentlich über die Neger herrschen, nicht haben Boden gewinnen können, Vorurteile, die nun so tief Wurzel gefaßt haben, daß wirklich wahrheitsgetreue Schilderungen dem Schicksale verfallen, als philanthropische Schwärmereien belächelt zu werden. Wie oft habe ich Leute mit Wohlgefallen ihren Abscheu oder mindestens Widerwillen gegen die schwarze Rasse aussprechen und alle ihr zugeschriebenen Mängel weitläufig auseinandersetzen hören. War man dann nach den vorgezeigten Bildern genötigt, manches bezüglich der Körperform zuzugeben, so klammerte man sich um so fester an Einzelheiten, wie an die Häßlichkeit der Nase und Lippen oder an andre widerwärtige Eigenschaften." Falkenstein weist im Verlaufe seiner Darlegung eine ganze Reihe von Vorurteilen zurück, die man gegen das Äußere des Negers in ästhetischer Beziehung hegt. Er faßt sein Urteil dahin zusammen, daß es ein relativ schöner, durchaus wohlgebildeter Menschenschlag sei. Vorzüglich die den Negern noch fast in allen Darstellungen als Rassenmerkmale meist affenartiger Natur angehefteten Eigentümlichkeiten findet er entweder ganz ebenso häufig bei Europäern oder doch nur in viel unbedeutendern Abweichungen, als gewöhnlich angegeben ist, und am Schlusse meint er: „Es geht dem Reisenden mit diesen Vorurteilen wie mit den Gefahren, mit denen die Phantasie der Zurückbleibenden seine Person auf allen Wegen im fernen Lande umgibt: sie schwinden, je näher man ihnen tritt"

Wenn der kranke Mensch nur eine andre Gruppierung, ein gestörtes Verhältnis der für den gesunden bezeichnenden Eigenschaften aufweist, so sind die Krankheiten der Neger ein Beweis mehr für die große innere Übereinstimmung ihrer Natur mit der allgemeinen Menschennatur. Sie leiden an Krankheiten ebensosehr wie die Europäer, und wenn ihre Konstitution eine weniger durch Kultur-, besonders Kopfarbeit geschwächte ist, so besitzen sie anderseits auch weniger Schutzmittel. Drei Ärzte, die in neuester Zeit über Afrika genaue Berichte veröffentlichten, Buchner, Felkin, Holub, stimmen hierin überein. Besonders wird die Immunität gegen Fieber als Fabel bezeichnet. Nach Holub werden alle Betschuanen mit Ausnahme der Batowana vom Ngami und der Makoba am Zugaflusse vom Malariafieber dezimiert, und Buchner nennt die Fieber ganz ausdrücklich unter den Leiden, von welchen sie befallen werden. Die Krankheiten der Waganda bilden nach Felkin eine furchtbare Reihe, worin die meisten den europäischen Ärzten bekannten Übel vorkommen. Die Blattern sind eins der schlimmsten; sie erscheinen zeitweise epidemisch und fordern Tausende von Opfern. Sie treten unter einer sehr bösartigen Form auf, und

deshalb genesen von allen, die davon ergriffen werden, so wenige, daß man in Uganda selten jemand mit Blatternarben sieht, ein Umstand, welcher dem Reisenden anfangs die Vermutung nahelege, die Blattern seien fast unbekannt. Buchner fand Blatternarben nur unter den Kabindaleuten häufiger. Epidemische Variolen glaubt dieser Reisende nur von der Küste eingeschleppt, besonders heftig scheinen sie nie gewütet zu haben. Syphilis ist, wie in allen heißen Ländern, nicht häufig und heilt leicht. Oft wird sie mit Skorbut verwechselt. Felkin nennt weiter Wassersucht, Rheumatismus, Fieber, Bronchitis, Augenentzündung, Cholera und eine Art von Aussatz. Buchner bezeichnet alle drei Formen des Aussatzes als in Westafrika vorkommend. Eine besondere Hautkrankheit ist die Kifussa Westafrikas, die in einer Menge blaugrauer Pocken unter der Epidermis besteht. Buchner beschreibt eine seltsame Art von Schlafsucht, welche nach monatelanger beständiger Schläfrigkeit zum Tode führt. Ziemlich viele leiden an temporärem Wahnsinne, der gewöhnlich drei oder vier Tage anhält; doch werden die davon Befallenen nicht tobsüchtig. Selbstmord ist fast unbekannt. Viele, besonders Frauen und Mädchen, haben Anfälle von Epilepsie.



Ein scheckiger Neger von der Loangoküste (nach Photographie im Besitze des Herrn Dr. Pechuel-Loesche in Jena).

Man sieht oft Leute mit weißen Flecken an Gesicht, Händen und Beinen; Felkin hält dies für keine Hautkrankheit, sondern nur für eine Abwesenheit von Farbstoff in der Haut. So spricht auch Hildebrandt von leichengrauen Negerinnen in Kitus. In diesem Zusammenhange möchten wir auf die Häufigkeit von Albinos hinweisen, die zu so vielen Fabeln Anlaß gegeben haben. Fast in jedem Stamme sind sie beobachtet. In seltenen Fällen konstatiert ein guter Beobachter, wie z. B. Hildebrandt, bei den Wapokomo ihre Abwesenheit, die vielleicht durch Beseitigung zu erklären sein wird. In Uganda, meinte Felkin, seien sie häufiger zu sehen als in irgend einem andern Stamme, den er besuchte. Man betrachtete sie als Merkwürdigkeiten, und der König und die Großen hielten sie an ihrem Hofe. Ihr Haar ist strohfarben, ihre rauhe, derbe Haut rötlichweiß und ihre Augen sehr empfindlich gegen das Licht. Felkin sagt, von den Eingebornen lasse sich keine Auskunft über den Ursprung dieser Mißbildungen erlangen. Die Annahme, daß sie aus Geschwisterehen entspringen, werde

von allen ganz und gar verworfen. Sie sagen, daß oft ein Elternpaar ein oder zwei normale Kinder haben kann, dann einen Albino und dann wieder ein normales Kind; ferner behaupten sie, aus Ehen der Albinos untereinander seien ganz normale Kinder entsprossen. Vorzüglich an den Höfen sieht man auch andre Mißbildungen, besonders Zwerge, welche, wie die Narren im Mittelalter, allerhand Possen treiben dürfen, wie jene verzogen und ertragen werden und oft in den Besitz großer Rinder-, Ziegen- und Schafherden oder sonstiger Reichtümer gelangen. Sie werden uns von den Höfen Mtesas, Munsas, des Muata Jamvo und andrer beschrieben, und bekannt ist es, wie die Neugier unsrer nach Zwergvölkern suchender Forschungsreisenden durch diese Krüppel oft gespannt und enttäuscht wurde. Übrigens sind die Mißbildungen aus dem für alle Naturvölker gültigen Grunde des frühzeitigen Hinsterbens oder, wenn dies nicht erfolgt, der Tötung im ganzen selten. Nur in den vom Islam mit humanern Ideen durchtränkten Sudanländern oder in den freilich beschränkten Missionsgebieten kann eine Schilderung zutreffen, wie Massari sie von Kano entwirft: „Die Zahl der Blinden und Lahmen ist hier ungeheuer groß, und morgens und abends sieht man ganze Reihen solcher Armen nach dem Markte betteln gehen oder daherkommen, um in ihre Hütten zurückzukehren, und selten sieht man einen Einwohner von Kano an einem dieser Unglücklichen vorüberschreiten, ohne ihm eine kleine Muschel zu schenken". Kano liegt doch nur zur Hälfte im echten Negerlande.

Was von jenen körperlichen Vorzügen, die man früher den Naturvölkern freigebiger beimaß, übrigbleibt, ist namentlich eine gewisse Unverdorbenheit, die aber besonders in den weniger gebrauchten und verbrauchten Sinnes- und Geistesorganen sich geltend macht. Dahin gehört es, wenn Schweinfurth den Negern im allgemeinen ein schärferes Gesicht zuschreibt als den Arabern und Nubiern. Unter die Beweise dafür zählt er die unglaubliche Glätte der Hiebflächen abgehauener, 6—8 Fuß dicker Bäume im Monbuttulande, zu deren Fällung Tausende von Hieben mit der kleinen Axt notwendig waren. Hier sind auch der wundervoll entwickelte Ortssinn der Tebu und die Geschicklichkeit im Auffinden des Wassers zu nennen, welche die südafrikanischen Neger auszeichnet. Dagegen sind sie auch da, wo eine starke Jagdpassion sie beherrscht, fast in der Regel schlechte Schützen und werden im Schießen selbst von den Hottentotten übertroffen. Eine gewisse Frische ist auch ihrer Seele eigen, wie sie z. B. in dem naiven, uns unreif erscheinenden Enthusiasmus sich äußert, mit dem die Neger in den Vereinigten Staaten dem Christentume in extremen Sektenformen sich angeschlossen haben. Man muß abwarten, was aus diesen bis jetzt brach gelegenen Gaben sich entwickeln wird. Einstweilen sagen wir mit Hübbe-Schleiden: „Die äthiopische Rasse ist wohl unzivilisiert, aber nicht entwickelungsunfähig, sondern nur unentwickelt. Ob oder wann der Neger bei günstigerer Kulturentwickelung, als er sie bisher genossen hat, durch allmähliche Veredelung einer Generation nach der andern zu gleicher oder gar höherer Zivilisation gelangen könne, als wir sie gegenwärtig erreicht haben, mag hier dahingestellt sein." Dieser Beobachter, der Jahre hindurch intim mit Negern zu verkehren hatte, meint, daß sie uns vielleicht schon jetzt in physischer Kraft und Gewandtheit überlegen seien, ebenso in der normalen Entwickelung ihrer Glieder und der Stärke ihrer Konstitution.

Die „im Naturzustande" trägen Neger haben sich unter dem Drucke der Verhältnisse zu großer körperlicher Leistungsfähigkeit entwickelt und zeigen damit, was die Erziehung zu leisten im stande ist. Die Erfahrung bestätigt vielfach die Aufstellung desselben Gewährsmannes: „Wenn einer behauptet, daß der Neger nicht arbeiten wolle, so reduziert sich dies nur darauf, daß er den Neger nicht arbeiten machen kann". Nur bei einigen Negervölkern ist die Arbeit an und für sich verpönt, so z. B. bei den Waganda, Wanyoro und Genossen, denen eine reichliche Menge Sklaven zur Verfügung steht. Bei diesen fand es Wilson

nötig, durch eigne Arbeit „den Eingebornen, welche körperliche Arbeit als ein Weiber- und Sklavengeschäft tief unter ihrer Würde halten, ein gutes Beispiel zu geben". Die meisten arbeiten für sich und die Ihrigen soviel, wie nötig ist. Daß sie nicht immer gern für Fremde arbeiten, hat gewöhnlich andre Gründe als nur Trägheit, wie aus der Form hervorgeht, in welcher sie diese Arbeit leisten. Sie wollen in der Gebundenheit frei bleiben. Nur wenige Kaffern verdingen sich, wenn die Armut sie zwingt, als Arbeiter zu den Weißen und suchen sich selbst in dieser Stellung möglichst frei zu erhalten. Im Oranjefreistaate pflegen sie in ihren eignen Kralen in der Nähe der Ansiedelungen der Weißen zu wohnen, kommen am Tage herein, um gegen mäßigen Lohn ihren Verrichtungen obzuliegen, und kehren am Abend in ihre Hütten zurück. Der Lohn wird aufgespart, bis er zum Ankaufe von etwas Vieh hinreicht, und wenn dann der Besitz sich mehrt, kann der Kaffer sich endlich zum Ankaufe eines Weibes aufschwingen. Damit hat er in der Regel das letzte Ziel seiner Wünsche erreicht und kehrt ins Innere zurück, indem er es verschmäht, weiter für den weißen Mann zu arbeiten. Die Träger auf einer begangenen Handelsstraße, wie Bagamoyo-Udschidschi, zeigen zur Genüge, daß Arbeitslust und Arbeitsfähigkeit in ihnen vorhanden sind. Wenn der passive Betschuane den energischen, unermüdlichen Europäern den Namen Pelutelele (langes Herz) beilegt, wahrscheinlich, weil ihm die Länge ihres Atems und ihrer Thatkraft imponiert, so leisten die Wanyamwesi als Träger Dinge, welche umgekehrt dem Europäer Bewunderung einflößen. Kraft und Ausdauer sind beide bei ihnen über das normale Negermaß hinaus durch Erziehung entwickelt. Von dem Gewichte der Lasten, die sie tragen, haben diese Wanyamwesiträger Schwielen auf den Schultern. Livingstone maß eine von 3½ cm Dicke. Man zeigte ihm in Moero einen Mann, der fünf Frasilah (1 Frasilah = 12½ kg) Elfenbein von hier bis zur Küste getragen hatte! Die Negersoldaten, welche in der ägyptischen Äquatorialprovinz auch den Postverkehr besorgen, verrichten große Thaten von Schnelligkeit. Sie machen 60 oder nötigenfalls noch mehr Kilometer in einem Tage. „Als ich einmal Extrapost absandte", erzählt Felkin, „machten sie 285 km in 4½ Tagen, obgleich der Weg teilweise sehr schlecht war." Hildebrandt bewunderte die Wakamba, welche 40—45 kg ohne Murren 8—9 Stunden mit knurrendem Magen trugen.

Es hat sich als allgemeine Regel besonders in Amerika bewährt, daß die Neger weniger leistungsfähig zu stetiger, ununterbrochener Arbeit, daß sie uns dagegen in Leistungen überlegen sind, die Geschwindigkeit und stürmischen Kraftaufwand erheischen. Ein Mississippiboot mit schwarzen Matrosen wird nach Olmsted ein Drittel schneller sein Brennholz verladen als eins, welches dieselbe Zahl weißer Matrosen hat; aber weiße Arbeiter von derselben Intelligenz und demselben Antrieb werden doppelt soviel Holz hauen, doppelt soviel Pfähle spalten und ein Drittel mehr Mais im Tage behacken als schwarze. Was man indessen auf den Plantagen von Cuba und Louisiana auch an nachhaltiger Arbeit den schwarzen Sklaven zumutete, übersteigt weit das Maß desjenigen, was ein europäischer Arbeiter auszuführen im stande ist. Wochenlang 12—14stündige harte Feldarbeit unter heißer Sonne und bei gebückter Stellung war in der Zeit der Zuckerrohrernte Regel und wurde geleistet, wenn auch freilich nur aus Furcht vor der Peitsche. Die Neger sind aber auch als freie Arbeiter in Amerika den schweren Anforderungen gewachsen, die keine andre Rasse übernehmen würde. Die Panama-Eisenbahn ist wesentlich das Werk der Neger, und so wird es der Panamakanal sein. Auch in den süd- und westafrikanischen und arabischen Hafenplätzen sind die Neger (Fingu, Mosambikneger, Suaheli, Kru- und Beistämme) die leistungsfähigsten Lastträger.

Hierher gehört auch die Widerstandskraft gegen den den Naturvölkern sonst so gefährlichen Branntwein. Nach G. Fritsch verliert auf die Konstitution eines Kaffern der Alkohol seine Wirkung oder übt sie wenigstens nur sehr langsam aus. „Nie hätte ich geglaubt, daß der menschliche Organismus solche Quantitäten von Spirituosen zu

bewältigen vermöchte, wie hier von diesen Herren (es ist von Sandili und seinem Gefolge die Rede, welche Fritsch in Stutterheim traf) vertilgt wurden. Sie tranken den stärksten Brandy wie leichtes Bier aus Wassergläsern, zuweilen bis zu drei Flaschen an einem Tage, ohne wesentlich davon gestört zu werden, während der schädliche Einfluß des unmäßigen Alkoholgenusses sich so deutlich an dem schwachen Geschlechte der Hottentotten herausstellt." Mag sein, daß hier eine angeborne Schwerfälligkeit und Trägheit der Seele ins Spiel kommt, welche der „Peitsche" des Narkotikums bedarf, und daß das Nervensystem der Neger an und für sich gröber organisiert ist, abgesehen davon, daß jene sogenannten verfeinernden, d. h. die Nerven schwächenden, Kultureinflüsse bei ihnen fehlen, unter deren kaum beschränkter Herrschaft wir stehen. Es scheint, daß man mit groben Nerven auch bei der psychologischen Beurteilung der Neger rechnen muß. Felkin sagt aus seiner ärztlichen Praxis: „Die Schuli sind merkwürdig hart gegen Schmerzen, ich glaube, sie empfinden sie wirklich nicht so lebhaft wie wir Europäer; oft lachten und scherzten sie, während schmerzvolle Operationen an ihnen vorgenommen wurden". Es mag also auch darin ein Kultur- oder vielleicht sogar ein Rassenunterschied liegen, daß die Wirkung jenes kosmopolitischen Stimulans schon in einem frühern Stadium zu beginnen hat. Nicht um die in einer Arbeit oder nach derselben ermüdeten Kräfte zu stärken, sondern um die Kräfte überhaupt wachzurufen, welche ohne den Branntwein fast nicht zur Erscheinung, zur Bethätigung kommen würden, wird derselbe genossen. Ein Reisender sagt treffend: „Ebenso wichtig, wie einen Wagen gut zu schmieren, ist es, den Schwarzen etwas Alkohol einzuflößen, wenn man einigermaßen befriedigende Arbeitsleistungen von ihnen erhalten will". So wie die Neger einmal sind, ist der Branntwein bei vielen von ihnen bereits unentbehrlich geworden. Monteiro hält ihn als Arbeitsanreger sogar für entschieden nützlich. Unwillkürlich kehren aber die Gedanken immer wieder zu der Frage zurück: „Wie möchte es wohl zu erreichen sein, solche gute Kräfte wach zu erhalten und in erster Linie für das eigne Wohl dieser Leute nutzbar zu machen?" (G. Fritsch.)

Eine Sklavenpeitsche aus Nilpferdhaut (nach Du Chaillu).

Die Sklaverei ist wohl eine Schule dafür gewesen, und die Arbeiter, welche in derselben Unterweisung genossen haben, legen Beweise von viel beträchtlicherer Leistungsfähigkeit ab, als man vor der Aufhebung der Sklaverei voraussehen zu dürfen glaubte. Wie viele Übel auch die Anwesenheit von 6 Millionen Negern in den Vereinigten Staaten im Gefolge haben mag und unzweifelhaft in größerm Maße für kommende Zeiten bergen wird, zu dem Ergebnisse sind alle unbefangenen Beobachter gelangt, daß die wirtschaftliche Lage der zum Teile von 50 Prozent früherer Sklaven bewohnten Südstaaten durch die Aufhebung der Sklaverei in viel geringerm Maße beeinträchtigt worden sei, als man vermutete und zum Teile noch heute glaubt. Im Jahre 1876 stellte das Landwirtschaftsamt der Vereinigten Staaten eine Untersuchung über die Lage des Baumwollbaues an, die eine Menge von interessanten Daten über die Negerarbeit zu Tage förderte. Das Endurteil des betreffenden Berichtes lautet folgendermaßen: „Die Angaben kommen alle darin überein, daß sie eine allmähliche Zunahme des Arbeitsnutzens der Freigelassenen feststellen. Noch immer herrscht zwar die Neigung, in den Städten sich zusammenzudrängen und sich mit vorübergehenden Gelegenheitsarbeiten ein unsicheres Auskommen zu ergattern; auch lehnen Frauen und Halberwachsene die Feldarbeit zu oft selbst dann ab, wenn kein andrer Weg zum Erwerbe für sie offen ist. Aber es ist ein besseres Verständnis zwischen Grundbesitzer und Feldarbeiter angebahnt. Der eine ist geneigter geworden, sich raten zu lassen,

und der andre greift mehr ein. Viele Farmer sind herabgekommen durch die Unlust, ihre Anteilarbeiter zu beaufsichtigen." Auch in Britisch-Guayana hat man neuerlich Erfahrungen gesammelt über die Arbeitsfähigkeit des freien Negers, und diese sind um so wertvoller, als er hier mit dem Chinesen verglichen wird, der auf dem Arbeitsmarkte der Tropen einst sein gefährlichster Mitbewerber werden dürfte. Auf den dortigen Zuckerpflanzungen arbeiten Afrikaner, Ostindier und Chinesen unter den bekannten Kuliverträgen. Sie arbeiten zugweise, die Neger unter Führung eines Negers oder Portugiesen, die Chinesen unter Führung eines Landsmannes, die Indier gewöhnlich unter der eines Negers. In der Feldarbeit ist auch hier der Neger der beste von den dreien. Er arbeitet doppelt soviel wie der Indier, den er wegen seiner Schwäche verachtet. Der Indier zahlt ihm seinerseits mit Verachtung seiner Roheit und seiner unzivilisierten Gewohnheiten. Der Chinese ist der intelligenteste von allen, aber er läßt die Feldarbeit liegen, sobald er nur kann, um lohnendere und bequemere Arbeit zu suchen. Wenn der Neger nicht zur Arbeit angetrieben wird, leistet er weniger als die beiden andern, und in vollkommener Freiheit hat er das größte Talent zum Bummler und Vagabunden. Auch seine Geschicklichkeit im Handwerke wird nicht hoch gepriesen, und doch ist er in Afrika ein ganz vortrefflicher Grobschmied und zwar mit großer Neigung und mit Eifer. Wir haben englisches Zeugnis dafür, daß ihre Lanzenspitzen, die zugleich leicht und stark sind, von einem nicht vorzüglichen Dorfschmiede in England schwerlich nachgemacht würden. In Afrika selbst macht der Neger nicht auf alle Beobachter den Eindruck der Trägheit. Soyaux bekämpft mit Eifer die Ansicht, daß die Schwarzen sich die Früchte der gütigen Natur in den Mund hineinwachsen lassen. „Kein Zugvieh", schreibt er von der Loangoküste, „weder Ochse noch Pferd, zieht hier den die harte Scholle aufreißenden Pflug; ganz allein des Menschen schwielige Hand muß mit einer kleinen, schwachen Hacke den Boden bearbeiten, den er dem Urwalde abgerungen. Freilich, erst dem Menschen, der auf einer hohen Stufe der Gesittung steht, wird die Arbeit zum Bedürfnisse, zum Zwecke des Lebens, er erst lebt, um zu arbeiten; der Naturmensch betrachtet die Arbeit lediglich als Mittel zur Beschaffung des allernotwendigsten Lebensbedarfes, er arbeitet nur, um zu leben. Doch hat hier an der Küste der Handel offenbar schon den Begriff des Notwendigsten bei den Eingebornen erweitert und ihnen damit den Sporn zu vermehrter Thätigkeit gegeben; sie bauen mehr Maniok, Mais und Bataten, als sie für ihren eignen Lebensunterhalt brauchen, um mit dem Überschusse früher nicht gekannte Genußmittel von den Weißen einzuhandeln." In den 35—40 Morgen großen Maniokfeldern des Muata Jamvo mußte selbst Pogge die Negerarbeit bewundern und nicht minder in den weiten Rodungen der Kioko.

Ähnliches lehrte gegenüber den früher landläufigen Verketzerungen der Neger der Aufschwung des Bergbaues in Südafrika. Ein Schilderer der Namaquakupferminen im „Cape Monthly Magazine" findet die Kaffern, Fingu, Mantati und Damara „sehr ähnlich irgend welchen andern Arbeitern. Einige arbeiten gut, andre schlecht, einige gehen besser mit der Schaufel, andre mit der Picke um rc. Sie betrinken sich, wenn sie Zeit haben, und noch ein gutes Teil öfter und verdienen sich gern noch ein paar Groschen außer der Arbeit, für die sie gemietet sind." Wie gut oder schlecht sie sich zur Arbeit anstellen mögen, eins beweist ihren Wunsch dazu: die weiten Strecken, welche sie herkommen, um in diesem wüstesten aller südafrikanischen Länder das denkbar elendeste Leben zu führen. Man weiß, wie mächtig die Diamantminen auf die Hebung des Wohlstandes gerade der Eingebornen Südafrikas eingewirkt haben. Haben doch allein die Basuto im Jahre 1874 nach denselben auf eignen Wagen für 4½ Millionen Mark Mais und Hirse ausgeführt. Daß die dortigen schwarzen Arbeiter der Basuto, Batlapinen rc. ihren sauern Lohn in Flinten statt anderswie anlegten, kann man ihnen kaum sehr verübeln, wie bedenklich es auch die dortigen Weißen stimmen mag. Die Hauptsache ist, daß hier Neger freiwillig arbeiten, was eben sonst geleugnet wurde.

Viel, übermäßig viel ist über den Charakter der Neger gesagt worden, aber selten ist ein Gegenstand so eingehend und eifrig mit geringem Nutzen besprochen worden wie dieser. Die Schwierigkeit liegt in Punkten, die aller Völkerbeurteilung störend in den Weg treten; sie sind hier aber noch um so viel größer, weil man diese Völker entweder nur in dem sehr abnormen Zustande der Sklaverei genauer beobachten konnte, oder unter andern Verhältnissen, welche den Nachteil haben, mit den unsrigen nicht leicht verglichen werden zu können. In beiden Fällen tritt eine natürliche Neigung zu ungerechter Beurteilung hervor. Dort rechnet man die Wirkungen, welche der gedrückten Lage angehören, der Rassenanlage zu; hier übersieht man den Einfluß der vollständig andern äußern Bedingungen, unter welchen dieselbe sich entfalten mußte. Von beiden Verhältnissen aber kann man sagen, daß ihnen in Bezug auf den Charakter eine starke Neigung zu übeln Wirkungen innewohnt. Denn die Sklaverei erstickte mit dem Selbst- und Verantwortlichkeitsgefühle eine ganze Menge von Keimen besserer Entwickelungen, während in der afrikanischen Heimat, wo erst seit kurzer Zeit Christentum und Islam mächtiger vordringen, die längste Zeit hindurch die Berührung mit höhern Vorstellungskreisen fehlte. In erster Linie wird man daraus den Schluß ziehen, daß nicht der Beurteiler zu dieser Ungunst der Thatsachen auch noch die Ungunst seines Vorurteiles fügen sollte, und daß doppelte Vorsicht gerade hier angezeigt ist. Die besten Beurteiler der Neger haben sich ihrer stets beflissen. So erklärt vor allen Livingstone ganz offen: „Ich fand es schwer, zu einem Schlusse über ihren Charakter zu kommen. Manchmal üben sie ganz bemerkenswert gute Thaten aus und manchmal ebenso auffallend das Gegenteil. Ich war nicht im stande, das Motiv für das Gute zu bestimmen oder Rechenschaft zu geben über die Gewissensverhärtung, mit welcher sie das Böse verüben. Nach langer Beobachtung kam ich zu dem Schlusse, daß sie eine ebenso merkwürdige Mischung von gut und böse, wie die Menschen es überall sind. Es ist unter ihnen keine Neigung zu jenem beständigen Strome von Wohlwollen, der von dem Reichen zu dem Armen fließt, wie bei uns, noch von jenen ungesuchten Aufmerksamkeiten, wie wir sie selbst bei unsern Armen untereinander finden. Doch sahen wir häufig Beispiele von wahrer Güte und Freigebigkeit so gut wie Thaten von ganz entgegengesetztem Charakter. Die Reichen zeigen aber dem Armen Wohlwollen vorzüglich in Erwartung von Dienstleistungen, und ein Armer, der keine Angehörigen hat, wird im Krankheitsfalle oft kaum mit Wasser versehen, und wenn er stirbt, wird er, anstatt begraben zu werden, hinausgeschleppt, um von den Hyänen verzehrt zu werden. Es wäre leicht, Beispiele von Unmenschlichkeit, deren Zeuge ich war, aufzuzählen." Derselbe Beobachter schreibt aber ein andermal offenbar aus einem Reichtume von Erfahrungen gerade auf diesem Gebiete: „Niemand gewinnt je viel Einfluß in diesem Lande ohne Reinheit und Redlichkeit. Die Thaten eines Fremden werden von jung und alt scharf beobachtet. Selten wird selbst bei den Heiden ein Urteil gefällt, das unschön oder unbarmherzig wäre." Man könnte zahlreiche Zeugnisse ähnlicher Richtung und Tragweite zusammenstellen und würde wohl am Schlusse mit Hübbe-Schleiden darin übereinstimmen, daß der Fond, aus dem der Neger gemacht ist, derselbe sei wie bei uns. In dieser Überzeugung kann uns auch das viel ungünstigere Urteil eines Pogge nicht irre machen, welcher sagt: „Der Neger ist feig, faul, unzuverlässig, lügenhaft, liederlich, leichtsinnig, schlau und abergläubisch; er lügt, stiehlt und betrügt, wo er nur immer kann. Er lebt nur für die Gegenwart und denkt nicht an die Zukunft." Dies sind Urteile von enger Basis. Was sollen solche allgemeine Urteile, wo wir doch wissen, daß in Afrika selbst die Völker sehr große Unterschiede untereinander machen? Die Bateke im äquatorialen Westen, die Maviti in der Nyassaregion können ihren Ruf der Bosheit und Hinterlist nur unter Völkern erworben haben, die besser sind als sie selber. Es wird bei solcher Vielartigkeit der Charaktereigenschaften besser sein,

einzelnes scharf ins Auge zu fassen, dessen besondere Umstände ebenfalls der Beurteilung zugänglich sind, statt sich im Allgemeinen zu ergehen, über welches das Urteil notwendig schwankend ist.

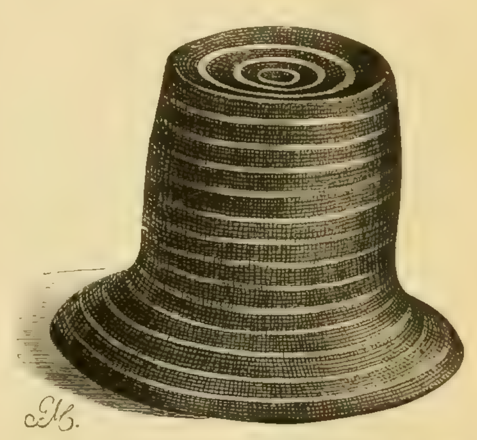
Ein kindlicher Zug geht durch den Charakter der Neger wie aller Naturvölker und zeigt sich vor allem in einer gewissen Zwanglosigkeit der Äußerungen, welche wir gewohnt sind streng zu kontrollieren. Es treten daher tiefwurzelnde Fehler bei ihnen mit einer gewissen Unbefangenheit zu Tage. Zuerst gehört hierzu das Mutterlaster des Lügens. Bezeichnend sagt der englische Händler Selous in seinem Berichte über den mittlern Zambesi: „Wiewohl es selbstverständlich Fälle gibt, in denen Kaffern die Wahrheit sagen, sind sie doch sehr unzuverlässig". Lüge gilt kaum für einen Fehler. Zwar wird von einigen Völkern, wie z. B. den Madi des obern Nil, gerade die Wahrhaftigkeit gerühmt (Felkin); aber jedenfalls hat viel allgemeinere Geltung das Urteil Wilsons über die Waganda: „Wie bei allen wilden Stämmen, wird die Wahrheit an und für sich nicht sonderlich hochgehalten. Aber wer glaubhaft zu lügen versteht, gilt sogar für einen gescheiten, aufgeweckten Gesellen und wird wahrhaft bewundert. Infolgedessen beurteilen sie auch andre nach ihrem eignen Maßstabe, und wenn man ihnen etwas erzählt, das ihnen wunderbar vorkommt, so antworten sie: ‚Ulimba!' (‚Was für eine Lüge!')"

Dasselbe gilt von andern Rechtsbegriffen. Der Sinn für den Unterschied zwischen dem Mein und Dein schwankt oft ganz bedeutend. Allein von einer Diebischkeit, wie die Polynesier sie den ersten Europäern gegenüber bewiesen, ist hier doch keine Rede. Es gibt sehr ehrliche Negerstämme. Von den Wasongara z. B. erzählt Wilson: „Jeden Tag kamen sie in Scharen, um uns bei der Arbeit zuzusehen, und sprachen ihre Verwunderung über unsre Werkzeuge aus. Wir hatten eine transportable Schmiede, Drechselbank, Schleifstein und Amboß an Bord, die wir aufstellten und oft gebrauchten, zum höchsten Erstaunen der Wasongara, die beständig ‚Goma! Goma!' (‚Eisen! Eisen!') schrieen und nicht begreifen konnten, wie wir dieses Metall so leicht bearbeiteten. In unserm Zelte lagen Kupferdrähte, Nägel und andre Dinge, welche die Begehrlichkeit eines Negers reizen; allein zur Ehre unsrer Gastfreunde sei es gesagt, nie wurde uns etwas davon gestohlen." Bei dem stark entwickelten Besitzsinne der Neger zeigt sich der mangelhafte Eigentumsbegriff derselben häufiger im unberechtigten Festhalten als im eigentlichen Stehlen. Sie ziehen auch hier keine Konsequenz, sondern handeln kindisch-egoistisch. Felkin bot auf seiner Rückreise aus Uganda vergebens alles auf, um die Leute zum Schlachten einer Kuh zu bewegen. Seine Bemühungen blieben erfolglos. Seine Begleiter hatten alle die Kühe, die er von Mtesa als Reisezehrung erhalten, für sich genommen und weigerten sich nun, eine davon zu schlachten. „Selbst wenn ich ihnen Bezahlung anbot, meinten sie, in Mruli erhielten sie mehr dafür. Wenn wir, statt von Rubaga zu kommen, dahin gegangen wären, so hätte etwas Derartiges nie vorkommen können; denn eine Klage, vor den König gebracht, würde sie das Leben gekostet haben." Habgier ist ein Hauptlaster der Neger. Hier noch ein krasses Beispiel aus der Erfahrung Ballays bei den Aduma: Nach einem Besuche bei zwei pockenkranken Adumakindern, die er schon mehrere Tage hindurch gepflegt hatte, bat er die Mutter derselben um ein wenig Wasser zum Waschen seiner Hände. „Was willst du mir dafür bezahlen?" lautete die Antwort.

Das menschliche Leben wird sehr gering geachtet, und Mordthaten sind nicht selten. Folgender Vorfall mag es bestätigen. Ein junger Page Mtesas, der Sohn eines geringern Häuptlinges, hatte oft an Wilson Botschaft vom Palaste zu bringen; eines Morgens kam er zu ihm herunter und teilte ihm in der fröhlichsten Laune mit, daß er eben seinen Vater umgebracht habe. Wilson frug nach dem Grunde dieser That. Jener sagte, er sei es müde, nur zu dienen, und wollte ein Häuptling werden. Er hatte das Mtesa gesagt, welcher

ihm antwortete: „O, bringe nur deinen Vater um, und du wirst Häuptling". Dies that der Junge. Wenn dies von den durch die Tyrannei übermütiger Herrscher zersetzten Verhältnissen Ugandas gilt, so hören wir auf der andern Seite aus den ägyptischen Äquatorialprovinzen, daß eigentliche Verbrechen eine ziemlich unbekannte Sache sind, daß die Beamten nur Schwierigkeiten finden in der Aufrechterhaltung jener strengen Disziplin, ohne welche eine gute Verwaltung undenkbar ist. Und im allgemeinen gewinnt man den kaum täuschenden Eindruck, daß mehr Grausamkeit und Rechtlosigkeit bei in der Kultur etwas höher stehenden Völkern Afrikas (wie Abessiniern, Nubiern, Galla) zu finden sind als bei den Negern selbst. Menschenopfer zu religiösen und politisch-religiösen Zwecken kommen bei den Negern vor. Ebenso ist ein Teil derselben anthropophag.

Es ist nicht unrichtig, wenn man gesagt hat, daß auch bei den Negern selbst die Sittlichkeit im umgekehrten Verhältnisse zu der Vollständigkeit der Kleidung zu stehen scheine, so daß die nackt gehenden Stämme, wenn sie von fremdem Einflusse unberührt bleiben, die sittlich reinern, die bestgekleideten hingegen die sittenlosesten sind. Wo die Vielweiberei herrscht, die unmittelbar vom Wohlstande und der gesteigerten Kultur abhängt, steht die Frau natürlich auf einer niedern Stufe und wird eigentlich nur als Besitztum betrachtet; je mehr Weiber ein Mann hat, desto reicher ist er, denn um so mehr Grundstücke kann er bebauen. Dies muß die Sittenverderbnis nur noch vermehren, welche ohnedies durch den Umstand wächst, daß trotz der großen Überzahl von Frauen dieselben, wie bei uns das Geld, sehr ungleich verteilt sind. Es ist, abgesehen von solchen sozialen Mißverhältnissen, sicher, daß dem Neger eine starke Neigung zu Sinnlichkeit innewohnt, und die verschiedensten Reisenden berichten uns von großen geschlechtlichen und unnatürlichen Ausschweifungen bei Negervölkern. Die Zahl der Stämme, welche Unkeuschheit, Ehebruch ꝛc. hart bestrafen, ist klein.



Ein Hut, aus Haaren geflochten; Kaffernarbeit (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/6 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 146.

Oberflächlichkeit, Leichtbeweglichkeit ist bei den Negern eine Ursache vieler Fehler und Tugenden. Sie haben im Vergleiche mit den Weißen, wie sich vorzüglich aus einer Parallele zwischen diesen und jenen in Nordamerika ergibt, mehr Eitelkeit oder Gefallsucht, einen demonstrativern, dramatischern Charakter, größere Erregbarkeit, damit zusammenhängend weniger scharfen oder exakten Verstand und eine sinnliche, aber rohere Natur. Sie haben z. B. ein wahres Vergnügen, wie ein weißer Mann es schwer zu fühlen vermöchte, an grellen, voneinander abstechenden Farben und an ebenso greller Musik, welche von fast allen bis zu einem gewissen Grade ausgeübt wird.

Eine nicht niederzudrückende Heiterkeit, die solcher Anlage entspringt, erklärt manches in der Zähigkeit, mit welcher die Neger die härtesten Schicksale ertrugen, ohne zerdrückt zu werden. Livingstone sagt von einer Sklavenkarawane: „Die Neger können kein Lachen halten. Passiert irgend eine Kleinigkeit auf dem Marsche, streift z. B. ein Ast die Last eines Trägers ab, oder wird etwas verschüttet, so schlagen alle, die es sehen, ein Gelächter auf; setzt sich einer ermüdet zur Seite, so begrüßt ihn aus jedem Munde dasselbe Gelächter." So haben sie auch das Joch der Sklaverei getragen und sind dabei heiter geblieben, und diese Kinderanlage mußte sogar ein Motiv abgeben, um zu beweisen, daß die Natur sie

zu Sklaven geschaffen habe. Daß es nicht an tiefern, ernstern Naturen fehlt, hat die Geschichte der befreiten Neger bewiesen. Sie sind großer Zuneigung fähig. Wenn man sie als Sklaven 2c. richtig behandelt, zeigen sie große Anhänglichkeit an ihre Herren. Als Diener sind sie daher oft ausgezeichnet, denn sie nehmen auch sehr schnell fremde Gewohnheiten an.

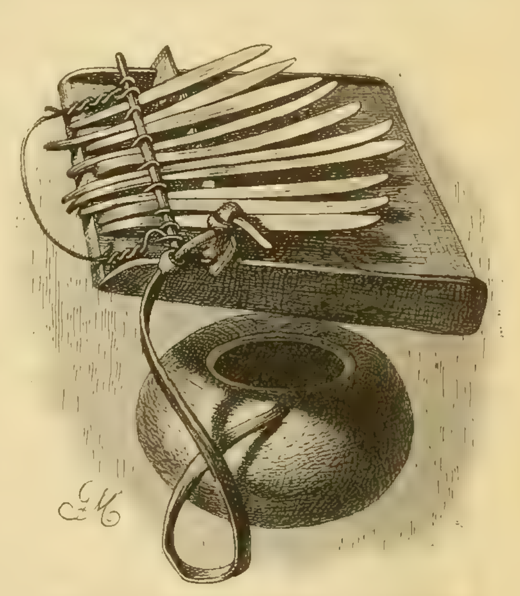


Eine Nadel der Kaffern zum Dornausziehen (Museum des Missionshauses in Berlin). 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 147.

Wir werden auf die geistige Begabung der Neger noch oft bei der Betrachtung der einzelnen Äußerungen derselben zu sprechen kommen, doch kann hier im Anschlusse an die Betrachtung des Charakters wohl von vornherein hervorgehoben werden, daß auch ihr Geist durch die Geschicke, die ihnen als Rasse und Völkern beschieden waren, nicht zu jener Entfaltung kommen konnte, deren er fähig sein würde. In dieser Hinsicht hat die Zukunft noch vieles zu lehren. Von der großen Mehrzahl wird noch lange Marnos Wort gelten: „Die Negervölker sind die begünstigten und doch wieder vernachlässigten Stiefkinder der Mutter Natur; ihr Leben bietet zu wenig Kampf mit ungünstigen Verhältnissen, ihre Denkungsweise und Urteilskraft ist wie die der Kinder überhaupt. Sich selbst überlassen, konnten sie nicht anders werden, als wir sie heute sehen."

Die Thatsache darf man aber schon heute aussprechen, daß die Neger im ganzen durchaus nicht gering begabt sind und zu einer noch höhern Stufe heranzubilden sein werden. Man kann um so mehr von ihnen erwarten, als man nicht zu befürchten hat, sie könnten vom Erdboden „wegzivilisiert" werden, wie es verschiedenen andern Stämmen ergangen ist. Die Kultur, das lehrt Amerika mit seinen Millionen freier Neger, ist ihnen nicht schädlich. Sie haben auch in Afrika alle Laster und die meisten Krankheiten Europas und müssen eine ungeheure Lebenskraft besitzen, um den steten Verlust an Menschen, der aus diesen Ursachen, aus dem Sklavenhandel und den ewigen Kriegen entsteht, überdauern zu können. Schon heute lehrt die verschiedene Höhenstufe ihrer Kultur die fördernde Einwirkung gewisser Einflüsse, die z. B. im Sudan, in der Obernilregion, aus nicht immer bekannten Quellen ihnen zugeflossen sind, auf der einen und den in der Isolation, im Mangel an Reibung mit Fortgeschrittenern, liegenden Hemmungsfaktor auf der andern Seite. Hervorragend ist in ihrer geistigen Begabung das Nachahmungstalent. Es ist dies eine sowohl für die Beurteilung ihres heutigen Kulturzustandes als ihrer fernern Entwickelung wichtige Thatsache. Sie sind eben dadurch gelehrig in hohem Grade. Fast alle Beobachter stimmen darin überein, daß sie mit merkwürdiger Geschicklichkeit europäische Erzeugnisse nachmachen (s. Abbildung, S. 145). Sie lernen sehr leicht und eignen sich, wenn sie in ein fremdes Land kommen, ungemein schnell dessen Sprache an. Auch Lesen lernen sie in sehr kurzer Zeit. Viele Große in Uganda sprechen Kiganda, Kisuaheli und Arabisch. Die Basuto lernten mit erstaunlicher Geschwindigkeit ihre eigne Sprache in römischen Lettern lesen. Einer der Missionare der Church Missionary Society bildete in Rubaga eine Singklasse, worin die ganz rohen Schüler unterrichtet wurden, und nach zwei oder drei Monaten waren dieselben schon so weit, daß sie eine einfache Melodie vom Blatte singen konnten.

Die Neger halten viel auf Ziffern. Viele haben ihre eignen Benennungen für alle Zahlen bis tausend und zwar nach einem natürlichen Dezimalsysteme, indem allen Zahlwörtern, welche Mehrheiten von zehn bezeichnen, das Wort zehn als Stamm zu Grunde liegt. Gewisse Anzeichen sprechen jedoch z. B. in der Angolasprache dafür, daß einst nur bis fünf gezählt wurde. Im Kiganda ist kumi zehn, mukumi abili (zwei zehn) ist zwanzig, kikumi ist hundert und lukumi tausend. An der Westküste ist öfters das portugiesische Wort für tausend eingesetzt. Die Waganda zählen sehr gern, und wenn sie ein Buch in die Hand bekommen, so zählen sie zu allererst die Blätter. Gewisse Spiele der Neger erfordern ziemlich viel Berechnung. Es ist daher nicht zutreffend, wenn man aus der Thatsache, daß die Neger die Gewohnheit haben, sich Zahlen durch Stäbchen ins Gedächtnis zurückzurufen, schließen will, dieselben könnten nicht zählen. Mittel zur Unterstützung des Gedächtnisses sind bei den Negern Afrikas in Ermangelung der Schrift notwendig. Selbst Mtesa, an dessen Hofe genug der arabischen Schrift mächtige Häuptlinge sich befinden, hat zur Kontrolle seiner Armee ein Zähl- oder Rechenbrett, in welches für jede Truppeneinheit ein Stäbchen eingesetzt wird, das bei der Mobilisierung herausgenommen und als nähere Bezeichnung des Befehles verwandt wird. In der Schilderung eines Gerichtstages bei Gessi in Djur Ghattas heißt es: „Altersschwarze Bündel von Strohhalmen und Zweigen zeigten an, wie viele Weiber, Kinder und Kühe von den Sklavenhändlern fortgeschleppt worden waren, und für die Rinder, als das wertvollste Besitztum, wurden die längsten Strohhalme genommen".

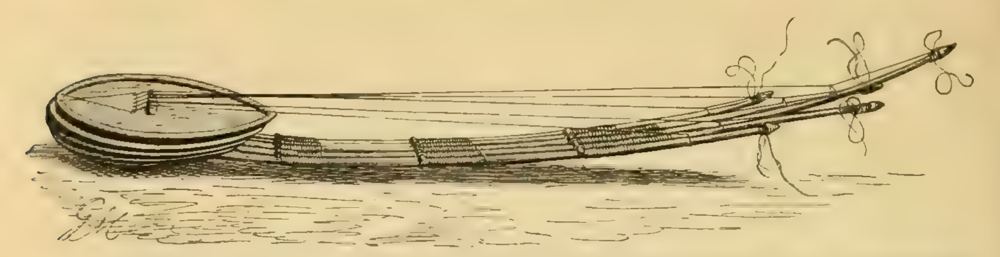


Ein Musikinstrument (Simba) der Kaffern (Museum für Völkerkunde, Berlin).

Nimmt auch die Zauberei der Priester von vornherein fast allem den Boden, was Wissenschaft sein oder werden könnte, so schließt sie doch nicht unbedingt Vernunft und alles Studium der natürlichen Erscheinungen aus. Wir verweisen unter anderm auf das weiter unten von den Zauberern und Ärzten Gesagte und erinnern an Felkins, des Arztes, Bericht über die gelungene Amputation, welche Rionga, Häuptling und Arzt der Wanyoro, am Arme seines Sohnes vornahm. Geschicklichkeit in kleinern Operationen ist oft anerkannt; sie haben für einige derselben, wie z. B. für das Ausziehen von tief sitzenden Dornen, eigne Werkzeuge (s. Abbildung, S. 146). Hat das Leben auf dem festen Lande ihnen nicht die Notwendigkeit eines gewissen Maßes von Sternkunde so deutlich gezeigt wie den schiffahrenden Polynesiern, so bezeichnen sie doch, gleich den Buschmännern, eine Anzahl von Sternbildern mit Namen und bestimmen Nachtstunden nach ihrem Stande, wie sie nach dem Sonnenstande über gewissen Örtlichkeiten und zu bestimmten Stunden wiederkehrende Zeiten des Jahres bestimmen.

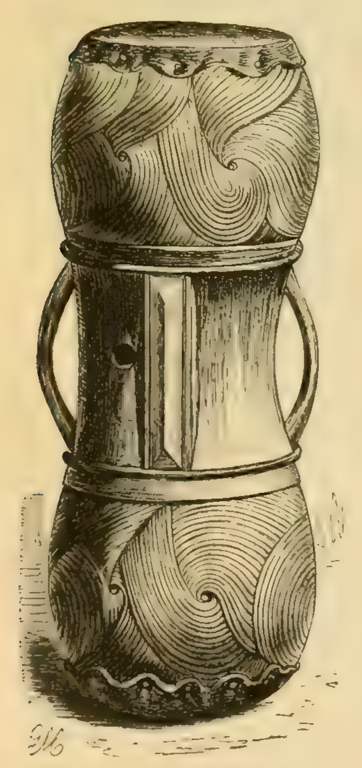
Die Musik der Neger wird auch von den mildesten Beurteilern mehr stark als schön gefunden. Sie hat mehr laut als zart tönende Instrumente. Das Beste, was wir über sie jemals sagen hörten, ist Schweinfurths Vergleich der Bongomusik mit dem Wüten der entfesselten Elemente. Es stimmt mit solcher Qualifikation vollkommen überein, wenn

Trommeln in jeglicher Gestalt den Hauptbestandteil jedes Orchesters ausmachen. Die Trommel ist überhaupt das Ur- und Leibinstrument des Negers, und wir haben nicht tief zu gehen, um sie auf ihren Ursprung zu verfolgen. Bei großen Festen der Betschuanen



Eine mit Grassaiten bezogene Guitarre aus Westafrika (Christy Collection in London). 1/10 wirkl. Größe.

ersetzt eine Ochsenhaut, welche von den Weibern im Kreise gehalten und mit langen Stöcken bearbeitet wird, die Trommel; so bei der Feier der Mannbarkeit der Jünglinge, welche dann zu dieser Musik tanzen. Bei seiner großen Einfachheit kann dieses Werkzeug den verschiedensten Zwecken dienstbar gemacht werden. Die Trommel ist bei den Manganja das musikalische Hauptinstrument, mit welchem sie sowohl Freude als Trauer ausdrücken. Sie zeichnen sich daher, sagt Livingstone, im Taktschlagen aus. Ebenso steht vielleicht am ersten Ursprunge der gleichfalls in großer Mannigfaltigkeit vertretenen Saiteninstrumente der durch Hinzufügung einer Kürbisresonanz zur einsaitigen Guitarre gemachte Bogen. Wenn man einen Kaffern sieht, der über der Schulter, wo einst der Bogen hing, die Flinte trägt, während er mit den Zähnen diesen musikalisch gewordenen Bogen klingen läßt, der im übrigen ganz wie ein zum Schießen bestimmter Bogen aussieht, so glaubt man die Entstehung der Saiteninstrumente überhaupt klar vor sich zu sehen. Dieselben haben jedoch bei den Negern eine reichere Vertretung, wenn sie auch im normalen Negerorchester nur eine kleine Stelle einnehmen. Bei den meisten Negerstämmen kommen lautenähnliche Instrumente vor (s. obenstehende Abbildung); harfen- und zitherähnliche sind hingegen seltener. Da es sich hierbei nicht um Dinge der Notwendigkeit handelt, so finden sich merkwürdige Ungleichheiten in der geographischen Verbreitung. So ist ein hervorragendes Beispiel für die Launenhaftigkeit der Verbreitung das Fehlen der Saiteninstrumente bei den sonst so geschickten und reichen Monbuttu, während dieselben bei ihren Nachbarn, den Niam-Niam, so ungemein häufig sind. Einfache Flöten und Pansflöten sind wohl überall bei Negern zu finden. Muschelhörner, die bei Malayen so verbreitet, kommen nur auf den Komoren vor, wohin wahrscheinlich Malayen sie gebracht haben. Wenn an Musikinstrumenten die Nomaden weniger reich sind als die heitern Dorfbewohner, so haben jene doch immer ihre Kriegshörner, wie solche überhaupt in Afrika fast allgemein sind. Die Mundöffnung



Eine Trommel der Ambuella (nach Serpa Pinto).

liegt unten an der Seite. Besonders Antilopenhörner nimmt man zur Anfertigung solcher Instrumente. Ebenfalls führen die Karawanen ein Signalhorn. Es hat, nach Hildebrandt, die beiden Töne in octavo, wie unser heimatliches Hirtenhorn. An der Westküste und im Sudan werden die Hörner aus Elfenbein geschnitzt, und im Nilgebiete sind sie in schalmeienähnlicher Form mit Blasöffnung am Hinterende im Gebrauche.

Überblickt man die ganze Reihe der Musikinstrumente, über welche die Neger verfügen, so gewinnt man den Eindruck, daß letztere mit größerm Eifer der Musik ergeben sind als irgend ein andres Naturvolk. Man erinnert sich an eine Bemerkung Livingstones, wo er von den Passionen seiner schwarzen Freunde spricht: „Einige kratzen ein Instrument den lieben langen Tag, und wenn sie des Nachts erwachen, so fahren sie sogleich in ihrer musikalischen Übung fort". Kein Naturvolk hat eine ähnliche Mannigfaltigkeit von musikalischen Instrumenten aufzuweisen. Die zivilisierten Neger in Nordamerika zeichnen sich oft durch musikalische Talente aus, und Buchner spricht mit Entzücken von der Kunst, mit welcher schwarze Hornisten in Angola schwierige Trompetenstücke bliesen.

*

Das Familienleben, in welchem wohl jeder Mensch am unbefangensten sich gibt, dürfte auch über die seelischen Anlagen des Negers die besten Aufschlüsse geben, denn Unterschiede der Kultur und der allgemeinen Lebensbedingungen machen sich in ihm am wenigsten geltend. Eine Gemeinsamkeit des Urbodens, dem die verschiedenen Lebensformen der Völker entsprießen, ist hier am ehesten zu vermuten. Denn eine gewisse Summe natürlicher Neigungen, die wir für gut halten und Tugenden nennen, ist allen Gliedern der Menschheit eigen, also auch diesen. Der äußere Schein, den die Kultur erweckt, darf hier nicht trügen. Missionar Büttner sagt von den Herero: „Obwohl sie, wie die andern Völker im Damaralande, von Haus aus fast nichts von dem besitzen, was man gewöhnlich Kultur zu nennen pflegt, so sind doch ihre sozialen Verhältnisse durchaus nicht so ungeordnet, wie noch immer manche in Europa sich das Leben der Wilden vorzustellen pflegen, und wie jeder Europäer, der frisch in das Land kommt, es so leicht anzunehmen geneigt ist, wenn er alle Glieder eines Volkes fast nackt, nur mit wenigen Fellen bekleidet, mit Butter und Ocker beschmiert, in der elendesten Weise ihr Leben fristen sieht. Vielmehr versetzt uns bei näherm Zusehen vieles gewissermaßen in eine Urzeit der Menschheit hinein, und Zustände, Situationen, Verhältnisse finden wir dann auch hier, wie sie uns aus den Urgeschichten des Alten Testamentes und aus dem Homer wohlbekannt sind." So wie nun diese Urzeit manche moralische Begriffe und Gefühle noch nicht bis zu dem Grade verfeinert hatte, wie vor allem der Einfluß des Christentumes es bei uns gethan, so dürfen wir auch diesen durch eine größere Kluft, als die Jahrtausende zwischen dem Altertume und heute sie bemessen, von uns getrennten Völkern nicht die höchsten Entfaltungen jener Keime zutrauen, die in jedes Menschenherz gelegt sind.



Ein Rasselstab vom Gabun (Christy Collection in London).

Das naturgemäßeste aller Gefühle ist nun die Mutterliebe, und von seiner Stärke bei Negerinnen wird so viel erzählt, daß wir hier gar nicht dabei verweilen möchten, wenn nicht rasche Urteiler selbst dieses den armen Negermüttern abgesprochen haben würden. Speke erzählt, wie in Kasendsche eingeborne Mütter ihre Kinder leichterhand um ein

paar Stücke Zeug an Fremde in Sklaverei verkauften, und schließt daraus, daß „die Mütter dieser wilden Völker unendlich viel weniger Kinderliebe besitzen als manches wilde Tier". Livingstone behauptet auf der andern Seite, daß ihm selbst ein solcher Fall nie vorgekommen sei, und die nur zu zahlreichen arabischen Sklavenhändler, mit welchen er verkehrte, erinnerten sich allein, daß Moiko- oder Unglückskinder, deren obere Vorderzähne vor den untern durchgebrochen waren, ihnen angeboten worden seien. Von diesen Kindern glauben nämlich die Eltern, daß sie ihnen Tod und alle Art Mißgeschick ins



Eine Zulufamilie (nach Photographie im Besitze des Missionsdirektors Herrn Dr. Wangemann in Berlin).

Haus bringen, und gewöhnlich werden sie gleich nach der Geburt getötet. Für den vergleichenden Völkerforscher unterliegt es jedenfalls keinem Zweifel, daß die Wertschätzung der Nachkommenschaft kaum bei einem Naturvolke so weit geht wie bei den Negern. Der Kindesmord ist im Vergleiche zu Polynesien und Melanesien hier selten. Reicher Kindersegen wird bei vielen Negerstämmen mit Freude begrüßt (vier Kinder gibt Felkin bei den Madi als Durchschnitt), und sie sind auch hierin uns mehr gleich, als man geneigt ist zu glauben. „Wie mehr oder weniger alle Menschenkinder, so freuen auch sie sich über die glückliche Geburt eines Kindes", sagt Missionar Dannert von den Ovaherero, und dieses allgemeine Menschliche ist wohl die Regel. Sehr oft kommt es vor, daß gefangene Kinder verkauft werden, aber nie von ihren eignen Müttern. Auch zwingt wohl der Hunger die

Eltern, sich ihrer Kinder zu entäußern, um sich und ihnen Nahrung zu verschaffen. Aber dies sind Ausnahmefälle, die auch unter zivilisierten Völkern vorkommen. Auf dem Sklavenmarkte von Kasendsche am Tanganika, wo Livingstone dreimal verweilte, traf er stets Araber, welche gekommen waren, um Sklaven einzuhandeln; aber niemand bot die Seinigen dort an. Nahezu alle Sklaven sind Kriegsgefangene, geraubte oder aus irgend einem barbarischen Rechtsgrunde, öfter aber aus Willkür ihres Häuptlinges zur Sklaverei verurteilte Menschen.

Die Wöchnerin wird überall abgesondert, dem Manne ist in der Regel der Zutritt zu ihrer Hütte verboten. Die Wöchnerin samt ihrer Hütte wird in den ersten Wochen, oder bis dem Säuglinge die Nabelschnur abgefallen ist, mit einer gewissen Scheu betrachtet. Bei den Ovaherero geht die Weihe der Milch durch Kosten, die sonst dem Häuptlinge zusteht, für diese Zeit auf die Wöchnerin über. Die Nabelschnur verwahrt hier der Häuptling in seinem Fellsacke, in dem er alles Heilige aufbewahrt, und der im heiligen Hause hängt. Gewöhnlich wird sie an besonderm Orte nahe der Hütte begraben. Zwillinge gelten in der Regel als großes Glückszeichen. Beide Geschlechter werden bei den friedlichern Völkern ziemlich gleichgeachtet, doch ist als Erstgeburt ein Knabe erwünschter, während bei den Hirtenvölkern Mädchen wegen der Morgengabe wertvoll sind. Die Periode des Säugens währt durchschnittlich zwei Jahre. Im allgemeinen ist die Behandlung der Kinder eine gute. Schweinfurth entwirft von der Behandlung der Kinder bei Völkern des obern Nilgebietes ein geradezu anmutendes Bild. Er zeigt auch, wie darüber das Alter nicht vernachlässigt wird. Er erzählt, wie man dort die Säuglinge aufs sorgsamste in längliche Körbe setzt, die als Wiege dienen, was er bei heidnischen Negervölkern nirgends gesehen. Bei ihnen sieht man jedoch nicht nur die Kleinen mit jener Zärtlichkeit gepflegt, welche das Tier in nicht geringerm Grade bekundet als der Mensch („ich meine nicht bloß jene Zärtlichkeit, die auf tiefern Stufen des menschlichen Naturzustandes selbst bis zum spätern Lebensalter ein geistiges Band flicht zwischen Mutter und Kind, von dem aber der Vater fast gänzlich ausgeschlossen bleibt"), bei den Djur steht auch das Alter in Ehren, und in den Weilern stößt man überall auf Greise. Beiläufig gesagt, ist der Mangel der Weißköpfe bei andern Negervölkern kein Beweis für das Fehlen alter Leute aus irgend einem übeln Grunde, sondern die Negerhaare neigen in der Regel wenig dazu, weiß zu werden. Wahrscheinlich ist, daß sehr alte, gebrechliche Leute, wenn sie den Ihrigen zur Last fallen, bei den wandernden Negerstämmen ausgesetzt werden. Fälle der Art, wie wir sie von den Buschmännern angeführt, mögen auch bei den Negern vorkommen. Sie sind aber nicht allgemeine Sitte, sondern Ausfluß individueller Roheit. Öfter noch mögen ihnen Verleumdungen zu Grunde liegen. Es ist verdächtig, daß gerade diese Grausamkeit auch den so vielverleumdeten Negerstämmen des Nilgebietes nachgesagt wird, über welche ihre Todfeinde, die Nubier, nicht genug Übles zu berichten wußten. Lepsius erzählte man in Meroe, die Sitte, alte Leute lebendig zu begraben, finde sich auch bei den Negerstämmen südlich von Kordofan. Dort würden auch Kranke und Gebrechliche, besonders solche, die eine ansteckende Krankheit haben, auf gleiche Weise zum Tode gebracht. Die Familie klage dem Kranken, niemand wolle seinetwegen mehr zu ihr kommen, er selbst sei elend und der Tod nur ein Gewinn für ihn; in der andern Welt fände er seine Verwandten wieder, dort wäre er gesund und fröhlich. Man trage ihm Grüße an alle Verstorbenen auf und begrabe ihn dann in einem Schachte entweder liegend oder aufrecht stehend. Außer Merisa, Brot, Hacke und Pfeife würden ihm dort noch ein Schwert und zwei Paar Sandalen mitgegeben; denn die Verstorbenen leben jenseits ein gleiches Leben wie auf Erden, nur mit größern Freuden. Nach andrer Erzählung würde auch ein Obolus aus einer oder zwei Unzen Gold für den Fährmann beigelegt, der den Toten über den großen Strom zwischen Himmel und Hölle fährt. Solche Erzählungen, die übrigens den Stempel der Erfindung schon im Äußern,

in der Einkleidung, tragen, haben nur in einer Zeit geringer Sachkenntnis bethören können. Ihnen gegenüber ist eine Thatsache, wie sie in folgenden Zeilen Schweinfurth mit einfachen Worten berichtet, von siegreicher Kraft. Er erzählt dies von Dinkaleuten, also Nächstverwandten der Neger, von welchen Lepsius jene grausamen Geschichten hörte: „Im Frühjahre 1871 erlebte ich folgendes. Damals weilte ich in der Seriba Kutschuk Alis am Djur, unter dem Volke gleiches Namens. Einer von den Dinkaträgern, die meine Vorräte, welche aus Chartum angelangt waren, von der Meschra herbeigeschafft hatten, vermochte den Weg von dort aus nicht weiter fortzusetzen, um seine Heimat im Territorium des Ghattas zu erreichen, denn er lag am Guineawurme danieder und war nicht im stande, mit seinen geschwollenen Füßen auch nur einen Schritt vorwärts zu machen. Viele Tage saß er allein da, es herrschte Hungersnot im Lande, und ab und zu erhielt er von mir eine Handvoll Durra, einige Knochen und andre Reste von unsern Mahlzeiten. Zur Not vegetierte er also, befand sich auf gesichertem Boden, und es bedurfte nur der Geduld, um die Familie wieder zu erreichen. Dessenungeachtet währte es nicht lange, und sein eigner alter Vater stellte sich ein, um ihn abzuholen, nicht etwa mit einem Einspänner oder mit einem Esel, nein, um ihn 15—16 Stunden weit auf seinen eignen Schultern heimzutragen, ihn, den 6 Schuh hohen Lümmel. Dieser Fall wurde durchaus nicht als etwas Ungewöhnliches betrachtet, sondern die übrigen Eingebornen sahen das als etwas Selbstverständliches an." Aus einem entgegengesetzten Teile Afrikas hören wir von den Ovaherero durch Missionar Büttner, daß ein Kind den Namen „Wir werden sie nicht vergessen" erhielt und zwar mit der ausdrücklichen Motivierung, daß dieser Name den Eltern einige Verwandte in der Erinnerung behalten sollte, welche um die Zeit der Geburt des Kindes gestorben waren. Es stimmt mit der Erzählung Schweinfurths überein, wenn es als eine der wiederkehrenden Erfahrungen der Karawanenreisenden bezeichnet wird, daß bei Negern ganz wie bei Arabern die Hochschätzung des Alters so groß sei, daß die Bildung einer Karawane ohne einige Graubärte als ein Ding der Unmöglichkeit erscheine, und wenn wir aus Südafrika hören, daß überall, wo Kaffern in großen gewerblichen Unternehmungen lohnende Beschäftigung fanden, wie in den Kupferminen von Ukiep, den Diamantminen und ähnlichen, öfters der endlose nicht arbeitende Familienanhang, der sie hemmte und aussog, zwangsweise beseitigt werden mußte. In der That bietet der Neger im Vergleiche zu andern Naturvölkern oft eher das Bild eines zu starken als zu schwachen Familiensinnes.

Natürlich ist, dem natürlichen Verhältnisse entsprechend, in erster Linie die Mutter von großem Einflusse auf ihre Kinder. Es ist nichts andres als ein Spiegel der Liebe, welche einst die Mutter mit ihren Söhnen verband, wenn wir von den Zulu bis zu den Waganda die Mütter als die einflußreichsten Ratgeber an den Höfen grausamer Herrscher, wie Tschaka oder Mtesa, finden. Manchmal nehmen Schwestern ihre Stelle ein. So sind die Bande des Blutes doch selbst bei Herrschern, die Hunderte von Frauen besitzen, die stärksten. Weniger eng ist der Vater mit der Familie verknüpft. Er ist zwar das Haupt und wird als solches anerkannt, auch sagt man, daß der Neger im allgemeinen ein Kinderfreund und daher ein guter Vater sei. Aber er herrscht auch hier oft mehr mit Kraft als mit Liebe. Hübbe-Schleiden nennt unter den Institutionen, die der Kenner des römischen Rechtes bei den Mpongwe im Anklange an dieses finde, auch ihr Haus- oder Familienwesen: „Wir finden bei ihnen den Begriff der patria potestas gleich umfassend und gleich streng, wenn auch nicht so abstrakt durchgeführt. Frauen, Kinder und Hörige (homines alieni juris) stehen in der Gewalt des pater familias, der in der Mpongwesprache Oga heißt. Dieser allein ist ganz frei, ein Grad der Selbständigkeit, zu dem das Weib auch bei den Mpongwe überhaupt nie gelangen kann; doch hat dieser Zustand seinen Grund nicht in der Geringschätzung des Weibes, sondern nur in der gerechten Würdigung der

Verhältnisse.“ Daß das Weib, wenn auch oft stark belastet, bei den Negern nicht an sich geringgeschätzt wird, beweisen die zahlreichen Negerköniginnen, die Zauberfrauen, die bei manchen Negervölkern den Weibern eingeräumte Teilnahme an den Volksversammlungen.

Die Ehe trägt vorwiegend den Charakter des Kaufes, und dieser Zug tritt, geradezu alles andre zurückdrängend, bei jenen Stämmen hervor, welche durch Herdenbesitz Kapital



Frauen des Gaikakönigs Sandili (nach G. Fritsch).

ansammeln. Allein es herrscht die Sitte des Brautkaufes auch bei den Ackerbauern. So bemißt sich in Akem der Reichtum eines Mannes nach der Zahl seiner Weiber. Der Bewerber erhält keine Aussteuer von der Familie der Braut, sondern zahlt vielmehr dem Vater eine Summe von $2^1/_2$ bis 5 kg in Goldstaub, Zugaben an Zeug und Rum ungerechnet. Von diesem Herkommen ist nur der regierende Häuptling des Gebietes ausgenommen, der das Recht hat, die Tochter jedes Mannes ohne die sonst übliche Bezahlung zu verlangen, ebenso wie Häuptlingstöchter sich jeden Mann wählen können, der dadurch

vom Bauern zum Häuptlinge wird. Mit der Brautwerbung sind manche hübsche Züge verknüpft, und es tritt der innige Familienzusammenhang deutlich hervor, wenn z. B. bei den Madi die Tochter sich erst der Mutter, diese dem Vater anvertraut, worauf letzterer den Preis festsetzt und das Paar unbedingt gehorcht, ob Ja oder Nein der Ausgang der Verhandlungen sei. Die Hochzeitsfeierlichkeiten jedoch, wenn solche überhaupt stattfinden, sind fast nur profaner Natur. Es werden dabei Rinder geschlachtet, es wird gesungen und getanzt. Bei Stämmen, wo gute Sitten herrschen, verläßt die Braut in dieser ganzen Zeit nicht die Hütte, die ihr Vater für sie erbaut hat, sondern sitzt in der Mitte ihrer neuen Schwäger und Schwägerinnen, die ihr die Reize des Ehelebens preisen. Dabei darf sie vom Hochzeitsmahle essen, aber ohne gesehen zu werden. Bei vielen Stämmen ist indessen die Hochzeitsfeier ausgeartet. Von einer solchen Feier in größerm Stile entwirft Cameron aus Kasongos Reiche folgendes Bild. Zuerst führte der Bräutigam einen halbstündigen Solotanz aus, und als er zu Ende war, wurde die Braut, ein neun- bis zehnjähriges Mädchen, angethan mit allem möglichen Staate, den man hatte auftreiben können, von einer Frau auf den Schultern nach dem Tanzplatze getragen, während ein zweites Weib sie von hinten stützte. Sie traten in die Mitte des Kreises und ließen nun die Braut nach Kräften auf- und niederschaukeln, wobei deren Oberkörper und Arme willenlos herumschlenkerten. Der Bräutigam gab ihr Stückchen Tabaksblätter und einige Perlen, welche sie mit geschlossenen Augen unter die Tänzer warf, und diese griffen begierig nach den glückbringenden Dingen. Dann tanzte der Bräutigam unter höchst unanständigen Gebärden zehn Minuten lang mit der Braut, worauf er sie aufhob, unter den Arm nahm und mit ihr in seiner Hütte verschwand. Tanzen, Schreien und Trommeln aber dauerten die ganze Nacht hindurch fort. Polygamie ist überall üblich, wo die Mittel es erlauben, mehrere Frauen zu haben.

Die Lösung der Ehe ist nicht bloß durch den merkantilen Faden, der das Eheband durchzieht, erschwert, sondern sie ist auch ohne diesen in den Kreis der Rechtssatzungen mit einbezogen. Bei ungestört und einfach lebenden Stämmen ist die Scheidung der Ehe selten, auch Ehebruch ist bei ihnen nicht so häufig wie bei denen, welche Kapital gesammelt haben, zahlreiche Sklaven besitzen und mit Arabern oder Europäern in nähere Berührung gekommen sind. Aber auch bei den letztern wird die Ehe nicht formlos gelöst, wie es bei oberflächlicher Betrachtung scheinen mag. Bei den so zersetzten Stämmen der Goldküste haben nur Prinzessinnen das Vorrecht, eine Scheidung von ihren Männern bewirken zu können, ohne vor einem Tribunale zu erscheinen. Etwas weißer Thon, dem Manne überreicht, gilt als Zeichen der Entlassung. Das gemeine Volk dagegen muß vor den Häuptlingen erscheinen, die den Fall entscheiden. Bewilligen sie der Frau die Scheidung, so behält die Familie den Kaufpreis, und die Häuptlinge schenken der Frau ein Stück weißen Thon, mit dem sie die Bäume der Hauptstraße bezeichnet als Zeichen, daß sie nicht mehr Ehefrau ist. Wird die Scheidung dem Manne bewilligt, so muß die Familie der Frau die erhaltene Summe zurückgeben. Einen interessanten Beleg für den Fortgang der Neubildungen auf diesem Gebiete liefert Broyon in seiner Schilderung von Uniamwesi, wo er erzählt, wie die Araber früher aus egoistischen Motiven das Gesetz eingeführt hatten, daß ein Weib, das ihnen etwas zerbrach, ihre Sklavin wurde. Dies haben nun die Weiber der Neger zu ihrem Vorteile gewendet, indem sie, um von Gatten loszukommen, von welchen sie mißhandelt werden, eine Schüssel oder irgend ein wertloses Besitztum des Häuptlinges zerbrechen, wodurch sie dessen Sklavinnen werden und ohne ihren Willen nicht mehr ihrem Manne zurückgegeben zu werden brauchen.

Die Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau ist bei den Negern meist keine andre, als wie sie unserm natürlichen Gefühle entspricht. Dem Manne fallen die Arbeiten zu, welche mehr Kraft, der Frau diejenigen, welche mehr Ausdauer und Geschicklichkeit

erfordern. Der Mann treibt das Vieh aufs Feld, sucht das verirrte, beschützt es gegen die Raubtiere, gräbt die Brunnen für dasselbe, schöpft das Wasser aus der Tiefe. Die Frau führt unterdessen die Aufsicht über die Kinder, bebaut das Feld zusammen mit den jüngern Kindern, hat ein Auge auf die Kälber und Lämmer der Herde; sie baut und unterhält unter Mithilfe des Mannes das Haus, das ja in der Regel leicht genug errichtet ist; sie sorgt für Brennholz und Wasser für die Familie, und wenn am Abend der Mann das Vieh heimbringt, melkt er die Kühe, und sie bereitet die Kost. Daß sich in Notfällen, zumal bei ärmern Leuten, die Geschlechter in ihren Arbeiten aushelfen, ist nur natürlich, wie es ebenso natürlich ist, daß sich in Gegenwart eines Fremden der Mann geniert, Frauenarbeit zu thun, so daß unter den Augen eines flüchtigen Beobachters die Frau leicht viel zu viel arbeiten zu müssen scheint. So gehört es z. B. zur Frauenarbeit dort, wie bei uns, die Kinder zu tragen; im Dorfe selbst wird man fast nie einen Mann ein Kind tragen sehen, wohl aber auf Reisen. Im Hause hat natürlich a priori der Mann die Herrschaft, und es wird sich niemand so leicht dazwischenlegen, wenn der Mann es für passend findet, seine Frau durchzuprügeln. Aber ebenso wie anderswo wird die Frau die Lacher auf ihrer Seite haben, wenn es ihr gelingt, mit Nägeln und Zähnen ihren Eheherrn zum Rückzuge zu zwingen. Von den Herero bestätigt Büttner ausdrücklich, „daß, weil sie im allgemeinen nur sehr wenig Lust haben, zu Thätlichkeiten zu greifen, und womöglich bei Wortgefechten bleiben, die Frauen so ziemlich immer den natürlichen Vorteil haben, in der schärfern und unermüdlichern Zunge die bessere Waffe zu besitzen. Wenn man mit den Verhältnissen in den Familien näher bekannt wird, so bemerkt man, daß auch dort, wie anderswo, die Männer unter dem Pantoffel stehen und am meisten diejenigen, welche gern nach außen hin den Herrscher ihres Hauses spielen. Die Frauen, resp. die Tanten haben bei allen bedeutenden wie unbedeutenden Gelegenheiten immer ein gewichtiges Wort mitzureden.“


Eine Loangonegerin bei der Feldarbeit (nach Photographie von Dr. Falkenstein).

In der **Stellung der Kinder** findet seinen schärfsten Ausdruck das patriarchalische System, welches dem ältern Bruder, wo dieser aber fehlt, dem Vatersbruder die erste Stelle einräumt. Der älteste Sohn ist gleichsam der Thronfolger des Hauses und als erster nach dem Vater von allen andern anerkannt. Außerdem aber tritt, wie bei den meisten Völkern tieferer Kulturstufe, das Mutterrecht in den Erbschaftsregeln vor andern deutlich hervor, und sicherlich setzt gerade dieses der Tendenz zu der niedrigern Stellung der Frau, die überall in diesen Verhältnissen vorhanden ist, Grenzen. Die Kinder gehören oft dem Stamme der Mutter, aber bei den Hirtenstämmmen wiegt auch hierin ein patriarchalischer Zug vor, der dem Vater die Verteilung des Erbes überläßt. In der Regel läßt derselbe jedem seiner „Häuser“, d. h. jeder Frau samt ihren Nachkommen, einen Teil seines Besitzes, der Großfrau und ihrem Sohne, dem Haupterben, einen größern Teil zukommen. Anders ist es bei den ackerbauenden Westafrikanern. Allgemein gültig ist für diese **Buchholz'** Mitteilung von den Anwohnern des Quaquaflusses: „Trotzdem die Weiber verkauft und häufig verpfändet werden, gelten doch ihre Kinder als Verwandte der Familie der Frau, so daß ein Mann, dessen Mutter z. B. von Mungo oder Abo stammt, als Stammesangehöriger in diesen Orten angesehen wird und einen besondern Schutz und Vorrechte daselbst genießt, auch in solchen Fällen, wo Feindseligkeiten ausgebrochen sind“. Dadurch, daß die Sitte der Exogamie, wenn auch vielleicht nirgends so zwingend wie in Australien oder Polynesien, verbreitet ist, gewinnen diese Beziehungen zwischen den Stämmen auch einen politischen Charakter. Derselbe tritt, alles andre zurückdrängend, in der Heirat und Erbfolge größerer Häuptlinge hervor, die nach eigner Wahl in der Regel nur ihre erste Gattin nehmen, dann aber bei zunehmendem Alter, Reichtum und Macht immer mehr Prinzessinnen als Bräute zugesandt erhalten, die sie nicht zurückweisen dürfen, ohne schwere Konflikte hervorzurufen, und deren Vätern sie im Gegenteile reiche Morgengaben zu bieten haben. Die letzte von diesen ist oft die vornehmste und wird darum zur Großfrau, ihr Sohn aber zum Thronerben ernannt. Dies ist auch der Grund der die Macht der Räte so sehr stärkenden häufigen Interregnen.

Auch in den sonstigen **Verwandtschaftsbegriffen** findet sich manches mit andern Völkern auf ähnlicher Kulturstufe Gemeinsame, und in den Verwandtschaftsbezeichnungen herrscht ein verallgemeinerndes Bestreben vor, welches der patriarchalischen Ordnung alles andre unterstellt. Es wird von Interesse sein, an der Hand **Büttners** die Sprache eines bestimmt abgegrenzten Stammes, wie der Herero, über die nächsten Beziehungen in der Familie zu vernehmen. Vater heißt, nach **Büttner**, tate, Mutter mama, Bezeichnungen, welche also bis in die Ursprache der Menschheit hineinzureichen scheinen. Aber diese Worte werden ausschließlich nur von „meinem“ Vater und „meiner“ Mutter gebraucht, gelten jedoch für alle Glieder in aufsteigender Linie, wenn auch der Großvater und die Großmutter im Hausverkehre meist nur der Alte (omu-kururume) und die Altche (oka-kurukaze) genannt werden. Diese Worte werden auch von Stiefkindern für die Stiefeltern sowie überhaupt von Kindern für die nächsten Verwandten der leiblichen Eltern gebraucht. Dagegen heißen „dein“ Vater und „deine“ Mutter (euer Vater, eure Mutter) ganz anders: iho und onyoko, sein Vater und seine Mutter (ihr Vater und ihre Mutter) ihe und ina. Eigne Worte für Sohn und Tochter gibt es nicht, sondern nur für Kind, Säugling, Knabe, Mädchen 2c. Diese Worte sind in sehr vielen Bantusprachen offenbar die nämlichen; wenn auch in den oft nur flüchtig aufgestellten Wortverzeichnissen einzelnes direkt mit Sohn und Tochter übersetzt scheint, so sind es doch offenbar immer nur die generellen Bezeichnungen für Kind 2c. Ebensowenig gibt es ein allgemeines Wort für Geschwister, wie es keine eignen Worte für Bruder und Schwester gibt, sondern es prägt sich auch hier die Familienverfassung in der Sprache aus. Der Bruder nennt seinen ältern Bruder

e-rumbi (welches Wort dann überhaupt zum Ehrentitel für das Familienhaupt wird), seinen jüngern omu-angu (womit dann überhaupt ein niedriger Stehender, der nicht viel zu sagen hat und der auch nicht viel zu sagen weiß, bezeichnet werden kann); seine Schwester nennt er omu-tena. Wiederum nennt die Schwester ihre ältere Schwester e-rumbi, die jüngere omu-angu und ihren Bruder omu-tena. Ebendieselben Bezeichnungen werden nicht bloß von den leiblichen, sondern auch von den angeerbten Verwandten gebraucht. Alle zur Familie Gehörigen werden ova-kuetu (unsrige), ova-kuenu (eurige), ova-kuano genannt. So hielten die Eingebornen, welche den Herero-Missionaren bei der Übersetzung des Neuen Testamentes halfen, für die beste Übersetzung der christlichen Anrede: Brüder oder liebe Brüder ihr ova-kuetu; und viel Kopfzerbrechen kostete es immer, wenn es hieß: Petrus, der Bruder des Andreas, zu konstatieren, ob man nun ältern oder jüngern Bruder sagen solle. „Wenn wir Missionare“, erzählt Büttner, „ihnen klar zu machen suchten, daß man diese Verhältnisse doch nicht genau wüßte, so wollten sie sich immer lieber für die allgemeinen Worte omu-kuetu ꝛc. entscheiden. Verwandte, sofern sie gleicher Abstammung sind, heißen ova-zamumne, d. h. Leute Einer Herkunft.“

Es hängt nun sicherlich nur von Umständen ab, ob solche feste Gliederung des Familienzusammenhanges ihre Früchte in Gestalt eines glücklichen Familienlebens tragen wird oder nicht. Die Bedingungen dazu sind in der Familie vorhanden, die Störung kommt aber wohl am allerhäufigsten von außen, wo die politischen Verhältnisse oft ebenso unsicher wie die der Familie fest sind. Zwar hat der Neger bei allem Sprungweisen seines Denkens ein kindergleiches Talent, zu gehorchen, welches er aus der Familie hinausträgt in die Gemeinde, der mehr als irgendwo ein patriarchalischer Charakter eigen ist. Neben einer sehr ausgedehnten Unabhängigkeit in allem, was sich auf die Lebensführung und die persönlichen Rechte bezieht, beobachtet man bei diesen Völkern eine fast abergläubische Hochachtung vor ihren Herrschern. Es liegt in ihrer Praxis etwas, das an die alte Theorie vom göttlichen Rechte erinnert. Die Eingebornen begreifen nicht, daß eine Gemeinschaft, so beschränkt in der Zahl sie auch sein mag, ihre eignen Angelegenheiten ordnen könne ohne „ein Haupt“, wie die Basuto in ihrer Sprache sagen. Sie verstehen ebensowenig eine übertragene oder nur zeitweilige Autorität. Sie gehorchen nur einer wirklichen, unbestrittenen Macht, deren Ursprung sich in dem Dunkel der Vergangenheit verbirgt oder verliert, oder die, wenn sie aus neuerer Zeit ist, ein vom Schicksale gewissermaßen bestimmtes notwendiges Resultat der Ordnung der Dinge ist. Eine Macht, die zu ihrer Legitimierung an die Vernunft appellieren müßte, würde bei ihnen schon dadurch jeder Grundlage entbehren. Es gibt Häuptlinge, welche durch die Gewalt der Waffen zu dieser Würde gelangt sind; aber die meisten sind die Abkömmlinge derjenigen Familien des Stammes, welche das Vorrecht des Alters und darum auch des Herrschens für sich beanspruchen. Dies ist ein guter Boden für die Despotie. Despoten sind in unserm Sinne auch die besten Herrscher der Afrikaner. Wollten sie es nicht sein, so würden sie durch ihre Unterthanen dazu gebracht werden, welche mit großem Eifer allen Launen ihrer Herren zu dienen suchen. Die nächstliegende und einfachste Form der politischen Schmeichelei ist die Nachahmung alles dessen, was der Häuptling thut. Setscheli schilderte diese schöne Sitte seinem Freunde Livingstone als eine im Verfalle begriffene, indem er ausrief: „Früher, wenn ein Häuptling die Jagd liebte, erwarben sich alle seine Leute Hunde und begannen ebenfalls die Jagd zu lieben. Liebte er Musik und Tanz, so neigten sich alle zu diesen Vergnügungen. Liebte er das Bier, so schwelgten sie alle in starken Getränken.“ Da nun diese Schmeichelei nicht stark genug ist, so haben die Häuptlinge der Betschuanen, welche dafür besonders empfänglich zu sein scheinen, die

Einrichtung getroffen, daß sie für dieselbe zahlen, und so ist sie gewissermaßen Staatsangelegenheit geworden. In allen Stämmen der Betschuanen gibt es Individuen, welche die Kunst verstehen, Loblieder zu machen, mit denen sie bei vielen Gelegenheiten das Ohr ihres Häuptlinges erfreuen. Gewöhnlich stehen sie früh auf, gehen nach der Hütte des Häuptlinges, ehe dieser aufwacht, und bringen ihm ein Morgenständchen aus endlosen Lob- und Preisreden. Sie entwickeln dabei einen nicht geringen Grad von Beredsamkeit, auch ein großer Bilderreichtum steht ihnen zur Verfügung; sie sind geschickt im Tanzen



Der Basutohäuptling Sikukuni mit Hofstaat (nach Photographie im Besitze des Missionsdirektors Herrn Dr. Wangemann in Berlin).

mit der Kriegsart und dem Rasselkürbis, das zu solchen Vorstellungen gehört. Der Häuptling zahlt die süßen Reden mit einem Ochsen oder Schafe, je nach seinen Mitteln, und nichts gilt für Fremde erniedrigender, als wenn sie sich weigern, das „Großer Löwe! Gewaltiger Elefant!" ꝛc., womit ein solcher Sänger auch sie anruft, reichlich zu belohnen. Derartige Gesänge nehmen leider die erste Stelle in der Negerpoesie ein und variieren endlos immer dasselbe Thema. Die den Europäern oft so lästig gewordene Überhebung und Eitelkeit der Negerfürsten ist also nur zu natürlich. Letztere Eigenschaft, die dem Negercharakter ohnehin in beträchtlichem Maße eigen, findet hier ihren Höhepunkt. Jener Manjemahäuptling Mwana Goy, den Stanley als einen der eitelsten Menschen schildert, die ihm je vorgekommen seien, „der in seinem Dorfe einherstolziert, einen Stab als Zepter in der Hand, in eine große Masse feinen, aus Gras geflochtenen Zeuges gekleidet,

das man bei genauer Messung 20 qm groß finden würde, und das in doppelten Falten um seine Taille geschürzt ist, alles besetzt mit Nestelstiften, Troddeln und Fransen, seine Haut mit verschiedenen Farben bemalt, bronze und schwarz, weiß und gelb, und auf seinem Kopfe einen Aufsatz mit Federn", ist bei aller grotesken Lächerlichkeit nur ein Typus für viele ähnliche.

Man mag diese Tendenz zur Aufblasung teilweise vielleicht mit dem instinktiven Gefühle der Notwendigkeit motivieren, die kleinen Verhältnisse des Negerstaates gebührend zu vergrößern. Ihre mächtigsten Staaten sind nur Mittelstaaten nach der Zahl der Quadratmeilen, Kleinstaaten nach ihren Machtmitteln. Die meisten sind aber in jeder Beziehung Duodezstaaten, so etwas wie unsre einstigen souveränen Reichsdörfer. Nach einer Zählung, beziehentlich Schätzung des Missionars und Lexikographen Perrin, welche Bleek bestätigte, bestanden 1853 die Kaffern des Zululandes aus 78 Stämmen, deren größter 1444 Hütten zählte, während dem kleinsten deren 25 zukamen. Die Gesamtzahl der Hütten betrug 1849: 26,395, 1853: 28,642; im letztern Jahre kamen also auf den Stamm im Durchschnitte 367 Hütten. Auf einen Kral rechnet man gewöhnlich 5 Hütten, obwohl viele Krale bedeutend größer sind und wiederum andre nur aus 2 oder 3 Hütten bestehen. Der Hütte sind erfahrungsgemäß 3—4 Personen, nach Perrin genau 3,7, zuzurechnen. Auf einen Stamm kommen demnach noch nicht 1500 Seelen. Max Buchner schätzte die Zahl der Jlolo des Lundareiches, von denen jedoch „viele nicht bedeutender an Macht als unsre Großbauern", auf 300, und Schweinfurth gibt die Seelenzahl des ganzen, wieder mehrfach geteilten Djurstammes auf 20,000 Köpfe an. Eine der größten Ursachen von Verwirrung in afrikanischer Ethnographie ist die Verwechselung solcher vielleicht zufällig einmal in den Vordergrund geschobener oder getretener patriarchalischer Gemeinden mit wirklichen Staaten, d. h. Stammkonglomeraten, wie das Zulureich Tschakas und seiner Nachfolger, das Reich Sebituanes und andre sie darstellten. Um so größer ist dieser Irrtum,



Ein Zuluhäuptling im Kriegsschmucke (nach Photographie im Besitze des Missionsdirektors Herrn Dr. Wangemann in Berlin).

als auch jene größern Zusammenfassungen in der Regel sehr kurzlebig sind, da sie ja gegen die Natur der Neger und gegen diese Kulturstufe gehen. Mag die Achtung oder die Furcht vor einem mehrere Stämme beherrschenden Häuptlinge noch so groß sein, nur selten wird es ihm gelingen, ein einheitliches Volk aus ihnen zu machen, das sich zu den gleichen Sitten zwingen ließe, oder sich den Verlegenheiten zu entziehen, welche die mit den Erinnerungen an ihre Abkunft verknüpften Freiheitsbegriffe ihm bereiten. Die Elemente, aus denen sich die Völker zusammensetzen, neigen stets dazu, sich zu spalten, und werden nur mit Hilfe einer geschickten Kombination von Strenge und Nachgiebigkeit zusammengehalten, die aber selten auf der Grundlage strenger Gerechtigkeit beruht. Es liegt daher in der Natur dieser kleinen afrikanischen Staaten, sich unter dem Einflusse friedlicher und gedeihlicher Verhältnisse in unzählige Teile zu spalten. Die Häuptlinge leben alle in der Polygamie und haben viele Söhne, die, im Besitze von ebenso vielen Herden, Weideland und Gewässer für sich beanspruchen. Wenn das Anwachsen des Besitzes in dieser Richtung einen Lot und Abraham nicht in Frieden leben ließ, kann man sich vorstellen, welche Folgen dies für Völker hat, die ihre persönlichen Interessen immer in erste Linie stellen. Haben die Ereignisse, deren Schauplatz die südlichen Teile der Negerländer in unserm Jahrhundert waren, die Kaffern- und Betschuanenkriege, etwas mehr Geneigtheit zur Zusammenschließung eingeflößt? Ein Kenner dortiger Völkerverhältnisse wie Casalis schrieb vor jetzt 30 Jahren: „Seit einigen Jahren scheint es, als ob das Vordringen der Europäer den Eingebornen die Augen geöffnet hätte. Ihre Aufmerksamkeit richtet sich mehr auf ihre gemeinsamen Interessen; die Häuptlinge werden ihren Unterthanen unentbehrlicher, und die Idee einer allgemeinen Verbündung der Stämme, die es mit den Fremden aufnehmen könnte, macht von Tag zu Tag Fortschritte. Ich war eines Tages bei dem Ausmarsche eines Häuptlinges zugegen, der infolge unausgesetzter Beraubungen eines Nachbars, nachdem er sie viele Monate ertragen hatte, schließlich zu den Waffen zu greifen genötigt war. Er sah voraus, daß die Expedition den vollständigen Ruin seines Feindes zur Folge haben würde, der, obwohl viel schwächer, so starrköpfig war, daß man an seine Unterwerfung nicht denken konnte. ‚Wie dem auch sein mag, so gehe ich einem gewissen Unglücke entgegen‘, sagte mir dieser Häuptling. ‚Denn schließlich ist dieser Eigensinnige, der mich nicht in Ruhe lassen will, doch mein Nachbar und ein Schwarzer wie ich, eine der Stützen des Landes und ein Horn desselben Ochsen. Ich kenne ihn seit langer Zeit, und wenn ich ihn vernichte, was unvermeidlich ist, leiden wir alle darunter.‘ Und indem er auf das Fenster unsers Zimmers zeigte, sagte er: ‚Zerbricht man die Scheiben eines dieser Fenster, so wird die Kälte in das Haus dringen, auch wenn das andre unbeschädigt bleibt‘. Solche höhere Anschauungen waren vor 30 Jahren in diesem Lande noch unbekannt; sie sind heute noch weit entfernt, allgemein zu sein, aber es zeigt sich mit jedem Tage deutlicher, daß sie Fortschritte machen.“

Man kann nun nicht leugnen, daß die Reaktion der Eingebornen gerade in Südafrika gegen die Europäer allerdings eine immer bestimmtere Form und größere Ausdehnung angenommen hat, wie vor allem ein Vergleich des Verlaufes der ältern und neuern Kaffernkriege lehrt. Aber es kam niemals zu so großen und festen Bünden, wie ihn z. B. in Nordamerika die „sechs Nationen“ im vorigen Jahrhunderte geschlossen hatten. Wir wissen nicht, auf welche Autorität hin ein sonst in seinen Angaben ziemlich zuverlässiger Reisender wie J. Chapman von Verträgen spricht, welche beim Bekanntwerden der Sand River-Konvention behufs gegenseitiger Beschützung und Verteidigung gegen die Weißen von Griqua, Basuto, Barolong, Batlapi, Bakuena, Bahurutse, Bamangwato „und vielen andern Stämmen“ untereinander abgeschlossen worden seien. „Noch immer“, sagt er im ersten Bande seiner „Travels“, „sind sie untereinander durch diese Verträge gebunden, fast von

einer Seite des Kontinentes zur andern, und wenn nach dieser Krisis unglücklicherweise irgend ein Kaffernkrieg ausgebrochen wäre, würden seine Folgen für den nördlichen Teil der Kolonien traurige gewesen sein.“ Es ist vielleicht erlaubt, in dieser Behauptung etwas Übertreibung zu sehen, nachdem selbst die blutigsten und von lange her vorbereiteten Kriege der Schwarzen Südafrikas gegen die Weißen niemals irgend ein ähnliches System von weitreichenden Allianzen erkennen ließen. Der Begriff des Internationalen sinkt in diesen engen Verhältnissen zu dem des Intertribalen herab. Aber in diesen Grenzen kommt der Sinn des Negers für Diplomatisieren und Rechtsabgrenzungen zur Geltung, und es gibt zahllose unkodifizierte Staatsverträge, welche bestimmt sind, die souveränen Dorffürstentümer Afrikas nach ihren Interessensphären zu begrenzen. So hat der Handel mit den Küstenplätzen, die Ursache so vieler Streitigkeiten unter den nachdrängenden Stämmen des Innern, zu Festsetzungen Anlaß gegeben, die jeweilig von einer Gruppe von Stämmen streng befolgt werden. An der Kalabarküste werden nur die großen Handelsplätze, wie Abo und Wuri, von allen Camerunplätzen aus gemeinschaftlich besucht, während sonst die eine Partei es vermeidet, Ortschaften zu besuchen, an denen die andre bereits Geschäfte hat. Und ebenso ist auch der Handel mit dem Innern geregelt. Als Buchholz den Quaquafluß (südlich von King Bell's und King Aqua's Stadt) besuchte, traf er dort lauter Fischer aus letzterm Orte, keinen von Bells Leuten. Jeder dieser beiden Camerunstämme hat nämlich seine eignen „bush countries“, Ortschaften, mit welchen seine Leute Handel treiben, und wo sie durch gegenseitige Verheiratungen Verwandtschaften besitzen. Der letztere Punkt zeigt, wie die exogamischen Sitten auch hier „völkerverbindend“ wirksam sind.



Kosa-Kaffern, Geheimräte Sandilis (nach Photographie im Besitze des Missionsdirektors Herrn Dr. Wangemann in Berlin).

Die politische Zersplitterung ist tief begründet in der Selbstüberschätzung der einzelnen Staaten hinsichtlich ihrer politischen Macht. Und diese liegt ihrerseits zunächst in dem Mangel jeglichen Vergleichsmaßstabes. Damit motivierte sehr wohl Wilson seine Anregung einer Wagandagesandtschaft nach Europa. „Wir hatten“, sagt er, „Mtesa zugeredet, denn was den Häuptlingen und dem Volke fehlt, ist eine genauere Kenntnis ihrer Stellung zur übrigen Welt und der verhältnismäßig so geringen Bedeutung ihres Landes,

und diese würden sie durch nichts schneller und gründlicher erlangen als durch den Besuch eines europäischen Landes. Die Zurückkehrenden würden wahrscheinlich nicht wagen, dem Könige zu berichten, was sie alles gesehen, und wie tief er unter den europäischen Herrschern steht; ihren Standesgenossen würden sie ohne Scheu davon erzählen und müßten damit weit mehr Glauben finden als die Fremden, die eben durch diese Erzählungen wiederum bedeutend in ihrer Achtung steigen würden." In Ermangelung besserer Selbsterkenntnis bleibt diese Zersplitterung selbst der Glieder nächstverwandter Stammesgruppen immer ein starker Bundesgenosse der Europäer in allen ihren Unternehmungen im Negergebiete. Und nur eine Kraft hat sich je und je stark genug erwiesen, um das Auseinanderstrebende zusammenzufassen und zusammenzuhalten, die Kraft einer überlegenen, rücksichtslosen Persönlichkeit. „Ohne einen Despoten, der die verschiedenen Clanschaften als eine geschlossene Macht in den Kampf und Sieg schickt, gibt es keine Zuluherrschaft" (G. Fritsch). Naturen wie Sebituane oder Mirambo, Tschaka oder Ndlame, rücksichtslose und ebendarum populäre Despoten, dies sind die Werkzeuge, mit denen Afrika, soweit es den Negern gehört, bis heute in die geschichtlichen Bewegungen eingegriffen.

Sowenig die Neger ihren Herrschern nach innen und im Frieden völlig unumschränkte Herrschaft zugestehen, so schrankenlos mögen sie im Kriege die Kräfte des Volkes nach außen verwenden und Eroberung auf Eroberung häufen. Ist doch jeder Eroberungszug zugleich ein Raubzug, von dem das ganze Volk profitiert, wenn er glücklich verläuft. Der Herrscher aber verteilt die Beute, und darin liegt ein großer Teil seines Einflusses. Daher bleibt stets für die Geschichte der Negervölker wie auch für die europäischen Interessen in Afrika eine der wichtigsten Thatsachen das Auftreten bedeutender Eroberer und Herrscher, welche zerstreute Stämme zusammenfassen und ausgedehnte Reiche gründen. Es liegt auf der Hand, daß ja auch die zivilisatorische Arbeit erleichtert wird, wenn sie an Punkten ansetzen kann, von denen so viel Macht und Gewalt ausgeht. Ist schon die Forschungsarbeit europäischer Reisender durch Männer wie Sebituane und Mtesa so wesentlich gefördert worden, so wird von dieser Seite her auch eingreifendern Bemühungen der Weißen da und dort entgegengekommen werden. Vorzüglich am Südrande Innerafrikas, wo kräftige Kaffernstämme in gemäßigtem Klima Energie und Unternehmungslust entwickeln, die sie unter den schlaffern Völkern des tropischen Afrika zu gefürchteten Herrscherrassen machen, und wieder im Norden und Nordosten, wo Stämme, die wohl aus Mischung von Negern mit Berbern, Abessiniern und Arabern hervorgegangen sind, sich mit eigentlichen Negern berühren, sind diese Reiche am häufigsten und mächtigsten. Ihre Entwickelung hat auch ein besonders ethnographisches Interesse, wenn wir damit die Seltenheit ähnlicher Gebilde bei andern, ungefähr auf gleicher Kulturstufe stehenden Völkern vergleichen. Die Indianer Nordamerikas boten bei aller Mannigfaltigkeit der politischen Organisationen, welche sie erzeugten, selten etwas Ähnliches. Selbst dann, als das Vordringen der Europäer sie zu Konföderationen antrieb, in denen sie den Stammeshader vergaßen und nur auf möglichste Machtentwickelung bedacht waren, gab es keine Generationen überdauernden, verhältnismäßig mächtigen Reiche, wie Zentralafrika sie oft gesehen hat und noch sieht. Indem wir nach den Ursachen dieser Erscheinung forschen, berühren wir aber die Grenzen des Negertums, denn die Träger dieser berühmten Zepter von Uganda und Unyoro und diese Munsa, Kasembe, Kasongo, Muata Jamvo greifen zum Teile geschichtlich nachweisbar, zum Teile sagenhaft oder in Vermutung in das Gebiet der hellfarbigen und lockenhaarigen Afrikaner des Nordens und Ostens über. Wie bedeutsam für den Charakter dieser mit der Wirkung in die Ferne unvertrauten Geschichte, daß in den Negersagen Aus- und Zuwanderungen, Verschwinden bekannter und Auftreten fremder Menschen die Angelpunkte der geschichtlichen Bewegung sind!

Es gehört zu den Widersprüchen der Negerseele, daß trotz der Machtvollkommenheit und der über den Tod hinaus reichenden Ehren des Häuptlinges kein Negervolk eine rein absolute Regierung zu kennen scheint, ebensowenig wie eine reine Republik. Wenn man von einer bestimmten Verfassung reden kann, so bezeichnet eine oligarchische Aristokratie oder, wie Nauhaus es bei den Kaffern bezeichnet, ein Gemisch von patriarchalischer und feudaler Regierung die Staatsform der Neger. Weder die mächtigen Zulu- noch die Wagandaherrscher sind oder waren absolute Regenten. Ein solcher wäre unter den bestehenden Regierungsverhältnissen undenkbar, denn ein Hauptteil der Gewalt liegt in den Händen der Häuptlinge. Wilson schreibt aus Rubaga: „Wenn man die Häuptlinge den Europäern geneigt machen könnte, so würde die Zivilisation weit rascher Boden gewinnen als durch die Gunst einer ganzen Herrscherreihe. Während Mtesa aus verschiedenen Gründen die Anwesenheit der Europäer in seinem Lande begünstigte, waren die Häuptlinge ihr mehr oder weniger feindlich gesinnt, hauptsächlich, weil sie fürchteten, die Europäer möchten Uganda erobern." Ganz dem entsprechend hatte Gardiner bei seinen Versuchen, im Zululande Fuß zu fassen, ebensoviel bei Tschakas Generalen wie bei Tschaka selbst sich zu mühen. Es mochte wohl die Furcht mitwirken, der Fürst könnte durch die Machtmittel der Weißen allzu selbständig werden. Im übrigen ist der Adel, wo er als gesonderte Klasse besteht, wie besonders an der Westküste (im Osten hat offenbar der Imperialismus großer Eroberer demokratisierend gewirkt), in der Regel verwandtschaftlich eng mit der herrschenden Familie verbunden. Der Unbeschränktheit des Despotismus wirkt wesentlich auch die Gefahr der Zerbröckelung des Stammes in einer Herscherhand entgegen, welche versuchen würde, zu fest zuzugreifen. In diesem Falle verlassen immer mehr Unterthanen heimlich das Land und vermehren die Macht der Nachbarfürsten.

Die Erforscher Afrikas haben uns neben manchen bluttriefenden Despoten auch wohlwollende und einsichtige Herrscher in nicht geringer Zahl kennen gelehrt, welche zeigen, daß die Funktionen eines Negerfürsten auch im Frieden in einem höhern Sinne verstanden werden können. Wir erinnern hier nicht an die guten Bornu- oder Sokotoherrscher, welche als Mohammedaner unter fremden Einflüssen stehen, sondern an kleinere Fürsten, wie Sebituane oder Rumanika, echte Negerkönige. Es mag etwas Übertreibung darin sein, wenn ein Freund der Eingebornen im „Cape Monthly" (1870) Setscheli den Plan zuschrieb, durch Erhaltung des Strauchwuchses auf den Höhen die Austrocknung seines Landes zu hindern; aber thatsächlich ging seine Voraussicht weit genug, um noch lange vor dem Kap-Parlamente ein Gesetz behufs Schonung der weiblichen Strauße zu erlassen. Als derselbe Setscheli 1852 von seinem Besuche aus der Kapstadt zurückkehrte, war allerdings die erste Neuerung, welche er in Nachahmung des dort Gesehenen traf, die Zwangsarbeit der aneinander gefesselten Sträflinge in den Straßen von Schoschong. Livingstone, der ein so offenes Auge für das Gute im Neger hatte, hat uns mehrere derartige Fürsten näher gebracht. Wir heben hier nur noch den Manjemafürsten Moënekuß hervor, um einige ebenso wahre wie traurige Worte anzufügen, mit welchen Livingstone die Schilderung von dessen Wirksamkeit beschließt. Er sagt: „Es ist bemerkenswert, daß der Stillstand, bei welchem die Manyema angekommen sind, nicht durch das Ansehen der Höherstehenden unter ihnen einen Anstoß zur Bewegung empfängt; sie sind stabil, und der Fortschritt ist ihnen unbekannt. Moënekuß bezahlte Schmiede, um seine Söhne zu unterrichten, und sie lernten Kupfer und Eisen schmieden, aber seine Liebe und Großmut gegen andre konnte er ihnen nicht beibringen; er tadelte sie stets wegen ihrer niedrigen und kurzsichtigen Handlungsweise, und als er starb, blieb er ohne einen würdigen Nachfolger, denn seine Söhne waren beide engherzige, niedrige und kurzsichtige Geschöpfe ohne Würde und Ehrgefühl. Was sie von ihren Vorfahren wissen, ist, daß sie vom Lualaba

nach Luamo, dann nach Luelo und dann hierher kamen." In diesen wenigen Worten ist das Geheimnis der Stabilität ausgesprochen, in welcher das afrikanische Staatswesen trotz einzelner weiser und kräftiger Fürsten verharrt. Der Mangel der Kontinuität im Guten und im Bösen erklärt auch hier das immer sich wiederholende Zurücksinken auf die längst erreichte Höhe. Anstöße zum Bessern, welche fortwirken, werden wir zunächst nur auf dem Felde der materiellen Kultur vermuten dürfen.

Da zwischen den Gebieten der einzelnen Stämme eine eigentliche Grenze nicht vorhanden ist, wenngleich von einzelnen Häuptlingen oft weite Strecken als ausschließliches Eigentum ihres Stammes beansprucht werden, ist eine feste Staatenbildung anders als durch dieses zeitweilige Erscheinen mächtiger Herrscher, die im stande sind, Mittelpunkte zu bilden, überhaupt nicht möglich. Es würde gegen das Herkommen gehen, wenn nun wirklich alle nicht zu diesem speziellen Stamme Gehörigen das reklamierte Land räumen sollten. Solches wird selten verlangt. Wer fühlte sich durch solche Verhältnisse nicht in die Urzeiten hinein versetzt, da die Erde noch unbewohnt und unbenutzt vor den Geschlechtern der Menschen dalag und keine Tradition noch Vertrag, sondern nur der Wille und die Kraft des einzelnen Menschen Grenzen aufrichteten? Diese Grenzlosigkeit werden wir aber in allen, auch in den größten Negerreichen wiederfinden, wo der König eigentlich immer nur im Mittelpunkte, wo er residiert, auch wirklich herrscht, während sein Einfluß in irgend einer raschen Progression, die im Verhältnisse steht zu seinen Herrscherqualitäten, in dem Maße abnimmt, als die Unterthanen sich ferner von ihm fühlen. Jedes dieser Reiche hat daher auch eine Peripherie zweifelhafter Tributärgebiete, die nur auf die Gelegenheit warten, um abzufallen.

Das „Fließende" dieser Zustände zeigt am besten die Begrenzung eines bestimmten Stammes, dessen Verbreitung man genau kennt. Die Wakamba haben z. B. ursprünglich ziemlich ausgeprägte Naturgrenzen: im Norden den Tana, im Süden den Adi, im Westen den eben genannten Fluß zusammen mit dem Höhenzuge, der Ulu und Yata genannt wird. Allein der Tana, wiewohl er das beträchtlichste Gewässer dieser Länder, ist doch weit entfernt, eine feste Grenze zu bilden. Wakuafi dringen über diesen Fluß in das Wakambaland vor. Doch sind die Wakamba keineswegs passiv in ihrer Begrenzung, denn küstenwärts, gegen Mombas, haben sie sich zwischen die Wanika eingeschoben und dadurch eine freie Verbindung mit der Küste gesichert. Und so ist nach keiner Seite von einem geschlossenen Wohnen die Rede, sondern an der Peripherie schieben alle angrenzenden Stämme sich möglichst tief in das Gebiet dieses bestimmten Stammes ein. Was Wunder daher, wenn Stämme und Reiche auftauchen und vergehen wie Wellen vor dem Winde, wenn das ethnographische und politische Bild Afrikas in beständiger Verschiebung seiner Elemente begriffen ist?

Dazu kommen jene Scheinvölker bizarrer Sklaven, welche sich ihre elende unterworfene Existenz damit versüßen, daß sie das kriegerische Äußere ihrer Herren nachahmen, wie die falschen Wayao am Rovuma oder Umzilas Unterthanen am untern Limpopo, welche, leibeigen und unkriegerisch wie sie sind, sich in der Furcht einflößenden Zulumaske gefallen. Daß Stämme mit der Zeit Namen angenommen haben, welche ihnen ganz willkürlich von andern beigelegt wurden, ist eine weitere verwirrende Erscheinung. So haben verschiedene Betschuanenstämme den Namen „Mangati" angenommen, welchen die Zulu ihnen beigelegt, und geben auf Befragen denselben als ihren Stammesnamen an. Für die so häufige Neubildung von Völkern um den Kristallisationskern eines Mächtigen werden wir unten (s. S. 307) in den Makololo ein klassisches Beispiel zu bieten haben.

Nichts gibt einen richtigern Begriff von der Armut, die dem niedern Kulturstande der Naturvölker anklebt, als das wenig prächtige Auftreten afrikanischer Herrscher, und

nichts gibt gleichzeitig einen so vollkommenen Begriff von dem, was ihre höchsten Wünsche sind, als das, was sie mit all ihrer Macht sich verschaffen. Nichts von orientalischem Pompe und Glanze: die großen Zulu- und Matabelekönige, Muata Jamvo, Kasembe, Kasongo, alle diese Größen der afrikanischen Negerwelt, erscheinen persönlich ungemein einfach. Ein paar Talismane, ein geschnitzter Stuhl, ein paar eiserne oder aus Giraffenhaar gewundene Ringe mehr, als ihre Unterthanen besitzen, ein Affenfell, eine rote Jacke bilden ihre ganze äußere Auszeichnung. Die realen Vorteile sehen sie dann in möglichst zahlreichen Weibern, in unbeschränkten Mengen von Bier und Tabak für sich und ihren Hofstaat, in einem Vorrate von Flinten und Munition. Rechnet man ihre etwas größern Hütten und Anwesen hinzu, so dürfte alles erschöpft sein, was ein Negerherrscher vor seinen Unterthanen voraus hat. Und doch würden wir etwas sehr Wichtiges vergessen, wenn wir das Zeremoniell seines Hofes, die Eskorten von Speerträgern, Zauberern und bewaffneten Weibern und den Lärm seiner Musikbande vergäßen. Der Neger hat eine starke Neigung zum hohlen Glanze des Zeremoniells, und es behagt ihm, hergebrachte, längst leer gewordene Formen immer neu wieder anzuwenden. Daher die Bedeutung der Zeremonienmeister in dem barbarischen Hofstaate. Damit hängt auch seine Neigung zum Diplomatisieren zusammen, die einen weitern Grund in der Vorliebe für den Streit mit Worten statt mit Thaten findet. Die wichtigsten Männer an Negerhöfen pflegen daher die Botschafter zu sein, welche stets Leute von vollendeter Gewandtheit sind, auf deren Diskretion man sich vollständig verlassen kann. Sie bemühen sich, ein feines und höfliches Benehmen zu zeigen. Durch die Beobachtungen, die sie auf ihren Reisen machen, sind sie ihren übrigen Mitbürgern, manchmal sogar ihren Vorgesetzten weit überlegen. Um Ableugnungen und unabsehbaren Widersprüchen, welche der Mangel an schriftlichen Festsetzungen nach sich ziehen würde, vorzubeugen, besteht der Gebrauch, daß die internationalen Verhandlungen von Volk zu Volk immer den Händen desselben Mannes anvertraut werden. Die Basuto hatten unter Moschesch sogar für jedes Nachbarland einen eignen Botschafter bestellt. Dieses ermüdende und wenig lohnende Amt scheint denen, die damit betraut sind, nicht zur Last zu sein. Casalis, der Basutomissionar, erzählt: „Mein alter Freund Seetane (‚der kleine Schuh‘) teilte mir jedes Jahr mit einem zufriedenen Lächeln mit, daß er an den Hof des Zuluhäuptlinges Mpanda abreise. Er hatte bis dahin 100 Meilen zu Fuße zu gehen und ebenso viele zurück. Ich versah ihn jedesmal mit etwas Tabak, und mit diesem sowie mit seinem kleinen Sacke voll gerösteten Mehles ging er frisch und guter Dinge, als handelte es sich nur um einen kleinen Spaziergang. Auch sind diese Botschafter meist mit einem wunderbaren Gedächtnisse begabt, was begreiflich ist, da sie die ihnen mündlich mitgeteilten Depeschen Wort für Wort wiedergeben und beim Mangel der Schrift gleichzeitig lebendige Archive sein müssen.“

Ein Häuptlingszeichen (nach Cameron).

Eine Eigentümlichkeit aller dieser kindisch-naiven Despoten ist das beständige Entsenden von Boten nach allen Richtungen, und es gehört zu den gewöhnlichen Erlebnissen der europäischen Forschungsreisenden in diesen Gebieten, kurz nach ihrer Abreise aus der Höhle eines solchen Löwen von seinen Boten eingeholt zu werden, die noch einen oder mehrere verspätete Wünsche zu überbringen haben. Offenbar hängt dieses ganze Erkundigungs- und Botenwesen eng mit dem Bedürfnisse der Negerherrscher zusammen, über alles unterrichtet zu sein, was in den Grenzen ihrer Erfahrungsmöglichkeit vorgeht. So wie sie eifersüchtig sind, die Mittelpunkte des von ihnen monopolisierten Handels zu sein, ihre

Höfe zu Sammelplätzen aller tauschfähigen Güter zu machen, so fühlen sie sich auch berufen, Kopf und Ohren ihres Volkes zu sein. Und so ist denn die Spionage unter diesen „Wilden" ganz ebenso hoch entwickelt wie unter irgend welcher für ihre Existenz fürchtenden Bevölkerung der zivilisierten Welt. Livingstone sagt in seiner trocknen Weise: „Sie ist hier wie dort ein Zeichen von Barbarei". Jeder Mann eines Stammes fühlt sich verpflichtet, dem Häuptlinge alles und jedes mitzuteilen, was zu seiner Kenntnis kommt; wird er aber von einem Fremden befragt, so gibt er entweder absichtlich Antworten, welche nur die äußerste Dummheit erzeugen kann, oder von denen er weiß, daß sie seinem Häuptlinge angenehm sein werden. „Ich glaube", sagt jener Reisende, „daß auf diese Weise sich Sagen von ihrer Unfähigkeit verbreitet haben, mehr als zehn zu zählen, und das zu derselben Zeit, wo Setschelis Vater 1000 Rinder als Grundlage des Hausstandes seines Sohnes auszählte."

Fügt man nun hinzu, daß der Häuptling auch immer der Oberzauberer oder Zentral-„Fetischör" seines ganzen Volkes, als solcher oft weit über seine Grenzen berühmt[1], Erzzauberer und Erzpriester und, was oft ebenso wichtig, sein erster Kaufmann ist, dann sieht man in demselben eine reale Machtfülle vereinigt, welcher nichts als die innere Gewähr der Dauer fehlt, um den Eindruck des Imposanten zu machen. Durch die Ältesten des Volkes und die Ratgeber gleichsam mit einem Parlamente umgeben, das ihn dem Volke gegenüber deckt, ist die Stellung eines Negerfürsten, wie so vieles im Leben der Neger, im Wesen vortrefflich, nur hat sie sich schief und hohl entwickelt. Diese Ratgeber wissen übrigens nicht selten ebenfalls sich durch Zauberkräfte gefürchtet zu machen, die selbst stärker als die des Häuptlinges sein können. Der Einfluß Umzilas unter den eingebornen Stämmen beruht, wie Erskine uns jüngst berichtete, hauptsächlich auf dem Rufe, in dem er steht, einige mächtige Zauberer in seinem Dienste zu haben, welche mit Krankheit und den Elementen fechten anstatt mit Waffen. Mit aus diesem Grunde ist er bei den barbarischen Häuptlingen der Umgegend so sehr gefürchtet.

Der Neger ist nicht in dem Maße kriegerisch beanlagt wie sein hamitischer Nachbar im Galla- und Somalilande, wie viele nubische und arabische Stämme Nordafrikas und des Sudan. Dafür ist er doch zuviel Genußmensch, zu heiter, zu naiv, zu sanguinisch. Daher spielt auch bei vielen Häuptlingen die militärische Stellung eine kleinere Rolle. Es gilt das besonders von den westafrikanischen Negern. Bei denjenigen Stämmen aber, die von kriegerischen Traditionen erfüllt sind, und deren Existenz vorwiegend auf ihrer militärischen Stärke beruht, ist der Häuptling auch selbstverständlich der Führer des Heeres, und bei diesen Stämmen nimmt dann auch das Häuptlingstum sogleich einen ernsthaftern, wichtigern Charakter an und ist eng mit dem Ruhme des Volkes verflochten. So vor allem bei den Zulu. Solche Stämme treten aus der Defensive, dem Hinterhalte, heraus, der sonst Charakterzug der Kriegführung der Neger wie der meisten Naturvölker ist, die sich ihrer Stärke in der Verteidigung wohlbewußt sind. Aus den Amatolabergen bei Port Elizabeth vermochten die Europäer lange Zeit nicht die Kaffern zu vertreiben. Als aber ein Gouverneur ihren verschlagenen Häuptling U'Mhala in seine Gewalt bekam, wollte er ihm einen möglichst starken Begriff von der Macht Englands geben und ließ einige vor Anker liegende Kriegsschiffe zu gleicher Zeit ihre Kanonen abfeuern. Auf seine Frage: „Was vermögt ihr armen Kaffern gegen eine solche Macht auszurichten?" antwortete U'Mhala kühl: „Vermögen diese Dinger, welche so viel Lärm machen, auch in

[1] Ein Häuptling, Namens Lelebe, der 100 Meilen nördlich vom Ngami wohnte, war für die um diesen See wohnenden Betschuanen der Veranlasser von Gewittern, Stürmen und Regen, und darum sandte ihm z. B. Tschapo in einem trocknen Jahre eine Kuh mit einer Bitte um Regen.

die Amatolaberge hinaufzusegeln?" Daß die meisten Negervölker keine Pferde besitzen, macht die Aggression im Kriege ihnen noch schwieriger und weiter abliegend, und wo sie so schneidig in die Hand genommen wird, wie bei den Zulu, ist sie nur um so rühmlicher.

Die Zulu, Watuta und andre zeigen aber, daß der Neger auch außerhalb der Felswälle anzugreifen versteht, und daß er das Herz dazu hat. Die ersten Kaffernkriege liefern bewundernswerte Beispiele von kühnem Vorgehen der schlecht bewaffneten Schwarzen gegen geschulte, mit Flinten versehene Soldaten. Wenn daher einige als Grundzüge des Negercharakters Feigheit nebst der in der Regel damit verbundenen Frechheit bezeichneten und ihn tief unter den der nordamerikanischen Indianer und selbst der Malayen stellten, so ist dies kein tiefgeschöpftes, sondern ein einseitiges Urteil und dies auch selbst dann, wenn es sich in eine präzisere Form hüllt, so, wenn Kapitän Glover nach seinen Erfahrungen im Aschantikriege meint, unter 700 Akem seien nur 100 mutige Leute. Daß der wilde Mut, den sie oft genug entfalten, ihnen erst die Sicherheit einflößt, auf der Gegenseite Furcht erregt zu haben, mag richtig sein, widerspricht aber nicht dem Vorhandensein der Fähigkeit zu mutigem Angreifen. Des Kriegsgeschreies und der rauschenden Musik haben sich die allermodernsten Heerführer noch nicht entschlagen. Der Neger neigt zum Übermute und bramarbasiert. Es ist jedem Weißen bekannt, der über die beste Art der Behandlung dieser Rasse nachgedacht hat, daß nur die deutlichste und vor allem die folgerichtigste Entschlossenheit ihren Übermut zurückdämmen und den gefährlichen Ausbrüchen ihrer Wildheit vorbeugen kann. Im kleinen wie im großen, bei der Lohnarbeit auf dem Felde wie in der Politik hat es sich stets bewährt, daß, bei der geringsten Anmaßung zurückgewiesen, der Neger nicht weiter an sein Begehren denkt, während, wenn dies nicht geschieht, seine Unverschämtheit sich ins Grenzenlose steigert. Es ist dies der Charakter



Ein Pondokrieger (nach Photographie im Besitze des Missionsdirektors Herrn Dr. Wangemann in Berlin).

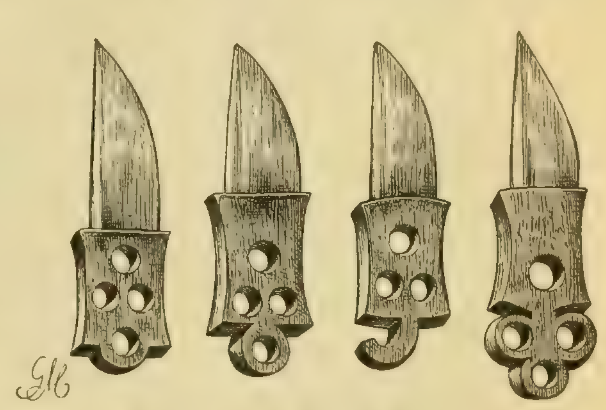
aller Naturvölker und gilt bekanntermaßen auch sonst für den Verkehr zwischen Höher- und Tieferstehenden. Man kann dem Neger keinen besondern Vorwurf daraus machen. Und wenn wir gewohnt sind, Mut und Bescheidenheit Hand in Hand gehen zu sehen, so ist dies freilich ein höheres Ideal, aber beide gehören nicht untrennbar zusammen. Es gehört dieser Zug zur instinktiven Diplomatik des menschlichen Verkehrs, welcher immer danach strebt, seine Forderungen nach dem Maße von Nachgiebigkeit zu stimmen, dem er begegnet. Und der Neger ist als Erzrealist Meister in dieser Diplomatie.

Der Neger hat auf der andern Seite wertvolle militärische Eigenschaften im Dienste der Weißen in den Vereinigten Staaten, in Algerien, in Ägypten gezeigt. Von seiner Körperkraft und Ertragungsfähigkeit abgesehen, ist er gelehrig, weiß zu gehorchen und weiß auch zu schätzen, daß er Soldat ist. Er liebt das bunte Kleid und seine Waffe. Die Amerikaner machten eine große Anzahl guter Schützen aus befreiten Negersklaven. Endlich ist der geborne Sanguiniker natürlich befähigt zu jener schwer definierbaren Qualität, die man „élan“ nennt, und was im Ernstfalle vielleicht am wichtigsten ist, er hat einen angeboren niedrigern Begriff vom Werte eines Menschenlebens als der weiße oder gelbe Mensch. Die große Mehrzahl der schwarzen Truppen Ägyptens bestand vor der englischen Invasion aus Dinka, denen ihre imposante Gestalt, ihr hoher Wuchs und eine angeborne Tapferkeit einen hervorragenden Platz in der ägyptischen Armee anweisen. Durch starren Charakter und zähes Festhalten an ihren eigenartigen Sitten zur Sklaverei untauglich, sind sie noch heute unbezwungen. Ihre Gemeinwesen, welche ganze Bezirke zu einem durch Kriegermenge imponierenden Stamme vereinigten, haben den Ägyptern und Nubiern wirksamen Widerstand entgegengesetzt, und die Dinka sind bis heute eine Oase von Unabhängigkeit mitten unter Unterworfenen. Mit gleicher Tüchtigkeit haben in den Äquatorialprovinzen die Madi als Soldaten sich bewährt.

Die Kriegführung der Neger ist natürlich grausam, denn da sie nicht durch humanitäre Rücksichten beengt ist, geht sie auf das zweckmäßigste vor, indem sie die „Zerstörung“ des Feindes ins Auge faßt. Hier kommt die Geringschätzung des Menschenlebens, welche die barbarische Stufe bezeichnet, so recht zur Geltung. Färbt sie doch überhaupt einen großen Teil der Anschauungen und des Thuns der Neger. Nach Livingstones Schilderung waren die Makololo zwar ebenso Wilde wie ihre Volksgenossen. Doch hatten sie gemeinsam mit manchen andern nicht eben durch Armut oder Laster degradierten Stämmen des großen Kaffernvolkes in einigen Beziehungen auch feinere Unterscheidung zwischen Recht und Unrecht und festere, dauerndere Gebräuche in Bezug auf Richten und Strafen, als man im allgemeinen dieser Kulturstufe zuschreiben möchte. Was aber diesen Ansatz höherer Entwickelung in geradezu zerstörender Weise durchbrach, war ihre Gleichgültigkeit gegen Blutvergießen. „Sie sind merkwürdig unempfindlich für die Größe dieses Verbrechens“, sagt Livingstone. Ihre Geschichte liefert nur allzu viele Beispiele von dieser Gemütsverhärtung, welche sie freilich mit nahezu allen Afrikanern irgend welcher Rasse teilen. Dieser eine Zug vernichtet natürlich alle sittigenden Wirkungen, zu welchen andre Eigenschaften ihres Charakters zu entwickeln wären, und sie bleiben Wilde, solange sie ihn nicht ablegen. So wie zu Cotterills Zeit die Manjanga (am Nyassa) handelten, welche in ihrer Wut über einen vergeblichen Sturm achtzig Gefangene, alles Weiber und kleine Kinder, mit kaltem Blute vor den Augen der Belagerten massakriert hatten, würden im gleichen Falle wohl die meisten Negervölker durch ganz Afrika gehandelt haben. Gerechterweise wollen wir aber hier doch auch die geschichtliche Thatsache nicht übersehen, welche gerade in diesem Zusammenhange hervorgehoben zu werden verdient, daß in den blutigsten Abschnitten der Kaffernkriege Weiber und Kinder der Weißen sehr oft von den Kaffern geschont wurden, und wahrscheinlich sind mehr von ihren eignen Weibern und

Kindern getötet worden, als sie selber auf der andern Seite töteten. Das schließt freilich die größten Treulosigkeiten und Grausamkeiten gegen weiße Männer nicht aus.

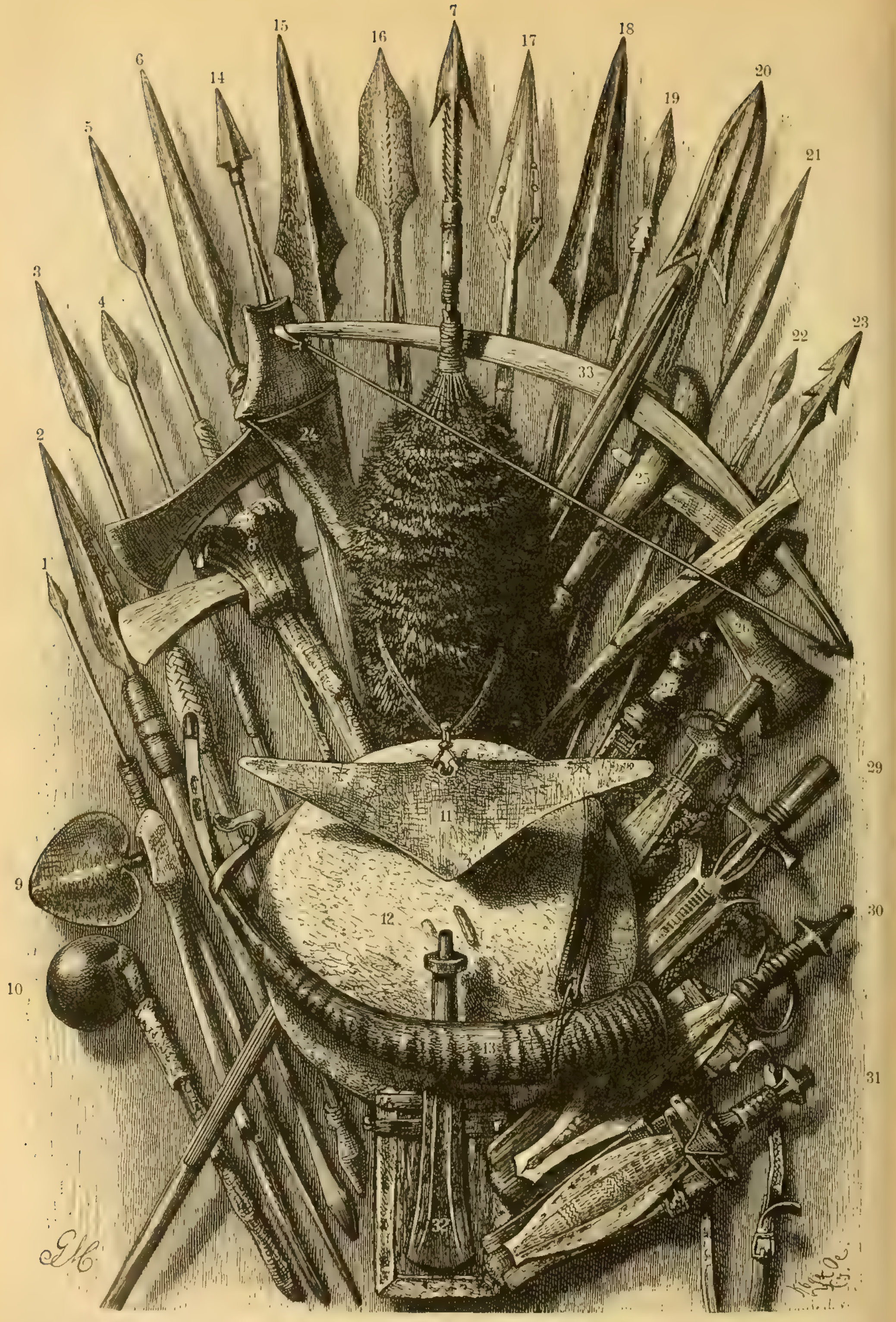
Im allgemeinen sind die Waffen der Neger nicht durch jene hohe Vollendung ausgezeichnet, welche man bei vielleicht weniger kriegerischen Völkern der Inseln des Stillen Ozeanes findet. Dies hängt zum Teile damit zusammen, daß sie auf den Zweck der Waffe das Hauptgewicht legen. Sie haben seltener eigentliche Zier- oder Schauwaffen. Ihre Lanzen lassen es nicht an Mannigfaltigkeit der Form und Größe der Klingen fehlen, ebenso ihre Schlachtäxte; aber diese Formen schwanken um einen beschränktern Typus und sind immer verhältnismäßig einfach. Und abgesehen davon ist die Arbeit an ihnen eine oft nicht sehr vollendete; die Reinheit der Kanten, die Schärfung und Glättung der Klingen lassen zu wünschen übrig. Es hängt dies keineswegs mit einem allgemein niedrigern Stande dessen zusammen, was man sonst wohl in Afrika Kunstgewerbe nennen könnte. Die Griffe sowohl der Speere als der Beile, Dinge, denen allerdings nur eine sekundäre Wichtigkeit zukommt, sind nicht nur in der Regel ohne Verzierung, sondern häufig auch roh gelassen. Man sehe eine Sammlung polynesischer Speere neben einer aus Süd- oder Innerafrika, und man wird einen gewaltigen Unterschied wahrnehmen. Dort, selbst z. B. bei den rohen Neukaledoniern, alles Glättung, Glanz, selbst Zierat, hier ungleiche Stöcke, kaum gerade gemacht. Wo Köcher und Bogen bei den Negern vorkommen, ist es dasselbe, sie bleiben in der Regel weit zurück hinter außerafrikanischen Dingen dieser Gattung. Daß dabei der Zweck immer wohl im Auge behalten ist, bezeichnet recht gut den realistischen, zweckbewußten Sinn des Negers.



Dolchmesser aus Bihé (nach Cameron).

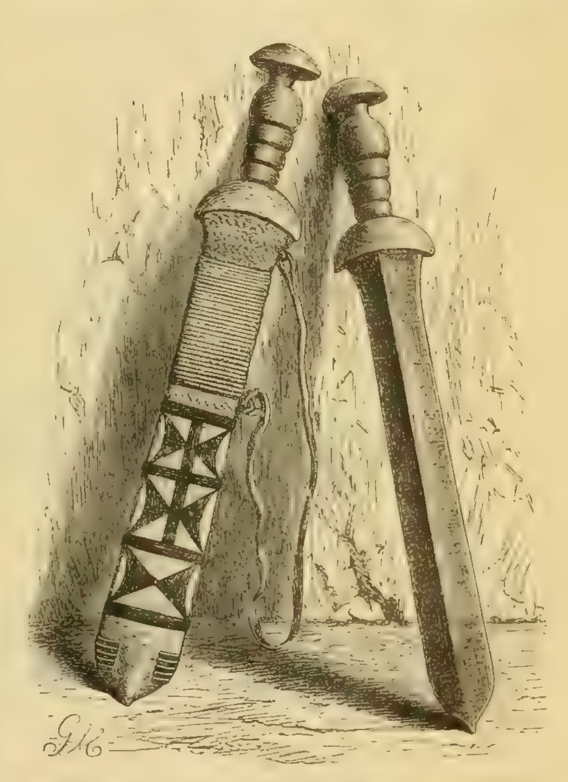
Speer und Wurfkeule sind die am allgemeinsten verbreiteten Waffengattungen, Streitaxt und Messer schließen sich an. Letztere scheinen aber aus dem arabischen Kulturgebiete von Norden und Osten her eingedrungen zu sein. Kleine, mit Lehmkugeln beschwerte Wurfpfeile kommen gelegentlich vor. Bogen und Pfeil, letzterer häufig vergiftet, wenn auch nicht immer mit tödlichen Stoffen, sind auch weitverbreitet, werden aber von einer großen Anzahl ostafrikanischer Stämme gar nicht benutzt und scheinen bei einigen derselben den niedrigern, unterworfenen Völkern zugewiesen zu bleiben und als minder edle Waffen betrachtet zu sein. Alle echt afrikanischen Bogen haben einfache, nicht, wie die asiatischen, eingedrückte Wölbung. Flinten finden raschen Eingang. Große Streitkeulen, Wurfvorrichtungen für Speere, lange Schwerter sind den eigentlichen Negern unbekannt. Wurfeisen und Wurfhölzer kommen nur bei den nördlichsten Stämmen vor.

Zur Kriegsausrüstung des Negers gehören noch andre Dinge als Waffen, denn er sucht auch durch den Schrecken zu wirken. Er schmückt sich zum Kriege, wie bei Festen, durch erneutes Auftragen von Ockersalbe, wodurch die dunkle Haut die Färbung frisch gegossener Bronze erhält, gegen welche die blank geputzten Eisen- und Messingornamente glitzernd abstechen. Einige Eisenketten oder ein steif abstehender Ring von Zebramähne kreuzen schärpenartig die Brust. Das trotzige Gesicht ist bei Zulu und Verwandten umrahmt von einem Kreise auf Leder befestigter schwarzer, kurzer Straußfedern, aus welchem



1–10, 14–32 Speere, Lanzen, Schlachtäxte, Wurfkeulen von Kaffern, Kongonegern und Zentralafrikanern (Museum des Berliner Missionshauses, Museum für Völkerkunde, Berlin, und Christy Collection, London); 11–13 Brustschild, Schild und Kriegstrompete von der Ostküste (Christy Collection, London, und Museum des Berliner Missionshauses); 33 Armbrustbogen der Fan (Christy Collection, London). 1/8 wirkl. Größe.

sich auf dem Scheitel hoch wallende weiße oder keck emporgerichtete Hahnenfedern erheben. Die Wakamba legen ein Pavianfell kappenartig über den Kopf, ihre Kniee zieren schwarz-weiße Fellstreifen des langhaarigen Colobusaffen. „In der einen Hand den Bogen, in der andern ein Bündel Wurfspeere oder Giftpfeile, am Arme den fast mannshohen, grell bemalten Schild, so stürzt er mit wahnsinnigen Wutsprüngen unter tiefgrölendem Kriegsrufe und angespornt durch das grelle Pfeifen der ‚Ngoli‘ (Kriegsflöte) in den Kampf, ein grauses Bild des Wilden.“ Noch schreckender ist der Eindruck, wenn der dunkle Körper weiß oder rot oder mit beiden Farben in verschiedenen Mustern bemalt ist, und wenn das Kriegsgeschrei von jener wilden Musik begleitet wird, in welcher man ein unverkennbares Nachbild des tropischen Gewitters erkennen wollte. Die Geschichte der Kaffernkriege lehrt, daß selbst europäische Truppen gegen eine solche Entfaltung kriegerischer Wildheit nicht immer gepanzert waren.

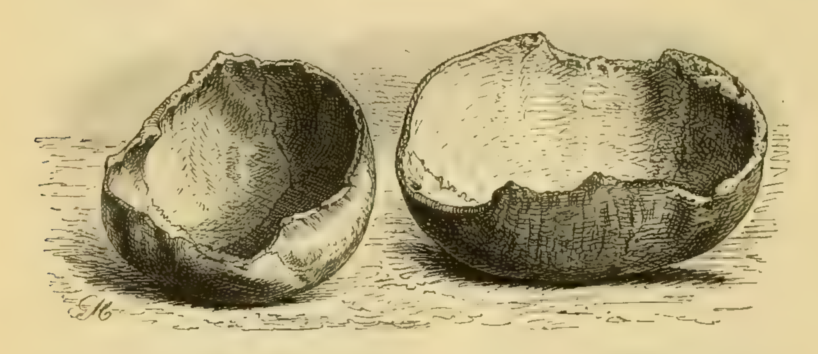


Ein Schwert vom Camerun (Britisches Museum). 1/6 wirkl. Größe.

Durch zwei Adern hängt Grausamkeit mit der Religion bei Völkern auf der Stufe der Neger zusammen: einmal, indem die letztere selbst grausamen Gebräuchen huldigt, dann aber, indem sie in höherer Ausbildung der Neigung zu grausamem Thun entgegentritt. Nun ist die Religion der Neger keine der grausamsten, wie überhaupt der Negercharakter sich von keinem geistigen Faktor übermäßige Opfer fordern läßt; aber es kommen Menschenopfer vor, wenn auch nicht in solcher Ausdehnung wie einst bei den Mexikanern. Selbst Menschenfresserei findet sich. Die Neigung besonders der Araber, überhaupt der den Menschenfressern benachbarten Völker, die vielleicht irgend etwas von jenen zu fürchten haben, diese unmenschliche Sitte zu übertreiben, trägt zwar viel dazu bei, dieselbe zu einer schwer zu erkennenden und zu beurteilenden zu machen. Livingstone erzählt als Beweis für die Leichtgläubigkeit der Araber, daß, als in Manyema ein Bote einen in ein Blatt eingewickelten menschlichen Finger vorübertrug, der einem Erschlagenen abgeschnitten worden war, um an einem dritten Orte zum Zaubern gebraucht zu werden, jene darin sofort einen Beweis für die Menschenfresserei der Manyema sehen wollten. So geht die Kannibalensage, welche von den Njam-Njam her schon Hornemann in Mursuk erreichte, durch alle afrikanischen Stämme und wird in alle Himmelsgegenden und Länder verlegt. Aber ohne Zweifel ist sie an mehr als einer Stelle berechtigt. Um von den nachgewiesenermaßen anthropophagen Monbuttu und Njam-Njam zu schweigen, deren Sitten wir noch näher zu betrachten haben werden, möchten wir hier nur auf die weitverbreiteten und in mehr als einem Falle bestätigten Nachrichten von anthropophagen Betschuanen aufmerksam machen, weil dieselben zeigen, daß diese Barbarei auch dort Platz greift, wo sie nicht hergebracht ist. Das Elend der Matabelekriege hat im Lande der

Maschona und Makalaka ganze Stämme zu Menschenfressern gemacht. Menschenopfer erwähnen von dort Merensky und Holub. Sie wagen offenbar nicht immer so unverhüllt in die Öffentlichkeit zu treten, aber wir haben unverdächtige Zeugnisse dafür, daß sie stattfinden. Nur ist ihr religiöser Charakter nicht immer leicht festzustellen. Wenn der Herrscher von Dahomey noch in den siebziger Jahren jährlich bis zu 500 Menschen opferte, ist es nicht klar, ob er sie seinem Grolle oder seinem Gotte hinschlachtete.

Die in Afrika immerhin nicht gerade gewöhnlichen Menschenopfer werden nicht zufällig gerade im Zusammenhange mit Häuptlingen öfters genannt. Nach Joseph Thomson wird der Hauptmann oder das Faktotum eines Walunguhäuptlinges stets bei dem Tode seines Herrn getötet und mit ihm begraben. „Dies wird von dem Volke selbst ausgeführt und steht im engsten Zusammenhange mit der nationalen Sitte.“ Aus diesem Grunde wagt es kein Walunguhauptmann, sich gegen das Leben seines Herrn zu verschwören, da er damit sein eignes Todesurteil unterschreiben würde, und es liegt in gleichem Grade



Aus Menschenschädeln gebildete Trinkgefäße der Aschanti (Britisches Museum).

in seinem eignen Interesse, jeden ähnlichen Versuch von andrer Seite zu verhindern und mit allem Eifer für des Herrn Sicherheit zu wachen. Ein andrer barbarischer Brauch, den wir nur unter Vorbehalt hier anführen möchten, da Thomson ihn nicht selbst beobachtete, besteht darin, daß bei dem Tode eines Walunguhäuptlinges alle seine Frauen (und sie sind sehr zahlreich), mit Ausnahme einer einzigen, zugleich mit seinem Hauptmanne getötet und verbrannt werden. Ein schlimmeres Schicksal erwartet die eine, welche nicht getötet wird. Man gräbt ein Loch, welches gerade hinreicht, sie aufzunehmen. In dieses wird sie gestellt und dann überschüttet, wobei man nur eine schmale Öffnung läßt, durch welche sie atmet und ein Speer in ihre Hand geführt werden kann. Sobald zwei Tage nach dem Begräbnisse verlaufen sind und es sich findet, daß sie das schreckliche Gefängnis überlebte und den Speer noch in ihrer Hand behalten hat, so nimmt man sie heraus und gestattet ihr zu leben. Ist sie tot oder gibt kein Lebenszeichen, so bedarf es weiter keines Begräbnisses, und die Sache ist erledigt. Ähnliche Gebräuche waren lange Zeit an der Goldküste üblich, wo mit der Zeit aus der Tötung der Häuptlingswitwen die mildere Form der Einkerkerung über die Zeit des Begräbnisses sich herausgebildet hat. Unzweifelhaft kommen Menschenopfer bei Totenfeiern und Begräbnissen auch sonst vor. Bekanntlich wird die Beschneidung als ein Rest davon angesehen, und diese ist fast allen Negern eigen. Menschliche Hirnschalen, zu Trinkgefäßen benutzt, kennen wir von der Guineaküste (s. obenstehende Abbildung), Menschenzähne als Schmuck von verschiedenen Seiten. Außerdem wird mit Menschenfleisch verdächtiger Hokuspokus getrieben. Mit Menschenfett salbt der Häuptling der Matabele seinen Leib, macht er die Ländereien fruchtbar. Ein Aberglaube an die Wirksamkeit von Teilen

menschlicher Leichen geht durch alle Negerstämme. Der Schmied unter manchen Stämmen legt erst ein Stück Menschenfleisch in die Esse, ehe er die Arbeit beginnt, und der Giftmischer glaubt darin ein Mittel zu haben, seinen Feind schnell und sicher aus der Welt zu schaffen.

Welchem Gotte nun werden diese Opfer gebracht? Glaubt der Neger an einen Gott? Er fühlt ohne Frage das Bedürfnis, eine Anzahl von Vorstellungen, die an das Übersinnliche streifen, mit einem höchsten Wesen in Beziehung zu setzen. Wie er sich dasselbe denkt, hat uns noch niemand gesagt. Wahrscheinlich weiß er es selbst nicht, d. h. er macht sich kein bestimmtes Bild von diesem Wesen, dem übrigens in allen Bantusprachen, d. h. in den von der großen Mehrzahl der afrikanischen Neger gesprochenen Sprachen, mehrere Namen: Modimo, Ukulunkulu, Itonga, beigelegt werden. Die einen sagen: „Modimo, Gott, wohnt in einer Höhle, nach Nordosten hin gelegen, aus der alle Tiere hervorgegangen sind; es waren die Berge und Felsen damals noch weich, darum sind die Fußstapfen der Tiere in den Felsen bei jener Höhle zu sehen bis auf den heutigen Tag". Oder: „Gott wohnt unter der Erde und hat nur ein Bein". Sowohl die Basuto als Betschuanenstämme bezeichnen Gott in der Mehrzahl als Badimo und Amatongo, d. h. Götter, und lassen sie besonders durch Träume auf die Menschen wirken. Bei den Zulu werden die Seelen der abgestorbenen Häuptlinge zu Amatongo. Von dem höchsten Wesen Itongo scheiden die Zulu einen Ukulunkulu, d. h. den Größten, der bei der Schöpfung der Menschen eine Rolle spielt. Er hat die Menschen aus dem umhlanga, d. h. Moraste, erschaffen, aus dem er selbst kam, und zwar im Anfange (kugala). Er rief und sprach: „Es kommen hervor Menschen", da kamen hervor alle Dinge, Hunde und Vieh, Heuschrecken und Bäume, Gras und Korn. Er gab den Menschen Schutzgeister, Doktoren und Arzneien, gebot, daß Geschwister einander nicht heiraten sollten, setzte auch Könige ein. Wollen die Erwachsenen im Krale die Kinder los sein, so sagen sie: „Geht und ruft den Ukulunkulu und bittet ihn, daß er euch schöne Sachen gebe". Dann gehen die Kinder und rufen und schreien, aber niemand antwortet ihnen.

Unzweifelhaft ist in dieser Gottesidee etwas Verworrenes, ein Zug wie von Heruntergesunkensein aus einst klarerer Höhe. Sie entspricht mehr unsern in der Sage herabgestiegenen und menschlich mit Menschen verkehrenden Göttern als den fern in unzugänglichen Himmelshöhen waltenden Geistesmächten unsrer geistigern Religionen. Aber die ursprüngliche Einheit eines höchsten Wesens scheint noch durch. Dieselbe tritt wohl am bestimmtesten an der Westküste hervor, wo, wie manches andre, auch die mythologischen Vorstellungen sich reiner erhalten haben als in dem von Völkerzügen und Kriegen durchwühlten Osten. Und wie überall, bethätigt die Gottesidee sich am klarsten in der Schöpfung und Erhaltung der Welt. Während man die unpersönliche Allgegenwart des Höchsten, wie sie uns als Glaubenssatz der Akem überliefert wird, vielleicht für eine unbewußte Interpolation optimistischer Beobachter, etwa aus dem Stande der Missionare, halten darf, erinnert seine Verkörperung im Himmelsgewölbe, das aber nur als Teil seines unermeßlichen und unendlichen Wesens gilt, welchem weder Geburt noch Tod, weder Alter noch Jugend zuzuschreiben sind, allzu auffallend an malayo-polynesische Vorstellungen, um nicht als in dem Kreise der Vorstellungen von Naturvölkern liegend betrachtet werden zu können. Und wenn dies an der Goldküste geglaubt wird, so entspricht es dem Glauben der Madi am obern Nil, welche den ersten Menschen vom Himmel kommen lassen. Vollendet wird diese Ähnlichkeit durch die Angabe, daß der Himmel der Vater der Welt, die Erde aber deren Mutter sei. Sie kehrt wieder in jenem leichten Anklange an die Paradiessage, welchen die Wakamba in der Erzählung haben, daß im Anfange das ganze Firmament samt der Sonne friedlich auf Erden verkehrt hätte. Als aber eines Tages die Sonne einer Adansonie zu nahe gekommen und dieser Baum dadurch verdorrt sei, habe sich ein Streit entzündet, der zu einer Scheidung

der Gestirne von der Erde geführt habe. Diese Sage erinnert auffallend an melanesische und polynesische Mythen, an die mikronesische Sage vom Dengesbaum und Ähnliches.

Eine scharf bestimmte Idee vom Jenseits ist selten vorhanden, aber eine große Anzahl von Gebräuchen bezieht sich auf ein Fortleben nach dem Tode, wie unbestimmt auch die Vorstellung davon sein möge. Man glaubt, daß die Seele (Hauch?) des Menschen mit ihm sterbe, daß aber sein Geist (Schatten?) unter die Erde gehe und wohl auch von da wiederkehre. Gräber sind heilig, und die Verwandten des Verstorbenen kommen zu denselben, um sich Orakel zu holen. Auffallenderweise findet man häufig den Kultus der Verstorbenen mit einer Art von Schlangenkult verbunden. Die Kaffern leiten Glück und Unglück im gewöhnlichen Leben von den Geistern der Abgeschiedenen, besonders von denen abgeschiedener Häuptlinge, her. Diese Geister heißen Amalosi oder Ozituta und wohnen in Schlangen. In einer Art Schlangen wohnen Häuptlinge, in einer andern gewöhnliches Volk, in einer noch andern Weiber. Kommt eine Schlange in das Haus, so beobachtet man, ob sie wieder fortgeht oder nicht. Läuft sie fort, so ist es eine wilde Schlange; bleibt sie, so ist es der Itongo, Gott des Hauses. Wird eine Schlange getötet, weil sie giftig ist oder dafür gehalten wird, so erscheint der Geist, der in ihr wohnte, den Leuten im Traume; war es der Geist eines Häuptlinges, so wird die Schlange begraben, später aber ihr Gerippe am Thore des Dorfes aufgehängt. Ihr Tod aber wird durch ein Opfer gesühnt. Schlangen sind die einzigen Tiere, welchen von den Dinka sowohl als von den Schilluk eine Art göttlicher Verehrung gezollt wird. Die Dinka nennen sie „ihre Brüder“ und betrachten die Tötung derselben als ein Verbrechen. Verschiedene Gewährsmänner, die Schweinfurth um Auskunft anging, beteuerten sogar, daß einzelne Schlangen persönlich dem Hausbesitzer bekannt seien, daß er sie beim Namen nenne, und daß er mit ihnen wie mit Haustieren verkehre. Die Schlangenarten, welche die Dinkahütten bewohnen, sind übrigens durchaus unschädliche Geschöpfe. Diese Anschauungen, die in Ostafrika weitverbreitet sind, gehören dort nicht nur den Negern an. Bei den Gallavölkern findet man den Schlangenkultus in derselben Gestalt, und die Abessinier sollen nach Krapf vor ihrer Bekehrung zum Christentume eine große Schlange angebetet haben. Die Zulu hegen den Schlangenaberglauben in ausgeprägter Form. Bei den Betschuanen erinnern nur einige Züge im Glauben des Volkes an Schlangendienst, so die Sage von dem Mamokebe, einer Schlange, die als Flußgott, der in irgend welcher Gestalt bei allen Negerstämmen wiederkehrt, in den Strömen wohnt; so der Glaube, daß dem, welcher die Riesenschlange sehe, großes Glück beschieden sei, oder Sagen, nach denen weiße Schlangen die Wasserhüter oder Wasserspender in den Quellen sind. Auch bei den Zeremonien, welche die jungen Mädchen durchmachen müssen, um für heiratsfähig erklärt zu werden, findet sich bei einigen Basuto der Gebrauch, daß aus Thon ein Schlangenbild gemacht wird, welches man umtanzt. Vielleicht eine Erinnerung an den alten Götzendienst (nach Merensky).

Die Begräbnisformen deuten in ihren vollkommneren Ausprägungen, wie man sie bei weitaus den meisten Stämmen findet, auf den Wunsch, die Erinnerung an den Verstorbenen zu pflegen und sich mit ihm im Zusammenhange zu halten. Daher die Errichtung eines Steinhügels über oder neben dem Grabe, dessen Umzäunung mit Schädeln Besiegter, Elefantenzähnen und andern Jagdtrophäen verziert ist; die Anlage nischenförmiger Gräber, um den Leichnam vor der direkten Berührung mit der Erde des Grabhügels zu schützen; das Hüten der mit Fetischhütten ausgestatteten Königsgräber bei den Lunda und Waganda, welche von den Herrschenden zeitweilig besucht werden müssen; der Gebrauch der Ovaherero, Zauberer, die zu fürchten sind, an möglichst abgelegenen Stellen zu beerdigen, damit sie sich nicht zurückfinden, und Ähnliches. Die Dualla und andre Westneger beerdigen in ihren Hütten. Bei manchen Negervölkern zerstört man die Hütte, die der Verstorbene

bewohnt hat, oder es wandert das Dorf, wenn ein Häuptling stirbt. Ein letzter Ausläufer davon mag es sein, wenn die Manganja, welche ihre Toten zwei Tage beweinen, die Töpfe derselben zerbrechen und ihre Vorräte ausgießen. Als Zeichen der Trauer windet man dort auch Palmblätter um Kopf, Hals, Brust, Arme und Beine und läßt dieselben hängen, bis sie abfallen. Man gräbt die Gräber an gemeinsamen Plätzen in der Nähe der Dörfer und in dem Schatten von Bäumen. Die Manganja pflanzen auf dieselben außer den Geräten, welche die Toten im Leben benutzten, auch wohl eine Bananenstaude an das Kopfende. Die nördliche Lage des Hauptes soll bei den Nyassastämmen allgemein



Grabstätte und heiliger Baum von Mbinda (nach Stanley).

sein, während die Gräber in Bihé westöstlich angelegt sind. Bei solcher Begräbnisweise glaubte man offenbar an irgend ein Fortleben nach dem Tode, welches an der Camerunküste in der Weise näher bestimmt wird, daß die Seele neun Tage brauche, um an den Ort der ewigen Ruhe, hier Bela genannt, zu gelangen. Daher findet erst neun Tage nach dem Tode die Totenfeier statt. Ein alter Manganja sagte Livingstone: „Hier leben wir nur wenige Tage, aber nach dem Tode leben wir noch einmal; wo oder in welcher Lage oder mit was für Gesellschaftern, das wissen wir nicht, denn die Toten kehren nie zurück, um es uns zu sagen. Bisweilen kommen die Toten wieder und erscheinen uns in Träumen; aber sie sprechen nie, noch sagen sie uns, wohin sie gegangen sind, oder wie es ihnen geht." Ein andrer gebrauchte von den Toten den Ausdruck: „Sie schlafen". Teils als Grabmäler, teils wohl auch nur als unklare Gedenkzeichen zu Ehren irgend eines geistigen Wesens haben wir die Steinhaufen (von den englischen Reisenden etwas anspruchsvoll als „Cairns" bezeichnet) zu betrachten, welche in Südafrika und im

südlichen Äquatorialafrika eine häufige Erscheinung sind. Auch scheinen sie nicht nur in den Negerländern, sondern auch bei den Hottentotten einerseits und den Galla anderseits vorzukommen. Man findet sie am häufigsten auf Bergen, in Pässen, an Wegen, kurz an Stellen, die aus irgend einem Grunde bezeichnet werden sollen, am häufigsten wohl als Grenz- oder Wegmarken. So erheben sich zwei genau an dem Punkte, wo man, von Miule aus dem Rovumagebiete nach dem Nyassasee hinabsteigend, den ersten Blick auf dessen blauen Spiegel gewinnt. Die Eingebornen, welche man über den Ursprung dieser rohen Denkmäler fragt, wissen oft keinen Zweck für dieselben anzugeben, sondern meinen, sie seien nur zufällig von einem zusammengeworfen, der hier einen Garten machen wollte. Doch wissen wir, daß manche Negerstämme auf oder neben den Gräbern derartige Steinhügel errichten. Bei den Bongo nehmen sie sogar cylinderförmige Gestalt an, einer der wenigen Fälle, wo die Negerphantasie an monumentale Architektur streift. Auch an einzelne Steine knüpft sich Verehrung unbekannten Ursprunges, so an alte Steinwaffen. Ein riesiger Granitpfeiler bei Kambala (Benguela) heißt Tembalui, Teufelsfinger.

Die Ausdrücke für Gott in den verschiedenen südafrikanischen Kaffernsprachen deutet Bleek eben auf den Zusammenhang des Begriffes eines höchsten Wesens mit dem Ahnenkulte dieser Völker. In der Zulusprache wird von den besten Autoritäten der Begriff Gott mit Unkulunkulu wiedergegeben, welches von dem Adjektivstamme kulu (groß, alt) hergeleitet ist und ursprünglich „Urahn" bedeuten dürfte. Das Mulungulu des Dialektes von Inhambane, selbst das Mlungu des Kikamba und das Mungo des Kipokomo sind nächstverwandt. „Es ist überraschend", sagt Bleek, „zu finden, daß zwei anscheinend so verschiedene Worte wie Unkulunkulu und Mungo identisch sind; aber wir können in diesem Falle die gradweise Verstümmelung so genau verfolgen, daß kein Zweifel möglich ist." Die Ovaherero gebrauchen für Gott das Wort Omukuru von kuru, das in ihrer Sprache „alt" bezeichnet, also dem kulu der Zulu entspricht. Auch da, wo man andern Worten für den höchsten Begriff begegnet, ist doch immer der Zusammenhang mit dem Ahnenkulte merklich, so in dem Worte des Sisuto für Gott: Molimo, welches zugleich „Ahnengeist" bedeutet. Merkwürdigen australischen Anklang hat das Eweerwort für Gott: Aniankopong.

Der Tieraberglaube ist bei allen Negern mächtig entwickelt. An jegliches Tier knüpft sich irgend eine abergläubische Vorstellung, und nach den Helden spielen die Tiere die größte Rolle in ihrer Poesie, die voll Tierfabeln und Tiergeschichten ist. Eine Anzahl von Tieren wird von den Eingebornen geschont, entweder weil sie dieselben zu töten fürchten, oder weil sie vor ihrem Genusse als Speise zurückschrecken; aber es läßt sich daraus nicht sofort ein Schluß auf Tierverehrung ziehen. Es ist allem Anscheine nach nichts als ein unklarer Aberglaube, der auch auf manche andre Gegenstände sich erstreckt. So haben fast alle schwarzen Stämme Südafrikas einen so entschiedenen Widerwillen gegen Fische jeder Art, daß sie von denselben nicht nur nicht essen, sondern sogar vor der Berührung derselben zurückschrecken. Gewöhnlich behaupten sie, die Fische seien Schlangen, Wasserschlangen, und sie fürchteten sich daher, solche zu verzehren. Der Bawanketsihäuptling Gassisioe bat sich von einem Händler, bei welchem er aß, Messer und Gabel aus, mit denen kein Fisch berührt worden sei. Dagegen bewies der eitle Setscheli den europäischen Firnis, mit welchem er zu glänzen liebte, indem er Fische jeder Art aß und dabei sagte, er wisse ebenso gut wie die Weißen, was lecker sei. Auch das Schwein wird von den meisten Stämmen verabscheut und ist daher nur bei einigen Haustier. So ist bei den Bewohnern der Kalahari auch der Glaube weitverbreitet, daß es unglückbringend sei, einen alten Löwen zu töten, weshalb sie diesen Tieren, die gerade die für Menschen gefährlichsten sind, nicht entgegentreten. Die Madi lassen verstorbene Freunde mit Vorliebe in

Löwengestalt wiederkehren. Ebenso gilt der Vogel Scopus umbretta, von den Boeren Hammerkop genannt, für unverletzlich. Viel allgemeiner ist noch die Schonung der Hyäne, die wohl mit dem Glauben zusammenhängt, daß die Zauberer Menschen in Hyänen zu verwandeln vermögen. Die Makonde essen kein Leopardenfleisch, angeblich, weil diese Tiere Menschen fressen. Ob diese Scheu damit zusammenhängt, daß jeder von diesen Stämmen sein nationales Tier hat, z. B. die Batlapi auffallenderweise den Fisch, die Bakuena das Krokodil, die Bakatla den Affen, die Bamangwato den Ducker (Cephalophus mergens, eine Antilopenart), ähnlich wie gewisse Aschantistämme die Wildkatze, andre den Büffel gleichsam als Wappentier ehren, ist schwer zu sagen; denn von den Ursachen dieses Glaubens, ganz wie von denen ihrer andern abergläubischen Meinungen, geben sich diese Völker keine Rechenschaft. Daß indessen zwischen beiden Thatsachen einmal ein Zusammenhang bestand, macht das genau entsprechende Atua- und Kobongsystem der Polynesier und Australier glaubhaft, bei welchen jeder Stamm ein Tier als Symbol hochhält, dessen Tötung Verderben bringt. Ein wichtiger Grund für jene Scheu ist jedoch ohne Zweifel auch der Tierreichtum des Landes, ferner die in freundlichem und feindlichem Sinne innigste Berührung dieser Völker mit den zahllosen Tieren, mit welchen sie das Land teilen, oder welche sie als Haustiere um ihre Krale versammeln. In der That steigert sich, wie es scheint, die Masse des um ein bestimmtes Tier sich rankenden Aberglaubens mit der Größe und Wichtigkeit desselben, und so könnte man mit dem Elefantenaberglauben allein ein Kapitel reichlich füllen. Dieser Aberglaube geht so weit, daß sogar der Schmutz an den Stoßzähnen frisch getöteter Elefanten von den Matabele abgekratzt und als Zauber benutzt wird. Wenn sie ihn z. B. an die Nase halten, glauben sie sich gegen Nasenbluten an heißen Tagen geschützt. Der gewöhnliche Jagdzauber aber, der Elefanten zum Schusse bringt, besteht darin, eine Schildkröte, wenn man ihr begegnet, aufzunehmen und anzuspeien, dann sie an die Stirn zu halten und endlich sie wieder laufen zu lassen. Man thut dies mit jeder begegnenden Schildkröte, sei sie groß oder klein. Unzählige mit der Zucht und Wartung der Rinderherden zusammenhängende Gebräuche werden wir kennen lernen, wenn wir von den leidenschaftlich viehzüchtenden Nationen Ostafrikas, den Betschuanen, Zulu, Wapokomo, Dinka, zu sprechen haben werden.

Ein andrer Sagenkreis, der alle Negervölker umfaßt, hat zum Mittelpunkte Riesenbäume. Aus solchen Bäumen wollen ganze Völker hervorgegangen sein, in ihren Ästen lassen sie gute Geister wohnen und hängen sie Trophäen auf, in ihrem Schatten begraben sie ihre Toten, unter denselben halten sie feierliche Versammlungen, wo Verträge geschlossen werden. Dieser Baumkult ist interessant, da offenbar ein Stück Naturpoesie daraus hervorschaut und die Erinnerung an den Schöpfungs- und Götterbaum so vieler Völker naheliegt. Der größte Baum, den Frank Oates zwischen Natal und dem Zambesi gesehen, war ein riesiger Baobab am Umvungu im Matabelelande. Die Eingebornen erkannten die Poesie in diesem Riesen; da ihre Häuptlinge in seinem Schatten bei besondern Gelegenheiten ihre Trinkgelage abhalten, wird er der „Indunabaum“ genannt. Bei den Wapokomo und den meisten Westafrikanern ist derselbe bekannte Riesenbaum Gegenstand der Baumverehrung, bei den Herero wurde als dieser „Mutterbaum“, wie sie ihn nannten, von Andersson Quercus africana angegeben, während die Beschreibungen, welche Chapman, Baines und andre machen, auf das Stinkholz der Boeren, Laurus bullata, passen. Die Damara verehren diesen Baum und sein Holz so sehr, daß sie sogar Furcht davor haben und Umwege machen, um Plätze zu vermeiden, wo er steht. Von diesem Baume tragen Örtlichkeiten, an denen er wächst, ihre Namen, so Omumborombonga (nach Galton Ombarombonga) im nördlichen Damaralande, und diese Örtlichkeiten sind weit durch das Volk hin bekannt, wie heilige Haine es im alten Germanien gewesen sein mögen. Auch stehen Fetischhütten oft im tiefsten Walde.

Einen dritten Aberglaubenskreis beschreibt die Negerphantasie um das Wasser. Quellen und Bäche haben ihre Geister; der Ukerewe hat in Uganda sein eignes Priesterpaar, dessen Macht nur derjenigen des Königs selbst nachsteht; auch der Logone hat seinen Priester, und zum Zeichen, daß auch hier das Gewaltige seine Wirkung auf die Negerphantasie nicht verfehlt, hegten die Batokahäuptlinge, als sie noch den mittlern Zambesi beherrschten, zwei kleine Inseln am Rande der mächtigen Wasserfälle als heilige Orte.

Der Mond übt eine wohl noch mächtigere Anziehung auf den Negergeist. An das Wiederkehren dieses Gestirnes knüpfen sich ebenso regelmäßig wiederkehrende lärmende Nachtfeste. Seine Verfinsterungen sucht man zu verscheuchen. Frank Oates, der eine Mondfinsternis im Matabelelande in Gesellschaft von Eingebornen erlebte, sah, wie sie Feuerbrände nach dem verfinsterten Monde unter lauten Verwünschungen oder Beschwörungen warfen. Den Schatten bezeichneten sie als Rauch. Andre lassen ein Ungeheuer den Mond bedrohen. Jedenfalls gilt die Verfinsterung als etwas Übles, ebenso wie die Zeit des abnehmenden Mondes ungünstig, die des zunehmenden günstig gedeutet wird. Der Sonne bringen sie bei weitem nicht soviel Teilnahme entgegen, dafür ist sie in Afrika zu selten verhüllt. Dem Regen aber, der in dem zur Dürre neigenden Klima des größten Teiles von Afrika eine vielerbetene Wohlthat ist, suchen sie mit Zauberern beizukommen, deren merkwürdiges Thun wir noch näher zu betrachten haben werden. Die Kometen gelten auch unter den Kaffern als üble Vorzeichen, bei den Betschuanen um so mehr, als dem großen Kometen von 1816 ein blutiger Einbruch der Matabele gefolgt war. Einige sehen das Vorzeichen des Todes eines Häuptlinges darin, andre das Zeichen von irgend sonst etwas Unerwünschtem. Vor Meteorerscheinungen werfen sich die Schilluk dreimal zu Boden, und andre Nilneger speien bei ihrem Anblicke dreimal aus.

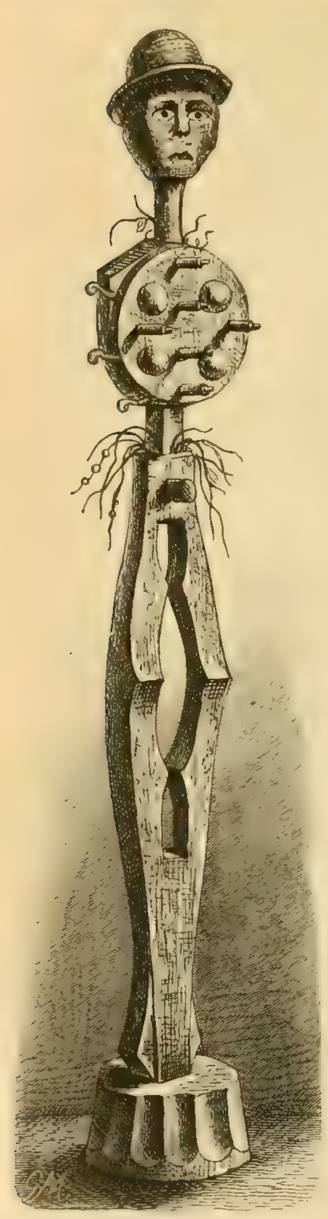
Von Erdbeben spricht man nicht gern. Livingstone bemühte sich vergebens, eine Mitteilung über dieselben bei den Nyassavölkern zu erhalten. Offenbar bringt man sie mit bösen Geistern in Zusammenhang und sieht üble Zeichen in ihnen. Es erscheint daher ein um so bemerkenswerterer Aufschwung zu rationeller Auffassung, daß nach einem äußerst heftigen Erdbeben in Magomero, welches Felsen von den Berggipfeln herabstürzen machte, alle weisen Männer des Landes sich zu einer Besprechung über das Ereignis versammelten und zu dem Schlusse kamen, daß vom Himmel herab ein Stern ins Meer gefallen sei, dessen Aufwallen die ganze Erde in Bewegung gebracht habe; die Wirkung sei so gewesen, wie wenn man einen glühendheißen Stein in einen Topf mit Wasser werfe. Die Meinung des „Volkes“ ist jedenfalls anders, denn J. Chapman, der 1854 in Setschelis Stadt ein starkes Erdbeben erlebte, sah mit Staunen, wie in einem Augenblicke alle Weiber mit Keulen und Hauen auf der Straße waren, um nach dem Himmel hinauf zu drohen und Gott unter den schrecklichsten Ausrufen zu fluchen. Der aufgeklärte Setscheli ging nicht so weit, behauptete jedoch, daß irgendwo in einem andern Lande ein großer Häuptling gestorben sei, und trug Chapman auf, ihn später wissen zu lassen, wer es gewesen, durch dessen Tod das Erdbeben hervorgerufen worden sei.

Vorübergehend mögen hier Spuren von Feuerdienst erwähnt werden, die bei den verschiedensten Negerstämmen vorkommen, welche die Feuerstätte heilig halten und das Feuer vor Verunreinigung bewahren. Die Ovaherero übertragen eignen Jungfrauen die Sorge für das Feuer, das, wenn verloschen, unter Zeremonien nur durch Reibung angefacht werden kann. Feuer zu hüten, ist oft Pflicht des Häuptlinges. Am weitesten haben auch diese Idee die Westafrikaner ausgebildet. In Dahomey (Westafrika) stellt man in einem Zimmer ein Gefäß mit Feuer auf und bringt ihm Opfer dar, damit das Feuer darin „lebe“ und nicht herauskomme, um das Haus zu zerstören. Dieses Feuer wird hier angeblich als die Manifestation des Feuergottes gedeutet.

Der Fetischdienst, der mehr bei den Nord- und Zentral- als den Süd- und Ostnegern üblich ist, schreitet von der Verlegung wirksamer Geisterkräfte in die Geschöpfe der belebten und unbelebten Natur zu der Verehrung derselben in den für diesen Zweck hergestellten oder zugestutzten Werken von Menschenhand fort. Es ist offenbar ein Rückschritt von der Naturverehrung, wie sie im vorstehenden skizziert ist, und der Weg dieses Schrittes scheint an Grabstätten und Seelenwohnstätten vorüberzuführen; denn die zurückkehrenden Geister der Verstorbenen machen einen großen Teil der Fetische, indem sie in Dingen ihre Wohnung aufschlagen, die dadurch heilig und heilsam werden. Wenn Livingstone einmal betont, daß, je weiter nach Norden, um so bestimmter die Ideen der Eingebornen über religiöse Gegenstände werden, wofür er allerdings eine Ursache nicht angibt, so widerspricht dem gerade die Zunahme des Fetischdienstes in dieser Richtung. Ein sehr scharfer Unterschied ist jedoch auch hierin unter den Negern nicht zu machen, denn die Amulette, mit denen sie sich alle behängen, sind doch am Ende auch nur tragbare Fetische. Hauptsächlich aber ist die dieser rohen Art von Gottesverehrung innewohnende Beziehung zu der Verehrung der Seelen Verstorbener ein allgemeiner Zug des Glaubens und Aberglaubens der Neger. Die Holzfiguren der Bongo haben nur die Erinnerung an einen Verstorbenen zum Zwecke, und am deutlichsten gibt sich das an den „Moiägoh kumarah" genannten zu erkennen, d. i. das Bild der Frau, welches der überlebende Gatte pietätvoll gleich einem Penaten in seiner Hütte aufstellt. Auch ermordeten Personen männlichen Geschlechtes pflegt durch Aufstellung von solchen Penaten eine geheiligte Erinnerung zu teil zu werden. Wenn Livingstone in den Dörfern der Manganja am Lokuswa kleine, etwa zwei Fuß hohe Hütten fand, welche sorgfältig gedeckt, verputzt und oft in großer Zahl vorhanden waren, Hütten, die man bei dem Tode eines Kindes oder sonstiger Angehörigen errichtete, und in welche man Teile von bessern Speisen oder Getränken niederlegte, um die Seele des Entschlafenen zu erfreuen, so erinnert dies zu auffallend an die Fetischhütten der Westafrikaner, als daß sie einer ganz andern Gruppe von Thatsachen zugewiesen werden könnten. Hier hat man den Geist in roher Weise verkörpert, dem man dort in ebenso roher Weise Ehre zu erzeigen sucht; die Seele des Negers müßte komplizierter sein, als sie ist, um diese beiden Dinge nicht zusammenzubringen. Gleich den Fetischhütten findet man auch jene „Seelenhütten" unsern Bildstöcken vergleichbar. Der Schädeldienst schließt sich hier natürlich an, wie Cameron ihn bei Kasongo in einer Hütte voll perlengeschmückter Ahnenschädel konstatierte, welche „große Medizin" darstellten.

Eigentliche Götzenbilder in Menschengestalt sind keine allgemeine Erscheinung. Sie sind in Westafrika, wo sie die phantastischsten Gestalten annehmen (s. Abbildung, S. 180), häufig, in Ostafrika seltener zu finden. Der vielerfahrene J. M. Hildebrandt schreibt: „Nachahmungen der Menschengestalt habe ich nur zweimal in Ostafrika angetroffen. Das eine Mal war es in Usaramo ein ziemlich wohlgelungenes Schnitzwerk von etwa 0,2 m Höhe. Obgleich die Eingebornen angaben, die Kinder spielten damit, so glaube ich dennoch, daß es ein Idol gewesen. Es war mir nicht möglich, dasselbe in meinen Besitz zu bringen. Dagegen gelang es mir in Zanzibar, ein roh aus Holz geschnitztes Männlein und Fräulein im Kostüme der Wayao zu kaufen. Auch hier gab man (wohl nur ausweichend) an, es sei Spielerei." Die Bari haben eine große Anzahl von rohen Holzidolen. Wie derartige Dinge zu ihrer hohen Stellung kommen können, zeigt ein unzweifelhaftes Idol, welches der eben genannte Reisende in Groß-Rabbai sah. Dasselbe war wahrscheinlich ursprünglich ein Heiligenbild, welches die Portugiesen bei ihrer Vertreibung aus Mombassa zurückgelassen hatten, und das nun als eine Art Schlachtengott die Krieger der Wanika zu Heldenthaten entflammte.

Nur insofern, als diese Nachbildungen menschlicher Formen einen engen Zusammenhang zwischen Fetischglauben und einer Seelenverehrung anzeigen, welcher diese Bilder als Seelendenkmäler gelten, können sie eine besondere Bedeutung beanspruchen; im übrigen aber ist nicht die Sache, sondern der Gehalt oder die Wirkung, welche ihm beigelegt wird, das Ausschlaggebende beim Fetische, und man ist oft geneigt, etwas Auszeichnendes in der Vernachlässigung alles Äußerlichen zu gunsten des Kernes, nenne man ihn Gott oder Teufel, zu sehen. Kann man folgende Beschreibung einer Fetischhütte der Goldküste lesen, ohne erstaunt zu sein über das Abstraktionsvermögen eines Volkes, das in diesem Plunder sein Heiligstes zu sehen vermag? Aber freilich entspricht auch der Niedrigkeit desselben oft die Leichtigkeit, mit der es zur Mißachtung herabsinkt. „Sie ist, wie alle Heiligtümer jener Gegend und wie ursprünglich vor dem Bekanntwerden mit Europäern vielleicht überhaupt alle Negerhütten, ein runder Bau, mit Binsengras gedeckt, ohne Fenster, mit niedriger Thüröffnung. Im Innern einer solchen Fetischhütte sieht es recht armselig aus. Da liegt etwa ein Holzklotz oder ein Stein oder ein Fischgerippe, vielleicht auch eine Trommel auf dem Boden oder irgend etwas Derartiges, das weder Wert noch Sinn hat. Aber es sind bedeutungsvolle Dinge für den Neger, denn in ihnen haust der Fetisch oder ‚Wong‘, dem das Heiligtum geweiht ist. Allerlei Thongeschirr liegt am Boden aufgestapelt, daneben Büffel- und Ziegenhörner, Muscheln und Vogelfedern, die als Zaubermittel oder zum Schutze gegen Zauber als Amulette dienen. An den Wänden hängen allerhand Firlefanz und Fetischschellen. Zahllose Spinnen spinnen hier ihre Gewebe, und widerliches Geschmeiß durchschwirrt den dumpfen, finstern Raum, welcher zugleich die Schlafstätte des Priesters ist, der den Dienst am Heiligtume versieht. Unter dem Grasdache nistende Fledermäuse und sonstige dem Fetische geheiligte geflügelte Nachttiere umkreisen des Abends die heilige Stätte und beleben die tiefschattigen Laubbäume, welche die Hütte umschließen. In diesem heiligen Raume waltet der Oberpriester.“



Ein Götzenbild vom Gabun (nach Du Chaillu). Vgl. Text, S. 179.

Im Westen, wo das Fetischwesen am durchgebildetsten zu sein scheint, begegnet man einer Art von Klassifikation der Fetische, welche dadurch entsteht, daß sie als die Wohnstätten verschiedener Klassen von Geistern aufgefaßt werden. Die Neger der Goldküste haben außer ihrem im Himmelsgewölbe verkörperten Gotte Aniankopong, der nicht im Fetische vorgestellt wird, eine Anzahl von unsichtbaren Geistern, welche, da Aniankopong selbst zu fern von den Menschen wohnt, den Verkehr zwischen jenem und den Menschen vermitteln, böse Thaten strafend, gute belohnend. Von diesen Geistern gibt es drei Arten oder Klassen, von denen zwei persönlich sind. Die dritte ist zwar unpersönlich, aber nichtsdestoweniger mit einem gewissen Vermögen begabt, ihrem Anbeter

Gutes oder Böses zuzufügen. Zu dieser dritten, unpersönlichen Klasse gehören die Amulette, die man am Halse, am Beine und an der Hand trägt und in den Häusern aufstellt. Zu ihr gehören aber namentlich auch die unzähligen Zaubermittel, die man auf Wegen und Stegen, in Hütten und Kralen findet, und deren Sinn nur unbestimmt dahin gedeutet werden kann, daß sie Wünsche erfüllen und Böses abwenden oder auf andre übertragen sollen. Bei den Bari, wo sie „Kugur" heißen, beschreibt Marno sie gerade so, wie Buchner sie bei den Balunda geschildert hat. „Außer den Schädelbäumen", schreibt Marno, „findet man in den Gehöften Baumäste, an welchen eine Zahl Steinchen oder Schlacken an Schnüren aufgehängt sind; Cannastangen mit Gras und Federbüschen sind ebenfalls häufige ‚Kugur'. Aber nicht nur in den Gehöften, auch im Freien, auf allen Wegen, am Felde und im Walde findet man die sonderbarsten Dinge liegen, welche ‚Kugur' sind. Es hat von diesen meist den Anschein, als hätten Kinder hier gespielt. Alte ausgehöhlte Mahlsteine, unter welche zusammengedrehte Cissusranken, Grasseile, Zweige 2c. gelegt sind; kleine Erhöhungen, von Erde zusammengeknetet, mit Holz, Stroh und Steinchen verziert; alte Kochtöpfe oder bloße Scherben von solchen, mit durchgestecktem Stocke; Zweige und Blattbüschel, kranzförmig zusammengedreht oder geflochten;

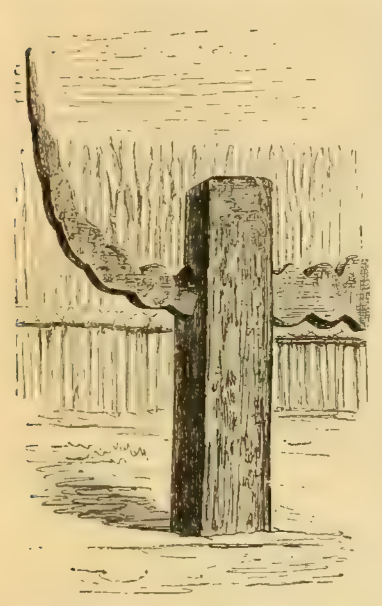


Ein Fetisch unbekannter Bestimmung in Lunda (nach Skizze von Dr. Max Buchner).

Stücke alter Matten und Flechtwerke, mit kleinen Hölzern am Boden angepflöckt." Die kleinern Fetische oder Geister, welche die zweite, persönliche Klasse bilden und augenscheinlich nichts sind als eine Nachahmung der ursprünglich vorhandenen großen Fetische, haben ihren Wohnort hauptsächlich in Odum- oder Baumwollbäumen (Odi heißen bei den Madi erdbewohnende, heilsame Geister mit Menschenköpfen und Schlangenleibern), bisweilen auch in einem hölzernen Napfe oder einer metallenen Pfanne, die mit einer Masse von Thon und Blättern angefüllt ist. Diese kleinern Fetische haben Priester, die als ihre Dolmetscher fungieren, ihren Willen dem Menschen verkünden, auch öffentlich vor dem gemeinen Volke tanzen. Die erste, persönliche Klasse besteht endlich aus Geistern, die in Felsen, Wäldern, Höhlen ihren Sitz haben, nicht in Bäumen, und welche mit ganz seltenen Ausnahmen selbst ihren Priestern unsichtbar bleiben, dennoch aber überall gegenwärtig sind und in gutem oder üblem Sinne das Leben der Menschen beeinflussen, daher auch mit den besten Opfern bedacht und von den angesehensten Priestern bedient werden. Daß der höchste Gott nicht mit in diese Geisterschar eingeschlossen und demgemäß auch nicht in einem Fetische verkörpert wird, muß besonders hervorgehoben werden. Es wird dadurch um so wahrscheinlicher, daß der Fetischglaube aus der Seelenverehrung heraus einem reinern Götterglauben zugewachsen sei, ähnlich wie bei andern höhern Völkern der Bilderdienst geistigere Verehrungsformen überwuchert. Die Verbindung scheint offen zu liegen, wo, wie bei den Kasongo, der höchste Fetisch, „Kungwe a banza", gleichzeitig

Stifter der Königsfamilie und Gemahl der Schwester des Königs ist, während eine Witwe des verstorbenen Königs durch ihren Verkehr mit dessen Geiste zur gefürchtetsten Wahrsagerin wird.

Um diese Kräfte, welche übersinnlich, geheimnisvoll und höchst verehrungswürdig bleiben, auch wenn sie in einer Holzpuppe oder einem mit Ocker beschmierten Kieselsteine oder, wie bei den Tuschilange, im berauschenden Rauche des Dachahanfes wohnen, zu gehöriger Anwendung zu bringen, sind Menschen nötig, welche Herrschaft über dieselben gewinnen, Zauberer oder, wenn man will, Priester. Und je bedeutungsloser an sich der Fetisch, um so eindringlicher, sinnverwirrender muß das Auftreten des Priesters sein, dessen Aufgabe es ist, die guten Geister günstig zu stimmen, die Ursachen übler Geisterwirkungen aber so auszukundschaften, daß eine Sühnung oder noch lieber eine Bestrafung möglich wird. Unter Umständen muß er als Scheinteufel mit Hörnern und Schellen umherrasen, um den wirklichen Teufel zu schrecken und zu verjagen. Es scheint, daß jeder Mensch, Frauen nicht ausgenommen, unter gewissen Bedingungen zauberkräftig werden und damit zu hohem Einflusse steigen kann. Eine Person, die an der Goldküste von einem der kleinern Fetische als Priester oder Priesterin auserwählt wird, springt wie toll und besessen herum, meidet Speise und Trank, sogar das Sprechen, bis ein älterer Priester den Namen des Fetisches ausgefunden hat. Ist ein kleinerer Fetisch entdeckt, so erhält er einen Wohnort, indem er in einen Napf oder eine Pfanne gestellt wird, auf der ihm Opfer dargebracht werden. Der neubestellte Priester wird dann einem ältern übergeben, mit dem er drei Jahre zubringt, um in seinem Amte unterwiesen zu werden. Priester werden stets in der Jugend auserwählt und dürfen sich während der Zeit der Unterweisung nicht verheiraten. Sie sind gehalten, sich ihr Leben lang nicht scheren zu lassen. Dies Priestertum ist nicht erblich. Stirbt ein Priester oder eine Priesterin, so kann der Fetisch, dem sie dienten, sich den Nachfolger aus jeder Familie, mit Ausnahme der des Königs, wählen. Denn die Häuptlinge haben die herrliche Kraft des Zauberns durch Vererbung, und es gehört zu ihren wichtigsten Pflichten, sobald sie ihr Amt angetreten haben, zum Besten ihres Volkes zu zaubern. Doch kümmern sie sich, wo es verschiedene Klassen von Fetischen gibt, nur um die größten, dem Gotte nächsten, deren Priester, wo diese besonders unterschieden werden, oft an Einfluß den Häuptling selbst übertreffen.



Ein Fetischpfosten am Eingange eines Dorfes in Bihé (nach Serpa Pinto).

Man möchte sagen, jede That, die praktisch gethan werden soll, wird in ihrem Resultate antizipiert durch eine auf dasselbe Ziel hinauslaufende Zauberei. Ehe der Krieg beginnt, wird der Feind durch Zauber vernichtet; ehe ein Bote an den Hof kommt, wird sein Zweck durch Zauber erkundet; die kommende Ernte, die Jagdbeute, der glückliche Ausgang eines Handels- oder auch Raubzuges, des Glückes, das in Liebesunternehmungen vor allem nötig, nicht zu vergessen, kurz, gutes Ende in allen Dingen wird zuerst durch Zauber zu gewinnen versucht, und nur, wenn dieser vorausging, können Kopf und Hände mit Aussicht auf Erfolg ihrem Ziele zu arbeiten. Man begreift, wie

angenehm solch ein Zustand ist, der die Blüte und Freude des Lebens, den Erfolg, dergestalt doppelt sicherstellt, daß das eigne Mühen nur in zweiter Linie kommt, lange vor ihm aber der bequemere und angeblich wirksamere Eingriff gütiger Geister. Außerdem vermittelt der Zauber die süße Rache für Kränkungen, zu der sonst nur ein prosaischer Rechtsgang und vielleicht selbst dieser nicht führen würde, gestattet, Feinden auf weite Fernen hin zu schaden, schützt endlich den, der ihn anwendet, selber vor übeln Einflüssen. Und wo fände der Schwache anders so leicht Recht als hier? Kurz, der Zauberer macht dem Neger das Leben erst lebenswert. Was Wunder, wenn er den höchsten Wert gerade hierauf legt!

Die Zauberei ist daher der schlimmste Feind des Christentumes und der Kultur. Bei der Begründung der Kolonie Britisch-Kaffraria fiel nichts so schwer wie die Unterdrückung der harten Strafen, welche durch Zauberer ihren Stammesgenossen auferlegt wurden. In vielen andern Dingen näherten sich die Kaffern leichter der Zivilisation als gerade in diesen, und auch da, wo sie Christen geworden, durchflicht wie eine zäh- und vielwurzelige Pflanze dieser alte Glaube ihren neuen. Es gibt auch bei Christen oft kein Thun von irgend wichtigerer Art, das frei von der Begleitung abergläubischer Gebräuche wäre. Nun ist Südafrika nicht am schlimmsten, und doch hören wir, es herrsche daselbst etwas wie ein dem Christentume feindlicher genius loci; denn während die Buschmänner für die Mission überhaupt aufzugeben sind, zeigten sich die Hottentotten von jeher als willige, aber schwache Christen. Beim Kaffern ist die positive Eigenschaft des zähen Widerstandes auch gegen diese Neuerung nebst entsprechendem Festhalten an seinem altererbten Zauberglauben einer der ausgeprägtesten Charakterzüge. Die Kaffern sind offenbar, sowie in andern Dingen auch in diesen, kräftigere, aktivere Naturen als ihre hellfarbigen Genossen und darum fanatischer. Nicht bei allen Negervölkern wären Fälle möglich, wie die Geschichte jener sie öfters erzählt, daß selbst Fürsten ihre Eltern oder Kinder dem Zauberopfer weihen. Es ist geschichtliche Thatsache, daß, als der Gaikahäuptling Tyali starb, des Häuptlinges Sandili Mutter Tutu von den Hexendoktoren als Verursacherin dieses Todes „ausgeschnüffelt" wurde und bereits bestimmt war, den Tod unter all den Qualen zu erleiden, welche solchen armen Opfern vorbehalten sind, als die Missionare und Grenzbeamten sie eben noch retten konnten. Ihr eigner, erst 20 Jahre alter Sohn hatte bereitwillig zugestimmt, sie zu Tode martern zu lassen!

Die Missionare, welche mit der Zauberei als ihrem schlimmsten Feinde zu kämpfen haben, machen uns gerade darüber die ausgiebigsten Mitteilungen, aus welchen wir tief in die Hexenküche des Aberglaubens hineinsehen. Folgende Skizze gibt z. B. Grout, einer der gelehrtesten und zuverlässigsten derselben, als die Erzählung eines zum Christentume übergetretenen Zauberers von seinem Thun, speziell seiner ärztlichen Praxis: „Wenn Krankheit ausbricht, so nimmt einer etwas und geht zum Priester, um wegen der Krankheit zu fragen. Und wenn er zum Priester kommt, geht er auf ihn zu, sitzt nieder, begrüßt ihn und spricht: Freund, gute Neuigkeiten! Der Priester bleibt eine Zeitlang still, nimmt dann seine Schnupftabaksdose und spricht: Komm, laß uns dorthin gehen. Was hast du gebracht? Dann sagen sie: O König, wir haben nichts Wertvolles gebracht; wir haben etwas gebracht — hier ist eine Kleinigkeit. Dann schüttet er Schnupftabak aus, schnupft und sagt: Kommt, meine Freunde, und sprecht, damit wir hören mögen; schlaget, schlaget! (d. h. schlaget die Erde mit Ruten, damit ich höre). Dann sagen die Leute: Höre! Und er sagt: Krankheit. Dann sagen die Leute: Höre! Und er sagt: Schlaget noch einmal. Und dann sagt er: Es ist in der Brust. Und die Leute sagen: Höre! Dann sagt er: Es ist im Bauche. Und die Leute sagen: Höre! Dann sagt er: Es ist im Kopfe. Und die Leute sagen: Höre! Dann sagt er: Er hat die

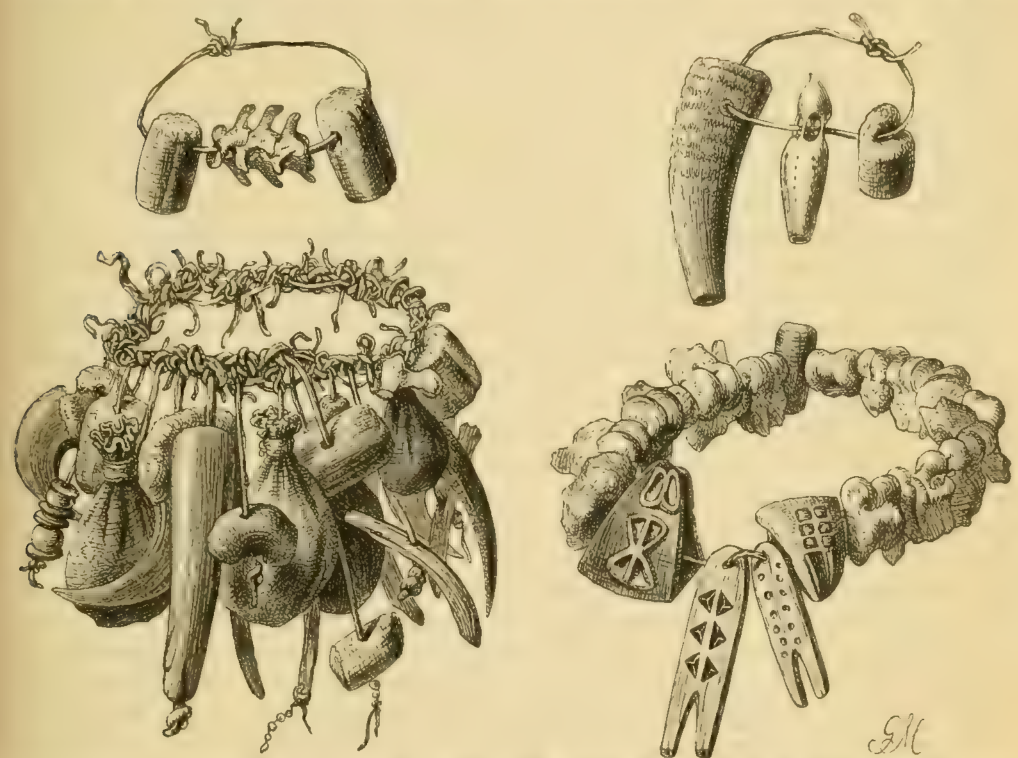
Würmer. Und die Leute sagen: Höre! Dann sagt er: Schlaget noch einmal. Dann sagen die Leute: Höre! Und er sagt: Er ist von einem Geiste besessen. Und die Leute sagen: Höre! Und er sagt: Der Schatten seines Vaters will etwas. Und die Leute sagen: Höre! Dann sagt er: Es sind die Schatten seiner Ahnen. Und die Leute sagen: Höre! Die Schatten seiner Ahnen sagen: Warum sorgt er nicht für uns? Warum erkennt er uns nicht länger an, da wir ihn von Jugend auf beschützt haben? Dann sagen die Leute: Höre! Will er nie einen großen Kral um unsertwillen bauen? Warum erkennt er uns immer noch nicht an? Dann sagen die Leute: Siehe, das ist es! Und er sagt: Sie fragen, wie es komme, daß ihnen kein Tier zum Opfer geschlachtet werde? Dann sagen die Leute: Siehe, das ist es gerade. Dann sagt er: Schlaget wieder, meine Freunde, damit ich höre. Und die Leute sagen: Siehe, siehe, er kommt dem Sitze des Übels immer näher. Dann sagt er: Der Schatten seines Vaters zürnt ihm. Und die Leute sagen: Höre! Dann sagt er: Er ist hinfällig, er ist krank, die Schatten rufen ihn. Dann sagen die Leute: Wer sagt dir's? Höre! Dann sagt er: Schlaget wieder, meine Freunde. Darauf nimmt er seine Schnupftabaks-Büchse heraus, schüttet etwas Tabak heraus und nimmt ihn, während die Leute, welche geschlagen hatten, schweigen; und nachdem er etwas Tabak genommen, gehen sie und fordern ebenfalls welchen, und er schnupft und hört damit auf. Und dann sagt er: Schlaget noch einmal, meine Freunde. Und die Leute sagen: Höre! Darauf sagt er: Er hat einen stechenden Schmerz in den Eingeweiden. Dann sagt er: Er ist krank, sehr krank. Und die Leute sagen: Höre! Darauf sagt er: Wenn ein Tier geopfert wird, wird er genesen. Und die Leute sagen: Höre! Dann sagt er, daß die Schatten diese oder diese bestimmte Kuh aus den Herden jener verlangen. Und wenn er nun so geendigt hat, geben ihm die Leute das Geschenk, welches sie mitgebracht, und begeben sich heimwärts."



Zauberer von der Loangoküste (nach Photographie von Dr. Falkenstein).

Der Erzauberer erzählt nun weiter, wie nach Heimkunft der zum Arzte Gesandten die

Daheimgebliebenen fragen, was und wie er gesagt und gethan, und wie sie sich entschließen, die gewünschte Kuh zu opfern: „Alle stimmen ein, und nun geht einer hinaus, und wenn er hinausgelangt bis zum Krale, sind alle in der Hütte still, während er um den Kral herumgeht, um die äußere Umzäunung des Krales, und spricht, indem er zu den Schatten betet: Ehre dir, Herr! Einen Segen, einen Segen laß kommen, da du wirklich eine Kuh gefordert; laß die Krankheit gänzlich verschwinden. So opfern wir denn die Kuh. Und wir sagen unserseits: Laß den kranken Mann herauskommen, komme hervor, nicht sei länger krank und schlachte dein Tier, da wir nun gebilligt haben, daß er es für seinen eignen Gebrauch haben solle. Ruhm dir, Herr! Gute Neuigkeiten! Komm, laß ihn uns sehen,



Zauberapparate, Amulette, Würfel rc. von Kafferndoktoren (Museum des Berliner Missionshauses). 1/3 wirkl. Größe Vgl. auch Text, S. 246.

wie er gleich andern umherwandelt. Nun, dann haben wir dir gegeben, was du wolltest, laß uns nun sehen, ob es nötig war oder nicht zu seiner Genesung, und daß die Krankheit vorbeigehe. Und dann kommt er heraus in die Viehhürde, den Speer in der Hand, geht hin und sticht das Tier; die Kuh schreit und sagt: Yeh! worauf er antwortet: Ein Tier für die Götter soll Zeichen von Schmerz von sich geben; so ist es recht, gerade das ist, was ihr wolltet. Sie ziehen es nun ab, essen es und werden damit fertig. Sollte sich auf dieses Opfer keine Heilung einstellen, so fragt der Kranke andre Leute, und diese sagen: Der Zauberer hat gelogen, er erfindet irgend etwas, um einem Manne seine letzte Kuh zu rauben, laß uns einen andern fragen. Jeder, ehe er auf ihre Fragen antwortet, läßt sich das Geschenk nennen, das sie gebracht, und sagt dann entweder: Der Geist weigert sich, er ist nicht willens, heute befragt zu werden, er ist abwesend; oder er fragt und heißt sie schlagen, und wieder verlangen die Schatten eine Kuh, dieselbe wird dann auch geschlachtet, wobei der Kranke die Galle über sein Haupt gießt und das Fleisch zerteilt und in die Hütte

gestellt wird, die dann alle verlassen; abends aber gehen sie hinein, nehmen das Fleisch und essen es. Der Inhalt des Magens wird am Hause umhergestreut. Manchmal wird auch nur eine Ziege geschlachtet. Einige brauen Bier für die Geister und lassen, wenn sie es trinken, einen Rest für dieselben im Topfe. Dabei wird mit ihnen gesprochen und am häufigsten um langes Leben gebeten."

Die Stellung der Priester im öffentlichen Leben ist immer eine einflußreiche, sie ist es aber mehr dort, wo die Häuptlinge sich vorwiegend auf die Verwaltung der weltlichen Angelegenheiten beschränken, als wo dieselben eine theokratische Würde behaupten. Auch fehlt es unter ihnen nicht an Abstufungen des Ranges und damit des Einflusses. Aber umgekehrt wie beim Fetische heiligt der Zauber nur in geringem Maße die Person des Zauberers, er ist dem Volke persönlich nichts weiter als jeder beliebige Mitmensch; nur den Zauber, den er macht, achtet und fürchtet man an ihm, nicht die Person. Unter Schütts Trägern befand sich z. B. ein solcher, welcher für sehr geschickt galt und viel mit seiner Kunst verdiente; sogar Eingeborne, bei denen die Karawane passierte, kamen zu ihm und nahmen seine Hilfe in Anspruch; niemals aber hat sich ein Kamerad erboten, etwa die Last desselben zu tragen oder ihm irgend eine andre Arbeit abzunehmen.

Höher als die einfachen Fetischpriester und Zauberer stehen die Priester der großen unsichtbaren Geister in Westafrika. Diese großen Geister wählen von vornherein ihre Priester nicht aus dem Volke wie die kleinen. Ihre Priesterschaft, die eine besondere Klasse bildet, ist erblich. Im Gegensatze zu den Priestern der kleinen Fetische tanzen sie nicht öffentlich, fungieren auch nicht als Wahrsager. Bei Antritt ihres Amtes werden sie von einem ältern Priester in Gegenwart andrer geweiht. Ein Opfer wird dem großen Fetische, dessen Priester neu berufen wird, dargebracht, und der die Weihe vollziehende Priester ruft im Gebete den Fetisch an und nennt seinen neuen Diener: „Gott, Erde, großer Fetisch . . ., ich weihe jetzt deinen Sohn . . ., auf daß er dein Priester sei. Verleihe ihm eine große Familie und viel Wohlstand. Beschütze ihn und die Seinen vor allem Übel. Segne seine Freunde, die ihm wohlwollen, und verfluche seine Feinde, die ihm übelwollen. Gib ihm Beredsamkeit, wenn er seine Gebete beim Opfer spricht 2c." Die Hauptaufgabe dieser Priester ist, an bestimmten Tagen in der Woche ihren großen Fetischen Opfer darzubringen und dasselbe mit den für die besondere Gelegenheit geeigneten Gebeten zu begleiten, mit denen sie sich sorgfältig vertraut gemacht haben müssen. Ihre gewöhnlichen Opfer bestehen aus Stierkälbern, Schafen, Ziegen und Palmwein. Die dargebrachten Tiere müssen ohne Gebrechen und ohne Flecke, die weiblichen dürfen nicht trächtig sein. Opferplätze für die Trankopfer befinden sich in den Wohnungen und Hofräumen der Priester. Andre Spenden, die aber auch immer mit Trankopfern verbunden sind, werden an die Aufenthaltsorte der Fetische gebracht. Diesen Plätzen naht niemand, auch nicht der Priester, ohne ein Opfer, welches auf einem aus unbehauenen Steinen errichteten Altare dargebracht wird. An dem Tage der Darbringung hat sich der Priester des Umganges mit Frauen sowie aller tierischen Nahrung zu enthalten. Übertritt er dies Gebot wissentlich oder unwissentlich, so ist er befleckt und untauglich, an diesem Tage zu opfern. Diesen Priestern ist die Ehe mit einer Witwe untersagt; auch ist ihnen die Berührung eines toten Körpers aufs strengste verboten. Hat ein Priester dem Leichenbegängnisse eines Freundes oder Verwandten beigewohnt, so muß er am Abend durch geweihtes Wasser geheiligt werden, mit dem er dreimal sich selbst besprengt oder von einem andern Priester seiner Klasse besprengt wird. Er ist auch befreit vom Fasten, sogar beim Tode seiner nächsten Verwandten. Diese Priester haben eine Rangordnung, die sich nach der Bedeutung ihrer Fetische regelt, und genießen daher nicht alle dieselben Vorrechte. Hoherpriester ist der Priester des höchsten oder wichtigsten Fetisches. Er hat mehr Macht

als der Häuptling einer Stadt oder eines Distriktes, ja in mancher Hinsicht mehr als der König einer ganzen Landschaft. Seine Befehle müssen ohne Zögern ausgeführt werden, da Ungehorsam gegen seinen Willen gleichbedeutend ist mit Ungehorsam gegen den großen Fetisch, dem er dient. Mißhandelte Sklaven können ihre Freiheit erhalten durch Anrufung eines der großen Fetische. Sie machen ein bestimmtes Zeichen und rufen den großen Fetisch namentlich an, sie hinfort als seine Sklaven anzunehmen. Der Priester oder Hohepriester besprengt dann den Sklaven mit Weihwasser, und dieser ist frei oder wenigstens nur Sklave des Fetisches. Es steht ihm frei, bei dem Priester oder Hohenpriester zu verbleiben oder sich irgend anderswohin zu wenden.

Neben den Funktionen des Opferns und Zauberns liegen dem Priester noch andre Aufgaben ob, welche teilweise mehr weltlicher Natur sind, und auf welchen oft auch ein großer Teil seines weltlichen Einflusses beruht. Gottesurteile, welche einen breiten Raum im Rechtsleben der Neger einnehmen, fallen hauptsächlich ihnen zu, sowohl in der Vorbereitung als der Ausführung. Zwar findet man öfters eine Art Arbeitsteilung in der Weise, daß der, welcher den Urheber einer zu rächenden That ausfindig machen soll, ein andrer ist als der, welcher das Gottesurteil ausführt (d. h. an der Westküste den bittern Gifttrank bereitet, der dort üblich ist, oder bei den Madi die rote Feder reicht, welche durchbissen werden muß und dem Schuldigen in Kürze den Tod bringt, oder die Würfel wirft, die bei gewisser Stellung den Schuldigen enthüllen). Aber beides ist Priestersache. Auch das Besprengen des Kindes mit Wasser sowie die Namengebung, später die Beschneidung und die daran sich schließende Einführung der Jünglinge in den Kreis der Männer besorgt der Priester, der dann endlich auch die Sühn- und Erntefeste, die Maskentänze, die Totenfeiern leitet. Vor allem aber ist seine ärztliche Thätigkeit nicht zu vergessen, deren wir als eines der wichtigsten Teile seiner Funktion bereits Erwähnung gethan haben.

All dieser Aberglaube dünkt uns nicht bloß um seiner selbst willen wichtig. Wir denken uns den Gang des Lebens dieser Menschen in der Regel viel zu einfach und zu geistverlassen, wenn wir diese beständige Unterströmung nicht mit in Rechnung ziehen. Der Aberglaube muß für vieles Ersatz leisten, denn vieles von dem, was die Kultur von außen heranbringt, um Reichtum und Mannigfaltigkeit zu erzeugen, bewirkt hier jenes üppige Gewirr von Gebräuchen, öfter sinnlosen als sinnigen, die, wie die Schlingpflanzen einen Baum im tropischen Urwalde, dies Leben umziehen, umschlingen, bereichern und oft genug ersticken und ertöten. Nehmen wir als Beispiel das Leben eines Betschuanen, das wir zufällig durch zutrauenswerte Schilderer, wie Casalis, Grützner und andre, hinreichend genau kennen, so finden wir es von verwickeltsten, schwerfälligsten, zeitraubendsten Gebräuchen von der Wiege bis zum Grabe umsponnen und eingeengt. Gleichzeitig liegt aber ein gut Stück unbewußter Lebenspoesie in diesen Gebräuchen, die selbst das Alltägliche mit geheimnisvollem Schimmer umleuchten. Dem gebärenden Weibe wird von den alten weisen Weibern des Krales geholfen, zu deren ersten Pflichten es gehört, dem mit den Füßen zuerst kommenden Kinde und den Zwillingskindern den Hals umzudrehen. Ebenso werden die Kinder, denen die Oberzähne zuerst kommen, getötet. Einen Teil des Fruchtwassers bewahrt der Zauberer oder Häuptling als heilkräftiges Mittel in einem seiner Zauberhörner. Die Wöchnerin bekommt drei Tage lang ihren eignen Urin zu trinken, währenddessen das Kind mit Brei zum Zerspringen gefüttert wird. Am dritten Tage werden die Brüste geritzt, mit Wurzelmedizin eingerieben, und von nun an darf das Kind saugen. Erst am fünften Tage wird der Mann zugelassen. Doch müssen beide, Mann und Frau, sich erst reinigen, indem sie, kreuzweise gegeneinander auf einem „Lefeko“, d. h. Amulettholze, sitzend, sich mit Fettmedizin einreiben und dann, das Holz übersteigend, in entgegengesetzter Richtung auseinander gehen.

Das Lefeko ist ein 1—2 m langes Holz, das überall, wo ein Kranker ist, quer vor die Thür gelegt wird. Zu dieser Zeremonie geben manche Zauberer auch noch Heilwasser zu trinken, und man glaubt, der Mann werde anschwellen und sterben, wenn er, ohne diese Prozedur durchgemacht zu haben, zu seinem Weibe oder auch einem andern gehe. Das Kind darf den ersten Monat nicht aus der Hütte, den zweiten nicht über die Vorhalle kommen. Nach dem ersten Monate „hilft“ ihm der Zauberer, indem er ein Weihpulver auf das Haupt in bestimmter Weise streut, dazu sagend: „Modimo (Gott), laß uns dieses Kind! Hilf ihm!“ Weiter wird es an vielen Körperstellen geritzt und mit Fettmedizin eingerieben. Endlich bindet der vielwissende Mann ein Stückchen Holz an das Tragfell der Mutter. Das Holz heißt „Modimo des Kindes“ und schützt gegen Verhexung. So oft es nötig scheint, werden diese Prozeduren wiederholt, auch wenn das Kind im übrigen ganz gesund ist. Für alle diese Vorrichtungen besteht die Bezahlung des Doktors darin, daß er nach der Heirat des letzten Kindes einer Familie ein Rind erhält. Sein letzter Dienst besteht darin, der Braut ein Amulett umzubinden. Nach der Verheiratung muß sie einen andern Zauberer nehmen.



Ein Fetisch unbekannter Bestimmung in Lunda (nach Skizze von Dr. Max Buchner). Vgl. Text, S. 181.

Beim Eintritte der Mannbarkeit füllen die Zeremonien der Beschneidung, Unterweisung, Absonderung Wochen und Monate aus. Die Verheiratung leitet sich durch Entsendung eines Freiwerbers in den Kral der Braut ein, wobei die Fragen und Antworten immer in denselben Formen sich bewegen. Der Freiwerber pflegt der Vater des Bräutigams selbst zu sein. Er sagt nach langen Umschweifen: „Ich bin gekommen, ein Hündchen von euch zu erbitten“. Antwort: „Sohn der N., wir sind arm, haben kein Vieh, hast du Vieh?“ Nun folgt wieder ein Zwischengespräch über Mangel an Vieh, Klagen über Seuche und Krankheit 2c. und endlich der Bescheid: „Ja, Vieh ist vorhanden“. Kommt der Freiwerber zurück, so geht ein zweiter Bote zum Krale der Braut und holt Schnupftabak, der von den Verwandten der Braut bereitet wurde und nun von der Familie des Bräutigams geschnupft wird. Dann treiben einige Burschen, Freunde des Bräutigams, einen Teil des bedungenen Viehes nach dem Brautkrale, wo sie mit Jubel empfangen, 3—6 Tage festlich bewirtet und in intimsten Verkehr mit den Mädchen des Krales gebracht werden. Nach einiger Zeit kommt der Bräutigam mit einem Genossen, wiederum Vieh bringend, und erfährt dieselbe Ehrung. Sie dürfen sich aber nicht aus der Schüssel ihr Essen nehmen, sondern erhalten es auf Stäbchen dargereicht. Sie bleiben zwei oder drei Monate, und öfters wiederholen sich diese Besuche. Endlich wird die Braut in den Kral ihres Bräutigams abgeholt und zwar durch denselben Genossen, der mit den Worten auftritt: „Kommt, laßt uns die Braut heimholen, das Bier ist gekocht“. Die Braut wird an diesem Tage mit Wasser übergossen und erhebt sich weinend von ihrem Lager. Man schlachtet, kocht, braut Bier. Aber von der Hauptspeise, einem steifen Breie, ißt der Bräutigam nichts, sondern

zwickt nur ein Stück ab, das er vor die Hütte wirft. Der Zauberer kommt am Abend und macht mit beiden seinen Hokuspokus. Der Bräutigam schläft diese Nacht nicht bei seiner Braut, sondern bei den Mädchen des Krales. Den nächsten Tag gehen beide in die Heimat des Bräutigams zurück, und dort werden nach der ersten Nacht beide vom Zauberer an vielen Körperstellen geritzt und ihr Blut wechselseitig in die Wunden eingerieben.

Dem gestorbenen Betschuanen werden die Kniegelenke und, wenn nötig, das Kreuz zerschnitten, um den Leichnam zusammenlegen zu können. Man hüllt dann seine Lenden in ein frisches Bocksfell und den ganzen Leichnam in ein frisches Rindsfell. Das Grab wird mit Medizinwasser begossen, und aus einem geweihten Horne werden auch selbst die Fußstapfen der Leichenträger besprengt; der Topf, in dem Weihwasser war, wird auf dem Grabe zerschlagen. Der Witwe wird ein Riemchen vom Leichenfelle um die Stirn gebunden. Die Angehörigen knieen am Grabe nieder, und längere Zeit ist am Abend und Tage große Klage, d. h. Geheul am Krale. Die Leichenträger werden gereinigt, indem sie an den Fingern geritzt und mit Medizin eingerieben werden; die nächsten Leidtragenden aber werden am ganzen Körper geritzt und außerdem durch Betupfen der ganzen Beine mit einem fettbeschmierten Holze von der Unreinigkeit befreit. Statt mit Fett und roter Erde, schmieren sich die Leidtragenden mit Fett und Kohle ein. Der ganze Kral betupft sich dann das Gesicht mit Asche, ißt vom Getreide des Verstorbenen ein Korn mit trocknem Kuhmiste, besucht seine Hütte und kehrt in die eigne Hütte, den Kopf zuletzt, zurück. Dann wird der Schmuck des überlebenden Vaters oder der Mutter dem jüngsten Kinde umgehangen. Die Leute des Krales waschen endlich mit Wasser über frischem Kuhmiste ihre Trauer ab.

Man sieht, es würde für einen Neger rein unmöglich sein, ohne Zauberer zu leben. Viel eher könnte man sich Europäer ohne Arzt und Geistlichen zugleich denken. Manche Formen des Aberglaubens können uns gleichgültig lassen oder erregen vielleicht sogar ein Lächeln durch ihre kindliche Einfalt. Höchst verderblich muß er uns aber erscheinen, wenn er nicht nur die Köpfe verdunkelt, sondern Leben und Gut der Einzelnen bedroht oder gar tief in die praktischen, wirtschaftlichen Existenzbedingungen ganzer Völker störend eingreift. Am untern Zambesi leben die Eingebornen Monate hindurch von den Früchten des Mangobaumes, doch wird keiner einen solchen pflanzen, wie mühelos das auch geschehen könnte. Fest wurzelt in ihnen der Glaube, daß, wer einen Baum pflanzt, bald sterben werde. Als Livingstone den Makololo, welche die Mango sehr liebten, empfahl, einige Kerne mitzunehmen, um sie in ihrem Vaterlande zu pflanzen, erklärten sie dies für eine selbstmörderische Handlung und erklärten: „sie wünschten nicht gar zu bald zu sterben“. Ebenso herrscht selbst unter den eingebornen Portugiesen von Tete der Aberglaube, daß niemals mehr glücklich sein wird, wer Kaffee pflanzt; doch trinken sie ihn und sind darum nur um so glücklicher.

*

In Bezug auf die wirtschaftliche Kultur der Neger haben die Theoretiker Jahre hindurch nur das Thema des nordamerikanischen Anthropologen Nott variiert: Die schwarzen afrikanischen Rassen in Südägypten sind in beständiger Berührung mit Ägypten 4000 Jahre hindurch gewesen, und doch haben sie keinen einzigen Schritt auf die Zivilisation zu gemacht, noch vermöchten sie es je, bevor ihre körperliche Organisation eine andre geworden. In dem einst vielbesprochenen Buche „Types of Mankind“ von Nott und Gliddon (1854), welches immer als eins der geist- und thatsachenreichsten Werke aus den Anfängen der anthropologischen Wissenschaft geschätzt werden wird, ist die Kulturunfähigkeit der Neger infolge ihrer inferioren Naturanlage mit allen Mitteln damaliger Wissenschaft nachzuweisen gesucht. Die wirklichen Kenner Afrikas sahen sich aber bald auf eine gründlich verschiedene Basis gestellt, als sie erst diese Rasse in ihrer Heimat selbst zu

studieren begannen. Sie fanden vor allem in ihr ein regelrechtes Agrikulturvolk, ein Volk von Handel, von bestimmten Satzungen des Familien- und Gemeindelebens und selbst des Staates. Sie begegneten nun nicht nur am Rande des eigentlichen Negerafrika festwurzelnden Kulturen, sondern sie verfolgten dieselbe tief ins Innere hinein und machten dabei nicht selten die Erfahrung, daß die Höhe der Kultur gerade in den Negerländern nach innen zunahm, statt abzunehmen (vgl. S. 32). Mitten unter diesen Menschen lebend, fühlten sie früher als andre den gemeinsamen Boden heraus, auf dem unsre und ihre Gesittung sich berühren. Wir möchten hier an einen Ausspruch von großer Wahrheit erinnern, in welchem Ed. Mohr auf seiner Reise zu den Fällen des Zambesi diesem rein menschlichen, ungelehrten Gefühle Ausdruck gibt. Er sagt in seiner etwas ungefügen Überschwenglichkeit, indem er mitten in der menschenleeren Wildnis des von den Matabele verwüsteten Makalakalandes die Spuren menschlicher Thätigkeit in fast verwischten alten Ackerspuren und in ärmlichen Gemäuerresten findet: „Durchwandert man wochen-, monatelang die mächtige Wildnis, so bemächtigt sich doch des Gemütes mitunter eine gewisse Befangenheit, wir fühlen uns verlassen. Solche Spuren der menschlichen Vergänglichkeit, wie wir sie hier antreffen, die einstigen stummen Zeugen eines zufriedenen, schaffenden Lebens, welche nun im tauben Schlummer eines sich auflösenden Verfalles weitermodern, sie stimmen uns ernst; hier fühlt man erst recht, der Mensch sympathisiert mit dem Menschen, er klatscht ihm Beifall zu, wenn er der Wildnis einen Damm entgegensetzt und triumphierend auf ihren gebeugten Nacken das produzierende, Segen spendende Joch der Kultur legt.“ Stanley spricht etwas ganz Ähnliches in Manyema aus. Daß diese Kultur nicht die Höhe der unsern erreicht, weil diese mehr muskel- als gehirnstarken Kämpfer leichter, früher im Streite mit der starken Natur ermüden, ist zweifellos wahr. Die Frage ist aber: Worin liegt der Grundunterschied zwischen der Kultur der Neger und der unsrigen, und aus welcher Verschiedenheit der Bedingungen geht dieser Unterschied hervor? Wir glauben die Naturanlage des Negergeistes zur Genüge erörtert zu haben (vgl. S. 146); hier, wo es sich darum handelt, ein Kulturgemälde zu entwerfen, kommen wir auf sie nicht mehr zurück, hier ist es wichtiger, die äußern Bedingungen zu prüfen, hemmende wie fördernde. Und was die Hemmungsfaktoren anbelangt, so ist die geringe Stetigkeit und Festigkeit der allgemeinen Verhältnisse in allem, was Kultur, Kulturanfang oder Kulturrudiment bei den Negern ist, von der allergrößten Wirkung. Sie ist es, die den Kulturboden unfähig macht, ein dauernd kräftiges Wachstum zu entfalten.

Mit Recht macht Stanley überhaupt darauf aufmerksam, wie die buntscheckige Völkerkarte Afrikas denjenigen zum Nachdenken auffordern müsse, der sich über die Ursachen Aufschluß zu verschaffen sucht, die einen Fortschritt in Afrika und die Erreichung einer höhern Kulturstufe aus dem Programme der Geschichte dieses Kontinentes fast gestrichen zu haben scheinen. „Bei fast gänzlichem Mangel eines Verkehres“, sagt er, „zwischen benachbarten Stämmen von verschiedener Zunge (denn auf eine halbe Stunde allein in fremdes Gebiet hinüberzugehen, wäre ein Wagestück, welches der Einzelne gewöhnlich mit seinem Leben bezahlen müßte) begegnet uns bald die Übervölkerung einzelner besonders gesegneter Striche, welche Auswanderung und einen totalen Wechsel der Lebensweise im Gefolge hat, indem Hirtenvölker zu Ackerbauern oder Ackerbauern zu Hirtenvölkern sich umgestalten; bald begegnet uns der aussterbende Rest eines zu Grunde gerichteten Volkes, welches verzweifelten Widerstand gegen die Vergewaltigung der es umringenden Übermacht leistet; dort werden kleine, abgezweigte Stämme unterjocht und zum Frondienste herangezogen und so fort: immer sind es dieselben Winke, die uns an die Hand gegeben werden, um das beispiellose Völkergewirr, das unaufhörliche Hin- und Herwogen der Rassen- und Sprachenbildung in Afrika zu erklären.“ Wenn nun auch die im Herzen Afrikas wohnenden

Völker von Invasionen frei geblieben sind, wenn die eigentlichen Innerafrikaner ihr Land länger für sich gehabt haben und es bis auf den heutigen Tag halten, so hat ihnen doch die Berührung mit Völkern höherer Gesittung gefehlt. Auch sie gehören demnach zu den Rassen, die man unentfaltete nennen könnte. Sogar jenes im Verhältnisse zu Europa und Asien nicht sehr bedeutende Maß von Begünstigung durch geographische Lage und Bodengestalt ist ihnen nur gering zugemessen, welches in der Kette von klimatisch so schön abgestuften und so mannigfaltig gearteten Terrassen- und Hochebenenländern von Mexiko bis Bolivia prädisponierte Schauplätze eigenartiger geschichtlicher Entwickelungen zu bilden scheint. Ist es doch gerade der Rumpf des Erdteiles, der ungegliedertste Abschnitt, welchen die Neger bewohnen. Die Abgrenzung ihrer Wohnsitze im Norden und Süden durch breite Wüsten und Steppen erschwert noch heute den Verkehr mit diesen Völkern. Dazu kommt aber, daß sie selbst auf dem Wasser sich wenig heimisch gemacht haben. Erst unter

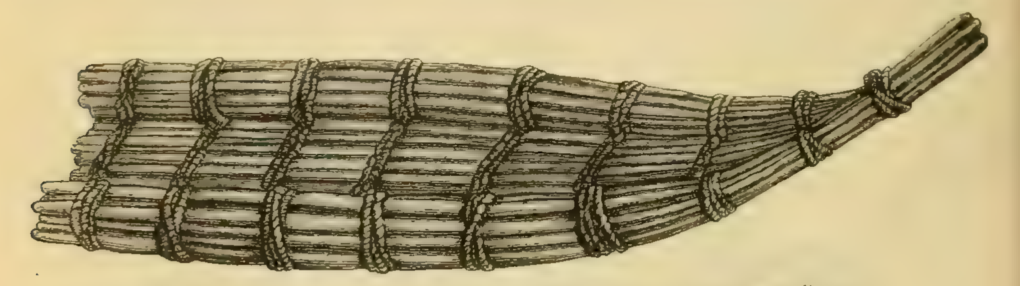


Ein Kahn vom obern Kongo (nach Stanley).

fremder Anleitung sind einige Negerstämme tüchtige Matrosen geworden. Kiel, Segel, Steuerruder mußten ihnen von außen hergebracht werden. Auf keinem der innerafrikanischen Seen, die wie wenig andre zur Schiffahrt einluden, sah man Segelschiffe, ehe Araber und Europäer sie dahin brachten. Die Beziehung dieser Völker zum Wasser ist überhaupt gering. Eine Anzahl von ihnen genießt gar keine Fische, was seinen Grund in den erwähnten religiösen Vorstellungen haben mag, welche vielleicht mit dem überall hervortretenden Schlangenaberglauben zusammenhängen. In der Schiffahrt sind sie mit verschwindenden Ausnahmen nicht über den ausgehöhlten Baumstamm hinausgekommen, zu welchem freilich einige Riesenbäume des äquatorialen Afrika gutes Material liefern. Schon vor 300 Jahren, als Lopez seine Beschreibung des Reiches Kongo lieferte, schwammen derartige Riesenkähne mit Krokodilschnäbeln auf dem Kongo. Ebenso fand sie Stanley (vgl. obenstehende Abbildung), und so schildert sie Barth vom Logon. Von den aus Brettern gebauten Kähnen der Waganda abgesehen, bei welchen man an arabischen Einfluß denken kann, sind diese Rieseneinbäume der Gipfel der Schiffbaukunst der Neger. Dieselbe steht also in gar keinem Verhältnisse zu der Größe der Gewässer, welche in Afrika schiffbar sind. Man würde z. B. auf dem stillen, seichten, fischreichen Ngami mit seiner fast amphibisch zu nennenden Bevölkerung eine rege Schiffahrt vermuten. Aber was finden wir außer ein paar kleinen Einbäumen, mit denen die Eingebornen den See bei stillem Wetter selbst

an der breitesten Stelle kreuzen? Bei Wind wagen sie die Bootfahrt nicht, weil sie das Überschlagen der Wellen fürchten. Auf dem obern Zambesi treten die Einbäume schon in größern Dimensionen auf. Serpa Pinto sah hier einen von 10 m Länge. Erheblich großer, aber im Grunde immer gleich einfach gebaut erscheinen sie auf dem Kongo und dem Großen Nyanza. Hauptsächlich zwei Arten von Flößen werden am Ngami benutzt. Die eine besteht aus bündelweise zusammengebundenem Rohre, die andre aus Binsen, welche man ohne weitere Vorbereitung auf das Wasser wirft, wo sie sich vermöge ihres geringen Gewichtes nicht nur schwimmend erhalten, sondern auch nach oben drängen, wodurch das Floß um so besser wird, je mehr man von diesem Materiale aufeinander häuft. Ganze Gruppen von Menschen befahren auf diese Weise den allerdings fast durchaus sehr seichten See. Es sind dieselben Flöße, wie die Umwohner des Großen Nyanza sie aus Palmblattstengeln und die Schilluk aus Ambatsch (s. untenstehende Abbildung) erbauen.

Schon Lichtenstein bemerkt, daß eine gewisse Wasserscheu allen Kaffernstämmen gemeinsam sei, am meisten aber den Küstenbewohnern. „Sie kennen", sagt er, „keine Art von Schiffen und verschmähen selbst ungeachtet ihrer Dürftigkeit das leichte Mittel,



Ein Ambatschfloß vom obern Nil (ethnographisches Museum, Wien). 1/20 wirkl. Größe.

sich durch Fischerei ihren Unterhalt zu verschaffen. Auch die Kaffern im Innern des Landes essen keine Fische und trinken Wasser nur bei dem stärksten Durste und gänzlichem Mangel an Milch und Molken. Alle Neger, welche Kleider aus Fell tragen, waschen diese nie, sondern schmieren sie mit Fett ebenso wie ihren Körper. Nur ihrer großen Viehherden halber lieben sie die Nähe von Quellen und Flüssen." Muß man nicht annehmen, daß die Entwickelung einer so scharf ausgeprägten Eigentümlichkeit nur möglich war bei sehr lange fortgesetztem binnenländischen Leben? Jedenfalls trägt aber auch das Hirtenleben zu ihrer Verstärkung bei, indem dieses mehr als jedes andre von der Benutzung des Wassers zum Verkehre, vom Genusse des Fischreichtumes und vom Wassertrinken entwöhnt und in entsprechendem Maße den Menschen immer stärker auf das Land als seinen natürlichen Wohnplatz und seine einzige Nahrungsquelle verweist. Im allgemeinen scheinen die Neger Westafrikas sich noch eher mit dem Wasser zu befreunden als die des Ostens. Doch wohnen außer am Großen Nyanza auch am Nil noch treffliche Schiffer und Fischer. Wir erinnern an die Schilluk.

Die Neger sind in keiner Weise leidenschaftliche Bader wie ihre pazifischen Rassengenossen. Selbst in der heißen Bakwenahauptstadt Molopole beobachtete Holub, daß die Knaben zwar ins Wasser krochen, sich aber beeilten, baldmöglichst wieder an der Sonne sich zu braten, und an trüben Tagen mieden sie das Wasser ängstlich. Die Wasserjagd überlassen sie in der Regel bestimmten nomadisierenden Jägern oder Fallenstellern, welche eigne Stämme bilden. Die Amapondo, welche sich früher mit großer Vorliebe dem Fange der Seekühe und Flußpferde am St. John's River widmeten, haben selbst dies in neuerer Zeit aufgegeben, entweder weil ihr Ackerbau lohnender oder ihre Trägheit und Verweichlichung größer geworden sind. An der ganzen Zuluküste wird von Eingebornen kaum ein Fisch gefangen.





Einen guten und nützlichen Teil von den Naturanlagen der Neger enthüllt der Handel, dem sie mit Ernst und Eifer obliegen. Die meisten Afrikaner sind von Natur zum Handel beanlagt. Er entspricht ihrer unruhigen Natur, ihrer Neugier und Schwatzhaftigkeit; sie lieben den Handel mehr um des Handelns als um des Gewinnes willen. Er freut sie schon wegen der Unterhaltung, die er gewährt; er ist ihnen ein Zeitvertreib. Bei manchen Stämmen, wie den Dualla Oberguineas, hat der Handel den Charakter einer schädlichen Leidenschaft angenommen, der zuliebe sie alle produktive Arbeit aufgeben, um schachernd zu verarmen. Ein Europäer in Tete erzählte Livingstone, daß oft eingeborne Handelsleute mit einem zu verkaufenden Elefantenzahne zu ihm kämen, den Preis, den er böte, erwögen, mehr verlangten, darüber sprächen, sich zurückzögen, um sich darüber zu beraten, und endlich fortgingen, ohne ihn zu verkaufen; am nächsten Tage versuchten sie es mit einem andern Kaufmanne, sprächen, erwögen, zerbrächen sich den Kopf und gingen ab wie am vorhergehenden Tage; dieses Verfahren setzten sie täglich fort, bis sie vielleicht jeden Kaufmann im Dorfe besucht hätten, und hörten zuletzt damit auf, daß sie den kostbaren Zahn an irgend jemand für noch weniger verkauften, als der erste Kaufmann geboten hatte. Die Neigung, beim Umsatze ihrer Waren zu tändeln, kommt von ihrem Eigendünkel her, der ihnen dadurch beigebracht wird, daß sie der Gegenstand des Schmeichelns gieriger Kaufleute sind, ein Gefühl, dem selbst die Liebe zum Gewinne untergeordnet ist. Die Eitelkeit ist womöglich stärker als die Gewinnsucht. Demgemäß fällt häufig der Handelsbetrieb den Weibern als alleiniges Geschäft zu. Wenn daher der Marktplatz der Ort ist, wo sich der Neger am wohlsten fühlt, und ohne den er nicht leben kann, so sind es oft weniger wirtschaftliche als gemütliche Motive, welche diese Vorliebe für das Marktleben begründen. Von der Walfischbai bis Kuka und von Lagos bis Zanzibar ist der Markt der Mittelpunkt alles regern Lebens in Negergemeinschaften, und die Versuche der Erziehung zur Kultur haben am wirksamsten an dieser Stelle angesetzt. Nicht mit Unrecht nennt Monteiro den Tauschhandel das große Zivilisationsmoment für Afrika.

Dies gilt vom innersten Afrika, wohin nur selten Europäer oder Araber vordringen, so gut wie von den Küstenplätzen. Als Stanley im Dorfe Kagehji des Landes Usukuma Halt machte, zog sich hier sogleich eine große Anzahl eingeborner Händler aus einem Umkreise von 20 bis 30 engl. Meilen zusammen. Fischer aus Ukerewe brachten getrocknete Fische, aus Igusa, Sima und Maga wurden Kassawa und Bananen herbeigetragen, die Hirten von Usukuma sandten ihre Ochsen, und aus Muanza wurden Hacken, Eisendraht, Salz und große Mengen von Bataten und Yams gebracht. An größern Plätzen, wie Udschidschi und Nyangwe, findet man ständige Märkte, von denen der in dem letztgenannten Platze von mehr als örtlicher Bedeutung ist. Derselbe hat sowohl Livingstone als Stanley reichlichen Stoff zu interessanten Beobachtungen geboten. „Auf diesem Markte", sagt letzterer, „ist alles zu kaufen und zu verkaufen, von dem gewöhnlichsten irdenen Topfe an bis zu dem schönsten Mädchen aus Samba, Mazera oder Usukuma. 1000—3000 Eingeborne beiderlei Geschlechtes und von dem verschiedensten Lebensalter strömen hierher zusammen vom jenseitigen Ufer des Lualaba und von den Kunda-Ufern, von den weiter hinauf im Flusse liegenden Inseln und aus den Dörfern im Mitamba oder Walde. Fast alle tragen in Manyema fabrizierte Kleider, zu denen fein aus Gras geflochtene, schön gefärbte und sehr dauerhafte Zeuge benutzt werden. Die hier für Kauris, Glasperlen, Kupfer- und Eisendraht und Lambas oder viereckige Stücke von Palmenzeug verkauften Artikel repräsentieren die Produkte Manyemas.... Wie sehr ähnelte dieser Marktverkehr mit seinem Lärme und seinem Gemurmel menschlicher Stimmen unsern Märkten! Derselbe Wetteifer im Anpreisen der Waren, die heftigen, lebhaften Bewegungen, die ausdrucksvollen Gesten, der forschende und prüfende Blick, die wechselnden Mienen der Geringschätzung

und des Triumphes, der Besorgnis, Freude und des Beifallspendens: alles dies war auch dort zu bemerken. Ich beobachtete auch die überraschende Thatsache, daß die Ureinwohner von Manyema sich just dieselben übertriebenen Begriffe in Bezug auf ihre Ware zu bilden vermögen wie die Londoner, Pariser und New Yorker Krämer." Übrigens sind die Handelsgebräuche nicht überall die gleichen. So sind z. B. im Hinterlande Angolas in dieser Hinsicht die Bangala anders anzufassen als andre Völker. Gibt man ihnen bei einem Geschäfte nicht schnell das, was sie verlangen, so gehen sie fort und kehren nicht mehr zurück; man hat es mit ihnen gründlich verdorben, und sie trachten dann auf andre Weise, durch Diebstahl oder sonstwie, in den Besitz der für sie begehrenswerten Gegenstände zu gelangen. Anders sind beispielsweise die Songo und die Kioko, welche in üblicher Weise mit sich handeln lassen.


Ein Biheñoträger auf dem Marsche (nach Serpa Pinto).

Livingstone machte die Erfahrung, daß man auf den Markt gehen müsse, wenn man irgend etwas, auch selbst eine Kleinigkeit, kaufen wolle. Die Manyema vermeiden es womöglich, anderweitig Handel zu treiben. Wenn man einem sagt: „Verkaufe mir dieses Huhn oder jene Frucht", so wird er in der Regel antworten: „Komm auf den Tschitoka (Marktplatz)". Die Menge, die hier zusammentrifft, flößt offenbar dem Einzelnen Vertrauen ein, und die Unverletzlichkeit der Marktbesucher und des Marktplatzes scheint einer der wenigen festen, durch lange Übung geheiligten Rechtsbegriffe der hiesigen Völker zu sein. Auch ist der Marktbesuch für viele eine tägliche Gewohnheit; denn wenn auch in Nyangwe allerdings nur alle drei Tage Markt gehalten wird, fallen dafür auf die übrigen Tage Märkte in der Nachbarschaft, welche von Nyangwe aus regelmäßig besucht werden. Zu bestimmter Stunde strömen dann von außen herein Weiber und Männer mit ihren Waren, die erstern, welche weitaus die größte Zahl ausmachen, mit schweren Ladungen von getrockneter Kassawa, großen irdenen Töpfen und dergleichen, die letztern mit etwas Eisen oder Grastuch, höchstens mit ein paar Hühnern oder einem Schweine über der Schulter. Wir versuchen, aus den Schilderungen Livingstones und Stanleys eine Liste der hier ausgebotenen Gegenstände zusammenzustellen: Sklaven, Schweine, Hühner, lebende Lembe (Lepidosiren) in Töpfen mit Wasser, andre getrocknete und an Stäbchen aufgesteckte Fische, zweierlei geröstete Schnecken, weiße Ameisen (Gumbe), getrocknete Kassawa, Getreide, Mehl, Kartoffeln, Bananen, Gemüse, Lehmballen für solche, die an der Erdesserkrankheit leiden, Kuchen aus Fliegenlarven, Palmöl, Salz, Pfeffer und andre Gewürze, Eisenblöcke, die an beiden Enden ausgezogen sind, um die Güte des Metalles zu zeigen, Thongefäße, Palmen- und Graszeug.

Dies ist lokaler Verkehr. Zum Fernverkehre scheinen erst fremde Händler, besonders Araber und portugiesische Mulatten, den Anstoß gegeben zu haben, und derselbe war, insofern er vorwiegend dem Sklavenhandel diente, den Negern schädlich und unangenehm. Ihn erschwerte dann auch der Wegemangel. Im Afrika der Neger sind künstliche Wege, eins der ersten Zeichen von Fortschritt bei einem Volke, mit wenigen sehr schwachen

Ausnahmen, wie sie z. B. Uganda bietet, nicht zu finden. Die begangensten Wege sind Pfade wie Ziegenpfade, eine oder zwei Spannen breit; in der Reisezeit durch Menschen und Tiere ausgetreten, sterben sie in der Regenzeit aus, wie der Afrikaner sagt, d. h. sie werden überwachsen. An offenen und öden Stellen laufen vier oder fünf solche Spuren parallel zu einander, in buschreichen Gegenden sind es Tunnels in Gesträuch und Baumgezweige, welche den Trägern das Fortbringen ihrer Lasten erschweren. Felder und Dörfer sind mit Hecken, Baumverhauen oder wagerecht vorgelegten Stämmen umgeben, die zu Umwegen zwingen. Im offenen Lande kann man ein Fünftel des Weges auf Windungen rechnen; wo Hindernisse vorkommen, darf man die Hälfte annehmen. Die schwierigsten Wege führen durch hohes Gras, wie es in Usaramo und Khutu oder in Lunda wächst, oder in den Gebirgen, deren Abhänge, wenn möglich, in den Betten der Gießbäche erstiegen werden, oder endlich die sumpfigen Flußufer entlang. Zu den häufigsten Wegzeichen gehören gebleichte Knochen und Schädel, Topfscherben, Nachahmungen von Bogen und Pfeil, die auf nahes Wasser deuten.

Die Furten sind bei dem geringen Wasserreichtume des Landes selten über $^1/_2$ m tief, in der Regel viel seichter. Zu Burtons Zeit waren zwischen Udschidschi und der Küste nur zwei Flüsse überbrückt, der Mgeta und der Rugumu, und nur der Malagarasi konnte auf einer Fähre überschritten werden. Diese Brücken sind oft mit viel Geduld hergestellt, so die über den Rowube, welche Cameron auf dem Rückmarsche von Nyangwe beschritt, und welche aus bis 10 m hohen Pfählen bestand. Wir lassen die Beschreibung einer Brücke über den Wami folgen, welche Wilson auf dem Wege von Bagamojo zum Ukerewe zu überschreiten hatte: „Die Ufer erhoben sich hier 15 Fuß hoch; von einem zum andern waren zwei kräftige Schlingpflanzen herübergezogen und auf beiden Seiten an starken Bäumen befestigt worden. Diese waren in kurzen Abständen durch quergelegte Stücke Holz verbunden, welche lange Balken trugen; eine dritte Lage kurzer Stöcke war wieder quer über diese gelegt und bildete so den Boden der Brücke. Das Ganze stützten einige starke Pfähle, die in das Flußbett eingerammt und mit den Pflanzenseilen verbunden waren; zwei ebenfalls herübergezogene Schlingpflanzen bildeten das Geländer und trugen noch zur Festigkeit der Konstruktion bei. Der Bau dieser Brücke zeugte von viel Erfindungsgabe und Geschicklichkeit. Sie muß in neuem Zustande sehr tragfähig und sicher gewesen sein; damals jedoch war sie alt, die Stöcke auf dem Boden hatten die nackten Füße zahlloser Passanten glatt poliert, viele der Stützen waren zerbrochen, und die weit klaffenden Lücken zeigten zur Genüge, daß jeder Fehltritt in die strudelnden Wasser hinunterführen mußte; dazu schwankte und zitterte der ganze Bau so sehr, daß man nur mit Mühe das Gleichgewicht halten konnte.“ Öfters sind die sogenannten Brücken nur einfache Lianenstricke, an welchen die Esel oder Maultiere der Karawane (wir reden hier speziell von Ostafrika) von einem Ufer zum andern hinübergezogen werden. An solchen Übergangsstellen konzentriert sich die Karawane, die im übrigen über eine lange Linie hin zerstreut marschiert, so daß der Führer eines Zuges gezwungen ist, alle Abwege durch Striche zu bezeichnen, die er mit seinem Speere auf den Boden macht, oder durch darübergelegte Zweige, so daß keiner von der Gesellschaft sich verirren kann. An diesen Punkten wird dann auch das Lager aufgeschlagen oder, wenn jene nicht vorhanden, unter großen Bäumen, im Schutze von Felsen 2c., in befreundetem Gebiete wohl auch in der Nachbarschaft eines Dorfes.

Eine besondere Beachtung erfordern die ständigen Karawanenwege, welche für die ganze Kultur Afrikas von der größten Bedeutung sind, da sie schon früh die Kanäle bildeten, durch welche Kulturanregungen aus andern Ländern ihren Weg ins Innere fanden. Die wichtigsten sind die von Osten hereinkommenden, weil sie unmittelbar in das Innerste der Negerländer hineinführen. Süden und Westen sind auch in diesem Punkte weniger begünstigt. Hier erlangte nur der portugiesische Weg zum Kasembe eine gewisse Bedeutung.

Die nördlichen Wege durch die Wüste nach dem Sudan aber führen nicht unmittelbar zu den Negern, sondern zunächst in die gemischten Staaten der Kanuri, Fulbe und Araber, deren Verkehr mit den weiter südlich wohnenden Negern teilweise ganz in Sklavenjagd aufgeht, wie es einst bei den alten Ägyptern der Fall war, von deren Verkehre mit den Negern gewisse Bereicherungen des Kulturschatzes der letztern Kunde zu geben scheinen.



Eine Glocke des Rufers der Karawane bei den Wakamba (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/3 wirkl. Größe.

Im Osten sind aber nicht Fremde, sondern die Neger selbst im Karawanenhandel thätig aufgetreten. Hier ist der eigentliche Sitz des Negerhandels, und hier ist besonders auch das Trägerwesen organisiert, so daß Comber mit Recht vom untern Kongo sagen konnte: „Wenn wir nur Träger hätten, wären unsre Schwierigkeiten überwunden; aber ich glaube, es ist weit leichter, von Bagamojo aus Uganda oder Udschidschi zu erreichen, als den Stanley Pool von hier aus, da es hier kein Äquivalent für die Zanzibarträger gibt". Die Waniamwesi haben seit undenklichen Zeiten ihre Wege nach der Küste gemacht; wenn der eine durch Krieg, Blutrache ꝛc. geschlossen war, öffneten sie einen andern; aber die eigentlichen Karawanen, im Kisuaheli „Safari", im Kinyamwesi „Lugendo" genannt, bestanden lange nur aus gemieteten Trägern von der Küste. R. F. Burton berichtet, daß Bewohner der Küste erst kurz vor seiner Zeit an dieses Geschäft gegangen seien. Diese Leute verlassen nicht gern ihre Felder zwischen Oktober und Mai, weshalb die Karawanen nach der Küste in der Regel die trockne Jahreszeit wählen. Von der Küste ins Innere gehen sie mit Vorliebe am Schlusse der großen und kleinen Regenzeit, also im Juni oder September. Im Jahre 1857 betrug der Lohn eines Trägers von der Küste nach Kaseh 10—12 Dollars Wert in Waren, zeitweise war er früher auf 6 Dollars gesunken; die Abwärtsreise war viel billiger. Die Träger werden in Ostafrika Pagasi genannt, in den portugiesischen Teilen Carregadores. Man kann dort dreierlei Karawanen unterscheiden: die der Waniamwesi, solche, die aus Trägern eigner Güter, und solche, die aus Gemieteten kleiner Händler bestehen; letztere stehen unter einem gewählten Haupte, welches Mtongi oder Ras Kafilah genannt wird, und sie sind, da sie von eignem Interesse getrieben werden, die billigsten und kommen am raschesten vom Flecke. Wir glauben gern der Äußerung R. F. Burtons, daß der europäische Reisende bedauern wird, wenn er sich einer solchen Karawane anschließt, denn dieselbe weicht nicht drei Schritt von ihrem Wege ab. Die Träger der Araber sind natürlich viel anspruchsvoller und unzuverlässiger. „Diese eigenwilligen Schurken benehmen sich mit der kühlsten Unverschämtheit, ihre Antworten geben sie in befehlshaberischem Tone, sie bestimmen die Märsche und Halte, und ihre Arbeit verrichten sie niemals ohne laute Klagen und offene Unzufriedenheit. Die Rationen sind der beständige Gegenstand ihrer Sorge; da sie zu Hause auf eine kleine Ration Grütze beschränkt sind, so verwenden sie auf dem Wege allen Scharfsinn, um die größtmögliche Menge von Nahrungsmitteln herauszudrücken, und sind zuzeiten von einer wahren Wut für Fleisch beseelt." Von der Fülle der Nahrung und besonders des geliebten Fleisches hängt ein guter Teil der Stimmung in einer Karawane ab, und die Verteilung der Fleischrationen ist z. B. bei den Karawanen, die ins Masailand und nach Ukamba gehen, nach alter Sitte streng geregelt: der Kopf gehört dem Zauberer, resp. Schreiber, das Bruststück dem

Flaggenträger, das Schwanzstück dem Hauptführer, das Herz dem Hornbläser, ein Keulenstück nebst Fuß dem Ausrufer; alles andre kann der Kaufmann, dem die Karawane gehört, nach eignem Gutdünken verteilen. Gewöhnlich sind diese Karawanen von sehr unregelmäßiger Geschwindigkeit: sie verlieren eine Menge Zeit mit den Vorbereitungen, dann suchen sie das Verlorne einzuholen, bis Krankheiten oder Desertion sie dezimieren und sie neuerdings zu langsamem Vorrücken oder Zeitverlust zwingen. Die in Ostafrika von Wasuaheli oder Wamrima geführten Karawanen stehen zwischen diesen beiden Extremen; die Führer verstehen sich vor allem viel besser mit ihren Pagasi als die Araber. Diese Karawanen sind im allgemeinen die sichersten und leiden am wenigsten von Krankheiten. Alle, wenn sie nicht gerade in der Zeit des Leidens sind, verkürzen sich die Wegstunden durch Singen, Schreien, Rufen von außer auf Reisen nie gehörten Worten, und dieser Lärm verdoppelt sich in der Nähe eines Dorfes, wo die Flagge entfaltet und, wenn eine vorhanden, die Trommel geschlagen wird. „Hupa, Hupa! Vorwärts, vorwärts! Mgogolo! (Halteplatz!) Futter! Futter! Seid nicht müde! Hier ist das Dorf, die Heimat ist nahe! Eile dich, Kirangosi! Oh, wir sehen unsre Mütter! Wir werden essen!“ So geht das Geschrei und Gejohle. Indessen wird selbst in Gegenden, wo Dörfer reichlich sind, nicht immer in denselben eingekehrt; denn nicht alle Völker sind den Karawanen wohlgesinnt, von welchen sie vielleicht früher Übles erfahren haben. Die verkehrsgewohnten Wamrima lassen Fremde unbedenklich in ihre Dörfer ein, die Waniamwesi sind ebenso entgegenkommend; aber die Wasaramo nehmen keine Waniamwesi auf, und in Ugogo lagert man aus Mißtrauen gegen die Bevölkerung immer im Freien. Weiter nach Norden, im Lande der Masai, gleichen die Karawanen Kriegszügen. Sie marschieren langsam und geschlossen, weil die Masai zurückbleibende Träger abfangen oder niederstoßen. Sobald der Lagerplatz erreicht ist, wird sofort eine Verschanzung aus Akazien und Mimosen, die mit Stacheln bewehrt sind, hergestellt, um vor nächtlichen Überfällen einigermaßen gesichert zu sein.

Die Lager werden immer kreisförmig angelegt, mit einem Heckenzaune umschlossen und haben in der Mitte auf freiem Platze die Hütten für die Führer der Karawane. In den östlichen Teilen, wo Holz selten ist, wird ein Gestell aus Stäben gemacht und mit einem auf den Boden reichenden, vorn offenen Dache aus Rasen bedeckt. Von Uvinsa bis zu den Seen, wo überall Bäume in größerer Zahl vorkommen, baut man Rindenhütten, ähnlich den Hütten der ständigen Dörfer, während die Seeanwohner Riedmatten mit sich tragen, die, über Stäbe gespannt, ihre Zelte bilden. Groß brauchen dieselben nicht zu sein, denn die Fähigkeit, zu zweien oder dreien den ganzen Körper, mit Ausnahme der Beine, unter eine Matte von 1 m im Geviert unterzubringen, gehört zu den hervorragenden Reisetugenden des Afrikaners.

Die Geschwindigkeit der Karawanen ist natürlich eine sehr verschiedene. Burton erzählt von einer von Arabern geführten, die täglich 30 engl. Meilen zurücklegte, was aber etwas ganz Ausnahmsweises ist. Derselbe Reisende meint, daß an kühlen, mondhellen Morgen wohl eine Marschgeschwindigkeit von 4 engl. Meilen pro Stunde möglich sei; aber die normale ist selbstverständlich viel geringer, $2^1/_4$ engl. Meilen in der Stunde dürften ein noch ziemlich reichlicher Durchschnitt für eine längere Reise sein. Livingstone machte mit seinen kräftigen Makololo $2^1/_2$—3 engl. Meilen. Lacerdas Träger (in Ostafrika) waren über die Zumutung erstaunt, etwas über 2 deutsche Meilen den Tag machen zu müssen, während Petherics Träger 8 Stunden im Tage marschierten und $3^1/_2$ engl. Meilen in der Stunde zurücklegten. Das Menschenmaterial, der Boden, das Klima erklären diese Unterschiede. Aber die Mehrheit der Reisenden zeugt für die Wahrscheinlichkeit der geringern Annahmen, und es scheint so ziemlich zuzutreffen, was Galton aus vielen Erfahrungen schließt: daß

10 engl. Meilen im Tage ein guter Durchschnitt seien, und daß der zu loben sei, der eine Karawane 1000 engl. Meilen in 6 Monaten durch ein wildes Land führe.

Karawanen sind von jeher hauptsächlich von den Ausgangspunkten Mombas, Zanzibar und Sofala ins Innere gegangen, wo die Gebiete der Masai und Wakamba, Wagogo und Waniamwesi, Makua und Wayao ihre Hauptzielpunkte, d. h. in erster Linie ihre an Sklaven ergiebigsten Jagdgründe, waren. Sie waren wohl schon im Anfange unsers Jahrhunderts bis an den Ukerewe vorgedrungen, und Livingstone traf einzelne Händler am Zambesi. Man muß jedoch hinzufügen, daß die von der Ost- ebenso wie von der Westküste ins Innere vordringenden Handelsleute in der Regel keine reinen Neger, sondern Araber und Mischlinge waren. Jene zeigen zwar Handelstalent in ihrem innern Verkehre genug, aber es fehlt ihnen an der richtigen Schätzung der beim äußern Handel ins Spiel kommenden Waren und Kräfte. Sowenig im allgemeinen der Neger als „im Kindheitszustande der Menschheit stehend" bezeichnet werden kann, so wahr ist es, daß gewisse kindische Neigungen höherer Rassen in ihm sich forterhalten. Es erstaunte vor Jahrhunderten Vasco de Gama, als der Neger mit Verachtung Gold und Silber zurückwies, um kindergleich nach Glasperlen und sonstigem Tande zu greifen. Darin ist er noch bis heute derselbe. Schmerzlich-komisch wirkt der Ausdruck von Begierde, die innige, alles andre ausschließende Bewunderung, mit welcher er solches Zeug betrachtet. Und doch gebraucht er es auch nur als Spielzeug: hat er seine Ziege oder sein Getreide geopfert, um der glückliche Besitzer einer Perlschnur zu werden, so wird er sie einige Tage um den Hals hängen, um dann, bald wieder müde dieses Besitzes, alles zu thun, um denselben gegen einen andern zu vertauschen. Aber Perlen können kaum bei einem Handelsgeschäfte fehlen, am wenigsten natürlich da, wo irgendwie das schönere Geschlecht mit in Frage kommt. Dieselben werden nicht immer in gleicher Qualität gesucht, sondern sind in gewissem Maße von der Mode beherrscht. Schon im 16. Jahrhundert waren die Eingebornen der Angolaküste so für Perlen eingenommen, daß letztere daselbst Geldeswert hatten. An der übrigen Westküste galten zu derselben Zeit Kauris als Münze, die auch im arabischen Handelsgebiete Ostafrikas überwiegend die Stelle der Scheidemünze einnehmen, wo indessen, sei es durch Indier oder Araber eingeführt, auch das Silber in verschiedenen Formen Kurs hat. In Nyangwe waren zu Camerons Zeit neben den Kauris Sklaven und Ziegen allgemein im Kurse. Eiserne Äxte oder Ringe, auch hufeisen- oder hauenförmige Eisenstücke kursieren in den Nilländern (vgl. Abbildung, S. 199). Aber auch am Bembasee wurden Livingstone drei eiserne Hauen als Fuhrlohn für das Übersetzen von zehn Personen abgefordert. Baumwollzeug in unbrauchbar schmalen Streifen geht in den Sudanländern bis über Adamaua als Geld, und in Bornu nimmt das Geld bizarrerweise sogar die Form von nie zum Tragen bestimmten Kloben an. Rinder als Geldeswert sind bei allen Hirtenvölkern im Kurse; Münzen aber haben sich außer in Abessinien und vielen Teilen der Sahara und des Sudan nur in den fortgeschrittensten und wohlhabendsten Gebieten, wie Basutoland, eingebürgert.

Der für die gesamte Entwickelung der Kultur in Afrika so wichtige Ausfuhrhandel leidet bis heute unter der geringen Zahl der Ausfuhrgegenstände. Daß diese aber einer Steigerung fähig sind, steht zweifellos fest. Cameron nennt als Quellen der Ausfuhr: Zuckerrohr, Baumwolle, Ölpalmen, Kaffee, Tabak, Sesam, Rizinusstaude, Mpafu („ein großes, schönes Nutzbaumholz mit einer olivenähnlichen Frucht, aus welcher ein wohlriechendes Öl gewonnen wird, und mit einem aromatischen Harze unter seiner Rinde, ist vom westlichen Ufer des Tanganika bis zur Grenze von Lovalé heimisch"), Muskatnüsse, Pfeffer, sowohl schwarzer als roter, Nutzholzbäume, Reis, Weizen, Sorghum, Mais, Kautschuk, Kopalharz, Hanf, Elfenbein, Häute, Wachs, Eisen, Kohle, Kupfer, Gold, Silber, Zinnober und Salz. Nach einer Berechnung Westendarps hat Afrika in den 20 Jahren

1857—76 durchschnittlich jährlich 614,000 kg Elfenbein allein nach Europa geliefert, abgesehen von der Ausfuhr nach Indien und Amerika. Und Rohlfs setzt dieser Aufzählung hinzu: „Der Menge der von ihm angeführten Produkte hätte Cameron noch leicht eine ebenso große Anzahl hinzufügen können, denn aus den vielen nicht genannten heraus nenne ich nur Straußfedern und Erdnüsse, vor allen Arachis hypogaea, welche überall wachsen und von großer Bedeutung sind". Es würde allerdings seltsam sein, wenn ein Tropenland wie Afrika nicht eine Menge ungehobener Schätze in seiner Pflanzenwelt bergen würde. Daneben ist aber Afrika eins der eisenreichsten Länder der Erde, enthält mächtige Steinkohlen- und Kupferlager, hat Diamanten und Gold. Es fehlt offenbar nur die Befruchtung durch Unternehmung und Kapital, um die Schätze flüssig zu machen.

Der Neger ist nicht bloß als Wanderer mit Haus und Hof, sondern auch als Einzelner beweglich genug. Wir haben Gelegenheit gehabt, dies bei Betrachtung der politischen Verhältnisse zu betonen. Er hat dem entsprechend auch entwickelte Reisesitten. Treffen z. B. Betschuanen auf einer Reise zusammen, die sich fremd sind, so vermeiden sie es, sich rasch zu nähern, vielmehr bleiben die Neugekommenen in einiger Entfernung stehen oder sitzen, bis die andern sich herablassen wollen, Notiz von ihnen zu nehmen, was gewöhnlich eine halbe Stunde dauert. Es entspricht dies der großen Entwickelung des Mißtrauens bei Völkern auf dieser Kulturstufe. Dann kommen sie näher und berichten erst auf Befragen ihre Erlebnisse in einem regulären Tagebuchstile, indem sie von allem und jedem, was sie erlebt und gesehen, in der natürlichen Reihenfolge kurze Notiz geben, ebenso die andern. Der ausführlichere Bericht folgt dann erst abends beim Feuer und womöglich bei der Pfeife, wo sie sich breiter auszulassen lieben. Bei den Teda von Tibesti und den Tuareg wird dieses Zeremoniell noch weiter getrieben, denn diese kauern sich kampfbereit erst längere Zeit nieder, ehe sie miteinander in Berührung treten. Prinzipiell feindlich über dieses natürliche Mißtrauen hinaus sind nur die häufig von Sklavenhändlern heimgesuchten Stämme, die natürlich jeden Weißen als gebornen Feind ansehen. Sonst ist der Fremde, der als Kaufmann oder wenigstens mit Waren reist, Gast des Häuptlinges, da dieser das Monopol des Handels hat, also Nutzen von seinem Gaste zu ziehen sucht. Die Gastfreundschaft wird bei vielen Stämmen der Neger nicht so rein und fest gehalten wie bei andern Völkern. Der Eigennutz stört sie. Doch hat jeder, der gereist ist, besondere, „Kala" genannte Freunde bei den Stämmen, die er besuchte, und diesen Freunden steht es zu, sich alles anzueignen, was der andre besitzt, sogar seine Hütte und eins seiner Weiber; jedenfalls kann er bei einem Besuche darauf rechnen, daß ihm zu Ehren ein Ochs oder ein Schaf geschlachtet wird. Natürlich beruht diese Sitte auf Gegenseitigkeit. Wir fügen hier gleich an, daß die Sitte der Blutsfreundschaft, d. h. des Bluttausches zur Besiegelung der Freundschaft, fast allgemein gefunden wird.


Eisengeld vom obern Nil (städtisches Museum, Frankfurt a. M.). Vgl. Text, S. 198.

Händedruck und Küssen sind weder als Begrüßungen noch als Besiegelungen von Freundschaftsbündnissen üblich. Manche Stämme begrüßen einander durch Händeklatschen, die Bomboko (Camerun) durch Aneinanderlegen der Handflächen. Die Dinka spieen sich früher zum Gruße an. Die weltweit verbreitete Sitte des Entgegenhaltens von Gras oder

Zweigen zum Zeichen friedlichen Entgegenkommens kehrt auch bei den Negern wieder. Bei Freundschaftsbündnissen und Friedensschlüssen beobachtet man verschiedene Zeremonien. Der Austausch von Ringen, die aus dem Felle gemeinsam verspeister Opfertiere geschnitten sind, verkettet die Freundschaft. Mehr bindend sind aber die Treuschwüre. Bei den Wakamba hocken sich die Abgesandten beider Parteien in einem Kreise zusammen, in ihrer Mitte steht ein etwa faustgroßes, roh aus Lehm geknetetes, an der Sonne getrocknetes Töpfchen, welches mit Wasser gefüllt ist. Der Sprecher der einen Partei nimmt ein Stäbchen in die Hand und redet unter fortwährendem Klopfen auf das Töpfchen von den freundlichen Gesinnungen seiner Zugehörigen. Ähnliches spricht ein Vertreter der andern Seite, dann dieser und jener aus der Versammlung, stets seine Rede mit Klopfen begleitend. Zuletzt erhebt sich einer, nimmt das Töpfchen in die Hand, und mit dem Spruche: „Wenn wir die Freundschaft brechen, die wir uns hier gelobt, mögen wir zerbrechen wie dieser Topf hier", zerwirft er es am Boden. Die mohammedanischen Wasuaheli bedienen sich dieser Zeremonie an Eidesstatt. Sie zerwerfen eine Kokosnuß in der Moschee. Wer diesen Eid bricht, wird härter bestraft, als wenn es ein auf den Koran geschworner gewesen wäre. Eine Modifikation dieses Gebrauches haben die Wakikuyu, wo die Versammelten in ein gemeinschaftliches Gefäß urinieren, welches dann zerbrochen wird; oder sie würgen ein Opferlamm, dessen Tod auch sie erleiden mögen, wenn sie den Treuschwur brechen. Trotz der feierlichen Allianzformeln kann eine oder die andre Partei das Bündnis lösen. Sie begibt sich ohne Vorwissen der andern an den Ort, wo der Kongreß stattgefunden hatte, schlachtet ein Schaf und gießt ein wenig seines Blutes in eine etwa noch vorgefundene Scherbe des Bündnistopfes oder besprengt den ganzen Platz mit dem Blute. Hierdurch entbinden sie sich des Eides.

*

Die Mehrzahl der Neger betreibt **Ackerbau**. Man kann sagen, daß unter allen großen Gruppen der Naturvölker die Neger die **besten und eifrigsten Ackerbauer** sind. Eine Minderzahl verachtet den Ackerbau, um nur Viehzucht zu treiben; viele sind Ackerleute und Hirten zugleich. Sieht man von der Einfachheit der Werkzeuge ab, so nimmt der Ackerbau der Neger eine ganz respektable Stellung ein. Er steht vor allem höher als irgendwo im voreuropäischen Amerika. Seine Bedeutung im Leben dieser Völker lehrt schon die Thatsache, daß keineswegs die Frauen allein denselben zu besorgen haben. Das ganze Leben der Familie geht bei echten Ackerbauern, wie z. B. den Manganja, in demselben auf. Daher finden wir, daß die Monate mit Vorliebe nach den verschiedenen Arbeiten benannt werden, welche der Ackerbau erfordert. Wir vernehmen von beständig vor sich gehenden Rodungen, durch welche Wälder in Felder verwandelt werden. Der Boden wird dann mit der Asche des verbrannten Gesträuches gedüngt. In der Mitte der Felder erheben sich jene leichten Warten, von denen herab ein Wächter die körnerfressenden Vögel und andre Diebe verscheucht. In der Erntezeit verlegen ganze Dörfer ihre Wohnstätten in die Felder. Die Schnelligkeit, mit welcher sich die verschiedensten neu eingeführten Kulturen in Zentralafrika verbreiteten, spricht ebenfalls für die Sorgfalt, welche diesem Wirtschaftszweige gewidmet wird. Und endlich sind Industrien, die man landwirtschaftliche nennen könnte, wie z. B. die Mehlbereitung aus Hirse, Kassawa und andern Früchten, die Herstellung gegorner Getränke aus Körnerfrüchten (vgl. Abbildung, S. 201) oder die Verarbeitung der Baumwolle, sehr weit verbreitet und werden mit großer Sorgfalt gepflegt.

Das Klären eines Ackerplatzes geschieht durch Feuer, mit der Hacke oder kleinen Axt. An der Ostküste benutzt man auch ein breites, lanzenblattförmiges Faschinenmesser an kurzem Stiele. Überhaupt muß die Lanzen- oder Speerklinge manchem friedlichen Zwecke



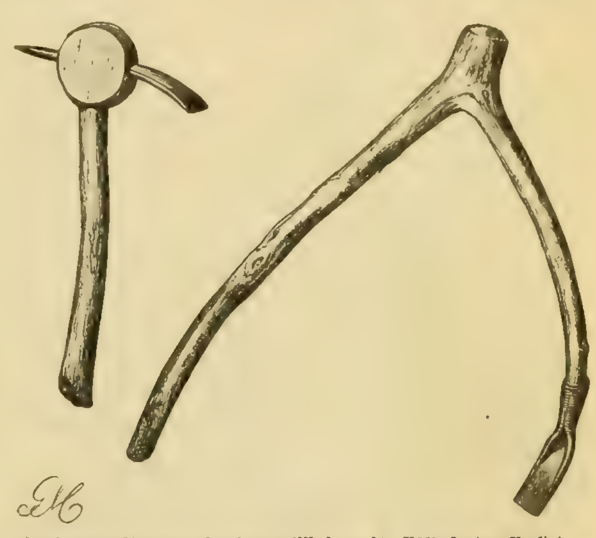
Ein Pombegelage bei den Waganda (nach Speke). Vgl. Text, S. 200.

dienen. Größere Bäume werden durch Entrinden getötet. An die Ackerränder legt man Dornäste, unter deren Schutze allmählich dichte lebende Hecken entstehen. Dann wird der Boden mit einem hölzernen, an den Enden breitgeschärften Spaten gelockert und von Unkraut gereinigt. Eiserne Gerätschaften dürfen bei vielen Völkern hierzu nicht angewendet werden, da man glaubt, der Regen würde verscheucht. Diesem alten Brauche entgegen haben jedoch selbst schon die Wakamba die Hacke (Jembe) der Küstenvölker eingeführt. Nachdem so bei Beginn der Regen der Boden vorbereitet, schreitet der Säende über den Acker, bei jedem Schritte mit dem nackten Fuße ein Loch scharrend, in welches er einige Körner aus der Hand fallen läßt; der Fuß deckt sie zu, und wenn der gute Zauberer genug Regen macht, der böse ihn nicht zurückhält, so ist bis zur Ernte nichts weiter zu thun, als einmal das mitgekeimte Unkraut zu jäten. Für die Jätung haben einige Völker besondere halbmondförmige Werkzeuge.

Selten nur wird ein Feld mit einer einzigen Fruchtart bestellt, meist wird „zwischengepflanzt“. So setzt man im Osten auf Cajanus- und Sorghumäcker, welche zweier Regenzeiten bis zur Reife bedürfen, Bataten (aus Stecklingen gezogen) und Manihot (aus Steckholz) oder säet Bohnen, die bei ihnen eine Stütze der windenden Triebe und Schatten finden. Hier und da schlängelt sich auch ein Flaschenkürbisgewächs am Boden des Feldes. Tabak wird dicht bei den Hütten gepflanzt, wo er durch die dort angesammelten Dungstoffe sehr gut gedeiht. Man zieht eine echt afrikanische und daneben die rotblühende sogenannte virginische Art. Er gebraucht ebenfalls zwei Regenzeiten zur Ausbildung. Rizinusbäume, eine großkörnige Kulturform, stehen in weiten Abständen zwischen andern Feldpflanzen. Das ganze Jahr hindurch wird gesäet und geerntet. Sorghum, welches in den Herbstregen gesäet wird, wächst etwa meterhoch empor und steht dann in der trocknen Zeit still; in der großen Frühjahrsregenzeit entwickelt es sich schnell zur Reife, die im Mai erfolgt. In den großen Regen säet man Mais, Hülsenfrüchte, Kürbisse und andre schnell reifende Pflanzen. Wenn sie abgeerntet sind, baut man an ihrer Stelle Pennicillaria, die im Januar und Februar eingebracht wird. Die Getreideähren werden vor dem Ausfallen der Körner mit einem Messer einzeln abgeschnitten. Man läßt dieselben in der Hütte nachtrocknen. Gelegentlich werden sie auf hartem Boden oder glattem Felsen als Tenne mit langen, dünnen Loden, an denen oben einige Seitenäste gelassen, gedroschen. Das **Hauptgetreide** der afrikanischen Völker ist durch alle Zonen und Höhen hindurch die Hirsenart Pennicillaria spicata. Sorghum, welches in einigen Gegenden dominiert, ist für hoch gelegene Länder weniger angezeigt. Hier treten denn auch an Stelle der gleichfalls mehr Tiefland liebenden Bataten und des Maniok Mais und manche Hülsenfrüchte. Von letztern sind mehrere Arten sehr beliebt. Die in einigen Gegenden, z. B. in Uganda, fast die Hauptnahrung bildenden Bananen sind in andern vernachlässigt. Die Erdnüsse werden hauptsächlich in Westafrika massenhaft gebaut. Man darf sich aber die Ackerarbeit der Neger nicht paradiesisch leicht vorstellen. Vorzüglich der Anbau der verschiedenen Arten und Abarten von Hirse ist kein ganz leichter; er erfordert jedenfalls mehr Sorgfalt als der des Maises oder gar der Wurzelgewächse. **Arbousset**, der uns ein Bild vom Anbaue der Hirse bei den Kaffern gibt, sagt, daß die Eingebornen dort drei Viertel des Jahres damit beschäftigt sind. „Nicht als ob sie nicht gut fortkäme; aber sie muß zwischen Saat und Ernte zweimal gehackt, gejätet, ausgeblättert, von überflüssigen Zweigen befreit, im jungen Zustande gegen die Heuschrecken und in der Reife gegen das Vieh und die Vögel geschützt werden.“ Die Körner sind nahrhaft und von angenehmem Geschmacke; da sie aber wenig Kleber enthalten, backt das Mehl nicht leicht zusammen. Die Betschuanen essen daher die Hirse stets mit Milch oder mit Kürbisscheiben.

Die Schwierigkeit des Ackerbaues steigert sich für die Neger durch die Einfachheit ihrer **Werkzeuge**, durch die Vernachlässigung des tierischen Düngers, der wohl durch

Asche ersetzt wird, und durch gewisse Schwierigkeiten, welche die Aufbewahrung bietet. Was erstere anbetrifft, so hat die hölzerne oder eiserne Hacke alles zu thun. Der Pflug ist den Negern bis heute im wesentlichen fremd. Barth läßt denselben südlich von Agades fehlen, und ebenso verschwindet er bei den südlich von Abessinien wohnenden Galla. Man kann also sagen, daß dieses Werkzeug in den eigentlichen Negerländern ursprünglich nicht gefunden wird. Es würde falsch sein, hieraus sogleich einen Schluß auf die Inferiorität des Negers als Ackerbauers zu ziehen. Manche Neger bauen ohne Pflug ihr Land besser als die Abessinier mit demselben. Regelmäßiger Ackerbau in größerm Stile, also mit dem Pfluge, findet in den Tropenländern bei der üppigen Vegetation, welche den Boden bedeckt, oft schwere Hindernisse, zu deren Überwindung keine Notwendigkeit treibt. Die Familien finden ihr Auskommen, auch wenn sie den Boden nur mit der Hacke bearbeiten. Man muß keinen europäischen Maßstab an den Ackerbau der Neger legen, welcher vielmehr bei dem Reichtume ertragreicher Gewächse, über welche er verfügt, und bei der Möglichkeit wiederholter Ernten mehr gartenartig sein kann und daher weit absteht von dem Ackerbaue verhältnismäßig kümmerlichen Ertrages, der auf weiten Flächen bei uns betrieben wird und nur unter Voraussetzung großer Sorgfalt erfolgreich ist.



Hacke und Axt der Ovaherero (Museum für Völkerkunde, Berlin).

In allen tropischen Teilen Afrikas bildet die Aufbewahrung der Ernten eine große Schwierigkeit des Ackerbaues. Infolge der Verwüstungen des Kornwurmes läßt sich die Hirse schwer auch nur bis zur nächsten Ernte halten, zumal die Art der Aufbewahrung eine sehr unvollkommene ist. Soviel sie bauen, und so reichlich die Ernte ausfallen möge, alles muß in einem einzigen Jahre aufgezehrt werden. Dies mag der Grund sein, warum die Batoka, Nordbasuto und andre so viel Bier brauen. Unzweifelhaft liegt hier aber, soviel auch das Klima mit schuld sein mag, eine der Unvollkommenheiten vor, mit welchen der Ackerbau notwendig unter einem Volke behaftet sein wird, in dessen Sitten die Vorsicht und Ausdauer wenig entwickelt sind und daher nicht mit einem starken Faden notwendigen Zusammenhanges die einzelnen Thätigkeiten und die Thätigkeit der einzelnen Tage aneinander zu reihen vermögen. Die Notwendigkeit, die Vorräte, für welche selten ein reger Absatz möglich ist, von Ernte zu Ernte aufzuzehren, beeinflußt sicherlich das ganze Wirtschaftsleben dieser Völker in ungünstigem Sinne. Um so mehr ist aber die Sorgfalt anzuerkennen, mit welcher sie der Zerstörung vorzubeugen suchen. Nur ist dieselbe in ihrer Wirkung notwendig sehr beschränkt.

Zu den wichtigsten Bauobjekten gehören in ganz Negerafrika die Kornspeicher. Soweit die Verbreitung der Tropenregen und der weißen Ameisen reicht, findet man die auf Pfosten ruhenden Speicherhütten und andre Vorrichtungen, welche zum Aufbewahren der Kornvorräte dienen. Von kleinern Speicherhütten kann man das ganze Dach deckelartig abheben, um zum Inhalte des Speichers zu gelangen. Bei den Betschuanen stehen die irdenen Kornbehälter, die den nubischen im Prinzipe ähnlich sind, im freien Felde; die

Bamangwato haben sie in ihren Hütten, von denen sie einen großen Teil einnehmen, und die Musgo, bei welchen sie turmförmig sind, in ihren Gehöften. Die Bongo pflegen ihre Kornspeicher, „Gollotobs“ geheißen, mit einem zierlich geflochtenen Strohpolster, dem „Bonj“, zu krönen, der als Sitz dient, um von der Dachspitze aus das flache, meist von hohem Korn- und Graswuchse bedeckte Land überschauen zu können. Um diesen Sitz herum ragen stets 6—8 hornartig geschweifte Hölzer, oft die Enden mehrerer das Dachgerüst selbst darstellender Baumäste empor, ein charakteristisches Merkmal aller Bongohütten. Dem



Ein Dorf mit Getreidehäusern in Lovale (nach Cameron).

Systeme des abhebbaren Kegeldaches begegnen wir außer bei Südafrikanern auch bei den Njam-Njam, den Sfern, den Golo und den Kredsch. Der Behälter des Kornspeichers ist nach dem nubischen Muster gewöhnlich aus Thonerde; bei den Sfern ruht er auf einem Pfahle, wodurch er gegen Nässe, Termitenfraß und Ratten gleich gesichert, auch Dieben schwerer zugänglich ist. Varietäten dieses Systemes sind die Kornspeicher der Golo; hier finden wir solche mit becherförmigem, auf einem zentralen Pfahle errichtetem und durch Seitenhölzer gestütztem Thonbehälter und deckelartig abhebbarem Kegeldache, dann Kornspeicher mit schüsselförmigem Thonunterbaue, der auf vier Pfählen ruht. Ähnliche Kornbehälter wiederholen sich durch den ganzen von Negervölkern bewohnten Teil des afrikanischen Kontinentes, vom Niger bis zum Lande der Ovambo. Doch finden wir auch in den Bäumen aufgehängte Körbe oder Gerüste, an denen der Mais außer dem Bereiche der Ratten und

Mäuse im Freien aufbewahrt wird, und offene Trockengerüste für Mais, z. B. bei den Manyema, die dann auch zur Aufspeicherung dienen.

Die Viehzucht der Neger findet ihre hohe Entwickelung im Osten des Erdteiles, wo ausschließlich viehzüchtende Stämme vom mittlern Nil (ca. 12° nördlicher Breite) bis zur Südspitze wohnen. Hauptgegenstand derselben ist überall das Rind. Daneben kommen als Haustiere Ziegen, Schweine, Schafe, Hunde und mageres Geflügel in Betracht. Das Rindvieh (vgl. S. 16) ist nützlich als Lasttier, als Milch- und Fleischtier. Auch das durch starke Aderlässe am Halse entzogene Blut wird oft und zwar anscheinend ohne üble Folgen als Nahrungsmittel verwendet. Wir gehen in dieser allgemeinern Betrachtung über jene Stämme hinweg, die wenig Viehzucht mit vorwiegendem Ackerbaue verbinden, um jene ins Auge zu fassen, welche fast nur von Viehzucht leben. Diese Stämme, welche im Sudan quer durch Afrika reichen, um dann auf dem Hochlande des Ostens von den Dinka am obern Nil bis zu den Kaffern an der Südspitze Afrikas fast lückenlos sich zu erstrecken, sind eine der merkwürdigsten und wichtigsten Erscheinungen im Völkerleben Afrikas. Es gibt wenige andre Naturvölker, die der Viehzucht mit solchem Eifer, solcher Hingebung obliegen. Einige von ihnen verachten jeden Ackerbau, aber auch bei jenen, die nebenher Ackerbau treiben, erscheint dieser mehr als eine lästige Notwendigkeit, während es die Herden sind, welche den Mittel- und Schwerpunkt bilden, um den das ganze leibliche und geistige Leben sich dreht. Bei einseitigen Hirtenvölkern bilden das Vieh, seine Herstammung, seine Gewohnheiten, Vorzüge und Fehler den Gegenstand von wenigstens 99 Prozent aller Gespräche. So erzählt Büttner von den Herero. Während sie es nicht für nötig gefunden haben, für die Farbe des blauen Himmels und des grünen Grases besondere Worte in ihrer Sprache festzusetzen, kann jede Nüance, jede Abzeichnung in den Farben ihrer geliebten Rinder, Schafe und Ziegen auf das allergenaueste bestimmt werden. Auf den Reichtum der Bezeichnungen für die Farben der Rinder bei den eine ganz andre Sprache sprechenden Dinka hat auch Schweinfurth aufmerksam gemacht. Wenn fremdes Vieh vorbeigetrieben wird, erhebt sich sofort ein Wettstreit der jungen Leute, welche Farben diese Stücke haben, und die Sache wird mit gründlichster Gelehrsamkeit durchgesprochen. Ebenso achten sie auf den Wuchs der Tiere, auf ihre Hörner, ob sie so oder so gekrümmt sind, und wenn ein Stück verloren gegangen ist, wird der suchende Hirt es allen Begegnenden nach seiner Farbe, seiner Gangart, der Größe und Form der Hörner und nach wer weiß welchen andern kleinern besondern Merkmalen so beschreiben, daß ein jeder Sachverständige es unter Tausenden herausfinden müßte. Auch wenn sie lustig und guter Dinge und zum Tanzen aufgelegt sind, so sind es zunächst wieder die Rinder, deren Weise tanzend nachgeahmt wird. Mit den halb erhobenen Armen und Händen werden die gekrümmten Hörner kopiert, der Oberleib wiegt sich hin und her, wie die Rinder beim Gehen den Kopf zu wiegen pflegen, und



Der Kornspeicher des Königs Miriro (nach Stanley).

alles freut sich, wenn einer der Tanzenden einen beliebten, berühmten, vielbesungenen Ochsen so darstellt, daß alle auf den ersten Blick erkennen können, welcher gemeint ist. Von den Dinka, den großen Rinderzüchtern am obern Nil, wird erzählt, daß ihre Liebe zu den Herden oft noch größer sei als zu ihrer Familie, so daß bei den Sklavenjagden die Baggara und Genossen nur die Herden wegzutreiben brauchten, um sicher zu sein, daß deren Eigentümer ihnen folgen würden. Übertrieben, wie diese Angabe klingt, erscheint sie als nicht so ganz unglaubwürdig, an dem Maße der Leidenschaft gemessen, mit welcher die Neger an diesem Besitze viel mehr noch als an jedem andern hängen. Auch in den Kaffern- und Betschuanenkriegen der Engländer und der Boeren spielte das Wegtreiben der Herden eine große Rolle als unfehlbar wirkendes Unterwerfungsmittel. Aus dieser Anhänglichkeit erklärt sich auch die Unlust der Hirtenvölker, ihre Herden zu vermindern. Da sie so außerordentliche Freunde von Fleisch und Fett sind, ist die Enthaltsamkeit doppelt merkwürdig, mit der sie ihren Herden gegenüberstehen.

Das Schaf (vgl. S. 17) ist vielleicht als eigentliches Schlachttier anzusehen, wiewohl auch es möglichst geschont wird. Wenn die Eingebornen Opferzeremonien beschreiben, so reden sie fast immer so, daß ein Schaf geschlachtet wird. Aus den Knötchen und Drüsen des Eingeweidenetzes eines geschlachteten Hammels weissagen auch die Zauberer der Herero ganz wie die römischen Haruspices. Ein fettes Schaf wird als Ganzopfer verbrannt, wenn man in der Dürre Regen wünscht; wenn der schwarze Rauch qualmend zum Himmel emporzieht, verdichtet er sich dort oben zu Wolken, sagen die Herero, welche dann den Regen herabschütten. Dagegen werden zu größern Festen, Beschneidungs- und Leichenfeierlichkeiten Rinder geschlachtet. Indessen muß es schon eine außerordentliche Gelegenheit sein, wenn etwas geschlachtet werden soll. Am allerliebsten erfreut sich der Neger der noch lebenden Tiere, wenn sie so recht von Fett strotzen. Auch der Hirt, der bei einem fremden Europäer um Lohn dient, wird nie, wenn ihm nicht ganz ausdrücklicher Befehl geworden ist, die besten Tiere der Herde für den Tisch seines Herrn schlachten, sondern so lange warten, bis sie von selbst sterben oder doch dem Tode nahe sind. Man sieht daher in den Herden der Neger immer uralte Tiere, die aus Zahnlosigkeit kein trocknes Futter mehr kauen können, so daß sie in der Trockenzeit elend zu Grunde gehen müssen. Ein Weggeben aus der Herde ohne Zwang geht daher völlig über den Horizont eines schwarzen Viehzüchters hinaus. Schweinfurth meint, man würde sich angesichts der fast religiös zu nennenden Liebe der Dinka für ihre Herden an die Rinderverehrung der Toda erinnert fühlen, wenn nicht die Dinka bei fremden Gelagen ohne jeden Skrupel den Ochsen verzehrten, den sie in ihrer eignen Herde ängstlich schonen.

Die Europäer fanden dieses merkwürdige Festhalten der Herden schon bei ihrer ersten Berührung mit den Südnegern. Im Jahre 1801 trat in der Kapkolonie infolge der Kaffernkriege und des starken Bedarfes der englischen Armee und Flotte ein großer Mangel an Rindern ein, dem abzuhelfen eine Expedition unter Truter und Somerville zu den Betschuanen gesandt ward. Dieselbe, welche die ersten genauern Nachrichten über die Betschuanen brachte, erreichte nichts von diesem Zwecke. Als die Basuto in den dreißiger und vierziger Jahren zuerst nach dem Kaplande als Lohnarbeiter gingen und von dort dann Rinder mitbrachten, die sie sich durch ihre Arbeit erworben hatten, schien ihrem Häuptlinge, so erzählt Casalis, eine freiwillige Hergabe von Rindern seitens des Herdenbesitzers so unmöglich, daß er argwöhnte, sie hätten Diebstahl begangen, oder aber fürchtete, man habe ihnen eine Falle gestellt. Lange Zeit konnte er sich nicht von diesem Argwohne befreien und sah dieses wider seine Begriffe erworbene Eigentum nicht als völlig rechtlich erworben an. Lag vielleicht dieser Anschauung auch mit die Befürchtung zu Grunde, daß der große Einfluß, den bis dahin der Häuptling als Haupteigentümer aller Herden besessen

hatte, durch die Erwerbung dieses neuen, von ihm unabhängigen Besitzes seitens seiner Unterthanen erschüttert werden könnte? Thatsächlich hat ja der zunehmende Privatbesitz bei den Basuto diese Wirkung geübt, denn allerdings ist der Herdenbesitz des Häuptlinges besonders bei Betschuanen und Zulu die stärkste Quelle von Macht und Einfluß, auf deren Vergrößerung, wenn nötig durch Raub, beständig gedacht wird.

Neben diesem, wenn man so sagen darf, seelischen Motive der Hochhaltung des Rinderbesitzes bildet das rein physische des Milchgenusses das starke Band zwischen dem Leben des Hirten und seiner Herde. Milch ist die Grundlage der Ernährung aller in genügendem



Milcheimer, Milchschüssel, Trichter, Löffel der Ovaherero (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/6 wirkl. Größe.

Maße rinderzüchtenden Negervölker, und manche den Negern wenigstens nahestehende Stämme, wie z. B. die Masai, verschmähen jegliche vegetabilische Speise zu gunsten von Milch, Fett und Fleisch. Daher wird alles, was mit Milch und Melken zusammenhängt, wie ein Heiligtum behandelt. Die Milch wird fast nur in geronnenem Zustande genossen, bloß Kinder sieht man aus den Eutern der ihnen geschenkten Ziegen oder Kühe direkt ihre Nahrung saugen. Die Milchgefäße dürfen nicht gereinigt werden. Ebenso darf die Milch nicht mit Metall in Berührung kommen, wenn das nicht böse Folgen für die Kühe selbst haben soll. So weigern sich die Herero oft, wenn man unterwegs im Felde Milch gekauft hat, dieselbe in die Blechgefäße der Europäer hineinzugießen, damit ihre Kühe nicht auftrocknen. Es setzt sich daher an dem Holze der Gefäße sehr bald eine ziemlich feste Kruste an, und Milch, welche süß in diese alten Eimer hineingegossen wird, säuert sehr rasch, zumal bei der Wärme. Nach einiger Zeit wird die Milch in eine Kalebasse oder einen Ledersack geschüttet. Da auch diese Kalebasse selten oder nie gereinigt wird, also noch

immer ein Restchen alter Milch vorhanden ist, wenn frische Milch hineingegossen wird, so gerinnt die letztere bald; es wird nun aber die Kalebasse so lange geschüttelt, bis sich der Käsestoff und die Molken wieder durcheinander gerührt haben. Dieses Schütteln ist gewöhnlich Frauenarbeit. Gegessen wird dann die Milch aus hölzernen Eimern mit großen hölzernen Löffeln. Bei solchen Herdenbesitzern, welche zugleich Ackerbau treiben, wie den Betschuanen, wird sie in der Regel mit Hirsebrei gemischt.

Bei dem Schütteln der Kalebasse bildet sich natürlich auch Butter. Für gewöhnlich wird dieselbe nicht herausgenommen, sondern unter fortgesetztem Zugießen von frischer Milch und weiterm Schütteln so lange darinnen gelassen, bis das Gefäß ziemlich voll davon ist und nicht mehr viel Milch hineingehen will. Dann wird die Kalebasse an die Sonne gestellt und die flüssig gewordene Butter zu weiterer Aufbewahrung in eigne Behälter, die Fetthörner, gegossen. Diese Butter wird übrigens nicht zur Speise, sondern nur zum Einsalben des Körpers benutzt. Während bei den Negern, Sudanvölkern und Galla die Butterbereitung ziemlich allgemein bekannt und geübt ist, wird Käse nur von den Arabern, Berbern und Abessiniern bereitet. Die vollendeten Viehzüchter Ost- und Westafrikas: Fulbe, Galla, Dinka, Betschuanen, Ovaherero, sind mit dieser Kunst nicht vertraut.

Das Melken wird als eine Sache von großer Wichtigkeit angesehen und ist bei den meisten Negervölkern nur dem Manne gestattet (vgl. auch S. 49). In anbetracht der Wildheit der den ganzen Tag frei laufenden Kühe ist dies kein leichtes Geschäft. Mit einem Riemen werden den Kühen die Hinterfüße zusammengebunden, damit sie beim Melken stillstehen. Der Melker setzt sich hockend unter die Kuh, das Milcheimerchen zwischen den Knieen festhaltend. Da die Kuh sich aber nicht melken läßt, wenn sie nicht ihr Kalb bei sich sieht, so wird, wenn der Neger sich zum Melken anschickt, von dem Hirten das betreffende Kalb aus dem Kälberkrale herausgelassen, es darf auch wohl zuerst einige Züge aus dem vollen Euter saugen; dann aber wird es auf die Seite geschoben, und der Melker beginnt zu melken, wobei er immer wieder das Kalb abzuwehren hat. Wenn etwas abgemolken ist, darf das Kalb wieder trinken, um aufs neue Platz zu machen, bis man glaubt, nicht mehr ohne Schaden für das Kalb abmelken zu dürfen; denn die Hauptsache bei dem ganzen Geschäfte, worüber die Herdenbesitzer einig sind, ist die Vorsicht, daß dem Kalbe nicht allzuviel entzogen werde. Eher mögen die Menschen Mangel leiden. Einzelne Kühe haben nach der Meinung der Herero die Kraft, die Milch nach Belieben innehalten zu können, so daß die Melker dem vollen Euter nichts entlocken können. In diesem Falle werden dann allerlei Zeremonien angewandt, teils um die Kuh zur Freundlichkeit weiterer Milchgabe zu bringen, teils um auch dem Kalbe nicht zu gestatten, daß es die Milch für sich allein nehme.

Neben der Milch ist das Blut der Rinder eine nicht unbedeutende Quelle der Ernährung für die Hirten. Es mag auch bei der manchmal im Lande herrschenden großen Salzarmut als Würze gelten. Nach einigen hat es eine etwas berauschende Wirkung und große Nährkraft. Es wird aus einer der großen oberflächlich gelegenen Halsadern entnommen, die vorher durch starkes Schnüren des Halses mittels einer Riemenschlinge unterbunden ist. Bei den Wakamba wird ein kleiner Pfeil, dessen Spitze wie die eines Tischmessers gerundet und, damit sie nicht zu tief eindringe, an einer gewissen Stelle dick mit Fäden umwunden worden ist, mit einem kleinen Bogen in die Ader geschnellt. Von einem starken Ochsen läßt man ungefähr ein Liter Blut ab. Nach etwa einem Monate kann demselben Stücke wiederum zur Ader gelassen werden. Das Blut wird für sich allein oder mit frischer Milch vermischt gequirlt und roh getrunken.

Die männlichen Tiere, sowohl der Rinder als der Schafe, werden jung verschnitten und nur die besten Exemplare zur Zucht übrig behalten. Leute, die sich geschäftsmäßig damit befassen, gibt es nicht; doch nimmt man gern eine glückliche Hand dazu, und

diejenigen, denen einmal ein operiertes Tier gestorben ist, legen nicht gern wieder selbst Hand an. Zu größern Geschäften, wie zum Schlachten, bedient man sich der Lanzenspitzen oder der Lanzen selbst.

Wir vernehmen wenig von Überlieferungen oder Sagen, die den Grundsäulen der Viehzucht der Neger, den Rindern oder Schafen, einen bestimmten Ursprung, einen tiefern Zusammenhang mit ihrer Geschichte oder dergleichen zusprechen. In dem Sagen- und Märchenschatze der Neger spielen alle ihre Haustiere nur eine kleine Rolle. Wir werden nur auf Spuren derartiger Überlieferungen in den folgenden Einzelschilderungen stoßen. Von dem dritten Elemente der Herden der Neger, den Ziegen, die, wie bei uns, die vernachlässigten sind, will es aber scheinen, als stellten sie etwas später Hinzugekommenes dar. Die Herero haben z. B. die Meinung, daß die Ziegen, die in ihrem gebirgigen Lande besonders gut fortkommen, nicht von Anfang an von ihrem Volke gehalten worden seien, sondern sie meinen, ihre Vorfahren hätten ihre Ziegen erst von den Bergdamara erbeutet. Dagegen scheint zu sprechen, daß das Hererowort für Ziege (ongombo) offenbar dasselbe ist wie bei vielen andern Bantuvölkern. Anderseits aber scheint für jene Tradition zu sprechen, daß herkömmlicherweise zu allen religiösen Zeremonien nur Schafe und Rinder, aber keine Ziegen verwandt werden. Das Schwein ist von den europäischen Ansiedelungen aus nach verschiedenen Seiten tief ins Innere vorgedrungen. Cameron sah westlich von Nyangwe im Lande Kifuma fast bei jeder Hütte ein Schwein angebunden, im Osten verscheucht es der Islam, im Westen reicht es bis zu den Ovambo südwärts.

Unzweifelhaft dagegen ist die ursprüngliche Unbekanntschaft der Neger mit dem Pferde. Keine Bantusprache scheint ein eignes Wort für Pferd zu haben. Diese Thatsache ist von größter geschichtlicher Bedeutung, und oft schon hat man mit vollem Rechte die Frage aufgeworfen, wie es komme, daß die Eingebornen, welche, nach so manchen Anzeichen zu schließen, von Norden hergewandert kamen, dieses in Nordafrika seit vielen Jahrtausenden gehegte Haustier nicht mitbrachten? Oder warum es nicht von Arabien her durch den Handel an die Ostküste und von da nach dem Süden gebracht worden sei? Diese Fragen sind um so interessanter, als gerade in so vielen Gegenden von Südafrika die Bodengestalt sehr günstig für die Benutzung des Pferdes ist, und als ohne Zweifel auch hier wie in Nord- und Südamerika die ganze Lebens- und Verbreitungsweise der Eingebornen durch den Besitz dieses rasche Bewegung vor allen andern gestattenden Haustieres von Grund aus umgewandelt worden wäre. Man kann es sogar als wahrscheinlich bezeichnen, daß ihre Widerstandsfähigkeit gegenüber dem Vordringen der Weißen durch den Besitz desselben ebenso gesteigert worden sein würde, wie wir das in den Steppen von Nordamerika und den Pampas von Südamerika sehen. Einige Forscher haben die Ursache der Nichtverbreitung des Pferdes nach Südafrika in jener berüchtigten Tsetsefliege (Glossina morsitans) gesucht, welche weite Striche längs der Flüsse des subtropischen Südafrika bewohnt, vorzüglich gerade jene Gegenden am untern und mittlern Zambesi und Limpopo, welche von solchen Wanderhorden passiert werden mußten (vgl. S. 19). In der That würde die Tsetsefliege mindestens Einen Grund für die Erklärung des Fehlens des Pferdes in Südafrika abgeben, wenn nicht das Rindvieh, welches ihrem Stiche ebenso ausgesetzt ist, in so großer Zahl schon beim Eintreffen der ersten Europäer vorhanden gewesen wäre. Wenn dieses jene gefährlichen Gegenden passieren konnte, so war es das so viel beweglichere Pferd wohl noch mehr im stande. Viel plausibler ist die Erklärung, welche G. Fritsch gegeben hat, daß zwei epidemische Pferdekrankheiten, die Südafrika eigen sind, und denen oft 70 Prozent aller Pferde einer Gegend zum Opfer fallen, die Schuld an dem Nichtvorkommen des Pferdes vor der Zeit der Europäer tragen. Er meint, daß dieselben in den ungesunden Jahreszeiten im subtropischen Afrika ganz sicher den Tod

dieser Tiere veranlassen, während Rinder nicht davon befallen werden. Übrigens bereitet das innere Afrika mit seinen Wüsten, Strömen und Urwäldern der Wanderung eines doch immer zarten Tieres, wie des Pferdes, ohnehin Schwierigkeiten, die fast Hindernisse



Ein Panzerreiter des Sultans von Baghirmi (nach Denham).

sind. Heute sind Reitervölker (Galla) von Norden her nur erst über den Äquator vorgedrungen. Vorzügliche Reiter sind übrigens die Neger auch dort nicht geworden, wo die Araber ihnen Pferde und Pferdezucht früher gebracht haben, wie im mittlern Sudan oder an der Suahelikste. Manche Stämme reiten auf Ochsen. was wieder andre in

so hohem Maße rinderzüchtende Stämme wie die Herero oder Dinka nicht kennen. Als Lasttiere werden dagegen die Ochsen allgemein benutzt. Der Esel ist nur in dem arabischen und abessinischen Kulturgebiete heimisch geworden. Für die schon oben (vgl. S. 15) besprochene Frage der Zähmung des afrikanischen Elefanten geben weder Sprache noch Überlieferung der Neger einen entscheidenden Beitrag. Die gewichtige Autorität Schweinfurths schließt sich der Ansicht Livingstones an, daß der afrikanische Elefant einst gezähmt worden sei, und bekennt sich mit Burton zu der Meinung, daß der Verstand desselben es nicht nur mit demjenigen der Neger, sondern auch manches andern Bipeden aufnehmen könne, der Afrikas Ufer betrete. Im Rückfalle des Elefanten in völlige Ungezähmtheit sieht Schweinfurth eine Wirkung des allgemeinen Rückganges der Kultur in Afrika. Überzeugende Beweise sind indessen bis heute auch dafür nicht beigebracht.

Der Hund geht durch Afrika, wie er durch die ganze Welt geht. Er ist überall Haus- und Jagdgenosse; an der Hütung der Herde beteiligt er sich auch bei den ausgesprochensten Hirtenstämmen nicht, doch dient er dazu, Raubtiere von derselben fern zu halten. Die Hunde der Neger, welche in großer Zahl jedes Dorf umlungern, sind von schwer bestimmbarer Rasse, vorwiegend häßlich, borstig, mager. Leichte Besonderheiten sind zwischen den Hunden gewisser Völker des obern Nil hervorzuheben, ohne daß dieselben scharf bestimmte Rassen markieren. Da der Neger seinen Hunden niemals genügende Nahrung gibt, wenn er solches überhaupt für nötig hält, so sind diese Hausfreunde im höchsten Grade diebisch und haben neben vielen schlechten Eigenschaften nur die eine hervorstechend gute, sehr nützliche, daß sie vom bittersten Hasse gegen alle Hyänen erfüllt sind. Sie werden dadurch zu trefflichen Schützern der Herden. Außerdem nützen sie ihren Herren auch durch die beträchtliche Übung, welche ihr beständiger Hunger sie im Jagen von kleinerm Wilde sich erwerben läßt. Natürlich fressen sie aber sofort die Beute auf, wenn sie ihnen nicht abgenommen wird. Einige Negerstämme züchten Hunde, um sie zu essen, wie dies bei Malayen und Polynesiern üblich ist. Dies ist häufig im Innern der Fall. Aber Erskine berichtet, daß auch die Mandanda Hunde-Esser sind, die ihre Hunde füttern, damit sie fett zum Braten werden. Als Grund für dieses Verfahren geben sie an, daß die Zulu keine Hunde mögen, sondern Ziegen essen, und daß, wenn sie statt Hunden Ziegen hielten, sie bald von ihren Unterdrückern derselben beraubt würden. Auch die zahlreich vorkommenden Ratten verzehren diese Stämme so gut wie Hunde.



Salzbereitung aus salzhaltiger Erde in Urua (nach Cameron). Vgl. Text, S. 213.

Die Nahrung der Neger ist fast allgemein aus pflanzlichen und tierischen Stoffen gemischt. Verschmähung aller Pflanzenkost wird nur von gewissen Galla- und Masaistämmen berichtet. Der Stand der Kochkunst ist sehr verschieden. Von den Dinka rühmt Schweinfurth die kulinarische Vollendung, während bei den Wakamba nach

Hildebrandt die Küche auf der niedersten Stufe steht. Die Zubereitung der Milch wurde bereits geschildert, die des Fleisches ist sehr verschieden. Am einfachsten ist Rohessen, welches auf der Jagd sehr gewöhnlich ist. Die nächste Stufe ist Braten am Spieße, wozu man aber nur kleinere Stücke Fleisch nimmt. Auch Vögel und Fische, letztere in einen gespaltenen Stock eingeklemmt, brät man am offenen Feuer. Um Fleisch zu konservieren, schneidet man es im trocknen Ostafrika in lange Streifen, die über Buschwerk an der Sonne bald trocknen. Das Räuchern scheint man nur in dem arabischen und europäischen Kulturgebiete zu kennen. Die Afer (Danakil) und andre Bedja braten Fleisch auf heißen



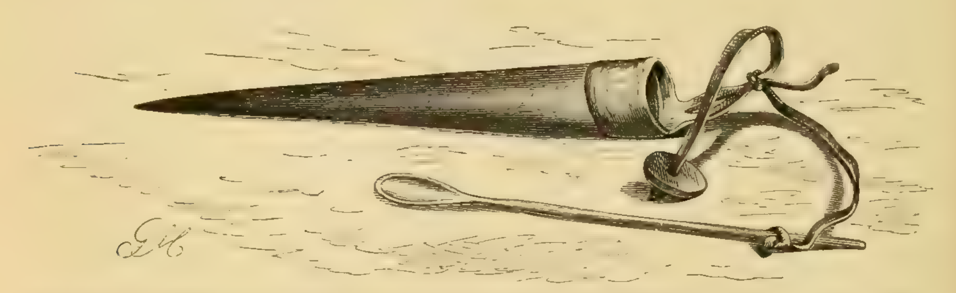
Aus Holz geschnitzte Löffel und Schöpfgefäße der Kaffern (Museum des Berliner Missionshauses). 1/6 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 221.

Steinen, die Masai-Wakwafi machen eine Grube, legen Holz, Steine, oben wiederum Holz darauf und zünden das Ganze an. Wenn es ausgebrannt ist, entfernen sie die Asche und legen die Fleischstücke auf die erhitzten Steine. Diese Bratweise, die man übrigens auch bei den Manganja findet, ist in Arabien heimisch, wo man ganze Schafe und Ziegen, die man ausgeweidet, aber nicht abgehäutet hat, so zubereitet. Nur nimmt man dort keine Steine, sondern erhitzt einfach die Wände der Grube. Neben diesen Zubereitungsarten wird übrigens von manchen Negern das Fleisch auch in Wasser gekocht. Knochen werden roh oder im Feuer geröstet, zwischen Steinen zerklopft und das Mark vorzüglich zum Einfetten der Speere und Schwerter verwendet, natürlich aber ebenso häufig verzehrt; vielfach wird es dem Fleische vorgezogen. Überhaupt essen die Neger Fett in großen Quantitäten und sind in dieser Beziehung keineswegs durch das Klima beeinflußt. Fleisch und Fett sind für alle Neger der Inbegriff des Wünschenswerten an Speisen. „Fleisch und guter Wille gehen Hand in Hand durch ganz Afrika", schreibt Horace Waller

in Livingstones letztem Tagebuche. Ein geschickter Schütze ist sicher, einen großen Anhang zu finden. Waniamwesiträger, welche zu Livingstones Zeit bei Kasembes Ort die Regenzeit hindurch warteten, konnten sich mit den Erträgnissen der Büffeljagd ganz ernähren; denn die dortigen Weiber kauften eifrig das Büffelfleisch auf, welches sie den Perlen und allen andern Waren vorzogen. „Ihre mehlige Nahrung", setzt Livingstone hinzu, „erzeugt einen großen Fleischhunger, und wenn meine Schuhe nicht zerrissen gewesen wären, wäre ich auch auf die Büffeljagd gegangen." Die Elemente der pflanzlichen Nahrung sind verschieden. Am verbreitetsten sind die zu Brei zermahlenen und gekochten Körner der Hirse und Zuckerhirse, auch des Maises. Steifer Brei aus dem groben Mehle dieser Früchte ist bei den Süd- und Ostafrikanern die tägliche Speise. Brotbacken ist unbekannt, wohl aber kennt man das Backen flacher, ungegorner Fladen auf heißen Stein- oder Eisenplatten. Bananen bilden in der Seeregion die vorwaltende Nahrung. Maniok und Erdnüsse, beide wiederum als steifer Brei genossen, nehmen die erste Stelle bei den Westafrikanern ein.

Unter den Gewürzen ist Salz das allgemeinst gesuchte, einer der wichtigsten Handelsartikel Innerafrikas, welchen man da, wo er nicht zu haben ist, durch unzählige pottaschenartige Surrogate zu ersetzen sucht (vgl. Abbildung, S. 211). Einige Völker entbehren desselben ganz. Spanischer Pfeffer, der in Afrika einheimisch ist, wird nicht als Gewürz, wohl aber bei Stämmen des obern Nil als Pfeilgift benutzt. Gewisse aromatische Kräuter werden als Theeaufguß genossen. Mit dem Pulver solcher Kräuter bestreuen vielfach die Neger ihre gesalbten Körper. Berauschende Getränke bereiten die Neger in großer Anzahl. Bier aus Hirse oder Mais wird mit den gemalzten Körnern gebraut, wobei auch aromatische Zusätze nicht fehlen. Aus Bananen und Zuckerrohr werden andre berauschende Getränke bereitet, und das Anzapfen verschiedener Palmenarten, um ihren Wein zu gewinnen, geht durch die ganze Palmenzone. Dazu kommen von Genußmitteln vorzüglich Tabak, Hanf, Kaffeebohnen und Gurunüsse. Mit der größten Leidenschaft wird der Genuß des Tabakes betrieben und zwar in den verschiedensten Formen, denen derselbe zugänglich ist. In Ostafrika waltet bei den Heiden das Rauchen, bei den mohammedanischen Stämmen mehr das Kauen vor. Bei den Kaffern ist das Schnupfen am meisten üblich und zur größten Vollkommenheit entwickelt. Ihre Methode dürfte hinsichtlich der Ausnutzung des Riechstoffes zu den sinnreichsten zu rechnen sein. Einfachen Rauchtabak reiben sie zwischen zwei Steinen zu Pulver und setzen Asche und die frischen Triebe eines scharfen Krautes, teils um die Wirkung zu verschärfen, teils um die Masse zu vermehren, hinzu. Diesen „präparierten" Schnupftabak streut nun der Kaffer in ein Stückchen Fell ein, aus welchem er in langen Zügen den narkotischen, beizenden Staub in die Nase einschlürft. Stundenlang kann er, in diesen Genuß versunken, in der Sonne sitzen, das köstliche Fell beständig unter die Nase gedrückt, bis das letzte Körnchen herausgezogen ist. Aus der Dose schnupfen prisenweise nur die Wohlhabenden, welche solchen Luxus sich erlauben können. Dieselben tragen dann ihren Schnupftabaksbehälter in Gestalt eines Rohres im Ohrläppchen oder in Kürbis- oder Elfenbeinbüchschen (s. S. 289 u. 301) um den Hals oder am Gürtel. Bei ihnen gehört zur Rauchtoilette auch noch der Nasenlöffel (libeko), das 4—35 cm lange Miniaturschäufelchen, welches daneben auch zum Reinschaben der Hände nach der Mahlzeit dient, wie wir es von dem Marutsekönig Sepopo vernehmen. Das Rauchen aus den verschiedensten Geräten: in Südafrika aus Antilopenhörnern, deren breiterer Teil als Mundstück dient, im äquatorialen Gebiete aus Pfeifen, die bis zu $^1/_2$ kg Tabak aufnehmen, in den primitivsten Verhältnissen aus einem Erdloche mit darübergelegtem durchlöcherten Steine, ist noch verbreiteter. Das Kauen des Tabakes ist selten und scheint von den Arabern eingeführt zu sein. Das Schlürfen der im Wassersacke sich sammelnden nikotinreichen Brühe wird bei vielen als Höhepunkt dieses Genusses betrachtet. Der Wert, den die

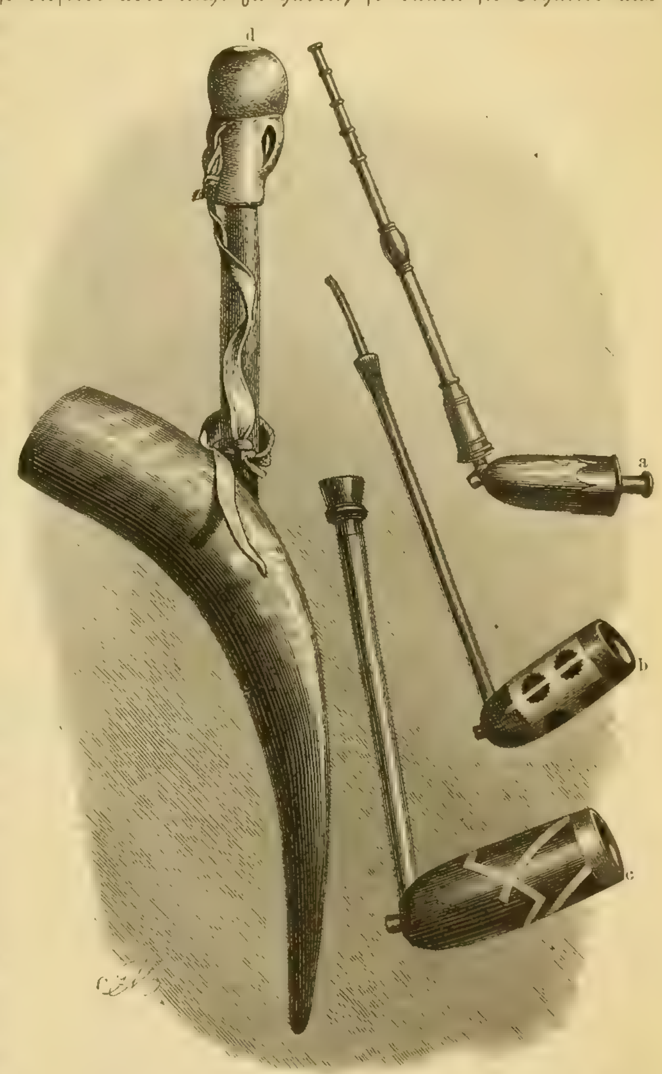
Neger auf den Tabak legen, zeigt sich in der großen Rolle, die er in ihren Gebräuchen spielt. Nicht nur ist sein Anbieten und Annehmen eine besonders verbindliche Begrüßungsweise, sondern er wird geradezu ein wichtiges Symbol bei den Präliminarien der Hochzeit. Der Bote nämlich, welcher bei den Betschuanen nach dem Freiwerber in den Kral der Braut geht, sofern jener eine zustimmende Antwort erhalten hat, stellt sich mit den Worten ein: „Ich bin gekommen, Tabak zu erbitten". Die Weiber reiben dann Tabak, den sie in eine kleine Kalebasse füllen und durch einen ihrer Männer nach dem Krale des Bräutigams senden, wo er feierlich von dessen ganzer Familie geschnupft wird. Das Schnupfen des Brauttabakes ist eine Episode in den Hochzeitsfeierlichkeiten. Die leere Dose aber wird der Braut zurückgegeben, welche sie mit Perlen umwindet und bei feierlichen Gelegenheiten umhängt. Diese Dose, welche sie „ihr Kind" nennt, ist das Zeichen, daß sie verlobt ist, und sie legt dieselbe erst ab, nachdem sie ihr erstes Kind geboren. Sie löst dann die Perlen davon ab und hängt sie ihrem Erstgebornen um.



Schnupftabaksbüchse mit Löffel der Ovambo (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/3 wirkl. Größe.

Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß der Gebrauch des Tabakes in Afrika älter ist als die Einführung der aus Amerika stammenden Pflanze durch Araber und Europäer. Wenigstens wird in mehreren Teilen Afrikas eine Tabaksart angebaut, die verschieden ist von Nicotiana virginiana. „Jedenfalls haben die Afrikaner an Erfindungsgabe, die verschiedensten Rauchapparate, von den einfachsten bis zu den zusammengesetztesten, zu konstruieren, alle übrigen Völker übertroffen, und so liegt die Vermutung nahe, daß sie vielleicht nur aus dem Grunde die schnellere Verbreitung des ausländischen Gewächses begünstigten, weil ihnen sei es der Bauerntabak als indigenes Gewächs, sei es ein andres Kraut, welches als Reizmittel diente, bereits in Form des Raucheinziehens zur Gewohnheit geworden war. Einer solchen Hypothese würde sich allerdings die wichtige Thatsache entgegenstellen, daß man auf den Denkmälern der alten Ägypter, die uns doch einen so klaren Einblick in das Detail ihres häuslichen Lebens gewähren, bis auf den heutigen Tag nicht die geringste Inschrift oder Abbildung gefunden hat, die eine Deutung zuließe, um einen solchen Gebrauch bei den damals bekannten Völkern für möglich zu halten." (Schweinfurth.) Als Dacha oder Bang werden die getrockneten Blätter von Cannabis indica von Negern der Ostküste und Südafrikas entweder für sich oder unter dem Tabake geraucht, um dessen Wirkung zu verstärken. Die Europäer scheinen diese Sitte in Südafrika vorgefunden zu haben. Wenn ein Boer in Südafrika Dacharaucher als Arbeiter zu benutzen denkt, so baut er diesen Hanf, weil er weiß, daß er sie durch nichts so sehr an ihren Arbeitsplatz fesselt, als wenn er ihnen die Möglichkeit gewährt, diesem Genusse zu frönen. Gewöhnlich geschieht dieses Rauchen aus einer eignen Art von Wasserpfeife, bestehend aus einem Rohre, das am obern Ende den mit dem Rauchstoffe gefüllten Behälter trägt und am untern in ein teilweise mit Wasser gefülltes Horn ragt (vgl. die Abbildung auf S. 215). Indem der Raucher an der Mündung

des Hornes saugt, zieht er den Rauch durch das Wasser und stößt ihn dann entweder durch ein andres Rohr auf den Boden, wo er alle möglichen Figuren bildet, oder bläst ihn durch Wasser, welches er in den Mund nimmt, in Ringeln in die Luft. Gern lassen sie diese Dachapfeife im Kreise herumgehen, wo jeder der Reihe nach mit ganzer Hingebung ihrem Genusse sich widmet. Ist dieselbe aber nicht zu haben, so bauen sie Behälter aus Thon, die auf einer Seite das Kraut aufnehmen und auf der andern den Mund anbringen lassen, während sie in der Mitte Wasser enthalten: die denkbar einfachste Wasserpfeife, die zwar nicht sehr bequem, aber doch weitverbreitet ist. Den Kaffee genießen die Umwohner des Großen Nyanza, aber nicht als Aufguß, sondern sie kauen die unzubereiteten Bohnen. Im Westsudan und in Oberguinea werden die Gurunüsse gegessen, die ein ähnliches Prinzip wie Kaffee oder Thee enthalten und einen der größten Handelsartikel im Westsudan und Nigerlande bilden.

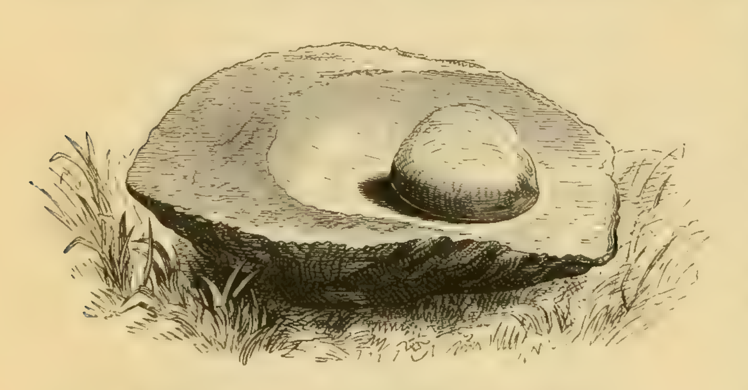


a, b, c Tabakspfeifen und d eine Dachapfeife südafrikanischer Kaffern (Britisches Museum). Vgl. Text, S. 214.

Die Gewerbe sind bei den Negern in der Regel nicht Gegenstand der Thätigkeit besonderer durch Arbeitsteilung ihnen zugewiesener Arbeiter, sondern werden neben Ackerbau und Viehzucht betrieben. Bloß für die Eisenarbeit und dann für gewisse Jagdarten (Nilpferdjagd) gibt es Leute, die sich nur diesem und nichts anderm widmen; und die Töpferei ist meist Sache der Frauen. Im übrigen zeigt sich auch hier der Ackerbau durch sein seßhaftes Wesen dem Handwerke günstiger als die zum Nomadisieren neigende Viehzucht. Was das Handwerk der Neger bedeutungslos erscheinen läßt, ist eben die Unstetigkeit. Livingstone vermutet, daß die große Geschicklichkeit der Banyeti am mittlern Zambesi, welche die besten Eisenarbeiter und Holzschnitzer dieser Region sind, teilweise darauf zurückführe, daß sie durch das Vorkommen der Tsetsefliege, die ihnen in ihren Wohngebieten die Viehzucht verbiete, darauf hingewiesen wurden, die Schmiede, Tischler rc. der Makololo und andrer Nachbarstämme zu werden. Zugleich sind sie die besten Nilpferdjäger. So sind die Waganda bessere Arbeiter als die Wahuma, die Waniamwesi

als die Watuta und die Monbuttu als die Dinka. Auch die Jagd stört das Handwerk, wie anderseits z. B. im tierarmen Westafrika am meisten die Verarbeitung der Baumwolle blüht.

Als das Wichtigste auf diesem Gebiete ist nun zu betonen, daß die Neger heute gänzlich aus dem Zustande herausgetreten sind, welchen man mit „Steinzeit" zu bezeichnen pflegt. Alle ihre wichtigern Geräte und Waffen, die aus Stein sein könnten, sind heute aus Eisen. Von allen Afrikanern kann dies gesagt werden, mit alleiniger Ausnahme der Buschmänner, bei welchen man, wie oben beschrieben, in allgemeinem Gebrauche die durchbohrten und rund geschliffenen Beschwersteine für Grabstöcke und manchmal auch steinerne Pfeilspitzen findet. Diese Steine hat man angeblich nie von den Eingebornen bohren sehen; diese sollen sie sogar selbst für Werke früherer Geschlechter halten. Zu den Steingeräten sind übrigens auch Mahlsteine, d. h. handbare Kieselsteine und die dazugehörigen glatten Steinplatten, sowie Stücke harten Steines zu zählen, mit denen diese Mahlsteine geschärft zu werden pflegen. Sie werden durch ganz Afrika benutzt. Zum Mahlen von Mais und Negerkorn dienen oft auch flache, in die (horizontale) Fläche des Felsens gehauene Mulden, in denen das Getreide mittels eines doppelt faustgroßen Steines zerrieben wird. Ebenfalls aus Stein sind die hauptsächlichsten Schmiedewerkzeuge. Der Amboß ist bei den in Eisenarbeit so geschickten Manganja ein Felsblock, der Hammer ein Stein, der mit Rindenstricken fest umwunden und daran gehalten wird, die Zangen zwei Stücke Rinde oder Holz. Aus Eisen ist dort also nur das aus diesen Herstellungswerkzeugen hervorgegangene Produkt.



Mahlstein (aus Livingstones „Missionary Travels").

Was aber die Steinwaffen anbelangt, die eigentlichen Zeugnisse einer Steinzeit, so sind auch sie bei den Buschmännern mehr und mehr durch das Eisen verdrängt worden; aber im Norden der Kapkolonie erhielt noch vor zehn Jahren W. G. Palgrave einen frischen Steinpfeil, der im „Cape Monthly" (1870) beschrieben wurde. Derselbe bestand aus zwei Stücken Rohr, welche durch einen Röhrenknochen verbunden waren. Am einen Ende des Rohres ist eine lanzettförmige Steinspitze aus Kristall in eine schmale Spalte vermittelst eines thonartigen Kittes eingefügt. Einen Zoll weiter unten ist ein Widerhaken aus Horn eingesetzt, und 3 Zoll weit von der Spitze ist der Schaft mit Thon verschalt, um dem Vorderende Gewicht zu geben und das Splittern des Rohres zu verhüten. Vom Gebrauche der größern Steinwaffen und -Geräte bei den heutigen Negern liegt nirgends eine Kunde vor. Besonders häufig sind Reste derselben sowie auch rohe Thonwaren und Mühlsteine in Südafrika, und gerade bei den dortigen Kaffern ist die Eisenindustrie hoch entwickelt.

Die Steingeräte, welche in Afrika entdeckt wurden, stimmen nach Material und Form mit den europäischen Funden überein. Rätselhaft, wie in Europa und Amerika, ist auch hier das Auftreten der Nephritgeräte. Übersehen wir die Orte, an welchen Steingeräte gefunden wurden, so müssen wir die Steinzeit für alle jene Gegenden beanspruchen, die in diesem Gesichtspunkte genauer untersucht sind. Alle jene Gegenden, aus denen keine

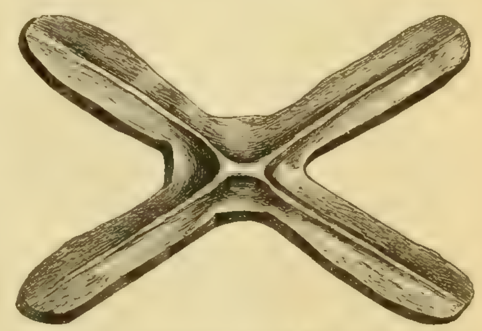
Funde vorliegen, sind in dieser Hinsicht noch nicht durchforscht, und die Unklarheit wird verschwinden, wenn der anthropologisch geschulte Reisende mit geübtem Blicke nach diesen Zeugen längst dahingegangener Geschlechter gespäht haben wird. Es dürfte daher jetzt schon die Behauptung gestattet sein, auch Afrika, welches wir, soweit unsre Kunde reicht, in historischer Zeit im Vollbesitze des Eisens kennen lernten, habe eine „Steinzeit" gehabt.

Merkwürdigerweise wird diesen Resten einer ältern Kulturstufe auch in Afrika eine gewisse Verehrung gezollt. An einem Thorpfosten der Palissade, welche das von Tipo Tip bewohnte Dorf Ponda (bei Moero) umgibt, sah Livingstone einen 8 Zoll langen und 4 Zoll breiten, in der Mitte durchbohrten und an einem Ende abgeflachten Stein von rotem Porphyr. Derselbe glich dem Beschwersteine an dem Grabstocke der Buschmänner. Die Leute wußten nichts von seinem Ursprunge zu sagen, sondern erblickten darin nur einen Zauber, um Böses von dem Dorfe fern zu halten. Einen ganz ähnlichen Stein fand derselbe Reisende ebenso an einem Thorpfosten von Kasonsos Dorf aufgesteckt. Oskar Lenz berichtet, daß Steingeräten von den Tuareg ein überirdischer Wert beigelegt wird, und Ähnliches hören wir aus Westafrika. Man glaubt sie vom Himmel gefallen oder faßt sie als Waffen früherer größerer, stärkerer Menschen auf oder legt ihnen gar Heilkräfte bei. Das letztere ist das am häufigsten zu Findende. Wir wollen darin nicht ohne weiteres ein Zeugnis hohen Altertumes der Eisenzeit sehen, sondern erinnern an die bei allen Negern zu findende Scheu vor dem Altererbten. Etwas Altes, in der Familie, im Stamme Heimisches zu stehlen, wird kein Neger so leicht wagen; einen neueingeführten Gegenstand, besonders wenn er europäischen Ursprunges, betrachtet er als vogelfrei, er fühlt sich offenbar noch nicht so eng mit demselben verwachsen. Es kann bei der Kürze des Gedächtnisses der Neger keinen chronologischen Anhalt geben, wenn Livingstone einen Wayaohäuptling in Miule (am obern Rovuma) nach Steinwaffen frug und dieser erwiderte, daß er nie irgend etwas von Steinärten noch von Speer- oder Pfeilspitzen aus Stein gehört habe; es war ihm ebensowenig irgend etwas von derartigen Dingen bekannt, die etwa von den Frauen bei der Feldarbeit gefunden würden. Unter allen Umständen liegt die Steinzeit so fern, daß man selbst da nicht zu Stein greift, wo Eisen fehlt. Wir wissen z. B., daß die Makonde Holzspeere benutzen, wenn sie kein Eisen haben. Auch sieht man die Betschuanen oder die Batoka gelegentlich mit hölzernen, niemals aber mit steinernen Hauen den Boden bearbeiten. Daß die afrikanischen Schmiede steinerne Amboffe und Schmiedehämmer benutzen, kann nicht als eine Unvollkommenheit ihrer Industrie aufgefaßt werden, sondern bedeutet vielmehr eine ihren Verhältnissen durchaus angepaßte, praktische Einrichtung. Sie kennen nicht die Kunst des Härtens, welches gewissen Teilen unsrer Amboffe zu gute kommt, und ihr weiches Eisen würde für ihre Zwecke weitaus unpraktischer sein als Stein. Vor allem aber fehlt ihren Einrichtungen das Stetige, Dauerhafte, ohne welches die für eine höhere Entwickelung auch dieser Industrie unvermeidliche Vermehrung und Vervollkommnung der Werkzeuge unmöglich ist. Wo sie fest an bestimmten Plätzen sitzen, wie an der Küste, benutzen sie nicht nur irgend welche Massen von Gußeisen, die ihnen zugänglich sind, sondern unter Umständen solches von größerer Güte; aber im Innern, wo ihr Zustand in Wahrheit ein halbnomadischer genannt werden darf, würden solche schwerbewegliche Massen ganz unpassend sein. Wenn man hört, daß gerade in den eisenreichsten und gewerbthätigsten Gegenden, wie im Lande der Batoka oder am obern Rovuma bei den Manganja, nach den so häufigen Eroberungszügen fremder Kriegerschwärme oder nach Sklavenjagden Hunderte von Schmiedestätten verödet liegen, muß man nur erstaunen, daß nicht längst der Faden der Tradition zerriß, und daß dieses Handwerk noch nicht zu den verlornen Künsten gehört. Günstig ist, daß es häufig von besondern wandernden Schmiedestämmen, wie z. B. den Malemba am untern Zambesi, getragen wird.



Barischmiede (nach eigner Photographie von Richard Buchta).

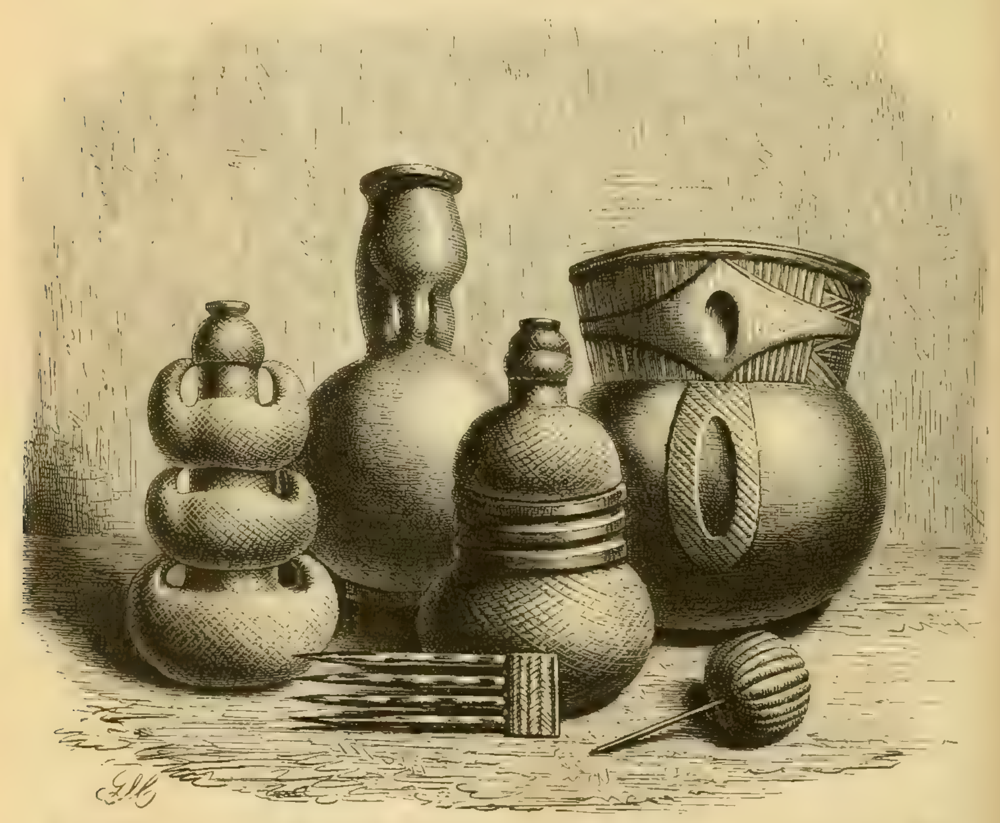
Welcher Grad von Entwickelung unter bessern äußern Umständen möglich ist, kann man aus folgender Schilderung Thorntons aus dem Dschaggalande entnehmen, die den höchsten Stand afrikanischer Eisenindustrie, wenn auch nicht ohne Einfluß arabischer Kunstfertigkeit, zeigen dürfte: „Wir trafen den Meister innerhalb eines länglichrunden, von hoher lebendiger Hecke umschlossenen Hofes bei seiner Arbeit. Er zeigte uns der Reihe nach alle seine Künste. Zuerst führte er uns zu der außerhalb des Zaunes gelegenen Schmiede, welche in ihrer Einrichtung wesentlich mit den Suaheliwerkstätten Zanzibars übereinstimmte. Seine Hämmer sahen aus, als ob sie von Europa her eingeführt wären; doch versicherte uns der Mann, daß er sie selbst gefertigt habe. Als Amboß dienten einige harte, glatte Steine. Das Gebläse ist doppelt wirkend und besteht aus zwei gegerbten, in Form von Säcken hergerichteten Fellen, deren jedes an seinem untern Ende an der Gabel eines ausgehöhlten, mit einem Steine beschwerten Baumastes festgebunden ist, während das obere Ende einen langen Schlitz zeigt, längs dessen zwei flache Stöcke befestigt sind; indem man die Bälge mit der Hand öffnet und emporhebt, schließt und niederdrückt, erzeugt man einen Luftstrom, welcher durch die Gabelröhre vereinigt und in einen Herd einfachster Art geleitet wird. Der Meister trug ein wenig Feuer zum Ofen, legte Holzkohlen darauf und fachte die Glut kräftig an. Dann erhitzte er mehrere Stücke altes Eisen und schweißte sie mit Zuhilfenahme eines Schweißmittels, bestehend aus den Brocken einer großen Muschel, zusammen. Ebenso vereinigte er mehrere alte Messer in kleine Barren und hämmerte diese zu längern Stücken von vierkantigem Querschnitte aus. Zwei solche Stäbchen, an einem Ende zusammengeschweißt, am andern etwas auseinander gebogen und mit einem darübergleitenden Ringe versehen, bilden eine sehr wirksame Zange, welche zum Drahtziehen gebraucht wird, wie wir sogleich sehen sollten. Der Schmied erhitzte eine Rolle dicken Drahtes mit einem leichten Feuer von Blättern und Stroh zu dunkler Rotglut. Während dieses langsam brannte, richtete er seine Zieheisen her, eine weiche Eisenplatte, deren Löcher je nach Bedürfnis durch Hammerschläge verengert oder durch Eintreiben eines glatten Dornes erweitert wurden. Dann hämmerte er den Draht am Ende dünner, fettete ihn gehörig ein, steckte ihn in das Zieheisen, spannte das durchgekommene Stück in die Zange, faßte dieses mit der Hand an und beugte sich schnell rückwärts, so daß der Draht ein kleines Stück verlängert ward. Als durch mehrmaliges Wiederholen derselben Arbeit etwa eine Fußlänge des Drahtes verdünnt worden, stand unser geschickter Freund auf, ging an einen zwischen Pfählen befestigten, mit zahlreichen Löchern durchbohrten Pfosten, legte das Zieheisen hinter diesem in eine Kerbe, steckte den Draht durch das Loch, befestigte die Zange wieder am spitzen Ende und zog nun ein größeres Stück aus. Begreiflicherweise erweiterte sich das Loch in der ungehärteten Ziehplatte ziemlich schnell, und der letzte Teil des Drahtes ging mit Leichtigkeit hindurch; es gehört also nicht wenig Mühe dazu, um eine ganze Rolle gleichmäßig zu ziemlicher Feinheit auszustrecken. Darauf sahen wir uns den auf diese Weise gewonnenen feinen Draht an, aus welchem die hier so beliebten Schmuckkettchen bereitet werden. Der gefällige Künstler befriedigte unsre Neugierde, indem er auch noch an einer solchen Kette zu arbeiten begann. Er wickelte den feinen Draht um ein dickeres, stricknadelförmiges Eisen und



Eine Handa; gebräuchliche, auch als Geld verwendete Form des Kupfers in Uguha (nach Cameron). 1/6 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 221.

schnitt längs desselben hin die ganze Schneckenwindung mit einem scharfen Meißel in kleinere Ringe, von denen jeder ein Gliedchen bildete, ganz in derselben Art, wie dies auch unsre Handwerker thun." Trotz der hohen Entwickelung dieser Industrie an dieser und andern Stellen ist doch vielfach das Eisen noch eine große Kostbarkeit, und es fällt auf, daß es fast ganz z. B. an den sonst so mannigfaltigen Schilden der Ostafrikaner fehlt.

Gleich allen schwierigern Arbeiten, wird auch die Eisenerzeugung gern in Gesellschaft ausgeführt. Gallieni beschreibt von den Malinke einen 3 m hohen Schmelzofen mit



Thongefäße, Kamm und Rassel der Monbuttu (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/6 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 221.

mehreren Gebläseöffnungen, welcher an einem Tage, der ein Festtag für das Dorf ist, schichtenweise mit Eisen und Holzkohle gefüllt und dann mit mehreren Blasebälgen zugleich in Feuer gesetzt wird.

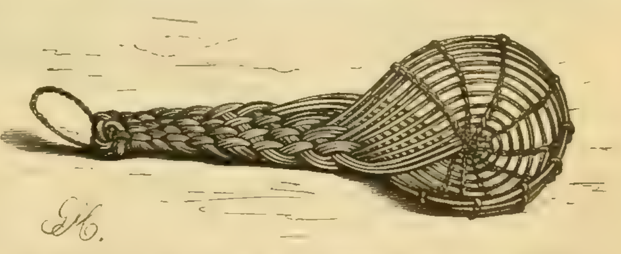
Nicht nur die Art des Betriebes der Eisenindustrie, sondern auch die Erzeugnisse derselben sind überall in Afrika dieselben und zeigen, daß wir uns hier einer Kunst gegenüber befinden, welche einen bestimmten Ausgangspunkt hatte. Wo dieser Ausgangspunkt gewesen, ist heute schwer zu sagen. Er kann nur nicht in Südafrika gewesen sein, weil hier den Buschmännern das Eisenschmieden in geschichtlicher Zeit unbekannt war. Man findet verhältnismäßig große Eisenindustrie in allen Teilen des Negerlandes. Doch sind, alles zusammengenommen, die Völker des äquatorialen Ostafrika und des obern Nil wohl die besten Eisenschmiede, und so mag diese Kunst entweder aus Arabien oder Ägypten hergewandert sein.

Das einzige Metall außer dem Eisen, welches die Neger noch ausschmelzen, ist Kupfer; doch gewinnen und verarbeiten sie dieses nur in örtlich beschränkten Bezirken, von denen es als Handelsartikel und Tauschmittel weit ausstrahlt (vgl. Abbildung, S. 219). Im nordäquatorialen Gebiete hat dadurch Hofrah en Nahas am obern Bahr el Ghasal, im südäquatorialen Katanga Ruhm und großen Handelseinfluß gewonnen. Doch ist seine Verbreitung beschränkt geblieben, wie z. B. die Damarasprache nur ein Wort, das „Metall" bedeutet, für Eisen und Kupfer hat. Gold haben die Neger auffallenderweise nie bearbeitet, trotzdem sie es gewannen, so daß Goldstaub alle die Jahrtausende hindurch, in denen wir von Afrika hören, neben Elfenbein und Sklaven dessen vorzüglichsten Ausfuhrgegenstand darstellt. Silber greift nur in die entschieden von arabischem und indischem Einflusse beherrschten Gebiete von der Ostküste herein. Somali, Danakil und Abessinier sind die einzigen Silberschmuck tragenden Völker Afrikas, die den Negern näher stehen. Alle Obernilstämme ignorieren die Edelmetalle trotz der verhältnismäßigen Nähe des Goldlandes Ägypten. Ursache davon ist teilweise die nähere Nachbarschaft der goldarmen nubischen Länder, Kordofans und andrer.



Ein Thongefäß vom untern Niger (Museum der Church Missionary Society, London).

Die Thongefäße der Neger sind ohne Henkel und fast immer cylindrisch. Wenige Ausnahmen davon lassen sich beobachten, und zwar gehören dahin vor allen die prächtigen Monbuttugefäße des Museums für Völkerkunde in Berlin, welche wir auf S. 220 abbilden, sowie Thongefäße des Sudan, welche ohne Frage unter arabischem Einflusse entstanden sind. Ferner gehören dahin wohl auch gehenkelte Thongefäße, welche Cameron in Udschidschi fand. Die Verzierungen geschehen durch Einritzung in primitiver Weise. Die Drehscheibe ist allgemein unbekannt. Ebenso kennt man keine mineralische Glasur (gerade hierin waren die Ägypter so weit voran!), sondern nur einen Firnis, durch welchen z. B. die Wanyoro ihren Thongefäßen einen schönen mattschwarzen Glanz zu geben wissen. Aber auch dieser ist bei vielen andern Stämmen unbekannt, wo der Gebrauch und die Unreinlichkeit für Verdichtung sorgen. Der Brand ist in der Regel schwach.

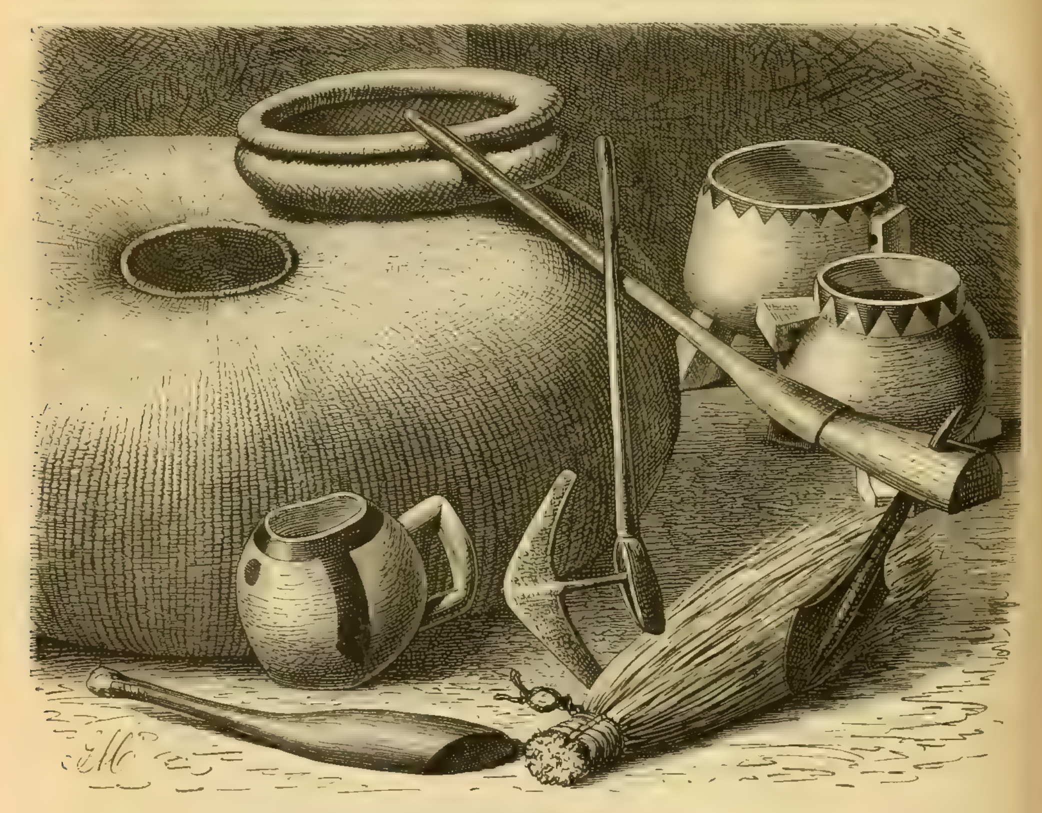


Ein Schaumlöffel der Kaffern (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 222.

Zu den bei den Innerafrikanern unbekannten Künsten gehört die feste Verbindung eines Stückes Holz mit einem andern. Man kann sagen, die Schreinerei ist ihnen unbekannt. Gegen das Leimen spricht vielleicht das Klima, aber daß weder das Zusammenfügen durch Falzen oder Leisten noch durch Nägel geübt wird, ist um so auffallender, je mehr Holzschnitzerei getrieben wird, welcher man viel Zeit und Mühe zuwendet (vgl. Abbildung, S. 212). Bei den Herero beaufsichtigen die Häuptlinge diese Arbeit und scheinen besonders die Herstellung der Milch- und Tränkeimer als etwas zu betrachten, dessen

Verantwortung eigentlich ihnen zufällt. Um so entwickelter ist allerdings die Flechtkunst. Mitbedingt durch die Trockenheit des Klimas, welches Binden als die praktische Befestigung erscheinen läßt, ist sie wohl diejenige Negerindustrie, deren Erzeugnisse uns am meisten durch ihre Vollendung in Erstaunen setzen (vgl. die Abbild., S. 221, 222 und 223). Aus Sehnen, Palmen, Aloe, Gräsern und Gewächsen werden Schnüre gedreht, und man möchte nach den Berichten der portugiesischen Missionare des 16. Jahrhunderts sogar annehmen, daß an der Westküste die Flechtkunst einst noch höher stand als heute.

Auffallend ist bei diesen herdenreichen Völkern die Unkenntnis des Gerbens, welches nur im Sudan sich findet, wo es z. B. in den Haussaländern sogar in Blüte steht. Die



Hausrat der Kaffern (Museum des Berliner Missionshauses). 1/10 wirkl. Größe.

Hirtenvölker der Neger sind sehr geschickt in der Zubereitung der Rinderhäute für Mäntel und Decken, welche sie durch Schaben des innern Teiles und Bearbeitung des äußern mit einem durch eingesetzte Eisenspitzen kardenartig wirkenden Werkzeuge so weich wie Tuch zu machen wissen. Dies verstehen vortrefflich die Hirtenvölker Ostafrikas, besonders die Betschuanen, welche die eben erwähnte Methode befolgen, dann die Wakamba, welche etwas einfacher verfahren, indem sie die Haut mit Keulen schlagen, und ganz besonders auch die Wahuma, bei denen Wildhäute von der Weichheit des Handschuhleders zum Anzuge der besten Klassen gehören. Man hat hier ein interessantes Beispiel von dem mühseligen Herumgehen um eine Erfindung, welche viele Schwierigkeiten beseitigt haben würde. Wie auffallend, daß gerade in Ostafrika, wo seit undenklicher Zeit das um die Lenden geschlagene Schaf- oder Ziegenfell zur Nationaltracht gehört, und wo unter einigen Stämmen die

Häute zur Hüttenbedeckung dienen, die Bevölkerung die Grundsätze des primitivsten Gerbprozesses weder erfunden, noch auch entliehen hat! Selbst die massenhaft vorhandene Mimosenrinde hat sie nicht dazu geführt.

Baumwolle wird in einem großen Teile Ost- und Westafrikas und der Sudanländer gebaut und verarbeitet. Selbst ein primitiver Webstuhl fehlt nicht bei den Nyassastämmen und Westafrikanern. Wir bilden weiter unten einen solchen von den Fan ab. Doch führen die Neger den weitaus größten Teil ihres Bedarfes an Baumwollgeweben ein. Bei den meisten Innerafrikanern ist hauptsächlichstes Bekleidungsmittel ein **Rindenstoff**, den ein Feigenbaum, Ficus indica, liefert, welcher in ganz Uganda massenhaft vorkommt. Der ausgewachsene Baum mißt ungefähr 20 m in der Höhe und 1—1½ m im Umfange, doch wird die Rinde gewöhnlich nur von den jüngern Bäumen genommen. Man macht zwei Einschnitte rund um den Stamm und von einem zum andern Querschnitt einen senkrechten. Das cylinderförmige Stück Rinde wird abgelöst, die äußere Oberfläche sorgfältig entfernt und die Rinde dann auf einen glatten viereckigen Holzblock gelegt und mit schweren hölzernen Hämmern in raschem Tempo bearbeitet. In die Köpfe der letztern sind kreisrunde Rinnen eingeschnitten, deren Eindrücke dem Stoffe ein geripptes Aussehen geben; beim Schlagen dehnt sich die Rinde aus, wie das Gold unter dem Hammer des Goldschlägers, und wird natürlich in demselben Maße dünner. Wenn sie dünn genug ausgeschlagen ist (gewöhnlich die Arbeit eines Tages), wird die Rinde zum Trocknen aufgehängt und jedes Loch, das beim Hämmern etwa entstanden, sauber mit den Randabfällen ausgebessert. Dieses „Mbugu" ist neu von einer gelbbraunen Farbe und sieht beinahe wie frisch gegerbtes Leder aus; manche feinere Sorten zeigen jedoch einen dunkelziegelroten Ton. Es gibt sehr verschiedene Qualitäten; einige der bessern sind wundervoll weich. Der Hauptfehler dieses Stoffes ist, daß er vom Regen leicht zerstört wird; aber da er in solchem Überflusse vorhanden, hat das nicht viel zu sagen. Aus dem alten, abgetragenen Stoffe macht man ausgezeichneten Zunder, welchen



Eine Tasche aus Grasgeflecht von Calabar (ethnographische Sammlung, Stockholm). Vgl. Text, S. 222.

die Waganda leicht in einen Strick zusammendrehen und auf Reisen zum Pfeifenanzünden bei sich tragen, denn in diesem Zustande glimmt er stundenlang fort. Der Baum, den man von seiner Rinde entblößt hat, stirbt deswegen nicht ab. Über die Wunde werden Bananenblätter gelegt und festgebunden, so daß sich eine Art von Haut über derselben bildet und die Rinde sich nach einiger Zeit ersetzt. Rindenstoff wird bei den verschiedensten Negervölkern Afrikas getragen. Man findet ihn am Nyassa und am Ukerewe, und die Missionare des 16. Jahrhunderts sahen ihn am untern Kongo ebenso getragen werden, wie er heute in Ostafrika getragen wird.

Sogenannter „Knopneuz" vom untern Kongo.

Fragen wir nach Kleidung und Schmuck des Negers, so ist zuerst an die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Frisuren zu erinnern, zu welchen das dichtwollige, steife, abstehende Haar ganz von selbst einladet. Es ist ebenso selten, daß die Haare ruhig wachsen gelassen, als daß sie kurz geschnitten werden. Letzteres ist häufig ein Ausdruck der Trauer um Verstorbene. Viel häufiger ist die Frisur ein Ausdruck der Laune, des Humors, der Spielerei. Seltener nimmt sie einen bestimmten nationalen Charakter an, wie bei den Zulu. Die gebildetsten Negerstämme, z. B. die Waganda, machen am wenigsten Frisuren. Tättowierung kommt in größerer Ausdehnung oder gar, wie bei Polynesiern, den ganzen Körper bedeckend selten vor. Nur im mittlern Südkongobecken sind die Tuschilange und Verwandte für Kunstfertigkeit in dieser Richtung bekannt. Dagegen sind symmetrische Narben an Leib und Kopf, öfters in großer Zahl, allgemein. Dieselben werden durch Schneiden und Brennen erzeugt. Auch sie dienen häufig als Stammeszeichen. Die Wakamba tragen Schläfennarben, die Makua tragen sie an den Wangen. Das Extrem aber dieser Entstellung sind die knopfförmig aufgezogenen Narben, welche wie große Warzen oder Auswüchse sich vom Gesichte abheben. Es sind diejenigen der sogenannten „Knopneuzen", bei denen eine Reihe knopfförmiger warziger Narben von dem Stirnrande bis zur Nasenspitze läuft; manchmal wird diese gekreuzt von einer querlaufenden Reihe. Diese Erhabenheiten entstehen durch halbkreisförmiges Einschneiden der Haut und Unterbinden dieser Stelle. Bei den Makaopa, einem von den Zulu unterworfenen Stamme der Südostküste, sowie auch bei den Stämmen des untern Kongo (nach R. Hartmann) finden sich derartige Verunstaltungen. Durchbohrung der

Ohren, der Nasenflügel, Nasenscheidewand und der Lippen behufs Durchsteckens von Schmucksachen kommt bei Stämmen am Zambesi und Nyassa und dann wieder am obern Nil vor. Verschiedene von diesen Stämmen tragen eigens kunstreich geglättete Kalkspatcylinder in den Lippen. Beschneidung ist bei fast allen Negern streng festgehaltene Sitte. Infibulation aber scheint erst in gewissen Teilen Ostafrikas von den Abessiniern und Galla her eingedrungen zu sein. Endlich ist die Zahnfeilung oder das Ausschlagen oder Ausziehen einiger Vorderzähne und oft auch der Eckzähne oder auch beides bei den meisten Negern verbreitet. Es trifft nicht zu, daß nur viehzüchtende Stämme diesem Gebrauche huldigen. Livingstone war nicht ganz richtig informiert, als er in Nyangwe einen Knaben vom Lomame mit Zahnlücke traf und daraus schloß, daß dieser einem viehzüchtenden Stamme angehören müsse, da die Viehzüchter ihre Zähne in Nachahmung ihrer Wiederkäuer und aus Verehrung für dieselben ausschlügen. Von den Damara ist bekannt, daß sie sogar ihren Kriegsgefangenen die Vorderzähne ausschlagen.

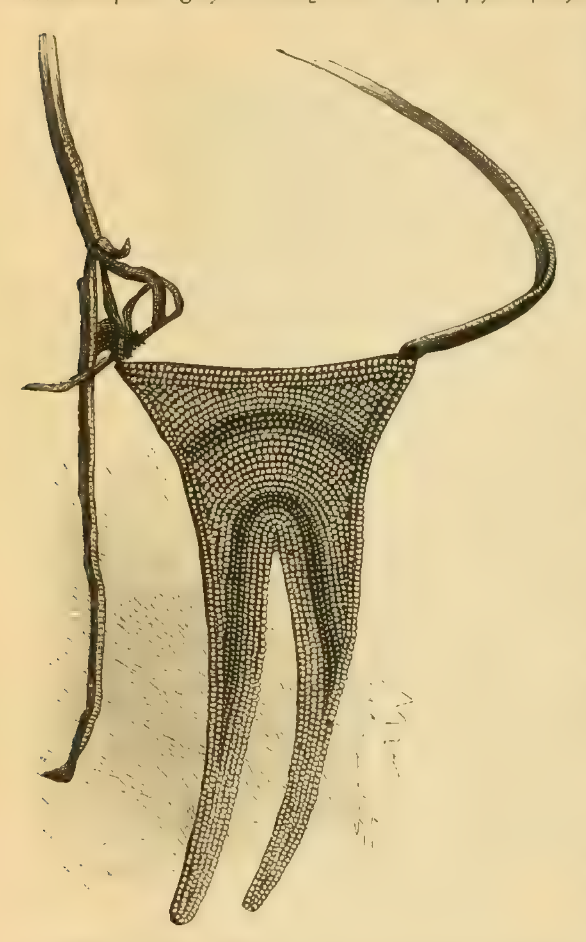


Ein Penisfutteral der Kaffern, aus einem Antilopenschwanze gefertigt (Museum für Völkerkunde, Berlin). 3/5 wirkl. Größe.

Die Tracht der Neger ist mannigfaltig. Felle, Rindenzeug und einheimische oder fremde Baumwollzeuge sind die Bekleidungsstoffe; im schlimmsten Falle genügt aber auch ein Palmblatt oder Baumzweig zur Bedeckung der Scham. Völker, die gewohnheitsmäßig ganz nackt gehen, gibt es unter den Negern nur wenige, und dann erstreckt sich das Nacktgehen nur auf das männliche Geschlecht, wie z. B. bei den Dinka oder einigen Nyassastämmen. Wohl aber gehen die Kinder bis zu einem gewissen Alter, und aus Bequemlichkeit in ihren Behausungen auch Erwachsene nackt. Bei den Süd- und Zentralnegern sowie den Stämmen am obern Nil sind Bekleidungen, welche, aus einer innern und einer äußern Schürze bestehend, nur die Schamgegend bedecken, die Regel (s. Abbildung, S. 226). Die Hirtenstämme tragen oft Fellkarosse darüber, die aus verschiedenartigen Fellstücken künstlich zusammengefügt sind. Die Völker, welche Rindenzeug bereiten, besitzen in demselben einen überall leicht und in großen Stücken zu habenden Stoff und kleiden sich deshalb am vollständigsten von allen, so besonders die Wanyoro und Waganda. Wo Baumwollzeuge billig zu haben sind, wie an der Westküste, tragen die Männer unterrockartige Gewänder, während die Weiber ihr Gewand unter den Achseln zusammenbinden (s. Abbildung, S. 227). Schilf oder Palmblätter, in Unterrockform um den Leib gebunden, kommen im Innern vor und erinnern an das Graszeug der Neuguineer. Kopfbedeckungen werden gewöhnlich nicht getragen, vielfach aber im Kriege, bei Tänzen, religiösen Festlichkeiten benutzt. Primitive Sandalen sind auf Märschen in allgemeiner Benutzung. Allgemein üblich, bei den Hirtenstämmen aber ins Übermaß getrieben ist die Einfettung des Körpers und der Haare, welche durch Bestreuung mit wohlriechendem und farbigem Mehle oder Einreiben mit Rötel vervollständigt wird. Zur Kriegstracht gehört Bemalung mit bunten Farben, meist rot und weiß, in den abenteuerlichsten Mustern. Für diesen Zweck sind auch Kopfputze aus Federn gebräuchlich.

Die Behausungen der Neger zeigen in der Neigung zur Gruppierung um einen Mittelpunkt und zur Umwallung und im vorwiegend leichten Aufbaue aus Gras, Rohr, Stengeln oder Zweigen deutlich den nomadischen Grundzug, der das Leben auch der

verhältnismäßig seßhaften unter ihnen beherrscht. Die eigentlichen Nomaden bauen vergängliche Reisighütten, welche sie durch darübergelegte Matten oder Felle schützen, und befolgen damit eine Bauart, die von den alten Ichthyophagen des Roten Meeres bis zu den Hottentotten reicht. Als das einzige Feste an diesen Hütten ist etwa ein Steinwall rings um dieselben gelegt, damit der Regen nicht den Sand hinwegspüle, auf welchen die Hütte gebaut ist, und direkt in die Häuser hineindringe. Diese Hütten werden selten länger als ein paar Jahre benutzt und meist schon früher um des Ungeziefers willen verlassen. Bald ist dann alles verfault und vom Regen weggespült, und höchstens der erwähnte Steinkranz und einige vom Feuer geschwärzte Steine auf der Feuerstelle sowie der Aschenhaufe legen Zeugnis davon ab, daß früher dort Menschen gewohnt haben. Selten wird die Wohnung wieder an derselben Stelle angelegt, wenn die Hirten auf ihrer periodischen Wanderung wieder an dieselbe Quelle zurückkehren. So bedeutet auch der Name der Werfte oder des Dorfes z. B. bei den Herero nichts andres als einen Platz, wo gemolken wird, während sie die Städte ihrer ackerbauenden Nachbarn, der Ovambo, Plätze, wo etwas verwahrt wird, nennen.



Ein mit Perlen besetzter Schurz der Betschuanenfrauen (ethnographische Sammlung, Stockholm). 1/6 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 225.

Die einzelnen Hütten werden gewöhnlich im Kreise um einen freien Platz angelegt, auf dem bei Nacht die Herde zusammengebracht wird. Größere Dörfer umschließen oft mehrere Ringe aus Zaun- oder Pfahlwerk für Groß- und Kleinvieh. Endlich wird dann die ganze Niederlassung, Häuser und Krale, noch einmal von einer großen Umzäunung eingeschlossen, einesteils wohl zum Schutze gegen großes und kleineres Raubzeug, andernteils, um das Vieh noch immer einigermaßen zusammenzuhalten, auch wenn es, wie etwa beim Melken, außerhalb des eigentlichen Krales sich befindet. Der Hauptzaun wird bei Dörfern, welche nicht ganz vorübergehende Anlagen sind, mit Palissadenwerk verstärkt. Bei den für noch größere Dauer berechneten Dörfern ackerbauender Negerstämme kommt auch noch ein Graben hinzu. Moambas Dorf (am Merenge) ist z. B. außer den Palissaden von einem Graben umgeben, welcher 15—20 Fuß breit und ebenso tief ist, aber trocken liegt. Ähnlich sind alle Dörfer der Babemba befestigt. Und ein Hauptstück in der Anlage afrikanischer Dörfer ist endlich die Erschwerung des Zuganges, der im äußersten Falle in einen Waldbach verlegt wird, auf dessen Grunde die verräterischen Fußspuren bald verwischt sind. Oder der starke Zaun, die Boma, wird mit großblätterigen Kürbissen überzogen, um ihn unsichtbar zu machen.

Das Schutzbedürfnis ist überhaupt in den meisten Fällen bei den Dorfanlagen der Neger das nächste nach dem Bedürfnisse, welches die Hütte selbst errichten ließ. Es zeigt sich in der Wahl der Örtlichkeiten, unter denen Inseln, Halbinseln, erhöhte Stellen in Flußschlingen, Berggipfel sehr häufig sind. Aber auf die festere Bauart des Hauses selbst verfallen sie bei diesen fortifikatorischen Erwägungen nicht. Ohne äußere Anregung ist nie im weiten Negergebiete ein mehrstöckiges Haus gebaut worden. Von Livingstones Hause in Kolobeng sagten daher die Makololo ganz richtig: „Es ist keine Hütte, sondern ein Berg mit mehreren Höhlen darin".

Die Behausungen der Ackerbauer stehen inmitten ihrer Felder zu Dörfern gruppiert beisammen. Man sucht zu ihrer Anlage vornehmlich einen vom dichtesten Dorngehölze umgebenen Platz aus. Durch Beifügung stachliger Äste und womöglich Palissaden wird dieses Dickicht noch vermehrt. So wird ein sehr wirksamer Schutz gegen andringende Feinde hergestellt, besonders da diese lebende Dornschanze nicht mit Feuergewalt erstürmt werden kann. Der einzige Zugang zum Dorfe führt durch Palissadenreihen und wird nachts mit einer Pforte geschlossen. Die Hütten- und Getreidedepots gruppieren sich gegen den Zaun zu, während der mittlere Dorfraum auch hier für das Vieh reserviert ist. Einige schattenbringende Bäume in und beim Dorfe sind gern gesehen.



Eine Loangonegerin (nach Photographie im Besitze des Herrn Dr. Pechuel-Loesche in Jena). Vgl. Text, S. 225.

Bei fast allen Negern Afrikas waltet im Hüttenbaue der Kegelstil, d. h. der kreisrunde oder ovale Umriß und der kegel- oder bienenkorbartige Aufbau, vor. Die Bienenkorbform ist am häufigsten. Sogar die großen schönen Palastbauten der Waganda und Wanyoro sind nichts als riesige Bienenkörbe (s. Abbildung, S. 229). Es kommen in Zentralafrika (in Südafrika unsers Wissens nirgends) auch viereckige Bauten vor, wie z. B. die Tembes in Ugogo oder die Hütten gewisser Völker am Kongo, Ogowe, Gabun, in Benguela; typisch ist jedoch der Bienenkorb. Um einen Begriff von einer solchen Kaffernhütte zu erhalten, denken wir uns mit Bleek einen runden, halbkugelförmigen Korb umgestülpt und mit Stroh gedeckt. An der Seite ist dann eine kleine Öffnung als Thür angebracht, wo man mit einiger Mühe hineinkriecht. Mit dieser etwas zu hochtrabend Thür genannten Öffnung in einer Linie stehen drei das Gestell der Hütte stützende Pfosten, und zwischen dem vordersten und mittlern ist der Herd oder die Feuerstelle mit den drei Herdsteinen aufgestellt. Der Rauch hat keinen andern Ausweg als durch die Thür oder durch das Dach, wenn man von einem solchen überhaupt sprechen kann. Die Höhe der Hütte in der Mitte beträgt gewöhnlich so viel, daß ein erwachsener Mann eben anstößt. Der Durchmesser ist etwas mehr als die doppelte Länge eines Menschen. Die Kaffern schlafen auf ihren Matten ausgestreckt, in ihre Decken gehüllt und

mit ihren Füßen an oder gar in der Asche des Herdes, auf dem stets etwas Feuer glimmt. Der Fußboden ist vielleicht das Beste an der ganzen Hütte; er gleicht dem einer Tenne und ist mit Kuhmist ausgelegt.

Um diesen Typus gruppieren sich die Hütten vom Niger bis zum Nil und vom Swakop bis zum Sobat. Man findet geräumigere, bequemere Hütten vorzüglich im obern Nilgebiete, so bei den Bongo und Djur; aber wie bequem auch ihre innern Dimensionen sein mögen, immer ist ihre Thür niedrig, und die Fensterlosigkeit ist Prinzip. Die Wohn-



Madi beim Wohnungswechsel (nach Baker).

stätte der Bongo ist 5—7 m hoch, aber der mit Thon ausgeschmierte gewölbte Eingang gestattet auch dort nur, kriechend in das Innere der Hütte zu gelangen. Durch Größe und solide Bauart ihrer Hütten zeichnen sich besonders die Dinka vor allen andern Negern der Nilregion aus. Die Wände bestehen aus reiner Thonerde und tragen nur einen geringen Teil der Last des Daches, dessen korbartiges Gerüst von einem im Zentrum der Hütte errichteten vielästigen Baumstamme unterstützt wird. Bei den Njam-Njam treffen wir die „Bamogih“, eine Hütte zum Schlafen für heranreifende Knaben. Die gewöhnliche Wohnhütte wird aus den Blattschäften der Raphiapalme gezimmert; die Wände füttert man mit Bananenlaub, belegt sie mit Rindenstücken und flicht sie durch Rotangrohr zusammen. Eine solche Hütte ist meist 6 m hoch und 10 m breit. Viel gewaltigere Dimensionen freilich zeigt die von Schweinfurth beschriebene Palasthütte des Königs der Monbuttu; sie ist 17 m hoch, 25 m breit und 50 m lang, für zentralafrikanische Verhältnisse ein gewaltiger Bau. Dieser horizontale Dachbau der Monbuttuwohnungen zeigt Beziehungen dieses Volkes zu Stämmen an der äquatorialen Westküste, die gleich den Manyema

und den Bewohnern der Kongo-Ufer mit viereckigem Grundrisse bauen. In der Verzierung laufen recht komische Liebhabereien mit unter; so pflegen Sfern und Golo die Außenwände ihrer Hütten durch eine weiße Tünche von Hundekot in verschiedenen Mustern zu verzieren.

Der wesentlich übereinstimmende Grundplan wird nun nicht bloß in verschiedener Größe, sondern auch mit einem sehr verschiedenen Grade von Sorgfalt ausgeführt. Die Südneger treten auch hier gegen die der äquatorialen Regionen zurück, wie hoch auch ihre Hütten wieder über denen der Hottentotten stehen. Ärzte haben öfters ihre Meinung kundgegeben, daß der Lehmboden und Bienenkorb der Kaffernhütte zusammen mit der halbeuropäischen Kleidung und Bettung der Natalkaffern eine möglichst ungesunde Mischung sind, die viele Todesfälle erklärt. Im Gegensatze zu ihnen wird die Bauart der Hütten der Waganda von allen Europäern wegen ihrer Sorgfalt und Bequemlichkeit bewundert. Die Hütten in Uganda, Uvinsa, Unyoro 2c. sind reinlich, trocken, in ihrer Art komfortabel. Der Übergang von dem weniger guten zu dem sorgfältigern Hüttenbaue fällt augenscheinlich mit der Nordgrenze der vorwaltenden Viehzucht zusammen.



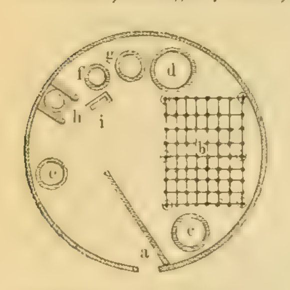
Hütten in Uganda und Unjamwesi (nach Stanley). Vgl. Text, S. 227.

Afrika besitzt keine ständigen Baumwohnungen, wie man sie im Battalande oder Neuguinea findet; aber es fehlen ihm nicht die temporären Festungen in den Kronen von Riesenbäumen sowie Pfahlbauten, und zwar kommen letztere im Osten wie im Westen in sehr ausgeprägter Form vor. Am typischsten scheinen jene des kleinen Morjasees im obern Lualabagebiete zu sein, wo Cameron eine ganze Bevölkerung von Pfahlbauern fand, welche in niedern viereckigen, auf hohen Pfählen sich erhebenden Hütten wohnen. Sie fahren in Einbäumen und bebauen auf dem Lande Felder. Als Cameron einige von ihnen ansprach, liefen sie davon und flüchteten sich sogleich auf ihre Pfahlhütten. Die Treppe zur Hütte stellt ein mit vorstehenden Ästen versehener Steigpfahl vor. Nicht weit von hier wohnen andre auf schwimmenden Inseln, welche aus Stücken der verflochtenen, Tingi-Tingi oder Tikki-Tikki genannten Pflanzendecken bestehen, die dichte Decken über die Randstrecken dieser meist seichten Hochebenenseen ziehen. Solche Stücke werden mit Pfählen festgerammt und tragen dann die Hütten der Insulaner, welche auf ihnen sogar Bananen pflanzen und Ziegen- und Hühnerzucht treiben. Sie bebauen indessen auch Fruchtfelder auf dem Lande. Rohlfs beschreibt ebenso ausgesprochene Pfahldörfer vom untern Benuë.

Die Negerdörfer sind häufig von beträchtlicher Größe, was sich dadurch erklärt, daß ein Stamm so dicht wie möglich beisammen und um seinen Häuptling geschart wohnt, um möglichst unverkürzt den Schutz zu genießen, dessen Gewinnung ja der erste Zweck des

geselligen Wohnens ist. Das Gros ganzer Stämme drängt sich um die Häuptlingshütte, wie z. B. die Ostbamangwato um Schoschong, die Nordmatabele um Umzilas Kral wohl mehr als die Hälfte ihres Volkes versammeln. In größern Reichen, wo dies nicht der Fall sein kann, sind die Hauptstädte klein, wie Mussumba, Kasembes Stadt, und andre. Verlegung dieser Städte nach dem Tode eines Häuptlinges ist Regel. Verkehrsvorteile fallen selten bei der Wahl einer Örtlichkeit für eine Stadt ins Gewicht. Die beste Verkehrslage lassen die Neger unausgenutzt. Am Bolungo, Südnebenfluß des Zambesi, konnte daher Chapman von einem Orte sagen: „Wenn jemals dieses Land von weißen Menschen bewohnt sein wird, so wird an diesem Orte sicherlich eine Stadt entstehen". Nyangwe ist eine der wenigen Negerstädte, die eine für den Handel günstige Lage haben; selbst Europäer, z. B. Cameron, erkannten ihre Vorteile an.

Die Bevölkerung der afrikanischen Negerländer befindet sich großenteils nicht in den Verhältnissen, welche genaue Volkszählungen gestatten. Man kann als wahrscheinlich annehmen, daß ihre **Dichtigkeit nicht ein Drittel von derjenigen Europas betrage.** Allein diese Mittelzahl besagt wenig. In Ländern, wo ein gewisser Grad von Friede und Ordnung herrscht, wie in den Fulbestaaten, Uganda, in Teilen Manyemas, im Dinka- und Schillukgebiete des obern Nil, findet man eine selbst für Europäer erstaunliche Bevölkerungsdichtigkeit, nach Schweinfurths Schätzung z. B. bei den Monbuttu mindestens 5000 auf die deutsche Quadratmeile, während nahe dabei weite Strecken öde liegen, die oft noch die Spuren früherer Bewohnung tragen. Livingstone schildert in folgenden Worten einen weiten Strich Landes, der unbewohnt im Osten des Nyassasees liegt: „Ein Land, so schön, wie man es nur irgendwo finden kann, das noch alle die Spuren trägt, einst eine eisenschmelzende und fruchtbauende Bevölkerung unterhalten zu haben. Den Thonpfeifen, die sie auf die Röhren ihrer Blasebälge setzen und in den Ofen einfügen, begegnet man überall. Die Furchen der Felder, auf welchen sie Mais, Bohnen, Kassawa und Hirse pflanzten, und von welchen sie die zu reichliche Feuchtigkeit der Regen abzuleiten für nötig fanden, sind noch nicht geebnet; sie blieben als Zeugen des Fleißes der frühern Bewohner." Und als Casalis die damals menschenleere, aber mit Menschenknochen besäete Hochebene südlich vom Basutolande durchzog und frug, wo die Besitzer dieser weiten Gebiete wohnten, zeigte man ihm einige elende Hüttengruppen auf den unzugänglichsten Bergspitzen. In Livingstones und Stanleys Schilderungen von Manyema und dem mittlern Kongogebiete oder Schweinfurths Beschreibungen der Bongo- und Djurländer findet man ähnliche Szenen zu Dutzenden. Und hart neben diesen Bildern der Zerstörung und Verödung treibt das Leben dieser Völker seine üppigen Schosse und bedeckt das Land mit fast lückenlos aneinander gereihten Wohnstätten. Wie Stanley am mittlern Kongo, sah Schweinfurth am Nil, im Lande der Schilluk, meilenweit am Ufer sich hinziehende Reihen von Hütten. Die Striche wechseln wie grüne und vom Hagelschlage getroffene Strecken miteinander. Örtlich schützende Verhältnisse kommen dabei, wie überall, zur Geltung. Gebirge und Inseln sind daher häufig dicht bevölkert, die fruchtbaren, zugänglichen Ebenen dünner. Camerons Bemerkungen über die Bevölkerungsdichtigkeit in seinem allgemeinen Rückblicke auf die Ergebnisse seiner berühmten Durchquerung des Kontinentes zeichnen diesen Zustand wohl am treffendsten: „Auf den Grasflächen zwischen Bagamoyo und den Gebirgen von Usagara ist die Bevölkerung dünn und wohnt in Dörfern, welche auf Anhöhen oder im Gebüsche versteckt sind. Im Gebirge ist dagegen das fruchtbare Thal



Grundriß einer Hütte in Mubi (nach H. Barth), 3½ m im Durchmesser.

a Thüröffnung und Querwand. b Bettstätte. c und d Kornurnen. e Wasserurne. f und g Thönerne Topfgestelle. h Herd. i Schemel.

des Lugerengeri dicht bevölkert. Die daran sich anschließende Makataebene ist in ihrem östlichen Teile völlige Wildnis, während im Westen einige Dörfer liegen. Öde ist wieder das obere Lufidschigebiet und dünn bevölkert die wasserarme Hochebene des östlichen Ugogo. Dagegen ist in den letzten 20 Jahren das Land zwischen Khoko und Mdabura von neuem bebaut und bewässert worden, und das letztgenannte ist dicht bevölkert. Die Wakimba haben das westlich sich anschließende Mgunda Mkali (das ‚Feuerfeld‘) urbar gemacht, welches früher einer der ödesten Teile des Weges von der Küste nach Unyanyembe war; aber das Land zwischen hier und Tabora ist dünn bevölkert, wasserarm und größtenteils noch mit Dschungeln bedeckt. Der Grenzstrich von Unyanyembe ist fast durchaus Dschungel. Dieses selbst umschließt eine dichte Bevölkerung und war bis auf die Zeit der Kämpfe mit Mirambo gut angebaut und herdenreich. Das Land der Waganda ist wilder und an vielen Stellen durch den Ugombe versumpft. Die waldreichen Ebenen von Ugara sind nur an wenigen Stellen gelichtet. In Manyema endlich sind die von den Sklavenhändlern und den Räubervölkern besuchten Gebiete sehr dünn bevölkert, oft menschenleer; die übrigen dagegen tragen durchaus eine dichte Bevölkerung.“ Nehmen wir noch Stanleys und Wißmanns Berichte über das jungfräuliche mittlere Kongoland hinzu, so ergibt sich dieses als durchschnittlich sehr gut bevölkert. Mit dem Frieden nehmen Kultur und Volkszahl nach dem Innern hin zu.

Plan eines befestigten Dorfes in Bihé (nach Serpa Pinto).
A Eingang — B Kegelförmige Hütte, in welcher Häuptlinge beigesetzt werden. — C Schädeltrophäe. — a a a Einzäunung der Häuptlingswohnung. — E Eingang in dieselbe. — c c c Weiberhütten des Häuptlinges. — d d d Hütten des Volkes.

Die immer wieder vorkommenden Entvölkerungen wirken ethnographisch bedeutend durch die Wanderungen, welche sie hervorrufen. Die leeren Räume füllen sich trotz alledem mit der Zeit und zwar ziemlich rasch. Das Basutoland hat, seitdem Casalis es sah, seine Bevölkerungszahl wohl vervierfacht. Bei den häufigen Kriegen fehlt es nicht an Zwang zu Wanderung und Kolonisation. Nicht selten entsteht aus einer zwangsweisen Wanderung in der Art ein Vorteil für das Land, daß die Flüchtigen eine bis dahin öde Stelle anbauen und dadurch die Kultur ausbreiten. Das zu Burtons und Spekes Zeit mit Gestrüpp bewachsene, wasserarme und menschenleere Land Mgunda Mkali fand, wie erwähnt, Cameron durch einen aus seinen Sitzen vertriebenen Zweig der Wanjamwesi gelichtet, bebaut und bewässert, und es war dadurch zugleich der früher gerade an dieser Stelle schwierige Karawanenweg Zanzibar-Udschidschi bedeutend gangbarer geworden. Freilich waren die Einwohner noch sehr mißtrauisch gegen Fremde, und ihre Dörfer sind wie Festungen umwallt und mit Thoren verschlossen. Einige Tagemärsche weiter lag dagegen damals noch ein umgekehrt durch die Einfälle derselben Wanjamwesi entvölkerter Strich im Gebiete der Wakimbu.

Die Negersprachen.

Die große Thatsache der afrikanischen Ethnographie ist die Erkenntnis der Zusammengehörigkeit der Sprachen, welche von den Südgrenzen der Kaffern bis hinaus über den Äquator gesprochen werden, und welche man Bantusprachen genannt hat, und ferner die Einsicht in den großen Unterschied zwischen dieser Sprachgruppe und derjenigen der Hottentotten und Buschmänner. Die fast gleichzeitig von W. H. J. Bleek, J. Logan und J. C. Adamson behauptete und neuerdings von R. Lepsius gewichtig gestützte Ansicht, daß die Hottentotten- und vielleicht sogar die Buschmannsprache zu den nordafrikanischen Sprachgruppen gehöre, scheint weiteres Licht auf Zusammenhänge und Sonderungen innerhalb der afrikanischen Völker zu werfen, kann aber zunächst doch nur als Hypothese betrachtet werden, als welche wir sie oben bereits angeführt haben. Was aber das Wesen der Bantusprachen anbelangt, so lassen sich folgende Merkmale als die hauptsächlichsten dieser so weitverbreiteten, im allgemeinen der agglutinierenden Gruppe zuzuzählenden Sprachen anführen. Dieselben bedeuten fast ebenso viele Unterschiede von den hamitischen Sprachen Afrikas. Die Bantusprachen sind in erster Linie ausgeprägte Präfixsprachen. Jedes Substantivum hat vor seinem Stamme ein Präfix, und dieser Präfixe gibt es 7—10 verschiedene, welche ebenso viele Klassen von Benennungen: Menschen, Tiere, Pflanzen, Werkzeuge 2c., unterscheiden und bezeichnen. Die meisten darunter haben eine bestimmte Vorsilbe für Singular und Plural. So bedeutet in der Wagandasprache z. B. lungi gut und muntu mulungi ein guter Mann, bantu balungi gute Männer, muti mulungi ein guter Baum, miti milungi gute Bäume, ngumba nungi ein gutes Haus oder gute Häuser, kintu kilungi ein gutes Ding, bintu bilungi gute Dinge, lusogi lulungi ein guter Hügel, nsogi nungi gute Hügel, toki dungi eine gute Banane, matoki malungi gute Bananen, wantu walungi ein guter Platz oder gute Plätze 2c.

Auch bei den Verben wird eine Vorsilbe vor die andern gesetzt, welche Person und Zeit angeben und für Relativpronomen, Subjekt und Objekt stehen; der Stamm des Verbs kommt zuletzt, so daß oft das, was im Deutschen den größten Teil eines Satzes oder einen ganzen Satz ausmachen würde, in der Bantusprache mit einem einzigen Worte ausgedrückt wird. Das folgende Beispiel aus der Swahilisprache wird dies anschaulich machen: Er, der ihm das Messer geben will = atakayekimpa kisu; a = er, taka = will, ye = welcher, ki = es, m = ihm, pa = geben, kisu = Messer.

Während durch diese Präfixe die Unterschiede von belebt und unbelebt und noch geringere „Klassenunterschiede" streng auseinander gehalten werden, wird ein andrer größerer Gegensatz, der geschlechtliche, unberücksichtigt gelassen. Es ist das eine sehr auffallende Thatsache, daß ein Grundmerkmal unsrer sowie der semitischen und hamitischen Sprachen, wie es die Geschlechtsunterscheidung ist, völlig vernachlässigt erscheint. Es gibt wohl eigne Wörter für Vater und Mutter, nicht aber für Sohn und Tochter, Bruder und Schwester, für welche nur je ein Wort existiert, mona, etwa mit Kind, pange, etwa mit Geschwister zu übersetzen, ferner nicht für Onkel und Tante, für Neffe und Nichte, für er und sie. Dagegen haben die Bantu vor uns voraus eigne Namen für älteres Geschwister, kota. und jüngeres Geschwister, ndenge, was aber insofern auch gleich wieder an einen Mangel erinnert, als die Komparation, für welche eigne Ausdrücke fehlen, mit diesen Worten gemacht wird. Es gibt selbstverständlich nur Präpositionen, keine Postpositionen. Die Konkordanz durch gleiche oder euphonisch veränderte Präfixe spielt eine große Rolle. Die Reihe der Worte im Satze ist: Subjekt, Zeitwort, Objekt; doch wird das letztere durch ein vor die Verbalwurzel gesetztes abgekürztes Fürwort antizipiert. Zum Lautcharakter der

Bantusprachen gehört der Auslaut jeder Silbe auf einen Vokal. Im Gegensatze dazu ist der konsonantische Anlaut häufig durch Präfixe, namentlich nasale, erweitert. Endlich ist die Intonation, welche mit gleichlautenden Wörtern je nach der höhern oder tiefern Stellung der Stimme ganz verschiedene Begriffe bezeichnet, eine auffallende Eigentümlichkeit der Bantusprachen.

Gewiß ist aber die verhältnismäßige Gleichförmigkeit dieser Sprachen über ein so weites Gebiet eine ihrer allermerkwürdigsten Eigenschaften, die nur durch die buntesten Verschiebungen und Durcheinanderwanderungen der sogenannten Bantuvölker zu erklären ist. Man kennt nur wenig die nordäquatoriale Gruppe, doch weiß man genügend z. B. von der Sprache der Waganda, um ihre weitgehende Ähnlichkeit mit jene der Zulu oder Herero würdigen zu können. Was die südäquatorialen Bantusprachen anbelangt, so läßt Bleek seine südafrikanische Gruppe aus einem großen mittlern Teile bestehen, welcher fast alles bekannte Land zwischen dem südlichen Wendekreise und Äquator umfaßt, und aus zwei weiter abgelösten Zweigen, deren einer dem Südsüdosten, der andre dem Nordwesten angehört. Jener mittlere Abschnitt zerfällt aber wieder in eine östliche und westliche Hälfte, deren jede mindestens zwei Sprachgattungen umschließt, und ebenso ist auch der südöstliche Zweig wieder abzuteilen. Der südöstliche Zweig scheint hauptsächlich dadurch charakterisiert zu sein, daß die Wortendungen fast ausschließlich die vorhergehenden Silben affizieren, während in den übrigen auch das Umgekehrte statthat. Man unterscheidet die drei Unterabteilungen: Kaffer im engern Sinne, Sitschuana und Tekeza. Die erstere, mit der Varietät des Zulu, umschließt die vollsten und ursprünglichsten Formen und besitzt den größten Wohlklang. Das Sitschuana ist mehr guttural, mit dunklern Vokalen und abgeschliffenern Konsonanten, das Tekeza endlich ist breiter. Im Sitschuana findet man viel mehr dialektischen Unterschied als im Kaffer, und die östlichsten Sitschuanadialekte sind dem letztern ähnlicher als die westlichen.

Aber von all diesen Unterschieden scheint doch nur zu gelten, was Max Buchner von allen ihm zu Gehör gekommenen Sprachen im Angola- und dem Lundareiche sagt: „Ob diese Mundarten als eigne Sprachen oder bloß als Dialekte ein und derselben Sprache aufzufassen sind, ist unwichtig und hängt von der schwankenden Definition jener beiden Begriffe ab. Soll ein Vergleich mit europäischen Unterschieden gewagt werden, so möchte ich behaupten, daß die beiden mir etwas genauer bekannten Extreme, Angola und Lunda, sich nicht mehr voneinander unterscheiden als Holländisch und Hochdeutsch. Kioko, Schinsch und wahrscheinlich auch Minungo sind fast identisch. Zwischen Angola, Bondo und Songo sowie zwischen Bangala, Bondo und Songo bestehen an den Grenzen allerseits Übergänge, weil diese Stämme sich schon seit langem nachbarlich berühren. Kioko und Lunda sind scharf voneinander geschieden, obgleich die Dörfer der beiden Stämme bunt durcheinander liegen. Hier spricht man Lunda, dort, vielleicht nur 1 km entfernt, Kioko. Die Kioko, als fremde Eindringlinge aus dem Süden, wohnen eben erst wenige Jahre auf Lundaboden." Aber über alle diese zahlreichen kleinen Sonderzweige, deren Mannigfaltigkeit in ihrer Art nicht minder bezeichnend ist, bleibt nach den Worten desselben Forschers eine „überraschende Ähnlichkeit" das viel tiefer gehende Merkmal. Und dieses Merkmal wird auch durch große Kulturunterschiede und räumliche Entfernungen nicht aufgehoben. Die Damara oder Herero sind arme Viehzüchter in Südwestafrika, die Banabya behäbige Ackerbauer im Zentralgebiete des Zambesi und die Makalaka endlich ein betschuanenähnliches Mittelding von Hirten und Ackerbauern. Aber Chapman, welcher aus dem Damaralande zu den Makalaka und Banabya reiste, fand deren Sprache der Damarasprache so ähnlich, daß er sie vermöge seiner Kenntnis der letztern verstehen konnte.

Zur Charakterisierung der Bantusprachen lassen wir hier noch einige Bemerkungen über bestimmte Teile derselben folgen, die besonders wichtig oder eigentümlich sind. Das Zahlensystem verhält sich ganz ebenso wie bei uns. Die höchste Zahleneinheit ist hundert. Darüber hinaus wird gewöhnlich mit fremden Zahlworten gerechnet, am obern Nil mit arabischen, in Südwestafrika mit portugiesischen (mil zu miri umgewandelt). Verschiedene Andeutungen sprechen dafür, daß ursprünglich nur bis fünf gezählt und dann gleichsam eine neue Reihe begonnen wurde. Zwanzig, dreißig ꝛc. heißt zwei zehne, drei zehne. Von zehn, zwanzig ꝛc. zählt man weiter zehn und eins, zwanzig und eins. Zehn hat den Wert eines Substantivum, indem diese Zahl nicht bloß einen Plural besitzt, sondern auch als Kollektiveinheit, etwa wie unser Dutzend, auftreten kann, z. B. dikuini dia hombo, eine Zehnheit Ziegen, zehn Ziegen, wobei die Teilbegriffe im Singulare bleiben.

Geschmacksempfindungen wie süß, sauer, bitter müssen durch ein und dasselbe Adjektiv, welches etwa pikant bedeutet, umschrieben werden, und es heißt dann pikant wie Zuckerrohr, wie Salz ꝛc. Ebenso ist es mit den Farben, für die bloß drei eigne Vokabeln existieren, nämlich schwarz, welches zugleich auch blau, weiß, welches zugleich auch gelb, überhaupt hell glänzend ausdrückt, und rot. Daraus geht aber keineswegs hervor, daß die Neger für verschiedene Farben minder empfänglich wären als wir. Abgesehen von der Unterscheidung der Einzahl und der Mehrzahl, gibt es keine eigentliche Deklination, wenn man nicht die allgemeine Abhängigkeitspartikel a, welche vorzugsweise unsrer Genitivform entspricht und am besten mit von wiedergegeben wird, als Andeutung einer solchen betrachten will. Ungemein reich an klangvollen Modulationen sind die Interjektionen. Amá, nach Buchner etwa das Berliner „na nu“, eoa, etwa unser „ei ei“, aiuä, etwa „juchhe“, hört man täglich und stündlich. Als Beteurungen vernimmt man namentlich oft „Tod!“ und „deine Wahrheit!“, „fürwahr!“ Die Frage wird nur durch den Tonfall ausgedrückt und ändert nichts an der Wortstellung, es gibt da keine Umdrehung wie bei uns. Der großen, oft unbehilflich werdenden Einfachheit der Ausdrucksweise entsprechend, fehlen alle kompliziertern Wendungen, fast alle Verzweigungen. Dieser Einfachheit entspricht anderseits eine große Regelmäßigkeit und Konsequenz. Während bei uns die Ausnahmen oft so überwiegen, daß die Regeln kaum mehr zu erkennen sind, ist dort das Umgekehrte der Fall, was die Analyse ungemein erleichtert und genußreich macht.

Diese hier charakterisierte Bantusprache verbreitet sich in ihren zahllosen leicht variierten Dialekten über den weitaus größten Teil des Gebietes, das die afrikanischen Neger bedecken. Solch weite Verbreitung der einen Sprache entspricht, wie wir schon hervorhoben, und wie in der Einzelschilderung noch deutlicher zu erkennen sein wird, der Verbreitung einer Menge ethnographischer Merkmale über dasselbe weite Gebiet, nur daß letztere noch weiter verbreitet sind, indem sie ja zum größten Teile selbst bei den sprachlich so tief verschiedenen Hottentotten wiederkehren und auch den anderssprachigen Negern des Sudan angehören. Der Wahrscheinlichkeitsschluß ist erlaubt, daß wir es in den sogenannten Bantunegern mit einem jüngern Zweige des afrikanischen Astes der Neger zu thun haben; die ethnographischen Gemeinsamkeiten gehören einer frühern Epoche an, während diese Sprachgemeinschaft das Ergebnis einer spätern Verbreitung aus beschränktem Ausstrahlungsgebiete sein muß. Klein ist der Raum, den bei diesem gewaltigen Sprachgebiete die Länder abweichender Negersprachen einnehmen. Sie beschränken sich auf einen Streifen von sehr ungleicher, aber überall geringer Breite zwischem dem Bantu und den hamitischen und semitischen Sprachen des Sudan.

Unter diesen Sprachen, welche Lepsius als Mischnegersprachen bezeichnet hat, kann man eine Gruppe am obern Nil unterscheiden von einer westafrikanischen. Von jener aber sind genauer studiert nur die Bari- und Dinkasprache, die miteinander im Verhältnis der

höhern und niedern Entwickelungsstufe stehen und zwar so, daß Bari die Entwickelung aus dem Dinka darstellt. Beider Charakter ist Formlosigkeit mit Ansatz zur Agglutination. Dem Zeitwort fehlt in der Dinkasprache jegliche nähere Bestimmung der Modalität, Zeit und Person, während es in der Barisprache zum Ausdruck des Dauerbegriffes sich eine Reduplikation geschaffen hat. Den Zahlwörtern liegt das Quinärsystem zu Grunde. Friedrich Müller rechnet zu diesen Sprachen auch die der Nuehr und Schilluk und faßt alle vier als Nilsprachen zusammen, indem er sie zugleich den Bongo- und Mittusprachen entgegensetzt. Dinka- und Barisprache sind beide wohlklingend, aber von der sonst nicht näher bekannten Madisprache sagt Felkin, daß sie mit ähnlichen Schnalzlauten wie die südafrikanischen gesprochen werde. Ein ernsthafter Versuch, den Nilsprachen eine bestimmte Stellung unter den übrigen Nichtbantusprachen anzuweisen, ist noch nicht gemacht.

An der Westküste bilden von der Niger- bis zur Senegalmündung die Sprachen kleinerer Negerstämme den Übergang von den hier am weitesten nordwärts reichenden Bantusprachen zu den hamitischen Idiomen Nordwestafrikas. Von ihnen sind die Efik-, Ibo- und Yorubasprache in wichtigen Punkten den Bantusprachen ähnlich; sie sind vor allem Präfixsprachen wie diese. Daran schließen sich eigenartigere Idiome, wie Ewe (Aschanti), Ga (Akra) und Odschi, welche Lepsius als eine zusammengehörige Gruppe betrachtet, die auf dem Boden der Bantusprachen sich zu einer formenarmen Sprache zurückgebildet hat. Die Kru- und Veisprachen sind ihnen ähnlich, während das Temne und Bullom von Sierra Leone wieder dem Bantutypus durch Nominalpräfixe und Begriffsklassen näher stehen. Den mehr abweichenden, weitverbreiteten Sprachen der Wolof und Fulbe scheinen dennoch die Spuren der Verwandtschaft mit den Bantusprachen nicht ganz zu fehlen.



Eigentumszeichen der Neger (Rudimente der Schrift) aus Lunda (nach Dr. M. Buchner).

Von einer Schrift irgend welcher Gattung weisen weder die heutigen Neger eine Spur auf, noch sind im Negerlande Spuren älterer Schrift gefunden, wie sie Polynesien auf der Osterinsel geboten hat. In dieser Hinsicht stehen die Neger des Stillen Ozeanes, die Indianer Nordamerikas, die Hyperboreer mit ihrer zur Aufzeichnung denkwürdiger Ereignisse passenden Bilderschrift über den afrikanischen Negern, bei welchen lediglich Anfänge einer solchen in der Form von Kerbhölzern und Eigentumszeichen zu konstatieren sind. Gläubiger und Schuldner pflegen sich die Anzahl der geliehenen Werteinheiten, Stücke Zeug z. B., durch Einschnitte an einem Stocke zu notieren. Ebenso pflegen Kaufleute und Träger auf der Reise die Anzahl der Nachtlager an ihrem Wanderstabe zu verewigen, wobei besonders wichtige Ereignisse durch größere oder abweichend gestaltete Schnitte markiert werden. Wächst irgendwo ein hervorragend schöner Kürbis heran, der ein begehrenswertes Wassergefäß zu werden verspricht, so beeilt sich der Eigentümer, ihn durch ein bestimmtes, mit dem Messer eingraviertes Zeichen zu wahren, wobei aber auch abergläubische Gefühle mitspielen können. Indessen hat die oft genannte Schaffung einer besondern Schrift für die Veisprache durch Neger dieses Stammes gezeigt, daß die Begabung der Neger unter bestimmten Anregungen auch dieser Aufgabe gewachsen ist.

7. Das Kaffernland und die Kaffern.

„Der gesegnetste Strich von ganz Südafrika.“

Inhalt: Terrassencharakter des Landes. — Reichliche Bewässerung. — Subtropisches Klima. — Reiche Pflanzenwelt. — Körperliche Tüchtigkeit und geistige Energie der Kaffern.

Den gesegnetsten Strich von ganz Südafrika, der zwischen dem Hochlande des Innern und dem Indischen Ozeane wie ein eingehegter Garten sich hinstreckt, nennen wir kurz **Kaffernland** und bezeichnen damit das Gebirgsland und Tiefland des östlichen Südafrika, soweit es zum Indischen Ozeane abfällt. Als Nord- und Südgrenze können ganz allgemein Limpopo und der Große Fischfluß angenommen werden. Politisch zerfällt es in **Kaffraria, Natal** und **Zululand**. Sein Flächenraum kann auf 2000 QMeilen geschätzt werden. In der Bodengestaltung ist unbedingt vorwiegend der Terrassencharakter, welcher sich in **drei vom Gebirge nach der Küste abfallenden Stufen** ausspricht. Die **erste** ist das langsam ansteigende Land des Küstengürtels, 3—4 geographische Meilen breit, an der Küste mit Mangrovesümpfen umsäumt, im Innern von üppigstem Waldwuchse, dem einzigen echt tropischen in Südafrika, bedeckt. Hinter diesem tropischen Gürtel erheben sich Hügelzüge, welche von den schroffsten Thälern durchfurcht sind, zu 600—800 m und leiten zur **zweiten** Terrasse über, auf der bei gemäßigtem Klima sich große Weiden, natürliche Grasflächen ausdehnen, welche selten von Büschen und Waldungen unterbrochen werden. Über diese hebt sich endlich die **dritte** Terrasse mit den eigentlichen Vorbergen des Ostgebirges Südafrikas, dessen Hauptglied die Drakenberge sind: eine hoch gelegene, teilweise noch kräftig bewaldete Hügellandschaft, gleichfalls von ausgedehnten natürlichen Wiesen durchsetzt, über welche der Kamm und die im Winter mit Schnee bedeckten Gipfel der Drakenberge sich erheben. Diese breite Terrasse setzt in einigen Teilen wohl noch eine zweite Stufe ab, so daß man oft von einer vierfachen Abstufung dieses Küstenstreifens sprechen hört, der indessen, was einen Begriff von der Zusammendrängung dieser Stufenlandschaften geben mag, durchschnittlich nicht über 30 deutsche Meilen breit ist. Natürlich ist diese Terrassenlandschaft nicht überall in dem über 8 Breitengrade sich erstreckenden Küstenstriche gleich deutlich ausgeprägt, am meisten noch in der Mitte und im Süden des Landes; nach Norden zu aber verwischt sie sich einigermaßen durch die wie nach Westen, so auch nach Osten hier ausstrahlenden Nebenzüge der Drakenberge, in deren Aufbaue einheimische Geographen die Finger einer Hand sehen: den kleinen Finger würde der den Tugela, den Daumen der den Umkomanzi begleitende Zug bilden, während die Spitze des Mittelfingers am Umgeni herab bis nach Port d'Urban reichen würde. Kräftiger treten indessen im Norden die Gebirgsausläufer gegen die Küste vor, wo die Lupompoberge vom Pongolo und andern Nebenflüssen des in die Delagoabai mündenden Maontu durchbrochen und einst von der Eisenbahn überschritten werden sollen, die von Lourenço Marques nach Transvaal geplant ist.

Die **Bewässerung** des Landes ist eine **so reichliche**, daß Natal das Land mit zweihundert Flüssen genannt wird. Alle sind wasserreiche, ausdauernde Gewässer, die rasch der Küste zufließen (die durchschnittliche Entfernung zwischen Gebirgskamm und Küste übersteigt nicht 40 deutsche Meilen), aber ebendeshalb keinen Wert als Verkehrsstraßen haben. Ihre Wassermassen erfahren im Sommer (November bis Januar) sehr starke Anschwellungen, so daß dann häufig der Verkehr unterbrochen wird. Von Norden nach Süden sind am wichtigsten: der in die Delagoabai mündende **Maontu**; der in der Geschichte der Zulu berühmte, das Zululand mitten durchfließende **Umvolosi**; der Grenzfluß zwischen

diesem Lande und Natal, Tugela; der Umgeni, in dessen Nähe Pieter-Maritzburg und an dessen Mündung Port Natal (D'Urban) liegt; der Umzimvubu oder St. John's River an der Südgrenze von Natal; endlich der Große Fischfluß, der einst die Grenze zwischen der Kolonie und den Kaffern bildete.

Seinem Klima nach gehört fast dieses ganze Gebiet in die Region des Südostmonsunes und hat daher reichliche Niederschläge, welche den tiefstgehenden Unterschied zum übrigen Südafrika bilden, indem nicht nur ihre absolute Menge, bis 1200 mm in D'Urban, 900 in andern Küstenplätzen, 1000 in Fort Napier (700 m über dem Meere), beträchtlich, sondern auch ihre Verteilung über das Jahr hin gleichmäßiger ist. D'Urban hat minimalen Regen im Juni, Juli und August, indessen doch noch 12 Regentage mit 70—80 mm, während die größten Mengen mit 500 mm an 35—40 Regentagen im Dezember und Januar fallen. Auch die Wärme, deren Durchschnitt in Pieter-Maritzburg (700 m über dem Meere) 17° C. beträgt, ist gleichmäßiger verteilt, indem die drei Wintermonate (Juni bis August) an diesem Orte durchschnittlich 14, die drei Sommermonate (Dezember bis Februar) 23° C. aufweisen. Unter Null sinkt die Wärme hier nur in einigen Nächten. Schneefälle kommen unterhalb 1200 m in der Regel nicht vor. Wir haben es also mit einem subtropischen, warmen Klima zu thun, in welchem die Verteilung der Feuchtigkeit über das Jahr hin zwar Trockenzeit und Regenzeit unterscheiden, doch aber selbst jene nicht ganz dürr sein läßt. Die Gesundheit des Klimas ist mit Ausnahme der fieberreichen Küstenniederungen anerkannt, und die Fruchtbarkeit des Bodens erfährt unter der vereinigten Wirkung von Wärme und Feuchtigkeit eine Steigerung, welche auf gutem Boden dreifache Ernten der Getreide- und Wurzelfrüchte gestattet, während in den Küstenebenen die tropischen Kulturen heimisch gemacht werden konnten.

Unter dem Einflusse solcher Klimaverhältnisse ist die Pflanzenwelt dieses Striches eine tropischere, als sie sonst irgendwo in Südafrika zu finden ist. Eine Zunge der Sudanflora schiebt sich hier zwischen Gebirge und Meer bis über den 30. Grad südwärts. Zwar wiegen die Triften und die mit Akazien-, Heidekraut- und Proteaceenbüschen parkartig bewachsenen „offenen" Haine auch hier vor; aber es gehen einige kleinere Palmen bis zum 32.° südlicher Breite, und in den Küstenwäldern fehlt es nicht an hohen Bäumen, unter welchen das sogenannte Ebenholz und das Eisenholz, beide aus dem Geschlechte des Ölbaumes, das Gelbholz, vor allen aber die echte Akazie wegen ihres Nutzens zu nennen sind. Dieser letztere Baum ist ein so vielseitig nützlicher wie kein andrer in Südafrika, denn sein Gummi dient als Medizin und in Notfällen als Nahrung; zur letztern wird auch die saftige Wurzel gewählt. Die Dornen der Akazie ersetzen Nadeln, die Rinde dient zum Gerben, und das Holz ist bei der Häufigkeit und dem raschen Wachstume des Baumes das gebräuchlichste Brennmaterial. Endlich ist das dornige Gezweige zur Einfriedigung der Krale und Viehhürden am brauchbarsten. Unter den einheimischen Fruchtbäumen und -Sträuchern ist die Kapstachelbeere auch hier heimisch, außerdem eine Passiflora mit eiförmiger, saftiger Frucht, die an Stachelbeeren erinnert, ferner die Amatungulu oder Natalpflaume (Arduiana grandiflora) und der Keiapfel (Diospyros). Auch die weiße Maulbeere soll einheimisch sein. Die Banane wird von einigen als einheimisch angesehen, weil man sie sehr häufig wild trifft; das letztere ist auch beim Tabake der Fall. Schließlich ist das Kaffernland ein Gebiet des ergiebigsten Zuckerrohr-, Reis- und Baumwollbaues.

Aber gerade in diesem Reichtume drängt sich uns eine Frage auf, die für ganz Südafrika zu stellen, für alle Südafrikaner wichtig ist. Wie weit geht die Nutzung all der Vorteile, die hier geboten sind? Und wie tief greift der Schade, den die ungünstigern Verhältnisse bringen? Um es kurz zu sagen, wie weit ist der Mensch in diese Naturverhältnisse

hineingewachsen, wie weit von ihnen beeinflußt? Hier wird man antworten können, daß Buschmänner und Hottentotten in höherm Grade Kinder dieser Natur genannt werden können als sämtliche Kaffern, und daß die letztern in vielen Beziehungen den Eindruck machen, nicht lange genug in diesen gemäßigten Ländern gelebt zu haben, um sich tief mit den Fäden der Naturwirkungen zu verflechten. Wir erinnern an die Unvollkommenheiten der Tracht, an die mangelnde Meeresgewöhnung, an die Mängel ihrer Schiffahrt und Fischerei, an den weniger vollkommenen Ackerbau, um anzudeuten, daß wenigstens die dunkeln unter den Südafrikanern wahrscheinlich, wie sie in ihren Überlieferungen erzählen, erst in gedenkbarer Zeit von Norden her eingewandert und hier noch nicht ganz heimisch geworden sind.

Südafrika umschließt eine Reihe von Negervölkern, die an der Ostseite vom Zambesi bis zur Südspitze wohnen. Von Norden nach Süden gezählt, sind es die Swasi, Zulu, Pondo, Pondomisi, Baku, Tembu und Kosa. Seit 200 Jahren legt man ihnen den gemeinsamen Namen Kaffern bei, während sie sich selbst einen gemeinsamen Namen nicht geben. Sie sind keineswegs scharf von ihren nördlicher und westlicher sitzenden Volksgenossen zu trennen, mit denen besonders Stämme am Zambesi und Nyassa die Verbindung herstellen. Linguistisch und ethnographisch stimmen sie sogar auffallend mit den Negern des tropischen Afrika überein. Aber sie sind durch räumliche Absonderung, durch die Einwirkung der Naturbedingungen, unter welchen sie leben, durch die Berührung mit den hellen Südafrikanern und den südafrikanischen Ansiedlern europäischer Herkunft doch einigermaßen in andrer Richtung beeinflußt als die mehr äquatorwärts wohnenden Stämme. Sie gehören körperlich zu den kräftigsten Negerstämmen; in ihrer geistigen Anlage ragt die Energie hervor, welche sie den politisch ausgreifendsten Erobervölkern und Staatenbildnern Afrikas an die Seite stellt; ihr ethnographisches Hauptmerkmal ist die Erfüllung ihres ganzen Lebens mit den Interessen der Rinderzucht; ohne den Ackerbau aufzugeben, sind sie hauptsächlich Hirten; ihr Leben und Streben ist ganz dasjenige der Hirtenvölker, welche vom Blauen Nil bis zum Fischflusse die Hochländer Ostafrikas durchwandern. Aus dieser starken Hinneigung zum Hirtenleben folgen einerseits die körperliche Tüchtigkeit, welche mit Milch und Fleisch genährt wird, ferner die auf dem Wohlstande des Herdenbesitzes ruhende hohe Ausbildung der sozialen Verhältnisse, der Stolz und Unabhängigkeitssinn der Besitzenden, die soziale und politische Disziplin der abhängigen Masse, die im Leben mit den Herden und im Freien erworbene und in der Schule herrschfähiger Fürsten ausgebildete Kriegstüchtigkeit. Aber sie stehen anderseits in den Künsten des seßhaften Lebens, vom Hüttenbaue bis zur Anfertigung der Kleidungsstücke, vielfach hinter den Stämmen Innerafrikas zurück. Das Leben in gemäßigtem Klima und in großenteils hoch gelegenen Wohnsitzen, die indessen doch die besten Striche Südafrikas mit umschließen, und in neuerer und neuester Zeit die Berührung mit den weißen Ansiedlern haben dazu beigetragen, diese Ausläufer der Negervölker Afrikas zu heben. Die Berührung mit den weißen Kolonisten hat zu vielen blutigen Kämpfen geführt, in denen die Kaffern sich als die gefährlichsten Feinde erwiesen, welche die Weißen unter den Negern finden konnten; sie hat aber auch Ideen und Gebräuche des Christentumes und der höhern Kultur verbreitet und den Wohlstand vielfach wachsen lassen. Wir betrachten sie im folgenden in den zwei Abteilungen, in welche vorzüglich die Geschichte ihrer Berührungen mit den Europäern sie seit hundert Jahren zerfällt hat: die teilweise selbständig gebliebenen, weil am weitesten von den Grenzen der Kolonien entfernten, nördlicher wohnenden Zulu und die von den südafrikanischen Kolonisten politisch beherrschten oder wenigstens umschlossenen, ihrer Selbständigkeit verlustig gegangenen Südostkaffern.

8. Die Zulu.[1]

„Diese Eingebornen betrachten den Krieg als ihre eigentliche Lebensaufgabe; demgemäß gestalten sich auch ihre täglichen Beschäftigungen." G. Fritsch.

Inhalt: Wohnsitze. — Ursprung und Geschichte der Zulu. — Körperbau. — Bekleidung und Schmuck. — Waffen. — Wohnstätten. — Ackerbau und Viehzucht. — Ernährung. — Gewerbthätigkeit. — Familie und Staat. — Ehe. — Kinderzucht. — Tod und Begräbnis. — Lebensbeschreibung eines Zulu. — Königtum. — Zeremoniell. — Die Armee und ihre Beziehung zum Stamme und zum Könige. — Kriegerische Tüchtigkeit. — Rechtsleben. — Priestertum und Heilkunde. — Zauberer. — Autobiographie eines Zauberers. — Aus dem Geistesleben der Zulu. — Dichtungen.

Wer, von Westen kommend, aus dem Hochlande des Innern durch dessen Randhöhen, welche den Namen Drakenberge führen, in das Tiefland der Ostküste herabsteigt, fühlt sich sehr bald nicht nur von einer kräftigern und fruchtbarern Natur, sondern auch von einer selbständigern, thätigern Eingebornenbevölkerung umgeben. In wachsender Zahl erheben sich die bienenkorbförmigen, viereckig eingezäunten Krale der Natalkaffern, welche in Gruppen beisammenstehen; ihre Herden weiden überall auf den Triften, und die vorwiegend muskelkräftigen, oft stattlichen Gestalten der Farbigen, welche herankommen, um Brennholz zu verkaufen, das der Reisende lange entbehrt hat, oder sonstigen Handel zu treiben, vervollständigen ein Bild, das einen schneidenden Gegensatz bildet zu allem, was man in der eigentlichen Kapkolonie vom Leben und Weben der Eingebornen zu Gesichte bekommt. Tritt man in den Umkreis eines Krales hinein, so bemerkt man sofort, daß man es hier mit einer nicht unthätigen Rasse zu thun hat. Das saubere Geflecht ihrer Bienenkorbhütten, die Ordnung, in welcher zaunartiges Flechtwerk die einzelnen Gruppen umgibt, machen einen günstigen Eindruck. Wenn auch die Bewohner bei warmem Wetter fast nackt gehen, so fühlt man sich doch unter Menschen, die ihr Leben auf einer geregelten Basis führen, statt von der Hand in den Mund zu leben. Man befindet sich unter Hirten, die von sicherm Besitze und eigner Arbeit, nicht vom Zufalle und den unsichern Gaben der Natur leben. Dies ist das Land der geschichtlich größten, der stärksten und dauerndsten Macht, welche die Kaffern bis heute begründet, das Land der Zulu.

Das Gedenken der ältesten Zulu geht auf eine Zeit zurück, in welcher ihr Volk, von einem Häuptlinge Upunga beherrscht, als kleiner Stamm am Umvolosi lebte. In eine frühere Vergangenheit wird der mythische Häuptling Zulu gesetzt, der dem Stamme den Namen gab. Wohl gibt es bei ihnen Überlieferungen von einer Einwanderung aus landeinwärts im Westen oder Nordwesten gelegenen Gegenden, ähnlich wie bei andern Kaffernstämmen des Ostens, aber es liegt dies außerhalb ihrer bestimmtern Erinnerung. Die Reihe ihrer Häuptlinge ist, von Upunga angefangen (an dessen Stelle einige einen Häuptling Umakeba nennen), dessen Sohn Jama, Jamas Sohn Senzangakona, dessen Sohn Tschaka, dessen Bruder Dingan, dessen Bruder Mpande (Panda) und dessen Sohn Ketschwäyo. Die geschichtlich hervorragende Stellung der Zulu begründete Tschaka, der Sohn Senzangakonas. Letzterer war bereits ein durch seinen Reichtum berühmter Fürst, welcher 25—30 Weiber und eine unbekannte Zahl von Kindern hatte. Tschakas Mutter

[1] Die bei uns übliche Schreibart Zulu entspricht der holländischen und englischen Schreibart, welche das Z weich spricht; es müßte also eigentlich Sulu geschrieben werden. Das öfters vorgesetzte Ama bedeutet Volk. Die Form Sula gehört dem Sisuto an, die Natalkaffern dagegen nennen sich selber Sulu. Das Wort Sulu wird, wie Kosa, Gaika 2c., auf einen mythischen Häuptlingsnamen zurückgeführt.

stritt sich mit ihrem Gatten, dem die Sage eine vorahnende Eifersucht auf diesen frühreifen Sohn zuschreibt, und floh zu Dingiswäyo, dem Häuptlinge der Tetwa, welche Nachbarn der Zulu waren. Dieser Häuptling gab Tschaka in die Hut eines seiner Induna und ließ ihn, als sein Vater starb, im Alter von etwa 30 Jahren in seine Heimat zurückbringen, wo er den bereits von einem seiner Brüder eingenommenen Thron nach kurzem



Zulukrieger (nach Photographie). Vgl. Text, S. 246.

glücklichen Kampfe bestieg. Kurz darauf schloß sich ein Teil der Tetwa ihm an und erbat seine Hilfe gegen einen andern Stamm, welchen Tschaka an der Spitze der vereinigten Zulu und Tetwa rasch niederwarf und seinem eignen Volke einverleibte. Nach diesem Anfange fuhr er in derselben Weise fort und unterjochte einen Nachbarstamm nach dem andern, verteilte die waffenfähigen Männer desselben in seine Armee und die Familien über das Land hin und wußte seine wachsende Macht so klug zu organisieren und zusammenzuhalten, daß er Anfang der zwanziger Jahre als Herrscher alles Landes zwischen dem Flusse Umzimvubu, der heutigen Südgrenze Natals, und Inhambane und von der Küste bis in das Herz von Südafrika gelten konnte. Auf dem Gipfel seiner

Macht, fiel er 1828 unter den Mörderhänden einer Verschwörung, an deren Spitze sein Bruder Dingan stand, welcher ihm in der Regierung folgte. Er wurde in seiner Hütte ermordet, und als er sein Leben aushauchte, soll er folgende Worte an seine Brüder, die sein Ende erwarteten, gerichtet haben: „Was, ihr ersticht mich, meine Brüder, Hunde meines eignen Hauses, die ich genährt habe? Ihr hofft, Könige zu werden; aber glaubt nur nicht, daß, obschon ihr mich getötet habt, ihr (eure Linie) lange regieren werdet. Ich sage euch, daß ich den Schall der Fußtritte des großen weißen Volkes höre, und daß dieses Land von ihnen betreten werden wird.“ Dann hauchte er seinen Geist aus, seine Worte aber wurden von den Zulu als eine Prophezeiung im Gedächtnisse behalten und haben sich ja in der That teilweise erfüllt.

Unter Tschaka war die für die Zukunft Natals und des Zululandes wichtige Gründung von Faktoreien europäischer Einwanderer an der Küste in der Nachbarschaft des heutigen Port d'Urban zuerst in größerm Maße begonnen worden, einige Europäer und Halbblütige hatten sich sogar eine große Gefolgschaft von Kaffern zugelegt und waren selbst, wenigstens äußerlich, zu Kaffern geworden. So hatten sie auch bei Tschaka großen Einfluß gewonnen, und manche seiner militärischen und anderweitigen Reformen dürften wohl in den letzten Wurzeln auch europäische Anregungen enthalten. Auch Dingan, wiewohl nicht so zugänglich wie Tschaka, verschloß sich keineswegs europäischen Einflüssen, deren angenehme Seiten ihn die unter seinem Schutze, gleichzeitig aber möglichst fern von seiner Residenz lebenden Kaufleute von Natal gern kennen lehrten. Es fehlte nicht an den Objekten eines regen Handels. Raubzüge, die seine Krieger nach allen Seiten hin machen mußten, brachten reiche Beute in seinen Kral, eigne Horden von Elefantenjägern sorgten für Elfenbein, alles Land von der Delagoabai bis zum Umzimvubu gehorchte seinem Befehle. Dieser Zustand erfuhr eine plötzliche tiefgreifende Störung, welche für das Schicksal der ganzen Zulumacht entscheidend war, durch die Einwanderung der Boeren unter Retief, welche 1837 über die Drakenberge nach Natal hinabstiegen und in friedlicher Verhandlung ein Stück Land von Dingan zu erwerben wünschten. Er gab es ihnen, und sie thaten die Gegenleistung, die sie versprochen; aber Dingan ließ in seinem Palaste am 5. Februar 1838 den Führer der Boeren mit 66 seiner besten Gefährten meuchlerisch, angeblich wegen Zauberei, hinmorden, und einige Tage darauf wurde das Hauptlager der Boeren in Natal von einer großen Heeresmacht der Zulu überfallen, denen es indessen nicht gelang, die Wagenburg der tapfern Wanderer zu stürmen. Verstärkt rückten diese im folgenden April gegen Dingan vor, mußten sich aber zurückziehen, und nicht besser ging es den Engländern von Natal, welche sich an der Spitze von einigen Tausend rebellischen Kaffern gleichfalls gegen Dingan erhoben hatten; ihre junge Ansiedelung an der Küste wurde zerstört. Aber noch im Dezember des gleichen Jahres schlugen die Boeren unter Pretorius Dingans Macht, so daß dieser seinen Hauptkral in Flammen aufgehen ließ und Schutz in den Wäldern am Umvolosi suchte; und am Schlusse desselben Jahres ergriffen die Engländer Besitz von Natal. Im Jahre 1840 floh Dingans Bruder Mpande zu den Boeren und brachte mit ihrer Hilfe seinem Bruder eine vernichtende Niederlage bei, von welcher sich die Zulumacht nie mehr völlig erholte. Die Boeren ergriffen Besitz von dem Lande zwischen dem Umzimvubu und Umvolosi und machten Mpande unter ihrer Souveränität zum Herrn der Zulu. Dingan wurde kurz darauf von einem aus seinem Gefolge ermordet. Die Wirren zwischen Boeren und Engländern über die Herrschaft in Natal berührten die Zulu anfangs wenig; als aber die Engländer Herren geworden waren, mochten sie bald ihr Joch leichter fühlen. Doch war unter Mpande kein Angriff von ihnen zu fürchten, zumal als dessen Söhne durch ihren Streit um die Nachfolge einen Bürgerkrieg erregten, der 1856 nach schrecklichen Verwüstungen für Ketschwäyo beendigt ward. Als man die Streitfrage vor Mpande brachte,

soll er geäußert haben, daß, wenn zwei junge Hähne streiten, das Beste sei, sie es ausfechten zu lassen. Diesem Winke zufolge handelten sie, jeder der Prinzen sammelte seine Streitkräfte, und Mpande schickte eins seiner Lieblingsregimenter dem Umbelasi zu Hilfe. Das Gefecht fand im Jahre 1856 an den Ufern des Tugela statt, und Umbelasi fiel in demselben.

Als Mpande 1872 starb, wurde **Ketschwäyo** sein Nachfolger, nachdem er schon Jahre vorher so gut wie unumschränkt unter seinem Vater regiert hatte. Dieser Mann von erheblichen Fähigkeiten zeigte sich anfangs von guten Absichten gegenüber den Weißen beseelt, wiewohl er mit einer wahren Eifersucht an der Unabhängigkeit des Zululandes von ihrer Herrschaft festhielt. Da nun die dem Zulugeiste widerstrebenden Gesetze, deren Einfluß nach dem Zululande hinüber sich fühlbar machte, und denen vor allem die zahlreichen vor der Tyrannei der Zulufürsten geflohenen Unterthanen Ketschwäyos verfielen, die Selbständigkeit der Zulumacht zu gefährden drohten, entwickelte sich ein gespanntes Verhältnis zwischen Ketschwäyo und den Behörden von Natal, welches durch Übergriffe der Kaufleute und Grenzansiedler nur verschärft wurde und endlich in einer ganzen Reihe von Gewaltthätigkeiten des Zulufürsten gegenüber den Kolonialbehörden von Natal und einzelnen Weißen, vor allem aber gegen solche Kaffern sich Luft machte, welche unter europäischen Schutz sich begeben hatten. Ketschwäyo, der sich 1873 noch feierlichst von England gelegentlich seiner Krönung hatte anerkennen lassen, bereitete sich offen zu einem Konflikte vor, in dessen Voraussicht er seine Armee 1878 bis auf 40,000 Mann gebracht und, nach Zuluweise, trefflich eingeübt hatte. Die Auflösung derselben sowie die Auslieferung gewisser aus Natal geflüchteter Ruhestörer waren die Forderungen, welche England 1878 an den Zulufürsten gelangen ließ, und denen, als sie nicht erfüllt wurden, im Januar 1879 der Vormarsch über den Tugela folgte. Die Engländer drangen trotz der unglücklichen Schlacht bei Isandlana und trotz aller noch folgenden Schlappen vor und fingen am 28. August Ketschwäyo im Ngomewald am Schwarzen Umvolosi. Er wurde nach der Kapstadt gebracht und sein Land in 13 Bezirke geteilt, die unter die Oberleitung eines englischen Residenten gestellt wurden. Aber diese Einrichtung bewährte sich nicht; die Häuptlinge, ungewohnt, selbständig zu handeln, bekriegten einander und schwächten die Nation, und so kam denn auch England selbst schon im Jahre 1882 zur Überzeugung, daß es besser sei, dem Lande einen starken Fürsten zurückzugeben, der allein im stande sei, die in der Tiefe ihres Herzens monarchischen Kaffern wieder zur Zufriedenheit zurückzuführen. Und letzteres ist bei der Thatsache, daß unter dem Schirme einer zivilisierten Regierung sich in Natal ein neues Zentrum der Zulubevölkerung entwickelt hat, keineswegs bedeutungslos. Schon heute zählt die Bevölkerung Natals auf 48,000 qkm 320,000 Seelen, ist also damit sechsmal



Ketschwäyo, König der freien Zulu, gest. 1884 (nach Photographie im Besitze des Missionsdirektors Herrn Dr. Wangemann in Berlin).

so dicht als die der Kapkolonie, siebenmal so dicht als diejenige des Oranjefreistaates. Davon ist aber, und das ist es, was diese Zahl bedenklich macht, nur ein Sechzehntel weißen Blutes, denn 300,000 Seelen ist die Kaffernbevölkerung stark. Und diese Bevölkerung nimmt eine anerkannte Sonderstellung neben den Weißen ein. Ihre Häuptlinge verwalten das Land mit geringer Rücksicht auf europäische Begriffe von Recht und Menschlichkeit, die Polygamie besteht zu Recht, und mit ihr ist unzertrennlich der Verkauf von Weibern und Mädchen zu Sklavenarbeit verbunden. Der Natalkaffer klagt ebenbürtig und kostenlos gegen den Weißen vor dessen Gericht, aber die Streitigkeiten mit den Seinigen macht sein eigner Richter, d. h. sein Häuptling, aus, und bei Appellationen entscheidet der weiße Richter nach Kaffernrecht. Die einzige Steuer der Kaffern ist die mäßige Hüttensteuer, die allerdings seit 1881 verdoppelt ist. Die eignen Reservationen der Kaffern, wo Weiße keinen Grund erwerben und nur mit Einwilligung jener sich niederlassen dürfen, betragen 2 Millionen Acker, auf welchen sie 254,000 Stück Rindvieh (gegen 145,000 der Weißen) halten. Dabei gehen die Kaffern nur unwillig in die Dienste der weißen Ansiedler, welche, durch Arbeitermangel gezwungen, 1881 über 20,000 Kulis aus Indien einführten.



Zulumädchen (nach Photographie im Besitze des Missionsdirektors Herrn Dr. Wangemann in Berlin). Vgl. Text, S. 246.

*

An Geist und Körper weicht der Zulu in manchen Punkten von seinen Stammverwandten im südlichen und mittlern Afrika ab, ohne indessen so weit aus dem Kreise herauszutreten, in welchen nun einmal diese dunkeln Menschen gebannt sind, wie manche Wirkungen ihrer straffern politischen Zusammenfassung glauben machen möchten. Er ist ein Kaffer mit mehr Stolz, stärkerm Willen und rascherm Entschlusse als seine Stammverwandten, aber immer ein Kaffer. So machen ihn Abhärtung und Waffenübung und nicht zuletzt die reichliche Nahrung, welche aus durch Raub immer neu wachsenden Herden gewonnen wird, höher von Gestalt, kräftiger, ansehnlicher, von Blick bewußter, als durchschnittlich der Betschuane ist. Die Kreuzung infolge beständiger Zufuhr neuen Blutes durch Kriegsgefangene hat wohl Anteil an edlern Zügen, die nicht selten in der Physiognomie der Zulu hervortreten. Das Eigenartige des Zulucharakters findet seine genügende Erklärung in der mindestens etwas dauerhaftern politischen Organisation, welche er sich geschaffen. Er ist innerhalb derselben stolzer und herrischer als der Betschuane,

sinkt aber nicht bloß vor seinem Tyrannen in den Staub, sondern läßt sich auch herab, jeden Weißen um Tabak anzubetteln. Er entwickelt Mut im blinden, massenhaften Draufgehen, zu dem seine Militärorganisation ihn anleitet, zieht aber, sich selbst überlassen, den Überfall aus dem Hinterhalte vor und ist der Entschlossenheit und Ausdauer des moralisch kräftigern Europäers nie gewachsen gewesen, wie denn trotz aller Überzahl und Organisation die Zulu noch keinen einzigen bis zum Ende glücklichen Krieg gegen Europäer geführt haben.

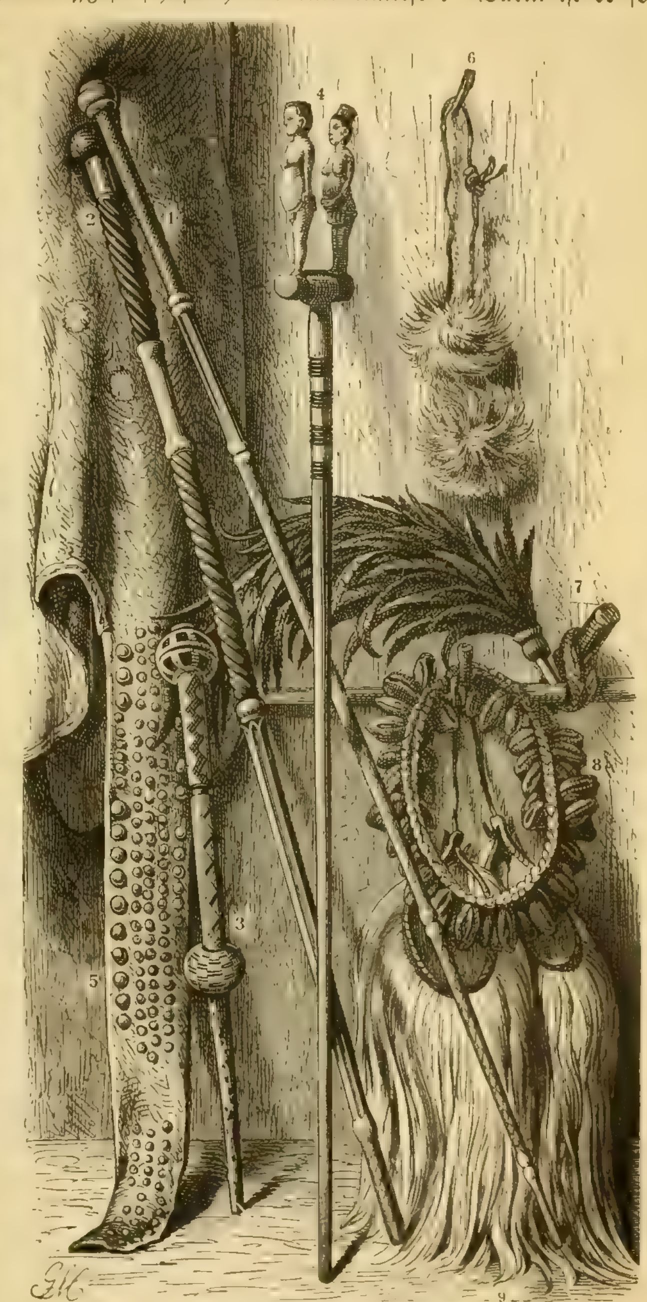


Zulujünglinge im Fechtspiele (nach Photographie im Besitze des Missionsdirektors Herrn Dr. Wangemann in Berlin).

Gegenüber einigen gelungenen Überfällen englischer Streifkorps denke man an die Niederlagen, welche die paar Hundert Boeren unter Retief und Pretorius ihnen beigebracht haben! In einem Medium kräftigerer oder auch roherer Ideen aufgewachsen als seine Stammverwandten, ist der Zulu zwar oft rascher, fast männlicher in seinen Handlungen, aber, wie ein guter Kenner des Volkes treffend gesagt hat, in Worten noch immer so versteckt und krumme Wege liebend wie der Betschuane oder Damara. Anderseits glauben die Missionare sie humanen Ideen zugänglicher gefunden zu haben als manchen andern Stamm der Afrikaner und setzen große Hoffnungen auf ihre Bekehrung.

Solange seine Leidenschaften nicht aufgeregt sind, ist der Zulu kindlich heiter, harmlos, Freund von Gesang und Tanz und „gesellschaftlich wie eine Ameise". Darin ist er so gut Neger wie der Mann vom Niger oder Nil. Aber seine geschichtliche Stellung brachte ihn öfter als diesen vor ernste Entscheidungen und belud ihn mit einer schweren Last, wie jene Völker sie nicht kannten. Daß er die daraus erwachsenden Pflichten nicht abschüttelte, sondern eine der drückendsten militärischen Organisationen ertrug, welche zu denken ist, lehrt einen Zug von Stärke und Ausdauer in der Negerseele kennen, welchen man kaum erwarten würde. Die Reihe starker Zuluherrscher von Tschaka bis Ketschwäyo, welche kein Zufall ist (denn auch andre Kaffern haben Reihen solcher Männer erzeugt, man denke an Mpande und Makoma; vergl. die folgenden Kapitel), scheint den Südostkaffern die Grundbedingung einer geschichtlichen Zukunft, nämlich große Führer, auch mitten unter den Europäern zu gewährleisten.

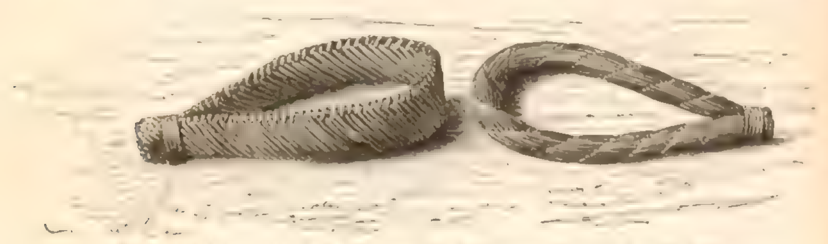
In der **Bekleidung** des Körpers stehen alle Zulustämme auf einer sehr primitiven Stufe, ohne daß Klima oder andre äußere Verhältnisse ihrer heutigen Wohnsitze hierfür irgend welche Erklärung zu geben vermöchten; vielleicht deutet aber die vorwiegende **Nacktheit**, welche der **Grundzug** ihrer **Tracht** ist, nebst andern Thatsachen auf eine Herkunft aus tropischer Gegend. Allerdings gehen immer und gänzlich nackt doch nur die Kinder von fünf oder sechs Jahren. Für Erwachsene ist eine Lederschürze das hauptsächlichste und oft genug das einzige Kleidungsstück beider Geschlechter. Der erwachsene Mann trägt außer der unmittelbaren Schamhülle (s. Abbildung, S. 226), die bei großer Hitze allein



Kafferngeräte: 1, 2 Häuptlingsstäbe — 3 Tanzstab — 4 Fetischstock — 5 Karoßzipfel — 6 Fliegenwedel, an den Kopfhaaren befestigt getragen — 7 Federbusch — 8 Tanzhalsband — 9 Knieschmuck (Museum des Berliner Missionshauses). 1/10 wirkl. Größe.

genügen muß, an einem Lederriemen um die Lenden vorn herabhangend den Jinene, ein Stück Leder oder Fell, 20—25 cm breit und etwa doppelt so lang, und ein ähnliches, doch etwas breiteres Stück, Umucha, hinten. Der Jinene wird bei Kriegern häufig durch ein Bündel buschiger Fellstreifen, Schien- oder Wildkatzenschwänze ersetzt (s. Abbildungen, S. 240 u. 247). Die erwachsenen Mädchen und Frauen tragen gleichfalls diese Schürzen, welche bei ihnen oft mit Glas- und Metallperlen verziert sind (s. Abbildung, S. 243), und die letztern darüber noch eine halbe, zart gegerbte Rindshaut, welche so um die Lenden geschlungen wird, daß sie bis zu den Knieen herabfällt. Die Frauen der Häuptlinge hüllen sich wohl auch bis zu den Füßen in ein togaartiges Gewand aus demselben Stoffe oder aus Zeugen europäischer Fabrikation. Sandalen werden nur bei längern Wanderungen getragen.

Die Haare werden bis zum Beginne der Mannbarkeit wachsen gelassen. Darauf scheren sie die Zulu beim Jünglinge so, daß ein Kranz von 10 bis 12 cm Durchmesser um den Wirbel, und bei der Jungfrau, daß ein Schopf auf demselben stehen bleibt. Beide werden mit Fett und Ocker stark geschmiert, der Kranz des Mannes noch dazu durch



Grasarmbänder der Zulu (Museum für Völkerkunde, Berlin). ½ wirkl. Größe.

Rindssehnen und mit Kohle vermischtes Gummi verflochten und hart gemacht, so daß er glänzend und fest wie ein Käppchen aus Leder aufsitzt. Stirnrosetten aus Federn und Federbüsche im Haare sind beliebt (s. Abbildungen, S. 159 u. 247).

Die Schmucksachen dieser Völker sind die bei Kaffernstämmen allgemein verbreiteten. Die Perlen kommen durch den Handel in wachsender Menge und Mannigfaltigkeit in ihren Besitz und werden oft im Übermaße an ihren Körper gehängt. Eine bestimmte schwere Art eiserner Armringe einheimischer Arbeit wurden von einigen Zulukönigen als Auszeichnung verliehen und durften nur von den hervorragendsten Kriegern getragen werden. Glitzernde Fingerringe, Federn in den Haaren gehören ebenfalls zu den [illegible] lichen Schmucksachen. Talismane und Amulette und Schmucksachen, in der Regel [illegible] einer Gestalt, in dem Halsschmucke vereinigt. Bei den Zauberern nimmt [illegible] phantastische Dimensionen an (s. Abbildung, S. 185). Zu den beliebtesten Schmuck[illegible] hört die Gallenblase oder ein Teil davon, mit Fett aufgeknüpft und um den Arm [illegible]. Auch bloßes Fett, um Arm oder Hals geschlungen, vertritt diese Stelle. [illegible] Fett und roter Erde wird im Kriege und bei Tänzen angewandt. [illegible] [illegible] werden im erwachsenen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Dingans war, selbst das Perlenmachen zu erlernen.

[illegible]





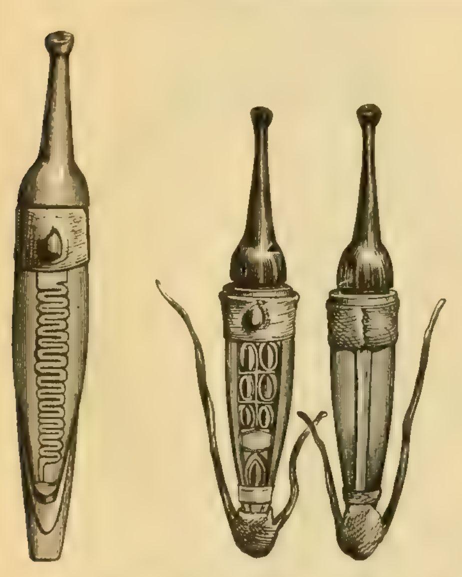
Volkes, eine größere Ausbildung und Wertschätzung erlangt haben als bei irgend einem andern Kaffernstamme. Der Speer war früher (und ist noch bei vielen nicht in die kriegerische Organisation der Südzulu hereingezogenen Stämmen) eine Wurflanze (Inkusa) mit bis zu 2 m langem Schafte, der in eine etwa 10 cm lange, schmale eiserne Klinge übergeht. Diese Lanze, deren Leichtigkeit es gestattet, ein ganzes Bündel mit in den



Zulukrieger (nach Photographie im Besitze des Missionsdirektors Herrn Dr. Wangemann in Berlin). Vgl. Text, S. 246

Kampf zu nehmen, wird mit voller Faust gefaßt, in schwingende Bewegung gesetzt und so im Bogen geworfen. Lichtenstein sah unter 30 Würfen auf 60 Schritt nur einen Treffer in einem 2,6 m hohen Zielbrette. Tschaka setzte an die Stelle dieser wenig treffsichern Waffe den Stoßspeer, die eigentliche Assagaie, angeblich weil jene zu sehr zum Fernkampfe und zur Flucht verleitete, eine an 1 m langem Schafte steckende zweischneidige Stahlklinge von 15 cm Länge und 2 bis 3 cm Breite, die nun beim Angriffe wie ein Bajonett gebraucht wurde und auf diese Weise in der Geschichte des östlichen Südafrika

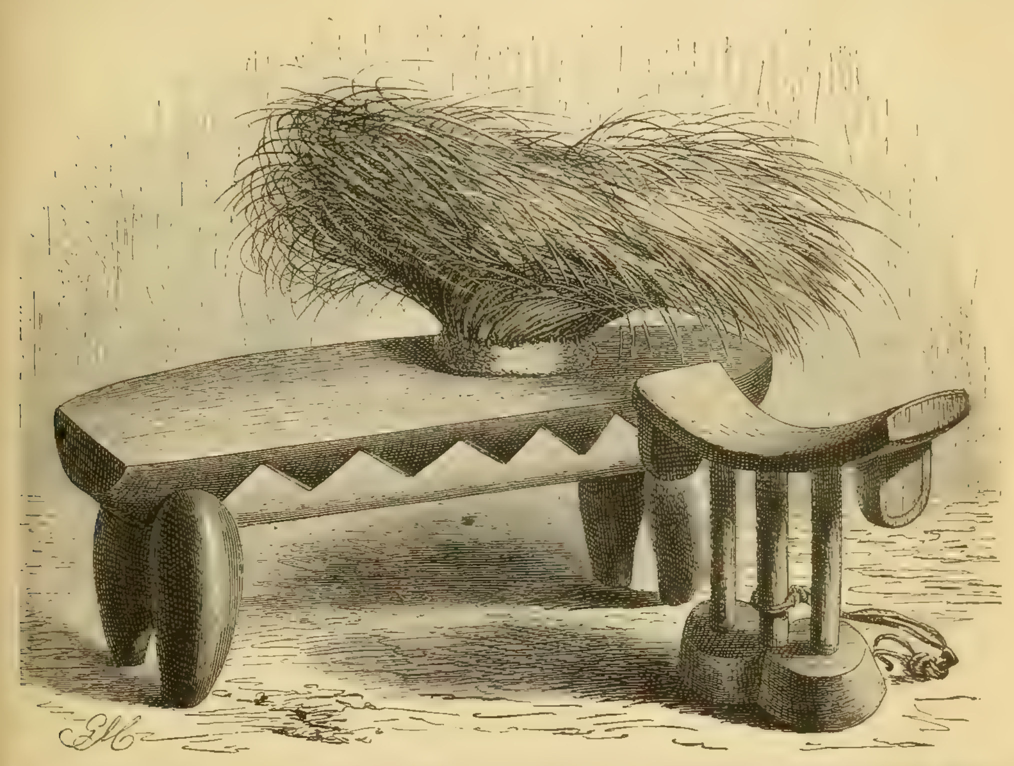
eine ähnliche Bedeutung gewann wie in der unsrigen der eiserne Ladestock oder die Zündnadel. Die Bewaffnung mit dieser Stoßwaffe schloß indessen nicht die Mitbenutzung der Wurfspeere für die Eröffnung des Gefechtes aus. Einer geheimnisvollen Verehrung erfreut sich neben der Assagaie der Kriegsschild (Ischilunga), so genannt zum Unterschiede vom Tanz- und Spielschild (Trau), welcher leichter ist. Kriegsschilde werden je zwei aus einer Ochsenhaut geschnitten; sie sind oval, hoch genug, um einem mittelgroßen Manne bis zum Munde zu reichen. Durch eine Reihe von kleinen Einschnitten in der Längslinie wird ein Stab gesteckt, der am obern Ende mit einem Ochsen- oder Leopardenschwanze oder einem Federbusche geschmückt ist. Außen sind die Schilde schwarz, weiß, rot, schwarzweiß gestreift oder gefleckt und so fort und zwar in solcher Gruppierung, daß man die einzelnen Regimenter an der Farbe ihrer Schilde erkennt. Auch die Zahl jener Einschnitte bedingt Unterschiede. Getragen wird der Schild an der linken Hand, gefaßt an dem Stützstabe. Wenn bei Regen das Leder erweicht, ist natürlich der Nutzen dieses Schildes gleich Null, und in der That wurde er dann oft aufgerollt, um leichter getragen zu werden. Ebenso ist er wegen seiner Größe auch hinderlich beim raschen Laufe zur Verfolgung oder Flucht. In beiden Fällen wird er weggeworfen; aber es hat im erstern der Troß dafür zu sorgen, daß kein Schild verloren geht, denn es wird großer Wert darauf gelegt, die Schilde mit zurückzubringen. Auch ihre Herstellung gilt für eine besonders ehrenvolle Beschäftigung, welcher sich Häuptlinge unterziehen, und es wird sparsam mit den Häuten der Rinder verfahren, da sie womöglich alle diesem edlen, kriegerischen Zwecke dienen sollen. Als Dingan seinem Freunde Gardiner, dem ersten Zulumissionare, ein Rind als Gastgeschenk verehrte, erbat er sich von vornherein die Haut desselben zurück, um sie zu Schilden verarbeiten zu lassen. Entziehung der Schilde gilt für entehrend, Verleihung derselben, die nur vom Häuptlinge ausgehen kann, für einen Ehrenbeweis. In dritter Linie steht unter den Waffen die Keule (Kirri oder Tyindugo) aus Eisenholz oder Horn, mehr Schlagstock zu nennen, ein faustdicker Knopf auf kurzem, handbarem Stiele, eine Art Totschläger, der auch als Wurfstock gegen kleinere Tiere, Schlangen und dergleichen gute Dienste leistet. Dieser Stock gehört nicht eigentlich zur Kriegsausrüstung, hat aber doch im Kampfe bei Isandlana die Entscheidung mit herbeigeführt.



Dolche der Kaffern in Scheide (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 287.

Da nach seinen Gesetzen das Land dem Häuptlinge gehört, so muß der Zulu dessen Erlaubnis zum Anbaue erhalten. Er baut nun zunächst die Viehhürde (Isibaya), welche einen je nach Bedarf größern oder kleinern runden Platz umschließt, der gewöhnlich mit Zaun oder Hecke, in den holzarmen Gegenden aber mit einem Stein- oder Rasenwalle umgeben ist. Diese Isibayas faßten in den Kralen herdenreicher Könige oft Tausende von Rindern. Rings um die Hürde werden die Hütten gebaut und zwar je eine für den Mann, für seine Mutter, für jedes seiner Weiber und sonstige erwachsene Angehörige. Sie sind bienenkorbförmig, aus Reisig um einige in den Mittelpunkt gestellte Pfähle aufgebaut und mit Rohr

oder Gras gedeckt. Neugebaute Hütten sehen nicht anders als Heuschober aus. Auch sie bilden in der Regel einen Kreis, indem die Hütte des Mannes am weitesten außen steht, während die andern zu beiden Seiten im Bogen sich anlehnen. Jede Hütte ist von der andern wenige Schritte entfernt, und ebenso weit steht die ganze Gruppe von der Isibaya ab. Das Dorf (Umusi), wo ein solches aus der Vereinigung mehrerer solcher Gruppen entsteht, ist also ein Hüttenring, welcher die gemeinsame Viehhürde umschließt. Das Ganze ist noch mit einer Dornhecke umgeben, welche in kriegerischen Zeiten so verstärkt wird, daß sie die Einnahme (mit Zuluwaffen) fast unmöglich macht. Diese Umfassung wie auch die der



Kopfschemel und Kopfpolster der Zulu, letzteres beim Lastentragen gebraucht (Museum des Berliner Missionshauses). ¼ wirkl. Größe.

Viehhürde haben je nur ein Thor. An der rechten Seite nächst dem Eingange wohnt die Aristokratie des Ortes, d. h. die höhern Induna in der Ekanda, der Älteste in den sonstigen Dörfern, und hierhin werden auch Gäste gewiesen. Die einzelnen Hütten sind eben hoch genug, um einem Manne das Stehen in der Mitte zu erlauben; ihr Durchmesser beträgt 4—5 m.

Die Hütte des Häuptlinges ist in viel größerm Maßstabe angelegt als alle andern, übrigens nach demselben Grundplane. Dingans Hütte ruhte auf drei parallelen Pfostenreihen, vier in der Mitte, drei auf jeder Seite, die mit einem Sparrenwerke die Decke stützten. Die Hütte war innen über mannshoch und so breit, daß 50 Menschen rings an der Wand sitzen und noch genug freien Platz im Innern lassen konnten. Die Thür war aber ebenso niedrig wie bei den gewöhnlichen Hütten. Die einzigen Möbel waren eine Matte bei der Thür, auf welcher der König zu ruhen pflegte, und eine andre in der Nähe des Herdes, auf welcher ein Topf mit Bier und eine Anzahl Schöpflöffel standen.

Die Größe der Dörfer ist sehr verschieden. Die gewöhnlichen Ekanda fassen 500—1000 Mann, Unkunginglove, Dingans Hauptstadt, soll deren 5500 umschlossen haben; aber die andern Dörfer sind in der Regel klein. Auch stehen ihre Ältesten oder Häuptlinge (Numzana) unter der Oberaufsicht des Induna der nächsten Ekanda. Die Zahl der Hütten läßt größere Bevölkerungszahlen erwarten, als in Wirklichkeit vorhanden, da in den Dörfern häufig der Mann, die Weiber, die Söhne 2c. ihre besondern Hütten haben, so daß ein Hausstand ihrer 5 oder 6 umschließen kann. Aber in den Ekanda dürfen nur die Induna mehr als eine Hütte besitzen. Selbst Dingans beide Oberinduna hatten nur eine Hütte für sich, zwei für Weiber und Kinder.

In der Nähe der Hütte oder, je nach der Lage, auch etwas weiter entfernt liegt der Garten oder das Feldstück (Insimu), welches in der Regel gleichfalls eingehegt ist. Die Lichtung und sonstige erste Zubereitung desselben (wozu auch das regelmäßige Abbrennen der brach liegenden Strecken gehört, welche schon bei den Mosambik-Portugiesen des vorigen Jahrhunderts der Natalküste den Namen „Fumo“, Rauch, beilegen ließen) ist Sache der männlichen Mitglieder des Haushaltes, während der eigentliche Anbau von den Frauen und Mädchen besorgt wird. Die größern Feldarbeiten geschehen gemeinsam. In der Zeit des Pflanzens (im September), welche vom Häuptlinge alljährlich festgesetzt wird, hackt man das ganze Feld um, wobei das Unkraut als Dünger liegen bleibt; dann geht es nach dem ersten kräftigen Regen unter Jauchzen und Singen an das Pflanzen des Kafirkornes, Amabele, Maises, Umbilo, und in Südnatal auch eines einheimischen (falschen) Zuckerrohres, Imfi. Außerdem bilden die beiden in unglaublichen Mengen konsumierten Rauchkräuter der Zulu, der Tabak und die Dacha (s. S. 253), in weiter Verbreitung Gegenstände des Anbaues oder mindestens der Einsammlung. Beide sind wohl ursprünglich fremd, Dacha ist aber sehr weit verbreitet im wilden Zustande, während auch Tabak schon vor Jahren an Stellen gefunden wurde, wo einst Dörfer gestanden hatten. Aus Holz und Hecken aufgebaute Wachttürme in den Feldern, in deren unterm Raume die ganze Familie zur Erntezeit lebt, nehmen einen Wächter auf, welcher durch Geschrei oder durch Ziehen an Bastleinen, die über den ganzen Garten ausgespannt sind, die körnerfressenden Vögel vertreibt. Im Januar findet die Ernte statt, die fröhlichste Zeit des Jahres und die einzige, wo Mann, Weib und Kind Hand an dieselbe Arbeit und zwar gleich bereitwillig legen. Vor derselben ist der Genuß des Kafirkornes verboten, früher sogar bei Todesstrafe. Sobald sie beendet, findet eine Art von Erntefest im Krale des Häuptlinges oder Königs statt, gewöhnlich in der Zeit des Vollmondes. Dabei werden Ochsen geschlachtet, Fleisch am Feuer geröstet und in Massen verzehrt, Utschalla getrunken und gehörig geraucht. Erst nach diesem Feste wird die Frucht der neuen Ernte allgemein gegessen. Dieses ist auch die Zeit für Ausbesserung der Hütten und Zäune, und die Krieger treten jetzt mit Vorliebe ihre Raubzüge an.

Überall ist noch das Kafirkorn die Hauptfrucht; ihm gilt der größte Teil der Arbeit, und auf dasselbe gründet sich die Ernährung der Familien in erster Linie. Im Mai wird alles noch vorhandene Korn gedroschen, beziehentlich abgekernt und in die Vorratslöcher gebracht, welche mitten in der Viehhürde als flaschenförmige, weitbauchige Höhlen so geräumig ausgegraben sind, daß bis zu 3 hl Getreide darin Raum finden. Für Europäer ist indessen das so aufbewahrte Getreide meist ungenießbar, da es sauer wird. Ein kleiner Vorrat, welcher außerhalb dieses Kessels gehalten wird, findet seinen Platz in dem Isilulu, einem eiförmigen, dicht aus Gras geflochtenen Gefäße, welches auf einer Art Stuhl über den Boden erhöht ist. Öfters ist dieses Gefäß von erheblicher Größe und steht in einer eignen mannshohen Hütte. In ihm wird vor allem der Vorrat an Saatkorn aufbewahrt. Oft sind auch Ährenbüschel im Dache der Wohnhütte aufgehängt.

Aber die Hauptbeschäftigung auch dieses Volkes ist die Viehzucht, und ihre Herden sind ihnen von ebenso vielseitigem Nutzen wie den Betschuanen, Ovaherero oder Dinka. Sie richten die Rinder zum Reiten und Lasttragen ab (nicht zu vergessen das Rennen, das ein nationaler Sport ist), benutzen die Kuhmilch als eins ihrer wichtigsten täglichen Nahrungsmittel, das Fleisch bei Festlichkeiten und für Opfer, das Fett als eins der geschätztesten Nahrungsmittel und zu dem unvermeidlichen Einsalben, die Häute zu Mänteln, Deckeln, Schilden und Riemen. Vor allem aber sind die Herden ihr Schatz, ihr Kapital, ihre äußerste Hilfsquelle; ihre Ersparnisse werden darin angelegt und alle ihre Ausgaben damit bestritten. Der Acker dient dem Bedürfnisse, die Herde dem



1—4 Thongefäße der Kaffern (1—3 aus dem Museum des Berliner Missionshauses, 4 aus dem Museum für Völkerkunde, Berlin). — 5 Thongefäß der Marutse (ethnographisches Museum, München). 1/4 wirkl. Größe.

Luxus im weitesten Sinne. Wer kein Vieh hat, ist ein Proletarier, wenn er auch noch soviel Korn oder Hirse aufspeicherte; denn nur mit Vieh kann er sich Dinge kaufen, die über die nächste Notdurft hinausgehen. Nur wer Vieh hat, kann sich ein Weib kaufen und nach Herkommen würdig Opfer bringen, Krankheiten heilen und Begräbnisse begehen. Daher auch die große politische Rolle der Viehzucht und das Ansehen, welches sie vor allen andern Beschäftigungen und Bestrebungen des Volkes genießt. Der König ist der Verwalter des Nationalschatzes, der aus Herden besteht, und betrachtet gleich seinen Häuptlingen das Hüten der Rinder als einen edlen Sport. Eins seiner wichtigsten Geschäfte ist, allmorgendlich den Rapport über das Befinden seiner Herden, Krankheiten und Todesfälle in denselben entgegenzunehmen, wobei selbst Farbe, Form der Hörner ꝛc. nicht vergessen werden. Dann besichtigt er eine Herde, die herangetrieben wird, und aus welcher er die Nahrung für diesen Tag, 6—10 Stück, wählt, die sofort getötet werden Aus diesen Herden wird die Nahrung für die Armee genommen und das Material für ihre Schilde. Zweck fast aller Raub- und Kriegszüge der Zulu ist zuerst die Eroberung von

Herden; schöne Rinder sind die willkommensten und ehrenvollsten Siegeszeichen der heimkehrenden Armee. In den Viehkral tritt nur der Mann ein. Er melkt die Kühe, weidet und tränkt die Herden, auch die der Schafe und Ziegen. Kenner der Kaffern behaupten, daß dies die einzige Arbeit sei, welche von den Männern gern verrichtet werde. Er kennt jedes Tier seiner Herde, ruft es mit Namen, schmückt es durch Biegen der Hörner, Einbrennen von Streifen und Zeichen oder selbst mit künstlicher Bemalung. Vor allem begünstigt werden die Rennochsen.



1, 2, 3, 6, 7, 8 Eßlöffel der Zulu. — 4, 5 Eßlöffel der Mambunda (Museum für Völkerkunde, Berlin).

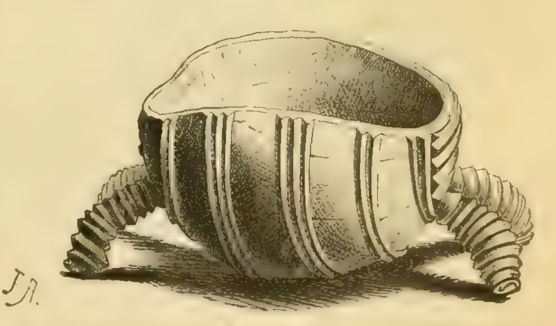
Seine **Nahrung** entnimmt dieses Volk ziemlich gleichmäßig seinen Feldern und seinen Herden. Grundlage derselben ist **Milch** in saurem Zustande, Amasi, und **zerquetschter Mais** oder **Hirse**. Wie die Gewinnung der erstern für die Männer, ist die der letztern für die Weiber die wichtigste Arbeit. Mais (Amabele) oder Hirse (Umbila) wird in einem auf drei Steinen im Feuer stehenden Topfe mit gut schließendem Deckel, der zum Überflusse noch mit Kuhmist zugeschmiert wird, gekocht, dann auf eine in der Mitte vertiefte Steinplatte ausgeschüttet und hier mit einem Reibsteine zerquetscht; auf einer vorgelegten Matte sammelt sich die zerquetschte Masse und wird in ein dicht geflochtenes Körbchen gethan, um später, mit Amasi gemischt, gegessen zu werden. Zum Essen dieser Nationalspeise, welche auch das regelmäßige Gastgeschenk darstellt, werden hölzerne Löffel verwandt, die von den Männern in oft nicht wenig kunstreichen oder bizarren Formen geschnitzt werden. Das Fleisch wird gleichfalls in einem verkitteten Topfe gekocht oder auch an in den Boden gesteckten Zweigen gebraten, ist aber trotz langen Kochens in der Regel so zäh, daß es für europäische Gaumen kaum genießbar ist; um so mehr mundet es den Eingebornen, von welchen, nach **Gardiners** Schätzung, 4—5 genügen, um einen Ochsen bis auf die Gedärme und Sehnen in anderthalb Tagen aufzuessen. Gleich allen Naturvölkern sind sie hierin sehr unregelmäßig und leben ebenso leicht, wenn es not thut, tagelang von nichts als einigen Maiskörnern, Heuschrecken und dergleichen. Aber ein sich gut stehender Kaffer hat für seine zwei Tagesmahlzeiten, des Morgens und des Abends, stets außer seiner Grütze mit Amasi Gemüse,

Bier, oft auch Fleisch und genießt dazwischen viel Schnupf- und Rauchtabak, vielleicht auch Dacha. Während der Zulu der größte Schnupfer unter den Südafrikanern ist (s. Abbild., S. 254), raucht er auch nicht viel weniger als seine Nachbarn im Süden und Westen, und zwar ist die aus einem Antilopenhorne, mit Vorliebe dem des Kudu (Umgakha), gefertigte Wasserpfeife (Igudu, s. Abbildung, S. 215) auch für ihn die Hauptquelle nervenerregender Vergnügungen. Dem betäubenden Hanfe (Isangu) wird nicht immer Tabak beigemischt,



Steinerne Tabakspfeifen der Zulu (Museum des Berliner Missionshauses).

und oft macht eine einzige Pfeife davon eine ganze Gesellschaft, die sie im Kreise herumgehen läßt, betrunken. Lauter Preis des Königs ist dann, wie Gardiner als charakteristisch hervorhebt, gewöhnlich der erste Ausfluß dieser Rauchbegeisterung, die aber mit der Zeit zu blödsinnartigen Zuständen führt. In derselben Richtung wirkt das allerdings sehr leichte Bier, welches in großen Mengen genossen wird. Diese Genüsse tragen dazu bei, den Mann viel mehr zum Müßiggang zu disponieren als die Frau, von welcher Rauhaus erzählt, daß sie Lasten von 100 kg zwei Meilen weit trage! Fast alles Lasttragen ist Weibersache.



Hölzernes Gefäß der Zulu in Form einer Schildkröte (städtisches Museum, Frankfurt a. M.).

Die Gewerbthätigkeit der Zulu ist im ganzen dieselbe wie bei andern Kaffernvölkern, im einzelnen finden sich aber natürlicherweise doch einige erhebliche Unterschiede. Die Zulu sind nicht so geschickt oder nicht so fleißig wie die Mehrzahl der Betschuanen in der Anfertigung vieler Gegenstände von den Hütten bis herab zur Kleidung und aller Art Schnitzereien. Es hängt das ganz natürlich mit der mehr kriegerischen und damit unsteten Richtung zusammen, welche seit langer Zeit ihr Geist genommen hat. Aber ihre Leistungen bewegen sich im ganzen auf denselben Gebieten und folgen den gleichen Mustern. Ausgezeichnet ist jedoch, dies aber offenbar durch europäischen oder vielleicht früher arabischen Einfluß, ihre Erzgießerei. Sie bezogen Messing und Kupfer früher von den Portugiesen in Goa durch Vermittelung eines an der Delagoabai lebenden Stammes gegen Elfenbein und Vieh, später aus Natal, schmelzen es in Tiegeln aus einheimischem Sandsteine und gießen Hals- und Armringe, Barren zum Drahtziehen, Knöpfe und Perlen zum Schmucke und andres. Als Schmiede sind sie so geschickt, daß Natale isen angeblich englisches an Güte übertreffen soll. Ihre Picken für die Erdarbeit

sind durch Anwendung eines Wurzelknollens zum Einsatze der Klinge besser als die andrer Kaffern. Besonders geschickt sind in Schmiedearbeit die Nordzulu oder Amaswasi, welche die besten Speere haben. Als wandernde Schmiede kommt aus dem Lande zwischen Limpopo und Zambesi der mohammedanische Stamm der Malepa bis zu den Südostkaffern.

Die Familie der Zulu ist der Staatsorganisation zum Opfer gebracht worden, und manche Keime guter Entwickelungen haben dadurch gewiß eine falsche Richtung genommen. Es entsprach der kriegerischen Politik der Zulukönige seit Tschaka, die Männer dadurch in der Hand zu behalten und ihren kriegerischen Geist zu nähren, daß man ihnen das Heiraten erst so spät als möglich erlaubte, wie denn jener König selber sich der Ehe enthielt und kein Kind als das seinige anerkannte (s. S. 263). Die Familiengründung war also dem gesamten waffenfähigen Volke versagt oder nur ausnahmsweise gestattet, wodurch natürlich die Grundlagen der Familie im allgemeinen sich lockern mußten. Das Verbot der Familiengründung bedingte eine starke Anhäufung der Weiber gegenüber der für den Kriegsdienst nicht mehr tüchtigen Minderheit der Männer, förderte also die Vielweiberei nach einer ganz ungesunden Richtung, machte den Kindermord zu einer Notwendigkeit und nationalen Institution und entriß die jungen Männer ihren Familien, sobald sie im stande waren, sich denselben nützlich zu erweisen. Aber der patriarchalische Grundzug, welchen wir so scharf ausgeprägt bei den meisten viehzüchtenden Völkern finden, kehrt auch hier wieder. Der Vater ist der Herr seiner Familie und, was den weiblichen Teil anbetrifft, sogar rechtlich der Eigentümer desselben. Ebenso ist der König der Vater des Volkes, das von ihm nicht bloß eine gute Regierung, sondern auch väterliche Teilnahme und Hilfe für alle Leiden erwartet, welche es treffen. Im allgemeinen ist die Stellung des Weibes unter diesen Verhältnissen keine hohe und, wie gewöhnlich, um so niedriger, je höher die Lebensstellung ihres Gatten ist. Die Königsfrauen sind von allen Beratungen ausgeschlossen und dürfen nicht anders als auf den Knieen rutschend im Hause ihres Gatten sich bewegen.



Eine Schnupftabaksdose der Zulu aus Büffelhorn (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/3 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 253.

Die Erwerbung der Weiber durch Kauf ist bei keinem Kaffernstamme so konsequent durchgeführt und so tief eingewurzelt wie bei den Zulu. Wenn die englische Regierung vor einigen Jahren daran dachte, wie man behauptet hat, in Natal dieser Sitte, welche die Zulu Ukulobola nennen, gesetzlich entgegenzutreten, so würde sie sich wohl einen schwerern Stand bereitet haben als mit fast jeder andern Reform, der sie altgeheiligte Bräuche dieses Volkes zu unterwerfen versucht haben würde. Die tiefste Wurzel hat diese Sitte dabei nicht etwa im Herzen der Männer, sondern vielmehr in dem der Weiber, in welchen das Gefühl ihres Wertes mit der Zahl von Rindern sich erhöht, um welche sie gekauft werden. Ebensowenig würde in der Regel ein Mann geneigt sein, eine Frau für nichts zu nehmen; er würde sich selbst dadurch erniedrigt fühlen. Die Kraft gegenseitiger Anerkennung gewinnt das Heiratsband erst durch diesen Kauf, und Mann wie Frau würden sich nicht

für regelrecht miteinander verbunden halten, wenn jener nicht für diese etwas gegeben oder mindestens versprochen haben würde. Der gewöhnliche Preis einer Frau schwankt zwischen 4 und 6 Rindern, aber Häuptlingstöchter „gehen“ für nicht weniger als 25 und bringen dem Brautvater oft 100 ein. Für die Zulukönige war es stets ein ganz legitimes Einkommen, eins ihrer Kebsweiber einem reichen Manne aufzuzwingen, der gehörig dafür zahlen mußte. Auch in den weitern Abwandlungen behält die Kafferngehe noch diesen Charakter



Ketschwäyos Frauen (nach Photographie im Besitze des Missionsdirektors Herrn Dr. Wangemann in Berlin).

eines Handelskontraktes bei. Erweist sich das Weib als besonders brauchbar, d. h. gesund, fruchtbar und arbeitsfähig, so werden ihre Verwandten oder ihr früherer Eigentümer eine Nachforderung an ihren Gatten stellen; ist das Gegenteil der Fall, oder entspricht sie nicht gewissen Verheißungen, welche bei ihrem Kaufe dem Gatten gemacht wurden, so sendet dieser sie zurück und fordert seinen Kaufpreis wieder. Zunächst geben nun ihre Angehörigen dieser Forderung nicht nach, sondern sie schlachten ein Rind und senden sie mit der Hälfte desselben zurück. Dies mag den Unwillen des Gatten besänftigen; gibt derselbe jedoch nicht nach, so sendet er sie neuerdings zurück und fordert bestimmt seinen Kaufpreis. Bei der Verschlagenheit und Winkelzieherei, welche diese Leute in den Rechtsstreitigkeiten an

den Tag legen, ist es freilich dem Manne nicht leicht, das Seinige wiederzuerhalten, denn der Beweis der Unzulänglichkeit seines Weibes wird ihm möglichst schwer gemacht. Wenn dies nicht wäre, würden die Rücksendungen und Rückforderungen noch viel häufiger vorkommen. Indessen kann sich der Mann, dem sein Weib nicht mehr gefällt, leicht dadurch trösten, daß er sie zwar behält, ihr jedoch die Rechte der Gattin versagt, um sie in die Rechtlosigkeit der Sklavin herabzudrücken, und dafür so rasch wie möglich eine andre Heirat schließt. Sklaverei und Polygamie wirken beide zusammen, Enttäuschungen abzumildern und vergessen zu machen, welche mit der Schließung eines Ehebundes verbunden sind. Die Polygamie ist theoretisch unbeschränkt, praktisch setzen ihr aber oft die Zahl der vorhandenen Weiber und der Mangel an Mitteln zu ihrem Unterhalte sehr enge Schranken. Sie hatte ihre besten Zeiten in der Kriegsepoche unter Tschaka und Dingan, wo die einheimischen Männer in großer Zahl unter den Lanzen ihrer Feinde oder durch die fast ununterbrochenen Strapazen hinstarben, nachdem ihnen die ganze Zeit, welche sie unter den Waffen standen, nicht gestattet worden, Frauen zu nehmen; gleichzeitig kamen als Beute von den Raubzügen immer große Mengen von Weibern ins Land und wurden vom Häuptlinge verteilt. Daher konnte damals die Vielweiberei gewaltige Ausdehnungen annehmen. Der Friede ist hingegen der Vielweiberei Feind. Bei den selbständigen Zulu war es noch unter Ketschwäyo streng festgehalten, daß kein waffenfähiger Mann heiraten durfte, ehe der Häuptling es ihm gestattete. Erst wenn er seine fünf oder unter Umständen auch zwanzig Jahre unter den Waffen gestanden, wurde er bei dem großen Nationalfeste der „ersten Früchte" freigegeben und erhielt zugleich mit der Zuweisung einer Hütte auch die Erlaubnis, sich zu beweiben. Von derselben Zeit an war ihm gestattet, den Kopfring zu tragen.

Die Hochzeitsfeier verläuft ähnlich wie bei den Betschuanen. Sie besteht wesentlich in der feierlichen Überführung der Braut nach dem Krale oder der Hütte des Bräutigams, wobei die Verwandten und Freunde in möglichst großer Zahl die Begleitung bilden, alle frisch gesalbt und mit dem besten Schmucke behängt. Außerdem bringt die Begleitung zwei Rinder, eins, durch dessen Schlachtung die höhern Mächte bewogen werden sollen, dem neuen Hausstande Glück zu verleihen, und ein andres, das gleichsam als Keim der neuen Herde in die durch den Brautkauf leer gewordene Hürde des Bräutigams geführt wird. Früher wurden der Braut ein Mahlstein, ein Besen und ein Napf übergeben, dem Bräutigam ein Bündel Assagaien und eine Axt, um ihnen ihre zukünftige verschiedene Bestimmung anzudeuten. Bei den Kosa zieht die Braut dem Bräutigam eine Feder aus dem Kopfschmucke und steckt sie in ihr Haar. Dann ergreift sie einen Speer, geht feierlich zum Viehkrale, über dessen Zaun sie ihn wirft, daß er im Boden stecken bleibt. Nach dieser Zeremonie wird bei den Kosa die ganze Hochzeit Ukutschata genannt. Mit einem Ochsen des Bräutigams, den der Älteste seines Dorfes schlachtet, und mit einem andern, den jener der Mutter seiner Braut schenkt, wird das Hochzeitsmahl bereitet, bei welchem unter Gesang und Tanz die Festlichkeit so lange dauert, als Eßlust und Fröhlichkeit währen. Es ist dabei Herkommen, daß das Fleisch bis auf den letzten Bissen gegessen wird. Darauf folgt bei manchen Stämmen die Zeremonie des „Waschens mit Perlen", welche darin besteht, daß eine Kürbisflasche mit Wasser und Perlen gebracht wird, aus welcher erst die Braut die Hände ihres Bräutigams und ihrer Freunde, dann dieser die Hände der Braut und seiner Freunde besprengt, worauf die Perlen ausgeschüttet werden, nach denen nun alles greift. Es schwingen sich zum Schlusse wohl auch die Ältesten des Dorfes dazu auf, dem jungen Paare Fleiß und gute Aufführung anzuempfehlen, wobei nicht nach feinen Worten gesucht wird.

Trotz dieser gewiß nicht gerade edlen Vorbereitungen der Ehe, zu welchen auch noch gehört, daß die Braut jeden Abend einen Fluchtversuch fingieren muß, sind Beispiele festen

Zusammenhaltes zwischen Mann und Weib nicht selten, und man erlebt es, daß ein Mann, der mehrere Frauen haben könnte, sich mit einer einzigen begnügt. Solche Überwindung findet selbst bei den Zulu Hochachtung, wiewohl nur wenige dem Beispiele folgen möchten, vor allen keine Häuptlinge, die fürchten würden, ihre Autorität zu schädigen, wenn sie weniger als vier Frauen besäßen. Die Mehrzahl der Frauen wünscht gewiß, daß Nebenfrauen ihnen die Arbeit erleichtern, und bei der ersten Frau, der Großfrau (Inkokasi), ist dieser Wunsch natürlich, da sie die herrschende unter allen später Hinzukommenden ist. Daß jede Frau ihre eigne Hütte, ihr eignes Feld und besondere Verpflichtungen hat, gibt in der That dieser Art von Polygamie einen gesündern Charakter, als man ihn in der Haremswirtschaft der Araber und Türken haben kann. Die zahlreichen Weiber des Königs arbeiten sogar im Dienste des Staates, indem sie das Bierbrauen und Kochen für die Armee besorgen, und je eine oder zwei seiner Verwandten sind nach den Ekanda abgeordnet, um über die Bereitung und Verteilung der Speisen zu wachen. Beiläufig gesagt, trägt nicht nur die Großfrau ihren besondern Namen, sondern die Kaffernsprachen sind auch reich an Bezeichnungen für andre Gattungen von Weibern; so heißt ein unverheiratetes Weib Intomibi, ein kinderloses, verheiratetes Umfas und ein verheiratetes mit Kindern Enina. Anderseits wird der allgemeinere Ausdruck für Weib, Umtuana, auch oft für Kind angewandt. Alle Witwen eines Königs, auch die letzten in der großen Schar, führen den Titel „Mutter des Königs“.



Ein beschnittener Zuluknabe mit Assagaien (nach Photographie). Vgl. Text, S. 258.

Die Gebräuche der Zulu bei und nach der Geburt eines Kindes sind denen ähnlich, welche man bei andern Zweigen der Südkaffern findet. Es ist aber wohl kaum zweifelhaft, daß mißgebildeten und kränklichen Kindern bei dieser kriegerischen Nation von vornherein noch weniger gestattet wird, weiterzuleben, als bei andern. Die größern Kinder leben in strenger patriarchalischer Zucht, und der daraus hervorgehende innige Zusammenhang mit den Eltern bildet selbst einen hellen Punkt im Zululeben. Sogar in der so trüben Geschichte der Zuludynastie thut er es. Tschaka, der keinem Menschen wohlwollte, war seiner Mutter so ergeben, daß ihr Einfluß auf ihn ein politischer Faktor und ihr Tod eine der wenigen Gelegenheiten war, wo er menschliche Regungen zeigte. Wie rührend ist jener Fall eines Kleinhäuptlinges (Numzana), welcher fußfällig bat, statt einiger wegen Landesflucht mit Tod bedrohter, ihm verwandter Kinder Strafe leiden zu

dürfen! Die Sitte der Beschneidung, welche den Knaben in den Jünglingsstand überführt (s. Abbildung, S. 257), wird bei den Zulu ganz wie bei den Betschuanen unter Namenwechsel, Bemalung des Körpers mit weißer Farbe, Untertauchen im Flusse &c. geübt, und ebenso werden beim Übertritte aus den Mädchenjahren in die der Jungfrau die Mädchen von ältern Frauen in den Pflichten des Weibes unterwiesen.

Nach dem Tode eines Familiengliedes nehmen alle Angehörigen eine Arznei und waschen sich, um sich vor Ansteckung zu bewahren. Auch die einst sehr allgemeine Sitte, die Sterbenden vor das Dorf hinaus an einen einsamen Ort zu bringen, wo man ihre Leichname den Raubtieren überließ, wird mit Furcht vor Ansteckung entschuldigt. Die Angehörigen sitzen längere Zeit nach dem Tode still in den Hütten und ergehen sich dann in Klagegeheul, in welches das ganze Dorf einstimmt. Nur Häuptlinge begruben die Zulu früher in hockender Stellung in Höhlungen, welche rings von Steinen umgeben und nach oben gewölbt waren. Mehrere flache Steinplatten machten den Verschluß dieser Totenkammer aus, welche knapp einen einzigen Leichnam faßte und sich in der Regel nicht tiefer als 1 m unter dem Boden befand. Es war eine ähnliche Höhlung, wie sie auch zum Unterbringen von Mais und andern Vorräten benutzt wird. An dem Tage des Todes wird in dem ganzen Dorfe keine Kuh gemolken und keine Milch genossen, und die nächsten Angehörigen nähren sich bis zum nächsten Neumonde bloß von wilden Wurzeln. Bei einem Tode in der Königsfamilie klagt das ganze Volk mit. Als Tschakas Mutter starb, sollen zehn Jungfrauen lebendig mit ihr begraben und 1000 Rinder zur Leichenfeier geschlachtet worden sein. Ja, den Kriegern soll es aufgegeben worden sein, zur Ehre der Toten (auf dem nächsten Kriegszuge?) Tausende von Menschen hinzumetzeln.



Grab eines Zuluhäuptlinges (nach G. Fritsch).

Wir geben dieser allgemeinen Schilderung des äußern Lebens bei diesem Volke, welche aus den Berichten Außenstehender, Fremder geschöpft ist, wohl auf keine Weise einen bessern Abschluß, als indem wir einen Mann aus der Mitte desselben in treuer Übersetzung (nach Grout) selbstredend einführen: „Was meine Geburt betrifft, so bin ich, wie ihr wißt, am Umlalazi geboren. Und so geschah es, daß, wie ich noch ein Kind war, ich wegging und nach der Hütte meiner Mutter kam. Ich kam dahin, als sie gerade am Pflanzen waren; ich verbrachte den Sommer; der Winter kam, sie pflanzten wieder, und ich blieb dort. Es geschah dann, als der Winter kam, daß sie anlangten, um mich zu nehmen. Ich kam nach Hause, während sie pflanzten. Der Sommer war vorüber. Und nach einem andern Sommer da kam die Nachricht, daß der König den Fluß überschreite. In der That ging er über, und dann kehrte er zurück. Wir kamen an und aßen die Ernte, welche wir gepflanzt verlassen hatten; und wieder pflanzten sie, und diese Ernte aßen wir auch. Hernach geschah es, daß der König einen Boten sandte, zu kommen und zu fragen, welcher sagte: ‚Wo ist das Vieh hingegangen?‘ Zu Hause war die Antwort: ‚Das Vieh ist auf der andern Seite des Flusses gegessen worden, weil es der König den Leuten gegeben hat‘. Demgemäß nahm nun der König den ganzen Kral. Und das Volk dieses unsers Krales ward zerstört.

„Aber dann blieben wir unserseits selber dort mit dem Viehe und gingen mit demselben. Der König kam und nahm 40 Häupter. Dann kehrten wir zurück und wohnten so auf demselben Platze. Wir pflanzten; wir pflanzten wieder, und noch einmal. Es geschah dann, daß eine Nachricht kam, sagend: Nongalaza ist getötet worden. Demgemäß brach nun der ganze Stamm auf und setzte über, welche Flucht als die des Mawa bekannt ist. Wir selbst wurden von dort fortgebracht, vertrieben mit Speeren, indem gesagt ward, daß wir alle Mawa folgen würden. So zogen wir aus und bauten in dem Landbezirke Hlangezwa. Wir kamen in Hlangezwa an und pflanzten; und pflanzten wieder, und ein drittes Mal. Es geschah hernach, daß der König sagte: ‚Mein Volk, welches standhaft geblieben, wenn ihm gesagt ward, mit Mawa zu fliehen, kehre du zu deinem eignen Lande zurück und baue dort‘. Demgemäß gingen sie und bauten zu Lungoye, indem sie von Bulawayo kamen. Darauf zogen wir auch von hier fort und gingen hinauf zum Könige, um in der Hauptstadt zu wohnen. Zuletzt kamen die Diener und sprachen: es sei mir nicht erlaubt, nach den Kralen des Landes zu gehen und des Königs Melkgeschäft ohne jemand zu lassen, der danach sehe.

„Es geschah dann, daß sie pflanzten, und dieses Korn wurde hernach gegessen. Und dann, bald nachdem sie begonnen hatten zu pflanzen, kam der König und fragte die Diener: ‚Wo sind die Knaben, denen das Melken obliegt?‘ Da antworteten wir Diener und sprachen: ‚In dem Krale dort sind drei, hier wiederum in diesem Krale sind vier‘. Die Jahreszeit des Pflanzens fand ihn noch dort bei uns wohnend. Später, als das Korn zu reifen begann, sagte die Königin zu mir: ‚Komm, geh hinab und sieh nach deiner Mutter‘. Aber ehe ich einen einzigen Monat daheim gewesen, kam ein Mann, um mich zu holen. Daher verließ ich sie und kehrte dorthin zurück. Und eines Tages kam der König und verweilte dort in Tukusa; er verweilte vier Tage; er rief uns und sprach: ‚Ihr Knaben alle, welche meine Melkerei besorgen, ihr sollt von gemeiner Pflicht befreit bleiben; sobald ihr zur Mannheit erwachsen seid, wird es mich freuen, euch hier anzusiedeln‘. Er sagte: ‚Später versammelt ihr die andern Knaben von allen Kralen, daß sie kommen und in den Gärten graben‘. Und so versammelten wir sie, und sie kamen, blieben und gruben sechs Monate. Dieser Sommer ging herum. Und später sagte die Königin: ‚Geht ihr hinab und kehrt zu euern Hütten heim‘. Demnach gingen wir hinab, kamen an und verweilten, bis die Zeit zum Pflanzen wieder herankam; und dann aßen wir das Korn, indem wir noch immer dort zu Hause blieben. Und als dies Korn aufgegessen war, rief uns der König und sagte: ‚Geht ihr alle und bauet euch unten an auf der Ebene Kula‘. Wir gingen nach der Ebene Kula. Und gerade als wir dort ankamen, wurden wir mannbar, zwei von uns, und so brachen wir denn auf und gingen nach den Kralen des Landes, und dort blieben wir bis zum Ende des Monates. Und als der Monat herum war, kehrten wir zurück. Und weil wir noch etwas blieben, bis der Mond wachsen würde, da kam Nachricht, daß das Regiment Sanku aufgerufen wird. So gingen wir hinauf und kamen zum Könige. Und gerade als wir beim Könige ankamen, wurde Befehl gegeben, daß die ganze Armee sich versammle. Sie versammelte sich demgemäß, brach auf und marschierte nach Sikwata. Dann kam sie von Sikwata zurück. Als wir zurückkehrten, fanden wir die Leute ihre Gärten jätend. Sobald diese Ernte eingebracht war, versammelte sich die Armee und ging gegen die Amaswasi. Dann kehrte sie von den Amaswasi zurück, kam an und blieb. Der Sommer verging, sie pflanzten wieder, und der Sommer verging. Und gerade als sie daran waren, wieder zu pflanzen, brach die Empörung aus, durch welche wir zerstört wurden.“

Inniger als bei irgend einem andern Negervolke ist bei den Zulu das Leben der Einzelnen und der Familien mit dem des Volkes, des Staates

verbunden; nirgends greift bei den Afrikanern der Staat, repräsentiert im Herrscher, der keineswegs absolut ist, wie willkürlich er auch handeln mag, tiefer in das Leben der Einzelnen und der Familien ein, und nirgends greift er, man muß dies besonders betonen, so weit. Man wird daher die Geschichte und das Leben dieses Volkes nicht verstehen, wenn man nicht seine staatlichen Einrichtungen etwas gründlicherer Betrachtung unterzieht.

Das Königtum der Zulu ist ein eigentümlich beschränkter Despotismus. Die größere oder geringere Weite der demselben gezogenen Schranken bestimmt hauptsächlich der Charakter des Herrschers. Im Systeme der Regierung liegt eine Beschränkung durch die einflußreiche Stellung, welche die beiden Hauptinduna, erste Minister und Obergenerale in einer Person, einnehmen. In der Regel werden sie vom Könige zu Rate gezogen, und man nimmt an, daß keine wichtige Maßregel ohne ihre Dazwischenkunft beschlossen werde. Gardiner fand in den ersten Jahren der Regierungszeit Dingans den Einfluß dieser beiden Personen so groß, daß er damals die Zuluregierung ein Triumvirat nannte. Er erlebte auf seinen verschiedenen Gesandtschaftsreisen bemerkenswerte Fälle vom Eingreifen dieser Persönlichkeiten in die Regierungsmaschine; nicht mit Unrecht rühmten sie sich ihm gegenüber, Ohren und Augen des Königs zu sein, und bedeuteten ihn, daß alle wichtigen Angelegenheiten ihnen erst mitgeteilt werden müßten, ehe sie dem Könige vorgebracht werden könnten. Nach einer wichtigen Unterredung zwischen dem Könige, ihm und den beiden Ministern über die Zulassung von Missionaren im Zululande sagte der König, der die ausführlichen Einwendungen dieser letztern aufmerksam angehört hatte: „Ich will die Entscheidung meiner Induna nicht umstoßen". Wenn Gardiner mit einem neuen Auftrage an den Hof nach Unkingonglove kam, wurde er von Dingan erst empfangen, wenn die beiden Hauptinduna anwesend waren. Als er zuletzt dringender als vorher seinen Wunsch nach Zulassung der Missionare kundgab, wandte sich der König, der nachdenklich zugehört hatte, an die Induna mit den Worten: „Nun müßt ihr entscheiden". Und ihrer Entscheidung schloß er sich ohne Widerstreben an. Als Dinge, in denen auch noch straffere Herrscher, als damals Dingan war, nicht ohne die Zustimmung dieser beiden Hauptinduna verfahren, werden Kriegserklärung, Todesurteile, Landverteilungen genannt. Auch von der Kriegsbeute fällt dem Könige nur ein Teil, der andre den Induna zu. Zusammen mit diesen ernennt er die Induna der niedern Stufen. Die oberste Berufung in Rechtsfragen geht an ihn. Bei andern Kaffernstämmen tritt der Rat der Umapakati, d. h. Mittelspersonen, zwischen Fürst und Volk, um nicht selten beide zu beherrschen. „Die Tyrannei ist neutralisiert durch die rivalisierenden Interessen der Tyrannen" (Nauhaus). Einem jungen Herrscher gegenüber wagen sie wohl sogar die Absetzung zu dekretieren, um einen aus ihrer Mitte auf den Thron zu heben. Doch gehört dem Könige eine ganze Anzahl von Befugnissen, welche ihm die Stellung eines patriarchalischen Stammeshauptes gegenüber der Gesamtheit des Volkes anweisen. Es steht ihm das Eigentumsrecht über alles Land und alle Habe des Volkes zu, es gibt nicht persönlichen Grundbesitz, sondern nur gewisse Rechte bezüglich der Lage der Dörfer und Weideplätze; doch besitzt der König zu spezieller Nutznießung und zu derjenigen seiner nächsten Verwandten eine Anzahl von Dörfern, wie auch die höhern Induna gleichfalls Dörfer zu besitzen pflegen. Ebensolche Verfügung, wenn schon eingeschränkt, hat der König über Leben und Zeit seines Volkes. Konfiszierte Güter bilden eine Haupteinnahme des Kaffernhäuptlinges, außerdem mehr oder weniger freiwillige Geschenke, die besonders reich bei der Mannbarkeitserklärung fließen, manchmal aber durch Erpressung hervorgerufen werden. Kein Unterthan darf ohne des Königs Erlaubnis ein Geschenk annehmen. Freilich ist er aber auch kein träger orientalischer Despot, sondern übernimmt mit seinem Amte eine ganze Anzahl nicht geringer Verpflichtungen. Als oberster Kriegsherr hat er

die Soldaten zu ernähren, zu bewaffnen, zu inspizieren, wenn nötig zu belohnen, zu ermuntern oder zu strafen. Er beaufsichtigt seine Herden, die insofern Staatseigentum sind, als mit ihrem Fleische die Armee genährt und aus ihren Häuten die Schilde für dieselbe geschnitten werden. Er bestimmt den Beginn der Ernte und des Genusses jeder einzelnen Frucht. Wer an seinen Hof kommt, erwartet durch ihn sich zu bereichern. Ohne Freigebigkeit wäre sein Einfluß gering. Er ist zugleich der Hauptarzt seines Volkes. Oft begegnet man im Zululande Boten, welche nach der Hauptstadt eilen, wo sie dem Könige die Krankheit irgend eines höhern Offizieres melden. Jener erkundigt sich mit Teilnahme nach der Art des Übels und sendet eine Arznei, die ihm passend scheint. Wird die Krankheit gefährlich, so wird der Fall den in der Hauptstadt wohnenden Ärzten vorgelegt, welche dann die zu sendende Arznei empfehlen.

Äußere Abzeichen des Königs bestehen seit der häufigern Berührung mit den Europäern (und über diese hinaus reichen unsre verbürgten Nachrichten nicht) hauptsächlich in seinem größern Reichtume an Dingen, die von den Europäern mit Rindern und Elfenbein zu erkaufen waren. Denn da der Zulukönig gleich den meisten andern Negerfürsten das Monopol des Handels hatte, war er allein im stande, sich alle die Perlen, Waffen rc. zu verschaffen, die sein Herz wünschen mochte. Und das Verlangen nach diesen war in der Regel groß. Im übrigen sind diese Fürsten immer weit entfernt von orientalischer Üppigkeit gewesen. Eher könnte man von militärischer Einfachheit reden, wenn nicht die Scharen der Weiber und die schrankenlose Willkür der Launen wäre! Als Allen Gardiner, der erste Missionar der Zulu, im Jahre 1835 nach Dingans Krale kam, wurde er durch einen zu seiner Begleitung befohlenen Unterhäuptling zu dem Zaune geführt, der den Palast umgibt, und wartete hier, bis über den Zaun Kopf und Brust eines kräftigen Mannes hervortauchten, welcher ihn längere Zeit starr ohne ein Wort anblickte. Erst als ein Ochs herangetrieben wurde, sagte er, indem er auf ihn deutete: „Dies ist das Tier, das ich euch zum Schlachten gebe", und verschwand sofort. Erst nach einiger Zeit ging er aus dem Thore, trat langsam auf Gardiner zu und stand wie eine Bildsäule vor ihm, bis ein Stuhl gebracht ward, auf welchen er sich setzte. Seine erste Frage war nach dem Benehmen der Führer, seine zweite nach dem Zwecke des Reisenden und seine dritte, sehr eingehende nach Zahl und Art der mitgebrachten Geschenke, welche er sich genau beschreiben ließ.

Wie sehr die Zulufürsten auf ihre Unverletzlichkeit halten, mag folgende Geschichte aus dem Bürgerkriege zeigen, den Ketschwäyo und Umbelasi, die Söhne Mpandes, um die Thronfolge kämpften. Stannard erzählt dieselbe in seinem Buche „Cetywayo and his white neighbours" (1882): „Umbelasi starb auf dem Schlachtfelde an gebrochenem Herzen; wenigstens hieß es, daß keine Wunde an ihm gefunden worden sei. Er starb wahrscheinlich in einem Anfalle von Beklemmung und Ermattung. Nachdem die Schlacht vorüber war, kam ein Zulu von einem seiner Regimenter mit vielen Begrüßungen zu Ketschwäyo und sagte: ‚O Prinz, nun kannst du ruhig schlafen, denn Umbelasi ist tot'. ‚Woher weißt du, daß er tot ist?' fragte dieser. ‚Weil ich ihn selbst erschlagen habe', erwiderte der Zulu. ‚Du Hund!' sagte der Fürst, ‚du hast es gewagt, deine Hand gegen königliches Blut zu erheben, und nun rühmst du dich dessen? Fürchtest du dich nicht? Bei dem Haupte Tschakas, du sollst deine Belohnung haben. Führt ihn hinweg.' Und der Zulu, der schließlich nur gelogen hatte, da er sich die Armreife von dem toten Körper des Prinzen angeeignet, wurde hingerichtet. Es wäre nicht klug gewesen, den Tod eines so mächtigen Prinzen so leicht zu nehmen, denn ein gleiches Schicksal, welches Umbelasi heute erreichte, konnte Ketschwäyo morgen treffen. Diese Geschichte hat eine überraschende Ähnlichkeit mit der des Jünglinges, welcher Saul, den Gesalbten des Herrn, erschlug und deshalb von Davids Hand den Tod erlitt!"

Und trotz aller Grausamkeit und Willkürlichkeit doch welche tiefgewurzelte Anhänglichkeit der Zulu an ihr „angestammtes“ Fürstenhaus! Man begreift, daß die 800 Häuptlinge und Veteranen, welche im Sommer des Jahres 1882 in Pieter-Maritzburg einrückten, um von den englischen Kolonialbehörden die Wiedereinsetzung Ketschwäyos zu verlangen, den Weißen imponierten, und daß man frühere Entschließungen widerrief, um vor einer solchen Manifestation der Volksstimmung sich zu beugen. Es ist bezeichnend für die Volksseele der Kaffern, daß die Grausamkeiten der Häuptlinge den wenigst tiefen Eindruck auf ihre Unterthanen machten, daß Verletzungen der alten Gebräuche und vor allem Schwäche viel eher dazu beitrugen, einen Fürsten zu stürzen, als die willkürlichste Menschenschlächterei.

Die Armee der Zulu ist eine der vollkommensten, wirksamsten und dauerhaftesten Organisationen, welche ein Naturvolk auf irgend einem Gebiete aufzuweisen hat. Die männliche Bevölkerung wird von der ersten Jugend an in erster Linie für den Waffendienst erzogen, und die Zulukrale sind eigentlich nur große Lager, in welchen alle Männer, jung und alt, einer der drei militärischen Kategorien: Veteranen (Umpagati), junge Soldaten (Isimporthlo, Isinsiswa) und Knaben, die noch nicht gedient haben (Amabutu), zugeteilt werden. Die Uniform der beiden erstern ist der Kopfring, aber den letztern ist das Rasieren des Kopfes nicht gestattet. Auch in Friedenszeiten verläuft so ziemlich die Hälfte des Lebens der Männer in kriegerischen Übungen und Vorbereitungen jeder Art. Unter Dingan waren über das Zululand 14—16 große und verschiedene kleinere Ekanda zerstreut, welche wir etwa als Barackenstädte bezeichnen würden; in den erstern garnisonierte je ein Regiment von 600 bis 1000 Mann. Man berechnete damals die Macht, mit welcher die Zulu im Felde erscheinen konnten, auf 50,000 Mann, einige gaben sogar 100,000 an, und die Hälfte dieser Zahl war stets schlagfertig. Eine Anzahl von Offizieren (Induna) und Unteroffizieren kommandierte ein Regiment, und ein Hauptinduna galt als Befehlshaber. Die Hauptstadt des Landes war im Grunde nichts andres als die größte von diesen Ekanda und stand unter dem Befehle von 20 Induna, deren zwei oberste zugleich die ersten Berater des Königs und die Feldmarschälle der Armee waren. Das Regiment, welches hier garnisonierte, etwa 900 Mann stark, war eine Art Garde, in welcher die Häuptlinge der kleinern Städte (Umnumzana) abwechselnd je ein Jahr zu dienen hatten: ein vortreffliches Mittel, um die Bevölkerung des Landes mit dem Geiste zu durchtränken, der von der Hauptstadt ausging, um Geiseln für den Fall des Ungehorsames in Händen zu haben, und um die Einflußreichsten des Landes in unschädlicher Nähe zu halten. Beim Abgange nach ihren heimischen Ekanda wurden diesen Offizieren erzene Arm- und Halsringe zur Auszeichnung ihrer verdienten Soldaten mitgegeben, und ihr Amt bekleidete sie anderseits mit dem Rechte, Strafen zu verhängen. Auch durch andre Mittel wurde dafür gesorgt, den Zusammenhang dieser Garnisonen mit dem Haupte und Herzen des Landes aufrecht zu erhalten. Nachdem sie ihre Evolutionen und Tänze (auf die letztern wurde als auf Übungen des Körpers großer Wert gelegt) eingeübt hatten, marschierten sie zu einer bestimmten Zeit des Jahres nach der Hauptstadt, um dort „vorgestellt“ zu werden. Auch waren sie gebunden, ihre neuen Schilde ebendort abzuholen, denn nur in der Hauptstadt wurde eine größere Menge Rinder geschlachtet, von welchen jede Haut zwei Schilde gibt. Gardiner beschreibt den Empfang eines zu diesem Zwecke nach Dingans Hauptstadt Unkingonglove gesandten Truppes folgendermaßen: „Als ihre Ankunft an dem Hauptthore dem Könige gemeldet worden, erließ dieser den Befehl, sie einzulassen, und sogleich stürzten sie unter Geschrei und wildem Schwingen ihrer Stäbe herein, machten aber in achtungsvoller Entfernung vor dem Issigordlo Halt und formierten sich in eine Linie. Dingan erschien unterdessen auf seinem Piedestale, und ein allgemeines ‚Baiate‘ lief bei

seinem Anblicke durch die Reihen. Bald darauf trat er vor die Linie, wo er im Halbkreise seiner Generale Platz nahm. Nun erhob sich einer der beiden Hauptinduna und hielt an die Truppe, die jüngst bei einem Streifzuge in das Land der Matabele erfolglos gewesen war, eine mit manchen ironischen Ausfällen gespickte Anrede, auf welche der Führer dieser Schildbedürftigen mit einer nicht minder heftigen Apologie seiner selbst und seiner Leute antwortete. Es erfolgte ein heftiges, mit den wildesten Sprüngen und Gestikulationen gemischtes Wechselgespräch der beiden, in welches auch einige Unteroffiziere dieses Truppes sich mischten. Als die wechselseitigen Vorwürfe auf der Höhe angelangt waren, trat Dingan mit einer salomonischen Entscheidung dazwischen, indem er jenen zurief, daß sie nicht eher Schilde erhalten sollten, als bis sie ihm von Moselikatses Rindern gebracht hätten. Unter dem Beifalle, den diese unerwartete Aufforderung hervorrief, zog er sich zurück, und bald darauf wurde Bier für die Soldaten gebracht, die dann abzogen, um den Rest ihres Regimentes für den ihnen aufgetragenen Raubzug zu sammeln. Indessen wurde Dingans Wunsch oder Befehl kurz darauf zurückgenommen, und nach zehn oder zwölf Tagen kehrten die Truppen, welche offenbar auf die Probe hatten gestellt werden sollen, zurück und empfingen anstandslos ihre Schilde."

In den Zuluschlachten, von denen die Geschichte Südafrikas soviel zu berichten hat, handelte es sich niemals um Spiegelfechterei, wie sie die „Kriege" der Westafrikaner lächerlich macht, sondern es wurde stets ernst gekämpft und zwar nicht nur den Weißen gegenüber, sondern auch untereinander. Ein Freund Stannards beschreibt als Augenzeuge die Schlacht, welche im Jahre 1856 an den Ufern des Tugela zwischen Umbelasi und Ketschwäyo über die Herrschaft in Zululand entschied. Er schildert dieselbe als schrecklich, besonders als das von Mpande geschickte Veteranenregiment in den Kampf eingriff. Dasselbe rückte 2—3000 Mann stark vor und stieß auf eins von Ketschwäyos jungen Regimentern. Der Lärm, welchen das Aufeinanderstoßen ihrer Schilde verursachte, glich dem Brüllen der See; allein das alte Regiment vernichtete das andre nach einem Kampfe, welcher das Schlachtfeld mit Leichen bedeckte, und rückte mit gelichteten Reihen vor. Ein andres Regiment Ketschwäyos trat an die Stelle des zerstörten, und ein langer und harter Kampf entspann sich jetzt, bis der Sieg abermals auf der Seite der Veteranen war. Sie hatten ihn aber teuer bezahlt und waren nicht in der Lage, den Angriff fortzusetzen; dann sammelten die Führer dieses tapfern Bataillones die Reste auf einen Knäuel und kämpften, bis keiner mehr übrigblieb. Die Erde ringsherum war mit Toten bedeckt. Dieser tapfere Angriff half jedoch Umbelasi wenig, denn nach und nach drängten Ketschwäyos Regimenter seine Leute bis zu den Ufern des Tugela zurück und schließlich in den Fluß hinein. Tausende fielen auf dem Schlachtfelde, und Tausende kamen in den Fluten um.

Nichtsdestoweniger würde es falsch sein, diese Kämpfe der Zulu unter sich zum Maßstabe ihres Auftretens in Kämpfen mit den disziplinierten und wohlbewaffneten europäischen Truppen zu machen. Hier haben sie sich immer nur im Überfalle groß gezeigt, und darum war der schlimmste Feind der Engländer in allen Kämpfen mit den Zulu die eigne Sorglosigkeit und Lässigkeit. In offener Feldschlacht hielten sie immer nur kurze Zeit stand. Um ihnen nicht Unrecht zu thun, kann man sagen: ihr Mut war nicht klein, aber er stand nicht fest. Selbst die Veteranen Dingans wurden von den paar Hundert Boeren unter Pretorius im Jahre 1837 gründlich geschlagen, ohne daß auf seiten der letztern nennenswerte eigne Verluste zu verzeichnen gewesen wären. Unter Ketschwäyo haben die Zulu zwar eine größere Anzahl von Flinten in die Hand bekommen, aber sie haben sich ihrer nicht mit viel Vorteil zu bedienen vermocht.

In der Ehelosigkeit gingen die Zuluherrscher ihren Soldaten mit gutem Beispiele voran: weder Tschaka noch Dingan waren jemals nach der Sitte des Landes verheiratet,

was, beiläufig gesagt, nicht wenig zu der Reihe gewaltsamer Umwälzungen beitrug, welche die Geschichte der Zulu traurig auszeichnet. In der Regel gab der König die Erlaubnis zum Heiraten nur den ältern Soldaten, die sich öfters im Kriege ausgezeichnet hatten, und es kam wohl vor, daß ein besonders verdientes oder begünstigtes Regiment sie auf einmal erhielt. Die Zahl der Kebsweiber war dagegen in den Ekanda unbeschränkt. In Verfolgung dieses Grundsatzes durfte in den Ekanda, wo keine Heirat gestattet war, auch kein Kind geboren, beziehentlich am Leben gelassen werden. Zu Tschakas Zeit durfte nur eine einzige Ekanda Kinder haben! Man begreift, wie allein schon, um den dadurch verursachten Rückgang der Bevölkerungszahl aufzuhalten, beständige Raubzüge geboten waren, und in der That war der Wunsch, Weiber zu erobern, ebenso mächtig als Triebfeder in den unaufhörlichen Kriegen der Zulu wie der Wunsch nach Vermehrung der Herden.

Die Ernährung der Soldaten geschieht auf Kosten des Königs. Sie erhalten morgens Utschalla, abends Rindfleisch. Die Unteroffiziere haben für die Verteilung der Nahrung in ihren Rotten zu sorgen. Das Fleisch, meist in gekochtem Zustande, wird auf Matten gelegt, von dem Unteroffiziere mit einer kurzstieligen Assagaie zerlegt und an die in dichtem Kreise um ihn sitzenden Soldaten verteilt. Ebenso wird das Bier rottenweise verteilt. Es gehört zu den charakteristischen Szenen des Zululebens, wie die Weiber in langen Reihen und mit einförmigem Gesange allmorgendlich und abendlich nach dem umzäunten Platze ziehen, wo die Soldaten ihre Mahle halten, jede einen großen Topf Utschalla oder Bier auf dem Kopfe tragend. In Kriegszeiten treibt der Troß (Esibuto), aus Weibern, Knaben und frühern Kriegsgefangenen bestehend, der Armee die zur Ernährung nötigen Rinder nach; die Früchte des Feldes für dieselbe zu nehmen, ist Recht des Königs. Dieser Troß kocht und brät auch für die Krieger, schafft Wasser herbei und trägt die Matten und Decken, so daß die Soldaten auf dem Marsche bloß ihre Waffen zu tragen haben. Was aber dort in der Feldausrüstung ebensowenig fehlen darf wie bei uns die Ärzte und Feldschere, sind die Zauberer, die vor dem Auszuge in den Kampf die Gesundheitsreinigung (Ukukufula) an der gesamten kreisförmig in der Nähe der Hauptstadt aufgestellten Armee vorzunehmen und vor der Schlacht „Sieg zu machen" haben. Dieser Reinigung geht eine längere Zeit fortgesetzte Kur mit Brech- und Abführmitteln voraus, die an jedem einzelnen Soldaten ausgeführt wird; dann folgt die Stärkung des dergestalt von Übeln befreiten Körpers durch reichlichen Fleisch- und Biergenuß, endlich die große Reinigung und Weihe, bei welcher der König und alle Generale gegenwärtig sind. Hier werden einem lebenden Ochsen Stücke aus der Schulter geschnitten, mit bittern Kräutern auf Kohlen geröstet und bissenweise an die Truppen verteilt. Auf Ausspeien des bittern Bissens steht Todesstrafe. Dann wird dem Zauberer noch eine Arznei gebracht, die mit einem Ochsenschwanze über die Kriegerschar ausgesprengt wird. Beides geschieht unter Murmeln von geheimnisvollen Zeichen und Worten.

Am entwickeltsten unter allen Institutionen der Zulu ist nächst der Armee das Rechtsleben. Wenn ihm auch der grausame Zug nicht fehlt, welcher durch das ganze Leben und Wesen dieses Volkes geht, so sind doch vielleicht nirgends zahlreichere Anklänge an zivilisierte Anschauungen vorhanden und scheinen sich nirgends passendere Anknüpfungspunkte für zivilisierende Einflüsse zu finden. Ihre Rechtsbegriffe sind oft nach unsrer Anschauung so verwirrt wie möglich, aber es zeigt sich ein starkes Bedürfnis, in Streitfällen dasjenige zu finden, was sie für recht halten, und sie verwenden unter Umständen eine sehr beträchtliche Zeit und Mühe darauf. Ihre Richter sind die Häuptlinge und der König, letzterm steht die letzte und höchste Entscheidung zu, und je nach seiner Auffassung wandeln sich die Gesetze von einem Geschlechte zum andern. So hat Ketschwäyo

viele Strafen gemildert, welche unter Mpande und mehr noch unter Tschaka und Dingan galten; er verhängte die Todesstrafe nur noch über Deserteure, Zauberer und Vergifter. Als Ketschwäyo im Jahre 1872 seinem Vater Mpande in der Regierung folgte, überredete ihn der englische Resident Shepstone, unter andern Verbesserungen auch das Gesetz einzuführen, daß niemand ohne Prozeß getötet werden sollte. Formell geschah es, aber gerade diese menschlichste und natürlichste Neuerung wurde nie verwirklicht, denn sie würde eine der stärksten Wurzeln des Königtumes angegriffen haben. Unter Tschaka dagegen wurde jeder Diebstahl mit Tod bestraft, freilich aber auch jedes Niesen und Räuspern in Gegenwart des Tyrannen und jedes trockne Auge beim Tode eines Anverwandten des Königshauses. Von solchen Willkürlichkeiten abgesehen, bestehen die Strafen für leichtere Vergehen in körperlicher Züchtigung, welche die Kaffern ursprünglich nicht kannten, oder in Sühnen mit Vieh. Für gestohlenes Vieh ist die doppelte bis zehnfache Anzahl zu entrichten, ebenso wird Feldschade mit einem Kalbe oder Rinde gutgemacht. Auch Beleidigungen werden mit Vieh gesühnt und, wenn die Angehörigen es wollen, sogar Mord, der übrigens in Friedenszeiten selten sein soll. Nauhaus gibt von den Südostkaffern 5—6 Rinder als Sühnegeld für Mord an. Ungestraft bleibt Mord von Menschen, welche die öffentliche Stimme beschuldigt, andre bezaubert zu haben. Die Todesstrafe zeigt eine überraschende Mannigfaltigkeit. Halsumdrehen, Hängen, Erwürgen, Genickbrechen, Erschlagen mit Keulen, Pfählen, Hinabstürzen von Felsen sind einige der beliebtern Formen. Auch werden die Leichname der Hingerichteten den Raubtieren überlassen.

Ihr sonstiges Gerichtsverfahren kennt einen Eid auf verstorbene Eltern oder Häuptlinge oder auf den lebenden König, würdigt Präzedenzfälle und läßt einen Instanzenzug von beträchtlicher Kompliziertheit zu. Die Verhandlungen fließen in oratorischer Breite. Ein Mann, der eine Klage gegen einen andern zu erheben gedenkt, sammelt seine Freunde oder Nachbarn, die bewaffnet insgesamt mit ihm nach der Hütte oder dem Dorfe des Beklagten gehen und dort an einem leicht sichtbaren Platze sich niederlassen, um ruhig die Wirkung ihrer Anwesenheit zu erwarten. Dieselbe läßt bei der Unverkennbarkeit der Absicht, in welcher sie gekommen, nicht lange auf sich warten, und es sammeln sich in gleichfalls schweigender Erwartung die erwachsenen Männer der Nachbarschaft oder des Dorfes jenen gegenüber. Aus ihrer Mitte ruft nun den in der Regel nicht willkommenen Ankömmlingen einer zu: „Sag' uns die Neuigkeit!" worauf der Sprecher eine genaue Darlegung der Klage gibt, in welcher ihn seine eignen Genossen durch eine Menge von Zusätzen und Verbesserungen, die der Gegenpartei aber durch endlose Kreuz- und Querfragen zu unterbrechen pflegen. Darüber hinaus gelangt jedoch die Verhandlung zunächst nicht, denn wenn dieser Gedankenaustausch sich vielleicht auch einige Stunden fortgesponnen, schließt die Partei des Angeklagten doch unweigerlich, daß die urteilsfähigen Männer nicht zu Hause, daß bloß Kinder daseien, die von solch wichtigen Dingen nichts verstünden. Den andern Tag haben sie möglichst viele Männer zusammengebracht, darunter solche, die als gewandte Wortfechter bekannt sind, und Gründe und Gegengründe sind nach allen möglichen Richtungen erwogen. Die verklagte Partei beginnt ihre Auffassung darzulegen, die klagende Partei hat neuerdings die ihrige vorzubringen und wird nun in der zähsten und schlauesten Weise in jedem einzelnen Punkte zu widerlegen gesucht. Ist ein Redner ermüdet, so tritt ein andrer ein und geht über das ganze schon beackerte Feld noch einmal mit der Pflugschar neuer Argumente. Sind aber alle Gründe und Gegengründe auf beiden Seiten erschöpft, so zieht sich die klagende zurück, und beide erwägen nun Vor- und Nachteile der Stellung, welche sie gewonnen. Fühlt eine Partei, daß sie den Fall nicht halten kann, so beginnt sie mit dem Angebote der geringst möglichen Entschädigung. Kommt es zu keiner Entscheidung, so ergeht von den Klägern Berufung an den Umpakati des

Nachbarbezirkes, in dessen Gegenwart nun der ganze Streitfall nebst bisherigem Verlaufe der Behandlung in denkbar größter Breite noch einmal durchgenommen wird. Die möglichst intimen Verhältnisse und besonders Mißverhältnisse der Familien werden dabei mit großer Vorliebe behandelt. Glaubt der Umpakati klar in der Sache zu sehen, so entscheidet er dieselbe, was aber ganz wohl eine Woche in Anspruch nehmen kann. Ist er dazu nicht im stande, oder ist eine von den Parteien unzufrieden mit seiner Entscheidung, so kann an den Häuptling und die Ratsversammlung Berufung ergehen. Wenn der Kläger dieser sich nähert, ruft er schon aus Gehörweite: „Ich stelle eine Klage!" worauf es zurückruft: „Wegen was stellst du Klage?" Unter einem „Schreidialoge" nähert sich jener mit seiner Gesellschaft, bis er auf einem zu diesem Zwecke bestimmten Platze angelangt ist, etwa 50 Schritt von der Ratshütte, wo er Halt macht und sich ruhig niederläßt. Kommt zufällig einer aus der Ratshütte heraus und geht an der Klagegesellschaft vorüber, so fragt er: „Wegen was klagt ihr?" und diese erzählt ihm dann ihre Angelegenheit mit allen Nebenumständen; das kann sich mehrere Male wiederholen, und auch der Häuptling geht wohl vorbei, stellt seine Fragen, ohne indessen stehen zu bleiben, sondern setzt sein Fragen wie diese ihr Antworten aus der Entfernung fort. Es steht im Belieben des Rates, wie lange er diese diffuse Art von Verhör fortsetzen will Endlich muß aber die Sache vor ihn selbst gebracht werden, wozu die Gegenpartei herbeigerufen wird. Der Häuptling sitzt oder liegt dabei anscheinend ganz indifferent auf seiner Matte inmitten seines Rates. Nun beginnt neuerdings Rede und Gegenrede unter Einreden, Fragen rc. der Räte und unter Umständen auch des Häuptlinges, bis endlich die Sache so weit zur Reife gebracht ist, daß letzterer nun sein Urteil fällen kann. Sobald dies geschehen, stürzt die Partei, zu deren gunsten der Spruch gefallen, zu seinen Füßen, bedeckt sie mit Küssen und erhebt in übertriebenen Lobsprüchen seine Weisheit und Gerechtigkeit. Von dem „großen Platze" aber wird eine kleine bewaffnete Macht den Siegern im Rechtsstreite mitgegeben, welche der Entscheidung des Häuptlinges Folge zu verschaffen und hauptsächlich auch dessen Anteil an der auferlegten Strafe mit zurückzubringen hat. Damit ist dann erst der Streit beendigt. Bei Mittellosigkeit des Verurteilten tritt die Familie für ihn ein. Prozeßschulden werden nie vergessen und oft nach Jahrzehnten noch eingetrieben.

Mit grausamer Schärfe werden Vergehen gegen den König geahndet; hier trifft das Urteil nicht nur den Einzelnen, sondern sein ganzes Haus und seine Habe; alles wird „aufgegessen". Und nirgends ist die Willkür der Beschuldigung und Verurteilung größer als hier. Aberglaube spielt dabei selbstverständlich die Hauptrolle. Als Grund für Pieter Retiefs und seiner 66 Genossen meuchlerische Ermordung hatte Dingan z. B. angegeben, daß dieselben Zauberer seien. Und so groß scheint selbst noch vor ihren Leichnamen die Scheu des Volkes gewesen zu sein, daß, als die Boeren zehn Monate später Dingans Kral eroberten, sie die Leichen unberührt so fanden, wie sie den Geiern hingeworfen worden waren. Nauhaus nennt die Anklage auf Zauberei „die kafferische Staatsmaschine, um unliebsame Subjekte aus dem Wege zu schaffen und ihr Vermögen zu konfiszieren".

Gardiner beobachtete im Jahre 1834 in Dingans Hauptorte die Hinrichtung eines der Brüder dieses Häuptlinges und zweier Diener desselben. Ein Haufe Scharfrichter, mit Keulenstöcken bewaffnet, schleppte die Opfer nach einem nahen Hügel, dessen Abhang ganz mit den bleichenden Knochen früherer Opfer bedeckt war, und wo eine hohe Euphorbie die Lage des Richtplatzes bezeichnete. Da die beiden Diener hatten fliehen wollen, wurden sie unterwegs niedergeworfen und auf alle Teile des Körpers geschlagen, um ihnen „die Kraft zu nehmen". Darauf schleppte man sie zum Richtplatze und tötete sie mit Keulenschlägen auf den Kopf, während des Königs Bruder auf seinen Wunsch ranggemäß erdrosselt ward. Das Haupt der Henkerbande nahm ihnen dann ihren Schmuck ab und brachte

ihn triumphierend in die Stadt zurück. Da das Eigentum eines hingerichteten Hohen gänzlich eingezogen und jeder noch so entfernt mit jenem Verwandte dem Tode geweiht wird, geschah es auch jetzt, daß Dingan 30 Mann in die Gegend sandte, wo seines Bruders Besitz lag. Der Führer dieser Exekutionstruppe erzählte kurz darauf folgendermaßen die Ausführung dieses Befehles: Als er den ersten der Orte in des Hingerichteten Besitze erreicht hatte, ging er bloß mit einem einzigen Manne hinein, um Argwohn zu vermeiden; dann kamen seine Gefährten einer nach dem andern, bis sie alle beisammen waren. Er eröffnete dann den ersten Männern, daß er ihnen eine Botschaft ihres Häuptlinges mitzuteilen habe; sie möchten sich alle an einem bestimmten Orte versammeln, um sie anzuhören. Als sie nun diesem Geheiße folgten, mischten seine Leute sich unter sie und suchten sie durch Darbietung von Schnupftabak arglos zu machen; aber auf ein verabredetes Zeichen stürzten sich die Mordbrenner des Gesetzes auf die nichts Ahnenden und schlugen sie tot. Sofort wurden dann die Hütten angezündet und Weiber und Kinder erbarmungslos hingeschlachtet. Dasselbe Schicksal traf die Bewohner der übrigen der Zerstörung geweihten Dörfer, und nur wenige von ihnen sollen sich durch Flucht gerettet haben.

Der Zauberer ist auch bei den Zulu das Gefäß alles Wissens, aller Erinnerungen und Ahnungen. Der Kern seiner Kunst liegt in dem Verkehre mit den Geistern der Abgeschiedenen, welchen der Zulu einen weitreichenden Einfluß auf die Schicksale der Lebenden zuschreibt. Unzweifelhaft besitzt er auch einiges wirkliche Wissen, und manche Europäer haben die Wirksamkeit seiner Kräuter- und Wurzelarzneien schätzen können. Er geht aus ärztlichem Stande hervor, von welchem der Stand der Zauberer eine höhere Stufe darstellt; dieser scheinen aber nicht alle zuzustreben. Einige Ärzte verstehen sich auf gewisse Krankheiten, z. B. Würmer, besser als andre, und zu diesen werden die Leidenden von den Zauberern geschickt. Es ist aber zweifelhaft, ob dieses Wissen über die Kenntnis einiger heilkräftiger Stoffe hinausgeht. Bleek behauptet einmal von den Natalkaffern, daß ihre Doktoren sonst bloß Tiere sezierten, daß aber einige in Kriegszeiten im geheimen auch Menschen seziert hätten. Dies ist eine vereinzelte Behauptung. Jedenfalls begnügen sie sich ebensowenig wie ihre Kranken mit natürlichen Mitteln, sondern wirken nach ihrer Meinung am tiefsten und sichersten durch Vermittelung übernatürlicher Kräfte, durch welche auch andre Übel als Krankheit, wie Liebesgram, Haß, Neid, ihre Heilung finden können. Viel weiß das Volk selbst, aber das Beste hat eben der Zauberer als Geheimnis inne. Die Menge der Vorbedeutungen ist so groß, daß das Leben dieser Menschen von allen Seiten her durch sie eingeengt wird (vgl. dazu unsre Ausführungen, S. 187). Hier nur einige Beispiele. Das Milchessen bei Donner zieht den Blitz an. Wer Milch (Amasi) in einem fremden Krale ißt, wird dort ein Verbrechen begehen. Den Tag nach einem Hagelwetter darf das Feld nicht bearbeitet werden, um nicht noch mehr Hagel anzuziehen. Wer einen Habicht tötet, muß sterben. Wenn sich ein solcher Vogel in einem Krale niederläßt, ist es ein Zeichen von Unglück für dessen Besitzer. Hahnenschrei vor Mitternacht bedeutet Tod für Mensch oder Vieh. Dieselbe üble Bedeutung wird dem Hinaufspringen eines Hundes oder Kalbes an einer Hütte und der Erscheinung eines Kaninchens in einem Krale beigelegt. Der Schnurrbart eines Leoparden bringt dem, der unbewußt davon in seiner Speise genießt, Krankheit und Tod; wer ihn aber mit etwas von dem Fleische dieses Tieres genießt, wird mutig und hat Glück auf der Jagd. Hunde, welche Schnäbel und Klauen von Vögeln fressen, werden dadurch stark und mutig. Wer in Dornen tritt, muß dieselben essen, um sich für das nächste Mal davor zu schützen.

Eine Anzahl von Tieren wird geschont, ja verehrt, weil man glaubt, daß Geister Verstorbener in ihnen ihre Wohnung aufgeschlagen haben. Wenn Schlangen

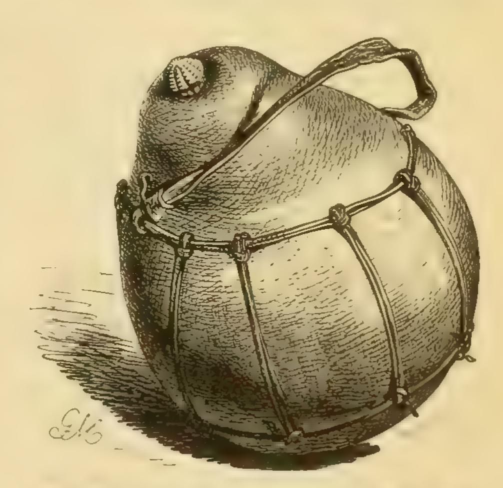
gewisser Arten in ihre Hütten kriechen, begrüßen sie dieselben mit den Worten: „Der Geist unsers Freundes ist uns besuchen gekommen". In Löwen und Elefanten sehen sie Verkörperungen mächtiger Häuptlinge. Doch beten sie auch zu unverkörperten Schatten ihrer Vorfahren oder berühmter Könige, opfern ihnen und erwarten Hilfe von ihnen in allen Krankheiten und Bedrängnissen. Es gibt eine Sage, nach welcher die Schatten unter die



Ein Zuluzauberer (nach Photographie im Besitze des Missionsdirektors Herrn Dr. Wangemann in Berlin).

Erde gehen und dort mit allen Vorfahren ganz wie auf der Erde (oder glücklicher) leben, nur daß sie selbst, ihre Herden, ihre Hütten und alles zwerghaft klein sind. Einst wurde ein Mann von einem großen Löwen mit in eine Höhle genommen, wo er dies alles sah; aber sehr bald sandten ihn die Geister mit ein wenig Speise wieder in die Oberwelt. Sie geben den Schatten oder Geistern Verstorbener die Namen Ihlosi (Mehrzahl: Amahlosi) oder Itongu und nehmen an, daß dieselben durch Gebet und Opfer unter die Lebenden zurückgebracht und veranlaßt werden können, denselben in Krankheit und sonstigen Schwierigkeiten zu helfen. Das willkommenste Opfer, das sie erlangen können, sind die Herdentiere und vor allen Kühe und Rinder, unter welchen in der Regel der angerufene

Geist durch den Mund des Zauberers dasjenige bezeichnet, welches er am liebsten geopfert haben möchte. Wir haben früher (s. S. 183) einige der dabei beobachteten Gebräuche nach eigner Mitteilung eines Zuluzauberers verzeichnet. Am bemerkenswertesten und allgemeinsten ist davon die Hochhaltung der Galle, welcher am allermeisten die Fähigkeit zugeschrieben wird, den Zorn der Geister zu besänftigen, ihren guten Willen zu gewinnen. Man trinkt davon und besprengt sich damit und trägt die Gallenblase als Schmuck (s. S. 246). Hat das Tier auffallend wenig Galle, so sagen sie: „Die Amahlosi haben die Galle getrunken, als das Tier noch am Leben war". Dieser Glaube deutet an, daß sie einen Unterschied zwischen den Geistern machen, indem hier böse, ungünstige gemeint sind. Sicherlich gilt ihre Anrufung oft speziell den Schatten oder Geistern ihrer Eltern und Vorfahren. Doch ist darüber keiner der Beobachter sich klar. Im Vergleiche zur praktischen Wichtigkeit dieses Ahnenglaubens steht weitab vom Tagesleben ihre Ursprungssage, welche einen Unkulunkulu, den „Großgroßen", annimmt, der aus einem Stabe oder Rohre hervorging, und dem einige eine ebenso entstandene Umvelikangi (Erzeuger) als Weib zugesellen; beide lebten in einem Garten (christliche Erinnerung?) voll herrlicher Früchte zusammen und vermehrten sich. Es ist wahrscheinlich ein Irrtum, wenn andre von einem einzigen Schöpfer oder Erzeuger, Umvelikangi, sprechen. Nicht nur in Krankheitsfällen, sondern auch bei manchen andern durch ihre Wichtigkeit idealer Verknüpfung sich empfehlenden Gelegenheiten wird mit diesen Geistern verkehrt, so beim Einzuge in ein neugebautes Dorf oder selbst in eine neue Hütte, so vor der Schlacht (s. S. 264), beim Erntefeste (s. S. 250), bei Schließung von Ehebündnissen 2c. Das Klima des Zululandes läßt Regenmacher hier minder nötig erscheinen als westlich von der Katlambakette, und wo solche Leute auftreten, sind es daher in der Regel Betschuanen, die aus jenem wasserarmen Gebiete kommen.



Eine Kürbisflasche der Kaffern (Museum für Völkerkunde, Berlin) 1/6 wirkl. Größe.

Die „Schule des Zauberers" schilderte ein Eingeborner, der voll Glaubens an diese Dinge war, in folgenden Worten: „Es geschieht, daß der Kandidat für dieses Amt krank ist bis an das Ende des Jahres, und dann unterzieht er sich dem Unterrichte in der Heilkunst, damit er die Heilärzte übertrifft. Und wenn er dann erscheint, so erscheint er mit dem Wunsche, in Pfützen zu gehen. Er kommt zurück, Schlangen bringend und mit weißem Thone beschmiert. Und nun gehen sie zu den Priestern. Sie sagen: ‚Mein Freund, dieser Mann wird ein Priester'. Und dann wird er genommen, fortgesandt und zu jenen gebracht, welche Priester geworden sind. Und wenn er zu diesen kommt, nehmen sie ihn und gehen und werfen ihn in die Wasser des Meeres, und nachdem sie ihn hineingeworfen, lassen sie ihn darin; noch sieht man ihn an diesem oder einem nächsten Tage. Nach einigen Tagen kommt er als Priester und praktiziert. Nachdem er angekommen, beginnt er unter den Gesängen zu tanzen, die er mitgebracht, und das Volk klatscht mit den Händen dazu. Er schlachtet Kühe, Ziegen und alles außer Schafen. Die Ursache, warum diese gelassen werden, ist, weil sie nicht schreien, wenn man sie tötet. Er muß etwas haben, das schreit, wenn es geschlachtet wird. Mit den Blasen und Gallenblasen bedeckt er seinen Kopf, bis sie in allen Richtungen herabhängen. Er geht in Tümpel voll Schlangen und

Alligatoren. Und wenn er nun eine Schlange fängt, hat er Macht über sie; oder wenn er einen Alligator fängt, hat er Macht über ihn; oder wenn er einen Leoparden fängt, hat er Macht über Leoparden; oder wenn er eine tödlich giftige Schlange fängt, hat er Macht über die giftigsten Schlangen. Und so erhält er seinen Rang: den Rang der Leoparden, damit er Leoparden fängt, und den Rang der Schlangen, damit er Schlangen fängt."

Um nicht mit dieser wilden und wüsten Phantastik der Zuluseele zu schließen, lassen wir hier in treuer Übersetzung nach Grout einige Gesänge der Zulu folgen, welche wenigstens um einen Grad unserm Verständnisse näher sind als dieser heidnische Hexensabbat:

Gesang zu Ehren des Königs.

Heil, Herr! Heil, großer König! Du bist schwarz;
Du wuchsest, während andre ruhten; du bist gleich einem Berge,
Du dunkles Grab von Nobamba!
Stets fesselnd die Knöchel von Feinden daheim und ferne,
Schwarzfleckiges Rind von Zwa Ngendaba,
Du tödlicher Zerstörer Makandas und Unseles.
Gefräßiger Verzehrer der Wurzel, des Zweiges;
Menzis Sproß! Plündernd, bis alles geplündert;
Du Quelle von Nobamba, von welcher trinkend
Tot ich hinstürzte in den Schatten der Punga.

Lobgesang auf Tschaka.

Du bist grün wie die Galle der Ziege;
Schmetterling von Punga, mit Kreisflecken geziert;
Wie beim Zwielichte gezeugt von den Schatten der Berge
Im Düster des Abends, wenn die Zauberer unterwegs.
Luchsäugiger Sohn Pungas und Makebas,
In dessen Beschauung ich stets bezaubert bin.
Welche herrlichen Glieder! O Kalb von der Kuh!
Das Ausschlagen dieser Kuh verwirrt meinen Kopf,
Sie schlägt den Melker und zieht vor den, der sie hält[1].

Lobgesang auf Dingan.

Du Sproß der Wölfin,
Erspäher der Rinder der Menschen,
Vogel von Raube, rasch wie eine Flintenkugel,
Schlank, aufrecht, von schönen Gliedmaßen;
Dein Vieh gleicht den Bienenwaben,
Eine Herde zu groß, zu dicht, um sich zu bewegen.
Verzehrer Umzilikases von Matschubana;
Verzehrer Swasis, Sohnes von Sobusa;
Zerbrecher der Thore von Matschubana;
Verzehrer Gundanis von Matschubana;
Verzehrer Golelas von Matschubana;
Verzehrer Pusukuyekelas von Matschubana;
Verzehrer Nzimasanas von Ludidini.
Ein Ungeheuer an Größe, von mächtiger Kraft;
Verzehrer Ungwatis von altem Stamme;
Verzehrer des königlichen Nomafu;
Wie der Himmel droben, regnend und scheinend.

Aus einem Gesange auf Mpande.

Du, Tschakas Bruder, bedächtiger Überschreiter![2]
Eine Schwalbe, die flog am Himmel,
Eine Schwalbe mit bärtiger Brust;
Dessen Vieh schreitet in so gedrängten Haufen,
Sie taumeln nach Platz, wenn sie laufen. . . .
Vom Stamme Ndabasitas, eherner Ladestock,
Überlebender aller andern Ladestöcke;
Die andern brachen sie und ließen diesen in der Soot,
Denkend, ihn an einem Regentage zu verbrennen.
Fleisch des Büffels von Inkakavini!
Immer herrlich, wenn es nur geröstet,
Immer ohne Geschmack, wenn gekocht.
Mankebes Weib ist entzückt,
Sie hat die Leoparden Jamas gesehen &c.

Nachdem eine lange Reihe von Häuptlingen aufgezählt ist, die mit Mpande gegen Dingan fochten, und einzelne gepriesen worden, „deren Rinder Stacheln in den Schwanzbüscheln bergen", oder den Bienenschwärmen verglichen worden, schließt der Hymnus:

Ich preise dich, o König! Jokwanes Sohn, Undabas Sohn,
Erbarmungsloser Feind jeder Verschwörung.
Du bist ein Elefant, ein Elefant, ein Elefant,
Allen Ruhm dir, Monarch, der du schwarz bist.

Gesang auf der Büffeljagd.

Hurra! Hurra! Hurra!
Ein Wirbelwind! Der Büffel!
Einige verlassen uns heimwärts gehend;
Einige jagen weiter und treffen;
Wir schießen den sich erhebenden;
Wir lassen den angeschossenen liegen.
Hurra! &c.

---

[1] Beim Melken hält manchmal einer die Kuh an Hörnern und Nase, während der andre sie melkt. Es sind hier zwei Diener oder Hauptleute des Königs gemeint, deren einen er ganz nach Laune wegwirft, um den andern zu befördern.

[2] Des Tugela (s. S. 241).

9. Die Südostkaffern.

Inhalt: Die Kosa (Amakosa). — Erste Berührungen zwischen Kaffern und Europäern. — Hahabe und Galeka. — Erster Kaffernkrieg. — Gaika. — Ndlambe. — Zweiter Kaffernkrieg. — Maquoma-Sandili. — Gründung von Kaffraria. — Dritter Kaffernkrieg. — Das Notjahr 1857. — Fortschritte der Zivilisation. — Die Fingu. — Die Pondo. —

Indem wir die Zulu gleichsam als Typus einer Gruppe der südafrikanischen Neger heraushoben, der einer ausführlichern Betrachtung zu unterwerfen war, lösten wir, gegen die geographische Anordnung verstoßend, welcher wir im allgemeinen folgen, ein mittleres Glied aus einer größern Reihe oder Kette von Völkern heraus, welche, so wie sie in geographischer Verbreitung einander gleichen, auch in anthropologischer und ethnographischer Hinsicht sehr nahe verwandt sind. Was diese meistgenannten von allen, die Zulu, von den Kaffern im allgemeinen unterscheidet, ist wesentlich nur ihre kräftigere Zusammenfassung unter starken Herrschern zu einer einzigen Nation, und daraus folgt natürlich eine Reihe von gemeinsamen Eigentümlichkeiten äußerlicher Art, wie sie in Tracht, Bewaffnung und dergleichen der Wille des Herrschers oder die Macht der Gewohnheit im engern Zusammenleben erzeugt. Auch selbst dieser verkittende Faktor der starken politischen Zusammenfassung fehlt nicht bei einigen nördlich von den eigentlichen Zulu wohnenden Stämmen, wie z. B. den Matabele, die jedoch kleiner oder zerstreuter sind. Als politische Einheit stehen die Zulu einzig da, und gerade dies hat sie zu einem Gegenstande hervorragender Aufmerksamkeit gemacht, so daß wir über sie eine reichlichere und neuere Litteratur besitzen als über jedes andre Volk Afrikas. Diese Gründe mögen ihre Sonderstellung als Typus der Südostkaffern rechtfertigen, deren übrige Hauptstämme nun wesentlich nur nach ihrer geographischen Verbreitung und geschichtlichen Bedeutung kurz zu überschauen sein werden. Wir wiederholen, daß alles, was von Charakter, Sitten, Anschauungen der Zulu gesagt wurde, im ganzen ebenso von den übrigen Südostkaffern gilt, wie etwa eine allgemeine Charakteristik der Bewohner Preußens auch auf die übrigen Deutschen, vorbehalten die lokalen Abwandlungen, Anwendung finden könnte und dürfte.

Die Portugiesen und Holländer trafen dunkle Völkerstämme an der Ost- und Südostküste Afrikas und machten sie in Europa unter dem Namen der „Kaffern“, d. h. Ungläubigen, bekannt, welchen ihnen die Araber beigelegt hatten. Sie gingen nach Westen über den Großen Fischfluß hinaus, doch nie erheblich weit, so daß derselbe ihnen schon 1780 als Grenze bestimmt ward, und dies bezeichnet auch die Südgrenze ihrer Verbreitung. Die Zusammengehörigkeit der mit den Holländern und später den Engländern seit Ende vorigen Jahrhunderts in endlose Grenzstreitigkeiten geratenen südlichsten Abteilungen dieser Kaffern mit den von den Portugiesen weiter nördlich beobachteten erkannte man bald, und die Ähnlichkeit ihres Äußern, ihres Charakters hat zu endlosen Verwechselungen Anlaß gegeben, wodurch ihre Geschichte sehr unklar geworden ist. Da sie viele Kämpfe untereinander durchfochten, so rieben einzelne Stämme andre entweder auf, oder absorbierten sie, wie es noch neuerdings den Pondo durch die erobernden Zulu erging.

Es ist in dieser Verwirrung ein fester Punkt, daß die Kosa (Amakosa, Amaxosa[1]) stets als die südlichst Wohnenden zu erkennen sind. Sie, deren Name schon im Jahre 1687 als Magose (für einen an der Südostküste wohnenden Kaffernstamm) vorkommt,

[1] In diesem Namen ist Ama das Präfix für Leute, während Kosa (Xosa, Kusa) auf den Namen eines Häuptlinges bezogen wird, so daß der Sinn des Namens wäre „Leute des Kosa“. Die Benennung eines Stammes nach dem Namen des Häuptlinges kehrt bei vielen, vielleicht den meisten Negern wieder.

sind diejenigen Kaffern, mit welchen die Europäer in Südafrika zuerst in Berührung kamen, und ihre Wohnsitze ergeben sich schon aus dieser Thatsache als die am weitesten südlich vorgeschobenen. In der That wohnten die Völker dieser Gruppe einst nach Süden und Westen bis über den Großen Fischfluß und bis an den Fuß der Schneeberge. Sie sind aber im Laufe der Kämpfe mit den Europäern immer weiter nach Norden und Osten zurückgedrängt worden, so daß ihr Gebiet heute im allgemeinen durch folgende Grenzen bezeichnet werden kann: im Süden der Kei nebst seinem Nebenflusse Indwe, im Norden der Umtanfunafluß, im Osten das Meer, im Westen die Drakenberge. Innerhalb dieser Grenzen wohnten einst zwei große Zweige dieses Stammes, welche als Galeka und Hahabe unterschieden wurden, von welchen aber nur die erstern als selbständiger Stamm noch bestehen, während die andern unter Verschwinden des Gesamtnamens in eine Anzahl von kleinern Stämmen auseinander gegangen sind. Von diesen kleinern Stämmen, deren mehrere in den Kriegen mit den Zulu ganz vernichtet worden zu sein scheinen, während andre in der Zahl von wenigen Hunderten sich in die Storm- und Zuurberge zurückgezogen haben, gehören hierher die Stämme der Ndlambe, Mbalu, Gwali, Duschane, Gaika und andre. Die Zahl der Galeka wurde 1856 auf 70,000, die Gesamtzahl aller kleinern Stämme der Kosa auf 140,000 geschätzt.

Die holländischen Kolonisten kamen mit den Kaffern zuerst in Berührung, als sie bis zum Sonntagflusse vorgedrungen waren. Es war der Stamm der Kosa, auf welchen sie hier trafen, und es dauerte nicht lange, bis sie die Erfahrung machten, daß dies ein ganz anders geartetes Volk sei als die Hottentottenstämme, mit denen sie bisher ausschließlich in Berührung gekommen waren. Während die Boeren seit dem 17. Jahrhundert sich in nördlicher und östlicher Richtung ausbreiteten, waren die Kaffern schon seit früherer Zeit in Bewegung nach Süden und nach Westen. Und weil ihre eigne Zahl und die Zahl ihrer Viehherden sich vermehrte, so waren sie von derselben Notwendigkeit nach Erweiterung ihrer Weideplätze getrieben wie die Boeren. Ein Zusammenstoß mußte sich hieraus mit Notwendigkeit ergeben. Diese beiden Ströme nomadischer oder mindestens nomadisierender Völker kamen in gefährlich nahe Berührung, als die Kosa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Großen Fischfluß überschritten und sich in den grasreichen Gebieten ausbreiteten, welche damals von den Gonaqua-Hottentotten, man sagt entschädigt durch einen Teil der Herden der Kosa, verlassen worden waren. Es ist dies der heutige Bezirk von Albany. Längere Zeit, als man bei dem Charakter dieser Bevölkerungen und ihrem gleichartigen starken Bedürfnisse nach weitem Lande meinen sollte, lebten sie friedlich nebeneinander und bewohnten und beweideten sogar in bunter Mischung dieselben Landstriche. Dieser Zustand fand aber ein Ende in dem Augenblicke, wo die Regierung der Kolonie dem Wunsche der Boeren nach Hinausschiebung der Grenze nachgab und diesen Bezirk einverleibte. Jene betrachteten sich nämlich jetzt als gesetzliche Herren des Landes und suchten sich ihrer schwarzen Nachbarn zu entledigen. Ob dies in der unglaublich brutalen Weise geschah, wie Thompson auf Grund des Zeugnisses des Missionares Brownlee angibt (die Boeren sollen die Kaffern zu einer freundschaftlichen Besprechung eingeladen und ihnen Geschenke angeboten haben, in dem Augenblicke aber, wo diese mit den letztern beschäftigt waren, eine Salve auf den bunten Haufen abgefeuert haben), ist glücklicherweise nicht ganz sicher. So manche Vorgänge in der Geschichte der Beziehungen zwischen Eingebornen und Weißen lassen freilich eine solche Kampfweise nicht als ganz undenkbar erscheinen. Als Zeitpunkt dieses Zusammentreffens kann die Mitte des vorigen Jahrhunderts angegeben werden. Wer auf eine genaue Jahreszahl für dieses denkwürdige Datum Wert legt, kann sich das Jahr 1754 merken, in welchem das Land bis zur Algoabai von der Kapregierung in Besitz genommen wurde. Als 1778 der Gouverneur von Plettenberg

dieses Gebiet bereiste, geschah es zum erstenmal, daß ein Gouverneur der Kapkolonie offiziell mit den Häuptlingen der Kaffern zusammentraf, und hier wurde nun jene Grenze festgesetzt, die es auch eine Reihe von Jahrzehnten blieb, „nicht weil von Plettenberg sie festgesetzt hatte", wie Theal, der Historiker des Kaplandes, es treffend ausdrückt, „sondern weil auf der andern Seite eine Rasse stand, welche fähig war, gegen die Eindringlinge standzuhalten.



Kosakaffern (nach Photographie im Besitze des Missionsdirektors Herrn Dr. Wangemann in Berlin).

Wären nur Hottentotten hier gewesen, der Fischfluß würde überschritten worden sein wie so mancher andre, ungeachtet aller entgegenstehenden Bestimmungen." Von diesem Zeitpunkte an kann man die Geschichte Südafrikas wesentlich als ein Ringen zwischen den Europäern und den Kaffern auffassen. Die bisher im Vordergrunde gestandenen Hottentotten treten zurück, weil sie, mit einziger Ausnahme der Namaqua, zwischen diesen beiden starken Völkern schon so weit zu nichte gemacht sind, daß sie nicht mehr gefragt werden, ob sie ihr Land geben wollen oder nicht. Schon längere Zeit waren sie im Kontakte mit den

Kaffern teilweise von diesen absorbiert worden, und Sparmann fand 1775 westlich vom Großen Fischflusse eine starke gemischte Bevölkerung von Kaffern und Hottentotten.

Die Kosa wurden in diesem wichtigen Zeitpunkte von dem greisen Häuptlinge Palo geführt. Seine Söhne Galeka und Hahabe (Rababe der kolonialen Geschichtschreiber) gerieten in Zwist, da jener zwar der Sohn des Hauptweibes, gleichzeitig aber der viel weniger herrschfähige war. Zum Heile der Kolonisten trennte sich das Volk der Kosa in zwei Hälften, und nach erbitterten Kämpfen ging der unter Hahabe stehende Teil über den Kei, wo damals Hottentotten und einzelne kleine Kaffernstämme in bunter Mischung durcheinander wohnten. Hahabe warf die Hottentotten zurück, welche hier zum letztenmal in größerer Zahl gegen ihre weißen und braunen Unterdrücker zusammenstanden, und der Rest der Hottentotten ging in den Eroberern auf, unter denen einige von ihnen hervorragende Stellungen einnahmen, während die Masse durch zahlreiche Ehebande sich mit den dunkeln Eindringlingen verband. Palos Todesjahr ist nicht vollkommen sicher, doch dürfte er Anfang der siebziger Jahre gestorben sein; sicherlich fielen diese Kämpfe noch in seine Lebenszeit, denn es wird erzählt, daß er jenseit des Kei bei seinem Sohne Hahabe gestorben sei. Dieser regierte sein Volk weise und wußte größere Kämpfe mit den Weißen zu vermeiden. Ende des vorigen Jahrhunderts wurde er aber in einen Krieg mit den Tembu verwickelt, aus denen ein Häuptling eine Tochter Hahabes zum Weibe erhalten, aber schmählicherweise bloß mit einer Gegengabe von hundert Rindern erwidert hatte. Hahabe fiel in dem darüber entbrannten Kriege, und ihm folgten sein Sohn Ndlambe und sein Enkel Gaika, unter denen sich das Schicksal der Kosa im Kampfe mit den Weißen entschied. Hahabes „großer Sohn" Mlan war vor ihm gestorben und hatte einen Sohn von zehn Jahren als Herrscher aller Kosa westlich vom Kei, die sich nun Ama-Hahabe nannten, hinterlassen. Für ihn führte die Regierung Hahabes jüngerer Sohn, Ndlambe, wurde aber von einem Teile des Volkes nicht anerkannt, der nach Kaffernsitte, um dieser Herrschaft sich zu entziehen, westwärts zog und dort jenseit des Großen Fischflusses mit dem aus Kaffern und Hottentotten gemischten Volke zusammentraf, welches von den Kolonisten Gonaqua genannt ward. Mit diesem verband er sich, und durch organisierten Viehraub wurden sie eine Plage der Kolonisten. Die Kolonialregierung, ohne tiefere Einsicht in diesen Stand der Dinge, glaubte von dieser Plage sich durch einen Friedensschluß mit Ndlambe zu befreien (1793); derselbe blieb aber ohne Wirkung, weil die Grenzstämme diesen Häuptling nicht anerkannten. Indessen war Gaika erwachsen, und da Ndlambe ihm nicht die Regierung ganz überlassen wollte, kam es zu neuem Bürgerkriege. Ndlambe floh 1796 mit seinen Anhängern nach Westen, wo er das ganze Gebiet vom Fischflusse bis zur Algoabai in Besitz nahm, das die Kolonisten ihm in panischem Schrecken überließen, und die dort vorhandenen Mischstämme von Kaffern und Hottentotten aufnahm. Einer seiner bedeutendsten Anhänger wurde der schon vorher hier ansässige Häuptling Kungwa, derselbe, welcher später den Engländern an der Algoabai die erste Schlappe beibrachte.

Zu dieser Zeit hatten die Engländer die Kapkolonie in Besitz genommen, und 1797 sandte der Earl of Macartney seinen Privatsekretär Barrow nach der Ostgrenze, um Frieden zu stiften. Aus Unkenntnis der Gewohnheiten der Kaffern ließ Barrow sich verführen, Gaika als „König" aller Stämme westlich vom Kei und demgemäß Ndlambe und Genossen als Rebellen zu betrachten, um deren „Zurückführung zum Gehorsam", d. h. in die Macht Gaikas, man sich vergeblich bemühte. Während dieser Verhandlungen schwoll indes Ndlambes Macht nur immer mehr an, da Gaika durch Ehebruch mit Ndlambes, seines Oheims, Hauptweibe sich in den Augen der Kaffern eines schweren Vergehens schuldig gemacht hatte. Im Jahre 1799 fiel ein Treffen zwischen Kaffern und Engländern in der Algoabai ungünstig für die letztern aus, und für einige Zeit blieben die erstern nun im Besitze der östlichsten

Bezirke der Kolonie. Erst 1811 beschloß die Regierung in der Kapstadt, energisch gegen die unrechtmäßig auf dem Boden der Kapkolonie sitzenden Kaffern vorzugehen; in den Kämpfen dieses Jahres fiel Kungwa, während Ndlambe mit angeblich 20,000 seines Volkes über den Großen Fischfluß zurückging. Als Stützpunkt gegen eine erneute Rückkehr derselben wurde im Jahre 1812 Grahamstown am Kowieflusse gegründet. In all diesen Kämpfen hatte Gaika, mit welchem die Regierung des Kaps Beziehungen unterhielt, sich ruhig verhalten, wonach letztere im Jahre 1817 mit ihm einen Vertrag schloß, nach welchem jeder Kral, in dem gestohlenes Vieh gefunden wurde, für die Rückgabe desselben verantwortlich gemacht werden sollte. Allein Gaika, welcher zu dieser Zeit in Krieg mit den Galeka verwickelt gewesen und außerdem durch Ndlambes Rückkehr geschwächt war, besaß weniger Autorität, als die Regierung ihm zutraute, so daß dieser Vertrag nicht den gewünschten Erfolg hatte. Ndlambe fand eine große Anzahl von Anhängern unter den Häuptlingen, welche bisher auf Gaikas Seite gestanden hatten; vor allen fiel ihm dessen eigner Sohn Nduschane zu und, was vielleicht noch wichtiger war, der seltsame Prophet und Zauberer Makana, dessen wir früher gedacht haben. Gaika, der damals in den Amatolabergen seinen Hauptkral hatte, wurde durch Makanas List aus dieser geschützten Situation herausgelockt, indem die Herde eines seiner Häuptlinge durch Ndlambes Leute weggetrieben wurde. Gaika ging in die Falle, er zog mit Heeresmacht aus, um sich an seinen Feinden zu rächen, wurde aber von diesen unter Ndlambe auf der Amalinde-Ebene am Chumieflusse gründlich geschlagen (1818) und floh nach Westen, um die Hilfe der Kolonialregierung zu erbitten. Diese, noch immer in der täuschenden Vorstellung befangen, Gaika sei ein großer Mann in seinem Volke, der „König der Kaffern", sandte sofort eine kleine Macht, welche die Krale der Leute Ndlambes verwüstete und mit 23,000 Häuptern Vieh zurückkehrte. Diese unkluge Einmischung in die innern Streitigkeiten der Kaffern führte aber nicht zum Ziele, denn Gaika wurde keineswegs als Herrscher der Kosa anerkannt. Vielmehr erregte dieselbe nur den Haß der Partei Ndlambes, welche, statt sich um Gaika zu kümmern, mit voller Macht gegen die Weißen vorging und in einem wütenden Angriffe unter Makana auf Grahamstown (1819) zum erstenmal die Gefahr zeigte, welche in dem Mute und der Organisation des Kaffernvolkes der Europäerherrschaft in diesen Gebieten drohte. Der Angriff wurde jedoch abgeschlagen, wobei gegen 2000 der Angreifer fielen, und noch in demselben Jahre drangen die Kolonialtruppen in Ndlambes Land vor, trieben die Eingebornen zurück und nahmen ihnen 30,000 Rinder. Die Leute Ndlambes traten aber in Allianz mit den Galeka und hatten nun an denselben einen Rückhalt, ohne welchen sie sich wahrscheinlich in den Gebirgen zersplittert haben würden. Zu dieser Zeit entdeckten englische Missionare zum erstenmal den politischen Fehler, welchen die Kolonialregierung mit ihrer konsequenten Bevorzugung Gaikas gemacht hatte, der auch jetzt bei den Kaffern


Tijo Sogar, Kaffernpastor (nach Photographie im Besitze des Missionsdirektors Herrn Dr Wangemann in Berlin).

in geringerm Ansehen stand als Ndlambe, und die freundlichen Beziehungen, welche darauf mit letzterm und seinen Freunden angeknüpft wurden, trugen mehr dazu bei, den Frieden zu erhalten, als die unpraktische Einrichtung, daß man beide Parteien durch einen von beiden Seiten unbevölkerten Landstreifen am Großen Fischflusse voneinander zu trennen suchte. Es folgte eine der gedeihlichsten Zeiten, welche die Kaffern in diesen Teilen Südafrikas erlebt haben; ihr Wohlstand wuchs, und die Missionsarbeit breitete sich zusehends unter ihnen aus. Aber schon Ende der zwanziger Jahre begannen sich die Wirkungen der unter den Zulu in aller Stille herangewachsenen Militärmacht geltend zu machen. Ein Volk, Namens Ngwana, welches von den Zulu aus seinen Wohnsitzen am untern Tugela vertrieben worden war, stürzte sich unter seinem Häuptlinge Matiwana auf die Tembu und drohte nach deren Niederwerfung bereits den Galeka mit demselben Schicksale, als die Kolonialtruppen gegen die „Fekani" (Räuber), wie diese heimatlosen Horden genannt wurden, vorrückten und dieselben zurückschlugen (1828). Die Galeka und Tembu fielen von allen Seiten über die Fliehenden her und vernichteten sie fast vollständig. Nur wenige retteten sich in das Basutoland, Matiwana aber wurde von Dingan geblendet und samt seinen Gefährten getötet.

Um diese Zeit war Ndlambe gestorben, im Jahre 1829 folgte ihm Gaika, und mit ihnen war viel von dem alten Hasse begraben worden, der die beiden großen Stämme des Kosavolkes zerklüftet hatte. Gaikas Sohn Maquoma wurde von einem großen Teile des Volkes als Führer anerkannt und schien durch Körperkraft, Ausdauer und Schlauheit zum Fürsten berufen zu sein. Zwar war Sandili Haupterbe Gaikas, aber er war noch ein Kind, und Maquoma erhielt die Regentschaft. Die neue Einigung ließ vergangene Mißerfolge vergessen, und die Kaffern wurden von Jahr zu Jahr kecker, wie sich in unzähligen Räubereien zeigte, welche die Grenzkolonisten zu erdulden hatten. In einem der mit diesen Raubzügen verbundenen Gefechte wurde ein Bruder Maquomas leicht verwundet, was bei den Kaffern als genügende Kriegsursache galt. Maquoma überzog die Grenzgebiete unerwartet mit Krieg, der vielen Ansiedlern Tod und Verderben brachte. Erst nach mehreren Monaten gelang es den Truppen der Kolonie, bis zu den Galeka vorzudringen und deren Häuptling Hintsa zu Frieden und Entschädigung zu zwingen. Derselbe wurde erschossen, als er aus der Gefangenschaft fliehen wollte, und mit seinem Sohne Sarili wurde Friede gemacht, welcher den Kaffern alles Land bis zum Keiflusse abnahm. In diesem Kriege gab es auf seiten der Weißen 128 Tote und Verwundete, und der Güterverlust der Kolonisten wurde zu 290,000 Pfund Sterling angegeben. Größer waren beiderlei Verluste auf seiten der Kaffern und vielleicht noch folgenreicher der Verlust an Vertrauen auf seiten der Weißen, von denen man gesagt hat, daß in manchem der Anblick der Verwüstung von 1835 einen unauslöschlichen Haß gegen die Kaffern wachgerufen hatte. Daß die heimische Regierung den Krieg von 1835 und den ihn beschließenden Vertrag nicht gutheiß und einen Teil des für die Kolonie in Besitz genommenen Gebietes wieder den Kaffern zurückgeben ließ, trug nicht zur Erzeugung friedlicherer Gefühle auf einer oder der andern Seite bei. Im Jahre 1846 brach ein neuer Krieg aus, der „Beilkrieg". Ein Kaffer hatte in Fort Beaufort eine Axt gestohlen und sollte, mit einem Hottentotten zusammengeschlossen, ins Gefängnis nach Grahamstown gebracht werden, als ein Trupp Kaffern den Transport angriffen, den Arm des Hottentotten abhieben, da sie anders nicht rasch genug ihren Genossen frei machen konnten, und so mit dem letztern entflohen. Nur ein kleiner Teil des alten Kosavolkes hielt sich vom Kriege fern, der mit einer Reihe von Unglücksfällen auf seiten der Engländer begann, um, wie immer, mit großen Verlusten auf seiten der Kaffern zu enden. Aber die Engländer hatten einen unerwarteten Bundesgenossen in den Pondo gewonnen, welche, östlich von den Galeka wohnend, die Gelegenheit günstig wähnten, um sich an den Herden der letztern zu bereichern. Ähnlich waren im

Jahre 1835 die Tembu, wenn auch nicht ganz so offen, auf englischer Seite gewesen. Vom wesentlichsten Nutzen aber war den Engländern das sozusagen neuformierte Volk der Fingu, welches aus frühern Sklaven der Kosa und andern Flüchtlingen gebildet und nächst der Kaffergrenze angesiedelt wurde. Wir kommen auf dasselbe zurück. Aber mit all dieser Hilfe zog sich der Krieg bis in das folgende Jahr fort, und nur nach vieler Mühe gelang es, die Führer Sandili und Pato gefangen zu nehmen, die monatelang in der Wildnis umhergewandert waren. Letzterer sagte zu denen, die ihn gefangen nahmen, die charakteristischen Worte: „Ich bin kein Mensch mehr, sondern ein Pavian, so lange habe ich unter den Affen gelebt". Die Kolonialgrenze wurde bis zum Keiskama vorgeschoben und aus dem Lande zwischen Kei und Keiskama die Kolonie Britisch-Kaffraria gemacht, in der Sandili und seine Mithäuptlinge als Beauftragte der Regierung über ihr Volk herrschen sollten. In diesem Kriege hatte zum erstenmal der Besitz von Feuerwaffen in den Händen der Kaffern wesentlich zur Erschwerung des Sieges der Weißen beigetragen, und es schien, als ob die Kaffern etwas von europäischer Taktik gelernt hätten. Auch war dies nicht der letzte große Krieg, den die Südostkaffern gegen die Weißen wagten; denn offenbar hatten sich dieselben nur unterworfen, um Zeit zu gewinnen. Schon zwei Jahre nach dem Friedensschlusse durchzog ein fanatischer Zauberer das Kaffernland, Krieg gegen die Weißen predigend und übermenschliche Hilfe seinen Landsleuten verheißend, und im Jahre 1850 brach ein neuer Krieg aus, geführt von Sandili (s. S. 23), der aber, eine Seltenheit für einen Kaffernhäuptling, nie persönlich anführte (er war auf einem Beine lahm), und von seinem Bruder Anta, welche ihre Mutter Tutu zur Regentin eingesetzt hatten. Auch jetzt wieder begann der Krieg mit kleinen Niederlagen der Engländer, und schon in wenigen Wochen war eine Anzahl von Grenzdörfern zerstört. Die berittene Kaffernpolizei, welche man unvorsichtigerweise nicht entwaffnete, ging in corpore zu ihren Landsleuten über. Was aber diesen Krieg langwieriger und opferreicher als die drei frühern Kaffernkriege machte, war der Aufstand der Hottentotten. Auch ein Teil der Tembu hatte sich Sandili angeschlossen, der in der alten Naturfestung der Kaffern, den Amatolabergen, seine Stellung genommen hatte, während der alte Maquoma 21 Monate trotz aller Angriffe in den Kroomebergen aushielt. Erst als mit großer Mühe diese Festen genommen waren, wurde es möglich, im Februar 1853 mit Sarili, Sandilis Sohne, Frieden zu schließen. Die Häuptlinge Sandili, Maquoma, Anta und Genossen unterwarfen sich und erhielten Land jenseit des Kei. Mit diesem Kriege, der England 400—500 Soldaten und 2 Millionen Pfund Sterling kostete, schien die Kraft der Kosa gebrochen. Auf dem Boden, wo sie einst geblüht, breitete sich das neue Volk der Fingu und die wenigen den Engländern treu gebliebenen



Ein Pondokrieger (nach Photographie im Besitze des Missionsdirektors Herrn Dr. Wangemann in Berlin). Vgl. Text, S. 281.

Kaffernstämme aus; die Tembu waren als Volk fast vernichtet, und der größte Teil ihres Landes ward an weiße Ansiedler gegeben, und endlich wurden in Britisch-Kaffraria die Versuche, der Zivilisation Bahn zu brechen, mit erhöhtem Eifer aufgenommen, die Macht der dortigen kleinen Häuptlinge beschränkt und den Missionaren jede Förderung geboten. Als der unvergeßliche Sir George Grey, dem die Ethnographie Südafrikas und Australiens so Großes verdankt, im Jahre 1854 als neuernannter Gouverneur



Räte Sandilis (nach Photographie im Besitze des Missionsdirektors Herrn Dr. Wangemann in Berlin). Vgl. auch die Abbildung auf S. 161.

das Kaffernland besuchte, faßte er den Grundsatz der Eingebornenpolitik, den die übeln Erfahrungen eines halben Jahrhunderts endlich gelehrt hatten, dahin zusammen: man muß die Kaffern entweder zivilisieren, oder zeitweilig Kriege mit ihnen ausfechten.

Und gemäß jenem Grundsatze, zu zivilisieren, ist seitdem verfahren worden. Das Ergebnis ist eine fruchtbare, friedliche Entwickelung des einst so kriegerischen Volkes. Aber noch in den Jahren 1856 und 1857 wollte ein Kaffernmädchen durch Geisterstimmen den Befehl zu der Verkündigung erhalten haben, daß die Kaffern die Weißen aus ihrem Lande treiben würden, unterstützt von Geisterscharen, welche eingreifen wollten, wenn die Kaffern neue, unerhörte Opfer brächten. In erster Reihe sollten die besten Rinder geschlachtet und aufgezehrt werden, und wirklich wurde diesem gegen die Sitte der Kaffern direkt verstoßenden

Gebote in weitern und weitern Kreisen gehorcht. Dumpfe Gerüchte von bevorstehenden Kämpfen, von Schlachttagen, an denen zwei rote Sonnen aufgehen sollten, und dergleichen liefen um und regten die ganze Bevölkerung auf. Sandili, Maquoma, Sarili und andre Häuptlinge nahmen an der Bewegung teil, als deren geheimen Beweggrund man die nur den nächsten Eingeweihten bekannte Absicht ansieht, das Volk durch Hunger zur Verzweiflung zu treiben und es dann gegen die Grenze der Weißen zu hetzen. Der Plan mißlang aber vollständig. Die Kaffern schlachteten 200,000 Rinder, fast ihren ganzen Besitz, und zehrten ihre Vorräte auf. Vergebens bauten sie riesige Krale, um die Herden der Weißen aufzunehmen, die zahllos wie die Sterne zu ihnen kommen sollten. Statt der verheißenen goldenen Zeit der Freiheit und des Überflusses kam ein Jahr unerhörter Hungersnot. Von 105,000 Seelen, die Anfang 1857 in Kaffraria gelebt hatten, waren am Schlusse des Jahres 38,000 übrig. Durch Tod und Flucht schwand Sandilis Stamm von 31,000 auf 3700, Maquoma behielt nur 1000 Leute rc. Wenn die Feinde des Kaffernvolkes nach dem verheerenden Kriege von 1853 noch eine Seuche für notwendig gehalten haben würden, um die Kraft desselben zu brechen, so wütete sie in diesem Jahre in wahnsinnigem Taumel. Die einsichtsvollern unter den Kosa haben selbst anerkannt, daß die Kriege von 1835, 1847 und 1853 sie nicht so weit zurückbringen konnten wie dieses Notjahr. Vielleicht hat dasselbe aber auch Gutes gewirkt, indem die werkthätige Hilfe der Weißen manches Gefühl von Haß erstickte und eine starke Auswanderung von jüngern Leuten notwendig machte, welche bei den Weißen Dienste nahmen und von alten Vorurteilen befreit in ihre Heimat zurückkehrten. Ihre altberühmten Häuptlinge starben im Exile dahin, wie Maquoma 1873 auf Robben-Island, oder führten ein behagliches Genußleben auf ihren sichern Reservationen, wie Sandili, dessen Erbe Gonga als Edmund Sandili Christ und Kolonialbeamter geworden ist, oder lebten als Räuber, wie Mhala, ein jüngerer Sohn Ndlambes. Alle größern und die meisten kleinern Häuptlinge sind von der Kolonialregierung dotiert, das Christentum schreitet langsam vorwärts, das alte Kafferngesetz macht allmählich dem der Weißen Platz, und unabhängig von den Missionen sind viele Schulen erwachsen, in welchen Hunderte von jungen Kaffern, welche die Regierung besoldet, lehren. Aber leider ist seit 1865 der Branntweinverkauf in Kaffraria freigegeben, von dem man wohl behaupten kann, daß seine verderblichen Wirkungen alle jene zivilisierenden Bestrebungen mehr als aufwiegen. Vielleicht hatten die Galeka mehr als alle andern Stämme durch die Not des Jahres 1857 gelitten, aber ihr Häuptling Sarili, der Hauptführer jener verhängnisvollen Bewegung, fuhr fort, eine drohende Stellung einzunehmen, und wurde daher im Jahre 1858 mit seinem ganzen Stamme von den Kolonialtruppen gegen die Küste zu getrieben, wo die reduzierte Zahl dieses einst mächtigen Volkes nun auf den am Meere gelegenen Streifen seines einstigen



Stephan Schwen, Kafferulehrer, ein getaufter Fingu (nach Photographie im Besitze des Missionsdirektors Herrn Dr. Wangemann in Berlin).

Landes beschränkt ist. Dazu kam ein blutiger Krieg dieses Stammes mit den Tembu, denen ein Teil des Galekalandes überwiesen worden war; er brachte letztere so weit zurück, daß sie 1874 um die Aufnahme in die britische Unterthanenschaft nachsuchten, der sie seitdem unter Oberaufsicht eines Regierungsbeamten unterstehen. In andern Teilen des Galekalandes wurden Fingu angesiedelt, und so groß war die Entvölkerung dieses Gebietes, daß noch außerdem 1500 Farmen für europäische Ansiedler ausgesucht wurden. Mit diesen Maßregeln war die Stärke des Kosavolkes gebrochen, seine Wiedererhebung zu einem einzigen großen Volke unmöglich gemacht. Zusammengedrängt mußte es den Wegen der Fingu folgen, welche sich zu Ackerbauern im Stile der Weißen entwickelt und durch konsequentes Festhalten an einer friedlichen und europäerfreundlichen Politik an Zahl und Wohlstand zugenommen hatten, während alle andern Kaffern zurückgegangen waren. Die den Betschuanen zuzurechnenden Basuto nehmen wir hier aus.

Hier mag es am Platze sein, ein Wort über dieses so oft genannte Volk der Fingu zu sagen. In den zwanziger Jahren waren durch Tschakas Eroberungszüge Teile einst mächtiger Kaffernstämme, welche als Amamfingu, d. h. Wanderer, am Tugela gesessen hatten, in größerer Zahl nach Süden gedrängt worden und hatten als Sklaven unter den Kosa gelebt. Auch zersprengte „Fekani" (vgl. S. 276) befanden sich unter ihnen. Sie hüteten das Vieh und bauten das Feld ihrer Herren, bei denen der Name Fingu gleichwertig war mit Hund. Im Kriege von 1835 verließen 16,000 dieser Leute das Kosaland und wurden von den Engländern östlich vom Großen Fischflusse angesiedelt, wo sie in Frieden und Ruhe sichtliche Fortschritte machten. Mitte der sechziger Jahre war dieses ihr Gebiet bereits so übervölkert, daß ihnen ein Teil des gerade jetzt frei werdenden Galekalandes zugewiesen wurde. Im Jahre 1875 zählte man 73,500 Fingu in der Kolonie. Zur selben Zeit entwarf Theal in seiner „Geschichte Südafrikas" folgendes Bild des Zustandes dieses für den Grad der Kulturfähigkeit der Südkaffern viel beweisenden Volkes: „Im Jahre 1874 betrug die Zahl der Volksschulen in dem Territorium 46, die Zahl der Handelsstationen 45 und der Wert des jährlichen Import- und Exportverkehres bei niedrigster Berechnung 150,000 Pfund Sterling. Der größte Teil des Volkes geht nach europäischer Art und gut gekleidet. Sie nutzen den Boden in ausgedehnter Weise aus, bedienen sich des Pfluges und ziehen große Mengen Getreide zum Verkaufe. Schöne Herden, deren Felle in den Verkaufsläden gegen nützliche Manufakturartikel eingetauscht werden, weiden auf ihren Triften. Fast jeder besitzt ein gut gesatteltes Pferd, und viele haben gutes Transportfuhrwerk mit Ochsengespann. Eine Ausstellung ihrer ackerbaulichen Erzeugnisse würde irgend einem Teile unsrer Kolonien zur Ehre gereichen, sowohl wegen der Mannigfaltigkeit als auch der Güte der ausgestellten Produkte und Vorräte. Sie haben Straßen gebaut und viele Kirchen und Schulen, obgleich nicht alle Christen sind. Innerhalb der letzten drei Jahre haben sie ungefähr 3000 Pfund Sterling an freiwilligen Beiträgen zur Errichtung einer Industrieschule gesammelt. Einige ihrer jungen Leute, die ihre Lehrzeit in einer oder der andern Werkstätte der Kolonie bestanden haben, sind jetzt als Handwerker beschäftigt, und dieser Beruf ist in steter Zunahme begriffen. Eine Steuer im Betrage von 10 Schilling von jeder Hütte, die ohne Anstand erhoben wird, deckt die Kosten ihrer Regierung, deren Maschinerie natürlich höchst einfach, aber wirksam ist." Wir möchten hier nicht vorübergehen, ohne eine Bemerkung G. Fritsch' einzuschalten, welche eine auffallende Annäherung dieser zivilisierten Kaffern auch in körperlicher Beziehung an die Weißen konstatiert. Dieser Reisende empfing nämlich von der Gesichtsbildung der Fingu den Eindruck „stärkerer Vermischung durch Annäherung an den europäischen Typus". Besonders von den Kaffern des östlichen Teiles der Kolonie und Britisch-Kaffrarias unterscheiden sie sich durch die meist stärker entwickelte, häufig vollständig zugespitzte

Nase und die breite Stirn; doch ist das Gesicht dabei in der Regel sehr prognathisch und der Ausdruck daher ein gewöhnlicher. Von Figur sind sie meist groß und schlank, die Muskulatur deutet Zähigkeit und Ausdauer an. Selbst viele Frauen sind von imponierender Gestalt. Derselbe Reisende fand Gelegenheit, an Fingu, welche in Port Elizabeth als Hafenarbeiter sich reichlichen Lohn verdienten, die günstige Einwirkung zu beobachten, welche eine einigermaßen zivilisierte Lebensweise auf die Ausbildung des Körpers übt. Waden und Arme zeigten sich häufig herkulisch entwickelt, der Rumpf durchweg gerundet, der Leib mäßig vorstehend. Selbst die eigentümliche Neigung des Beckens, welche die Figur der meisten schwarzen Rassen entstellt, scheint geringer zu sein oder wegen der andern Veränderungen des Körpers weniger hervorzutreten. Allerdings ermöglicht ihnen ein hoher Lohn (7—8 Schilling pro Tag), sich gut zu nähren.

Zu den einst von Tschaka zertrümmerten südlichen Kaffernstämmen gehören auch die Pondo (s. Abbildungen, S. 167 und 277), denen es aber, ungleich den Fingu, gelungen ist, ihre alten Stammsitze wenigstens teilweise festzuhalten. Ehedem in sich selbst geteilt, die eine Hälfte unter dem kriegerischen und grausamen Häuptlinge Faka der Schrecken der andern und der benachbarten Pondomisi, mit welchen die Pondo in beständigem Kriege lebten, sind sie heute im südöstlichen Teile des Kaffernlandes zusammengedrängt und unter britische Gerichtsbarkeit gestellt. Die Zahl der Pondo dürfte heute auf nicht mehr als 60,000 zu schätzen sein.

---

10. Die Betschuanen.[1]

„Der Betschuane ist die weichere Ausprägung des Kaffernthpus."

Inhalt: Die Wohnsitze der Betschuanen. Wanderungen und Zerfall in Sonderstämme. — Äußere Merkmale: Körperbau. Tracht. Schmuck. Hautsalbe. Waffen und Geräte. Späte Einführung des Bogens. — Häusliches Leben: Kunstfertigkeit. Einfache Ackergeräte. Nahrung. Hütten. Patriarchalische Anordnung derselben. Lage und Größe der Betschuanendörfer. Kuruman und Schoschong, die „Betschuanenstädte". — Viehzucht und Ackerbau: Viehzucht die Hauptbeschäftigung der Betschuanen. Das Betschuanenrind. Milchgenuß. Ackerbau. — Familie und Staat: Vielweiberei. Stellung des ältern Sohnes. Familiensinn. Kinderleben. Beschneidung. Tod und Begräbnis. Rechtsleben. Politische Einrichtungen. — Religion: Religiöse Ahnungen. Tieraberglaube. Regenmacher. Zauberer. — Allgemeiner Charakter der Betschuanen. Geschichte. — Hervorragende Einzelstämme: Die Basuto. Die Makololo. Die Bamangwato. Die Bakalahari. Die Bahurutse.

Die Betschuanen nehmen die Mitte Südafrikas ein, wo sie von den Zulu im Osten und den Namaqua und Ovaherero im Westen begrenzt werden. Dort bilden die Drakenberge eine scharfe Naturgrenze, während hier die Kalaharisteppe eine Art von neutralem Gebiete bildet, in welchem der Auswurf und die Heimatlosen der Betschuanen, die zigeunernden Bakalahari, sich mit den Buschmännern und den östlichsten Ausläufern der Namaqua begegnen. Im Südosten kann im allgemeinen der Oranjefluß, wo Ortsnamen der Betschuanensprache vorkommen, und im Südwesten wiederum die Steppe als Grenze gelten, während, wie wir im einzelnen noch sehen werden, die interessanteste und wichtigste Grenze, nämlich die nach Norden, gar nirgends mit Sicherheit zu ziehen ist. Schon jetzt

---

[1] Dem Namen Betschuana werden zweierlei Bedeutungen untergelegt. Die einen leiten ihn ab von tschuana, sich gleichen, wonach er Leute bezeichnet, welche sich gleichen; die andern geben ihm die Deutung: die Hellfarbigen, Weißlichen. Wir ziehen die letztere Deutung als die dem Geiste dieser Völker entsprechendere, weil sinnlichere, vor.

kann hervorgehoben werden, daß von allen Gruppen der Kaffernvölker die Betschuanen am wenigsten scharf von den Bewohnern der Äquatorialgegenden zu sondern sind. Doch kann, um wenigstens eine andeutende Scheidelinie zu gewinnen, der Zambesi als nördliche Begrenzung der Betschuanen im allgemeinen angenommen werden, wiewohl schon vom Ngamisee an Teile verschiedener andrer Stämme sich zwischen sie eindrängen. Es läßt sich also im großen Ganzen das Innere Südafrikas als das Wohngebiet der Betschuanen bezeichnen, wobei aber besonders zu betonen ist, daß der geographische Begriff „Betschuanenland", wie er in Südafrika üblich ist, nur ein beschränktes Gebiet zwischen Kalahari, den Bauernrepubliken und Griqualand umfaßt, über welches das Wohngebiet der Betschuanen weit hinausragt. Da sie nun nirgends an das Meer herantreten, so grenzen sie überall an andre Stämme, und auf diese Thatsache ist als eine für ihre Geschichte hochbedeutsame hier mit besonderer Betonung hinzuweisen. Daß die Wohnsitze der Betschuanen durchaus dem wasserarmen, steppenhaften, wenig zum Ackerbaue anlockenden Binnenlandgebiete Südafrikas angehören, ist eine nicht minder einflußreiche Thatsache; denn indem größere Bevölkerungsmassen hier nicht ihren Unterhalt finden können, fehlt die Vorbedingung einer stetigen Kulturentwickelung, nämlich eine dichte Bevölkerung. Die Gesamtzahl der Betschuanen dürfte nicht über 350,000 zu veranschlagen sein. Indem diese Zahl über ein Gebiet von mindestens 5000 QMeilen sich verteilt, repräsentiert sie eine außerordentlich dünne Bevölkerung. Es ist das nicht bloß ein Element von Schwäche in kultureller Beziehung, sondern in den Verhältnissen, unter deren Herrschaft die Betschuanen leben, auch ein großer politischer Nachteil; denn nur wenige von ihren Stämmen sind für sich allein zu einer kräftigen kriegerischen Aktion gegen so mächtige Nachbarn fähig, wie sie in Gestalt der Ostkaffern an ihrer östlichen Grenze sitzen. Der Rest ist zersplittert und uneinig.

Die Betschuanen zerfallen in eine große Anzahl von Stämmen, welche teils nach geographischer Lage, teils nach Stammverwandtschaft in einige ziemlich natürliche Gruppen sich vereinigen lassen. Gewöhnlich sondert man sie alle in zwei große geographische Abteilungen, die West- und Ostbetschuanen, zwischen welche wohl auch noch eine mittlere und vermittelnde Gruppe eingeschoben wurde, deren Wohnsitze auf beiden Ufern des Limpopo bis hinauf zu seinen Quellen gelegen sind. Die hervorragendsten Stämme in diesen einzelnen Gruppen, wie Basuto, Makololo, Bamangwato und andre, werden nach ihrer Lage, Geschichte und Beziehungen am Schlusse dieses Abschnittes zusammenzufassen sein.

In der äußern Erscheinung stellt der Betschuane die weichere, mildere Ausprägung des Kafferntypus dar. Den oben zurückgewiesenen Sinn des Stammesnamens: „Leute, die sich gleichen", hat man insofern für berechtigt erklärt, als die Betschuanen im ganzen Charakter ihrer Erscheinung gleichmäßig etwas Abgemildertes zur Schau tragen, ebenso wie das Scharfe, Schroffe ziemlich allgemein im Zulu hervortritt. Der Unterschied liegt hauptsächlich im Gesichtsausdrucke, von welchem G. Fritsch sagt: „Die Eigenschaften, welche aus den Zügen des Motschuana sprechen, sind Sanftmut, Gefügigkeit, häufig auch Schlaffheit, und nur zuweilen scheint ein finsterer Ernst über ihnen zu liegen, während für den Xosa oder Zulu der Ausdruck von Trotz, Wildheit und Widerspenstigkeit charakteristisch ist". Im Einklange mit diesem Gesichtsausdrucke sind auch Formen und Haltung des Körpers weniger massiv und scharf, die Größe ist durchschnittlich geringer (Durchschnitt von 29 erwachsenen Männern, worunter mehr hoch gewachsene, als man gewöhnlich sieht, 1,68 m), die Schultern weniger breit, das eckige Vorstehen derselben weniger auffällig, die Haltung häufig etwas gebeugt, die Muskulatur nur mäßig entwickelt. Die Hautfarbe ist im allgemeinen dunkler als bei den Zulu, indem die rotbraune Varietät

seltener auftritt; aber die Beimengung von Rot zu dem tiefen Braun der vorwaltenden Färbung ist auch hier nicht zu verkennen. Am schwersten sind die Gesichter zusammenfassend zu charakterisieren, da sehr verschiedenartige Typen gerade unter ihnen hervortreten, welche unter dem vorhin beschriebenen allgemeinen Ausdrucke sich noch genügend zur Geltung zu bringen vermögen. Da wir im nachfolgenden die Betschuanen als einen der beweglichsten und, thätig wie leidend, in den verschiedensten Beziehungen zu andern Völkern sich bewegenden Stämme der Kaffernvölker kennen lernen werden, kann es nicht überraschend sein, wenn schon jetzt hervorgehoben wird, daß neben regelmäßigen Gesichtern eine große Anzahl der verschiedensten Typen vom plumpsten, negerhaftesten bis zum verfeinerten abessinischen oder nubischen Gesichtsschnitte sich findet, was besonders in den Physiognomien der Kinderköpfe überraschend hervortritt. Die Lebensweise und Umgebung ist natürlich auch hier von nicht zu unterschätzendem Einflusse: am untern Ende



Basutomädchen (nach Photographie im Besitze des Missionsdirektors Herrn Dr. Wangemann in Berlin).

dieser Stammreihe, deren Spitze von den gebirgsbewohnenden kräftigen, unternehmenden Basuto eingenommen wird, stehen die Bakalahari oder Balala, die schwächlichen, kleinen, unterwürfigen, kurz denkenden Parias der Betschuanen.

Die Leistungsfähigkeit ergibt sich zum Teile schon aus dem Vorhergehenden als eine geringere wie jene der Ostkaffern. Zunächst gilt dies von der Muskelkraft, kaum minder aber auch vom Charakter. Man kann sie als einen der weniger kriegerischen Zweige der Kaffernvölker bezeichnen, wiewohl einige hervorragende Führer sie zu glänzenden Thaten im Kriege mit fortrissen. Wie bezeichnend, daß sie, zwangsweise von den Matabele in ihre Regimenter eingereiht und von jenen geführt, die kriegerischsten Thaten verrichteten, deren sie sich überhaupt rühmen! Ihre Stärke liegt jedoch in friedlichen Beschäftigungen, in denen sie seit der häufigern Berührung mit den Europäern ihre Neigung und Nachahmungsfähigkeit für Fremdes vielfach gefördert haben. Sie gaben die folgsamsten Schüler der Missionare ab, wenn auch ihre spätern Leistungen sehr oft den Erwartungen nicht entsprachen, welche ihre Gelehrigkeit erweckt hatte. Sie arbeiten um Lohn für die Kolonisten, was die Zulu fast nie thun, und kleiden sich oft mit Vorliebe in europäische Fetzen. Sie sind, entsprechend ihrem schwächern Charakter, weder so grausam wie die Zulu noch von so starkem Rechtssinne, aber ebenso verschlagen und noch mehr auf leichten und unter Umständen auch unehrlichen Erwerb bedacht. Harmlose, gesellige Fröhlichkeit geht selten bei ihnen aus.

Die Tracht der Betschuanen unterscheidet sich von jener der Ostkaffern am allermeisten in dem notwendigsten aller Kleidungsstücke. Man findet nämlich bei ihnen niemals die anstößige Nacktheit der Zulu, sondern sie sind äußerst schamhaft nicht nur Fremden gegenüber, sondern auch untereinander und bedecken daher ihre Geschlechtsteile mit einer



Basutohäuptling und =Mädchen (nach Photographie im Besitze des Missionsdirektors Herrn Dr. Wangemann in Berlin).

ledernen Binde, die nach Art eines Suspensoriums am breiten Gürtel hinten und vorn befestigt wird und, von diesem ausgehend, zwischen den Beinen durchläuft. Die Weiber tragen statt derselben ein paar Vor= und Hinterschürzen und zwar in der Regel mehrere übereinander, von denen die innern, mit langen ledernen Fransen, Glasperlen 2c. verzierten bloß die Geschlechtsteile bedecken, während die äußern bis aufs Knie herabhängen. Die Männer halten sich mit ihrem Schamgürtel für bekleidet genug, und ebenso wird

auch den Mädchen bis zu einem ziemlich entwickelten Alter als notwendige Bekleidung nur die innere Schamschürze umgethan. Alle andern Kleidungsstücke dienen zum Warmhalten oder zum Schmucke und werden in der Hütte sowie in der Sommerhitze abgelegt. Hier spielt wiederum die Hauptrolle der Karoß, welcher immer aus Fellen besteht, die sie in künstlicher Weise weich zu machen und zu Mänteln zu verbinden wissen. Ärmere tragen einfach eine Haut, Reichere das sorgfältig zusammengenähte Pelzwerk von Schakalen, Springhasen, wilden Katzen, reiche Frauen das des Silberschakals und Häuptlinge das des Leoparden. Für Ärmere sind Ochsenhäute das gewöhnliche Material des Karoß, und nur glückliche Jäger kleiden sich in das Fell eines Gnus oder Hartebeestes, dessen Schwanz sich hinten als Trophäe breit macht. Aber in der wildreichern Zeit, wie z. B. beim ersten Besuche, den Lichtenstein den „Beetjuanen" abstattete, waren Mäntel aus Antilopenfell allgemein. Der Frauenkaroß hat keinen Kragen oder doch nur einen niedrigen und ist oft mit kokardenartigen Ringen aus Fell (Augen) verziert, die übrigens bei Männern ebenfalls gelegentlich vorzukommen scheinen. An den Frauenmänteln finden sich auch Zieraten von Katzenschwänzen vor, die nicht ohne Geschmack büschelweise an der Schulter angebracht sind.

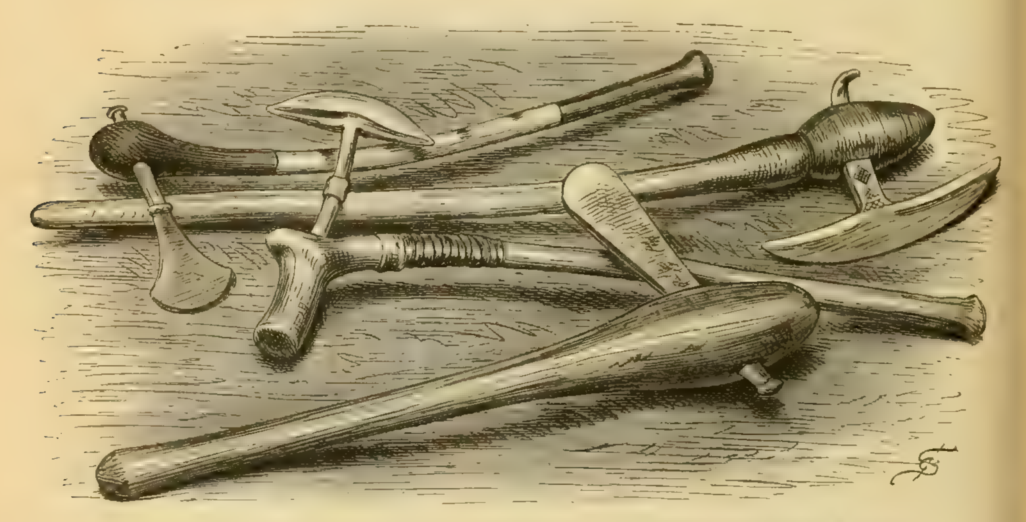


Ein Betschuanenhalsband, aus Perlen und polierten Zähnen gefertigt (Museum für Völkerkunde, Berlin).

Als Schmuck des Körpers ist in erster Linie die metallglänzende Salbe zu nennen, die sie durch Mischung von Fett und metallglänzendem Staube (Titaneisen, Glimmer) bereiten, und mit welcher sie nicht nur den Haaren, sondern dem ganzen Leibe einen auffallenden metallischen Schimmer zu geben wissen. Zum Nachteile der Reinlichkeit wird diese nicht immer aus dem wohlriechendsten Fette bereitete Salbe im Übermaße aufgetragen. Als Lichtenstein die ersten Gesandten des Betschuanenhäuptlinges Mulihawang empfing, schien es ihm, als ob denselben, die rasch gegangen kamen, und deren Salbe in der Hitze geschmolzen war, Quecksilbertropfen am Gesichte herabliefen. Bei ältern Kindern kommt Bemalung des ganzen Kopfes, des Nasenrückens und der Augenumgebung mit Ocker vor. Von Tättowierung findet sich keine Spur. Ringe aus Metall, Elfenbein, Leder und Haaren sind dagegen häufig, und die Zahl derselben gehört zu den Maßstäben des Reichtumes. Als Lichtenstein mit den ersten Betschuanen zusammentraf, waren Elfenbeinringe in sehr großer Zahl bei ihnen zu sehen, wiewohl nur die Angehörigen der Königsfamilie dieselben tragen durften. Die Männer trugen sie in größerer Zahl meist am linken Arme und mit Vorliebe am Unterarme, die Häuptlinge an beiden. Die Ringe der wohlhabendern Weiber bestehen aus feinem Kupferdrahte, welcher in Spiralen über Giraffenhaar gewickelt wird. Bei einer Häuptlingsfrau fand Lichtenstein am linken Unterarme 71 Ringe dieser Art, die ein Gewicht von mehreren Pfunden ausmachten. Die ärmern tragen massive Kupferringe, und wer selbst diese nicht erschwingen kann, ersetzt sie durch lederne, die früher aus der Haut des Nashornes oder Nilpferdes geschnitten wurden. Schnüre aus Glas- oder Metallperlen werden von den Frauen gern um den Hals getragen, während die Männer ihren Hals mit Amuletten und häufig auch mit kleinen Werkzeugen, worunter

Ahlen in künstlich verzierten Scheiden und eiserne Spatel zum Reinigen der Nase, behängen. Einen Wert, der weit über den gewöhnlicher Schmucksachen hinausgeht, haben alte, angeblich unschmelzbare Perlen, bei den Basuto in 17 Arten unterschieden, die heute nicht mehr gemacht, sondern nach der Sage aus der Erde gegraben wurden. Sie werden buchstäblich mit Gold aufgewogen und finden sich deshalb fast nur bei Häuptlingen, für welche sie den größten Wert als Tribut und Sühngeld dem König gegenüber erlangen. Nachahmungen sind immer sofort erkannt worden. Merensky ist geneigt, ihnen phönizischen Ursprung zuzuerkennen.

Obwohl die Betschuanen im allgemeinen nicht zu den ausgesprochen kriegerischen Stämmen gehören, ist doch die Mannigfaltigkeit und Güte ihrer Waffen bemerkenswert. Von einigen Stämmen gewinnt man bei der Betrachtung dieser Seite ihrer Ausrüstung



Streitärte der Bamangwato (ethnographisches Museum, München). Vgl. Text, S. 287.

entschieden den Eindruck, daß sie einst stärker, thatkräftiger gewesen sein müssen; denn ihre Waffen sind oft, figürlich gesprochen, zu groß und zu schwer für ihren heutigen Zustand, und thatsächlich sind sie bei manchen von ihnen nichts mehr als Schauwaffen. Treffend sagt G. Fritsch: „Die Betschuanen sind viel bewunderungswürdiger in der Herstellung der Waffen als in der Führung derselben“. In ihren Sitten scheint sich indes die geringere Neigung zum Waffenhandwerke bereits auszusprechen, denn sie führen die Waffen keineswegs beständig in der Hand, wie ihre östlichen Nachbarn, und man kann einige Zeit in einem Betschuanendorfe weilen, ohne eine Waffe zu Gesicht zu bekommen. Bei den ersten Besuchen der Europäer scheinen sie fast die Waffen aus einer Art von Höflichkeit beiseite gebracht zu haben, denn Lichtenstein und andre fanden erst in den verschiedenen Hütten den Reichtum von mehreren Dutzenden Speeren und verschiedenen Schilden, welcher dem angesehenen Betschuanen notwendig ist. Hauptwaffe ist bei allen der Speer oder Wurfspieß, welcher seltener in der einfachen Form der Zulu-Assagaie als in verschiedenen, durch starke Widerhaken sich auszeichnenden vorkommt. Die Klinge selbst ist häufig breiter und flacher als bei jenen und geht entweder unmittelbar in einen oder zwei zurückgebogene Haken über, oder sie ist durch ein langes, sägenartig ausgezahntes Stück mit dem Schafte verbunden, oder es erscheint als Übergang zwischen Klinge und Schaft ein sehr charakteristisches, aus vier Reihen langer, vor- und zurückgebogener Zähne bestehendes

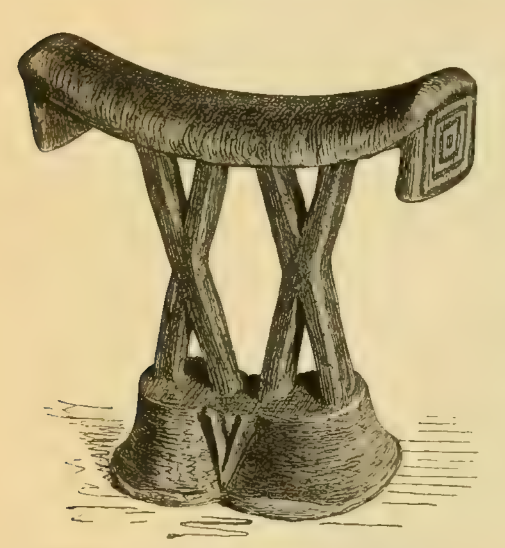
Stück, welches der Waffe ein fürchterliches Ansehen gibt, ohne ihre Brauchbarkeit zu erhöhen. Das letztere gilt von all diesen Widerhaken, die sämtlich in der Absicht des Kriegers unverkennbar stark, in ihrer Wirkung aber ebenso schwach sind. Es wird uns versichert, daß die Furcht vor den widerhakigen Wurfspeeren der Betschuanen bei den südafrikanischen Völkern eine sehr geringe sei, und jedenfalls haben sie den Unterdrückern dieser Stämme nicht den Schrecken eingeflößt, den zu erregen die kriegerischen Tugenden der Betschuanen



Holzgefäße und Löffel der Betschuanen (Museum für Völkerkunde, Berlin) Vgl. Text, S. 288.

nicht hinreichten. Das Nämliche gilt von den Streitäxten, die als Schauwaffen ihresgleichen suchen (s. Abbildung, S. 286). Der Grundgedanke in ihrer Konstruktion ist stets derselbe. In den dicken Teil einer leichtern Keule, der entweder allmählich anschwillt, oder sich kantig oder auch geknickt absetzt, wird die dünne Klinge entweder eingesetzt oder durchgesteckt. Diese letztere kann halbmondförmig oder beil- oder selbst meißelförmig sein oder auch an eine Hellebarde erinnern, glatt oder mit einfachem Ringe oder Leistenmotiven verziert sein. Praktischer ist das zweischneidige Dolchmesser (s. Abbildung, S. 248), welches in der Regel etwa 15 cm lang und 4 cm breit ist. Der hölzerne Griff hat oben und unten Vorsprünge, um ihn in der Faust festsitzen zu lassen; die Scheide besteht aus zwei Holzstücken, die durch einen Lederüberzug miteinander verbunden sind. Da die Waffe im

Kampfe am linken Oberarme getragen wird, an welchem sie ein Lederriemen festhält, hat die Scheide oben und unten einen keilartigen Vorsprung, die das Rutschen verhindern sollen, oder es sind unten an der Spitze der Scheide Riemchen zum Umbinden angebracht. Endlich gehören auch Keulen oder Kirris zu den Angriffswaffen der Betschuanen, und auch diese wissen sie mit zierlichen Schnitzereien zu verzieren. Eine Art Luxuswaffe sind Kirris, deren dicker Teil aus Rhinozeroshorn geschnitzt ist. Man hat Zweifel darüber geäußert, ob die Betschuanen ursprünglich mit Bogen und Pfeilen gekämpft oder diese Waffen erst den Buschmännern entlehnt hätten. In neuerer Zeit haben sie dieselben sicherlich benutzt, und bestimmt gehören sie zur Bewaffnung der Makwapa, Baroka und Batsoetla. Aber zur Zeit, als Lichtenstein die Betschuanen von Kuruman besuchte, schienen dieselben erst in Gebrauch gekommen zu sein. Dieser Reisende erzählt, daß er bei dem Thronerben des Stammes einen Buschmannsbogen nebst vollem Köcher gesehen habe, und daß er darin ein Siegeszeichen vermutete. Jener aber habe ihn belehrt, daß diese Waffen aufbewahrt würden, um wieder gegen ihre Verfertiger gebraucht zu werden, da die Notwehr die Betschuanen zwinge, zu solchen früher von ihnen verabscheuten Werkzeugen zu greifen. Ihre Hirten zögen, wenn sie nur mit Assagaien bewaffnet und nicht zahlreich genug zu offenem Angriffe seien, im Kampfe gegen die Pfeile der Buschmänner immer den kürzern. Noch heute benutzen übrigens manche Stämme der Betschuanen Bogen und Pfeile nicht, so z. B. die Makololo, und man hat wohl ein Recht, anzunehmen, daß dieselben nicht zu ihren ursprünglichen, eignen Waffen gehörten. Machen wir endlich noch die Schilde namhaft, die durch ihre kurze, ausgeschnittene Form charakteristisch von der praktischern und ernsthaftern Gestalt der Zuluschilde abstechen, im übrigen aber nach demselben Plane aus Rindshaut mit feder- oder fellverziertem Längsstabe gefertigt sind, so ist die ganze Ausrüstung des Betschuanenkriegers wohl genügend gekennzeichnet.



Ein hölzerner Kopfschemel der Bamangwato (ethnographisches Museum, München).

Derselbe Reichtum an Formen, entspringend einer offenbaren Liebe zu feinerer Arbeit, sei es des Schmiedens oder Holzschnitzens oder Lederverzierens, kehrt beim Hausgeräte der Betschuanen wieder und macht dasselbe zu einem Gegenstande besondern Interesses. Kein andrer südafrikanischer Stamm bietet in dieser Hinsicht annähernd soviel wie dieser. Am ausgezeichnetsten sind seine Holzschnitzereien, die an Originalität und Zierlichkeit mancher Formen und an Feinheit der Arbeit das meiste übertreffen, was von andern Kaffernvölkern in dieser Richtung geleistet wird. Die Löffel, deren Stiele die verschiedensten Tierformen, mit Vorliebe Giraffen, darstellen, und deren Schalen oft mit hübschen Arabesken verziert sind (s. Abbildung, S. 287), die Becher mit geschnitzten Leisten, die aus einem halbgeschälten Baumstamme gehöhlten Mörser zum Zerstampfen des Maises, die verschiedensten Schüsseln und Platten und nicht zuletzt die dreibeinigen Bierkrüge mit dem als Deckel aufgestülpten Trinkgefäße bieten eine Auswahl von netten, praktischen Formen (s. Abbildung, S. 370). Auch in irdenen Waren leisten sie Bemerkenswertes, und unter ihnen ist vor allen das große,

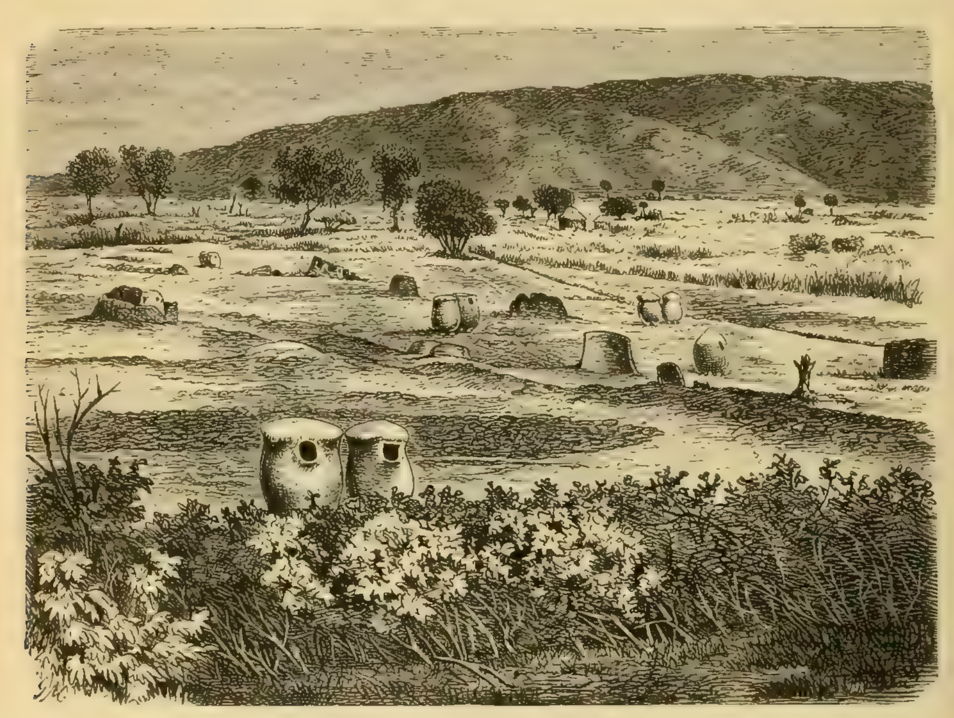
auf drei niedrigen Füßen stehende bauchige Vorratsgefäß zu nennen, welches bis über Manneshöhe aufgebaut und mit einer aufgestülpten Schüssel zugedeckt wird. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß dieses naheliegende Motiv der Bedeckung eines Gefäßes durch Aufstülpen eines andern bei den Betschuanen sich häufiger findet. Über diese Vorratsgefäße werden eigne Hütten aus Zweigen gebaut, und die ganze Ernte an Hirse und Mais wird in denselben geborgen. Aber manche Stämme lassen dieselben auch offen im Felde stehen (s. Abbildung, S. 290). Im Flechten sind die Betschuanen gleichfalls geübt, sie fertigen hübsche Matten und Körbe; doch ist diese Kunst bei ihnen weniger entwickelt als bei andern Kaffern. Die weitverbreiteten dreifüßigen Schemelchen mit ausgehöhltem Sitze und die gleichfalls sehr allgemein verbreiteten hölzernen Kopfschemel finden sich bei den Betschuanen wie bei den übrigen Kaffern (s. Abbildung, S. 288).

Erstaunlich einfach ist im Vergleiche zu diesem Luxus des Hausgerätes das Ackerwerkzeug (vgl. unten, S. 294). Die Vorratsgefäße für Getreide sind schon beschrieben. Die Viehzucht erheischt hölzerne Melkkübel, die aus Einem Stücke, meist hoch und schmal, oft fast krugförmig gearbeitet werden, und lederne Milchsäcke, welch letztere eine sehr große Rolle im Haushalte der Betschuanen spielen. Sie werden aus Rinderhaut gefertigt, haben oben eine größere Öffnung zum Hineingießen der Milch und unten eine kleinere für den Abfluß der Molken. In diese Säcke sammeln die Hirten die Milch aus den Melkeimern zusammen und lassen sie darin säuern; der so gewonnene „Topfen“ ist ein Hauptnahrungsmittel bei allen Kaffern. Außerdem genießen sie am meisten Breie oder Grützen von Hirse, die in großen hölzernen Mörsern zerstoßen wird, während der offenbar erst in neuerer Zeit zu ihnen gekommene Mais (Casalis erzählt, daß zu seiner Zeit, also in den vierziger und fünfziger Jahren unsers Jahrhunderts, noch nicht alle Stämme der Basuto den Mais kannten) meist unreif abgekocht wird. In den letzten Jahren hat auch der Anbau europäischer Getreidearten, vor allen der des Weizens, bei ihnen Eingang gefunden. Der Erdnuß begegnet man hier nicht so oft wie im tropischen Afrika, doch wird sie in geringem Maße selbst von den Basuto gebaut. Melonen, Kürbisse und eine nicht sehr wohlschmeckende Rübe verdienen außer dem Tabake Erwähnung als Nahrung, die sie dem Pflanzenreiche entnehmen. Gleich allen andern Südafrikanern sind auch die Betschuanen große Tabaksfreunde, und zwar genießen sie das „göttliche Unkraut“ fast nur in Form von Schnupftabak. Demgemäß gehören Schnupftabaksdosen aus Kürbissen oder Hörnchen, oder aus Knochen geschnitzt, fast unvermeidlich zur Toilette (s. obenstehende Abbildung).


Schnupftabaksdosen der Betschuanen (ethnographisches Museum, München). 1/3 wirkl. Größe.

Die Hütten der Betschuanen sind kreisförmig angelegt und konisch bedacht, wie die andrer Kaffernvölker, unterscheiden sich aber erheblich von den Hütten der Zulu, denen nur

die Basutohütten in höherm Grade gleichen, dadurch, daß der cylindrischen Wand von dem herkömmlich geringen Durchmesser ein kegelförmiges Dach aufgesetzt ist, das aus Rohr mit Sorgfalt geflochten und um einen der Mittelpfähle oder Mittelpfeiler der Hütte so befestigt ist, daß die Spitze exzentrisch liegt. Das Dach senkt sich bis nahe an den Boden herab, wo es von Pfählen getragen wird, zwischen welchen und der Wand ein demgemäß vom Dache beschatteter Gang bleibt. Indem diese Pfähle durch eine niedrige Mauer aus mit Lehm beworfenem Dorngestrüppe verbunden werden, entsteht eine konzentrische Doppelwand, welche sehr charakteristisch für diese Art Hütten ist. Der äußere Raum ist für Sklaven und kleine Haustiere bestimmt. Die Hütten armer Leute haben



Getreidebehälter der Bakwena. Vgl. Text, S. 289.

nur eine einzige Wand, dafür reicht ihr Dach bis auf den Boden herab. Der Hausbau ist Sache der Frauen, von welchen sechs ein größeres Haus, dem beschriebenen ähnlich, in acht Tagen erbauen. Entweder sind die einzelnen Hütten mit Dorngehege umgeben, oder der Größe der Familie entsprechende Gruppen stehen beisammen in gemeinsamer Umhegung. Bei manchen Stämmen ist dieses letztere System streng durchgeführt und verleiht ihren Dörfern einen eigenartigen Charakter, dem eine tiefere Bedeutung innewohnt. Es prägt nämlich diese Anordnung der Wohnstätten das Patriarchalische im Leben dieser Stämme deutlich aus. So wie der Vater das Oberhaupt seiner Kinder ist, so bildet die väterliche Hütte den Mittelpunkt, um welchen die Hütten der Kinder und Kindeskinder sich gruppieren. Die Zahl der Hütten, welche sich um die väterliche gruppieren, bedingt das Ansehen, das Gewicht des Vaters, und man begreift, mit welchem Stolze die größtmögliche Zahl von Nachkommen vom Herrn der Familie betrachtet wird. Daher die Güte und Sorgfalt, mit der die Kinder hier behandelt, die Art von Hochschätzung, mit der sie oft als der größte Segen der Familie begrüßt werden. Daher auch die harte Bestrafung der Abtreibung

der Leibesfrucht, die als ein Raub an der Größe des Stammes gilt. Der häusliche Herd ist hier kein bloßer Begriff. In der Nähe der Vaterhütte befindet sich der Feuerplatz, wo die Familie sich versammelt, arbeitet, ißt oder in behaglichen Gesprächen die Tagesneuigkeiten bespricht. Ein armer Mann schließt sich dem Herde eines reichen an, zu welchem er wie ein Glied der Familie zugelassen wird. Ein Unterhäuptling hat eine Reihe von diesen Hüttenkreisen um sich, und die Ansammlung von Familienherdstellen um die große in der Mitte, welche die des Häuptlinges ist, bildet ein Dorf. Unmittelbar um die Herdstellen des Häuptlinges ordnen sich die Hütten seiner Frauen und Blutsverwandten, und da letztere



Eine Straße in der Betschuanenstadt Kuruman (nach G. Fritsch).

aus Politik soviel wie möglich in Verwandtschaftsbeziehungen zu den Unterhäuptlingen gebracht werden, schließen sich gewöhnlich an sie die Hüttenkreise der Unterhäuptlinge.

Bei der eben angegebenen Anordnung der Hütten begreift man, daß die Orientierung in den „Straßen" eines Betschuanendorfes (Motsi ist der einheimische Name dafür) gerade keine leichte Aufgabe ist; denn diese Hütten und Hüttengruppen stehen in der Regel ohne Ordnung und dicht durcheinander und werden noch dazu von großen viereckigen Viehhürden unterbrochen, von denen in manchen Dörfern bei jeder Hütte eine steht. Die einzige Regelmäßigkeit liegt dabei nur in der ringförmigen Anordnung des Ganzen um den in der Mitte gezogenen dichten Kreiszaun, welcher zur Nachtzeit die Herden umschließt. Ein zweiter kleinerer Kreiszaun neben diesem umfaßt den freien Platz für Ratsversammlungen, die Kotla (denselben Namen trägt die Feuerstelle), in dessen Nähe die Hütten des Häuptlinges und bei den christlichen Betschuanen das Bethaus stehen.

Die bedrängte Lage vieler Betschuanenstämme hat sie ihre Dörfer an den geschütztesten Punkten anlegen lassen. Arbousset hebt bei seiner Reise in die Blauen Berge

die Tendenz der dortigen Betschuanen hervor, ihre Wohnsitze an den höchstgelegenen Stellen aufzuschlagen, ausschließlich wegen größerer Sicherheit, wiewohl die Ebenen ebenso fruchtbar und einladend wie jene in der Regel unfruchtbar sind, und wir hören von diesem Rückzuge in die Berge bei allen jenen Stämmen, welche durch die Nachbarschaft der Matabele gedrückt und zersplittert sind. Früher legten sie dagegen ihre Wohnstätten in den besten, quellenreichsten Lagen an, und die von Europäern zuerst und später so oft besuchte Betschuanen-„Stadt" Kuruman hatte geradezu eine bezaubernde Lage. Es mag als ein Zeugnis für die wunderbare Bequemlichkeit dieser Menschen hinzugefügt werden, daß sie am liebsten immer mitten in einen Mimosenhain hineinbauten, der die nötigen Pfeilerstämmchen in nächster Nähe darbot. Manche von diesen Orten sind volkreich und erscheinen doppelt so wegen der vorhin geschilderten Bauart und Anordnung, welche eine sehr große Ausbreitung bedingen. Man begreift daher, wenn in ältern Reise- oder Missionsberichten von „beinahe nicht zu übersehenden Städten" der Muruhlseg, Matsaraqua und andrer fast verschollener Stämme gesprochen wird. Grüter und Sommerville



Die Betschuanenstadt Schoschong (nach einer Skizze von Frank Oates).

schrieben 1801 Litako, dem Hauptorte der „Maatjaping", 15,000 Seelen zu; Sekomis Stadt Schoschong war 1852 nach Chapmans Angabe von 12,000 bis 15,000 Seelen des Bamangwatovolkes bewohnt und erschien diesem Reisenden als die größte Eingebornenstadt, die er überhaupt gesehen. Sie zog sich eine englische Meile am Fuße des Berges hin. Kuruman hatte 1805 nach Lichtensteins Schätzung 600 Häuser und 5000 Einwohner. Womöglich drängt sich ein ganzer Stamm an einem und demselben Orte zusammen, offenbar auch wieder hauptsächlich aus Sicherheitsgründen, und so entstehen diese großen Orte, die sonst in keinem Verhältnisse zu der Kulturstufe stehen, welche die Betschuanen einnehmen, und am wenigsten zu ihrem hervortretenden Charakter eines Volkes von Viehzüchtern.

Innerhalb der einzelnen Betschuanenstämme gibt es nicht unbeträchtliche Verschiedenheiten des Hüttenbaues. Die Barolong und Batlapi bauen z. B. fester als die Bakwena; dagegen haben die Bakwena aus Thon gearbeitete Umzäunungen, wie man sie bei jenen nicht findet. Bei den Nordbetschuanen findet man auch besondere Beratungshäuschen, auf Pfählen stehend, die durch eine halbhohe Lehm- und Rohrwand verbunden sind. Ockermalereien verzieren die Außenseite der letztern. Oft steht auch diese Hütte, in welcher in der Regel ein Feuer brennt, in der Kotla, dem umzäunten Platze für Ratsversammlungen.

Die Viehzucht ist die Grundlage des Lebens und der Ernährung aller Betschuanenstämme. Sie ist es in wechselndem Maße, insofern die nach den Gebirgen des Ostens zu Wohnenden die in wohlbewässerten Thalgründen gebotene Gelegenheit zum Ackerbaue in

ausgiebigem Maße benutzen, während die nach der Kalahariwüste Hinausgedrängten keine Rinderherden mehr zu halten im stande sind, die Pflege ihrer kleinen Schaf- und Ziegenherden den Weibern überlassen und sich dafür mit um so mehr Lust und Talent auf die Jagd werfen. Aber immer bleibt eine noch so kleine Herde die Grundlage auch ihres Lebens und der Grundstock ihrer Ernährung. Selbst die auf die Stufe des Buschmannes oder sogar unter dieselbe herabgesunkenen Bakalahari oder Balala, die Armen und Elenden, suchen ihre paar Schafe oder Ziegen zu erhalten und kommen so nie zur äußersten Besitzlosigkeit herab wie die schweifenden Buschmänner, welche nichts als Bogen und Pfeil ihr eigen nennen. Aber die Herden der in bessern Gegenden lebenden Stämme erreichen oft gewaltige Zahlen, da alle diese südafrikanischen Viehzüchter die schon von den Hottentotten hervorgehobene Gewohnheit haben, höchstens nur zu festlichen Gelegenheiten ein Stück Vieh zu schlachten oder als Ehrengeschenk an Gastfreunde abzugeben. Man schätzte z. B. den Viehstand der Basuto vor dem letzten Kriege dieses Stammes mit den Engländern zu 200,000. Die südlichen Betschuanen haben die großhörnige, mittelgroße Rasse, welche wir S. 15 beschrieben haben, während bei denen des Zambesigebietes sich außer dieser Rasse noch eine kleinere befindet, die als Batokarind bezeichnet wird, weil sie dem Stamme der Batoka abgenommen wurde. Wir haben Beschreibungen dieser interessanten Rasse von Livingstone und von Chapman; wir entnehmen denselben, daß das Batokarind nicht höher als 3 engl. Fuß, also etwa so hoch wie ein jähriges Kalb wird, daß es den Shorthorns etwas ähnlich, sehr milchreich, vortrefflich von Fleisch und wunderbar zahm ist. Die Sorge für das Vieh ist außer der Jagd die einzige Beschäftigung, welcher sich die Betschuanenmänner mit Liebe und Ausdauer widmen. Von den Makololo sagt Livingstone: „Sie schätzen ihr Vieh sehr hoch und bringen viel Zeit damit zu, es zu verschönern und zu schmücken. Einige Tiere sieht man über und über zebraartig gestreift, was durch Absengen des Haares mit einem heißen Eisen hervorgebracht wird; andern hängen losgelöste Stücke Haut von mehreren Zoll Länge um den Kopf wie Troddeln. Auch schaben sie die eine Seite der Hörner, um ihnen eine starke willkürliche Biegung beizubringen. Je barocker die Biegung der Hörner eines Rindes, um so höher wird es gehalten, und um so mehr gilt es als eine Zierde der Herde. Indessen beschränkt sich die Vorliebe dieses Stammes für sein Vieh nicht auf derartige arabeskenhafte Zwecke, sondern er sucht soviel wie möglich, wenigstens da, wo er mit Europäern in Berührung gekommen ist, die Güte des Viehes zu verbessern.“ Als Livingstone von seinem ersten Besuche beim Häuptlinge Sebituane (s. S. 308) nach dem Kaplande zurückkehrte, mußte er als höchste Gunst versprechen, ihm einen Zuchtstier mitzubringen. Die Schafe der Betschuanen gehören der sogenannten ägyptischen, großschwänzigen Rasse an, welche wir schon erwähnten; die Ziegen sind außerordentlich klein, alle schwarz und weiß gefleckt. Außerdem haben die Betschuanen nur noch Hunde und einen geringen Schlag von Hühnern. Sie erweisen sich auch als ein echtes Viehzüchtervolk durch die Rolle, welche die Herden in ihrem ganzen öffentlichen und häuslichen Leben spielen. Ihre Ehrengeschenke sind immer in erster Linie Vieh. Die Krone jedes Festes ist der Schmaus eines Rindes, und der Häuptling, welcher sich populär machen will, gibt seinen Kriegern ein Stück aus der Herde zum besten. Die Männer, wenn sie sich auch vor jeder andern Arbeit scheuen, schämen sich doch niemals, wenn es not thut, den Hirten zu spielen. Viehdiebstähle sind der häufigste Anlaß zu Feindseligkeiten der Stämme, und das Wegtreiben der Herden benutzen, wie der letzte Basutokrieg gezeigt hat, selbst die Europäer als das wirksamste Mittel, um einen Betschuanenstamm zur Unterwerfung zu bringen. Das Begraben des Häuptlinges in seiner Viehhürde und das Wegtreiben der Herde über sein Grab ist eine Sitte, welche man bei verschiedenen Betschuanenstämmen findet, eine echteste Nomadensitte. Ihre Lieblingsnahrung ist, wie die aller

Kaffernvölker, geronnene Milch. Es ist einer der verächtlichsten Ausdrücke, die sie für Fremde oder Arme haben, wenn sie diese „Wasserbreiesser" nennen. Fast die ganze Kleidung ist aus den Fellen der Rinder gefertigt, und Lederriemen sind gleichsam der Mörtel ihres Hauses. Harte Ochsenhaut liefert ihnen die Schilde.

In viel geringerm Maße ist der Ackerbau bei den Betschuanen geachtet und beliebt und greift demgemäß auch weniger tief in ihre ganze Thätigkeit und ihr Leben ein. Das ergibt schon der Augenschein, wie z. B. das Bild lehren mag, welches Arbousset von dem Ackerbaue der Batloka entwirft: „Sobald sie am Morgen ihre Kühe gemolken haben, verlassen sie den Kral, gewöhnlich unter Gesang. Männer und Frauen tragen auf der Schulter die Moguma, ihre Hacke. Sie arbeiten dann im Felde bis 2 oder 3 Uhr nachmittags. Die Frauen arbeiten ebensoviel wie die Männer, wenn nicht mehr. Sie kümmern sich wenig um die Form ihres Feldes; sie bearbeiten es stückweise, bald da, bald dort, ohne Ordnung. Die Hauptsache ist, daß die Erde umgewendet wird, wo sie dann in Fülle Hirse und Mais, deren Stengel oft 2 m hoch werden, Kürbisse, Melonen, Rüben und die von den Missionaren eingeführten Kartoffeln trägt." Die Haue sitzt in einem am untern Ende dicker werdenden Stiele, der das Gewicht derselben beim Niederfallen erheblich vermehrt. Die Handhabung des Werkzeuges geschieht in der Weise, daß es beinahe senkrecht über den Kopf gehoben und dann fallen gelassen wird. Es dringt dann fast bloß durch sein eignes Gewicht in die Erde ein, so daß die Arbeit, welche der Arbeiter oder die Arbeiterin dabei leistet, gering ist. Freilich ritzt solches Hacken den Boden nur ein wenig auf, aber dies wenige genügt dem flüchtigen Ackerbaue des Betschuanen. Imposant wird der Betschuane als Feldarbeiter nur dann, wenn alle Männer und Weiber einer Gemeinde in gemeinsamer Arbeit das Feld ihres Häuptlinges und seines ersten Weibes bauen, wie es Herkommen und Pflicht ist. Zur ungenügenden Qualität dieser Art von Ackerbau trägt noch der Umstand bei, daß in der Regel die Felder möglichst weit von den in nächster Nähe der Wohnplätze gelegenen Viehkralen angelegt sind, um sie vor den Verwüstungen durch das Vieh zu schützen. Infolgedessen braucht es oft lange Zeit, um sie zu erreichen: ein weiterer Grund, sie soviel wie möglich sich selbst zu überlassen.

Die Gründung der Familie nimmt ihren Beginn mit dem Kaufe der Frau, deren Preis von den Eltern des Bräutigams denjenigen der Braut bezahlt wird. Immer wird dieser Preis, welcher Bohari genannt wird, in Vieh entrichtet; er erhebt sich bei einigen nicht über 5—6 Häupter, während die rinderreichen Basuto in ihrer guten Zeit bis zu 25—30 zahlten. Nach Casalis darf bei den Bapedi der Preis 7 nicht übersteigen, weil diese Zahl eine heilige ist. Die Verhandlung in diesen Weiberkaufssachen werden so öffentlich wie möglich und vor Zeugen geführt. Die Scheidungen sind bei dem Umstande, daß bei diesem Handel die Neigungen des Mädchens und oft genug auch die des Mannes für nichts gelten, häufig und würden wohl noch viel öfter vorkommen, wenn nicht die Rückerstattung des Kaufpreises, von welcher nur da abgesehen wird, wo die Ehe fruchtbar war, so viele Schwierigkeiten bereitete. Unfruchtbarkeit aber gilt als vollkommen unbestreitbarer Scheidungsgrund, und nicht selten kehrt die Geschichte der Sarah und Hagar wieder. Die Vielweiberei ist allgemein und tiefgewurzelt. Als Livingstone dem jungen Häuptlinge Sekeletu von seinen Missionsplänen sprach, lehnte dieser entschieden ab, die Bibel lesen zu lernen: „Es möchte das", meinte er, „mein Herz verändern, so daß ich gleich Setscheli mit einem einzigen Weibe zufrieden wäre". Eins von den Weibern genießt den Vorzug vor den andern, ihre Hütte ist das „große Haus", und ihre Kinder gelten als erstgeborne. An ihrer Wahl und ihrem Schicksale nehmen beide Familien größten Anteil, die andern sind viel unwichtiger. Ja, bei den Basuto „macht", wie sie sagen, „der einen schlechten

Tod", welcher an der Seite einer Nebenfrau stirbt. Doch wird nicht bloß das persönliche Behagen als Grund des Vorzuges angegeben, welchen die Vielweiberei genießt, sondern es wird auch die Pflicht der Gastfreundschaft dafür ins Feld geführt, der man nicht nachkommen könne, wenn man nur Ein Weib habe. Indes werden diejenigen, welche sich von der Vielweiberei fern halten, als Charaktere von achtungswerter Reinheit und Stärke gepriesen. Es wird auch hier, wie bei andern Kaffern, der Sohn Besitzer von seines Vaters Weibern, wenn dieser stirbt; aber seine Kinder von denselben werden als seine Brüder bezeichnet. Dasselbe findet auch statt, wenn ein älterer Bruder stirbt. Die Kinderliebe ist bei beiden Geschlechtern sehr groß, und als nach der Festsetzung am Zambesi das veränderte Klima die Makololo mit Krankheiten heimsuchte und Unfruchtbarkeit über ihre Weiber brachte, waren diese tief unglücklich. Ein starkes Motiv der Kinderliebe und vor allem des Wunsches, Kinder zu haben, ist bei Frauen die Furcht, wegen Unfruchtbarkeit verstoßen zu werden. Stirbt das einzige Kind einer Frau, so ist dies oft genug ihr moralischer Tod. Aber die Söhne haben nur geringe Anhänglichkeit an ihre Mütter, mehr an die Väter, besonders wenn sie sich als die Erben von deren Herden betrachten können. Verstoßene Weiber oder Kinder, welche aus Hunger umkommen, sind nicht sehr selten. Um diese rauhen Sitten zu verstehen, muß man vor allem das Übergewicht im Auge behalten, welches dem männlichen Elemente in der Familie zukommt, als deren Herren im patriarchalischen Sinne der Vater, der älteste Sohn der Hauptfrau und unter Umständen der mütterliche Oheim erscheinen. Man hat in dieser Beziehung an die Stellung der römischen Mutter in ihrer Familie als „Schwester der Kinder ihres Mannes" mit Recht erinnert; so spricht der Mosuto von seinem ganzen Hause, indem er sagt: „Ich und meine Kinder". Der älteste Sohn, welcher Herr heißt, während seine Brüder Diener genannt werden, ist schon bei Lebzeiten des Vaters dessen Berater oder sollte es sein, ohne welchen dieser nichts Wichtiges unternimmt; zugleich ist er der Vermittler zwischen diesem und den übrigen Kindern. Schon früh pflegt er sich einen eignen Hausstand zu gründen. Bei den zentralen Betschuanen nimmt sogar der Vater den Namen des ältesten Sohnes an, während die Mutter den des jüngsten in der Form z. B. Ma-Sebele, Mutter des Sebele, annimmt. Je älter der Vater wird, desto höher wächst der Einfluß des „Sohn-Herrn" und führt nicht selten zu offener Rivalität, welche noch verstärkt wird durch das Eingreifen des in gewissem Maße die Rechte der Gattin vertretenden mütterlichen Oheimes. Aber mit diesem Einflusse ist auch die Verantwortung für das Gebaren der jüngern Kinder verbunden. Wenn die Mutter alt wird, zieht sie sich zu diesem Sohne zurück.

Die Wichtigkeit der Verwandtschaftsverhältnisse, der praktische Wert, welcher auf dieselben von allen gelegt wird, ist auch ein echt patriarchalischer Zug. Der Kinderreichtum der Familien und besonders der reichen erleichtert die Anknüpfung von Familienbeziehungen nach allen Seiten. „Sie legen besondern Wert auf Verwandtschaft mit großen Familien", sagt Livingstone. „Trifft man auf eine Schar von ihnen, und der Führer hört nicht sofort durch seine Begleiter seine Verwandtschaft zum Onkel irgend eines Häuptlinges verkündigen, so vernimmt man wohl, wie er ihnen zuflüstert: ‚Sag' ihm, wer ich bin!' Dies bringt dann in der Regel die Abzählung der Zweige seines Stammbaumes an den Fingern mit sich und endigt mit der wichtigen Mitteilung, daß das Haupt dieser Gesellschaft Nachgeschwisterkind irgend eines wohlbekannten Häuptlinges ist." Diese Hochhaltung der Verwandtschaftsbande bringt es aber auch mit sich, daß alles, was von Anschauungen und Sitten mit ihnen zusammenhängt, außerordentlich tiefe Wurzeln in diesen Völkern schlägt. Darin beruht vor allem die Schwierigkeit des Problemes der Vielweiberei. Mancher christenfreundliche Kaffer mag mit Setscheli, dem Freunde Livingstones, ausgerufen haben: „Oh, wie wünschte ich, daß du in dieses Land gekommen wärest, ehe ich in die Maschen

seiner Sitten mich verflochten hatte". Aber welche Bande würde nicht allein schon die Aussonderung eines einzigen überflüssigen Weibes aus dem innern Herdkreise zerreißen! Das erfuhr der eben genannte Häuptling, der nach Geist und Charakter freilich eine große Ausnahme in seinem Volke war, als er wirklich das Unerhörte wagte; denn alle Verwandten seiner entlassenen Weiber wurden aus Freunden Feinde, und die Zucht in seinem Stamme lockerte sich bis zur Auflehnung.

Die Betschuanen erkennen ebenso wie die andern Südkaffern an, daß nahe Verwandtschaft ein Ehehindernis bildet; sie verdammen dem entsprechend die Heirat zwischen Brüdern und Schwestern, Oheimen und Nichten, Tanten und Neffen. Bei einigen Stämmen gilt (nach Casalis) sogar die Ehe zwischen Vettern und Basen für blutschänderisch. Groß ist aber bei den meisten Stämmen die Unzucht außer der Ehe. Nach gemeinschaftlichen Arbeiten zweier Dörfer, nach Festen, bei der Einweihung der Mädchen finden Vermischungen statt, die ein Spott auf die Ehe sind. Der Mädchenraub zum Gebrauche des Häuptlinges und des Hofes, welcher der Geraubten zur Ehre gereicht, ist nicht selten. Daneben werden aber Ehebruch und Notzucht hart bestraft, doch nur, weil sie Eigentumsverletzungen sind.

Der Betschuane, welcher an einer Hütte ein Bündel Rohr aufgesteckt sieht, weiß, daß hier dem Erscheinen eines neuen Stammesgenossen entgegengesehen wird, und vermeidet, die Frau zu stören, welche in diesem wichtigen Augenblicke ungestört sein will. Das Weib hat sich nämlich vor der Geburt eines Kindes zu seinen Eltern begeben, bei welchen es bis zur Reinigung verweilt. Jenes aufgesteckte Rohr hat eine tiefere symbolische Bedeutung, die mit den Anschauungen der Betschuanen vom Werden des Menschen zusammenhängt. So hat auch das erste „Austragen", wie wir es nennen würden, sein tieferes symbolisches Zeichen; denn nicht eher soll die Mutter mit ihrem Neugebornen vor ihren Nachbarn erscheinen, als bis das Kind, in mondheller Nacht vor die Hütte gebracht, nach dem Monde seine Augen richtete. Ehe sie in die Hütte ihres Gatten zurückkehrt, wird sie durch ein Opfer gereinigt, das ihre Eltern darbringen; das Fleisch des Opfers nimmt das Weib mit nach Hause, und aus der Haut wird der Tari, jenes Tragfell, gemacht, in welchem das Kleine am Rücken der Mutter befestigt wird. Dieses Tragen am Rücken hat manche Vorteile für das Kind, das immer so nahe wie möglich seiner natürlichen Beschützerin und seiner ebenso natürlichen Nahrungsquelle bleibt und immer gleicher Wärme in seiner „lebendigen Wiege" sich erfreut. Aber im übrigen ist die Erziehung der Kinder sehr wenig rationell. Man rasiert ihnen den Kopf glatt wie eine Billardkugel, beschmiert ihn mit Fett und Ocker und läßt ihn so stundenlang den Strahlen der tropischen Sonne ausgesetzt. Um das Hälschen hängt man ihnen schon früh so viele und schwere Amulette, als man nur erlangen kann. Die Mutter, welche ihr Kind säugt, lebt ebenso unvorsichtig wie sonst und hört vor allem nicht auf, Massen von Bier zu verschlingen. Daher darf man wohl auch ohne Sterblichkeitsstatistik so guten Beobachtern wie Casalis und andern glauben, daß die Sterblichkeit der Kinder eine noch größere ist als bei uns.

Man liebt, wie bei uns, dem Neugebornen den Namen eines Großvaters, einer Großmutter oder sonst eines hochgeachteten Verwandten beizulegen. Doch finden sich auch Namen andern Ursprunges, z. B. solche, welche an die Umstände erinnern, unter denen das Kind geboren ward. Namen wie Monaheng (im Felde) oder Ntutu (Gepäck) bedeuten das Geborensein auf der Reise, Tlokotsi (Unglück) und Likeleli (Thränen) das Geborensein in einer Zeit der Trübsal. Aber dieser dem Kinde gegebene Name wird nach der Beschneidung gegen einen selbstgewählten vertauscht, und große Ereignisse geben auch noch in spätern Jahren Anlaß zu Namensänderungen. So hieß einer der größten Basutohäuptlinge erst Lepoko (Streit), weil er in einer Periode bürgerlicher Zwistigkeiten geboren war; dann erhielt er den Namen Tlaputle (Geschäft) wegen seiner Vielthätigkeit, und endlich gab man ihm in der Zeit seiner

größten Macht den Namen Moschesch (Barbier), weil er alle seine Feinde barbiert hatte. Die Knaben gehen bis zu sieben oder acht Jahren nackt, während die Mädchen schon früh eine mit Glasperlen verzierte Schürze tragen. Bereits vor diesem Alter ziehen jene mit den Ziegen und Schafen ihrer Eltern auf die Weide, während diese mit der Mutter auf das Feld gehen, um Reisig oder trocknes Unkraut zum Brennen zu sammeln, oder sie bleiben zu Hause, um jüngere Geschwister zu hüten. Schon in so frühem Alter sind die Mädchen gebundener als die Knaben, denn diese verbringen hütend und faulenzend den besten Teil ihrer Jugend im Freien, wo sie nach Belieben sich ihren Spielen hingeben,



Bawendakinder (nach Photographie im Besitze des Missionsdirektors Herrn Dr. Wangemann in Berlin).

thönerne Rinder formen, Blumenkränze flechten und dergleichen und immer schon ihren Häuptling in Gestalt des Stärksten von ihnen anerkennen, der ihre Streite schlichtet und sie anführt. Unter den friedlichen Spielen der kleinen Mädchen fand Casalis das Strickhüpfen und das Erraten des in geschlossener Hand verborgenen Steinchens. Täuscht sich die Erratende, so ruft die andre triumphierend: „Du issest vom Hunde und ich vom Ochsen"; im entgegengesetzten Falle dagegen sagt diese: „Ich esse vom Hunde und du vom Ochsen". Würfelspiel und Wettlauf sind weitere beliebte Spiele. Zärtliche Eltern schenken ihren Kindern Rehe oder Antilopen, die sie zähmen, denen sie Gehege bauen 2c. An unsre eigne Jugend erinnert auch die Freude an Geschichten und Rätseln, und von jenen sind auch hier die am beliebtesten, welche am besten gruseln machen. An den Regentagen und den langen Abenden sammelt sich die jugendliche Bewohnerschaft der dunkeln Hütte um die Erzählerin, gewöhnlich die Großmutter. Die Gespenstergeschichten setzen

die erregbare Jugend so in Schrecken, daß es junge Leute gibt, die sich scheuen, die Milchstraße zu betrachten, weil sie in derselben eine ungeheuerliche Vereinigung gespenstischer Wesen zu sehen fürchten!

Der große Unterschied dieser Jugendzeit von der unsern liegt in ihrer Kürze. Sie kann nicht kürzer sein, denn kaum ist ein Knabe 14 Jahre alt geworden, so schaut sein Vater sich nach der Braut um, und einige Monate darauf ist aus dem Knaben ein Ehemann geworden. Doch hat ihn vorher eine feierliche Handlung bereits auch formell aus dem Kindesalter heraustreten lassen. Sobald nämlich die Knaben mannbar werden, müssen sie sich der Beschneidung unterwerfen. Es wird dieselbe nicht jährlich oder sonst zu vorgeschriebenen Zeiten vollzogen, sondern nur, wenn eine Anzahl von mannbaren Jünglingen vorhanden ist, und besonders dann, wenn zufällig der Sohn eines Oberhauptes mit unter dieser Zahl ist. Alle diese Knaben werden vor den Häuptling gebracht, welcher sie in eine eigens hierzu an einsamem Orte gebaute Hütte führen läßt, wo sie gemeinsam die Aufsicht über eine Herde Kühe zu übernehmen haben, deren Milch ihnen gleichzeitig zur Nahrung dient. Nach einiger Zeit erscheint der Häuptling, begleitet von einem Manne, der die Beschneidung zu vollziehen hat. Weiber sind streng ausgeschlossen. Der Beschneider, der im übrigen kein priesterliches Ansehen hat, verrichtet die Operation mit einer kurzen Assagaie. Bei einigen Stämmen wird die ganze Vorhaut weggenommen, bei andern nur ein Teil. Sobald diese Handlung beendigt ist, wird die Assagaie in Wasser, womöglich in einen Fluß gelegt, wo sie bleiben muß, bis alle die Beschnittenen genesen sind. Nach der Operation werden die Wunden mit heilsamen Kräutern gebäht und verbunden, und jeder Beschnittene muß sich täglich mit Thonerde den ganzen Körper weiß färben. In der Hütte, in welcher sie ohne Matten schlafen, wird der Boden mit Asche bestreut. Jeden Morgen kommt der Mann, welcher die Beschneidung vollzogen hat, nebst einem Abgesandten des Häuptlinges, um die Wunden zu verbinden und sich zu überzeugen, daß in der Weißfärbung des Körpers und der Reinhaltung der Wunden nichts versäumt wird. Nachlässigkeit in diesen Dingen bestraft er mit Stockschlägen. Ist endlich die Heilung vollendet, so bringen die Jünglinge ihre seitherigen Kleider, Geräte und Eßgeschirre alle in die Hütte und verbrennen das Ganze zusammen. Dann gehen sie ins Wasser und waschen sich und werden so gereinigt vor den Häuptling geführt. Von ihren Eltern empfangen, mit neuen Kleidern beschenkt und mit einem Festmahle aus gekochter Hirse und Milch bewirtet, bei welchem sie indessen große Mäßigkeit zu zeigen haben, erhalten sie nun ihre Waffen, und einer von den Ältesten erklärt ihnen, daß sie unter die Zahl der Männer aufgenommen seien. Dem Häuptlinge selbst geloben sie dann Gehorsam und Beistand und stellen Waffenübungen vor ihm an, und das Fest schließt endlich mit einem allgemeinen Tanze. Diese jungen Männer tragen von diesem Tage an einen kleinen ledernen Überzug über der Rute (s. obenstehende Abbildung), welcher mit Perlenschnüren oder sonstigem Zierate bekleidet ist. Während sie als unbeschnittene Knaben den Namen Quinqueh führten, heißen sie nun Inkowala oder Indoda. In jenem frühern Zustande hatten sie als unrein nicht mit ihren Eltern zusammen essen dürfen, was ihnen jetzt gestattet wird. Dagegen schlafen sie von nun an, statt in der Hütte ihrer Eltern, bei unverheirateten oder verwitweten männlichen Verwandten ihres Geschlechtes.



Ein Penisfutteral der Betschuanen (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/2 wirkl. Größe.

Einen ähnlichen Abschnitt wie die Beschneidung bei den Knaben bildet die Absonderung gelegentlich des ersten Eintrittes der monatlichen Reinigung bei den Mädchen.

Sie müssen sich in eine abgesonderte Hütte begeben, die sie während dieses Zustandes nicht verlassen dürfen. Einige jüngere Mädchen leisten ihnen Gesellschaft, dürfen aber sowenig wie diese selbst in dieser Zeit einen Tropfen Milch genießen; man schlachtet ein Rind für sie und läßt sie mit Singen und Tanzen sich die Zeit vertreiben. Endlich wäscht sich das Mädchen, färbt sich den Leib mit roter Erde und empfängt Geschenke aus den Händen ihrer jüngern Gespielinnen. Dann bestreut sie den Boden der Hütte mit roter Erde und verläßt dieselbe. In einiger Entfernung stehen die Frauen und mannbaren Mädchen, von denen eine ihr entgegenkommt, sie bei der Hand nimmt und mit ihr so rasch wie möglich unter den Haufen zurückläuft, der sie mit frohem Jauchzen empfängt. Nachdem sie mit dargereichter Milch ihren Mund ausgespült, wird eine gemeinsame Mahlzeit gehalten, und nun gilt sie für mannbar und gehört zu der Gemeinschaft der Frauen. Alle Frauen genießen bei diesem Feste alle möglichen Freiheiten und werfen in tollster Ausgelassenheit für einige Tage das Joch ihrer Unterordnung ab.

An die allgemein verbreitete Auffassung des Todes als einer nicht natürlichen Wirkung von Zauber und dergleichen schließt sich der Glaube der Betschuanen an eine Wiederkehr fast selbstverständlich an, der sich auch deutlich in ihrer Begräbnisweise ausspricht. Sie bringen den Leichnam, ehe er kalt und steif geworden, in eine sitzende Stellung, das Kinn auf den Knieen, indem sie ihn mit Stricken umwinden und ihn in Felle oder Tücher nähen. So setzen sie ihn in einem Grabe bei und geben dem Manne Keule und Speer sowie Schüssel und Löffel, Getreide und Kürbiskerne mit. Dagegen werfen sie die Leiche eines bei ihnen verstorbenen Fremden den Tieren vor und lassen die ihrer Volksgenossen, welche in der Schlacht fielen oder von Raubtieren getötet wurden oder sonst durch einen Unfall ums Leben kamen, da liegen, wo sie starben. Die Trauer um einen Toten ist immer laut und durchdringend und wird am ehesten und lautesten von den Matronen der Nachbarschaft erhoben, welche sogleich zusammenkommen und unter langgezogenen „Joh! Joh! Joh!" die Tugenden des Toten preisen und die Verlassenheit seiner Familie beklagen. Die größte Trauer muß, entsprechend seiner untergebenen Stellung, das Weib des Verstorbenen bekunden. Als Mahutu, Letschulatebes Onkel, starb, begrub sein junges Weib ihren Schmuck mit ihm und trauerte in der Weise, daß sie Chapman, der sie vorher stets aufs bunteste geschmückt gesehen, wie die ärmste Buschmännin vorkam; sie hatte nicht bloß allen Schmuck abgelegt, sondern auch ihren Körper aufs äußerste vernachlässigt.

Noch eine Anzahl von auffallenden Sitten, welche zum Teile eine weite Verbreitung auch über andre Kaffernstämme haben, knüpfen sich an das Begräbnis; sie deuten teilweise nach derselben Richtung wie die früher angegebenen. So wird für den Leichnam eine eigne Öffnung in die Hüttenwand gemacht, durch welche man ihn hinausträgt. Daß man das Begräbnis so sehr beschleunigt, erklärt sich zur Genüge aus dem Unbehagen, welches das Zusammensein mit einem Leichname in dem engen Raume einer Betschuanenhütte erzeugt. Häuptlinge begräbt man in ihrem Viehkrale und treibt die Herde über den Ort, wo sie ruhen, während ihre Weiber und Kinder unter der Einfriedigung des Gehöftes ihre letzte Ruhe finden. Man streut auch wohl Getreide vom Grabe bis zur Hütte, die der Tote bewohnte, angeblich um die üble Gesinnung zu besänftigen, welche der Tote gegen die Zurückgebliebenen hegen könnte. Was sie von dem beweglichen Eigentume des Verstorbenen nicht einfach wegwerfen, wird aufs sorgfältigste gereinigt. Die Hinterlassenen empfangen dann die Besuche ihrer Verwandten, welche laut klagend sich nähern, um oft stundenlang in trauriger Stille bei den Leidtragenden zu sitzen. Phrasen von weltweiter Verbreitung, wie: „Das ist der Weg, den alle Dinge nehmen", „Heute mir, morgen dir", „Ihr braucht euch nichts vorzuwerfen", fehlen bei diesen Kondolenzvisiten nicht.

Trauerzeichen der Angehörigen sind geschornes Haar, eiserne Halsketten statt der kupfernen oder der Glasperlen; die Witwen und Waisen binden eine Schnur um den Kopf. Man kann angesichts dieser Gebräuche nicht daran zweifeln, daß die Betschuanen eine Vorstellung von einem Fortleben nach dem Tode haben. Und so ist es. Die Betschuanen beten zu den Seelen oder Geistern ihrer Vorfahren, welche sie im Innern der Erde wähnen, und es entspricht dem, daß wenigstens einzelne Stämme, wie die Barolong, auch den Wahnsinnigen, als der Seele Beraubten, eine gewisse Verehrung erzeigen.

Es ist lange Zeit unter den Missionaren und den Völkerkundigen darüber gestritten worden, ob die Betschuanen irgend eine Ahnung von einem höhern Wesen hätten. Hauptsächlich sollte dagegen sprechen der Mangel jedes Wortes für Gott in ihrer Sprache. Allein sie kennen einen „Morimo“, der im Himmel wohnt, den sie zwar nicht immer sehr ehrfurchtsvoll behandeln, der aber immerhin ihr Gott genannt werden darf. Chapman passierte eine Schar von Bamangwatofrauen, die ein Maisfeld aberntеten, als ein Gewitter einbrach, und sah, wie sie mit ihren erhobenen Hauen scheltend „Morimo“ gen Himmel riefen und sich dabei wie wütend gebärdeten, weil Morimo ihre Arbeit unterbrach. Für die christlichen Betschuanen ist dies Gebaren schrecklich, und sie behaupten, daß Gott schon mehrere dieser Lästerer mit dem Blitze erschlagen habe. Dies scheint anzuzeigen, daß sie in Morimo den Herrn oder Geist des Himmels sehen. Das nächstverwandte Wort ist „Barimo“ und bedeutet „Geist des Abgeschiedenen“.

Es ist unmöglich, ihre zahlreichen abergläubischen Gebräuche (s. S. 187) ohne die Annahme ihres Glaubens an höchste Mächte zu verstehen. Der Mangel an Logik geht bei den Wilden weit, aber nicht so weit, daß sie allerlei Dinge von einem Nichts erflehen und demselben opfern. In der Natur des Landes, das sie bewohnen, nämlich in seiner Trockenheit, liegt es schon, daß höhere Mächte zum Eingreifen aufgefordert werden müssen, und es folgt direkt aus derselben, daß der „Regenmacher“ einen außerordentlichen Einfluß besitzt, der nicht selten den des Häuptlinges übertrifft, wenn auch der Regenmacher den Häuptling in der Regel als seinen Obern, sagen wir als den Oberpriester der Kaste, anerkennt. Es hat das aber seinen Grund zum großen Teile darin, daß die Regenmacher im allgemeinen Männer von Scharfsinn und natürlichem Talente sind. In der That ist es oft nicht unwahrscheinlich, daß sie, kühn gemacht durch das volle Gefühl ihrer Überlegenheit, mit Bewußtsein den Geist des Volkes vor ihrem Zauber in den Staub beugen. Dazu sind sie nicht selten Fremde, welche es sich angelegen sein lassen, ihre Thaten nach außen hin möglichst groß erscheinen zu lassen. Jeder Stamm hat einen Regenmacher und oft mehrere, die zugleich auch die ärztliche Praxis ausüben, was ihren Einfluß nur erhöhen kann. Ihre Macht geht so weit, daß sie sogar im stande sind, die geheiligtste Übung dieser Völker, das Begräbnis ihrer Toten, durchaus umzustoßen und mit Erfolg zu befehlen, daß ein Leichnam einfach weggeschleppt und den Raubtieren zum Fraße überlassen werde. Moffat erzählt einen Fall, wo die Betschuanen von Kuruman, die durch mehrjährige Trockenheit geängstigt waren, einen berühmten Regenmacher aus 200 engl. Meilen Entfernung kommen ließen, wo er bei den Bahurutse wohnte. Durch große Versprechungen gelang es ihren Boten, denselben zum Kommen zu bewegen. Ehe der Zauberer das Dorf betrat, sandte er dessen Einwohnern den strengen Befehl, ihre Füße zu waschen, und kaum war derselbe verkündet, als jedermann, jung und alt, hoch und niedrig, zum Flusse eilte, um das Gebot des übermächtigen Mannes zu erfüllen. Inmitten der lautlos horchenden Bewohner verkündete er dann, daß in diesem Jahre die Weiber nicht in den Thälern, sondern auf den Bergen säen und pflanzen müßten, da jene überschwemmt werden würden. Dann erzählte er ihnen prahlerische Geschichten, wie er in seinem Zorne die Städte der Feinde seines Volkes verwüstet habe, indem er die Hand ausstreckte und den Wolken gebot, sich über ihnen zu entleeren, oder wie er den Marsch

einer mächtigen Armee gehemmt habe, indem er Regengüsse fallen ließ, welche zu mächtigem Strome sich stauten, den jene nicht zu überschreiten vermochte. Alles ward als reinste Wahrheit hingenommen. Der Ruhm seiner Kraft verbreitete sich wie Feuer über das Land, und die Häuptlinge der Nachbarstämme kamen, um ihm ihre Ehrfurcht zu beweisen. Trotzdem seine Versprechungen sich in keiner Weise erfüllten, wußte er doch den Betrug



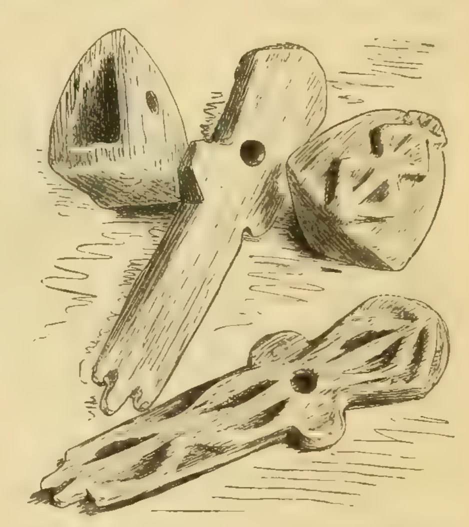
Ein Basutozauberer (nach Photographie im Besitze des Missionsdirektors Herrn Dr. Wangemann in Berlin).

mit großer Fertigkeit weiterzuspielen. Wenn Wolken aufsteigen wollten, befahl er den Weibern, weder zu säen noch zu pflanzen, damit nicht ihre Arbeit fortgewaschen werde. Dann wieder verlangte er, daß man ihm gewisse Kräuter sammle, und die Dorfbewohner gingen mit bestem Willen hinaus und kehrten beladen unter frohen Gesängen zurück. Mit diesen Kräutern machte er dann auf den Gipfeln von Hügeln Feuer an, deren Rauch sich weithin verbreitete. Er that das mit Vorliebe um die Zeit des Neu- und Vollmondes, wo Witterungsänderungen ohnehin nicht selten eintreten. Trotzdem dies alles ohne Erfolg

blieb, wankte der Glaube nicht. Endlich fiel eines Tages ein Schauer, worauf einer der Ersten des Dorfes in sein Haus lief, um ihm seine Freude auszudrücken. Aber wie groß war sein Erstaunen, als der Zauberer, den er in voller Arbeit glaubte, so fest schlief, daß er gar nichts von dem Regen hörte. Zum Glücke für den schlauen Regenmacher war eben sein Weib am Boden damit beschäftigt, einen Milchsack auszuschütteln. „Siehst du nicht, wie mein Weib Regen ausschüttelt, so rasch sie kann?“ Diese Antwort gereichte zur vollen Befriedigung, und sogleich ging die frohe Neuigkeit durch das Dorf, daß der mächtige Mann den Regen habe aus dem Milchsacke schütteln lassen. Als nun nach diesem Schauer neuerdings sogleich wieder Trockenheit eintrat, klagte er, daß es in der Gemeinde einige Schlechte geben müsse, welche sich seinen Geboten entzögen. Und als man ihn inständig bat, einige neue Versuche anzustellen, rief er aus: „Ihr gebt mir nur Ziegen und Schafe zu schlachten, daher kann ich nur Ziegenregen machen; gebt mir aber fette Schlachtochsen, und ich will euch Ochsenregen sehen lassen“. Als eines Nachts eine Gewitterwolke über der Stadt hinzog und der Blitz in einen Baum schlug, wurde derselbe am nächsten Morgen bestiegen, an mehreren Stellen mit Wurzeln und Gras verbunden, worauf der Zauberer mit großer Feierlichkeit Wasser über ihn spritzte und die Menge „Pula, pula!“ schrie. Dann wurde der Baum umgehauen und außerhalb des Dorfes zu Asche verbrannt. Der Zauberer ließ sich endlich große Gefäße voll Wasser geben, in welche ein Aufguß irgend welcher Knollen gegossen wurde, und indem alle Männer des Dorfes an ihm vorüberschritten, besprengte er jeden vermittelst eines Zebraschwanzes mit dieser Flüssigkeit. Noch immer wollte der vielersehnte Regen nicht kommen, daher griff er nun zu Mitteln, welche ihm Zeit gaben. Er behauptete z. B., das Herz eines Löwen zu seinem Zauber nötig zu haben. Schwer, wie diese Forderung war, wurde doch auch sie erfüllt, und eines Tages zog ein zu diesem Zwecke ausgesandter Trupp im Triumphe mit dem gewünschten Löwen ins Dorf. Der Zauberer säumte nicht, anscheinend des Erfolges dieses Mal vollkommen sicher, sein Feuer auf einem Hügel anzuzünden, mit erhobener Hand die Wolken herbeizurufen und gelegentlich unter Speerschütteln ihnen mit seinem Zorne zu drohen, wenn sie nicht folgen sollten. Die Bevölkerung war außerordentlich erstaunt, als auch jetzt noch kein Regen fiel. Noch ein Mittel kam jetzt an die Reihe, das bei der bekannten Totenfurcht dieser Eingebornen jedenfalls eines tiefen Eindruckes auf ihre Phantasie nicht verfehlen konnte. Der Zauberer befahl, den Leichnam eines vor einigen Wochen Begrabenen wieder auszugraben, zu waschen und neuerdings zu beerdigen. Gegen seine Erwartung wurde auch dieses Gebot vollzogen, wenn auch mit Furcht und Abscheu. Aber auch jetzt kam der Regen nicht. Da griff er endlich zum letzten Mittel, das er sicherlich für das allerdienlichste hielt, um die drohende Enttäuschung des Volkes von sich abzulenken. Plötzlich behauptete er, daß der Regen darum nicht komme, weil Moffat einen Sack voll Salz von Griquatown gebracht habe. Da aber die Eingebornen fanden, daß dieser Sack statt Salz Kalk enthielt, endigte diese Anklage in Gelächter. Indessen ließ der Zauberer diesen Faden nicht fallen. Nachdem er sich 14 Tage ruhig gehalten, trat er plötzlich vor die versammelte Gemeinde mit der Eröffnung, daß er nun endlich die Ursache der Regenlosigkeit gefunden habe. „Seht ihr nicht, wenn Wolken über uns stehen, daß Hamilton und Moffat nach ihnen schauen? Ihre weißen Gesichter verscheuchen sie, und ihr könnt keinen Regen erwarten, solange sie im Lande sind.“ Die Leute glaubten zuerst seinen Anschuldigungen, und die Lage der Missionare fing an, unbehaglich und selbst gefährlich zu werden, als glücklicherweise Verdachtsgründe gegen den Regenmacher auftauchten und einige seiner Betrügereien entlarvt wurden. Nun stieg die Wut des Volkes ebenso hoch wie vorher die Verehrung, und der Gaukler würde seine Laufbahn mit gewaltsamen Tode geendigt haben, wie so mancher von seinen Genossen, wenn nicht Moffat ihn aus den

Händen der Wütenden befreit hätte. Übrigens wurde er dennoch später bei den Bamangketsi getötet. Der Missionar schließt seine Schilderung mit dem Hinzufügen: „Es ist eine bemerkenswerte Thatsache, daß niemals ein Regenmacher des natürlichen Todes stirbt. Aber es gibt keinen Stamm, dessen Leute nicht ihre Hände in das Blut dieser Betrüger getaucht hätten, welche sie zuerst anbeten, dann verfluchen und zuletzt töten.“ Außer dem Regenmachen sind der zeremonielle Genuß der ersten Feldfrüchte, das Verzaubern und die Heilkunde unter den Aufgaben der Priester zu nennen.

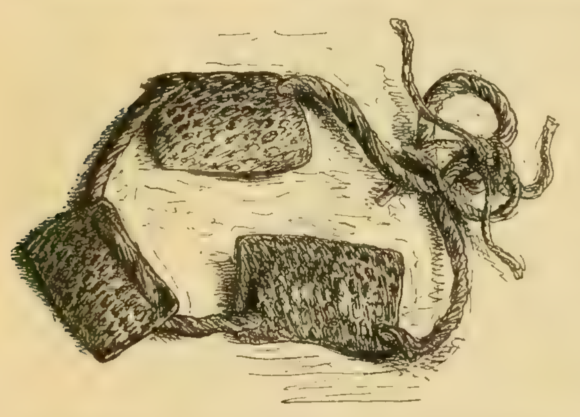
Abgesehen von der Vertrautheit einerseits mit der Seele, der Urteilskraft, den Neigungen ihres Publikums und anderseits mit den Naturerscheinungen, sind auch noch andre Kenntnisse, die den Menschen imponieren können, diesen Zauberern und Beschwörern nötig. Chapman sah bei Letschulatebe einen berühmten Zauberer vom Stamme der Makoba, welcher eine große Geschicklichkeit in der Schnellfingerkunst zeigte. Vor jedem Kunststücke rief er mit erhobenen Händen Gott (Morimo) an. Nicht bei allen erfreute sich übrigens dieser Meister gleich großer Achtung. Von Letschulatebe waren ihm für einen Diebstahl, den er begangen, einfach die Ohren abgeschnitten worden. Ähnliche Künste mögen manches zu dem Rufe geschickter Zauberer und Diebe beitragen, in dem die Makoba stehen. Derselbe Zauberer der Makoba stand auch im Rufe eines sehr geschickten Arztes; man traute ihm sogar zu, daß er den Leib eines Menschen aufschneide, die kranken Eingeweide desselben herausnehme, heile, reinige und dann alles wieder in den rechten Stand zurückbringe, und vieles Ähnliche. Bei einer Heilung ätzte er zuerst den Sitz der Krankheit, sog sodann an der Wunde und verfiel, nachdem er angeblich die Krankheit in sich aufgenommen, in Zuckungen, aus welchen ihn nur die größte Anstrengung der Zuschauer rettete.



Würfel und Amulette eines Bamangwatozauberers (ethnographisches Museum, München).

Darauf zog er an der Spitze des Messers aus seinem Munde ein Stück irgend eines Stoffes, der für die Krankheit erklärt wurde. Auch in die Rechtspflege und selbst in die Politik greifen diese Zauberer mit ihren Künsten und ihrer Schlauheit ein. Sie haben die Gottesurteile zu leiten. Livingstone erzählt von einer Art Gottesurteil, das die Makololo Muavi nannten, und bei welchem der Absud einer brechenerregenden Pflanze getrunken wird. Weiter gehört zu ihren Funktionen die Übung der dem öffentlichen Wohle dienenden Gebräuche, wie des Vergrabens zweier Antilopenhörner an den zu einer Stadt führenden Pfaden, das Aufhängen von Töpfen zwischen den Gehöften und an die Stadt beherrschenden Punkten sowie von Paviansköpfen nahe dem Eingange zur Kotla, die Bereitung der aus dem Blute eines noch ungebrauchten, geblendeten Rindes gewonnenen Kriegssalbe, die Reinigung der Herdstellen durch Versetzen und Weihen der drei Herdsteine. Vor allem ist aber das Loswerfen wichtig, für welches sie, nach Merenskys genauer Beschreibung, einen Satz von 19 Ditaolo (wahrsagenden Dingen) haben: 4 größere Knochen aus dem Knie des Ochsen, der Kuh, des männlichen und weiblichen Kudu (Antilope strepsiceros), 11 Astragalen von ebensoviel verschiedenen Tieren (Ziege, Schaf, Pavian, Meerschwein u. a.), 2 Losstäbe aus Kuhhorn in Form stumpfer Pfeile, Weiber genannt, und 2 Würfel aus Ochsenklauen, Männer genannt. Die letztern beiden machen die entscheidenden Würfe (s. obenstehende

Abbildung und Abbildung auf S. 185). Hier noch ein Beispiel des politischen Verstandes und Einflusses dieser Leute: Livingstone erzählt von einem Zauberer, Tlapane, der bei dem Makololofürsten Sebituane in hohem Ansehen stand, weil er in seinen Prophezeiungen und Warnungen ein richtiges politisches Urteil bekundete, welches oft genug durch die Ereignisse bestätigt ward. Er übte daher nicht ohne Grund einen bestimmenden Einfluß auf diesen großen Häuptling. Indem er vorgab, im Osten ein großes Feuer zu sehen, welches ihn verzehren werde (die portugiesischen Feuerwaffen), rief er ihm zu: „Die Geister sagen: gehe nicht in jener Richtung". Dann, indem er sich nach Westen wandte, rief er: „Ich sehe eine Stadt und ein Volk schwarzer Männer, deren Vieh rot ist; dein eignes Volk, Sebituane, stirbt hin und wird ganz vergehen. Du wirst schwarze Männer regieren, und wenn deine Krieger das rote Vieh rauben, laß seine Besitzer nicht getötet werden, denn diese sind dein künftiges Volk und deine künftige Stadt." Sebituane erkannte das Wahre in dieser Prophezeiung und verschonte die Häuptlinge der Bahurutse, als er deren Gebiet sich unterworfen hatte. Auch zog er nie ostwärts.


Ein Halsschmuck aus Schlangenhaut, einem Bamangwatozauberer gehörig (ethnographisches Museum, München).

Tieraberglaube ist bei den Betschuanen wie bei allen Südafrikanern in großem Maße heimisch, worin sie sich auffallend mit Buschmännern und Hottentotten berühren. So geben sie denselben eigentümlichen Grund für ihre Abneigung gegen das Chamäleon und die Eidechse an, indem sie auf diese Tierchen die Schuld all ihres irdischen Mißgeschickes wälzen. Sie sagen, daß Morimo das Chamäleon gesandt habe, um den ersten Betschuanen zu sagen, wenn sie stürben, sollten sie wieder zum Leben kommen. Darauf änderte Morimo aber plötzlich seinen Sinn und sandte eine Eidechse nach, welche die unwillkommene Botschaft brachte, daß, wenn sie einmal gestorben seien, sie nie mehr ins Leben zurückkehren sollten. Die Eidechse überholte das Chamäleon und brachte ihre Nachricht, wofür sie getötet ward; das Chamäleon aber wurde verflucht, weil es sich von der Eidechse hatte überholen lassen. Seitdem sind diese beiden unschuldigen Reptilien dem Betschuanen die verhaßtesten von allen Tieren. Im Gegensatze hierzu ist eine sehr zutrauliche Bachstelzenart bei den Betschuanen gehegt und unverletzlich vor allen andern Tieren. Wer eine tötet, wird vom Häuptlinge mit einer Strafe belegt. Auch Schlangen scheinen allgemein bei ihnen eine abergläubische Schonung zu genießen. Ein Betschuanenstamm trägt sogar den Namen Banoga, d. h. Schlangenverehrer. Ob mit solchem Glauben die merkwürdigen dem Tierreiche entnommenen Namen vieler Betschuanenstämme im Zusammenhange stehen, muß dahingestellt bleiben. Die Sagen über diese Namen könnten „Volksetymologien" ohne sachlichen, d. h. historischen, Grund sein. Wenn Bakwena heißt Menschen des Krokodiles, Batlapi Menschen des Fisches, Bakatla Menschen des Affen, Batau Menschen des Löwen, so kann man nur hinzufügen, daß diese Stämme die betreffenden Tiere entweder heilig achten, oder doch schonen. In welchem Verhältnisse die Bamorara, d. h. die Menschen der wilden Rebe, zur Trägerin ihres Namens stehen, ist unbekannt. Man weiß aber, daß z. B. die Bakwena das Krokodil ihren Vater nennen, es besingen, daß ihr Häuptling großer Mann des Krokodiles genannt wird,

daß sie kein Krokodilfleisch essen, daß ihr Herdenzeichen, welches sie in die Ohren der Rinder schneiden, dem Krokodile gleicht, endlich daß sie dieses Tier, wenn überhaupt, nur unter Entschuldigungen, Anrufungen und dergleichen töten. Es ist offenbar der Rest einer weiter gehenden Tierverehrung, welcher in diesen Stammessagen uns entgegentritt (vgl. S. 176).

Entsprechend ihren friedlichen Gewohnheiten und Neigungen, ist das staatliche Leben bei den Betschuanen weniger militärisch gegliedert als bei ihren östlichen Nachbarn, wiewohl auch aus ihrer Mitte große Eroberer hervorgegangen sind. Ihr Häuptlingstum ist der durch den Rat der Ältesten (meist zweier, welche Monemotse, d. h. Bürgermeister, genannt werden) beschränkte und durch eine kräftige öffentliche Meinung kontrollierte Despotismus, wie er im Grunde bei allen Negern wiederkehrt. Gewöhnlich fällt ihm auch die Oberhauptschaft des Zauberer- oder Priestertumes zu. Daß auch sie ihr Ideal von edlerm Fürstentume hegen, scheint jene Sage von Motlume, Urenkel Monahins, des Stammvaters aller Basuto, zu beweisen, der im Munde aller Stämme dieses Volkes als das Muster eines Fürsten fortlebt. Er herrschte über alle Stämme der Basuto, welche in den Weißen und Blauen Bergen ihre Wohnsitze hatten, und unter ihm regierten zehn kleinere Häuptlinge. Motlume war gerecht und richtete nach den Regeln der Billigkeit; er war sanftmütig, mild, zugänglich; Witwen und Waisen nahm er unter seinen besondern Schutz. Was aber mehr als alles andre dazu beitrug, seinen Ruhm und auch seine Macht zu fördern, war das von ihm angeblich zuerst eingeführte System, den jungen Männern, welche keine Frauen kaufen können, solche abzugeben, wodurch sie ihm samt ihren Familien verpflichtet werden, als Batlauka (Halbsklaven) sich seinem Dienste weihen und ein Gefolge der treuesten, ergebensten Vasallen bilden, das sich irgend ein König wünschen kann. Bei andern Fürsten ist dieses System die breiteste Grundlage einer ungeheuerlichen Haremswirtschaft geworden, während von Motlume gerühmt wird, daß er in einem gewissen Alter sich von seinen Weibern zurückgezogen habe. Ebenso soll er mäßig im Essen gewesen sein und nur Wasser und Milch getrunken haben. Er soll die Gesellschaft der Kinder derjenigen der Erwachsenen vorgezogen haben mit der Erklärung, daß „die Kleinen besser als die Großen“. Kein Mosuto soll jemals so viele fremde Länder und Völker besucht haben wie Motlume. Er besuchte sogar die Menschenfresser des Nordens. Auch traf er auf seinen Reisen mit dem Häuptlinge Moschesch von Butabete zusammen, welchem er den Rat gab, die Menschen kennen zu lernen, die er eines Tages regieren werde. Heimgekehrt, beschäftigte er sich mit Nachdenken und Reden über das Wesen der Welt und der Menschen. Unter den Fragen, die diesen gekrönten Negerphilosophen am meisten beschäftigten, war die, wo das Ende der Welt wohl sein möge. Auch ließ er sich in weisen Sprüchen vernehmen, welche noch lange nach ihm im Volksmunde lebten. Arbousset teilt z. B. folgende mit: „Es gibt im Himmel ein mächtiges Wesen, welches alle Dinge geschaffen hat. Das Gewissen ist der Mahner des Menschen, es zeigt ihm unveränderlich seine Pflicht; wenn er recht thut, lächelt es ihm, wenn er übel thut, nagt es an ihm. Alles vergeht und so auch ich, aber ich gehe zu meinen Vätern.“ Motlume verfiel in eine schwere Krankheit, als er sich auf einer Reise befand; sein Sohn führte ihn auf einem Ochsen in die Heimat zurück, wo er nach wenigen Tagen in hohem Alter starb. Auf dem Sterbelager beklagte er noch, daß es ihm nicht vergönnt gewesen sei, sein Volk nach einem Orte zu führen, wo es in Frieden leben könne. „Nach meinem Tode“, verkündete er sterbend, „wird eine rote Wolke im Osten sich erheben und unsre Stämme verzehren. Der Vater wird sein eignes Kind essen. Ich grüße euch und gehe zu meinen Vätern.“ Der Tod dieses großen Häuptlinges fand 1818 oder 1819 statt.

Losgelöst von dem Schmucke der Sage, haben wir hier als Kern junger Überlieferung das Andenken eines Mannes, der tugendhafter und weiser war als die meisten seines

Volkes. Mit Recht erinnert Arbousset, indem er von der heilsamen Wirkung spricht, welche ein solcher Einzelner, Hervorragender auf sein Volk übt, an die Worte Pauli im Briefe an die Römer: „Wenn Heiden, welche das Gesetz nicht haben, von Natur thun, was des Gesetzes ist, so sind sie, die das Gesetz nicht haben, ihnen selbst ein Gesetz, als die da beweisen, des Gesetzes Wort sei geschrieben in ihren Herzen, sintemal ihr Gewissen es bezeuget". Vielleicht hat Motlume Lehren des Christentumes vernommen, welche ja oft von Mund zu Mund weite Wanderungen unter den Eingebornen machen. Die Missionare kamen zu den Basuto selbst zum erstenmal in den dreißiger Jahren. Vielleicht sind auch christliche Elemente in diese Überlieferung selbst eingegangen, wie unter anderm von Motlume auch berichtet wird, daß er als Jüngling in den Himmel gekommen sei, indem eines Abends das Dach seiner Hütte sich hob und der Himmel sich öffnete.

Eine wichtige Funktion des Häuptlinges besteht im Richteramte, welches in der Regel mit Beobachtung feststehender Formen würdig geübt wird. Letztere sind wesentlich die gleichen wie bei den Zulu, wo wir sie S. 265 f. näher geschildert haben. Niemand weigert sich, in die Entscheidung des Häuptlinges einzustimmen, von der es keine Berufung gibt, da er die Macht über Leben und Tod in Händen hat und das Gesetz bis zu dieser Ausdehnung erstrecken kann, wenn er will; aber murren ist erlaubt, und wird irgend ein Verwandter des Häuptlinges begünstigt, so ist die Bevölkerung im allgemeinen nicht so verwundert über die Parteilichkeit, als wir es sein würden. Indes eine tiefgewurzelte Loyalität, die den Fürsten hoch über alles Volk stellt, ist allen Betschuanen eigen, wie denn schon der Name Morena, den die Basuto ihrem Fürsten geben, d. h. der über das Gedeihen Wachende, ein schönes Vertrauen bekundet. Die Nordbetschuanen legen ihren Fürsten den bei den Kaffern gebräuchlichen Titel Inkosi bei.

Wie tiefgewurzelt bei aller Wandelbarkeit der allgemeinen politischen Einrichtungen die Tradition des Königtumes ist, lehrt die Verehrung, welche noch heute den Bahurutse als dem Stamme gezollt wird, in welchem vor der Trennung der Betschuanen in eine größere Anzahl von Stämmen das Königtum heimisch war. Mitglieder königlicher Familien sowie Niaka (Priester) aus den neuerstandenen Betschuanenreichen wanderten zu den Bahurutse, als deren Herrscherglanz schon sehr gering geworden war, um von deren jeweiligem Oberhaupte die alten heiligen Gebräuche verrichten zu sehen. Selbst heute, wo die Bahurutse ein zersplittertes und andern unterthanes kleines Volk bilden, neben welchem viel mächtigere Betschuanenreiche entstanden sind, spricht man bei allen Betschuanen nur mit Hochachtung von ihnen.

*

Die Geschichte der Betschuanen ist, entsprechend der binnenländischen Eingekeiltheit dieser zwischen Stämme, die an kriegerischem oder mindestens räuberischem Sinne sie übertreffen, eine sehr verwirrte, welche es niemals zu dauernder Kristallisation um eine Dynastie oder einen regierenden Stamm, damit auch selten zu einer geschichtlichen Aktivität gebracht hat. Es hat im Gegenteile die Weite ihrer Wohngebiete eine große Zersplitterung erzeugt, zu welcher Kriege und Eroberungen das Ihrige beigetragen haben. Auf Stamm- und Wandersagen ist in einem solchen Verhältnisse nicht viel zu geben. Indessen darf man hervorheben, daß, wo dieselben sich finden, sie auf Einwanderung von Norden her deuten, d. h. aus jener Region, wo der Übergang von den Betschuanen zu den Äquatorialnegern des Zambesigebietes stattfindet. Es scheint ferner ziemlich allgemein der Glaube zu herrschen, daß von den Bahurutse, welche heute im Transvaal wohnen, die übrigen Familien der Betschuanen sich abgelöst und nach den verschiedensten Richtungen hin, hauptsächlich aber südwärts verbreitet haben. Die Geschichte lehrt indessen auch entschiedene Nordwanderungen, wie denn trotz seiner verhältnismäßig hohen materiellen Kultur das Betschuanenvolk

jenen nomadischen Charakter afrikanischer Völkergeschichte, den wir früher hervorhoben, aufs deutlichste erkennen läßt. Gerade der Weg nach Norden ist, soweit ihre Geschichte, die für uns freilich kaum 100 Jahre alt ist, reicht, den Betschuanen der einzig offene gewesen, und wenn nicht ihre Herkunft, so deuten doch Vor- und Zurückwogen ihrer Geschichte in diese Richtung. Sinnbildlich für diesen Zug ist jene sowohl an sich hochinteressante als auch durch das Licht, welches sie auf innerafrikanische Völkerbeziehungen und Völkerverschiebungen wirft, anziehende Episode der Betschuanengeschichte, welche die Herausbildung des Basutovolkes zum reichsten, kräftigsten und bestbewaffneten Stamme dieses Volkes und das Aufsteigen sowie den tragischen Untergang der bis zum Zambesi erobernd vordringenden Makololo im Rahmen von noch nicht zwei Generationen erzählt. Hier ein kurzer Abriß davon. Ein Teil desjenigen Betschuanenstammes, der sich als Bakwena, d. h. Krokodilmenschen, bezeichnet, wurde in den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts durch den Zuluhäuptling Mosilikatse vom Vaalflusse in die südlich davon ziehenden Drakenberge gedrängt. Es würde der Überzahl der Betschuanen leicht geworden sein, den Angreifern zu widerstehen, wenn Einigkeit und Entschlossenheit vorhanden gewesen wären. Gegenüber den Bemühungen eines einzigen Häuptlinges, Moschesch, der intelligenter war als seine Genossen und mit allen Mitteln sein Volk zusammenzuhalten suchte, bewährte sich das Betschuanensprichwort: Kleine Häuptlinge sind schlechte Unterthanen. Mosilikatse fand das Volk ohne Einheit und Führung, tötete viele davon, raubte, was zu rauben war, und die Zurückgebliebenen wanderten als Basuto, d. h. Bettler, ins Gebirge. Hier vereinigte jener Moschesch im Jahre 1831 die Getrennten zu einem Volke, welches durch die Zuwanderung vieler Küstenkaffern, die gleichfalls in dem Gebirgslande Zuflucht suchten, etwas mehr Eisen ins Blut bekam. Ihre neue Heimat war ein außerordentlich günstiges Weideland, dessen Vorteile sie noch zu erhöhen wußten durch einen ausgedehnten Vieh- und Pferderaub, mit dem sie die Herden ihrer Nachbarn, der Oranjeboeren, heimsuchten. Sie blieben aber auch in andern Dingen nicht zurück und hatten im Jahre 1870 nicht weniger als 2000 Pflüge im Lande. Sie hatten den Ochsenwagen und die Schafzucht bei sich eingeführt, und ihre Bevölkerung war im Jahre 1877 auf 127,000 gestiegen, eine bei einem südafrikanischen Stamme unerhörte Zahl. An die Kapregierung, welcher sie sich in der Bedrängnis durch die sie zurückdrängenden Oranjeboeren im Jahre 1868 unterworfen hatten, leisteten sie 1 Million Mark Steuern. Allein sie stellten auch 18,000 berittene Bewaffnete und sollen im Jahre 1879 15—20,000 Gewehre besessen haben. Stark im Gefühle dieses Wohlstandes, verweigerten sie im Jahre 1879 ihren Freunden von der Kapregierung die Steuer, worauf jener unentschieden geführte Krieg ausbrach, der wesentlich mit dem Triumphe der Basuto endigte, welche möglicherweise bestimmt sind, im Zentrum Südafrikas zum erstenmal eine starke Betschuanenmacht zu gründen.

Dem Stamme der Basuto gehörte ursprünglich ein ganz andres, weit entferntes Volk an, in dessen Geschichte uns der gegenteilige Verlauf entgegentritt. Dies ist das Volk der Makololo. Dieselben waren ein Völkeraggregat, dessen bestimmenden Kern eine nicht große Anzahl von Basuto bildete. Als jene unter der kühnen Führung Sebituanes nordwärts zogen, nahmen sie die Jugend der von ihnen besiegten Bruchstücke mehrerer Betschuanenstämme in sich auf. Ein Gleiches geschah mit den später unterworfenen Makalaka, deren Wohnsitze die Makololo zu Livingstones Zeit (Anfang der fünfziger Jahre) einnahmen, aber nicht freiwillig, sondern gezwungen durch die große Sterblichkeit, welche in den Sumpfländern des Zambesi und Tschobe die an kühleres und trockneres Klima gewöhnten Basuto und Betschuanen befiel. So wurde endlich sogar ein Teil der Barutse in den Stamm aufgenommen. Erst wohnten sie an dem Flusse Dila oder Mozuma, von wo sie

durch die Matabele westwärts gegen den Tschobe gedrängt wurden. Hier, zwischen Zambesi und Tschobe, lebten die Makololo wie auf einer natürlichen Insel in Sümpfen und, von den sumpfigen, niedrigen Ufern dieser tiefen Flüsse umgeben, geschützt vor ihren Feinden, aber um so zugänglicher den tödlichen Sumpffiebern. Die echten Basuto erkannte man noch immer an ihrer Arbeitsamkeit. Man sah sie mit der Haue in der Hand neben ihren Weibern aufs Feld gehen. „Diesen Anblick", sagt Livingstone, „werden die Männer in keinem andern Kaffern- oder Betschuanenstamme gewähren." Aber ihre Nachkommen, welche von früh an sich als Herren fühlten, gebärdeten sich wie Aristokraten unter den unterworfenen Makalaka, so daß der kluge Sebituane sich bereits genötigt sah, ihnen so manches Vorrecht wieder zu nehmen, das sie sich angemaßt hatten. Er hatte sehr gut den Grundsatz der Gleichberechtigung verstanden, auf welchem bauend dieses so schnell gewachsene Staatsgebäude allein Dauer gewinnen konnte, und sprach ihn gern in den Worten aus: „Alle sind Kinder des Häuptlinges".

In den letzten Jahren Sebituanes erstreckte sich seine Herrschaft von den Grenzen Lundas, wo der Muata Jamvo herrscht, und wo der letzte Grenzort der Makololo Libonta (ca. 12° 30′ südlicher Breite) war, bis in das Gebiet der Batoka, welche, als Livingstone hier flußabwärts reiste (im Jahre 1855), jenseit der Dörfer Kaonkas (nördlich von den großen Fällen gegen 17° südlicher Breite) von den Makololo bereits als „im Zustande der Empörung" betrachtet wurden. Der Hauptort war Linyanti (18° 20′ südlicher Breite, 23° 50′ östlicher Länge) am untern Tschobe; im Jahre 1853 zählte er 6—7000 Einwohner. Über dieses weite Gebiet, welches ungefähr 5000 QMeilen umfassen mochte, waren die Makololo, d. h. die gemischte herrschende Rasse, nur in geringer Zahl verteilt. Über verschiedene Bezirke waren Verwandte des Herrscherhauses gesetzt, und in den einzelnen Dörfern herrschte gewöhnlich ein Makololo, wenn er auch der einzige seines Stammes in demselben war. Die in Leibeigenschaft lebenden Makalaka waren weitaus zahlreicher als ihre Herren, und diesem Umstande ist wohl in erster Linie die erwähnte kluge Art zuzuschreiben, mit der sie regiert wurden. Sie waren zu bestimmten Leistungen an dieselben verbunden, aber sie waren keine rechtlosen Unterworfenen. Livingstone sah z. B. in einem von einem Schwager Sebituanes regierten Bezirke einen Makalaka straflos ausgehen, der den Ochsen eines Makololo boshaft getötet hatte. Sein Fall wurde einfach nach Linyanti an Sekeletu berichtet. Derselbe Reisende überzeugte sich, wie ein Makololohäuptling es als eine Schande empfand, daß ein ganzes Barutsedorf seines Bezirkes wegen übler Behandlung ausgewandert war, die es von ihm empfangen. Als die Flüchtlinge nach einiger Zeit zurückkehrten, wurden dieselben mit Freuden aufgenommen, während jener Häuptling bei seinen eignen Leuten allgemein getadelt ward. Die Gastfreundschaft gegenüber den Fremden gehörte zu den ersten Pflichten des Häuptlinges. So ließ z. B. Sekeletu für Livingstone alle ein oder zwei Wochen einen Ochsen schlachten, wies für seinen Gebrauch zwei Milchkühe an, ließ ihm zwölf Töpfe Honig zu 70 Liter und hinreichenden Mais, Erdnüsse und dergleichen senden. Auch die Propheten oder Zauberer waren hochgeehrt und einflußreich; das Regenmachen hatten sie in dem Zambesithale mit seinen regelmäßigen Regenzeiten aufgegeben, aber um so tiefer griffen sie in diesem unruhigen, erobernden und unterwerfenden Stamme in das Getriebe der Politik ein. Ihre Ärzte waren jedoch meist Angehörige des Stammes der Barutse, dem auch die wirksamsten Zauberer angehören sollen.

Sebituane, dieser große Fürst der Makololo, entstammte einer Familie, die mit der damals in seinem Stamme regierenden Familie nahe verwandt war. Er war in dem Quellgebiete des Likwa und Namagari geboren und floh von hier mit einer kleinen Zahl seiner Stammesgenossen gen Norden, als diese von den Griqua von Kuruman im

Jahre 1824 geschlagen wurden. Bei Melita stellten sich ihm die Bangwakatse entgegen, deren Häuptling er besiegte, und dessen Kral und ganze Habe er in Besitz nahm. Er ließ sich dann in Litubaruba nieder, wo Livingstone später Setschelis Wohnsitze traf, und verlor dreimal seine Habe in Angriffen erst der Weißen, dann der Matabele, um immer wieder von neuem mehr zu gewinnen, als er verloren. Dann zog er durch die Steppe Kalahari und eroberte alles Land um den See (oder Tümpel) Kumadua. Da er hier von Weißen im Westen hörte, trieb ihn eine starke Sehnsucht, mit ihnen in Berührung zu kommen, und er zog südwestwärts, um seine Herden zu verlieren und arm wieder zurückzukehren. Nun trieb es ihn nach Norden, und er kam, immer fechtend und raubend, bis an die Südbiegung des Zambesi, den er überschritt, um im Lande der Batoka sein und seines Volkes Ziel, ein gutes Grasland für die Herden, zu finden. Als die Batoka besiegt und das gewünschte Land gewonnen war, erschienen die gefürchteten Matabele unter ihrem Führer Mosilikatse, überschritten den Zambesi und wurden unter wechselnden Kämpfen endlich von den Makololo geschlagen. Als Livingstone zu Sebituane kam, fand er ihn nach einem neuerlichen Siege über die Matabele und der Vertreibung der Batoka aus dem mittlern Zambesigebiete auf dem Gipfel seiner Macht. Aber noch in demselben Jahre (1851) starb Sebituane an den Nachwirkungen einer Wunde, die er bei Melita empfangen. „Er war entschieden der beste eingeborne Fürst, den ich gefunden habe. Nie vorher war mir der Tod eines farbigen Mannes so zu Herzen gegangen. Es war unmöglich, ihm nicht in Gedanken in die Welt zu folgen, von welcher er gerade erst gehört hatte, ehe er abberufen ward, und etwas von den Gefühlen derjenigen zu empfinden, welche für die Toten beten.“ Sebituane, der zur Zeit, als Livingstone in sein Land kam, ein starker, großer Mann von etwa 45 Jahren, von oliven- oder milchkaffeebrauner Farbe und etwas kahl war, vereinigte gerade die in einem Häuptlinge bei diesen Völkern so selten beisammen zu findenden Eigenschaften des kriegerischen Mutes und Unternehmungsgeistes mit ruhigem Denken und wahrhaft menschlichem Empfinden. Sein Auftreten war ruhig und aufmerksam, und in seiner Rede war er offen. Ungleich den berühmten oder berüchtigten Eroberern Mosilikatse und Dingan, führte er seine Leute stets persönlich an und schlug Feige, welche sich zur Flucht wandten, mit seiner eignen Streitaxt nieder. Zugleich aber besaß er in hervorragendem Maße die Eigenschaft, die Kunst, sich die Herzen seiner Leute oder der Fremden zu gewinnen, welche in guter Absicht zu ihm kamen. Er war zuthulich und freigebig, so daß der Ausruf: „Er ist weise! Er hat ein Herz!“ bei Einheimischen und Fremden oft gehört ward. Dadurch war er aber auch in der Lage, sich über alles zu unterrichten, was außer und in den Herzen vorging, und dies unterstützte ihn in der Bekämpfung seiner Feinde und im Zusammenhalte seiner eignen Leute.

Lange vor seinem Tode hatte Sebituane eine seiner Töchter, Mamotschisane, zur Nachfolge berufen, wahrscheinlich in Nachahmung eines oder des andern nördlichen, mehr negerhaften Stammes, welche der Sitte weiblicher Herrscher huldigen. Bei den Betschuanen ist aber die Ansicht, daß der Mann des Weibes Herr sei, so tief gewurzelt, daß es Sebituane unmöglich schien, seiner Tochter einen unbedeutenden Mann zum Gemahl zu geben, an dessen Seite sie ihr volles königliches Ansehen wahren könne. So sagte er ihr, sie möge unter allen Männern wählen, nehmen, welchen sie wolle, möge aber keinen behalten. Er glaubte, sie könne mit den Männern ihres Volkes gerade ebenso verfahren wie er mit seinen Weibern; aber diese Männer hatten selbst wieder Weiber, und da nach einem Betschuanensprichworte „die Zunge der Weiber nicht zu regieren“ ist, so fiel die Prinzessin bösartigem Klatsche anheim. Ein Mann, den sie sich wählte, wurde sogar ihr Weib genannt, und einen von ihm gezeugten Sohn nannten sie „das Kind von Mamotschisanes Weibe“. Mamotschisane schien empfindlich gegen derartige Redensarten zu

sein und zog ein stilles Familienleben dem allzu grellen Glanze der Häuptlingswürde vor, sobald Sebituanes Befehl keine Macht mehr über sie hatte. Sie erklärte nach ihres Vaters Tode, daß sie niemals das Volk beherrschen werde, solange ihr ein Bruder in demselben lebe. Darauf wurde der achtzehnjährige Sekeletu Beherrscher der Makololo, ein Jüngling, der nach Livingstones Urteil weder äußerlich noch nach seinen geistigen Fähigkeiten dem Vater gleichkam. Ehe er indessen sich in dieser hohen und darum gefahrvollen Stellung sicher fühlen konnte, mußte er einen Nebenbuhler unschädlich machen, Mpepe, aus einer einflußreichen, der herrschenden verwandten Familie, welcher behauptete, Sekeletu sei nicht thronfolgefähig, weil er der Sohn Sebituanes mit der frühern Frau eines andern Mannes sei. Es war ein öffentliches Geheimnis, daß Mpepe schon Sebituane nach dem Leben getrachtet hatte. Er that dies durch Errichtung einer Zauberhütte, in welcher eine Anzahl von Barutseärzten sich bemühten, Sebituane aus dem Leben zu zaubern. Dieser hatte kurz vor seinem Tode seinem Sohne Sekeletu gesagt: „Mir oder dir schafft diese Hütte Unheil", und als er nun so früh starb, zweifelte kaum jemand, daß Mpepes Zauberer ihm die Seele genommen hätten. Daher war eine der ersten Regierungshandlungen des jungen Sekeletu, den Nebenbuhler ungefährlich zu machen. Livingstone, welcher Zeuge dieses Aktes einer sehr entschlossenen und wenig wählerischen Politik war, hat uns eine interessante Schilderung desselben hinterlassen: Als Sekeletu im Jahre 1853 Livingstone auf einer Reise den Tschobe aufwärts begleitete, begegneten sie Mpepe, der Miene machte, jenen anzugreifen, in dieser Absicht sich jedoch erkannt und dieselbe vereitelt sah. Sie trafen kurz darauf in einem Dorfe zusammen, wo Mpepe neuerdings einen meuchlerischen Angriff auf Sekeletu plante, welchen aber diesmal Livingstone vereitelte, indem er in dem entscheidenden Moment zwischen die beiden trat. Als nun Mpepe abends an seinem Feuer saß, nahte sich ihm einer aus dem Gefolge Sekeletus mit einer Handvoll Schnupftabak. Als Mpepe sagte: „Nsepisa" (laß mich schnupfen), reichte er ihm diese Hand, während er mit der andern Mpepes Hand ergriff und festhielt; dasselbe that einer, der bereit stand, auf der andern Seite, worauf sie ihn eine Strecke vors Dorf führten und mit Speeren durchbohrten. Alles ging so rasch und still, daß Livingstone, welcher wenige Schritte davon schlief, keinen Laut vernahm. Als echter Makololo war Mpepe bei dem ganzen Vorgange die Kaltblütigkeit selber. Als ihn einer von den beiden zu fest am Handgelenke hielt, sagte er ihm: „Halte mich weniger hart, wenn du kannst; du wirst bald in derselben Weise hinausgeführt werden". Mpepes Freunde flohen zu den Barutse, als sie den Tod ihres Führers erfuhren, und Sekeletus Wunsch, ruhig schlafen zu können, war für einige Jahre erfüllt. Bald aber befiel ihn eine Krankheit, welche dem Aussatze ähnlich war, und schon zur Zeit der Rückreise Livingstones von der Westküste nach dem untern Zambesi war mit seiner eignen Kraft auch die seines Volkes geschwächt, so daß bald Kämpfe unter den Makololo selbst ausbrachen. Auch die Malariafieber hatten unterdessen immer mehr an der Kraft dieses Erobervolkes genagt, und die Barutse waren nicht träge, den günstigen Moment zu erhaschen und in einem blutigen Aufstande die Herrschaft ihrer Unterwerfer zu brechen. Von dem Kerne der Makololo, zwischen Tschobe und Zambesi, sollen nur zwei Männer und ein Knabe übriggeblieben sein. Ein noch schlimmeres Los traf die 2000 Männer der südlich vom Tschobe wohnenden Makololo, welche bei den Westbamangwato als Stammverwandten Schutz suchten. Der letztern König Letschulatebe gab vor, über ihre Ankunft erfreut zu sein, und ließ sie einladen, in allem Vertrauen, d. h. waffenlos, in seine Kotla zu kommen. Aber als sie vollzählig eingetreten waren, wurden alle Ausgänge verrammelt und jeder Makololo getötet. Darauf nahmen die „Sieger" die Frauen und Kinder der Ermordeten. An Stelle des Hauses Sebituanes

aber herrschte seitdem der Barutsefürst Sepopo, dem durch Erbschaft später das nördlich davon gelegene Mabundaland zufiel, so daß eine neue bedeutende Macht nördlich des Zambesi, das Marutse-Mambundareich, sich gebildet hat.

Auch die eben genannten **Bamangwato** sind erst in den dreißiger oder vierziger Jahren unsers Jahrhunderts in die Region des Ngamisees eingewandert. In andrer Richtung als die Makololo sind auch sie bezeichnend für den Gang der neuern Betschuanengeschichte. Sie saßen ursprünglich südöstlich von hier am Nordrande des Betschuanen-Landes, in der Nachbarschaft der „Salzpfannen" des Ngami. **Chapman** sah dort noch viele ihrer Tränkstellen. Ihr Hauptort lag nördlich von dem Shuafluß, der in diese großen Sammelbecken der Wasser zwischen Kalahari und Zambesi sich ergießt. Unter dem mächtigen Häuptlinge **Matebe** erstreckte sich ihre Herrschaft vielleicht schon bis zum See, aber erst infolge von Streitigkeiten zwischen seinen beiden Söhnen zog die eine Hälfte des Stammes, die sich den Namen Batoana (Batawana) beilegte, unter **Toneana** nach dem Ostende des Ngami, wo sie an der Ausmündung des Botletlie ihren Hauptort gründete, der als Batoanastadt und später als Letschulatebes Stadt auf den Karten erscheint. Von Toneanas beiden Söhnen wurde der eine von den Makololo geschlagen und getötet, während der andre, **Letschulatebe**, in die Gefangenschaft gebracht ward. Aus ihr entführte ihn sein Oheim Magalakoe, der in Verkleidung sich bei den Makololo einschlich, erzog ihn und gab ihn seinem Volke zurück, über welches sowie über unterworfene Bayeye und Buschmänner er zu der Zeit, als die ersten Europäer zum Ngami kamen, als „Fürst des Sees" herrschte. Erst ehrte und achtete der junge Häuptling seinen Oheim als Retter und zweiten Vater, später aber beargwöhnte er ihn und wünschte seiner ledig zu sein. Durch sein Lieblingsweib, welches eine Tochter Setschelis war, hielt Letschulatebe den Zusammenhang mit den südlichern Betschuanen aufrecht, während er in gespannten Verhältnissen zu seinen nördlichen Stammgenossen, den Makololo, stand. Der unter dem jüngern Bruder, Kama, in den alten Sitzen verbliebene Zweig,



Ein Bamangwato vom Ngamisee (nach Photographie).

die Ostbamangwato, blieb um den Hauptort gruppiert, welcher als Sekomis Stadt am Fuße der Bamangwatoberge die größte Volksansammlung in dieser Gegend darstellt, und ihr Fürst Sekomi oder Sekomo galt in den fünfziger Jahren als der erste Häuptling des ganzen Stammes, ohne indessen einen Einfluß auf die Batoana des Ngami üben zu können. Weil aber der Weg vom Süden her zum See durch sein Gebiet führte, wurde auch er als Herr des Seegebietes bezeichnet. Ihm hatte ein Sieg über die Makololo und ein nachfolgender über einen von Mosilikatse ausgesandten Streiftrupp von Matabele Ehre und Ansehen gewonnen, und er erfreute sich samt seinem Volke einer Reihe von Friedensjahren, in welchen seine neue Hauptstadt Schoschong (s. Abbildung, S. 292) sich zur volks- und verkehrsreichsten Eingebornenstadt südlich vom Zambesi aufschwang. Als Chapman sie Anfang der fünfziger Jahre besuchte, schätzte er ihre Bevölkerung bereits auf 12—15,000, und Holub schreibt ihr für eine spätere Zeit 30,000 zu. Wir werden sehen, daß sie wieder zurückging. Im Jahre 1862 schlug Sekomi einen neuen Angriff der Matabele ab, was sein Ansehen und dasjenige seines Volkes so hob, daß von weither Unterworfene der Matabele: Makalaka, Bahurutse, Mapaleng und andre, kamen, um unter dem Schutze der Bamangwato sich niederzulassen. Schon vorher (1859) hatte Sekomi glücklich einen Aufstand gedämpft, der seinen Stiefbruder Matscheng auf den Thron zu bringen suchte, und ebenso hatte er im Jahre 1864 einen Angriff Setschelis auf Schoschong abgeschlagen. Unterdessen war ihm in seinen christlichen Söhnen Khama und Khamane ein neuer Feind entstanden, dessen zunehmender Macht im Volke er mit Anschlägen gegen das Leben dieser Prinzen und ihrer Anhänger entgegenzutreten suchte. Das Ergebnis war, daß er vertrieben wurde, und daß neuerdings Matscheng sich zum Herrscher aufwarf; aber auch dieser wurde vertrieben, und Khama trat an seine Stelle. Da aber dieser so gutherzig war, seinen Vater Sekomi zurückzurufen, so kehrte nicht so bald Ruhe im Bamangwatolande ein; denn dieser suchte Khama und Khamane zu entzweien, und es gelang ihm so weit, daß ersterer mit dem größten Teile der Bevölkerung von Schoschong nordwärts in das Land der Westbamangwato wanderte und am Zugaflusse sich niederließ. Aber es erging ihm hier nicht besser als einst den Makololo, die nach dem Zambesi gezogen waren: die Fieber dezimierten sein Volk, und er kehrte mit dem Reste derselben im Jahre 1874 nach Schoschong zurück, welches er eroberte, worauf Sekomi sich zu Setscheli flüchtete. Als Holub 1875—76 hier weilte, hatte sich der größte Teil der Bevölkerung fest an den christlichen Khama angeschlossen, welcher Ordnung und Sicherheit so gehoben hatte, daß die Bevölkerung von Schoschong sich verdreifachte. Vorzüglich hatte sein Verbot des Branntweinverkaufes günstig gewirkt.

Die Bakwena (von englischen Reisenden Bakwains, von andern Bawenia geschrieben) sind ein weiterer nordwärts gewanderter Stamm der Betschuanen, dessen Gebiet im Süden der Bamangwato gelegen ist und bis zu dem der noch weiter südlich wohnenden Bangwaketse, mit denen sie noch vor weniger als zwei Menschenaltern einen einzigen Stamm bildeten, sich erstreckt. Ihr Fürst Setscheli, der eine so große Stelle in Livingstones bescheidenen Anfängen spielte, residierte in den vierziger Jahren in Kolobeng, von wo er von den Boeren vertrieben wurde. Er siedelte dann nach Liteyane und von hier nach Molopole über, welches noch heute die Hauptstadt des Stammes ist. Auch dieser Stamm ist durch Bürgerkriege und äußere Kämpfe zusammengeschmolzen, so daß die jüngsten Beobachter ihm in der Mitte der siebziger Jahre nur noch 32—35,000 unmittelbar angehörige Köpfe neben 18—20,000 halbfremd im Lande wohnenden Batloka, Baklata und Makosi zuweisen. Setscheli war in der Jugend Christ geworden, fand aber bald heraus, daß eine zu ausschließliche Hinneigung zum neuen Glauben ihn in den Einkünften aus jenen heidnischen Verrichtungen (Regenzauber und andre) schädigen würde, deren Pflege herkömmlich Sache

des Königs war. Setscheli besuchte zwar die Kirche und ließ auch seine Kinder taufen, aber er blieb auch nach wie vor geborner Oberpriester seiner der Mehrzahl nach heidnischen Bakwena. Durch die Gegenwart englischer Missionare und Händler ist indessen Setscheli wenigstens mit den materiellen Vorteilen der Kultur vertraut geworden und hat in ihnen offenbar mehr Befriedigung gefunden als im Christenglauben. Er hat sich z. B. von seinem Leibhändler Taylor ein Haus in europäischem Stile bauen und möblieren lassen, das 3000 Pfund Sterling kostete, welche in Ochsen und Straußfedern bezahlt wurden.

Es scheint überhaupt, als ob die geschmeidige, sich anpassende Natur des Betschuanen besser geeignet sei, die wirtschaftlichen Vorteile der Kultur auszunutzen, als es z. B. die Ostkaffern vermögen, welche dafür erfolgreicher ihr eignes Land für sich bewahrten. Auch andre Stämme als die Basuto und Bamangwato wußten sich die Berührung mit den Weißen, die abzuweisen sie nicht stark genug waren, nach dieser Seite hin nutzbar zu machen. So liefern die Batlapi ein Beispiel, in wie hohem Grade die allgemeine Kultur mit der materiellen Lage dieser Völker (wie aller) zusammenhängt. Bei keinem Kaffernstamme hat die Mission so große Erfolge zu verzeichnen. Als man sie zuerst entdeckte, waren sie ein unbedeutendes, schmutziges Volk. Da sie aber der Kolonie sehr nahe waren, erlangten sie die Möglichkeit, Handel zu treiben, und da zugleich der Einfluß der Missionare sie vor Kriegen bewahrte, wurden sie in den Stand gesetzt, eine große Menge Vieh anzusammeln. Leider wuchs damit auch ihre Überhebung. Zusammenstöße mit den Boeren haben seitdem dieses Völkchen wieder geschwächt.

Zu dem Bilde der Betschuanengeschichte, wie sie in dem kurzen Zeitraume, den wir zu überblicken vermögen, sich darstellt, gehören neben den aufblühenden und den völlig untergegangenen Stämmen auch die zersprengten, welche entweder heimatlos umherirren, oder auf Berggipfeln oder in Sümpfen eine Heimstätte gefunden haben.

Die Bakalahari sind im allgemeinen die Westbetschuanen, gewöhnlich faßt man aber unter diesem Namen in die Steppe versprengte Teile der Bakwena und andrer Betschuanenstämme zusammen, die wohl vielfach mit den dort heimischen Buschmännern sich gemischt, doch aber dabei ihre Stammeseigentümlichkeiten und -Zugehörigkeit zäh bewahrt haben. Livingstone sagt von ihnen: „In denselben Steppen wohnend wie die Buschmänner, den gleichen klimatischen Einflüssen unterworfen, denselben Durst ertragend, seit Jahrhunderten auf dieselbe Nahrung angewiesen, scheinen die Bakalahari einen starken Beweis zu liefern, daß die Örtlichkeit an und für sich nicht immer im stande ist, die Verschiedenheiten der Rassen zu erklären. Die Bakalahari halten mit nicht versiegender Kraft an der allen Betschuanen eignen Vorliebe für Ackerbau und Haustiere fest. Sie behacken alljährlich ihre Gärten, obgleich oft genug einige Kürbisse und Melonen ihre ganze Ernte ausmachen. Und sie hüten und hegen mit Sorgfalt kleine Herden von Ziegen, wiewohl, wie ich selbst gesehen habe, sie das Wasser zur Tränke oft aus kleinen Brunnen mit Stücken Straußeneierschale löffelweise zu schöpfen haben." Allerdings sind aber auch die Bakalahari noch immer in Verbindung geblieben mit den der Wüste zunächst wohnenden Betschuanenstämmen und halten zäh an der Art von Klientelschaft fest, in welcher sie zu den Häuptlingen derselben stehen.

Ein etwas günstigeres Beispiel liefert der Stamm der Bahurutse, der jetzt am Botleti und am See Kumadua wenig südöstlich vom Ngami lebt. Früher war derselbe weiter westlich am Mariqua einer der mächtigsten Stämme dieser Gegend gewesen, hatte sich aber infolge innerer Zwistigkeiten in mehrere Zweige geteilt, die sich fortwährend befehdeten, bis Mosilikatse über sie kam und sie zerstreute. Dabei entkam ein Stamm nach dem Schuschiflusse, wo er sich neuerdings teilte und einen Zweig nach dem Botletiflusse

sandte. Dieser nun war zu Chapmans Zeit unter der Oberherrschaft der Bamangwato, denen er Tribut zahlte, und im Schutze seiner Sumpf- und Seeumgebung bereits wieder stark geworden. Er hatte sich zunächst mit den dort ansässigen Botleti gemischt und verschmolzen, ganze Dörfer von flüchtigen Makalaka, Bakalahari und Buschmännern hatten sich unter des damaligen Häuptlinges Tschapo Schutz angesiedelt, und „jeder Tag brachte neuen Zuwachs“ (Chapman). Sie hatten fruchtbares Land, große Herden von Schafen und Ziegen und verließen kaum je ihre Sümpfe, die zu ihrem großen Glücke fast undurchdringlich für Fremde waren.

---

11. Das Wüsten- und Steppenland Südafrikas.

„Weniger völkertrennend als vielmehr völkerverbindend.“

Inhalt: Kalahariwüste. — Damaraland. — Wasserarmut. — Klima. — Pflanzenwelt. — Tierreichtum. — Ngamisee. — Kumaduasee. — Übergang zu tropischer Flora und Fauna.

Nördlich vom Oranje- oder Gariepfluß und südlich vom Ngamisee, also zwischen dem 28. und 20.° südlicher Breite, erstreckt sich von den Gebirgen, welche die Quellen des Limpopo umschließen, bis zum Atlantischen Meere eine wasserarme Steppengegend, deren mittlerer und östlicher Teil als Kalahariwüste bezeichnet wird, während der westliche, also gegen die Küste zu gelegene, Teil Großnamaqualand und Damaraland genannt wird. Wenn auch wasserarm, ist dieses Land doch in keiner Weise eine bloße Wüste, sondern erfreut sich einer ziemlich regelmäßig wiederkehrenden, wenn auch beschränkten und vorwiegend nur in Gewittern sich bezeugenden Sommerregenzeit und besitzt infolgedessen Flußbetten, die sich zeitweilig füllen, und eine größere Anzahl von Quellen und Tümpeln sowie von jenen anscheinend trocknen „Sauglöchern“, aus deren feuchtem Sande die Buschmänner mit Riedröhren oft genug Wasser für mehrere Menschen zu saugen wissen. Das ganze Gebiet ist gleich dem eigentlichen Kaplande hoch gelegen (Durchschnittshöhe 1200 m) und senkt sich langsam nach Norden zum Ngamisee und dessen noch unter seinem Niveau gelegenen Salztümpeln. Der dürrste Teil dieser Wüste liegt südlich vom Wendekreise, wo zu der Trockenheit der Atmosphäre sich ein extremes, zur Rauheit neigendes Klima gesellt, und wo die ungünstigsten Vegetationsverhältnisse auftreten. Übrigens ist auch hier die Kalahari keine einförmige Ebene und vor allem keine Sandebene. Häufig tritt Fels zu Tage, in tiefer gelegenen Strecken hat sich Lehmboden mit dünner Humusdecke angesammelt. Und mehr vereinzelt sind aus Dünen hervorgegangene Sandkämme in langen Reihen hintereinander, oft fast parallel ziehend, die in einem Teile der Kalahari „an das schwere Rollen des Meeres erinnern“. Im Norden sind sie in der Regel mit größern Bäumen oder wenigstens dichterer Vegetation bedeckt.

Das Damaraland bildet, allgemein gesprochen, die nördliche Hälfte des zwischen dem Oranje und dem Cunene ans Atlantische Meer herantretenden Steppenlandes Südafrika. Sein Flächenraum kann auf 5000 □Meilen veranschlagt werden. Es besteht aus einem dürren Küstenstriche, der an den meisten Punkten von Dünen und unmittelbar dahinter von Felswällen gebildet wird, wie sie an der Westküste Südafrikas in weiter Erstreckung, angeblich eine Kette von 400 deutschen Meilen bildend, hervortreten. Hat man diesen unwirtlichen Streifen überstiegen, der selbst an den günstigern Stellen das Eindringen von der Küste in das Innere erheblich erschwert, so befindet man sich auf einer allmählich nach Osten zu ansteigenden Hochebene, die durchschnittlich 16 deutsche Meilen breit ist: der

Naaribwüste. „Kein Baum, kein Strauch", so schildert sie Josaphat Hahn, „kein Grashalm erquickt hier oft meilenweit des Reisenden Auge, nichts als große und kleine Granitblöcke von verschiedener Farbe und Gestalt begegnen dem schweifenden Blicke, der vergebens einen anziehenden Gegenstand sucht. Einzelne zerstreute, ungeheuer große Granitblöcke stehen gleichsam als Grabmäler und Ruinen einer entschwundenen Zeit auf den wellenförmigen, nackten, weißrötlichen Hügeln, als ob sie jemand hinaufgetragen und ordentlich hingesetzt hätte." Im Norden wird dieser Wüstencharakter zu einer hügeligen, weidenreichen Hochebene von 600 bis 1200 m, Kaoko genannt, gemildert, welche das für die herdenbesitzenden Damara günstigste Gebiet ist. Erst am Ostrande dieser Region, eines derjenigen Teile des südafrikanischen Steppenlandes, welche am meisten den Namen Wüste verdienen, erhebt sich ein Bergland, in welchem lange Thalzüge und tiefe Schluchten schön bewachsene Hochebenen, langgestreckte Bergwälle und Kuppen voneinander trennen. Granit, dessen Riesenblöcke oft gewaltig übereinander getürmt sind und Höhlen für die Raubtiere zwischen sich lassen, waltet hier vor. Aber dieses Bergland bedeckt höchstens den fünften Teil des Landes, und östlich von demselben breitet sich neuerdings eine höher gelegene Steppenhochebene aus, von welcher trockne Flußbetten nach dem Ngami und dessen Zuflüssen sowie auf der andern Seite nach dem Atlantischen Meere führen. Aus ihr, deren Boden hauptsächlich Sand- und Kalksteine zu bilden scheinen, erheben sich kleine, abgeflachte Gebirge, dem Tafelberge des Kaps an Gestalt zu vergleichen, steil abfallend und oft mit Felswällen umgeben, welche an künstliche Mauern erinnern: natürliche Festungen, welche als solche oft genug in diesem blutgetränkten Lande zur Geltung kommen.

Wasser ist die Lebensfrage dieses Landes und die sehr weitverbreitete Armut an diesem belebenden Elemente seine Geißel. Es hat keinen einzigen ausdauernden Fluß, sondern nur Rinnen, welche den größten Teil des Jahres trocken liegen. Mit ungläubigem Lächeln hört man den Swachaup, welcher etwas nördlich von der Walfischbai mündet, die „Ader des Landes" nennen, denn dies ist eine großenteils vertrocknete Ader. Jene Rinnen führen indessen Wasser; in ihrer Tiefe, von hohen Wänden eingeschlossen, sind sie kühl, schattig und daher auch pflanzenreicher als die verbrannten Ebenen, und endlich bilden sie die besten, ja heute die einzigen Wege ins Innere. Das Flußbett, glatt wie eine Ebene, ist teils mit Sand, teils mit Kies bestreut, teils mit Schlingpflanzen, wilden Melonen und selbst Rasenflecken bedeckt. Zuweilen findet man einen kleinen Teich oder eine Quelle, welche kühl hervorsprudelt, um bald im Sande zu versickern. „Welch wunderbarer Kontrast", ruft Hahn, „gegen die Landschaft einige Hundert Fuß höher zu beiden Seiten des Flusses! Wer von der heißglühenden, grauenhaften Wüste in dies kühle, liebliche Thal heruntersteigt, möchte sich anfangs fast in eine kleine Märchenwelt versetzt glauben." Seltener, als zu wünschen wäre, unterbrechen brausende, trübflutende Gewässer dieses Idyll, kommen aber dann oft so rasch, daß Wanderer, welche um eine friedliche Quelle gelagert waren, von ihnen verschlungen werden. Außerhalb dieser Flußbetten gibt es nur wenig Wasser, denn Quellen sind selten, und wo sie vorkommen, ist ihr Wasser häufig heiß oder salzgeschwängert. Eine Veränderung des Wasserreichtumes, wie sie für das übrige Südafrika von vielen angenommen wird, ward auch schon für dieses Gebiet behauptet. Daß ungewöhnliche Schwankungen vorkommen, lehren z. B. die beträchtlichen Unterschiede im Wasserstande des Ngamisees. Unter den Eingeborenen gibt es viele Überlieferungen in diesem Betreff, die freilich nicht beweisend sind. Um eine besonders auffallende hervorzuheben, erinnern wir an Baines' Versicherung, daß er von den Eingebornen gehört habe, der Tümpel von Ghanzé, wo man heute das Wasser mühsam ergraben muß, sei noch „vor nicht langer Zeit" so groß gewesen, daß ein über ihn wegschießender Jäger das am andern Rande trinkende Wild fehlen konnte.

Das Klima ist in hohem Grade extrem. Die Regenzeit beginnt mit Dezember oder Januar und dauert bis Mai. In ihr fallen dann und wann tropische Regen, denen dann häufig eine ertötende Kälte folgt. Bei den Ostwinden, welche im Mai und Juni die Regenwolken vertreiben, sowie in den hellen Nächten des Juli und August ist Eisbildung nicht selten, und sogar Schneefälle kommen dann vor. Im August fangen warme Winde zu wehen an, welche in kurzem die ganze Pflanzenwelt ausdörren und das Land versengen. Ihnen folgen Stürme, deren auszeichnendes Merkmal die starken Wirbelwinde, welche Scharen von Sandhosen (von den Damara Orokumbanhera, d. h. Regenbettler, genannt, weil sie gewöhnlich die Vorboten von Regen sind) vor sich hertreiben. Im September und Oktober treten äußerst heftige Gewitter auf. Einige Minuten der heftigen Regengüsse, von denen sie begleitet werden, reichen hin, die ganze Gegend, welche davon betroffen wird, unter Wasser zu setzen, man sieht dann Seen, Wasserfälle, Sturzbäche; aber es genügt auch wieder eine Stunde Sonnenschein, um alle Spuren der Verwüstung zu verwischen. Die regelmäßige Regenzeit aber breitet über das bis dahin dürre Land den ganzen bezaubernden Blütenreichtum der Steppenlandschaft: „Berge und Thäler sind mit einer solchen Masse der herrlichsten Blumen bedeckt, daß man fast nirgends den Fuß auf kahlen Grund setzen kann". Das Gras schießt über Mannshöhe auf und bietet den Herden das beste Futter; da aber die Damara kein Heu daraus machen, so wird es von der Sonne bei herannahender Trockenzeit versengt und zerfällt zu Staub.

Die Pflanzenwelt dieses Striches ist Steppenflora, deren hervorragendste Elemente Dornbüsche und verkrüppelte, zerstreut stehende Bäume, hohe, harte Gräser, Zwiebel- und Kürbisgewächse, saftreiche Euphorbien und Fettpflanzen sind. Mehr als in der Kalahari scheinen im Damaralande undurchdringliche Dorngebüsche verbreitet zu sein, die so weite Flächen bedecken, daß sie wesentlich mit zur Unbewohnbarkeit eines großen Teiles des Landes beitragen. Und ebenso dringen in jenen tief eingeschnittenen, aber wasserarmen Thälern auch Gewächse feuchtern Klimas tief in das Steppengebiet ein. Ist nun auch, dem Steppencharakter entsprechend, diese Pflanzenwelt in keiner Weise reich, so teilt sie doch mit derjenigen der Kalahari den Reichtum an Nahrungsgewächsen, welcher diese in so hohem Grade auszeichnet. Hier wie dort ist sicherlich der Zwang der äußern Verhältnisse mit wirksam in diesem Reichtume, denn je ärmer die Natur im allgemeinen ist, desto vielseitiger ist der Zwang der Menschen, sich das zu eigen zu machen, was jene irgend Nutzbares enthält. Aber es liegt offenbar etwas dem Menschen zu gute Kommendes in dem Bestreben der Steppennatur, in den perennierenden Pflanzenteilen, vor allen Wurzeln, Zwiebeln und Knollen, Nährstoffe aufzuhäufen, welche die Gewächse vor dem Verdorren schützen. Einige von diesen Nährpflanzen sind den dortigen Völkern unentbehrlich geworden, viele sind wenigstens in hohem Grade nützlich. Zu den erstern zählt die sogenannte Viroschua oder Tschappa, welche einen Wurzelknollen von mehr als Kindskopfgröße in $^1/_2$ m Tiefe entwickelt. In dicker Rinde birgt derselbe ein saftreiches, kühles Mark, das mehr als einen verschmachtenden Wanderer vor dem Verdursten gerettet hat und zugleich nahrhaft ist. Baines sah von diesen auch Markwhae oder Marfwhae genannten Wurzeln einige bis zu 1 m Länge und nicht viel geringerer Dicke und fand, daß das Kauen auch nur eines Stückchens davon erfrischender sei als das Trinken einer noch so großen Wassermasse. Der Saft ist milchig. In den bergigen Teilen des Damaralandes bildet eine Zwiebelart, der die Eingebornen den Namen Pentjes beilegen, in der dürren Jahreszeit fast die einzige Nahrung der ärmern, buschmannartig umherziehenden Damara. Mesembryanthemum edule, welches die Hottentottenfeige, eine eßbare Frucht, trägt, muß oft mit seinen saftigen Blättern den Rindern das Wasser ganz ersetzen, und in Notfällen nimmt auch der Mensch zu diesen Blättern als Durststillern seine Zuflucht. Die mannigfaltigen Melonen und Kürbisse,

vor allen die bittere Wassermelone, spielen die gleiche Rolle als Wasserbehälter. Eine kastaniengroße Erdnuß liefert geröstet eine mehlreiche Nahrung. Eine windenartige Pflanze, deren Früchte Nara genannt werden, bedeckt in Masse die Sandhügel der Küstendünen und gehört zu den nützlichsten Gewächsen Südafrikas. Ihre mäßig apfelgroße, grünlichgelbe Frucht enthält ein tiefgelbes Fleisch, das außerordentlich erfrischend schmeckt, jedoch in zu großer Menge genossen Lippen und Gaumen wund macht. Die Eingebornen leben drei oder vier Monate des Jahres fast ausschließlich davon. Die zahlreichen Samen, welche in diesem Fleische stecken, werden sorgfältig in Lederbeuteln aufbewahrt und bilden ebenfalls ein wichtiges Nahrungsmittel. Aber nicht nur die Menschen, sondern auch Tiere, von der Fledermaus bis zum Ochsen und zum Strauße, ja selbst die großen Raubtiere und (nach Andersson) sogar die Geier, fressen diese Frucht mit Vorliebe, so daß sie in Wahrheit eine Lebensquelle dieser armen Gegend wird. Es ist nur ein schmaler Dünenstrich, wo diese Pflanze wächst. „Aber", sagt Andersson, „in diesem wüsten und armen Lande ist so großer Mangel an Nahrungsmitteln, daß es ohne die Nara unbewohnt sein würde." Chapman erzählt auch noch von einer kartoffelartigen Knolle, welche er wild wachsend in diesem Gebiete gefunden. Die Buschmänner sammeln hier ferner eine Anzahl von Beeren, die sie entweder roh genießen, oder durch Gärung zur Bereitung eines kühlenden Getränkes verwenden; ihre einheimischen Namen sind Mogoana und Maretloa. Außerordentlich zahlreich sind dornige Sträucher und unter ihnen am häufigsten der von den Boeren wegen seiner Fähigkeit, sich in die Kleider einzuhaken und dadurch den Wanderer zurückzuhalten, als „Wart' ein Weilchen" bezeichnete, 1—3 m hohe Strauch Acacia detinens. Zu den Akazien gehören auch die verbreitetsten Bäume des Kalaharigebietes, vor allen Acacia giraffae, welche bis 12 m hoch wird, und Acacia horrida. Die Dornen der letztern werden über 5 cm lang. Glücklicherweise ist das Wachstum dieser Sträucher und Halbbäume selten sehr dicht, sonst würden sie die Wegsamkeit dieser Steppe noch mehr erschweren. Hat doch nicht ohne Grund schon früher Dr. Kirk eine Klassifikation dieser Dornsträucher in drei Ordnungen vorgeschlagen, deren erste die Kleiderzerreißer, die zweite die Fleischzerkratzer und die dritte die Kleider- und Fleischzerreißer umfaßt!

Der früher (s. S. 41) betonte Tierreichtum Südafrikas zeigte sich einst am größten in diesen Steppenländern. Besonders das Damaraland war nicht nur reich an Antilopenherden, sondern auch an Elefanten und Rhinozerossen. Es ist dies schon insofern von Belang, als die Bedingungen der Durchschreitung der Kalahari bei weitem nicht so schwer sind wie z. B. der Sahara. Zwar sagte Setscheli zu Livingstone, als dieser seine erste Reise von Kolobeng nach dem Ngami antrat: „Selbst für uns schwarze Menschen ist es unmöglich, diese Wüste zu durchschreiten, außer in gewissen Jahren, wenn mehr Regen als gewöhnlich fällt und eine außergewöhnliche Menge von Wassermelonen wächst". Aber die Thatsachen erweisen, daß die Buschmänner und Bakalahari auch ohne Pferd und „Schiff der Wüste" mit keinem andern Wasservorrat, als sie in ihren traubenförmigen Bündeln von hohlen Straußeneiern zu bergen vermögen, den Weg durch diese Steppe finden. Und dieselbe ist daher weniger ausgeprägt völkertrennend als vielmehr völkerverbindend und zwar letzteres besonders vermöge einer Funktion, die gerade Livingstone treffend hervorgehoben. Derselbe weist nämlich dieser sogenannten „Wüste" Kalahari eine wichtige Stelle, vor allem als Zufluchtsort für verfolgte Volksstämme an, um zu zeigen, daß dieselbe „keineswegs ein wertloses Stück Land sei". Mehrere Betschuanenstämme, die Bakalahari, haben ihre Wohnsitze ganz in der Wüste aufgeschlagen. Andre, wie die Bakwena, Bangwaketse und Bamangwato, zogen sich zeitweilig in dieselbe zurück, als sie in ihren Wohnsitzen von den Matabele bedrängt wurden. Eine große Zahl von ihnen kam darin um, und Livingstone fand einige Jahrzehnte nach diesen Katastrophen bei den Bakwena

kaum mehr einen alten Mann, der die frühere Geschichte seines Stammes berichten konnte, weil fast alle ältern Männer in der Wüste zu Grunde gegangen waren. Aber ihren Feinden, die sie zum Teile in die Wüste verfolgten, ging es nicht besser, auch von ihnen verschmachteten Hunderte, und endlich blieb doch ein Rest von diesen wie jenen übrig, der zu einem neuem Volke sich verschmolz.

Der Ngamisee gehört mit seiner veränderlichen Oberfläche, seiner Sumpf- und Steppenumgebung noch zu Südafrika, wenn er es auch bestimmt gegen den wasserreichen tropischen Norden abschließt. Trotz seiner Seenatur ist er bezeichnend für das Klima dieser Region. Schon von den ersten Europäern, welche ihn besuchten, ist er als eine viel kleinere und seichtere Wassermasse erkannt worden, als Gerüchte hatten glauben lassen, die früher von ihm nach den Küsten gedrungen waren. Und er ist nicht bloß klein, sondern sein Abfluß versiegt in echt wüstenhaften Salzpfannen. Als sein Entdecker Livingstone die Bayeye ihre Kähne über den See weg nicht rudern, sondern mit Stangen fortstoßen sah, schrieb er resigniert: „Er kann nicht von großem Werte als Handelsstraße sein". Er überzeugte sich, daß in den Monaten, welche der Ankunft der in der Zeit unsers Frühlinges anlangenden reichlichen Zuflüsse von Norden her vorangehen, die Seichtigkeit in einem Maße zunimmt, welches selbst den Rinderherden die Annäherung durch immer breiter werdende, rohrbewachsene Sumpfränder fast unmöglich macht. Indessen haben doch alle Besucher sich dem Reize einer perennierenden Wasserfläche inmitten einer so steppenhaften Umgebung nicht entziehen können, und man hat nicht zuletzt auch in dem reichern, buntern Völkerleben, das ihn umgibt, die befruchtenden Wirkungen seines allerdings beschränkten, schwankenden, ja vielleicht zurückschwankenden Daseins erkennen müssen. Sein einziger beträchtlicher Zufluß ist der von Nordwesten kommende Tioge, welcher selbst nahe der Mündung nicht über 40 Ellen breit, wohl aber von erheblicher Tiefe ist. Sein Lauf ist, bezeichnend für die Plateaunatur des Landes, so schlängelnd, daß Andersson, als er 14 Tage in ihm aufwärts fuhr, sich um nicht mehr als einen einzigen Breitengrad nordwärts vom Ngami entfernte. Bei hohem Stande ist das Wasser im Ngami frisch, bei niedrigem wird es brackig. Der Abfluß des Sees ist der imposante Zuga oder Botlete, welcher so langsam, daß er wie ein stehendes Wasser erscheint, der schmälern Ostspitze entfließt und in südöstlicher Richtung etwa 20 geogr. Meilen weit läuft, bis er in dem See Kumadua eine der tiefsten Stellen dieses Teiles von Afrika findet. Dieser See ist, wenn gefüllt, etwa 1 Meile breit und 2 Meilen lang, aber er schrumpft in der trocknen Zeit zu einer Reihe von Tümpeln ein. Er hat stark salziges Wasser, und Salzwüsten von viel größerer Ausdehnung als die seinige umgeben ihn im Norden und Osten, wahre Salzpfannen.

Die Landschaft in den weitern Umgebungen des Ngamisees gewinnt ein besonderes Interesse durch den Übergang zu tropischen Formen, der in ihr sich vollzieht und die südafrikanische Grundform der mit Bäumen und Büschen bewachsenen Grasflächen mehr und mehr bereichert. Bleiben auch immer vorwiegend die mimosen- und euphorbienartigen Stachelgewächse und die Trockenheit andeutenden büscheligen Savannengräser, so treten doch Mopanebäume (Bauhinien) in lichten Reihen auf den Kämmen der flachen Hügel dieser welligen Landschaft auf. Der riesige Baobab oder Affenbrotbaum erscheint zuerst etwa beim 22.°, und die ersten Palmen fand Livingstone, von Süden kommend, bei der Quelle Lothlakani auf 21° 28′ südlicher Breite. Schön bewaldet, wiewohl nicht tropisch üppig, ist das Thal des Zuga. Dagegen sind so vegetationsarm wie die dürrsten Striche der Kalahari die tiefsten, durchsalzenen Stellen des Seenbeckens.

Außerordentlich war der Tierreichtum in dieser Gegend, als die Europäer dieselbe zum erstenmal durchzogen, und ehe die jagdlustigen Betschuanen von denselben Feuergewehre gegen ihr Elfenbein eingetauscht hatten. Die Elefanten waren so zahlreich, daß Oswell,

einer der Begleiter Livingstones, öfters vier alte männliche Tiere an einem Tage schoß, und daß nach einer Mitteilung des letztern in den ersten drei Jahren nach der Erschließung des Zugathales daselbst 900 solcher Riesentiere erlegt wurden. Andersson schoß allein in dieser Gegend 90 Rhinozerosse. Nilpferde sind im Ngami und Zuga häufig. Außer den gewöhnlichen südafrikanischen Antilopen gibt es zwei oder drei Arten von „Wasserböcken", die nur im Röhrichte der Ngami- und Zugasümpfe leben. Von Krokodilen ist nicht bloß der Ngamisee, sondern jeder Tümpel und langsame Fluß bevölkert, und nicht minder massenhaft sind die Wasservögel vertreten. Andersson spricht einmal von neunzehn verschiedenen Gänse- und Entenarten. Endlich ist der Fischreichtum dieser Gewässer ein sehr beträchtlicher und nährt eine der fischereikundigsten Bevölkerungen Afrikas, die Bayeye, wenn er auch die jetzt hier herrschenden Betschuanen (Bamangwato) noch nicht vermocht hat, ihr Vorurteil gegen den Genuß der Fische aufzugeben.

Wenn man vom Zentralsudan sagen kann, man könne die Völkerkunde Afrikas nicht verstehen, solange man nicht seine Bevölkerungsverhältnisse genau erkannt habe, so kann man ähnlich auch in diesem Tummelplatze der südafrikanischen Eroberer, wo Buschmänner und Namaqua mit Betschuanen, Zulu, Ovaherero und Äquatorialafrikanern zusammentreffen, den Schlüssel mindestens eines großen Teiles der Ethnographie des südlichen und südäquatorialen Afrika zu finden erwarten.

12. Die Ovaherero[1] (Damara) und Bergdamara.

Inhalt: Wohnsitze. — Ursprung. — Geschichte. — Geistige und Charakteranlagen. — Körperbau. — Tracht und Schmuck. — Waffen. — Geräte. — Musik. — Tanz. — Nahrung. — Handel. — Hebung der Herero in neuerer Zeit unter Einfluß der Missionare. — Fehlen des Ackerbaues. — Andre Kulturverluste. — Viehzucht. — Nomadismus. — Kommunismus. — Familie. — Vielweiberei. — Tod und Begräbnis. — Politische Verhältnisse. — Rechtsbegriffe. — Gesellschaftliche Gliederungen oder Kasten. — Die Eanda. — Religiöse Anläufe. — Zauberer und Feuerjungfrauen. — Opfer. — Die Bergdamara.

„Es ist bekannt, daß unter den Negerstämmen des Innern Afrikas ein ewiger Kampf und Streit, ein ewiges Völkergedränge, man möchte sagen eine ewige Völkerwanderung stattfindet, wobei die einzelnen Nationen oft ihre nationale Existenz verlieren und gänzlich von der Erde verschwinden, oft aber auch unaufhörlich ihre Wohnsitze ändern, bis sie endlich wohl Hunderte von Meilen von ihren ursprünglichen Wohnsitzen, wie vom Sturme verschlagen, aus den Wogen des großen Völkermeeres auftauchen und auf eine Zeitlang wieder festen Fuß fassen. Wie rätselhafte Erscheinungen stehen solche Völker ihren Nachbarn zur Seite; keiner weiß, woher sie kommen, sie selbst wohl ebensowenig; oder es tauchen wenigstens nur dunkle Ahnungen, unbestimmte Erinnerungen von ihren Kämpfen, Wanderungen, von den vielen Völkerschaften, mit denen sie in Berührung kamen, unbewußt, aller historischen Färbung und Genauigkeit entkleidet, in dunkeln Sagen, in Märchen und sonstigen Erzählungen, in ihrem Aberglauben ꝛc. wieder auf. Solch ein rätselhaftes Volk ist auch dasjenige der Ovaherero." Mit diesen Worten beginnt Josaphat Hahn seine wertvolle Betrachtung der Geschichte und Gegenwart der Ovaherero oder Damara, und wir können nicht besser als mit ihnen den Grundzug der Geschichte dieses merkwürdigen Volkes kennzeichnen.

[1] Ovaherero, der Name, den sich dieses Volk selbst gibt, bedeutet nach J. Hahn „fröhliches Volk", während der Sinn von Damara, das aus der Namasprache stammt, dunkel zu sein scheint.

Die Ovaherero oder Damara sind in ihre heutigen Wohnsitze nach ihrer eignen Überlieferung von Norden oder Nordosten eingewandert, und zwar haben sie dieselben seit nicht mehr als etwa 100 Jahren inne. Eine Hindeutung auf frühere Wohnsitze vermag vielleicht die Sage zu geben, welche sie von ihrer Abstammung erzählen: Die ersten Menschen, d. h. die ersten Damara, und die Tiere des Landes entstanden aus einem Baume mitten in allgemeiner Finsternis. Da zündete ein Damara ein Feuer an, welches das Zebra, die Giraffe, das Gnu und jedes andre Tier der Wildnis derart erschreckte, daß dieselben alle aus der Gegenwart des Menschen flohen, während die Haustiere, wie Ochs, Schaf und Hund, furchtlos um den Feuerbrand versammelt blieben. Sie nennen den Ort, wo dieser Stammbaum ihres Volkes wuchs, Omaruru, und viele glauben, daß es derselbe Baum sei, dem sie den Namen Omumborombonga beilegen. Diesen Baum fand Andersson in großen Hainen ostwärts von den heutigen Sitzen der Damara gegen den Ngamisee zu. Da zugleich auch in dieser Richtung Hirtenvölker wohnen mit einer Lebensweise ganz wie die der ackerbaulosen Damara, während im Norden von den letztern ausschließlich ackerbauende Stämme ihre Wohnsitze haben, so scheint eine Einwanderung der Damara von Osten her wahrscheinlicher als eine solche von Norden. Früher scheinen die jetzt zerstreuten und zurückgedrängten Buschmänner und die von Andersson als „Bergdamara" bezeichneten Stämme (s. S. 350) dieses Gebiet bewohnt zu haben, und sicher ist es, daß den südlichen Teil desselben vordem die Namaqua innehatten. Vielleicht waren indessen die Buschmänner auch noch nicht lange hier eingewandert (sind sie doch unstete, leicht den Ort wechselnde Völker), und als die am längsten hier Ansässigen und damit (im landläufigen Sinne) als die Autochthonen wären dann wohl diese Bergdamara anzusehen. Wenig kriegerisch, wie sowohl sie als die Buschmänner sind, wurden sie von den Ovaherero ohne große Mühe unterworfen, teils getötet oder zu Gefangenen gemacht, teils in die Gebirge oder andre unwirtliche und schwer zugängliche Striche zurückgedrängt, wo sie noch heute ein elendes, ärmliches Dasein führen. Aber die von Norden Gekommenen selbst vermochten nicht lange sich in der alleinherrschenden Stellung zu erhalten, in welche dieser Eroberungszug sie gebracht hatte. Ungleich andern Völkern, für welche ein solches siegreiches Vordringen der Anlaß zu festem Zusammenhalte inmitten der Unterworfenen und damit nur die erste Stufe eines noch größern Siegeslaufes zu sein pflegt, zerfielen sie kurz nach ihrer Ansässigmachung in dem Raume zwischen 24 und 20° südlicher Breite und zwischen dem Ngami und dem Atlantischen Meere in eine größere Zahl von kleinen



Ein Bergdamara (nach Photographie im Besitze des Herrn Dr. Fabri in Barmen).

Stämmen, die von ebenso vielen eigenmächtigen Häuptlingen regiert wurden. Es dauerte nicht lange, bis ihre Nachbarn sich diese Zersplitterung zu nutze machten. Im Osten gerieten sie in Krieg mit den heute ihrerseits von den Matabele unterworfenen Maschona, von



Männer der Herero (nach Photographie im Besitze des Herrn Dr. Fabri in Barmen).

welchen sie nach manchen verzweifelten Kämpfen aus der Umgebung des Ngami zurückgedrängt wurden. Ihren Spuren in Gestalt zu Viehtränken erweiterter Brunnen begegnet man noch in den heute fast menschenleeren Strecken zwischen dem Ngamisee und Tanobis.

Im Süden aber erwuchs ihnen ihr verderblichster Feind in Gestalt der Namaqua-Hottentotten, eines Stammes, der zuerst von den Herero südwärts zurückgedrängt worden war, dann aber durch Anschluß an eine am Oranjeflusse niedergelassene Abteilung ihrer Leute unter Jan Afrikaner (s. S. 113) sich kräftigte und im Laufe der vierziger Jahre unsers Jahrhunderts erst zur ebenbürtigen und bald zur vordrängenden und erobernden Macht in diesem Gebiete wurde. Ein ursprünglich von den Herero etwas verschiedener, wenigstens dialektisch abweichender Stamm, der der Bandjeru (vgl. Abbildung, S. 323), wurde dabei nahezu ganz vernichtet, so daß man eigentlich erst seit dieser Zeit das Recht hat, dem ganzen Volke den Namen Herero beizulegen.



Die Herero-Häuptlinge Kamaherero und Amadama (nach Photographie im Besitze des Herrn Dr. Fabri in Barmen).

Im Jahre 1842 hatten die rheinischen Missionare einen Frieden zwischen den Namaqua und den Herero vermittelt, der aber bald wieder durch einen Angriff Jan Afrikaners gebrochen ward, und nun gingen die Herero stetig zurück, bis sie Mitte der fünfziger Jahre in ihrem ganzen Lande unterworfen waren. Innere Fehden hatten zu diesem unglücklichen Ergebnisse sehr viel beigetragen. Nur im äußersten Norden hielten sich unabhängige und, was fast gleichbedeutend ist, noch herdenreiche Stämme in den Bergen um den 18. Breitengrad, wo die Namaqua entweder nicht anzugreifen wagten, oder zurückgewiesen worden waren. Bis 1863 dauerte dieser Zustand. Darauf waren aber sie es, die wieder vordrangen und nun die Namaqua zurückwarfen. An ihrer Spitze stand ein kühner Häuptling, Kamaherero, und zu Hilfe kamen ihnen die bekannten Elefantenjäger Andersson und Green. Noch mehr aber half ihnen der Rat ihres Missionars Hugo Hahn, um den sie sich seit 1865 in Otyimbingue konzentrierten. Ohne großes Blutvergießen ging es auch hier nicht ab, Otyimbingue wurde viermal von großen Namaquahorden angegriffen, und bei dem letzten Angriffe wurden fast 1500 Namaqua vernichtet. Endlich kam es 1868 wieder zum Frieden, und seitdem haben sich die Herero rasch erholt und sind unter der Leitung deutscher Missionare in jeder Beziehung fortgeschritten. Aber seit 1881 ist die Kriegsfackel wieder

entzündet, so daß es scheint, als ob immer das Wort wahr bleiben sollte, das einmal Kamaherero den Namaqua zurief: „Überall liegen und gehen wir auf den Gebeinen unsrer von euch Namaqua gemordeten Eltern, Kinder, Geschwister und Freunde". In der That, das ganze Damaraland ist blutgetränkt. Man muß diese Kämpfe ins Auge fassen, um das Stehenbleiben in der Kultur dieser Völker zu verstehen. Ganz neuerdings scheint ihnen aber hier ein noch gefährlicherer und wahrscheinlich feindlicher Nachbar entstanden zu sein. Eine Gesellschaft von auswandernden Boeren (Trekboeren) zog 1879 aus dem Transvaal durch die Kalahari nach dem Damaralande, wo sie längs einer Hügelkette, an deren Fuße einige Quellen sich befinden, unter dem 18.° südlicher Breite sich niederließ und, wie die Berichte von 1880 lauteten, reiche Jagdgründe und hinreichende Weiden fand. Nach der Schilderung der Örtlichkeiten mußten diese Niederlassungen in der Nachbarschaft der unabhängigsten Damara gelegen sein, und leider erlauben die Lehren der südafrikanischen Völkerbeziehungen wie überhaupt der Geschichte nicht, zu zweifeln, daß zwei nach Jagd- und Weidegründen verlangende und damit natürlicherweise expansive Völker nicht friedlich nebeneinander werden leben können. Und das um so weniger, als die Herero lange Zeit ein Volk waren, welches jeden Stärkern geradezu aufforderte, es zu unterdrücken. „Die Damara", sagt noch Chapman, „müssen entweder ein sehr feiges oder entnervtes Volk sein, oder sie müssen, gleich den Makoba am Botletle, uneinig und in kleine Gemeinschaften zersplittert gelebt haben, um von einer so elenden Rasse wie den Namaqua-Hottentotten unterworfen werden zu können, für welche jedes andre schwarze Volk in Südafrika die entschiedenste Verachtung hegt."



Ein Häuptling der Bandjeru (nach Photographie im Besitze des Herrn Dr. Fabri in Barmen). Vgl. Text, S. 322.

Gewiß hat ihr Charakter unter diesen traurigen Geschicken gelitten, und es würde Generationen dauernden Friedens bedürfen, wie er in diesen Verhältnissen ihnen kaum beschieden sein wird, um sie unter der Leitung ihrer trefflichen Missionare über das Niveau ihrer frühern Gesunkenheit hinauszuheben. Sie standen nur noch wie eine hilflose Herde ihren Feinden gegenüber. Und diese Entmutigung erklärt es, wie Reisende, die jahrelang mit ihnen verkehrten, sie in erster Linie als feig bezeichneten. In diesem Urteile stimmten Männer wie Andersson, Galton, Chapman und Green überein. Auch Lügenhaftigkeit in ungewöhnlichem Grade wurde ihnen nachgesagt. „Im Anfange", sagt Andersson, „hielt ich ihre widersprechenden Angaben für erfunden, um mich zu schrecken oder zu betrügen; aber als ich ihren Charakter näher kennen lernte, fand ich, daß sie mehr aus Gewohnheit logen, als um zu lügen." Es ist unglaublich, wie mißtrauisch

sie sind. Thatsache ist, daß die Missionare mehrere Jahre in Barmen und Schmelens Hope lebten, ehe sie von dem Dasein einiger für sie wichtiger Quellen wußten, die in der Nachbarschaft den Herero längst bekannt waren. Von Otyimbingue bis Omanbondi reist man zwei bis drei Wochen; als aber Galton einen Herero nach der Länge dieses Weges fragte, sagte dieser, wenn man jeden Tag so schnell reise wie möglich, so sei man alt, ehe man anlange. Indessen darf man hier nicht gleich an grenzenlose Verlogenheit denken. Die Herero sind nur etwas schärfer ausgeprägte Typen des naiven Egoismus, dem die meisten Laster der „Wilden" entspringen.

Die geistigen Anlagen scheinen unter so lange währenden grausamen Bedrückungen nicht minder gelitten zu haben. Der vorhin genannte Missionar nennt sie geistig stumpf, doch setzt er mit Recht hinzu: „Vielleicht fehlt es nur daran, daß sie geweckt werden müssen. Da die fluchwürdige Sklaverei, unter der sie bisher geseufzt haben, in etwas erleichtert ist, könnte es vielleicht glücken. Eine gewisse Stärke, zäher Charakter ist da, sonst wären sie unter den unsäglichen Bedrückungen und grausamen Mißhandlungen seitens der Namaqua vergangen. Ein hervorstechender Zug ihres Volkscharakters ist Eigensinn und Schwermut." Eine hervorragende Gabe besitzt dieses Volk mit andern Negern in der Anlage zum Gesange. Sie übertreffen darin die musikalisch so sehr beanlagten Namaqua. Welch sonnige Szene, die Hahn erzählt, wie Missionsschüler von Okombahe ihn während seiner Rast nach trauriger Wüstenreise draußen vor der Hütte mit einem vierstimmigen Gesange nach den Melodien „Ein' feste Burg" und „Nun danket alle Gott" überraschen!

Bei der Erwägung dieser Urteile ist es deshalb notwendig, hervorzuheben, daß über allen diesen Fehlern des Egoismus, der Trägheit und der Zurückgekommenheit, denn das sind diejenigen, welche am meisten an ihm getadelt werden, im Herero eine Eigenschaft waltet, die, unter Voraussetzung der Erziehung, seiner Zukunft eine günstige Aussicht eröffnet. Der Herero ist stetig, während sein hottentottischer Nachbar das Prototyp der Veränderlichkeit, der Unberechenbarkeit ist. Der Herero ist schwerer zugänglich, schwerer zu überzeugen, zu bekehren, er ist weniger Gefühls- als Verstandesmensch; aber er hält fester an dem, was er aufgenommen. Seine besten Kenner unter den Missionaren sind immer wieder auf diese Eigenschaft zurückgekommen, in welcher sie die Gewähr eines endgültig günstigen Erfolges ihrer Bemühungen erkannten.

In körperlicher Beziehung werden die Herero insofern als einer der bestausgestatteten Negerstämme zu betrachten sein, als sie an Höhe und Kraft des Wuchses nach allen Angaben nicht hinter ihren kriegerischen Stammverwandten an der Südostküste, den Kaffern im engern Sinne, zurückstehen, während in ihrer Gesichtsbildung von dem etwas enthusiastischen Josaphat Hahn ein „auffallend kaukasischer" Zug gefunden wird. Kritischere Betrachter geben wenigstens zu, „daß eine Annäherung an den kaukasischen Typus bei den Herero häufiger sein mag als bei den meisten andern Südafrikanern, die Amazulu nicht ausgenommen" (G. Fritsch). Unsre Abbildungen (vgl. auch S. 129) bestätigen nur die Bemerkung des eben genannten Forschers, daß diese Annäherung ihren Grund in der bessern Entwickelung der Nase, der höhern Kopfform, den schwächern Kinnbacken und den nur mäßig aufgeworfenen Lippen habe. Der Ursprung dieser Abweichungen ist nicht aufzuklären. Jedenfalls kann man kaum an eine Einwirkung der besondern Klimaverhältnisse in einem so kurzen Zeitraume denken, wie er seit der Einwanderung der Herero in diese Gegenden verflossen. Ebensowenig kann die Mischung mit Buschmann- oder Namablut dieses Ergebnis hervorgerufen haben.

Die Kleidung der Herero besteht, wie es einem Volke von Viehzüchtern geziemt, fast ganz aus Leder und entspricht, mit Ausnahme des seltsamen Kopfputzes der Frauen, im

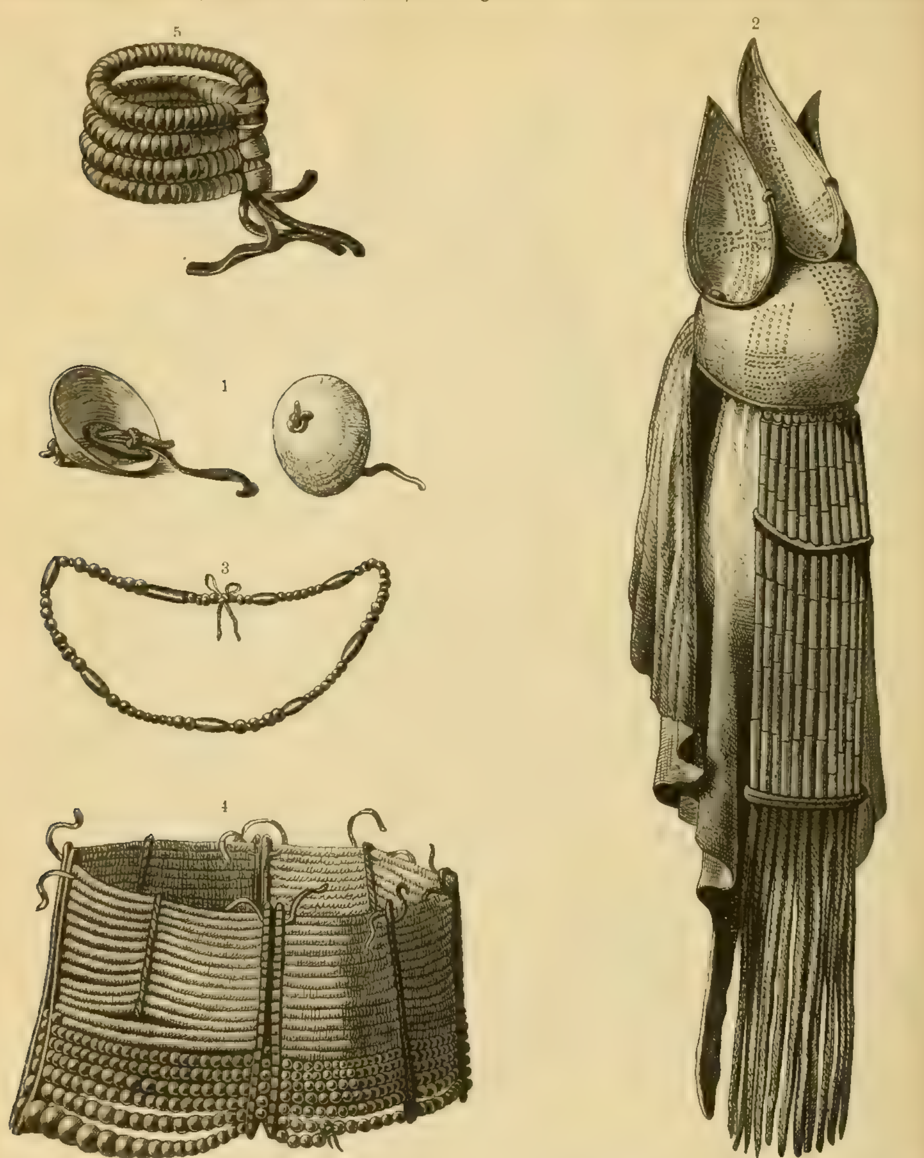
allgemeinen jener der Namaqua. Absolute Nacktheit ist ihnen bei Erwachsenen ein Greuel. Eine ihrer Sagen erzählt von einigen Weibern, welche das anscheinend geringfügige Miß-



Weiber der Herero (nach Photographie im Besitze des Herrn Dr. Fabri in Barmen).

geschick traf, daß ihre Lendenschürzen von einem Flusse mitgerissen wurden, so daß sie nackt nach Hause kehren mußten. Noch heute heißt davon der Fluß Okaroschekie oder Nacktfluß. Männer und Weiber tragen als Hauptkleidungsstücke ein oder zwei Schaf- oder

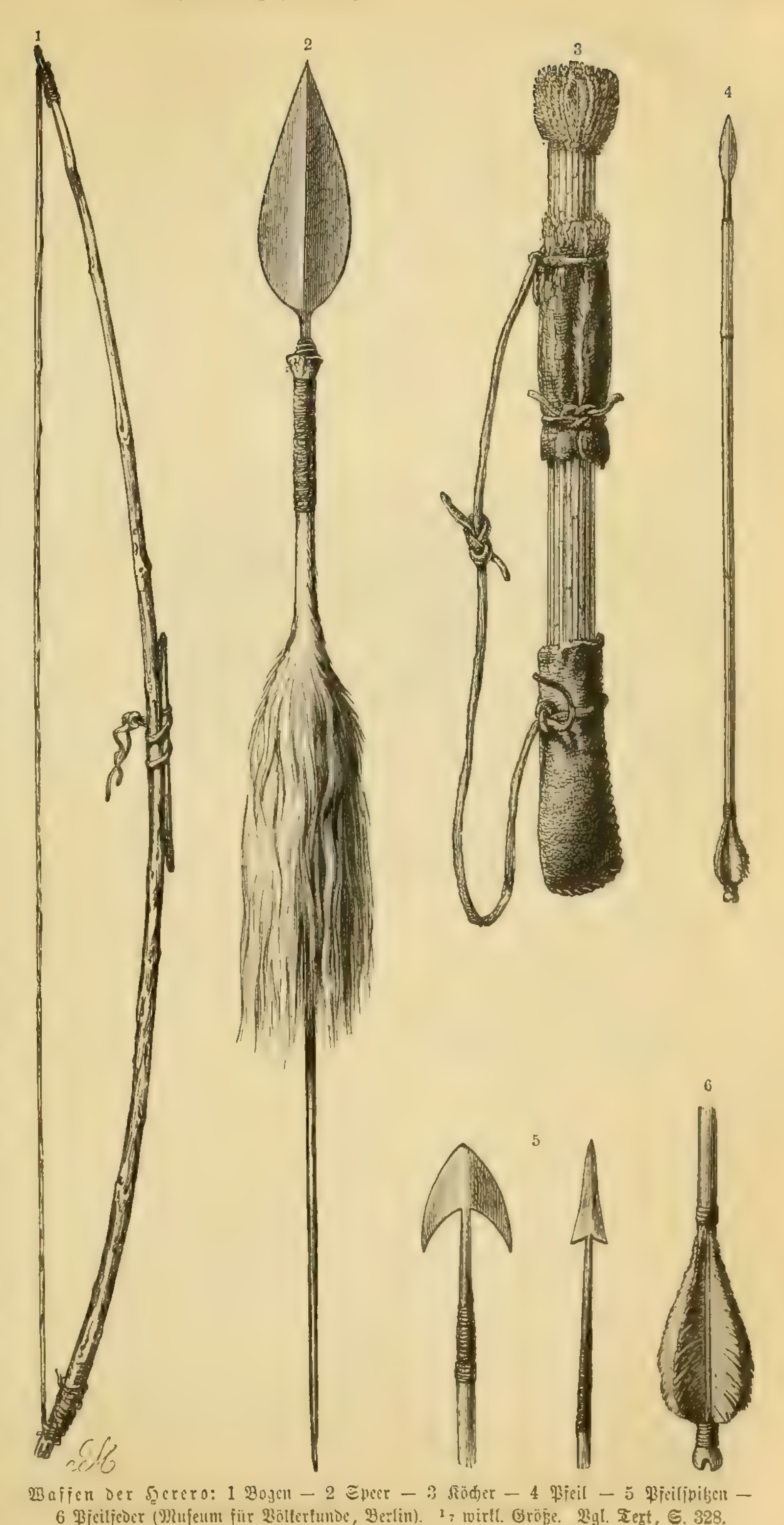
Ziegenfelle, welche sie um die Lenden schlagen. Die Weiber haben darunter eine Art Schmuckschürze aus zahllosen Lederstreifen, auf denen Stückchen von Straußeneierschalen oder bei den Wohlhabendern auch Perlen aufgereiht sind (s. untenstehende Abbildung), während die Männer endlose dünne Lederstreifen in Form eines lockern Gurtes um die Lenden



Schmuck der Herero: 1 Kopfschmuck der Männer. — 2 Kopfschmuck — 3 Halsband — 4 Schurz — 5 Beinringe der Weiber (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/7 wirkl. Größe.

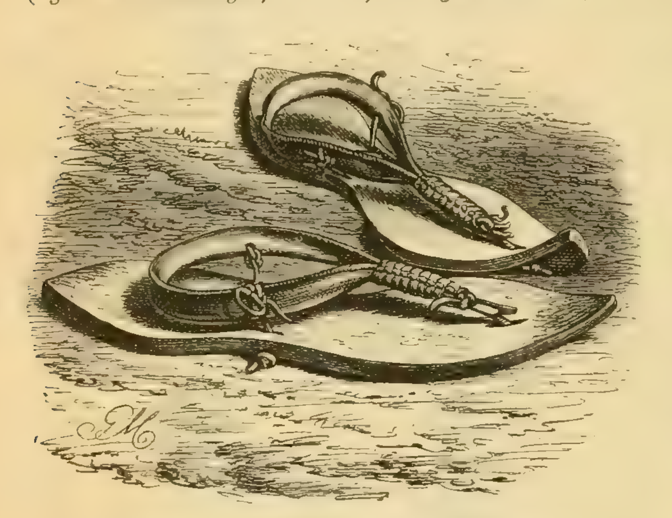
schlingen, in welchen der Kirri und unter Umständen auch andre Geräte getragen werden. Diese Felle sind, wie die Herero selbst, meist mit dicken Massen von rotem Ocker und Fett beschmiert. „Man kann“, sagt Josaphat Hahn, „dies Beschmieren mit Fett und Ocker, so seltsam und unsauber es auch erscheinen mag, nicht als eine üble Angewohnheit bezeichnen, sondern es ist für jenes Klima etwas durchaus Notwendiges. Die Haut bleibt dadurch

fortwährend geschmeidig und wird vom Staube nicht irritiert, was dort leicht häßliche und nicht ungefährliche Hautkrankheiten, Ausschläge und dergleichen, nach sich ziehen würde. Ferner wird man hierdurch vor plötzlicher Abkühlung des Schweißes bewahrt." Als Kopfbedeckung tragen die Männer nur bei schlechtem Wetter ein Stück Leder oder Fell, welchem sie die verschiedensten Gestalten geben können (s. Abbildung, S. 326); aber die Frauen bieten in ihrer gewöhnlichen Kopfbedeckung eins der originellsten Stücke der Nationaltrachten, die man bei Südafrikanern findet. Sie tragen nämlich von der Verheiratung an einen helmartigen ledernen Aufputz, welcher mit Perl- oder Muschelschnüren geschmückt ist, und von dessen hinterm Teile drei eselsohrartige Zipfel steif in die Höhe ragen. Schnüre von Elfenbein oder Eisenperlen bis zu 10 kg hängen hinten bis auf die Fersen herab. Verheiratete Frauen sieht man fast nie ohne diesen Kopfputz.



Waffen der Herero: 1 Bogen — 2 Speer — 3 Köcher — 4 Pfeil — 5 Pfeilspitzen — 6 Pfeilfeder (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/7 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 328.

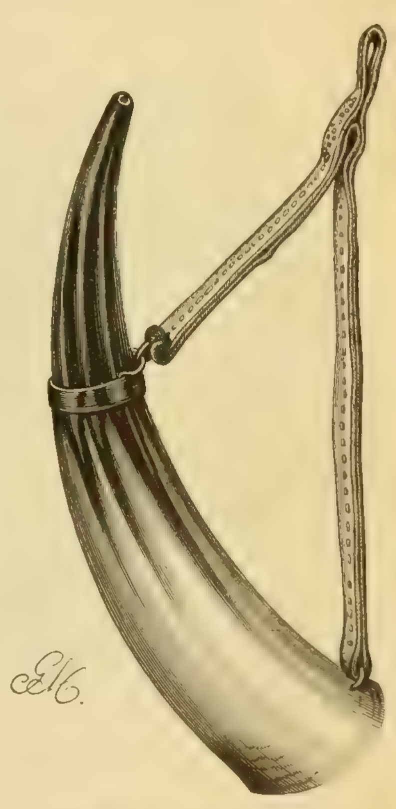
Lederne Sandalen, die aber nicht auf Reisen, sondern zu Hause getragen und nach orientalischer Sitte vor dem Betreten eines fremden Hauses abgelegt werden, vervollständigen den Anzug (s. untenstehende Abbildung). Die Weiber zeichnen sich durch eine möglichst große Zahl kupferner und eiserner Ringe um Unterarm und Unterschenkel aus. Perlenschnüre (Eisenperlen werden am wertvollsten gehalten) tragen beide Geschlechter um den Hals und lassen die verschiedensten Gegenstände, welche ihnen gefallen, Eisenstücke, Muscheln und andre, vom Halse auf die Brust herabbaumeln. Galton erzählt von einem Damara, der von seiner Halskette eine Schnur mit glatt gearbeiteten Elfenbeinperlen, welche von der Größe einer Billardkugel bis zu der einer Haselnuß sich verjüngten, bis auf die Fersen herabhängen ließ. Auf Gold oder Messing legen sie keinen Wert. Den Körper salben sie mit Fett, dem roter Eisenstein beigemengt ist, und diese rote Farbe sowie das Buchupulver (vgl. die Abbildungen, S. 334) der Hottentotten streuen sie auch in ihr Haar. Letzteres tragen sie in steif herabhängenden, zusammengefetteten Strähnen. Die Weiber flechten Lederstreifen oder Pflanzenfasern in ihr Haar. Der Kopf männlicher Kinder wird öfters ganz geschoren, während auf dem der weiblichen ein Schopf am Wirbel stehen bleibt. Mit zum Schmucke rechnen sie auch die eigentümliche Behandlung, welche sie den Zähnen angedeihen lassen, indem sie die untern vier Vorderzähne ganz ausschlagen, während sie die zwei obern mittlern schwalbenschwanzförmig zufeilen. Bemerkenswerterweise geschieht dieses Feilen der Zähne nur mit scharfen Steinen. Ihre Kriegsgefangenen und Sklaven „zeichnen“ sie gleichfalls durch Ausschlagen einiger Zähne. Als Grund dieser Verstümmelung, welche beim Eintritte der Mannbarkeit vorgenommen wird, haben sie auf die Fragen einzelner Reisenden die Erleichterung des von ihrer Sprache erforderten leisen Lispelns angegeben. Der wahre Grund ist ihnen aber wohl selbst verborgen, und in Wirklichkeit ist es eine alte Sitte, der Beschneidung und sonstigen Mannbarkeitszeremonien andrer Kaffernstämme vergleichbar. Wir werden sehen, in welcher Weise sie dazu dienen kann, die Herkunft und Stammverwandtschaft der Herero näher zu bestimmen. Ein Berg des Damaralandes, Ischuameno, hat seinen Namen von dem Feste der Zahnverstümmelung, das in glücklichern Tagen dort gefeiert ward. Eine eigentümliche Sitte der Damara besteht darin, daß sie nachts niemals ohne Feuerbrand gehen, teils aus Furcht, teils um Licht und Wärme zu genießen. Josaphat Hahn erzählt, daß sie häufig dem Löwen seine Beute mit einem Feuerbrande abjagen.



Ledersandalen der Herero (Museum für Völkerkunde, Berlin).

Die Waffen der Damara sind Assagaien, Kirri, Bogen und Pfeile (s. Abbildung, S. 327). Die erstern beiden sind ihre Hauptwaffen, und zwar ist am wirksamsten von allen in ihrer Hand jedenfalls der Kirri, dieses bei allen Kaffernstämmen verbreitete Mittelding von Wurf- oder Schlagstock und Keule. Im Wurfe töten sie mit großer Sicherheit damit kleinere Tiere, während ein wohlgezielter Schlag auch einen kräftigen Mann

niederstreckt. Jeder Damara führt in seinem Schnurgurte einige dieser Waffen. Die Assagaien machen hingegen bei den Damara mehr den Eindruck von Schauwaffen und werden in Wirklichkeit hauptsächlich an Stelle von Messern benutzt. Die Klinge aus weichem Eisen ist zu diesem Zwecke breit und lang; ihre Politur und Schärfung gehört zu den wenigen regelmäßigen Beschäftigungen des Damara, welche viel Zeit in Anspruch nehmen. Der Schaft ist aus starkem Holze, oft sogar aus Eisen, und trägt in der Mitte oder an seinem Ende einen buschigen Rinderschweif. Da die Breite der Klinge ihre Benutzung zum Stechen und die Schwere des Schaftes das Werfen erschweren, ist der Nutzen als Waffe ein geringer. Ihr friedlicher Zweck, als Messer zu dienen, wird übrigens durch den langen Schaft gleichfalls nicht gefördert. Eigentlich ist der Dolch, den fast jeder Herero in lederner Scheide an den Lenden trägt, das Hauptwerkzeug beim Schneiden, beim Schlachten des Viehes 2c. Als Waffe wird er selten gebraucht. Es gilt dieselbe Unzweckmäßigkeit als Waffe von Bogen und Pfeilen, welche sie zwar beständig mit sich tragen, ohne indessen je die erforderliche Sicherheit in ihrem Gebrauche zu erwerben. Nach Andersson schießen sie gut nur auf 10—12 Schritt, über diese Entfernung hinaus leidet ihre Schießkunst entschiedenen Schiffbruch. Auffallenderweise sind sie gar keine schlechten Gewehrschützen, was anzudeuten scheint, daß ihre Bogen keine gute Konstruktion haben. Vor 30 Jahren besaßen die Herero insgesamt nur einige Gewehre, in neuerer Zeit haben sich diese vermehrt, wobei sie eine den Boeren nachgeahmte Form für das Pulverhorn (s. nebenstehende Abbildung) einführten. Mit der Zahl der Gewehre ist ihr früher tief gesunkener kriegerischer Geist beträchtlich gestiegen, und sie gehören jetzt zu den besser Bewaffneten jener Regionen. Nicht zur Bewaffnung, wohl aber zur Ausrüstung gehört der Grabstock, welchen der Damara häufig wie der Buschmann bei den Pfeilen im Köcher trägt. Ihre Geschicklichkeit im Graben mit diesem einfachen, zugespitzten Stocke ist groß; sie graben mit der einen Hand und schaufeln mit der andern die Erde beiseite.



Ein Pulverhorn der Herero
(Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/4 wirkl. Größe.

Mit der Gesamtverfassung der Herero hängt auch ihre Wehrverfassung zusammen. Ein jeder, der eine Waffe bezahlen kann, wird auch eine Waffe führen. „Heutzutage“, schrieb Büttner 1882, „sieht man einen Mann der Herero außerhalb seiner Werfte nur sehr selten ohne Gewehr. Durch die Jagd erhält sich die Waffenübung. Die Beteiligung am Kriege ist eine rein freiwillige, und da die Herero immer nur nach praktischen und nie nach ideellen Grundsätzen handeln, so wird niemand zu den Waffen greifen, der nicht seinen direkten Vorteil dabei sieht. Wenn nun ein Fürst die Seinigen zu einem Rache- und Raubzuge rüstet, vielleicht um geraubtes Vieh wieder in die Hände zu bekommen, so werden zunächst die jüngern Brüder, die Haussöhne, und wer sonst waffenfähig unter den nächsten Verwandten ist, zu dem Zuge aufgeboten. Je mächtiger und reicher nun der Feind ist, desto mehr ist Beute zu hoffen; es werden sich also bald auch noch viele andre Leute finden, die sich gern anschließen, um auch etwas von der Beute zu profitieren, und der Unternehmer

des Kriegszuges wird diese Mitziehenden gern mit Waffen und Munition ausrüsten, um so die Gewißheit eines guten Erfolges immer mehr zu sichern. Je weniger Gefahr bei der Expedition zu fürchten ist, desto mehr wird der Heerhaufe anschwellen. Die Leute im Zuge ordnen sich nach den Schwägerschaften und Freundschaften, die vornehmsten jungen Leute übernehmen die Führung der einzelnen Haufen und sind die Vorkämpfer. Solange nun die eigentlich bei der Sache Interessierten tapfer auf den Feind losgehen, wird der helle Haufe auch gut nachdrängen, um möglichst rasch an die Beute heranzukommen; fallen aber die Vorkämpfer beim Angriffe, so löst sich auch sofort der Kriegszug auf, und jeder denkt nur daran,



Geräte der Bergdamara: 1 Holzschale zum Reinigen des Grassamens — 2 irdener Topf — 3 Löffel — 4 Trichter (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/6 wirkl. Größe (Vgl. auch Abbildung, S. 207.)

sein Leben zu salvieren.“ Ganz anders geht es zu, wenn der Feind angreift. Zwar werden auch dann der Besitzer und seine nächsten Verwandten bereit sein, ihr Hab und Gut zu verteidigen; aber die große Masse der Knechte, denen das Vieh nicht eigentümlich gehört, wird mit der größten Ruhe zusehen, wie das Gefecht abläuft. Denn wenn der Feind siegt, so wird gewiß auf der Stelle ein Teil der Beute geschlachtet werden, und bei dem Überflusse werden auch die erbeuteten Knechte nicht leer ausgehen. Und wenn der Sieger den ganzen Herdenreichtum des Überwundenen heimtreiben läßt, so bleiben die Knechte natürlich bei den Milchtöpfen und ziehen willig mit den geraubten Kühen mit; ja, sie haben die schönste Aussicht, den neuen Herren, welche noch nicht den vollen Überblick über die erbeutete Herde gewonnen haben und noch nicht jedes einzelne Stück von Ansehen kennen können, ein Stück nach dem andern zu entwenden. Es entspricht ganz dem natürlichen Charakter des Herero, daß auch die Herren, wenn die Aussicht auf Sieg allzu gering ist, es gar nicht versuchen,

weiter mit den Räubern zu fechten, sondern sich und die Herden willig den Fremden übergeben, um, wenn auch als Knechte der Fremden, die Herden ihrer Väter weiterzuhüten.

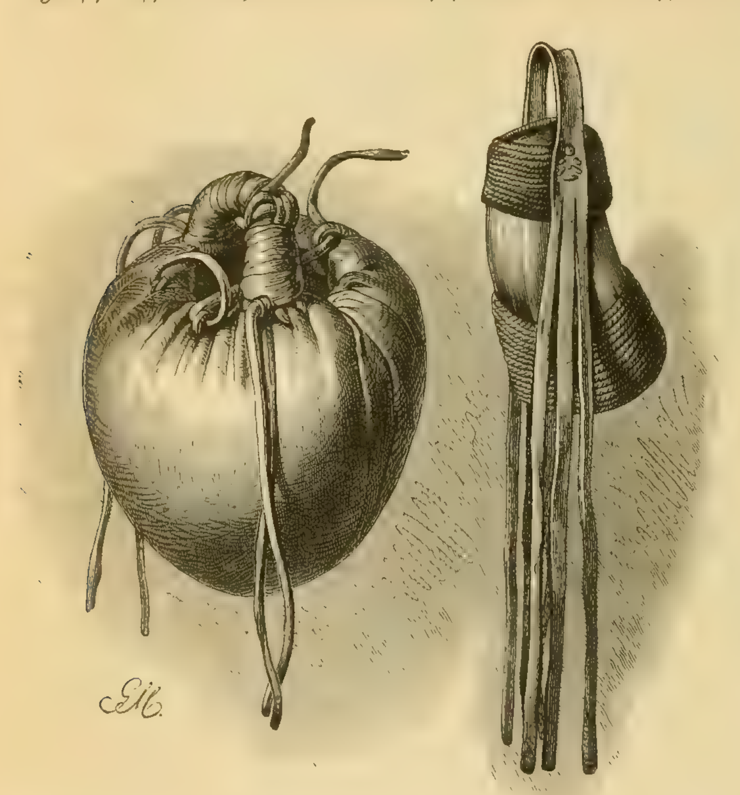
Das Schicksal eines Nationalhelden der Herero, Kahitschenes, zeigt deutlich, wie vor der Zeit der Gewehre die Kriegführung das Leben des Volkes bestimmte. In dem Namaquakriege der vierziger Jahre wurden in einer und derselben Nacht sämtliche Dörfer dieses Häuptlinges von den Feinden heimlich überfallen. Kahitschene selbst ward auf Okahandya von Jonker Afrikaner umzingelt und angegriffen. Ein schreckliches Blutbad wurde unter den Herero, die nach keiner Seite hin entfliehen konnten, angerichtet; nur Kahitschene wagte es, mit einer kleinen tapfern Schar sich in die Reihen der Feinde zu stürzen, und war der einzige, dem es gelang, sich Bahn zu brechen. Er ahnte nicht, daß in derselben Nacht sein ganzer Stamm vernichtet war, und daß Frau und Kinder sich in der Gefangenschaft befanden. Als er hiervon Nachricht erhielt, raffte er seine letzten Mannschaften auf und griff mit der kleinen Schar und in Begleitung seines einzigen Sohnes die Feinde an. Während des Kampfes verließen ihn aber seine Krieger, und er selbst fiel mit seinem tapfern Sohne nach heldenmütiger Gegenwehr. Mit dem Falle Kahitschenes war das Schicksal der Herero bis zum Auftreten Kamahereros entschieden.

Die **Hütten** der Herero erinnern teils an die der Hottentotten, teils an die der Buschmänner. Entsprechend der Lebensweise, sind es viel mehr Nomadenhütten als z. B. bei den Betschuanen. Alles ist leicht, flüchtig gemacht, zum Mitnehmen geeignet. Jedes Dorf hat sein heiliges Feuer (s. S. 347), das den idealen Mittelpunkt der Gemeinde bildet. Das Mobiliar besteht außerdem aus einigen hölzernen Gefäßen, einem irdenen Kochtopfe, der oft so groß ist, daß er nicht durch die Thür geht, einem Lederbeutel mit Fett (s. Abbildung, S. 332), einem andern mit verschiedenen Schmucksachen, als Rötel und Perlen, und schließlich außerdem vielleicht einem eisernen Messer zum Schnitzen. Geflochten wird hier wohl weniger als bei den nördlichen Nachbarn, teilweise aus Mangel an Material, da Palmen erst im Ovambolande vorkommen; doch sind ihre Flechtereien nicht ungeschickt angefertigt (s. Abbildung, S. 333).

Der **Musik** und dem **Tanze** sind die Damara sehr ergeben. Aber auch hier tritt ihre auffallende ethnographische Armut zu Tage, indem ihr einziges musikalisches Instrument nichts andres als der Bogen ist, um dessen Sehne und Schaft sie ein Stückchen Lederriemen so winden, daß die Sehne straff gespannt wird; indem sie dann den Bogen wagerecht gegen die Zähne halten, schlagen sie die gespannte Sehne mit einem kleinen Stöckchen. Mit diesem höchst einfachen Instrumente erzielen geschickte Musiker, an welchen es ihnen nicht fehlt, bemerkenswerte Wirkungen, wiewohl sie mehr dem Rhythmus als den Noten folgen. **Galton** sah auch eine Art Guitarre bei ihnen, von der er aber glaubt, daß sie von den Ovambo herübergebracht sei. Ihr Gesang besteht aus Einzelgesängen mit regelmäßig ablösendem Chore. Ihre Tänze sind sehr einfacher Art: Hauptbestandteil derselben ist die Nachahmung der Bewegungen von Tieren. In dieser Nachahmung der Tiere sind wohl die Buschmänner ihre Lehrmeister gewesen, aber die Herero haben es darin sehr weit gebracht. **Galton** erzählt z. B. von einem Damara, der ihm das Nilpferd so täuschend vorstellte, daß er augenblicklich die charakteristischen Bewegungen desselben erkannte. Als Gipfel der Komik gilt die Nachahmung des plumpen Geplärres des Pavians, die in jeder musikalischen Unterhaltung der Herero die unfehlbar wirksamste Nummer des Programmes zu sein pflegt.

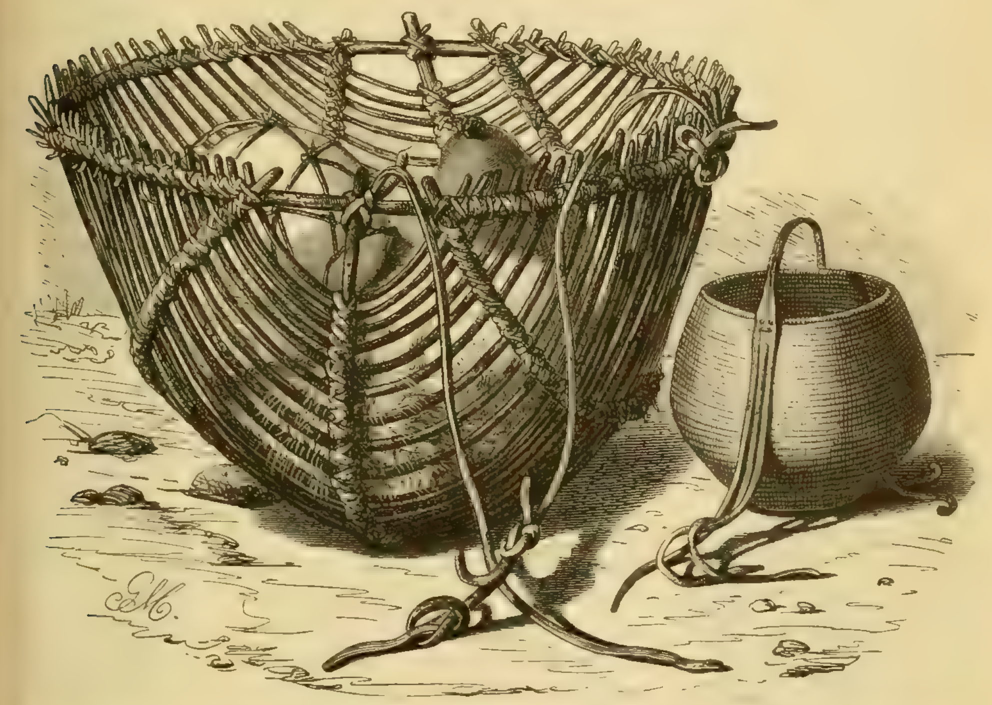
Entsprechend ihrer Beschäftigung und Lebensweise, besteht die **Nahrung** der Damara **hauptsächlich** aus Milch und aus dem, was die Steppe an Wild und eßbaren Gewächsen bringt. Wo der alte Herdenreichtum sich erhalten hat, trinkt ein Damara täglich 5—9 Liter meist saurer Milch, wozu er nur Erdnüsse ißt. Das Schlachten von Vieh, bloß um

Nahrung zu gewinnen, ist dem Damara fremd. Er begreift nicht, daß man Fleisch als tägliche Speise genießt, denn ein Stück aus der Herde wird bei ihm nur geschlachtet, wenn ein Fremdling in das Dorf kommt, oder wenn ein Fest, wie die Zahnverstümmelung oder eine Hochzeit, gefeiert werden soll. Daran nimmt dann das ganze Dorf teil, und da die Damara wegen ihrer Gefräßigkeit berühmt sind, werden selbst mehrere Rinder in unglaublich kurzer Zeit mit Haut und Eingeweiden verzehrt. Jedes tote Tier, das verspeist werden kann, sei es geschlachtet, gejagt oder gefallen, ist Gemeingut, und man begreift, daß, wie Chapman mitteilt, für einen toten Ochsen noch nicht einmal ein lebendiges Schaf zu kaufen ist. Dabei setzen ihnen aber zahlreiche abergläubische Meinungen hinsichtlich der Tiere, die sie essen dürfen oder nicht, Schranken. Kein Volk dürfte reicher an Vorurteilen gegen Speisen sein. Als die Damara aus ihren besten Jagdgründen durch die Namaqua verdrängt waren, fanden sich die Ärmern unter ihnen, die sich mit den Buschmännern an Geschick im Jagen nicht vergleichen können, vorwiegend auf Pflanzenkost angewiesen, wiewohl sie in der Not selbst Hyänen und Leoparden nicht verschmähten. Sie wetteifern aber mit den Buschmännern in der Kenntnis und Ausbeutung der zahlreichen eßbaren Wurzeln und Knollen. Sie kauen im Notfalle das Holz einer Sterculia. Chapman bewunderte ihre sogar durch Krankheit noch wenig geminderte Verzehrungsfähigkeit. Selbst aus dem Elefantendünger lesen sie unverdaut abgehende Mandeln auf, um sie mit Appetit zu verspeisen. Wir finden keine Andeutung, daß sie in der Zubereitung der Nahrungsmittel über das Notwendigste hinausgehen. Ganz rohes Fleisch zu essen, verbietet ihnen ihr Aberglaube; aber es genügt der geringste Grad von Röstung, um es genießbar erscheinen zu lassen. Tabak und die Kunst der Herstellung geistiger Getränke scheinen sich ursprünglich nicht bei ihnen gefunden zu haben. Nachdem aber die Namaqua selbst schon bis zur Herstellung gegorner Getränke aus zuckerhaltigen Früchten fortgeschritten sind, dürfte diese Kunst auch den Damara nicht mehr fremd sein. Fast möchte man, in Erwägung der so weiten Verbreitung gegorner Getränke in Afrika, auch hier an eine „verlorne“ Kunst denken.



Ein Fettbeutel und ein Fetthorn der Herero (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 331.

Der **Handel** der Herero nach außen scheint vor der Zeit des europäischen Handels, der bis vor etwa 40 Jahren verschwindend war, hauptsächlich von ihren nördlichen Nachbarn, den Ovambo, vermittelt worden zu sein. Die Haupttauschmittel derselben waren Eisen- und Kupferwaren und portugiesische Perlen, wofür die Herero Rinder gaben. Seltsam, daß die Herero selbst fast gar keine eignen Schmiede besitzen, sondern diese Arbeit von fahrenden Leuten besorgen lassen, die besonders aus dem Ovambolande kommen. Vor der Zeit der Europäer hatte das Eisen hier mehr Wert als bei uns Silber, denn die Ovamboschmiede trugen es 15—20 Tagemärsche aus ihrem Lande herüber. Der häufigere Besuch der Südwestküste Afrikas durch europäische Schiffe hat in den letzten Jahren auch



Ein Tragkorb mit Wasserbehältern (Kürbisschalen) und ein Korb aus Grasgeflecht der Herero (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/7 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 331.

hierin Änderungen hervorgerufen, denen der politische Aufschwung der Herero zu Hilfe kam. Heute z. B. sind sie es, welche den Handel von der Küste nach der Ngamiregion vermitteln.

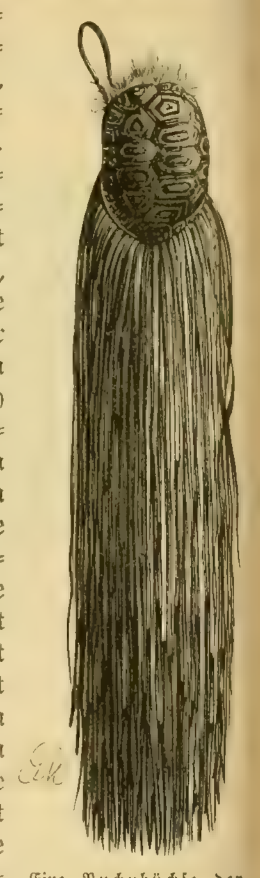
Noch in manchen andern Beziehungen scheinen die Herero zu den Völkern gerechnet werden zu müssen, welche durch den Verlust einer Anzahl von Kulturerrungenschaften auf eine Stufe unter ihre Nächstverwandten herabgestiegen sind. Sie schätzen Eisen fast so leidenschaftlich wie wir Gold und sollen doch, ehe der Einbruch der Hottentotten sie zwang, auf ihre eignen Hilfsmittel zurückzugreifen, nach Baines' Mitteilung nicht einmal im stande gewesen sein, eine Assagaie zu machen, sondern dieselbe von den Ovambo bezogen haben.

Solange sie ungestört lebten, gruppierte sich ihr Leben mit einer selbst in Südafrika bewundernswerten Einseitigkeit um die **Viehzucht**, und vielleicht erklärt gerade diese Einseitigkeit bis zu einem gewissen Grade ihre Rückständigkeit in andern Beziehungen. Jedenfalls hat sie wesentlich zu dem raschen Rückgange ihrer Gesamtstellung beigetragen, indem die Wegtreibung einer Herde fast unfehlbar Verarmung ihrer Besitzer mit sich brachte. So waren, um ein Beispiel zu nennen, die Rinderherden des einst mächtigsten und reichsten

Hererostammes, desjenigen des Häuptlinges Kahitschene, zur Zeit, als Andersson mit ihm zusammentraf, in den Namaquakriegen auf 10—15,000 Stück zusammengeschmolzen, und dies war der Anfang des Endes, denn 1856 zählte man, die durchschnittliche Größe der Damaradörfer zu 30 Hütten angenommen, nicht mehr als 3—4 Rinder auf die Hütte. Aber in jener bessern Zeit besaßen die Damararinder einen gewissen Ruf, und noch heute bilden sie den wichtigsten Gegenstand des Handels zwischen dem Damaralande und der Kapkolonie. Das Damararind wird als nahe verwandt dem Rinde der Betschuanen geschildert, dabei als schwächer, aber starkknochig, von mittelgroßem Wuchse, mit schlanken Gliedern, kleinen, sehr harten Füßen, kurzhaarig und mit einer fast bis auf den Boden reichenden Schwanzquaste, welche eine große Rolle als Zierat bei den Damara spielt. Besonders als Reittiere sind die Damararinder geschätzt. Am bemerkenswertesten sind ihre Hörner, deren Spitzen oft um mehr als Manneslänge auseinander stehen und einen Winkel von 45—90° mit dem Kopfe bilden. Die Damara schätzen ihre Ochsen um so höher, je mächtiger ihre Hörner sind. Sie lieben Gespanne gleicher Farbe und ziehen, wie die Namaqua, die braunen vor, da hellfarbige für schwach gelten. Die Kühe sind milcharm (nach Baines braucht man zwölf Damarakühe, um so viel Milch zu erhalten wie von einer europäischen) und melkscheu. Die Damara binden die Kühe mit dem Kopf an einen Baum, um sie zu melken, wie die Lappländer es mit ihren Renntieren thun, oder sie binden ihnen die Hinterfüße zusammen. Da es Kraft und Gewandtheit erfordert, um mit ihnen zurecht zu kommen, so gehört es zu den beliebten Kraftproben, ein halbwildes Rind im Laufe einzuholen und es durch einen Ruck am Schwanze niederzuwerfen; selbst Mädchen sieht man diese Kraftprobe bestehen. Die Schafrasse der Herero trägt Fettschwänze, aber keine Wolle. Außerdem werden Ziegen gehalten. Die Hunderasse der Damara ist ebenso schlecht wie die irgend eines andern südafrikanischen Stammes, indes wird es lobend hervorgehoben, daß sie ihre Hunde besser behandeln als die Namaqua die ihrigen.



Ein Buchutäschchen der Bergdamara (Museum für Völkerkunde, Berlin). ⅓ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 328.



Eine Buchubüchse der Herero (Museum für Völkerkunde, Berlin). ⅓ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 328.

Die Herden üben einen mächtigen, geradezu zwingenden Einfluß auf die Volksverhältnisse der Herero aus. Die Herden sind es, mit denen die Kosten für Bündnisse, für Heiraten, für Einkäufe und manche religiöse Zeremonien bestritten werden. Wer kein Vieh hat, gilt nichts unter seinen Stammesgenossen. Ihr Sinn und Auge weiden sich schon von frühster Jugend auf an den Gestalten, Farben 2c. dieser Tiere. Die kleinsten Jungen vergessen ihre Spiele, um sich über den Wert dieses oder jenes Ochsen zu streiten. Ein Hauptvergnügen der Kinder ist es, Ochsen und Kühe in Thon nachzubilden, worin sie es zu einer großen Vollkommenheit bringen. Kein Wunder daher, daß sich ihre ganze Einbildungskraft schon von Jugend an auf diesen ihren Abgott richtet, und daß die

Pflege der Herden eine Beschäftigung ist, welche die angesehensten Männer für eine Ehre halten. Die Söhne der mächtigsten Häuptlinge müssen eine Zeitlang das Leben eines einfachen Viehhirten durchmachen. Die Häuptlinge selbst kehren von Zeit zu Zeit zu ihren Jugendbeschäftigungen zurück; besonders ist dies der Fall, wenn entfernte Weideplätze bezogen werden. So geschieht es oft, daß ein reicher, angesehener Häuptling wochenlang die Aufsicht über seine Herden führt bei höchst einfacher Kost und noch einfacherer Behausung. Daher auch die erstaunliche Kenntnis, welche die Herero in allen Dingen aufweisen, die ihre Herden betreffen. Wie ihr Leben überhaupt, so erreicht vor allem ihr Wissen hier seinen Höhepunkt. „Da fast kein Vieh speziell gezeichnet wird, irgend eine Art von Buchführung nicht bekannt ist, irgend welche schriftliche Aufzeichnungen nicht gemacht werden, so kann man sich leicht denken, welch eine bedeutende geistige Kraft es für einen reichern Herero erfordert, genau im Kopfe zu behalten, wo das Vieh alles hingethan ist, und die Kälber und Lämmer, die als neugeboren angemeldet werden, nicht wieder zu vergessen. Denn natürlich, sobald die Hirten es merken, daß sie nicht genau kontrolliert werden, so sehen sie keinen Grund, warum sie nicht zu ihrem eignen Vorteile wirtschaften sollen; dann gehört bald jedes neugeborne lebende Stück dem Hirten, alles, was stirbt, stirbt aus der Herde des Herrn, und im Handumdrehen ist der ganze Posten wie Eis in der Sonne zerschmolzen. So muß denn der Besitzer immerfort auf der Wanderschaft sein, um seine Viehposten zu revidieren, und durch solche beständige Übung wächst seine Intelligenz im Erkennen und Erinnern des Viehes ins Unglaubliche.“ (Büttner.)

Die Schaffung einer Herde ist gleichsam der Stab, an dem sich das Leben eines Herero emporrankt; es wäre hohl ohne diesen Inhalt. Sehen wir, wie ein solcher Besitz dem einzelnen Menschen nach und nach zuwächst, so entrollt sich vor uns eins der merkwürdigsten Bilder sozialen Lebens, eine in manchen Beziehungen wunderbar befriedigende und kaum minder einfache Lösung des Problemes der Besitzverteilung. Das heranwachsende Kind wird bald von der Mutter gelehrt, den Vater, resp. den Vormund etwa um eine Ziege zu bitten, andre Tiere werden dann bei Gelegenheit bei den Oheimen und Tanten erbeten, so daß die Kinder nicht nur aus dem allgemeinen Hausgute leben, sondern auch ihr eignes Vieh bekommen, auf dessen Milch sie allein Anspruch haben. Wenn die Herden des Abends von der Weide nach Hause kommen, dann sieht man überall die Kinder denselben weit entgegenlaufen, um ihre Ziegen in Empfang zu nehmen und sich die Milch meist direkt in den Mund zu melken. Die Lämmer dieser Ziegen gehören dem Kinde natürlich ebenfalls zu, und da nichts geschlachtet wird und der Vormund wie der Vater die Aufsicht über das Pekulium der Kinder unentgeltlich führen, so wächst allerdings mit dem heranwachsenden Kinde sein Vermögen. Dem Knaben, dem heranwachsenden Mädchen wird dann wohl auch ab und zu ein Färskalb geschenkt, und so sammelt sich allmählich eine kleine Herde an. Bei den fortwährenden Reisen und dem beständigen Umherziehen wird auch sonst jeder irgendwie vermögende Mann, mag er auch in noch so entferntem Grade verwandt sein, um etwas gebeten, und je älter und je mächtiger jemand wird, desto eher bekommt er ein Geschenk oder das Lehen eines Viehpostens. Der Postenhalter benutzt nun natürlich die Milch des Viehes, das seiner Wartung anvertraut ist, wenngleich er die frischmilchenden Kühe und Ziegen dem Herrn auf sein Verlangen immer wieder abgeben muß. Je reicher der Eigentümer ist, desto besser hat es auch der Postenhalter. Es werden sich dann auch Gelegenheiten finden, durch Erbschaften den Glanz des eignen Hauses immer mehr zu vermehren. Ist der Sohn bereits erwachsen und selbst schon ein begüterter Eigentümer, wenn der Vater stirbt, so glückt es ihm wohl auch einmal, seines Vaters Familie zu erben; dann ist er mit Einem Schlage in der Reihe der Großen. Man sieht, wie das Vermögen hier die Neigung hat, sich immer mehr zu akkumulieren, man wird aber

auch von hier aus den Kommunismus, vor dem der Reichste gerade am wenigsten sicher ist, verstehen; es sind eben die Erben, die ein ganz gutes Recht auf den ihnen vorenthaltenen Reichtum ihrer Väter haben und die nun durch beständige kleinere Abschlagszahlungen beruhigt und in ihrer Treue gegen den großen Vater der ganzen Familie immer wieder befestigt werden müssen; denn, so kalkuliert die Logik des Herero, wer mir nichts gibt, kann unmöglich mein Vater sein, und ich bin ihm weder Treue noch Ehrerbietung schuldig.

Das ganze Erbrecht der Herero hängt innig mit dem Hervortreten der Viehzucht zusammen. Es beruht eigentlich darauf, daß die Familie untrennbar mit der Herde verwachsen ist. Hören wir Büttners Darlegung: „Ein Mann stirbt und hinterläßt eine Witwe mit unmündigen Kindern. Wer könnte nun das Vieh ferner beaufsichtigen? Sollten die Knechte allein es ferner in acht nehmen, so wird die Witwe es kaum verhindern können, daß in kürzester Zeit alles veruntreut ist. Es würde also auch nach unsern Begriffen ein männlicher Verwandter der Frau oder des Mannes, der mündig ist und Macht genug hat, die Familie zu beschützen, die Vormundschaft übernehmen müssen. Denn das Erbe zu verkaufen und das Eigentum in Geld zu verwandeln, das sich leicht beaufsichtigen ließe, ist da nicht möglich, wo der Handel mit Vieh keine Sitte ist, ja wo überhaupt gar nicht so viele andre Wertobjekte in den Händen des Volkes sind, um eine größere Herde bezahlen zu können. Auf dem Vormunde würde also sehr viel Verantwortung lasten. Nun thut aber der ausgeprägte Egoismus des heidnischen Herero soviel wie nichts ohne Gegenleistung, und so wie so sucht jeder von dem Schwachen und Hilflosen unter jedem möglichen Vorwande soviel zu erpressen wie möglich. Da nun überdies kein Gesetz noch irgend welche Obrigkeit den Schwachen vor dem Starken schützt, so würde auch ein solcher Vormund wahrscheinlich in kürzester Zeit die Hinterbliebenen um das Ihrige gebracht haben. Unter diesen Umständen und bei der dennoch bei alledem nicht geringen Familienpietät hat sich nun offenbar im Laufe der Zeit das Erbrecht bei den Herero in folgender Art ausgebildet: Wenn jemand stirbt und unmündige Erben hinterläßt, so erben die Hinterbliebenen (die Frau und die Kinder) eigentlich gar nicht, sondern der nächste mächtige Mann in der Freundschaft erbt die ganze Familie (Familie im römischen Sinne). Das Vieh des Verstorbenen wird sein Vieh (die Hauptsache!), die Knechte des Verstorbenen werden seine Knechte; aber auch die Frauen des Verstorbenen werden seine Frauen, und die Kinder des Verstorbenen werden nunmehr seine Kinder. Und wie es scheint, wird dann weiter bei den Kindern kein Unterschied zwischen den eignen und den Stiefkindern gemacht. Auch die Sprache bezeugt dies, da sie keine Worte für Stiefvater, Stiefmutter, Stiefkinder zu haben scheint. Und wenn auch Worte für Oheim und Tante im weitern Sinne vorhanden sind sowie für Neffe und Nichte, so werden diese doch mehr nur im Gespräche von ältern und verständigern Leuten gebraucht. Die Kinder nennen auch noch bei Lebzeiten der Eltern die Geschwister des Vaters und der Mutter Vater und Mutter, sowie auch Geschwisterkinder nie anders voneinander sprechen als von leiblichen Geschwistern (s. S. 156). Die breitgestirnten Rinder sind es, in deren Menge und überwiegender Wichtigkeit die Distinktionen der menschlichen Verwandtschaftsgrade unwesentlich zu werden geneigt sind."

Noch weiter geht dieser verwischende, dieser ausgleichende Einfluß der Rinder- und Ziegenherden, und nie scheint es eine ungünstige Wirkung zu sein, die sich da ergibt. Der eben genannte Missionar schildert uns folgendermaßen die Ausgleichung der Besitz- und Standesunterschiede, welche im Gefolge der notwendigen Durcheinanderwürfelung des Viehstandes erscheint: „Ein reicher Mann kann nach den Verhältnissen im Damaralande unmöglich sein Vieh an einem Orte zusammen behalten, denn es gibt viele, die mehrere Hundert Kühe besitzen, während das Vieh der Reichsten bis auf Zehntausende von Kühen,

Ochsen und Kleinvieh ungerechnet, geschätzt wird. Somit wird jeder nur etwas reichere Besitzer gezwungen, neben der eigentlichen Hauptwerfte (Onganda) immer noch einige Viehposten (Ozohambo) zu haben, über welche etwa die jüngern Brüder oder andre nahe Verwandte oder in Ermangelung dieser erprobte alte Knechte die Aufsicht führen. Außerdem veranlaßt wohl überhaupt die Unsicherheit aller Verhältnisse in dem anarchischen Lande die Herero, ihr Vieh in möglichst viele kleine Partien zu verteilen, damit nicht eine Seuche oder plötzliche Raubzüge böser Nachbarn auf einmal das ganze Vermögen hinwegraffen. Es haben denn auch die wenigsten abhängige Familienglieder oder Sklaven genug, um alles durch eigne Leute bewachen zu lassen. Somit ist es die ganz allgemeine Praxis, womöglich einem jeden Bekannten und Verwandten einige Stücke zur Beaufsichtigung zu übergeben, und dann, teils als Pfand, teils um einen Gegendienst zu leisten, übernimmt auch wieder ein jeder von seinen Freunden und Bekannten, soviel er bekommen kann. Man findet also fast auf jedem Viehposten und in jeder Herde Vieh von einer ganzen Anzahl Besitzer, ganz abgesehen davon, daß jedes Familienglied an sich für seinen Gebrauch und seine Notdurft von dem Hausvater sein Pekulium zu empfangen pflegt. Dabei wird nur selten das Vieh jedes einzelnen Besitzers besonders gezeichnet (durch einen Schnitt im Ohre, Okuhaka; einzelne machen sich auch wohl das Vergnügen, den Hörnern ihrer Rinder künstlich eine besondere Biegung zu geben), sondern im allgemeinen kennt jeder Besitzer all sein Vieh sozusagen von der Person, an der Form der Hörner, der Farbe und unendlich vielen andern kleinen Abzeichen, und er würde es unter Tausenden wieder so sicher herausfinden, wie wir in der größten Menschenmenge immer unsre Bekannten genau erkennen. Da nun so gewissermaßen jedermann etwas von jedermanns Vieh in Händen hat, ist der Friede und eine wenigstens oberflächliche Eintracht unter allen Herero viel mehr gesichert, als man es bei der sonstigen Anarchie glauben sollte. Denn sollte sich auch in irgend einer Ecke des Landes irgend jemand eine Bosheit selbst gegen den Geringsten erlauben, so wird sicher auch etwas von seinem Viehe in der Gewalt der Freunde seines Feindes sein, an dem leicht Rache genommen oder das dort wenigstens vorenthalten werden könnte, bis der Streit wieder zur allgemeinen Befriedigung beigelegt wäre. Und man möchte manchmal meinen, daß es solch einem alten, in den Gedanken an sein Vieh verknöcherten Herero viel mehr weh thut, wenn ihm eine seiner Kühe geschlachtet, als wenn ihm selbst eine Wunde geschlagen wird. Bei diesem Systeme, das Vieh auf viele Posten zu verteilen, haben sie auch, da sie so ziemlich alle vom Geize besessen sind, die beste Gelegenheit, ihren Reichtum zu verbergen, da nicht leicht jemand andres als der Herr selbst einen Überblick über das in alle Welt zerstreute Vermögen hat und haben kann."

Man entnimmt leicht aus dem Vorhergehenden, wie ein solches System einseitiger Wirtschaft auch seine sehr ungünstigen Seiten neben den hervorgehobenen guten haben kann. Nicht zu verkennen ist es, daß dieses beständige Wandern, Sichzerstreuen, diese Unbeständigkeit der Wohnsitze eine Ursache des niedrigern Standes der Gesamtkultur sein muß, da eben das ganze Leben etwas Zersplittertes, im ungünstigen Sinne Ausgeglichenes, der ruhigen Entfaltung der Kulturkeime keineswegs Günstiges erhält. Dann bedenke man aber auch, daß es gerade die Herden sind, welche die unaufhörlichen Kriege nähren, daß die Herden den heilsamen Ackerbau, wo er je einmal begonnen wird, fast ebenso schädigen wie die Heuschreckenschwärme. Aber hauptsächlich ist es eben eine allzu schmale Basis, auf die hier das ganze Leben gestellt wird.

Nicht richtig ist es jedoch, wenn die Viehzucht dafür verantwortlich gemacht wird, daß die Herero in Bezug auf Landbesitz vollständige Kommunisten seien. Ihre nomadische Lebensweise soll dies bedingen, aber es trifft nicht zu. Indem sie durchaus Hirten- und Jägervolk sind, fehlt ihnen das dauernde Kleben an der Scholle, das die Grundlage des

persönlichen Besitzes ist, und es ist nur natürlich, daß sie das ganze Land, soweit kein andrer Stamm es einnimmt, als allgemeines Eigentum betrachten. Es besteht aber doch das Herkommen und wird streng aufrecht erhalten, daß derjenige, welcher zuerst an einem bestimmten Orte sich festsetzt, so lange Herr desselben ist, als es ihm beliebt, und ein andrer wird im Friedenszustande niemals wagen, seine Herden ebendaselbst zu tränken oder zu füttern, ohne formelle Erlaubnis erhalten zu haben. Einen interessanten Beleg hierfür



Eine Kindergruppe der Herero (nach Photographie im Besitze des Herrn Dr. Fabri in Barmen).

liefert die Geschichte der Beziehungen zwischen dem oben genannten Häuptlinge Kahitschene und den deutschen Missionaren von der Missionsstation Richterfeld. Von den Namaqua gedrängt, wünschte dieser, sich bei Richterfeld niederzulassen, that dies aber nicht, ohne einige seiner Ältesten an den Missionarrat zu senden, um zu fragen, ob diese Absicht seinen Beifall finde. Dieser erwiderte, daß Kahitschene thun könne, wie ihm beliebe, da er, der Missionar, ja selbst ein Fremder sei und demgemäß keinerlei Anspruch auf den Boden dieses Landes erheben könne. Die Botschafter waren aber keineswegs zufrieden mit dieser ihnen ausweichend erscheinenden Antwort und versicherten, daß ihr Häuptling nie daran denken werde, ohne besondere Erlaubnis sich hier festzusetzen.

Von allen südafrikanischen Kaffernvölkern sind die Herero das einzige, welchem der Ackerbau früher gänzlich fehlte. Handelt es sich dabei um einen Kulturverlust, oder haben wir ein von Ursprung an nomadisch-viehzüchtendes und zum Ackerbaue noch nicht fortgeschrittenes Volk vor uns? Beide Annahmen sehen sich durch keine Thatsachen in ihrer Geschichte oder ihren gegenwärtigen Verhältnissen entschieden gestützt, aber die Wahrscheinlichkeit spricht für die erstere. Nach dem, was wir von den geschichtlichen Überlieferungen dieses Volkes gehört haben, bleibt kaum ein Zweifel möglich an seiner Einwanderung aus einer nördlich oder nordöstlich von seinen heutigen Wohnsitzen gelegenen Landschaft. Dort wohnen aber Völker, welche mit die besten Ackerbauer in ganz Afrika sind, und wenn nun die Herero von dorther vor so kurzer Frist, wie man annehmen muß, in ihre heutigen Sitze einwanderten, so müssen sie unfehlbar dort an der großen folgenreichen Errungenschaft des Ackerbaues teilgenommen haben, um sie erst später, sei es auf dem Wege oder in den neuen Wohnsitzen, einzubüßen, denn zweifellos ist jene Errungenschaft älter als der Zeitpunkt der Auswanderung des Damaravolkes. Zur Erklärung dieser Thatsache sind nun mehrere Fälle denkbar. Chapman meint, sie könnten entweder so rasch geflohen sein, daß sie keine Zeit fanden, Samen der Feldfrüchte mit sich zu nehmen, oder es könnte sie auf der Wanderung eine solche Not überfallen haben, daß sie die Saatkörner zur Stillung ihres Hungers benutzten, oder endlich sei denkbar, daß sie in dem Lande, wohin sie einwanderten, so sehr von dessen Bewohnern in die Enge gedrängt worden seien, daß sie es aufgegeben hätten, den Ertrag ihrer Arbeit dem Zufalle anheimzustellen, und dafür auf Jagd und Viehzucht sich geworfen hätten. Man muß die derzeitige geographische Lage der Herero in Betracht ziehen, um diese Möglichkeiten würdigen zu können. Das Meer begrenzt ihr Land im Westen, die Wüste im Norden und Osten, und wenn sie nach Süden hin sich auch einst weiter ausgebreitet hatten als heute, so wohnten sie doch wesentlich in steppenhaften Umgebungen. Blickt man auf ihre Nachbarn, so wohnen, durch eine weite Wüste getrennt, in welcher nur Buschmänner schwärmen, nordwärts von ihnen die Ovambo, im Osten berühren sie sich mit Buschmännern und in neuerer Zeit auch mit Hottentotten, und die letztern, mit einer schwachen Zumischung der erstern, bilden ihre Nachbarn auch im Süden. Im Westen aber ist die Meeresküste von einer so ungastlichen Art, daß die Häfen derselben erst in den jüngsten Jahrzehnten von den Schiffern und Kaufleuten mit der Absicht des Verkehres aufgesucht werden. Diese Völker sind also überall von Gebieten umgeben, die dem Ackerbaue ungünstig sind, und ihre unmittelbaren Nachbarn sind überall Nomaden, entweder von der Jagd oder von der Viehzucht lebende. So wie man die Indolenz der Damara kennt, und wie überhaupt der Völkerverkehr in diesen Regionen beschaffen ist, war unter solchen Verhältnissen eine Wiederaufnahme des einmal fallen gelassenen Ackerbaues schwer, zumal auch Boden und Klima des neuen Landes demselben nur in geringem Maße günstig sind.

Den möglichen Ursachen dieses auffallenden Verlustes des Ackerbaues bringen uns solche Erwägungen nicht näher, aber sie lassen verstehen, wie jene unbekannten Ursachen so lange fortdauernde Wirkungen erzeugen konnten. Vielleicht bringt uns aber diesen Ursachen doch die Betrachtung näher, daß eine Wanderung von Osten oder Norden her durch die Steppen nicht einer großen Volksmasse möglich war, und daß die äußerst lockere politische Organisation der Damara gleichfalls auf eine ursprünglich wenig zahlreiche Bevölkerung deutet, welche erst am Orte ihrer Ansiedelung durch rasche Vermehrung anwuchs. Man begreift sowohl das Zurücklassen als das spätere Verlieren des Ackerbaues leichter unter der Annahme einer an Zahl geringen Einwanderung. Was aber das Verlieren anbetrifft, so ist die Notwendigkeit des Weges durch wasserarme Steppen, ja vielleicht das

jahrelange Umherirren in den letztern wohl eine näher liegende Erklärung als das Zurücklassen und der Hunger. Und wenn beim Vordringen in ein neues Land, welches von Jägern und Viehzüchtern bewohnt war, eine Festsetzung nur nach vorangegangener Erkämpfung möglich war, so konnte nicht bloß ein Aufgeben des Ackerbaues aus Furcht vor den Feinden eintreten, sondern noch etwas Weitergehendes, nämlich der Raub der Herden und Weiber der Landesbewohner und damit eine Vermischung mit denselben unter Aneignung ihrer Lebens- und Ernährungsverhältnisse. Eigentümlicherweise geht mit der Ackerbaulosigkeit bei diesem Volke die Unkenntnis des Tabakes Hand in Hand, den sie erst von den Namaqua seit deren Vordringen nach Norden haben kennen lernen. Vor etwa 20 Jahren waren Schnupfen und Rauchen, diese sonst durch ganz Südafrika so weitverbreiteten und gerade bei den nördlichen Nachbarn der Herero stark entwickelten Genüsse, letztern unbekannt. Unmittelbar beweist dieser Mangel, daß die Herero in ihren neuen Wohnsitzen mit allen umwohnenden Völkern, die sämtlich starke Raucher und teilweise auch Schnupfer sind, in nicht genügend innige Berührung gekommen waren, um diesen Schatz sich anzueignen, der mit der den Genußmitteln eignen Schnelligkeit seinen Weg bis zu den entlegensten und ärmsten Völkern gefunden hat. Seitdem die Herero auf Anregung der Missionare sich auch mit dem Ackerbaue zu beschäftigen anfangen, haben sie die Namaquahacke angenommen.

Man darf behaupten, daß einige Äußerungen des geistigen und gemütlichen Lebens die Damara verhältnismäßig höher stellen, als die Armut ihrer materiellen Kultur erwarten ließe, und es lohnt sich, hierbei zu verweilen, um jenen vorschnell ungünstigen Urteilen vorzubeugen, welche durch den äußern Schein hervorgerufen werden können. Es gilt das in erster Linie von den Sitten und Gebräuchen, welche die wichtigsten Momente ihres Familienlebens hervorzuheben bestimmt sind. Die Mutter trägt die Kinder in einem um Hals und Hüften geschlungenen Felle oder Leder, salbt sie fleißig und streckt und richtet ihre Glieder morgens und abends, um sie gerade zu machen. Die Nahrung der Kinder ist noch vorwiegender Milch (womöglich Schafsmilch) als die der Erwachsenen. Die Benennung der Kinder richtet sich nach wichtigen Ereignissen innerhalb ihres Stammes, und manche tragen mehrere Namen, wenn solche Gelegenheiten sich in ihrer Jugend mehrmals wiederholten. Die Knaben werden alle der Beschneidung unterworfen, doch ist dafür keine besondere Zeit vorgeschrieben; es geschieht in der Regel zwischen ihrem sechsten und achten Lebensjahre, und zwar werden mehrere zur gleichen Zeit beschnitten, die dann ihr ganzes Leben hindurch oma-kura, d. h. Genossen, Gesellen, sind. Ein großes Fest, d. h. eine Verzehrung mehrerer Ochsen und Schafe, verherrlicht dieses Ereignis. Das Ausfeilen der obern Schneidezähne in Form eines Schwalbenschwanzes und das Ausschlagen der drei oder vier untern findet bei beiden Geschlechtern im Alter von 12 bis 16 Jahren statt, bei den Mädchen etwas früher als bei den Burschen, und zwar werden zuerst die obern ausgefeilt und später die untern ausgeschlagen. Hierbei werden ebenfalls festliche Schmäuse abgehalten. Zu dieser Zeremonie gehört auch das Umbinden der Schienbeine mit ledernen Riemen, deren Enden vorn wie Trobbeln herunterhängen. Die Mädchen heiraten nicht viel früher als die Europäerinnen (Galton meint nach seinen allerdings nicht sehr zahlreichen Beobachtungen auch ein nicht früheres Eintreten der Mannbarkeit behaupten zu können), Verlobungen kommen aber schon im Kindesalter vor. Ein Mädchen, das zur Frau begehrt ist, legt den dreiohrigen Kopfputz an, den sie für diese Gelegenheit bereit hält, und verhüllt eine Zeitlang das Gesicht mit einem an dem Stirnrande dieser Kopfbedeckung befestigten Stückchen Leder, das sie wie einen Schleier heben oder herabziehen kann. Die Vielweiberei ist allgemein, doch verhindert die Armut der meisten Damara eine große Ausdehnung dieser Sitte. Wo mehrere Weiber Einem Manne

angehören, baut jedes seine eigne Hütte. Von Häuptlingsweibern gilt eins, vom Manne besonders dazu erwähltes, als das Hauptweib, dessen erster Sohn zum Nachfolger in der Würde seines Vaters bestimmt ist. Die Stellung des Weibes ist eine ebenso niedrige wie bei den meisten andern Südafrikanern; ja, in vielen Fällen nimmt sie vielleicht den Anschein einer besonders schweren, sklavenhaften Gedrücktheit an, da die elenden Lebensverhältnisse vieler Herero von selbst eine größere Last von schwierigen Pflichten auf die Schultern des Weibes legen. Aber auch das Hereroweib übertrifft nicht selten den Mann an Entschlossenheit. Chapman erzählt, wie ein altes Hereroweib einen nächtlich in sein Lager eingedrungenen Leoparden zusammen mit den Hunden faßte und festhielt, bis er zu Boden gebracht war. „Sie thun oft höchst verzweifelte Dinge, sowohl im Kriege als auf der Jagd, um ihre Männer zu ermutigen, aufzureizen oder zu beschämen", setzt dieser Kenner des Damaravolkes hinzu. Josaphat Hahn erzählt, daß in einem der ersten großen Zusammenstöße zwischen Herero und Namaqua 1825 nur durch Eingreifen der zuschauenden und im entscheidenden Momente ihren Männern zu Hilfe eilenden Hereroweiber und -Jungfrauen jenen der Sieg gewonnen ward.

Bei jedem Todesfalle erhebt die ganze Bevölkerung eines Dorfes ein großes Wehgeschrei, und die Weiber weinen über dem Körper so viele Thränen wie möglich. Je mehr Thränen auf den Leichnam fallen, um so besser für den Toten, denn Thränen sind günstige Zeichen. Läßt sich das Nahen des Todes verspüren, so beginnt das Wehklagen schon vor dem Verscheiden und ist nicht geringer, als wenn der Tod schon eingetreten wäre. Chapman beschreibt den Tod eines seiner Damarabegleiter als eins der herzzerreißendsten Schauspiele. „Die Weiber", sagt er, „hatten ihn zum Sterben aus der Hütte ins Gebüsch getragen und kauerten alle um ihn her, indem sie unter einem schmerzvollen, melancholischen Geheule seine Hände badeten und rieben; sein Kopf lag im Schoße seines Weibes. Oft bringt dieses laute Heulen den Halbtoten wieder zu sich, aber in Wirklichkeit scheint es nicht so sehr diesen Zweck als irgend eine Beziehung zu der entfliehenden Seele zu haben." Der Leichnam wird in Häute gebunden beigesetzt, und die Gräber kennt man an den daraufgewälzten und daraufgeworfenen Steinen, welche sie vor den Hyänen zu schützen haben. Häuptlingsgräber werden noch durch eine Dornhecke geschützt und sind durch einen Baum oder Pfahl bezeichnet, an welchem einige Waffen des Verstorbenen samt den Schädeln der zum Leichenschmause geschlachteten Stiere aufgehängt werden. Die Sitte der Damara, die Gräber mit Ochsenschädeln zu umgeben, scheint eine Übertragung der Umzäunung der Gräber mit Elefantenzähnen zu sein, wie wir sie bei den Batoka und andern Zambesistämmen finden. Andersson berichtet, daß ein Häuptling, wenn er den Wunsch danach äußere, gar nicht begraben, sondern auf einer Erhöhung in der Mitte seiner Hütte in zurückgelehnter Stellung beigesetzt werde, worauf die Hinterbliebenen einen starken Palissadenzaun um diese Totenhütte zögen. Fern von der Heimat, setzen sie die Leichname ihrer Verstorbenen anscheinend aus Furcht, daß ihnen ihre Geister folgen, nicht bei, sondern werfen sie den wilden Tieren vor. Sicher ist, daß für einige Zeit das Dorf, wo ein Häuptling gestorben, nach einem andern Orte versetzt wird. Nach Jahren kehrt es aber wieder zurück, und der Häuptling begibt sich an das Grab seines Vorgängers, wo er niederkniet und mit flüsternder Stimme erzählt, daß er mit den Seinigen und mit den Herden, die er hinterlassen, wiedergekommen sei, und mit einer Bitte um langes Leben und Vervielfältigung seiner Herden seinen Besuch beschließt. Nachdem diese Pflicht erfüllt ist, baut das Dorf sich auf demselben Flecke wieder an, wo es früher stand, und es werden womöglich selbst die alten Hüttenplätze von jeder Familie wieder eingenommen. Bemerkenswert ist die Sitte der jahrelangen Wiederholung der Totenklage bei der Wiederkehr der Zeit, in welche der Todestag fällt, denn nicht alle Kaffernstämme teilen diesen Brauch mit den Damara.

Die Pietät, welche sich hierin ausspricht, ist keine hohle Form. Wenn der Hausvater alt und schwach wird, wenn ihm der Gebrauch seiner Sinne schwindet, so ist es nur natürlich, daß die Herrschaft und die Verwaltung der Herden in die Hände der kräftigen Söhne übergehen. Aber nichtsdestoweniger wird der Alte als der eigentliche Herr angesehen, und solange er noch nicht völlig stumpf geworden ist, werden noch immer die Milchgefäße und Fleischstücke zu ihm gebracht, damit er sie durch seine Worte weihen möge. Je mehr Erben erwartungsvoll auf ihn blicken, desto höher steigt natürlich die allgemeine Verehrung. Schon der Umstand, daß die Herero den Segen eigentlich nur als einen vom Vater auf dem Sterbebette erteilten kennen, spricht für solche Familienpietät. Diese Verehrung für den Alten des Stammes hört auch mit seinem Tode nicht auf. Das Grab bleibt heilig. Wenn nicht der Alte selbst durch ein Orakel es verlangt hat, das Brüllen der Rinder wieder bei seinem Grabe zu hören, dürfen die Kinder nicht in der Nähe des Grabes wohnen, um nicht die Ruhe des Großvaters zu stören. Nur voll Scheu und mit dem Opfer in der Hand naht der Erbe dem Grabe, um die Zukunft zu erfahren oder Hilfe bei dem Vater in großen Landesnöten zu erbitten.

Über die politischen Verhältnisse der Herero hörte man, solange sie ein gebrochenes Volk waren, wenig Günstiges, denn ihr politisches Unglück muß notwendig gerade auf diese Seite ihres Lebens den zerstörendsten Einfluß geübt haben. Daß sie seit Menschengedenken keine mächtige politische Gemeinschaft gebildet haben, geht zur Genüge aus ihrer Geschichte hervor und ergibt sich zum Teile aus der Natur ihres Landes, welche vielen kleinen Ansammlungen, aber keiner größern, beherrschenden günstig ist. Man begreift ebenso gut, daß die Autorität ihrer Häuptlinge eine geringe sein wird bei dieser allgemeinen Lockerung aller Verhältnisse, welche die Folge so lange dauernder, verheerender und fast immer unglücklicher Kriege sein muß. Andersson sagt, der Häuptling übe nur eine nominelle Herrschaft über seinen Stamm; wenn er den Versuch mache, ein schweres Vergehen an einem der Stammesglieder zu ahnden, so verziehe dies einfach unter den Schutz eines andern Häuptlinges. Nur in minder wichtigen Dingen wird ihm aus Gewohnheit und Aberglauben Gehorsam gezollt, zumal ihm neben der politischen Führung auch eine Art von priesterlicher Stellung zukommt, indem er z. B. die Ochsen segnet und durch eine seiner Töchter (s. S. 347) dieselben täglich beim Ausgange aus dem Krale durch Bespritzen mit Wasser zauberfest machen läßt. Doch hat Galton in dem Häuptlinge Kahikeni noch einen gebornen Herrscher gefunden, dessen Verstand und Benehmen sich stark von dem der übrigen Damara abheben. Kahikeni bewies einen Einfluß und zugleich ein starkes Bewußtsein von Verantwortlichkeit: als einige Leute seines Stammes mehrere von Galtons Ochsen gestohlen hatten und der Reisende von dem Vorfalle Anzeige gemacht hatte, erhielt er nicht nur seine Ochsen außer einem zurück, welcher bereits geschlachtet war, sondern es wurden auch vier von den sechs Dieben gefangen und trotz aller Fürsprache mit Keulen totgeschlagen. Für Viehdiebstahl wird wohl auch die Strafe des Hängens angewandt. Seinem Lande bewahrt der Herero, so arm es ist, auch in der Ferne ein warmes Andenken, und wenn er Landsleute in der Fremde trifft, erhebt er ein Klagen um die Heimat wie ein Totenklagen. Aber das sind unbedeutende Gefühlssachen, wesentlich ist auch in allem Politischen die Hervorkehrung des Interesses. Ein jeder hat die völligste Freiheit, zu thun, was er will. Wenn nun auch der Schwache dem Starken sich nähern und ihm dienen wird, da er nur bei diesem Schutz findet, so wird anderseits der Starke die Zügel nie zu straff anziehen dürfen; sonst gehen ihm seine Unterthanen weg und lassen den großen Herrn allein. Selbst die Sklaven haben in dieser beständigen Freiheit, ihrem Herrn zu entfliehen, eine Sicherung gegen zu üble Behandlung. Gerechtigkeitspflege und Gemeinsinn verfallen bei diesem Systeme, und das freie Hirtenvolk

wäre längst völlig von Fremden geknechtet, wenn es nicht in einer so abgeschiedenen Wüste wohnte. Immerhin muß man die größern Fürsten bewundern, die mit großer Schlauheit die Ihrigen sich immer wieder unterthänig und gehorsam zu halten wissen, ohne irgend jemand direkt weh zu thun. Meistens wissen sie den Abtrünnigen in der Weise zu zwingen, daß sie ihm das Leben in der Nähe der Hauptwerfte recht sauer machen, damit er mehr in die Ferne unter Fremde zieht. Sobald dann die andern Häuptlinge merken, daß solch ein fremder Unterthan schutzlos geworden, wird er bald allgemein so übel behandelt, beraubt und bestohlen, daß er schließlich zufrieden sein muß, sich auf Gnade oder Ungnade seinem eignen Häuptlinge ergeben zu dürfen. Und dieser sagt dann wohl noch: „Warum bist du fortgezogen, warum bist du nicht bei mir geblieben?“ Anderseits schützt der Häuptling den ihm getreuen Knecht und Vasallen gern, wenn er sich etwa am fremden Gute vergriffen hat.

Was sehr viel dazu beiträgt, die politische Ohnmacht in diesem Volke zu verewigen, und was, beiläufig gesagt, im Gegensatze dazu die viel durchgreifendern monarchischen Organisationen der Ostkaffern, vor allen der Zulu, noch viel glänzender erscheinen läßt, ist die extreme Ausprägung des nomadenhaften Grundsatzes, keine bestimmten Grenzen in dem Gebiete anzuerkennen, das ihnen einmal gehörte. Noch die neueste Geschichte der Herero bot dafür ein merkwürdiges Beispiel. Beinahe neun Jahre hindurch hatten die Herero, welche früher von den Namaqua unterjocht gewesen waren, um ihre Freiheit gekämpft, die Angriffe ihrer frühern Herren immer wieder abgewiesen, und der Vormann der verbündeten Namaquastämme, Jan Afrikaner, sah sich gezwungen, die Hilfe der Missionare zur Vermittelung eines leidlichen Friedensschlusses in Anspruch zu nehmen. Nun war es ja leicht einzusehen, daß der Friede am leichtesten gesichert worden wäre, wenn beide Parteien sich über die Grenzen ihrer Gebiete geeinigt hätten; die Missionare versuchten in diesem Sinne auf die Häupter beider Parteien einzuwirken, aber vergebens. Beide Teile erklärten, sie wollten Freunde werden, aber das Land, in dem soviel hin und her gefochten, gemeinschaftlich besitzen. Das Oberhaupt der Herero, Kamaherero, erklärte wiederholt, Jan könne nach dem Frieden im Lande wohnen, wo er wolle; freilich beanspruchte er damit anderseits, auch an dem Wohnorte Jans immer eine genügende Besatzung von seinen Leuten wohnen zu lassen. Wenn nun auch in der neuesten Zeit der Friede wieder gebrochen worden ist, so haben doch fast zehn Jahre hindurch beide Stämme verhältnismäßig friedlich untereinander gewohnt. Auf die Dauer macht ein solches System eine stramme Staatsleitung, ein festes Zusammenhalten des Volkes zu Schutz und Trutz, wenn es anders möglich wäre, völlig undenkbar, und wenn die Missionare die Herero hierin nicht besser machen können, dürfte das Geschick dieses Volkes trotz alles momentanen Aufraffens besiegelt sein.

Wenn so die Staatsbildung an großen Unvollkommenheiten leidet, ist ganz natürlich die Entwickelung gesellschaftlicher Verbände eine um so mannigfaltigere und wohl der Lage sehr entsprechend. Einmal ist jener naturgemäße Kommunismus in den mobilen Gütern auch in ein gewisses System gebracht, indem gewisse Leute noch einen besondern Bund zu dem Zwecke miteinander schließen, daß ihnen alles gemeinsam sein solle. Jugendgespielen (oma-kura, d. h. solche, die miteinander groß geworden) werden auch im spätern Alter nicht leicht eine Bitte einander abschlagen; sie scheinen vielmehr ihre Sachen als gemeinsames Eigentum anzusehen. Noch enger ist aber die Gemeinschaft der oma-panga, der Verbundenen. Bei diesen sind auch die Frauen gewissermaßen gemeinsam. „Ob ein solcher Bund durch gewisse Zeremonien befestigt wird“, sagt Büttner, „habe ich nicht erfahren können; möglicherweise betrachten sich die auf gleicher gesellschaftlicher Stufe Stehenden schon von Natur als oma-panga.“ Endlich gibt es aber zum dritten noch eine Art von Adel im Herero volke, der in der eigentümlichen Erscheinung einer gewissen

Geschlechter- oder Kastensonderung zum Ausdrucke kommt, welche nicht mit den Stämmen zusammengeht. Das Volk zerfällt in sechs oder sieben Geschlechtergruppen, welche angeblich von Anfang an verschiedenen Ursprunges sind, Männer verschiedener Stämme umschließen und durch gewisse Gebräuche unterschieden werden. Unser bester Gewährsmann in Sachen der Gesellschaftsgliederung der Herero, der Missionar Büttner, entwirft folgende Schilderung derselben: „Es gibt zwei Arten des Adels, einen, der vom Vater auf die Söhne, den andern, der von der Mutter auf die Töchter vererbt wird, obwohl natürlich die Kinder sich gern des Adels beider Eltern rühmen. Jener heißt oru-zo, Herkunft, dieser e-anda (die Etymologie dieses Wortes ist unbekannt). Ein äußerliches Abzeichen für die einzelnen Familien besteht darin, daß von den Angehörigen gewisse althergebrachte Zeremonien beobachtet werden, daß jede am liebsten Vieh einer besondern Farbe sich anschafft und für den persönlichen Gebrauch und als Opfer benutzt, anderseits Vieh von gewissen Farben nicht hält und nicht ißt. Einige Beispiele mögen dies erläutern. Der Familie Oru e sembi ist das Chamäleon, esembi, heilig, d. h. sie rühren es nicht an, sie sagen zu ihm: tate mukururume, unser alter Großvater; sie halten am liebsten braunes Vieh und in bestimmter Art gesprenkeltes. Ova-kueneyuva, die Vettern der Sonne, essen kein Fleisch von blaugrauem Vieh und halten am liebsten Vieh ohne Hörner, respektive gebrauchen es zum Opfern. Oru-oma-koti, die mit den Lappen, halten am liebsten gelbe oder fahle Rinder und werfen, wenn ein Rind geschlachtet wird, den Magen weg. Oru-horongo (vom Kuddu, ohorongo) halten keine Rinder oder Schafe, welche gar keine oder verkrüppelte Hörner haben, auch nicht solche ohne Ohren, essen sie auch nicht, opfern und zaubern mit dem Kuddu. Zu dieser Familie gehört Kamaherero. Darum liegen auf dem Grabe seines Vaters Katyamuaha in Okahandya Kudduhörner." Man ist versucht, in Ermangelung andrer Gründe auch für diesen merkwürdigen Adel einen Zusammenhang mit dem Herdenbesitze der Herero anzunehmen, und das um so mehr, je entschiedener, wie wir aus dieser Schilderung sehen, es wieder die Rinder sind, welche in den Geschlechtsgruppen der Oruzo und Eanda eine offenbar über die von Wappentieren hinausgehende Rolle spielen. Sieht man die bunte Zusammensetzung der Herde eines Besitzenden in diesem Volke und die Sorgfalt, die der Auseinanderhaltung der Elemente in demselben gewidmet wird, so versteht man wenigstens den Nutzen, den gerade hierin die Geschlechterscheidung haben mag, da ohne sie der vielfältige Herdenbesitz ein Chaos, verwirrt und verwirrend, wäre.

Gleich allen Negern, sind die Herero ein geselliges, heiteres Volk. Heiterkeit soll sich ja sogar in ihrem Namen aussprechen. Wie erwähnt, lieben sie Musik, Tanz und Gesang. Ihre Plaudereien unter Jauchzen und Lachen sind endlos. Ebenso sind sie fleißige Erzähler, wenn auch ihr Vorrat von Geschichten nicht dem der Buschmänner und Hottentotten gleichkommt. Vor allen Dingen liebt der Herero frei erfundene Geschichten, die bei den gemütlichen Abendversammlungen von einem Erzähler erfunden und gleich vorgetragen werden. Die Art und Weise und der Inhalt solcher Erzählungen sind sehr charakteristisch. Angenommen, jemand will erzählen, wie die Feuerwaffen oder der Branntwein von Europa nach Afrika gekommen sind, so hält er es, um diesen Zweck zu erreichen, der Mühe wert, möglichst weit auszuholen und in allerlei Nebenumständen und Vorbereitungen sich zu ergehen, ehe er zur eigentlichen Pointe kommt. Es tritt diese Eigentümlichkeit des Erzählens besonders bei den Fabeln und Märchen hervor, von denen manche so lang ausgesponnen werden, daß der Erzähler eine oder gar zwei Stunden damit ausfüllt; und wenn man dann auf den Schluß gespannt ist, verläuft der Strom der Erzählung gewöhnlich im Sande, weil der Vortragende mit seiner Phantasie zu Ende ist und meist schon längst vergessen hat, worauf er ursprünglich mit seiner Erzählung hinauswollte. Er hat mit

seiner Erzählung vielleicht nur darthun wollen, warum der Schakal gerade so heult, wie er heult, und nicht anders. Hier ein Beispiel hereroscher Erzählungen nach Josaphat Hahn: Ein Häuptling verliebte sich in die schöne junge Frau eines andern Häuptlinges. Er tötete diesen deshalb meuchlings, entführte die Schöne wider ihren Willen und brachte sie auf seine Onganda. Als nun eines Tages der Häuptling und seine Leute auf die Jagd gegangen waren, benutzte die Entführte diese Gelegenheit und entfloh. Zufällig kehrte der Häuptling gerade an diesem Tage etwas früher als gewöhnlich heim, entdeckte sofort ihre Flucht und verfolgte ohne Verzug und in der größten Wut die Entflohene mit allen seinen Kriegern. Die junge Frau ist noch nicht sehr weit entkommen, als sie schon die Stimmen ihrer Verfolger in der Ferne hinter sich vernimmt und dieselben immer näher und näher kommen hört. Da entdeckt die Geängstigte plötzlich in ihrer größten Not einen dichtbelaubten, hoch- und dickstämmigen Giraffenakazienbaum. Die große Angst macht es ihr möglich, ihn zu erklettern, und sie verbirgt sich im dichtesten Laube. Eben ist sie damit fertig, da sind auch ihre Verfolger zur Stelle; sie sind ganz verwundert und ratlos darüber, daß die Spur der Entflohenen mit einemmal bei diesem riesigen Baume aufhört. Daran denkt keiner, daß sie hinaufgeklettert sein könnte, denn selbst einem gewandten Manne würde das ein Ding der Unmöglichkeit gewesen sein. Da es über dem Suchen, Forschen und Beraten Mittag geworden ist, die Sonne empfindlich brennt und der hungrige Magen seine Rechte fordert, so setzt man sich, des vergeblichen Nachsuchens müde, in den Schatten des Baumes, ruht sich aus und beratschlagt, was weiter zu thun ist. Plötzlich lenkt ein leises Geräusch in den Blättern des Baumes, welches die Frau aus Unbedachtsamkeit durch eine leichte Bewegung verursacht hat, unwillkürlich die Blicke aller nach oben, und die Unglückliche wird entdeckt. Alle springen auf und stoßen einen Schrei der Freude und des Erstaunens aus, der die Arme erzittern macht. Man fordert sie nun auf, herabzukommen, bittet und macht ihr Versprechungen; aber alles umsonst, sie läßt sich nicht in die Falle locken. Darauf geht man zu Drohungen über, aber ebenfalls vergeblich; ebenso scheitern alle Versuche, den Baum zu erklettern, an der Dicke des Stammes. Endlich besinnt man sich eines andern; es werden einige Leute nach der Onganda zurückgesandt, um Beile zu holen. Sobald die Boten mit den verlangten Gegenständen zurück sind, geht man frisch ans Werk, den Baum zu fällen. Viele Axthiebe sind schon gefallen, während die arme Entflohene dort oben die furchtbarsten Qualen vor Angst aussteht; schon wankt der Baumriese, und man holt aus zu den letzten Hieben, da kommt mit einemmal ein gewaltiger Geier mit weit ausgebreiteten Fittichen zu der jungen Frau auf den wankenden Baum geflogen, bietet ihr den Rücken dar, und sie besteigt ihn; dann breitet der König der Lüfte seine mächtigen Flügel wieder aus und trägt die geängstigte, ihrem ermordeten Gatten treu gebliebene junge Frau sanft durch die Lüfte zu ihren Eltern, der Heimat zu. Die überraschten und erschrockenen Verfolger haben das Nachsehen. „Eines solchen Märchens brauchten wir Deutsche uns wahrlich nicht zu schämen", fügt Hahn hinzu.

Der Herero ist gastfrei, doch ist seine Gastfreundschaft, wie die aller Neger, mit Förmlichkeiten umgeben. Wenn die Herero Besuch erhalten, so sind die ersten Empfangszeremonien folgende. Der Fremde bleibt außerhalb des Verhaues, womit jedes Dörfchen umgeben ist, stehen und stützt sich nachlässig auf seinen langen Bogen oder seine Assagaie. Nach einer Weile, oft erst nach einer Stunde und darüber, kommt der Häuptling oder, wenn dieser abwesend ist, andre Dorfbewohner und beginnen folgende Begrüßungsfeierlichkeit, bei der man nach Belieben sitzt oder steht. Der Häuptling redet den Ankommenden, wenn es ein Einzelner ist, mit „kóra!" an; sind es mehrere, so sagt er: „koree!", „erzähle!" oder „erzählt!" Der Fremde antwortet: „indé", „nein". Dann geht es folgendermaßen weiter. Häuptling: „kóra!", „erzähle!" — Fremder: „indé, indé", „nein, nein". — Häuptling:

„kóra!“, „erzähle!“ — Fremder: „indé vanga“, „nein, durchaus nicht“. — Häuptling: „kor’omámbo“, „erzähle Worte oder Geschichten“. — Fremder: „hin’omámbo“ oder „hin’omámb’“, „ich weiß keine Geschichten“. Bleibt nun der Fremde unerbittlich, so kommt schließlich die eigentümliche Aufforderung von seiten des Häuptlinges: „kor’ovizezé“, wörtlich: „erzähle Lügen“, was so viel heißen soll wie „Anekdoten, Gerüchte oder Zeitungsenten“. Endlich kommen dann die Neuigkeiten, und es muß alles ausgekramt werden, was auf der Onganda, woher der Fremde stammt, oder sonstwo vorgefallen ist, wobei es auf Wahrheit oder Dichtung nicht ankommt. Währenddessen unterläßt es der Erzählende nicht, seine Zuhörer wiederholt darauf aufmerksam zu machen, daß er sehr guten Appetit mitgebracht habe. Wenn der Fremde seine Erzählung geendet hat, werden die Rollen in Fragen und Antworten ausgetauscht und mit denselben Umständlichkeiten von vorn an wiederholt. Endlich, wenn diese Zeremonie ihr Ende erreicht hat, wird ein Gefäß mit Milch gebracht, woran der Fremde sich labt. Dann wird er in die Onganda geführt, wo er am Beratungsfeuer vor des Häuptlinges Wohnung von einigen Kriegern empfangen wird und bald gemächlich seine Pfeife schmaucht. Nachdem er nun von Zeit zu Zeit auf seinen leeren Magen hingedeutet hat, wird ein Schaf geholt, geschlachtet und ein gemeinsamer Schmaus veranstaltet; der Fremde ist dann völlig wie zu Hause. Zu den Schmausereien um das Herdfeuer muß jeder Fremde zugelassen werden. Kein Fluch wird für unfehlbarer gehalten als der, welchen ein ungastlich Behandelter auf diejenigen werfen würde, die ihn vom Herdfeuer weggewiesen.

Von der Religion der Herero ist folgendes bekannt: Die Hauptgottheit der Herero führt den Namen Mukuru, d. h. der Uralte; dies ist ein Geist, als dessen Wohnung der ferne Norden genannt wird. An verschiedenen Orten wird sein Grab als heiliger Ort betrachtet. Jeder Stamm, wird angenommen, hat seinen eignen Mukuru, auf welchen alle abergläubischen Gebräuche und Gewohnheiten zurückgeführt werden. Vor allem sendet er Regen und Sonnenschein. Neben dem Namen Mukuru oder Omukuru gebrauchen sie für denselben Begriff auch Obempo, d. h. Hauch, Geist, ohne daß dies auf die Annahme eines zweiten geistigen Wesens gedeutet werden könnte. Wir schließen uns der Deutung Josaphat Hahns an, daß Obempo nur näher das Geistige des „Uralten“, des Mukuru, bezeichnen soll, etwa so, wie der Indianer vom „Großen Geiste“ redet. Auf einen Glauben an ein Fortleben nach dem Tode, wenn sie sich eines solchen auch nicht ganz klar bewußt sind, deutet die Thatsache, daß sie nicht selten Nahrung an die Gräber verstorbener Freunde oder Verwandten bringen und dieselben bitten, davon zu essen und lustig zu sein; ebenso, daß sie den Segen oder die Hilfe der Toten für ihre kriegerischen Unternehmungen, die Mehrung ihrer Weiber und Herden und alle sonstigen Wünsche anflehen. Auch glauben sie an die Wiederkunft Gestorbener, die aber dann selten in ihrer natürlichen Gestalt, sondern meist in der von Hunden erscheinen. Diese Geister in Hundegestalt, welche sie Tjruru nennen, sollen oft die Füße von Straußen haben. Erscheint einem Damara ein solcher Geist, und folgt ihm derselbe gar oder drängt sich an ihn, so ist ihm ein baldiger Tod gewiß. An abergläubischen Gebräuchen sind die Damara ungemein reich. Vor allem haben sie einen starken Glauben an Zauberei (Omundu-Onganga und Omundu-Ondyai) und räumen denjenigen, welche mit derselben vertraut sind, großen Einfluß ein. Dieselben umgeben den Kranken mit unsinnigen Zeichen und Beschwörungen und benutzen als Hauptmittel Hyänenkot, den sie dem Kranken auf Mund und Stirn schmieren. In Krankheitsfällen gebrauchen sie, wo kein Zauberer zu haben, Kuhmist, mit dem sie Stirn und Brust beschmieren, und binden um das Gesicht und die Brust lederne Riemen. Neben den Zauberern gibt es bei ihnen zaubernde Mädchen (Ondangere), in der Regel die Töchter der ersten Frau

eines Häuptlinges, welche darin an die Vestalinnen Roms erinnern, daß eine ihrer Hauptaufgaben in der Erhaltung einer Art heiligen Feuers (Omurangere) besteht. Bei gutem Wetter wird nämlich beständig ein Feuer vor jeder Hütte unterhalten, wo dann die Insassen zu sitzen pflegen; wenn aber das Wetter schlecht wird, bringt man das Feuer in die Hütte der Ondangere. Sollte es unglücklicherweise verlöschen, so versammelt sich die ganze Gemeinschaft, um Sühnopfer von Vieh darzubringen, worauf das Feuer durch Reibung wieder erzeugt wird. Zu dieser Feuerreibung aber dienen Hölzer, die der Häuptling von seinen Voreltern ererbt hat, und die mit Ehrfurcht umgeben werden. Die Herero wollen das Feuer vom Mukuru oder Obempo erhalten haben. Wechselt ein Stamm seinen Wohnsitz, so geht die



Bergdamara-Häuptling und Frau (nach Photographie im Besitze des Herrn Dr. Fabri in Barmen). Vgl. Text, S. 350.

Ondangere mit dem Feuer voran, und trennt sich ein Teil des Stammes vom andern, so erhält der vornehmste Mann des erstern von diesem Feuer, während die Würde der Ondangere auf seine Tochter übergeht. Die zu Opfern bestimmten Tiere werden mit dem Speere getötet, die zur Nahrung dienenden dagegen erdrosselt. Stirbt ein Mann, so wird ein Teil seines Viehes mit Keulen erschlagen. Auch hierin ist wohl eine rohe Art des Opfers zu sehen. Vielleicht gehört dahin auch der Gebrauch, daß, wenn ein Ochs im Krale eines Häuptlinges stirbt, die Ondangere einen Doppelknoten in ihre Lederschürze macht, damit kein „Fluch“ eintrete, ferner daß sie ein Stück Holz auf den Rücken des toten Tieres legt und zugleich für langes Leben, viel Vieh und dergleichen betet, und daß ein von glücklicher Jagd Heimkehrender Wasser in den Mund nimmt und dasselbe dreimal in sein Herdfeuer und über seine Füße ausspritzt. Hat ein junger Mann ein wildes Tier getötet, so macht ihm sein Vater vier Einschnitte in die Stirn und schenkt ihm ein Schaf oder eine Kuh; die Nachkommenschaft der letztern darf bloß von Männern gegessen werden.

Wie alle Kaffern, haben auch die Herero viele Speisevorurteile, denen sie teilweise wie strengen Geboten folgen, während andre nicht allgemein sind. Dieselben hängen, wie wir gesehen haben, mit den Eanda zusammen. Deshalb erkundigt sich ein Damara, wenn man ihm Fleisch anbietet, immer sorgfältig nach den Eigenschaften des Tieres, von welchem es stammt. Einige gehen so weit, daß sie Gefäße für unrein halten, in welchen solche Nahrung gekocht ward, oder sogar den Rauch des Feuers als schädlich vermeiden, auf



Weiber und Mädchen der Bergdamara (nach Photographie im Besitze des Herrn Dr. Fabri in Barmen).
Vgl. Text, S. 350; siehe auch die Abbildungen S. 29 u. 136.

dem dasselbe stand. Der Häuptling versucht die Speisevorräte, ehe sie von den andern in Gebrauch genommen werden. Dem Fette gewisser Tiere, das in eigentümlich gestalteten Gefäßen aufbewahrt wird, werden besondere Eigenschaften zugeschrieben. Häuptlinge salben sich damit, und solche, die heil von einer Reise zurückkehren, genießen es in Mischung mit Wasser.

Das Opfern wird mit großer Aufmerksamkeit vollzogen. Man gebraucht dazu heilige Stäbe, welche von Bäumen oder Büschen geschnitten werden, die den Ahnen geweiht sind, und welchen bei den Opfermahlzeiten das Opferfleisch immer zuerst vorgesetzt wird,

da sie gleichsam die Ahnen vertreten. Manche bewahren diese Opferstöcke, zu Bündeln zusammengebunden und mit Amuletten behangen, beständig in den Zweigen des auf der Opferstätte stehenden „Makera", des Opferbusches, auf welchem das Fleisch des zerlegten Opfertieres ausgebreitet wird. Derselbe vertritt also eigentlich die Stelle des Altares.

Einen großen Raum nimmt im Glauben der Damara eine Art von Baumkultus ein, der an bestimmte Bäume, aber, wie es scheint, nicht einer einzigen Art angehörige, sich knüpft. Dieser Glaube erinnert stark an ähnliche Mythen bei andern Kaffernvölkern. Er führt darauf hinaus, daß ein heiliger Baum Ursprung gab den Herero, den Buschmännern, den Ochsen und den Zebras. Die erstern entfachten sofort ein Feuer, welches Buschmänner und Zebras verscheuchte, die seitdem miteinander in der Wildnis umherziehen, während die Damara mit ihren Ochsen das Land in Besitz nahmen. Auch alle andern lebenden Wesen erzeugten sich aus diesem Baume; derselbe ist aber, fügen die Damara ihrer Erzählung hinzu, in letzter Zeit nicht mehr fruchtbar gewesen, und es ist heute ganz vergeblich, in seinem Schatten auf Ochsen oder Schafe zu warten, die er vielleicht tragen könnte. Es ist besonders der Tate Mukururume oder Omumboro-Mbonga, ein mächtiger, kräftiger Baum mit spärlichem, graugrünem Laube und silberweißer, tiefgefurchter Rinde, „so vorsündflutlich aussehend, als ob ihn die gegenwärtige Generation nichts angehe", welchem diese Verehrung gezollt wird. Er steht mitten unter den andern einzig in seiner Art. Deshalb ehrt die Volkssage, wie sie in dem ihm beigelegten Namen ausspricht, den Urvater aller lebendigen Geschöpfe in ihm; früher wurden bestimmten Bäumen dieser Art Opfer gebracht, und die Herero riefen schon, wenn sie einen solchen von weitem sahen: „u zera tate mukururume!" („du bist heilig, Urvater!") Sie zeigen überhaupt poetisches Gefühl für die Eigenartigkeit gewisser Bäume: so lieben sie z. B. vor allen den eichenähnlichen Kamelbaum (Acacia Giraffae), den sie Omuhiviritoa, d. h. der zu Preisende, nennen. Merkwürdig sticht von der markigen Gestalt und der unscheinbaren, dunkeln Rinde dieses Baumes das zarte Grün des Laubes ab und das Goldgelb der unzähligen, lieblich duftenden Blüten. In der That, man lernt den Baumkultus verstehen hier in der baumarmen Steppe, die jedes einzelne Bauminividuum sich mit scharfen Zügen am Horizont abzeichnen läßt wie eine willkommene Insel!



Waffen der Bergdamara:
1 Speer — 2 Trommel — 3 Keule
(Museum für Völkerkunde, Berlin).
1/8 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 351.

* * *

Eine seltsame Stellung nehmen im Gebiete der Herero die sogenannten Bergdamara ein, welche sich selbst Haukoin, d. h. wahre Menschen, nennen, während sie von den Namaqua, die früher ihre Alliierten und später ihre Herren waren, mit dem wegen seiner Unanständigkeit unübersetzbaren

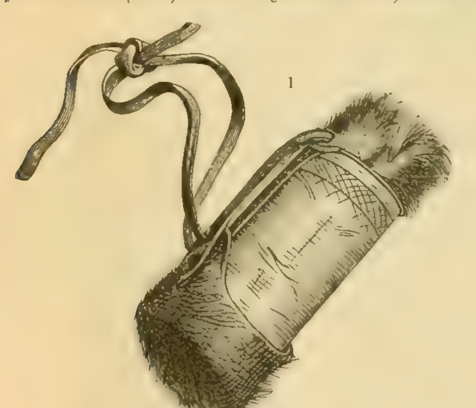
Namen Ghu Damup oder Daman bezeichnet werden. Sie sind in der Lebensweise durchaus buschmannähnlich, wogegen ihre Sprache die der Hottentotten und ihre Farbe die dunkle der Damara ist (s. Abbildungen, S. 29, 136, 320, 347, 348). Josaphat Hahn spricht ohne nähere Begründung von „unzweifelhaften Anzeichen", daß die Bergdamara vor ihrer Berührung mit den Namaqua eine Negersprache geredet haben. Körperlich schienen sie Galton und Andersson am meisten Ähnlichkeit mit den Ovambo

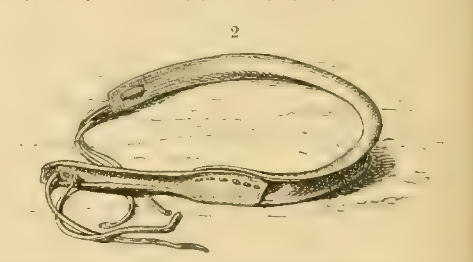


Eine Dachapfeife der Bergdamara (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/4 wirkl. Größe.

zu haben. Andersson und Galton bezeichnen sie kurzweg als Neger, ohne die Art ihrer Beziehungen zu den Damara näher zu bestimmen; ersterer äußert auch die Meinung, daß sie die Ureinwohner des Landes seien, welche bis zur Ankunft der Damara (vor etwa 100 Jahren) sich mit den Buschmännern in das Land teilten und zwar so, daß sie die Berge, jene die Ebene bewohnten. Immer seien sie von den Buschmännern als die Niedern angesehen worden, und nie seien Wechselheiraten zwischen ihnen vorgekommen. Auch daß jene die Sprache der letztern annahmen, deutet auf Unterwerfung durch Eroberung.

Sie sind in geringer Zahl über die Berge hin zerstreut, wo sie an den schwer zugänglichen Punkten ihre Wohnstätten haben. Galton besuchte eine ihrer Niederlassungen, welche auf einem schwer zugänglichen steilen





Geräte der Bergdamara: 1 Tabaksbüchschen — 2 Ledergürtel (Museum für Völkerkunde, Berlin); ersteres 1/3 wirkl. Größe.

Felsberge, Erongo genannt, nördlich vom Swakopflusse gelegen ist, und fand ihr Dasein nicht so niedrig, wie es den Anschein hatte, wenn man ihnen zufällig in der Ebene begegnete. Die Hütte eines Häuptlinges bestand aus mehreren Räumen, die unter einer Baumgruppe so aneinander gebaut waren, daß die Äste der Bäume zum Dache zusammengebogen wurden, während ihre Stämme im Innern die Gemächer abteilen halfen. Es war eine Fülle von Geräten vorhanden, wie hölzerne Milchschüsseln, Pfeifen und dergleichen. Auch schien der Reichtum an Rindern, Schafen und Ziegen nicht gering, wiewohl die Einwohner aus Mißtrauen denselben leugneten. Der rheinische Missionar Hugo Hahn hat 1871 dieselben Bergbewohner, 400—500 an der Zahl, in der Missionsstation Okombahe versammelt gefunden. „Man konnte es ihnen ansehen", sagt er, „daß sie eine relative

Freiheit genossen hatten, es lag in ihrer ganzen Stellung ausgeprägt." Diese Bergdamara bauen, gleich den eigentlichen Hottentotten, Dacha und rauchen, gleich ihnen, mit Leidenschaft aus Wasserpfeifen (s. Abbildung, S. 350), und zwar verschlucken sie den Rauch und rauchen bis zur völligen Betäubung. Auch Tabak genießen sie mit Leidenschaft, besonders sind sie große Schnupfer. Die Geräte und Waffen der Bergdamara sind im allgemeinen dieselben wie die der Herero, nur sind sie weniger reichlich und, wenigstens in Bezug auf Waffen, auch wohl durchgängig naturwüchsiger, wie die Abbildungen auf S. 349 zeigen. Auf die Trommel, als ein den Herero fehlendes Instrument, sei besonders aufmerksam gemacht.

Bemerkenswert sind noch einige zerstreute Notizen, welche man über das Vorkommen dieses Volkes in größerer Zahl am untern Omoramba, südöstlich von Ovambo, hat. Während bei den Ghu Damup des Damaralandes keine Überlieferung herrscht, daß sie einst eine andre Sprache redeten, wird von jenen Stämmen am Omoramba behauptet, daß mehrere Sprachen bei ihnen gesprochen werden, und daß einige von ihnen das Hottentottische nicht verstehen. Dort sollen sie auch keineswegs in so niedriger Stellung leben wie im Damaralande, sondern Ackerbauer sein und Handel mit den Ovambo und andern nördlich von ihnen wohnenden Völkern treiben. Die Stellung der im Damaralande Lebenden ist jedenfalls die niedrigste unter allen Völkern desselben. Sie werden von den Damara, Namaqua und selbst Buschmännern gleichmäßig geringgeschätzt und mißhandelt. Ein stehender Scherz der andern Völker über sie ist die Behauptung, daß sie von den Pavianen abstammten. „Warum nicht?" sagte ein alter Ghu Damup. „Wir werden beide von jedermann verfolgt, leben ganz gleich auf den Bergen, wo wir von denselben Wurzeln essen, die wir in derselben Weise mit unsern Händen aus der Erde graben."

13. Die Ovambo[1] und Verwandte.

„Unter den ackerbauenden Völkern Afrikas eins der thätigsten und friedlichsten."

Inhalt: Fruchtbarkeit des Ovambolandes. — Dichte Bevölkerung. — Art der Ovambo. — Ackerbau und Viehzucht. — Wohnungen. — Tracht. — Waffen. — Religion und Zauberei. — Recht. — Buschmänner und Damara im Dienste der Ovambo. — Verschiedene Stämme zwischen Ovambo und Cunene. — Die Bakuba oder Bavéko.

Durch die traurige Steppe des Damaralandes, den echten Ausläufer der Kalahari, nordwärts ziehend, steigt man ungefähr beim 18. Breitengrade fast unvermittelt aus dem dornigen Mimosengebüsche in wallende Getreideebenen hinab. Der Kontrast ist scharf, und man begreift, wie wohlthuend er ist. „Vergebens würde es sein", ruft Andersson aus, „unser Entzücken bei dieser Gelegenheit zu beschreiben oder das reizende Panorama zu schildern, welches sich vor uns aufthat. Genüge es zu sagen, daß anstatt der ewigen

[1] Der Name Ovambo ist seinem Ursprunge nach nicht einheimisch, denn die Stämme kennen nur ihre besondern Namen, keine allgemeinen, sondern er wird von den Ovaherero einigen nördlich von ihnen wohnenden Stämmen beigelegt. Die neuern Untersuchungen Duparquets zeigen, daß mindestens kein sprachlicher Grund dagegen besteht, die Bewohner des linken Cunene-Ufers unter denselben Begriff zu bringen. Galton berichtet, daß von den Ovambo von Ondonga, die er besuchte, alle längs dieses Flusses wohnenden Stämme ebenfalls als Ovambo bezeichnet worden seien, und daß sie in Sprache und Aussehen sich nicht von jenen unterschieden. Denselben Namen geben auch die Damara allen nördlich von ihnen wohnenden getreidebauenden Stämmen.

Strauchsteppe, wo uns jeden Augenblick die Dornen der Mimosen aus dem Sattel zu reißen drohten, die Landschaft nun ein anscheinend endloses Feld gelben Getreides darbot, übersäet mit zahlreichen friedlichen Hütten und gebadet im warmen Lichte der untergehenden Tropensonne. Dazu erhoben sich hier und dort riesenhafte, breitästige, dunkellaubige Schatten- und Fruchtbäume, während zahlreiche Fächerpalmen, einzeln oder in Gruppen stehend, das Bild vervollständigten. Es schien uns ein Elysium. Noch oft seitdem habe ich diese Szene in mir heraufbeschworen, welche mir nicht unpassend zu vergleichen schien dem Vertauschen einer heißen, hellen, schattenlosen Wüste gegen einen Park voll frischen Grüns und kühlen Schattens." Dies ist das Land der Ovambo. Das ganze Gebiet ist fruchtbar, obwohl es keinen Überfluß an Wasser hat. Es gehört offenbar zu den Steppenländern mit kurzer, aber für das Getreide hinreichender Regenzeit. Weder Fluß noch Bach finden sich zwischen dem Ovoromba, der von Westen dem Ngamisee zufließt, und Ondonga, der Residenz des Häuptlinges von Ovambo. Demgemäß halten die Ovambo das Wasser hoch in Ehren. Galton mußte sich jeden Trunk mit Perlen erkaufen. Nicht minder scharf als der Landschaft ist der Kultur hier eine Grenze gezogen. Viehzucht und Ackerbau, fahrendes Leben und Ansässigkeit, Armut und Wohlstand, Hunger und Sättigung, Krieg und Friede, sie alle grenzen mit einemmal hier aneinander.

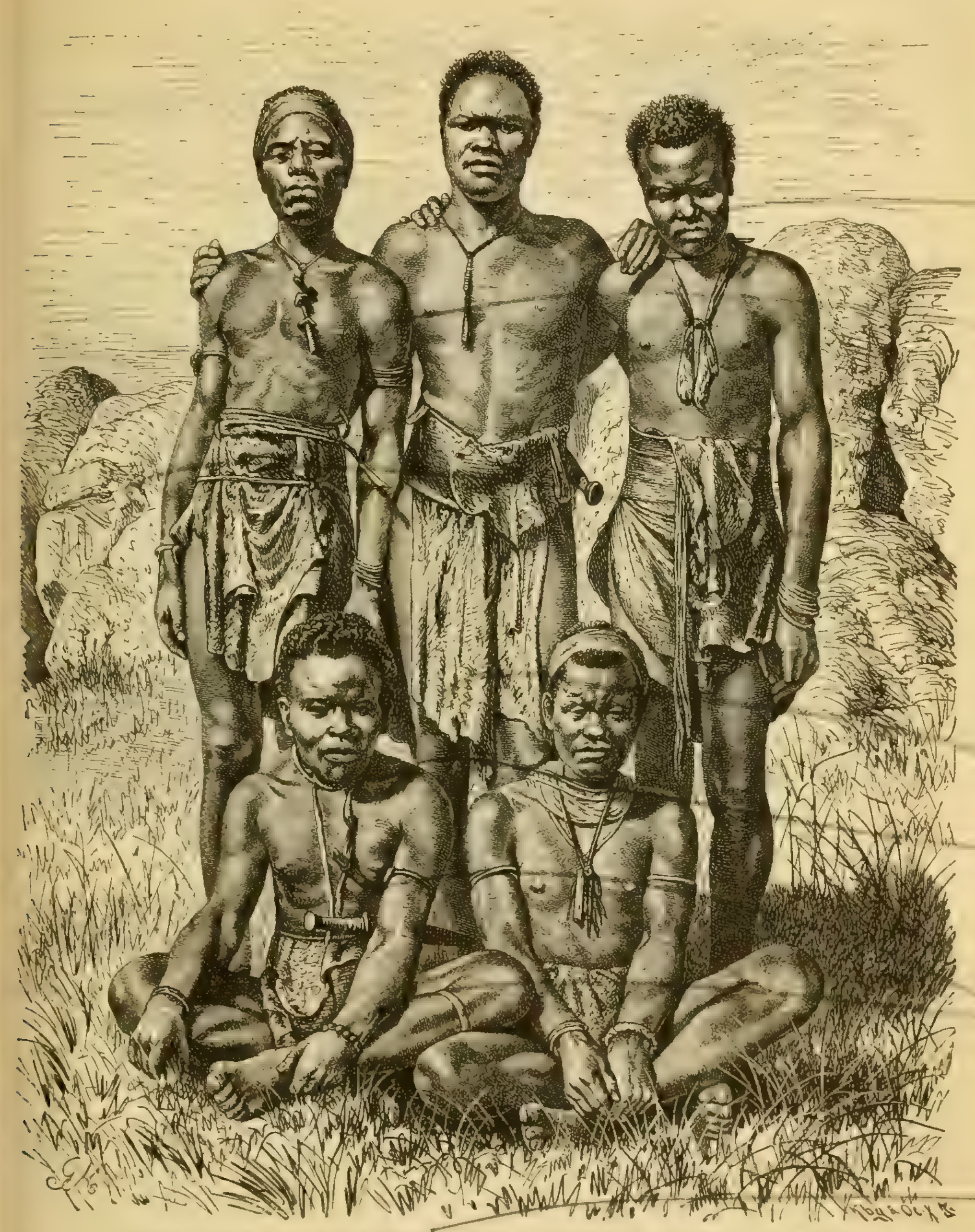


Ein Ovambo (nach Photographie im Besitze des Herrn Dr. Fabri in Barmen).

Die Ovambo sind nicht allein das erste ackerbauende Volk, welches man in Westafrika, von Süden kommend, trifft, sondern sie sind überhaupt unter den ackerbauenden Völkern Afrikas eins der thätigsten und friedlichsten. Dem entsprechend wohnen sie verhältnismäßig dicht beisammen. Andersson und Galton schätzen beide die Dichtigkeit der Bevölkerung vom Ovamboland auf 100 Seelen pro englische Quadratmeile. Letzterer berichtet, daß er in einer Stunde Reitens (mit Ochsen ein Weg von ungefähr 5 km) durchschnittlich 30 Anwesen zählen konnte, trotzdem die hügelige Beschaffenheit des Landes einen weitern Ausblick als 2—3 km nach beiden Seiten nicht erlaubte, und er nimmt an, daß 30—40 Seelen auf jedes Anwesen entfallen. Diese Schätzung ist vielleicht eher zu gering als zu hoch. Größere Orte gibt es nicht in Ovambo, nur Gruppen von einer nicht bedeutenden Zahl von Anwesen, da die Bevölkerung überall umgeben von ihren Äckern lebt. Was die Ausdehnung ihrer Wohnsitze anbetrifft, so reichen dieselben mit dem vorgeschobensten Posten bis etwa 19° 30′ südlicher Breite südwärts (Andersson bezeichnet das in dieser Breite gelegene Okamabuti als nördlichen Grenzpunkt der Herero) und bis an den Cunene nordwärts. Den letztern scheinen sie nicht weit zu überschreiten, ebensowenig wie die Benguelahändler, mit denen sie dort Tauschhandel treiben. Der Handel wird am Flusse, als der Landesgrenze, abgemacht.

Die Ovambo unterscheiden sich im Körperbaue wesentlich von den Damara, sind dagegen den „Bergdamara" ähnlich: häßliche, knochige Menschen mit starken Zügen, sehr

muskulös. Auch ihre Sprache ist vom Idiome der Damara verschieden, indem sie z. B. das dem Damara fehlende l hat. Anderseits sind sich manche Worte aus beiden Sprachen

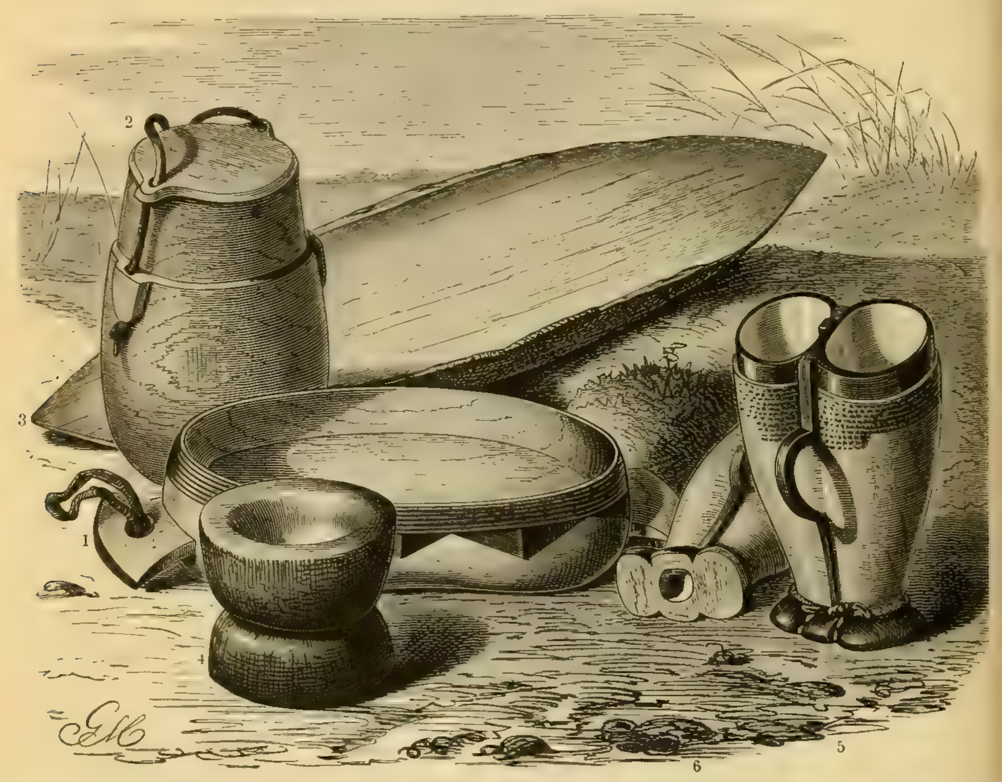


Männer der Ovambo (nach Photographie im Besitze des Herrn Dr. Fabri in Barmen).

sehr ähnlich; „bring' Feuer" heißt bei den Ovambo „ella omulilo", bei den Damara „et omuriro". Aber die beiden Völker verstehen einander nur schwer.

Der Ackerbau, der herrschende Zug im Leben und Weben dieser Stämme, stützt sich

hauptsächlich auf die zwei Hirsearten: Durrha und Eleusine (letztere s. Abbildung, S. 12). Die Felder dieses Getreides erstrecken sich, nur von Fußpfaden unterbrochen, oft meilenweit; die große Einförmigkeit dieser überall bebauten und straßenlosen Landschaft wird von den Reisenden als eine ernsthafte Schwierigkeit im Finden des Weges bezeichnet. Das eingeerntete Getreide wird in eignen bienenkorbähnlichen Geflechten von etwas über 1 m Durchmesser verwahrt, welche in rohen Dreifüßen, die Spitze nach unten, so aufgestellt sind, daß sie den Boden nicht berühren. Über diese Behälter werden Dächer aus Zweigen



Hölzerne Geräte der Ovambo: 1 Schale — 2 Topf — 3 Grabeschaufel — 4 Räucherschale — 5 und 6 Doppelbecher zum Bierseihen (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/8 wirkl. Größe.

errichtet und mit Lehm dicht gemacht. Bei den Wohlhabenden zählt man lange Reihen solcher Getreidebehälter, nach deren Menge man ihren Reichtum bemessen kann, wie bei uns etwa nach der Größe der Scheunen.

Außer dem Getreide ist Tabak das wichtigste Erzeugnis des Ackerbaues. Von ihm wird ein Teil als Steuer an den Herrscher bezahlt, was beim Getreide nicht der Fall ist; auch bildet er das einzige Umlaufsmittel in Ovambo. Er wird in Holzgefäßen zerstoßen und soll von geringer Güte sein. Erbsen, Bohnen, Kürbisse und Wassermelonen werden gleichfalls gebaut. Von Fruchtbäumen kultivieren sie eine Fächerpalme mit eßbaren Früchten und zwei große, schattenreiche Bäume, deren einer kirschen-, der andre apfelähnliche Früchte trägt. Die Haustiere sind: Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde und Hühner. Am bedeutendsten ist die Rindviehzucht, welche indessen bei dem Mangel an Weiden zwingt, die Tiere nach mehrere Tagereisen entfernten Weideplätzen zu senden, von wo sie erst nach der Ernte zurückkehren, um in den Stoppeln gefüttert zu werden.

Die Nahrung der Ovambo besteht hauptsächlich aus dickem Hirsebrei und Milch. Fleisch wird wenig genossen. Sie mischen ihrer Nahrung stets Salz bei im Gegensatze zu den Damara, die dies niemals thun. Es kommen Salzlager in Gestalt sogenannter Salzpfannen in ihrem Gebiete vor. Als Getränk dient Hirsebier. Sie pflegen nach jeder Mahlzeit zu rauchen.

Die Wohnstätten sind mit 2—3 m hohen, einen großen Raum einschließenden Palissaden umgeben, innerhalb deren die Hütten, Kornspeicher, Höfe, Ställe ꝛc. aneinander geschach-



Geflochtene Schüsseln, Teller und Flasche der Ovambo (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/7 wirkl. Größe

telt sind. Der Wohnplatz des Königs, welcher zu Galtons und Anderssons Zeit sich über einen Raum von gegen 100 m Durchmesser ausbreitete, glich einem Irrgarten durch die Menge von Palissadenwegen, die nach allen Seiten führten. Die Wohnhütten sind kreisrund, kaum 1,3 m in der Höhe und etwa 5 m im Umfange messend; ihr unterer, etwa 0,6 m hoher Teil besteht aus Pfahlwerk mit Lehmfüllung, und über diesem erhebt sich das schirmartige Dach, welches aus Rohr gefertigt ist. Der zur Zeit des Besuches von Galton und Andersson regierende Fürst Nangoro war wegen seiner Beleibtheit gezwungen, in einem besondern Verschlage neben seinen Häusern zu schlafen, da seine Hütten ihm zu eng geworden waren.

Geräte und Waffen der Ovambo (s. Abbildungen, S. 218, 354, 355) sind auffallend gut gearbeitet, soweit sie nicht aus Metall sind. Aus Holz finden sich Schüsseln, Löffel, Becher und dergleichen. An Ackergerät brauchen die Ovambo nur eine kurze Haue zum Ummenden des Bodens. Von ihren Waffen sind besonders die Dolchmesser bemerkenswert, deren Griff und Scheide aus Holz, letztere wohl auch aus Leder, bestehen und teilweise

mit Kupferblech oder platt geschlagenem Kupferdrahte verziert sind. Ihre regelmäßige Bewaffnung besteht aus Pfeilen und Bogen, Assagaien und Kirris. Die beiden erstern sind kleiner als die der Damara, und der Bogen besteht gewöhnlich aus einem Holze, Mohama genannt, das, von Natur auf einer Seite flach, für diesen Zweck besonders geeignet ist. Die Pfeile sind mit Knochen- oder Eisenspitzen versehen, aber nur selten vergiftet. Die Köcher tragen die Ovambo unter dem linken Arme an einem über die rechte Schulter geschlungenen Riemen, während der Dolch am Gürtel oder an einem um den Oberarm geschlungenen Riemen hängt. Wiewohl keine Eisen- oder Kupfererze im Lande selbst vorkommen, stellen sie doch beide Metalle dar, da ihnen die Erze von den in den Gebirgen lebenden Buschmännern gebracht werden. Aus Eisen und Kupfer verfertigen sie ihre hauptsächlichsten Handelsgegenstände, aus jenem Messer, Speer- und Pfeilspitzen, aus diesem Ringe und Perlen. An beiden Enden langer Stäbe tragen sie diese Gegenstände in geflochtenen Körbchen auf ihren Reisen. Eine unfertige Assagaienklinge oder eine Elle aufgereihter Eisenperlen wird nach Anderssons Erzählung mit einem Ochsen bezahlt. Aber der wichtigste Gegenstand ihres Handels nach außen ist Elfenbein. Am Cunene, über den sie setzen, um am jenseitigen Ufer mit schwarzen, portugiesisch sprechenden Händlern zusammenzutreffen, tauschen sie das Elfenbein gegen Perlen, Eisen, Kupfer, Muscheln, Kauris und andre Kleinigkeiten aus. Was sie von den eingetauschten Dingen nicht selbst brauchen, verhandeln sie wieder an die Damara, wohin sie zu Anderssons Zeit, also vor etwa 30 Jahren, vier verschiedene Expeditionen im Jahre auf zwei verschiedenen Wegen machten und von diesen zusammen ungefähr 800 Häupter Rindvieh zurückbrachten. Außer auf Vieh legten sie den größten Wert auf Perlen. In ihr eignes Land kamen fremde Handeltreibende nur aus dem nahen Damaralande, aus welchem sich Anderssons und Galtons Karawane nicht weniger als 70—80 Damaraweiber anschlossen, welche alle nach Ovambo zogen, einige, um Beschäftigung, andre, um Männer zu finden, andre wieder, um ihren Muschelgürtel zu verkaufen, welch letztern die Ovamboweiber auseinander nehmen und zu Perlenschnüren umarbeiten. Sie tauschen dafür Getreide, Tabak, Perlen und andres ein.


Ein kupferner Beinring der Ovambo (Museum für Völkerkunde, Berlin). Vgl. Text, S. 359.

Die Tracht der Ovambo sticht durch einige bemerkenswerte Eigentümlichkeiten von jener der Nachbarstämme ab, wiewohl sie am meisten Ähnlichkeit mit der Damarakleidung aufweist. Die Männer winden Perlen um den Kopf und den Hals und sind nicht selten mit Armringen aus Kupfer geschmückt. Ihr stets kurzes, wolliges Haar scheren sie oft, mit Ausnahme des Wirbels. Männer wie Weiber schlagen, wenn erwachsen, einen der mittlern Vorderzähne des Unterkiefers aus. Die Weiber tragen das Haar so lang wie möglich und vermehren seine Masse durch Einschmieren von Fett und roter Erde. An Beinen und Armen tragen sie Kupferringe, von denen mancher 1—$1^1/_2$ kg wiegen mag (s. obenstehende Abbildung). Nach Galton sind indessen die kupfernen Armringe Auszeichnung der Weiber des Fürsten. Außerdem sind Hals, Hüfte und Unterleib durch eine Unzahl von Perlen, Muscheln und Schalen verhüllt, welche teils auf Zeug oder Leder aufgenäht, teils zu Schnüren gefaßt sind. Dieses Übermaß von Schmuck macht die Weiber in hohem Grade schwerfällig.

Musik und Tanz sind bei den Ovambo sehr beliebt. Sie haben für die erstere das Tam-Tam und eine schwache Laute, welche im Palaste des Fürsten allabendlich ertönen. Sobald die Dunkelheit anbricht, sammelt sich die Bevölkerung, soweit sie hoffähig ist, am Hofe des Fürsten; Fackeln aus Palmzweigen werden dabei getragen und geben der Szene etwas besonders Malerisches. Die Tänze, welche dann bis tief in die Nacht ausgeführt

werden, sind mehr Umgänge nach dem Takte der Musik als eigentliche Tänze. Ein beliebtes Schauspiel bilden auch die Tänze der Buschmänner, die als eine Art Leibgarde den Fürsten umgeben; sie äffen stets mit ihrer merkwürdigen Gabe der Nachahmung irgend etwas nach, meist die Bewegungen eines Tieres.

Von der Religion der Ovambo wissen wir nur Negatives. Dieses Volk zeigt nämlich den Europäern gegenüber eine merkwürdige Zurückhaltung in allen Mitteilungen über seine Verhältnisse und Anschauungen, und so wurde auch jeder Frage, welche religiöse Dinge betraf, mit großer Scheu ausgewichen. Andersson erwähnte einmal in einem Gespräche über den Zustand nach dem Tode den Namen ihres Fürsten Nangoro. „Wenn du in dieser Weise sprichst", flüsterte man ihm zu, „und es sollte zu den Ohren Nangoros kommen, so wird er glauben, du wollest ihm nach dem Leben trachten." Ebenso ging es Galton, der bei seinen Fragen im Interesse eines kleinen Wörterbuches der Ovambosprache und der nähern Kenntnis ihrer Sitten und Gebräuche immer die Antwort erhielt: „Du mußt nicht nach diesen Dingen fragen, sonst wird Nangoro glauben, daß du sein Leben nehmen willst". Um diese Furcht, daß ein Fremder einem Eingebornen das Leben stehlen könnte, dreht sich überhaupt viel bei den Ovambo. Man bangt besonders vor dem gemeinsamen Essen mit solchen gefährlichen Menschen. Der Zauber gegen solches Trachten, den der Fürst Nangoro ausgedacht und der vom Hofe aus sich über das Land verbreitet hat, besteht darin, daß vor dem Essen der Herr des Hauses oder sonst ein zu diesem Dienste Geeigneter Wasser in den Mund nimmt und es dem Fremdlinge ins Gesicht spritzt. Eine mildere Form ist das Beschmieren des Verdächtigen mit Fett um Stirn und Mund. Ein andrer Aberglaube knüpft sich an gewisse Seen, aus denen niemand, der sich hinein wagt, wieder lebend herauskommen soll. Für das Regenmachen gibt es bestimmte Zauberer.

Die Vielweiberei ist allgemein. Der Fürst Nangoro hatte 106 Frauen. Die Frauen werden gekauft, ein minder Besitzender zahlt 2 Ochsen und 1 Kuh, ein Reicherer 3 Ochsen und 2 Kühe als Kaufpreis. Nur der Fürst zahlt nichts, weil bei einer Verbindung mit ihm die Ehre alles aufwiegt. Eine von den Frauen gilt immer als die erste. Im Herrscherhause geht die Thronfolge auf den Sohn oder, falls solcher fehlt, auf die Tochter der ersten Frau über. Über die sonstigen politischen Verhältnisse und besonders über die Geschichte der Ovambo sind wir nicht unterrichtet. Wir wissen von ihrer politischen Stellung, daß sie bei den Damara wegen ihres Reichtumes und ihrer Macht geachtet oder selbst gefürchtet sind, und daß diese es nicht wagen, den Handel der Ovambo zu stören. Galton begegnete mehreren Damara von Omaruru auf dem Rückwege aus dem Ovambolande, wo sie Entschuldigungen vorgebracht hatten wegen einiger an Leuten des letztern Volkes begangenen Diebereien.

In ihren Rechtsbegriffen scheinen die Ovambo eine vorteilhafte Ausnahme von den meisten ihrer Volksgenossen darzustellen. Sie werden als durchaus ehrlich bezeichnet. Andersson und Galton konnten ihre Sachen ruhig liegen lassen ohne Furcht, daß auch nur etwas berührt wurde. Als sie beim Abzuge aus dem Ovambolande einige Kleinigkeiten vergaßen, wurden sie ihnen durch besondere Boten nachgesandt. Es ist vielleicht übertrieben, was man ihnen erzählte, daß Leute, die des Diebstahles angeklagt waren, vor den Fürsten gebracht und zur Strafe gespießt wurden; aber thatsächlich hatten sie einen wahren Abscheu vor dem Diebstahle. Man sagt auch, daß im Lande Beamte verteilt sind, die an den Fürsten über das Verhalten seiner Unterthanen zu berichten haben. Jedenfalls fürchten sie den letztern. Auch das spricht sehr für sie, daß man alte, gebrechliche Leute gut behandelt; nicht minder, daß kein Sklavenhandel aus Ovambo getrieben wird trotz der Nähe der Portugiesen und des Verkehres mit denselben. Aber die Ovambo selber

haben verschiedene Fremde unter sich, die zum Teile in sklavenartiger Stellung zu sein scheinen. Damara werden als Viehhirten benutzt, und Buschmänner, welche noch reicher geschmückt auftreten als die Ovambo selbst, scheinen eine Art stehender Armee zu bilden. Während jene verachtet sind, so daß wohl nie ein Ovamboweib einen Damara ehelicht und aus dem Lande zieht (das Gegenteil kommt nicht selten vor), stehen die letztern mit ihnen auf dem besten Fuße und sind, nach Galtons Ausdruck, „naturalisiert". Aber ganz unabhängig scheinen sie nicht zu sein. Andersson sagt: „Eine große Anzahl Buschmänner lebt unter den Ovambo, zu welchen sie in einer Art von Unterthanen- und Verwandtschaftsverhältnis stehen". Wahrscheinlich sind es die frühern Einwohner des Landes, welchen unter einer milden Form der Unterwerfung in demselben weiterzuleben gestattet ward. Ihr Stamm scheint noch weiter nach Norden hin vorzukommen. Auch einige entlaufene Benguelasklaven fand der eben genannte Reisende unter den Ovambo.

Über die geistige Begabung der Ovambo ist nur zu bemerken, daß sie im Zählen sehr geschickt sind. Sie zählten die 105 Köpfe in einer Herde ebenso rasch wie ein gebildeter Europäer.

*

Nördlich von den Ovambo wohnen allem Anscheine nach den Ovambo ähnliche Völker, wenn auch die Nähe der Portugiesen und damit des Sklaven- und Branntweinhandels tiefer verändernd in ihre Sitten eingegriffen haben mag. Fr. Green, der den Cunene zuerst von Süden her erreichte, fand bis zu diesem Flusse im ganzen dieselben Verhältnisse wie weiter im Süden, sowohl landschaftlich als ethnographisch. „Die bemerkenswerteste Eigentümlichkeit des Landes besteht darin, daß man überall, wo man einen Volksstamm ansässig findet, dieselbe Art Palmengegend hat wie die von Ondonga, wogegen zwischen den Wohnsitzen der Stämme ein ganz davon verschiedener Boden vorhanden ist. Die einzige Ausnahme bildet das Land der Ovaknuema, deren Dörfer zwischen Gebüsch liegen." Also dieselbe Oasengegend wie die von Ondonga, welche einen allmählichen Übergang zu den regen- und damit flußreichern Gegenden jenseit der Passatregion bildet. Soweit man bei der Geringfügigkeit unsrer Kenntnisse von den diese Gegenden bewohnenden Völkern urteilen darf, setzen sich auch Kulturstand, Sitten und Gebräuche von den Ovambo bis zum Cunene fort. Sie sind alle Ackerbauer, sind demgemäß in der Regel zahlreich und leben dicht bei einander. „Es ist nicht zu befürchten, daß Europäer hier verhungern würden", schreibt Green, „da es Getreide und andre vegetabilische Produkte im Überflusse gibt." Die Größe ihrer Herden ist verschieden, doch betreiben sie alle neben dem Ackerbaue auch die Viehzucht. Mit Ausnahme der Ehinga am Cunene und der westlich von den Ovambo wohnenden Ongangua, welche den Herero gleichen und sich ähnlich wie diese schmücken, sind auch bis auf die Haartracht Schmuck und Kleidung dieser Stämme wesentlich gleich. Doch ist die Haartracht der Weiber von einem zum andern Stamme verschieden, und vorzüglich zeichnen sich die der „Aristokratie" durch teils groteske, teils geschmackvolle Frisuren aus. Die verschiedenen Stämme scheinen unabhängig voneinander zu sein, aber jeder hat in seiner Mitte eine Anzahl Herero, welche alle, wenn nicht als Sklaven, so doch in mehr oder weniger unterwürfiger Stellung bei ihnen leben. Als Green 1865 durch die Gebiete dieser Stämme reiste, müssen freundliche Verhältnisse zwischen denselben obgewaltet haben; denn die Empfehlung und die Boten des Ovambohäuptlinges Tjikongo bereiteten ihm samt seinen beiden weißen Gefährten überall eine freundliche Aufnahme, ausgenommen bei den mehr als alle andern kriegerischen Ongangua, welche „mehr den Kaffern als den Ovambo gleichen" und von allen ihren Nachbarn gefürchtet werden. Indessen ließen sich auch diese begütigen und wurden freundlich. Auch schildert Green das Benehmen der Häuptlinge bei den Stämmen der Ovambo, Ovangandjera und Ovanguambi

in einer Weise, welche erkennen läßt, daß es mindestens nicht Leute vom afrikanischen Despotentypus, sondern vorwiegend milde Menschen sind.

Über Größe und gegenseitige Lage dieser Stämme findet man in den Mitteilungen Greens folgende Angaben: „Am zahlreichsten sind die Stämme der Ovakuema, der Ovambo, Ovanguambi, Ovangandjera, der kleinste ist der der Korangaze. Von Süden kommend, trifft man zuerst auf die Ovambo, von welchen nördlich die Ovangandjera wohnen, und zwischen diesen und dem Cunene folgen die Ovanguruze, Korangaze, Onguanga und Ehinga. Die beiden letztern, am meisten den Herero gleichenden wohnen also am weitesten nördlich. Westlich von den Ovambo wohnen die Ovanguambi, nordöstlich von den Ovanguruze die Ombarandu und Ourondamiti und südlich von diesen die Ombundja. Unbeschadet ihrer verschiedenen Größe sind dies doch offenbar lauter kleine, machtlose Völkchen, welche wohl nur in dieser geschützten Ecke zwischen Meeresküste, Wüste und Strom sich in ihrer Sonderstellung halten konnten. Die großen Eroberer Zentralafrikas scheinen diese abgelegene Gegend mit den Segnungen ihrer staatenbildenden Kraft verschont zu haben."

Wir schließen hier die Betrachtung eines gleich den Ovambo dem ethnischen und kulturellen Übergangsgebiete zwischen Süd- und Mittelafrika angehörigen Volksstammes an, dessen Verwandtschaften freilich schon tiefer nach dem Binnenlande weisen.

Nordwestlich vom Ngami, etwa 100 geogr. Meilen am Tioge hinauf, wohnen Angehörige des Bakubastammes, welche die Verwandtschaft mit ihren Stammgenossen am Ngamisee anerkennen, sich aber weit über sie erhaben dünken. Sie sondern sich streng von den Betschuanen und geben nicht zu, daß sie Bakoba, d. h. in Sitschuana „Sklaven", heißen, sondern sie sagen, Bakuba sei der Name, den sie sich und ihren Stammverwandten beilegen. Von ihren Nachbarn am Ngamisee werden sie Baveko genannt. Sie wohnen ziemlich dicht, und ihr Hauptort, nach dem Häuptlinge Lelebe, der zur Zeit des Besuches Greens und Wahlbergs 1856 herrschte, als Lelebes Stadt auf den Karten bezeichnet, liegt unter ca. 18° südlicher Breite. Sie treiben Ackerbau und scheinen keine sehr eifrigen Jäger zu sein, da ihr Land von großem Wilde schwärmen soll und diese beiden Europäer um nichts dort so dringend gebeten wurden, als Elefanten und Nilpferde für die Eingebornen zu schießen. Da sie durch das Handelsvolk der Mambari in anscheinend häufiger Verbindung mit den Portugiesen an der Westküste stehen, haben sie genug Feuergewehre und Pulver und geben von dem letztern sogar noch an die Ngamistämme ab. Statt Bleikugeln benutzen sie eiserne, geschmiedete Kugeln. Ihre einzigen Handelsartikel für die Ausfuhr sind Elfenbein und Sklaven. Von den Ovambo scheinen sie die Menge massiv kupferner Ringe (s. Abbildung, S. 356) zu haben, mit denen sie ihre Gliedmaßen belasten. Die Baveko gehen wenig außer Landes, während ihr Verkehr untereinander ein sehr reger ist. Unter den Sitten der Baveko fiel Green besonders die Art auf, wie sie sich Neuigkeiten stets mit der ernsthaftesten Miene und mit oft wiederholtem Händeklatschen mitteilten, wobei der eine Redende immer in ganz kurzen Sätzen von zwei bis vier Worten sprach, die der andre sogleich wiederholte; hatte er alles vernommen, so erzählte er es in derselben Weise dem nächsten, dem er begegnete. Ferner wird berichtet, daß die Baveko zu den leidenschaftlichsten Rauchern gehören. Sie erinnerten daher Wahlberg an die Deutschen! Man sieht sie fast stets mit ihren über 1 m langen Pfeifen gehen, deren Kopf oft in der Gestalt eines Männerkopfes geschnitzt ist, während das Rohr aus einem Stücke Flintenlauf mit einem entsprechenden eisernen Ansatze besteht. Sie halten dieselben so sehr wert, daß Green meint, sie würden leichter eins von ihren Weibern als eine Pfeife hergeben. Unter ihren Kunstfertigkeiten wird die Holzschnitzerei hervorgehoben, von welcher ihre mit eingeschnittenen Menschenköpfen oder Tiergestalten verzierten Tabakspfeifen und Keulenstöcke (Kirris) gute Beispiele liefern.

II. Zentralafrikaner.

14. Die innerafrikanische Fluß- und Sumpfhochebene.

„Endlose Prärien mit Waldstreifen dazwischen und jenseits wieder Prärie."
Livingstone.

Inhalt: Das Zambesigebiet als Übergang von Süd- nach Mittelafrika. — Höhenverhältnisse der Hochebene des südlichen Zentralafrika. — Hydrographie des Zambesi. — Die Quellwiesen. — Die Zambesi-Kongo-wasserscheide. — Der Bangweolosee. — Die Südzuflüsse des Kongo. — Das Klima. — Die Landschaft. — Die nutzbaren Pflanzen. — Die Tierwelt.

Das Zambesigebiet bildet nach Bodenbeschaffenheit und Bewohnern den Übergang zwischen Süd- und Mittelafrika, während es hydrographisch entschieden nach Mittelafrika gehört. In etwa 800 m Höhe, derselben, in welcher wohl die tiefsten Stellen der Ngamisenke liegen, geht man über eine so flache Wasserscheide, daß zeitweilig Bifurkationen möglich sind, bis zum Zusammenflusse des Tschobi mit dem Zambesi oberhalb der Victoriafälle, die in ca. 475 m Höhe gelegen sind. Von hier langsam steigend, gelangt man auf das Quellenplateau, auf welchem die nach entgegengesetzten Himmelsrichtungen strömenden Zuflüsse des Zambesi und Kongo durch eine unmerkliche Wasserscheide mehr verbunden als getrennt werden. Im Westen steigt das Mittelgebirge von Benguela aus dieser Hochebene auf, während im Osten das den Südrand des Bangweolosees umgürtende Babisagebirge als Ausläufer des ostafrikanischen Hochlandes seine Nordgrenze bildet. In den östlichsten Teil dieses Hochlandes ist wie eine tiefe und schmale Bucht das Thal des Nyassasees (460—550 m) eingeschnitten, dessen Ostrand ein schmaler Gebirgsstreifen, das Livingstonegebirge, bildet, der sich ganz allmählich nach der breiten Tieflandküste von Mosambik abdacht. Der Zambesi selbst aber mündet durch eine schmale Lücke, die dieses mittelafrikanische Ostgebirge von dem südafrikanischen und speziell dem Gebirge des Matabelelandes trennt. So haben wir also hier am Südrande Mittelafrikas eine zentrale, flache Vertiefung im Hochlande (nach Livingstone ein altes Seebecken), aus welcher letzteres, leicht ansteigend, sich zu dem 12—1500 m hohen Zambesi-Kongowasserscheidenplateau erhebt, dem wie Eckpfeiler Gebirge im Osten und Westen aufgesetzt sind, und in welches die zwei großen Thäler dieses Systemes, das des Zambesi und des Nyassa-Schire, schmal eingeschnitten sind.

Der Zambesi hat seine westlichsten Ursprünge im Mossambagebirge, seine östlichsten am Nordostrande des Nyassasees. Ungefähr unter dem 12.° südlicher Breite zieht eine Linie am Südrande des Babisagebirges und über das innerafrikanische Quellenplateau von den einen zu den andern: die nördliche Wasserscheide; die südliche läuft viel näher

am Strome, der in der That alle bedeutenden Zuflüsse von Westen und Norden her erhält und darum in Wahrheit ein innerafrikanischer Strom genannt werden muß. Dem Reisenden, der von Süden her den Kontinent durchmißt, erscheint der Zambesi überhaupt auch als der erste Strom, der diesen Namen verdient. Livingstone, welcher am Ende der Trockenzeit aus dem Tschobi in den Liambei einfuhr, hatte den Eindruck, daß jeder Arm des Zambesi mindestens fünfmal soviel Wasser als der Oranje habe, und man findet es begreiflich, daß er geneigt war, dem Gebiete dieses ersten großen Stromes eine gewaltige Ausdehnung nach Norden zu geben und selbst den durch Zanzibar-Araber erkundeten „Luapula samt seinen Seen Tanganjenka und Kalagwe“ in dieses System mit einzuschließen. Entsprechend den südhemisphärischen Regenzeiten, hat der Zambesi eine große Anschwellung in den Monaten, die unserm Frühlinge entsprechen. Dem Gange der Sonne folgend, fallen im Oktober und November Regen in seinem Hauptzuflußgebiete, dann folgt eine kurze trockne Zeit, und bei der Rückkehr der Sonne gegen den Äquator fallen die Hauptregen vom Februar bis April. Die im Herbste gesättigten „Quellwiesen“ verwandeln sich dann in große Seen und Sümpfe, und das Land oberhalb der Victoriafälle erfährt eine Überschwemmung, welche seiner Fruchtbarkeit nicht minder notwendig ist als die Nilflut der Ägyptens. Am untern Zambesi tritt diese Überschwemmung nicht mehr mit derselben Regelmäßigkeit auf, da lokale Fluten sich dazwischenschieben. Aber man darf wohl glauben, daß, wenn von jener Durchbruchsstelle an der Zambesi südwärts flösse, sein Thal in Südafrika gerade so regelmäßige Überschwemmungen erfahren würde wie das untere Nilthal.

Indem der Zambesi ein im ganzen von Westen nach Osten fließender Strom ist, lassen sich an ihm drei Zuflußgebiete unterscheiden. Das westlichste umfaßt das Quellgebiet in den Mossambabergen, dem zwei Hauptzuflüsse: Quando (Tschobi) und Lungo, entspringen. Das zweite ist das Plateau der Quellwiesen und Quellsümpfe, auf welchem die verwischte Wasserscheide zwischen Zambesi und Kongo gelegen ist. Von hier kommen im Westen der Liba, dann Madschila, Kafue und im Osten der Laangwa. Das dritte wird durch den Nyassa mit seinem Abflusse Schire gebildet. Das erste ist ein quellenreiches Gebirgsland wie manches andre, das zweite aber ist ein sehr eigenartiges und geographisch wie ethnographisch besonders wichtiges Gebiet, welches besondere Beachtung verdient. Es ist das feuchteste Land Afrikas. Die Flüsse verdanken hier ihren Ursprung ausgedehnten Sümpfen statt Quellen. Die Ebenen von Lovale geben einer großen Menge von Flüssen Ursprung, die nach ihrer Vereinigung den nie leeren Tschobe bilden, und so entspringen in ähnlichen ausgedehnten Flächen der Loeti und Kasai. Auf der Wasserscheide zwischen den Zambesi- und Kongozuflüssen gibt es Thäler, wo in verschiedensten Höhen Quellen durchsickern, die mit Gras mattenartig bewachsen sind und das Ansehen von Torfwiesen haben. Langsam rieseln sie dem Flusse zu und sind so zahlreich an beiden Thalwänden, daß sie der Landschaft den Charakter einer schwammartigen Durchfeuchtung geben. Stellenweise sammelt sich das durchsickernde Wasser auch in flachen, seichten Seen, und dahin gehört jener merkwürdige, in 11½° südlicher Breite 1445 m hoch (nach Livingstone) gelegene Dilolosee, welcher angeblich nordwärts zum Kasai-Kongo, südwärts zum Liba-Zambesi abfließt. Neben ihm gibt es in der Regenzeit endlose temporäre Seen, anscheinend stagnierend, in Wirklichkeit unmerklich abfließend oder durchsickernd. Tausende von Quadratmeilen sind zeitweilig in diesem Zustande, der dem Verkehre und der Bewohnbarkeit enge Schranken zieht. Auch Pogge fand westlich von Mussumba, zwischen Kasai und Luwiransi, zur Regenzeit eine Ebene, die „einer Wasserpfütze glich, aus der nur einzelne große und kleine erhöhte Stellen gleichsam als Inseln sich erheben“. Auf solchen trocknen Stellen befinden sich einem Hünengrabe an Höhe nicht nachstehende Termitenhaufen, die mit hohem Grase bewachsen sind, während das Gras in der Ebene kurz bleibt. Und Livingstone

nennt die östlichen Teile dieses amphibischen Landes ein Gebiet von großartiger, aber ermüdender Einförmigkeit, welches gleichzeitig aufs äußerste unwirtlich ist. „Man sieht", schreibt er in seinem „Letzten Tagebuche", „endlose Prärien mit Waldstreifen dazwischen und jenseits wieder Prärie. Die Prärie oder Buga wird alljährlich überschwemmt, aber ihre Vegetation besteht aus Gras, das im Trocknen gewachsen ist. Vom See erstrecken sich überschwemmte Prärien 40 engl. Meilen weit, und diese erkennt man an zahlreichen Wasserpflanzen, wie Lotus, Arum, Papyrus, Binsen verschiedener Arten, und unter dem Wasser wachsenden, welche nur ihre Blüten an die Sonne heben und dann wieder sinken. Fischbrut sieht man schwärmen und in diesem Blättergebüsche umherschießen."



Pfahlbauten im Morjasee (nach Cameron). Vgl. Text, S. 363.

Nachdem Pogges und Wißmanns Forschungen den fabelhaften Sankurrusee, der in der Phantasie mancher Afrikaforscher die Dimensionen eines kleinen Binnenmeeres anzunehmen drohte, auf einen nicht bedeutenden Südzufluß des Kongo reduziert haben, ist der südlichste in der Kette der Lualabaseen, der **Bangweolo**, welcher nach dem Tanganika zugleich der ausgedehnteste derselben ist, der größte und zugleich charakteristischste See dieser Region. Es ist dies ein seichtes Wasser von höchst veränderlichem Wasserstande, dessen Größe infolgedessen nicht scharf zu bestimmen ist. Die Karte seines ersten und bis jetzt einzigen Erforschers, **Livingstone**, stellt ihn etwa 200 deutsche QMeilen umfassend dar. Aber **Livingstone** sagt selbst von ihm: „Das ganze Land südlich vom See war mit Wasser bedeckt, und dieses war dick besäet mit Lotosblättern und Binsen. Das Ganze hat einen grünlichen Schimmer, und es möchte sich empfehlen, auf der Karte die jährlich überschwemmten

Striche durch ein breites, welliges Band zu bezeichnen, welches 20, 30, selbst 40 engl. Meilen von den festen Ufern des Sees sich hinauszieht; man könnte dies grün darstellen. Die breiten Mündungstrichter von 50 und mehr englischen Meilen, in welche die einmündenden Flüsse sich ausbreiten, könnte man blau anzeichnen, aber es ist gegenwärtig unmöglich, zu sagen, wo das Land aufhört und der See beginnt; alles ist Wasser, Wasser an allen Enden, dessen rascher Abfluß durch das enge Bett des Luapula erschwert zu werden scheint." Daß man es mit Überschwemmungen zu thun hat, zeigt deutlich der Graswuchs der „Buga" oder Prärien, welcher auf trocknem Boden gewachsen ist. Bloß wenige höher gelegene Strecken sind bewaldet. Die Karawane mit Livingstones Leiche fand den Luapula bei Chisalamalamas Dorfe so breit, daß man keinen Menschen am entgegengesetzten Ufer sehen konnte; man hörte den Schall einer Flinte, nicht aber den Ruf eines Menschen. Mit Ruder und Stoßstange brauchten sie zwei Stunden, um ihn zu überschreiten. Allerdings war dies zur Regenzeit, aber die Regenzeit ist jährlich gleich ausgiebig. Dies ist so recht das Land der Pfahlbauten (s. Abbildung, S. 362).

Das Klima dieser Region bezeichnen die Regenzeiten, welche entfernter vom Äquator mit dem zweimaligen Zenithstande der Sonne bei ihrer Wanderung vom Äquator zum südlichen Wendekreise und zurück im Oktober bis November und im Februar bis Mai eintreten, im eigentlichen Zambesithale jedoch in eine zusammenfließen. „Hier (im Zambesithale) beginnt die Regenzeit im November mit schwülen, versengenden Winden, welche an die Stelle der bis dahin vorwaltenden Nordost- und Ostwinde treten; ihnen folgen Strichregen und Gewitterstürme, nach welchen die ‚Landregen' der eigentlichen Regenzeit folgen: November, Dezember und ein Teil des Januars waren äußerst naß, es fielen manchmal 120—200 mm in wenigen Stunden, und dabei blieb der Himmel so wässerig und grau wie möglich und das Tageslicht so grau und düster wie die Abenddämmerung." (Chapman.) In der letzten Hälfte des Januars und im Februar geht die Regenzeit in eine Gewitterperiode über. Die Hauptmasse dieser Regen und Gewitter kommt aus Nordosten. Am Abschlusse dieser Zeit ist das Land ein einziger Sumpf, der von Fröschen und Moskitos schwärmt. Die Regenzeit ist zugleich auch die kühlere Zeit, in welcher die vorher bis auf 42° C. gestiegene Lufttemperatur oft nicht viel über 20° schwankt und um Sonnenaufgang noch tief unter diese Zahl sinkt. Hebt sich mit herannahender Trockenzeit die Wärme wieder, dann ist erst noch Wochen hindurch der Horizont durch Rauch verdunkelt; denn überall in Äquatorialafrika, wo der Ackerbau heimisch, ist das Auftreten des Rauches von den Präriebränden, welcher oft Monate hindurch die Luft erfüllt, eins der Zeichen herannahender Trockenzeit.

In der Pflanzenwelt macht sich beim Übergange aus Südafrika der größere Reichtum an fruchttragenden Gewächsen sofort fühlbar; besonders deutlich tritt er zwischen Ngami und Zambesi hervor. Schon in der ganzen Seeregion ist die Morotonogu, eine pflaumenähnliche Frucht, häufig und trägt wesentlich zur Ernährung der Bevölkerung bei. Auch die früher genannten Beeren der Kalahari sind aus demselben Grunde wichtig. Am Botletlie wächst ein Baum mit Früchten, die der Loquat des Kaps durchaus ähnlich sind; ferner gibt es hier wilde Mispeln. Eine ananas- (oder anonen?) förmige, samenreiche, goldgelbe Frucht, welche auf einem niedrigen Strauche wächst, groß wie ein Apfel und noch aromatischer und saftiger als Ananas, preist Chapman als die „Fürstin" aller wilden Früchte. Die Eingebornen nennen sie Bododo und kochen sie auch in unreifem Zustande. Eine andre Frucht von Dattelgröße und in trocknem Zustande auch der Dattel ähnlich heißt Scheschа und wird in großen Mengen für den Winter aufgespeichert; sie wächst auf einem niedrigen, lichten Strauche. Ein von den Betschuanen Mopura und den Buschmännern Taa genannter Baum trägt zitronengroße, säuerliche Früchte mit einem großen Kerne in der Mitte, aus deren Safte die Eingebornen ein berauschendes Getränk bereiten.

Wenn die Fische selten sind, tauchen die Bayeye am Ngami nach nahrhaften Wurzeln von Wasserpflanzen, unter welchen ein Lotus die erste Stelle einnimmt; von ihm werden Wurzel, Blatt, Blüte und Same gegessen, und zwar bildet diese Pflanze in Hungerzeiten das Hauptnahrungsmittel der Bayeye. Auch die Wurzeln von mehreren Binsenarten werden von ihnen genossen. An den dürren Stellen kommen alle die mannigfaltigen Nutzpflanzen der Steppe noch vor: Melonen- und Gurkenarten, die verschiedenen Knollen und Beeren. Einige Pflanzen, deren Saft den Buschmännern beim Vergiften ihrer Pfeile dient, dann eine Minzenart und eine wohlriechende Zwiebel, mit welcher sich die Weiber der Buschmänner und andrer wahrhaft leidenschaftlich parfümieren, mögen außerdem genannt sein. Auch kann hervorgehoben werden, daß die Gewächse des um den Ngami so verbreiteten Salzbodens von besonderm Nährwerte für die Wiederkäuer sind: daher der gewaltige Reichtum aller Arten von Säugetieren in dieser Gegend und die gerühmte Schönheit der Herden der Bamangwato.

Andre Fruchtgewächse stellen sich weiter nach Norden zu ein. In den Thälern der Südzuflüsse des mittlern Zambesi sind zwei Bäume mit feigenartigen Früchten heimisch, der eine, Motsekere genannt, mit Büscheln von Früchten, deren jede 4—5 Nüsse enthält, der andre ähnlich, aber größer. Ein andrer Baum, Mpemela, liefert ölreiche Samen, deren Öl ausgepreßt wird. Die Murutongue des Ngami kommt in zwei Arten vor, wovon die eine gleichfalls Öl gibt. Von einer Bauhinia (Motsebe) wird die Haut der scharlachroten Bohnen gegessen. Auch wachsen hier verschiedene Gräser mit eßbaren Körnern; Chapman erwähnt ihrer drei, wovon das die genießbarsten Früchte tragende von den Buschmännern Toda genannt wird, während die andern Schonda und Manga heißen. Eine kriechende Pflanze, Morama, trägt Bohnen, welche, Tamani genannt, in geröstetem Zustande gegessen werden; auch ihre yamähnliche Wurzel ist eßbar. Eine kriechende Winde hat eine saftige, eßbare Wurzel. Von einer Kukurbitacee werden das Kraut als Spinat und die Wurzel, Mabadi, gegessen. Ombuka ist eine andre spinatähnliche Pflanze. Eine Wurzel, Ndamba, welche zum Vergiften der Fische dient, stammt von einer Pflanze, deren bohnenartige Früchte genossen werden. Beeren und andre kleine Früchte sind in Mannigfaltigkeit zu finden. Der Strauch Buluschabamulu (Familie der Matangula) trägt eine köstliche Frucht. Nkwedzi ist eine schmackhafte, dunkel purpurfarbene Beere; Petawalie eine rankende Eierpflanze mit eßbaren Früchten. Zwei Arten von Weinreben umschlingen die Bäume, eine mit schwarzen, die andre mit hellroten Trauben, beide unsern Weintrauben in Gestalt und Geschmack ähnlich. Eine süßsaure Beere, von den Buschmännern Tschumkau genannt, wächst auf sandigen Hügeln und wird von den Elefanten nicht minder gesucht als von den Menschen. Andre wilde Früchte sind Tlokeja, Egumi und Moretloa. Sogar das Holz einer dreilappigen Sterculia wird in Notfällen gekaut. Eine Indigoart ist gleichfalls in diesen Gegenden heimisch. Die Erdnuß (Arachis hypogaea; s. Abbildung, S. 365) ist allgemein verbreitet.

In der Tierwelt herrscht ein gewaltiger Unterschied zwischen den östlichen und westlichen Teilen dieses Gebietes. Dort der ganze Reichtum des äquatorial- und südafrikanischen Tierlebens zusammengefaßt, hier eine Armut, welche selbst Mäuse zu Leckerbissen werden läßt. Die Grenze zwischen beiden kann wohl am sichersten in das obere Zambesigebiet verlegt werden, denn der mittlere Zambesi ist noch eins der wildreichsten Gebiete; Livingstone trat in das Gebiet der Mäuseesser erst in den westlichsten Teilen des Marutsereiches ein. In dem raubtierreichen mittlern Zambesigebiete gibt es viele Pfahldörfer, die zum Schutze gegen Löwen und Leoparden und zum Verscheuchen der Elefanten aus den umgebenden Feldern errichtet sind. Wir werden im folgenden sehen, welche Rolle die Jagd im Leben der Zambesibewohner spielt, und wie erstaunlich groß noch die ersten Europäer, die hier eindrangen, den Elfenbeinreichtum fanden. Die Fauna ist dabei

wesentlich dieselbe wie im Hochlande Ostafrikas. Gleichzeitig ist die Viehzucht hier entwickelter als im Westen. Die Kochkunst hat mit diesem Tierreichtume Schritt gehalten. Chapman gibt folgende Schilderung von der Verwertung der Jagdbeute bei den Batoka am mittlern Zambesi: „Sie lassen nichts zu Grunde gehen. Haut, Eingeweide, alles wird gegessen, und die Knochen werden abgeschabt und gekocht. Das Blut wird sorgfältig gesammelt und in die Därme gefüllt, welche wie große Würste an den Bäumen hängen; nachdem es gekocht ist, wird es in krümeligem Zustande aufbewahrt und hält sich lange Zeit. So oft sie Fleisch kochen, fügen sie eine Handvoll dieser Krumen hinzu, welche die Suppe stärker machen. Das Fett, geschmolzen oder von der Brühe abgeschöpft, wird mit Fleischstücken ausgetunkt, wobei vier Finger tief eingetaucht und bei jedem Mundvoll rein geleckt werden. Auf dem Marsche geht das Kochen in der Reihe herum, und die andern laden sich bei dem Koche und Wirte ein, der nicht eher etwas berührt, als bis er allen ausgeteilt hat. Bei der Schwerfälligkeit ihres Zählens und Rechnens kommt es dabei häufig vor, daß sie einander betrügen."



Die Erdnuß (Arachis hypogaea), eine Hauptnahrungspflanze der Zentral- und Westafrikaner. a Hülse mit reifen Früchten; b aufgeschnittene reife Frucht; c Hülse von Voandzeia subterranea. Vgl. Text, S. 364.

Jenseit der Zambesiwasserscheide und im Flußgebiete des Quango und Quanza ist die Tierwelt viel ärmer als auf der Südostseite des äquatorialen Afrika. Die großen Säugetiere fehlen fast ganz, nur die weit wandernden Elefanten und die Nilpferde erscheinen da und dort; Nashörner fehlen, von Giraffen-, Zebra- oder Antilopenherden ist keine Rede, große Raubtiere sind entsprechend selten. Bei Mussumba schon sind die Stämme auf eine viel weniger tierische Nahrung angewiesen. Zugleich wird auch, sei es wegen des Vorkommens der Tsetsefliege oder aus irgend einem andern Grunde, die Viehzucht hier nur in geringem Maße oder gar nicht betrieben. So sind denn Maniok und Lotsa hier die Hauptnahrungsmittel, welche nicht bloß Überfüllung des Magens und Sodbrennen, sondern, ähnlich wie die vorwiegend stärkemehlhaltige Kost bei den Tieren, Kurzsichtigkeit erzeugen sollen. Die ölhaltigen Erdnüsse (s. obenstehende Abbildung) helfen das Gleichgewicht einigermaßen aufrecht erhalten. Fleisch gilt bei einigen Stämmen nur als Würze. Am Lotembwa, einem Nebenflusse des Limba, fand Livingstone einen Zweig der Balunda, welcher Büffelfleisch

nur in stark angegangenem Zustande „als Sauce zu dem geschmacklosen Maniok" genießt. Doch wird dabei zu gewissen Jahreszeiten eine Menge Fische in dem nahen Dilolosee gefangen, und an Wasserhühnern ist dort ebenfalls kein Mangel. Ein andrer Zweig dieses Stammes, südlich von Kabango an einem linken Nebenflusse des Kasai wohnend, weigerte sich Livingstone gegenüber, ein Stück eines Rindes zu nehmen, weil es ein Haustier sei. Den wahren Grund verrieten aber andre Stämme dieser Gegend, welche die Viehzucht verschmähen, weil nach ihrer Meinung Rinder Feinde und Krieg ins Land bringen. Dabei beschäftigt sich jedoch ein nicht geringer Teil der Bevölkerung des Lundalandes mit dem Fange von Spring- und Wühlmäusen. Meilenweit wandert man zwischen Maulwurfsfallen, welche alle 20—30 Schritt am Wege aufgestellt sind. Auch dem Fange kleiner Vögel wird mit Eifer obgelegen. Jedes Tier wird gefangen und gegessen. Das einzige häufig anzutreffende Haustier ist das Huhn; selbst das Schwein ist selten. Dagegen wird die Gewinnung des Honigs, besonders auch zum Zwecke der Honigbierbereitung, eifrig betrieben. Am mittlern Zambesi benutzen die Makalaka den Honig von vier verschiedenen Bienen, unter welchen jedoch nur eine die echte, mit einem Stachel bewaffnete Honigbiene ist. Daraus geht weiter die nach Westen und dem Kongo zu sogar für den Export bedeutende Mengen von Wachs erübrigende Bienenzucht hervor. Es ist interessant, den Übergang zu beobachten. Wilde Bienenstöcke werden oft so regelmäßig entleert, ohne zerstört zu werden, daß daraus eine primitive Bienenzucht entsteht. Chapman sah im Ngamigebiete einen Bienenstock 12 m hoch in einem Baobab, an welchem Pflöcke statt einer Leiter hinaufführten. Es waren alte Pflöcke vorhanden, die dieser wilden Zucht ein Alter von vielen Jahren zuwiesen. Endlich mögen die Werke der Termiten nicht vergessen werden, denn gerade auf den oft tafelartig flachen Hochebenen Innerafrikas sind die Hügel der Ameisen, von welchen Cameron einen von 6 m Höhe beschreibt, von Bedeutung. Die Fruchtbarkeit ihrer Erde bietet auf weiten Strecken den einzigen Anlaß zum Ackerbaue in diesen sonst öden Strichen. Sehr oft entwickeln sich kleine Gruppen von wilden Dattelbäumen auf ihnen, deren Früchte die Eingebornen genießen. Ebenso wachsen auf ihnen die großen, weißen Pilze, welche von den Balunda mit Behagen roh gegessen werden.

---

15. Die Zambesistämme.

„Auch der Mensch ist in diesen Gebieten höher entwickelt als die Bewohner der Gebiete südlich vom Zambesi." Holub.

Inhalt: Unterschiede zwischen Süd- und Innerafrikanern. Geschichtliche Stellung der Zambesiregion. — Die Übergangsvölker Makalaka und Baschapatani. Die Bayeye. — Das Marutse-Mabundareich: Die Völker. Der König. Tribut und Steuern. Gottesurteile. Eine Hinrichtung. Der König als Erzzauberer. Aberglaube. Beerdigung. Grabdenkmäler. Bekleidung. Geräte und Waffen. Musik. Die Marimba. Der Kischitanz. Baukunst. Ackerbau. Lebensmittelpreise. Fischfang und Jagd. Krokodilfang. Ernährung. — Die Batoka: Ihre Sitten und Gebräuche. Ihre Zersplitterung durch die Makololo. — Die Ganguella. — Übergang zu den Westvölkern. — Die Luchaze. — Die Ambuella: Geringe Viehzucht. Eisenindustrie.

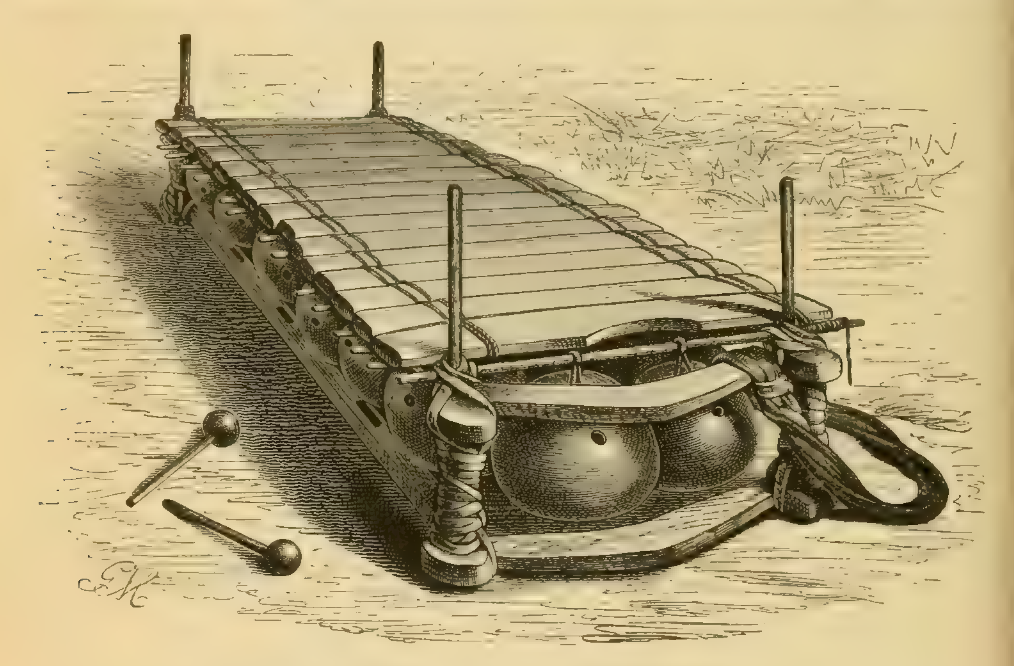
So wie der Zambesi im allgemeinen als die Grenze des gemäßigten und tropischen Südafrika bezeichnet werden kann, darf man ihn auch in der untern Hälfte seines Laufes als die Scheidelinie zwischen südafrikanischen und innerafrikanischen Völkern ansprechen. Soviel auch schon zwischen Nord- und Südbetschuanen Verschiedenheiten obwalten mögen, so eigenartig die Südostkaffern uns entgegentreten, es bleibt, auch wenn wir

von den hellen Südafrikanern absehen, für die übrigen Südafrikaner eine große Summe von Gemeinsamkeiten übrig, die sie den Menschen des ganzen äquatorialen Afrika gegenüberstellen. Inwiefern Zulustämme eine Brücke bilden, werden wir sehen; sie thun das jedenfalls nur auf beschränktem Gebiete und immer mit denselben räuberischen und viehzüchtenden Nomaden, welche, ob sie als Yao, Mazitu, Maviti oder unter welchem Namen immer auftreten, unverändert das gleiche Volk vom Zulutypus sind. Diese Thatsache erschüttert nicht die Regel, daß Süd- und Äquatorialafrikaner wohl aus demselben Stamme, aber doch in wichtigen Dingen auseinander gehende Sprosse sind. Manches bedingen die verschiedenen äußern Verhältnisse. Der Ackerbau verdrängt ganz von selbst im weitaus größten Teile von Innerafrika die Viehzucht, welcher die Tsetsefliege vielleicht noch entschiedenere Schranken setzt als das Klima. Welcher Unterschied zwischen einem Kaffernfürsten, dessen höchste Aufgabe es ist, die Rinderherden von Zehntausenden zu beaufsichtigen und zusammenzuhalten, und einem Muata Jamvo, der mühselig, wie Kostbarkeiten, ein paar von Europäern geschenkte Rinder pflegen läßt! Welcher Unterschied der Lebensweise zwischen den Bamangwato südlich vom Zambesi, die zur Hälfte von Milch leben, und den Manganja nördlich davon, welche Milch überhaupt nicht genießen! Indessen ist dies nur erst Ein Zug. Das wärmere Klima und der im allgemeinen fruchtbarere Boden schaffen zusammen günstigere Bedingungen für den Ackerbau, welcher Baumwolle, tropische Früchte, im Osten auch schon Reis erzeugt, wiewohl die oft genannten Hirsearten die Hauptfrucht auch hier wie im Süden und weit nach Norden bilden. In allen Hantierungen, welche mit Kahnfahrt und Fischerei zusammenhängen, ist die Überlegenheit der Zentralafrikaner über ihre südlich vom Zambesi lebenden Brüder, welche sich ja fast durchaus durch Wasserscheu auszeichnen, unbestreitbar. Aber sie sind auch fast in allen Hantierungen, die man als Gewerbe zusammenfassen könnte, weiter vorgeschritten, wozu wohl ihre friedlichern Neigungen das ihre beitragen mögen; einiges von dieser Überlegenheit mag auch auf die an Hilfsquellen jeder Art reichere Natur zurückzuführen sein, aber am wirksamsten ist darin doch wohl die größere Ungestörtheit dieser bisher von allen friedlichen und gewaltsamen Kulturanstößen verhältnismäßig entfernten Kulturen gewesen. Man wird beim Anblicke ihrer Blüte unwillkürlich auf Reflexionen geführt, wie wir sie mit Bezug auf die noch höhere Kultur andrer Innerafrikaner aussprachen (S. 32).

Auch in manchen Einzelheiten zeigen sich beachtenswerte Unterschiede, die teilweise nicht in den eben genannten Umständen wurzeln. So sind in der Bewaffnung Bogen und Speer ausschlaggebend. Kleine Wurfkeulen (Kirris) nehmen durch Schnitzerei mannigfachere Gestalt an. Daneben gibt es auch Wurfpfeile, welche am untern Ende mit Lehmkugeln beschwert sind, wogegen der bei Betschuanen und Zulu so hervortretende Schild meist fehlt. Unter den Bauten treten zuerst hier die rechteckigen, von der typischen Kegelform Afrikas abweichenden Hütten auf, und im allgemeinen sind diese Völker, unterstützt von vortrefflichem Materiale, im Bauen geschickter und schneller als die Südafrikaner. Aus der Mannigfaltigkeit der Geräte seien die so sehr verschiedenen Musikinstrumente hervorgehoben. Marimba (s. Abbildung, S. 368) und Doppelglocken kommen hier zum erstenmal vor.

Als Livingstone in dieses Gebiet als der erste Europäer eindrang, lag zwar durch die noch frische Eroberung desselben seitens der Makololo die Kulturgrenze nach Norden verschoben; allein es war dieselbe, die wir heute am Zambesi wahrnehmen. Aus seinen Schilderungen geht hervor, daß er im Lundalande, also bei den Balunda, die wichtigste Völkergrenze überschritt, welche alle seine Reisen ihn kennen lehrten. Die Ausdrücke des Erstaunens über das viele Neue, welches er, von den Kaffernstämmen kommend, hier im Norden wahrnahm, wiederholen sich auf seiner Reise durch dieses Land fast auf jeder Seite seiner Berichte. Schon im Körperbaue dieser Stämme fiel ihm ein viel ausgeprägterer

Negercharakter auf, als er ihn bisher gefunden hatte. „Die Balunda", sagte er, „sind echte Neger, welche an Kopf und Körper viel mehr Wolle haben als die Betschuanen- oder Kaffernstämme. Sie sind im allgemeinen von sehr dunkler Farbe, aber einige findet man, welche lichter sind. Von hier stammt eine große Zahl der Sklaven, welche nach Brasilien gebracht worden sind. Aber", fügt er bedeutsam hinzu (und wir betonen gerade diese Beobachtung, weil sie der falschen Annahme einer beträchtlichen körperlichen Verschiedenheit zwischen Kaffern im engern Sinne und nördlichern Negern widerspricht), „wenn dieselben auch eine allgemeine Ähnlichkeit mit dem typischen Neger haben, konnte ich doch nicht finden, daß unser idealer Neger der richtige Typus sei. Ein guter Teil der Balunda hat allerdings einen etwas nach hinten und oben verlängerten Schädel, dicke Lippen, platte Nase,



Eine Marimba (Christy Collection in London). Vgl. Text, S. 367.

verlängerte Fersenbeine 2c.; aber es gibt auch manche ansehnliche, wohlgebildete Köpfe und Gestalten unter ihnen." Im folgenden Kapitel bezeichnet er sie wie die Barutse auch darum als echte Neger, weil sie ihren gestorbenen Häuptlingen Menschenopfer bringen. Nicht minder befremdet ihn Ungewohntes in den Sitten und Anschauungen, dem er weiter im Süden nicht begegnet war. Einen Aberglauben, wie ihn z. B. die Begleiter der Fürstin Manenko zeigten, mit welchen er reiste, hatte er bei Kaffern und Betschuanen nie gefunden. Wenig südlich vom 12. Breitengrade fand Livingstone in den Urwäldern am Liba, nahe bei Dörfern, Götzenbilder, meist Tiere vorstellend, zu welchen die Eingebornen beten, wenn sie kein Glück auf der Jagd oder in andern Unternehmungen haben sollten. „Auch bei unsern Gottesdiensten", sagt Livingstone, „benahmen sie sich voll Achtung. Es erscheint dies nicht unbedeutend, wenn man sich des fast gänzlichen Mangels der Gebete und Frömmigkeit erinnert, den wir im Süden (d. h. bei den Betschuanen) fanden." In der großen Versammlung, in welcher der Häuptling Schinte Livingstone empfing, bemerkte dieser zum erstenmal die Anwesenheit zahlreicher Weiber, die im Süden niemals die „Kotla" betreten dürfen. Auch selbst zum christlichen Gottesdienste kamen dieselben dort nur, wenn sie vom Häuptlinge eingeladen

waren. Hier aber saßen hundert hinter dem Häuptlinge, klatschten seinen Reden Beifall, lachten andern Rednern zu und wurden von Schinte öfters angeredet. Ebenso fand er es bei dem weiter westlich wohnenden Häuptlinge Katema. Dagegen fand der Reisende hier ein Zeremoniell von einer bei den Südvölkern unbekannten Ausbildung, welches mit sklavischer Treue durchgeführt ward; aber so wie diese Neger trotz ihrer zahllosen Götzen weniger Tugenden haben als ihre südlichen Nachbarn, so sind die Balunda und noch mehr die Balobale bei ihren Zeremonien wenig ernst im Vergleiche zu den Makololo. Auch fand Livingstone im Balundalande die ersten viereckigen Hütten mit runden Dächern und engere und winkeligere Dorfstraßen als bei den Betschuanen.

Nur wenige Reisende haben gleich gründlich die Südstämme der Afrikaner wie die des Innern studieren können, aber keiner von ihnen scheint die Inferiorität der letztern in moralischer Beziehung zu bezweifeln. Sie werden als feiger und unzuverlässiger geschildert. Es mag dahingestellt bleiben, wieviel davon in der Rasse und in den grundverschiedenen Naturbedingungen liegt; ohne Frage fehlt hier ein zusammenhaltender, disziplinierender Einfluß einer straffern, militärischen Organisation, wie wir sie bei den Zulu und Basuto finden. Um die damit wesentlich gegebene geschichtliche Stellung dieser Völker zu kennzeichnen, genügt es, an die Episode der Makololoherrschaft über das Marutsereich zu erinnern, die wir S. 307 zu zeichnen versucht haben. So wie hier im Zentrum Südafrikas, scheint auch weiter drüben im Osten ein von Süden gekommener kriegerischer Stamm die ansässigen, minder kriegstüchtigen Einwohner mit Leichtigkeit unterworfen zu haben. Wenn man derartige Bewegungen in neuester Zeit sich so rasch und leicht hat vollziehen sehen, sollten sie früher nicht dagewesen sein? Nichts spricht für ihre Neuheit, alles dafür, daß auch hier, wie überall in Afrika, die Geschichte sich mit ermüdender Einförmigkeit wiederholt. Dem entspricht der im ganzen doch offenbar sehr geringe Unterschied im körperlichen Wesen dieser Völker, welcher ohne häufige Vermischungen im Hinblicke auf die Unterschiede der Lage, der Höhe, des Klimas doch ein beträchtlicher sein müßte. Kulturunterschiede erhalten sich, auch wenn sie gering sind, viel eher, weil die in geringer Zahl eindringenden Eroberer sich fast unabänderlich den in Masse vorhandenen Unterworfenen anpassen, während die Blutmischung durch die allgemein übliche Aneignung der Weiber der Eroberten in großem Maßstabe und beständig sich vollzieht. Daß die Eroberer fast ganz aussterben, wie die Makololo am Zambesi, dürfte selten vorkommen. Nur zeitweilig ist die Grenze zwischen Süd- und Mittelafrikanern weiter nordwärts verschoben, und das war eben zur Zeit, als dieselbe zum erstenmal (1855) von einem Europäer überschritten ward. Seitdem ist sie wieder zurückgegangen, und heute beginnt Zentralafrika mit Sepopos Reich.

In einigen Völkern der Zambesiregion glaubt man Reste früherer Invasionen und Verschiebungen zu erkennen, da sie innigere Vermischung süd- und mittelafrikanischer Sitten mit Vorwalten dieser letztern darbieten. Dahin gehören die Makalaka, welche im Ackerbaue hinter keinem andern Zambesistamme zurückstehen und darin ihren frühern Herren, den Makololo, weit überlegen waren. Ihre Viehzucht ist dagegen nicht bedeutend, zumal einige Teile ihres Gebietes stark von der Tsetsefliege heimgesucht sind. Sie graben und schmelzen viel Eisen und sind gute Schmiede. Die Hauptwaffen sind Speere, von welchen sie immer vier bis fünf in der Hand tragen, und große Schilde. Ihre Kleidung besteht teils aus Fellen, teils aus einem Zeuge, das sie durch Klopfen und Reiben der Rinde des Baobab erhalten. Scharf unterscheidet sie von ihren östlichen Nachbarn das Unversehrtlassen der Zähne und der Mangel der Lippen- oder Nasendurchbohrung. Dagegen schmieren sie die Haut mit Fett ein, und die Weiber scheren sich den Kopf bis auf ein mützenartiges Stück am Scheitel kahl. Als Kahnführer sind sie ausgezeichnet, und zwar haben sie schmale,

ca. 4 m lange und nicht ganz ½ m breite Kähne aus leichtem, zähem Holze (Molompi genannt) im Gebrauche, in welchen sie stehend rudern. Ihr Hüttenbau war einstmals wohl besser als heute, da sie zwischen den Matabele und Marutse zersplittert und verarmt leben und zu einem guten Teile nicht besser daran sind als die Buschmänner. Es ist bemerkenswert, daß sie selbst in ihrem heutigen demoralisierten Zustande noch durch Reinlichkeit hervorstechen: „Für Schwarze sind sie reinlich“, sagt Chapman, „frühmorgens waschen sie Hände und Gesicht und nehmen mittags ein Bad“. Derselbe Beobachter sah aus der Art, wie sie ihm eine Schlafstätte zurechtmachten, daß sie wie von Reinlichkeit, so auch von Bequemlichkeit eine bessere Vorstellung hatten als die Betschuanen. Ihre Grußform ist ein feierliches Händeklatschen, das mit einigen ebenso feierlichen Worten begleitet wird und etwa eine Minute dauert, worauf sie im Litaneientone sich abwechselnd vom Neuesten unterrichten. Bei Annäherung an Fremde legen sie voll Achtung Speere, Schild und Sandalen in einiger Entfernung ab. Ihre Sitten der Brautwerbung und Hochzeitsfeier erinnern sehr an die der Betschuanen. Auch teilen sie mit letztern die Tierverehrung. Dem ganzen Volke der Makalaka ist die Meerkatze geheiligt, dem Einzelnen ist es dieses oder jenes Tier, das er infolgedessen nicht berühren darf. Sie leiden lieber den empfindlichsten Hunger, als daß sie dieses „Bienagesetz“ verletzten. Die Makalaka gehören zu den ehrlichsten Negern; wenn sie unschuldig einer Dieberei angeklagt werden, beschwören sie ihre Unschuld beim Feuer. Ebenso weichen sie auch darin stark von den meisten ihrer Nachbarn ab, daß die Männer beim Baue der Hütten und bei der Feldbestellung mehr Arbeit auf sich nehmen als die Frauen. Livingstone stellt die große Verehrung der Makalakakinder für ihre Mütter der geringern Entwickelung dieses Gefühles bei den Makololo gegenüber. Von ihren religiösen Vorstellungen wissen wir, daß sie den ersten Neumond mit Freudengeschrei empfangen, Bitten und Wünsche an ihn richten, und daß der Tag nach Neumond ihr Ruhetag ist.



Ein Biertopf der Westmakalaka (ethnographisches Museum, München). Vgl. auch Text, S. 288 und 379.

Während diese Makalaka ihre Wohnsitze zu beiden Seiten des Zambesi haben, leben südlich vom Zambesi, in den Bergen um die Mündung des Quaggaflusses, die Splitter eines (von Chapman) Baschapatani genannten Volkes, offenbar eines Zweiges der Makalaka, mit welchen sie das Rasieren des Kopfes, die Bekleidung der Weiber mit Fellen, die Vorliebe für den Ackerbau, den fast völligen Mangel der Viehzucht, die beständige Begleitung der Rede mit Händeklatschen und die Vorliebe für Musik teilen. Auch sie gehen nicht ohne ein Bündel Speere aus der Hütte und tragen daneben wohl auch noch eine Streitaxt mit sich. Indessen ahmen sie bereits ihre Nachbarn im Ausfeilen der obern Zähne und manchmal im Tragen eines Perlenstabes in der Nasenscheidewand nach.

Entgegengesetzt diesen nordwärts verschobenen Südafrikanern, sind die Bayeye des Ngamisees offenbar Reste eines nach Süden gedrängten oder dort sitzen gebliebenen und heute von Betschuanen umschlossenen und beherrschten Volkes, das in manchen Dingen auch an Hottentotten oder Buschmänner erinnert. Die Bayeye (auch Bakoba oder Makoba) leben am Nord- und Nordostufer des Ngami und in dem Netzwerke von Flüssen und Kanälen, welches die Zuflüsse des Ngami bilden, bis hinauf gegen den Tschobi. Den Namen Bayeye, welcher Menschen bedeutet, legen sie sich selber bei, während die Bezeichnungen Bakoba oder Makoba, d. h. Sklaven oder Diener, von den über sie herrschenden

Bamangwato auf sie angewandt werden. Chapman schätzte ihre Zahl 1853 auf 200,000. Andersson vergleicht ihr Äußeres nach Bau, Farbe und Aussehen mit dem der Ovambo. Ihre Sprache ist dem Damara ähnlich und scheint gleich diesem auch Ähnlichkeiten mit den Sprachen von Völkern am untern Zambesi zu haben. Einige Schnalzlaute dürften eher aus langer Nachbarschaft der Bayeye mit den Buschmännern als aus Stammverwandtschaft mit denselben herzuleiten sein. Ihre ganze Stellung inmitten der andern Völker, die sich um das Seebecken gruppieren, deutet darauf hin, daß sie seit längerer Zeit hier ansässig sind; denn sie sind das eigentliche See- und Flußvolk, welches im Schutze seiner Sümpfe und Kanäle zu fechten verlernt hat und seinen unkriegerischen Namen Bakoba wohl nicht erst von den Betschuanen sich verdiente. Nach einer bei ihnen bestehenden Sage machten sich ihre Vorväter Bogen aus Rizinusstengeln und gaben, als diese brachen, das Bogenmachen überhaupt auf; Schilde haben sie erst von den Betschuanen angenommen, weshalb sie ihre Unterjochung bloß dem ursprünglichen Mangel dieser Waffe zuschreiben. Kleine Speere mit Widerhaken sind die einzige Waffe, in deren Gebrauch sie Bescheid wissen. Livingstone nennt sie die „Quäker Afrikas". Zu Letschulatebes Zeit war ein Bamangwatohäuptling gewissermaßen Statthalter aller Bakoba; letztere zahlten nicht bloß den Bamangwato Abgaben, sondern waren ihnen auch zu allen möglichen Frondiensten verbunden und befanden sich den Häuptlingen ihrer Beherrscher gegenüber nicht viel besser als vogelfrei. Eine nördliche Abteilung von ihnen wurde gleichzeitig in ähnlicher Weise von seiten der Makololo ausgebeutet, die auf diesem Gebiete mit den Bamangwato sich begegneten.

Die Bayeye bauen sich stets an Ufern oder auf Inseln an, was in diesem Lande so viel heißt als: ihre Wohnungen stehen einen großen Teil des Jahres im Wasser. Ihr Körper scheint aber an die Feuchtigkeit gewöhnt zu sein, denn sie leiden nicht auffallend mehr an Krankheiten als andre Völker. Von dem vielen Waten im Wasser sind ihre Sohlen weiß und weich, so daß es ihnen große Beschwerden macht, längere Zeit auf hartem Boden zu gehen. Nur ein Teil von ihnen betreibt Ackerbau, der den Weibern überlassen ist. Um so geschickter sind die Männer in der Führung ihrer Kähne, welche freilich nichts weiter als ausgehöhlte Baumstämme sind. Sie leben mehr in ihnen als in ihren Hütten, unterhalten fast beständig Feuer darin und kochen und essen in denselben. Ebenso sind sie geschickt im Fischen, sei es mit Angeln oder Reusen, sei es mit Netzen, die sie aus Hibiskusfasern ganz nach europäischer Art flechten, während für die Leinen eine Art Flachs, der Ise (Sanseviera), ihnen massenhaft in nächster Nähe an den Flußufern zur Verfügung steht. Nicht minder geübt sind sie im Fischspeeren und (mit der Harpune) als Nilpferdjäger; auch graben sie dem zur Tränke gehenden Wilde so viele versteckte Fallen, daß es gefährlich ist, in der Nähe ihrer Dörfer umherzugehen. Das Wasser selbst bietet ihnen in seinen Pflanzen eine Fülle von Nahrung: sie essen vom Lotus Wurzel, Stengel, Blätter, Blüten und Samen, von einigen Binsen Samen und Wurzel und besonders die letztere von der Tsetla (Juncus serratus), die in Hungerjahren das Hauptnahrungsmittel auch der Betschuanen bildet. Mit merkwürdiger Kaltblütigkeit tauchen ihre Weiber nach diesen Wurzeln in krokodilreichen Gewässern. Die schlechten Jahre sind für die Bayeye diejenigen, in welchen die Gewässer anschwellen und damit diese Nahrungsquellen zu tief legen. Vor der Unterwerfung unter die Betschuanen sollen sie reich an Herden gewesen sein, jetzt besitzen sie nur noch Ziegen und Hühner.

Die Hütten der Bayeye sind bienenkorbförmig und mit Matten bedeckt wie die der Hottentotten. Die Männer hatten schon in den fünfziger Jahren die Kleidung der Betschuanen angenommen, während die Weiber den Perlengürtel der Damara und Ovambo tragen. Sie üben die Beschneidung gleich ihren Herren. Die Bayeye gehören zu den abergläubischsten und zeremoniellsten Völkern. Stücke ihrer Jagd- und Fischausbeute (Hörner,

Knochen, Eidechsen rc.) hängen sie an einen Baum im Dorfe, unter welchem ein Greis, halb Häuptling, halb Priester, zu sitzen pflegt, der die Beute und den glücklichen Jäger oder Fischer durch Anspeien mit Wasser weiht oder reinigt (Hottentottensitte, s. S. 96). Angeblich verehren sie Schlangen und sollen um die Riesenschlange, wo immer sie dieselbe finden, sogar einen Zaun bauen; aber Wasserschlangen betrachten sie als Fische und essen sie.

Den formellen Übergang von Süd- nach Zentralafrika bewerkstelligen wir an der Grenze des etwa 5000 QMeilen großen Marutse-Mabundareiches, dessen Geschichte wir bei der Schilderung des so eng mit demselben verflochtenen Basutostammes der Makololo bis zu der Thronbesteigung Sepopos berichtet haben (s. S. 307). Auch Sepopo wurde 1876 von einem seiner ersten Räte ermordet, der seinen Neffen Manuauino zum Könige machte. Dieser seinerseits ließ sogleich seinen Beschützer enthaupten, wurde aber 1878 selbst vertrieben und durch einen andern Häuptling, Lobossi mit Namen, ersetzt. Letzterer ist den Nachrichten zufolge, die seitdem über Bihé nach Europa gelangten, getötet worden, und sein Nachfolger soll derselbe Manuauino sein, den er früher vertrieben hatte. Das Marutse-Mabundareich ist das erste der großen innerafrikanischen Reiche, in die wir bei unserm Übergange aus dem gemäßigten in das heiße Afrika eintreten. Es sind das nicht mehr die militärischen Despotien des Südostens. Wiewohl auch sie auf den Despotismus gestellt sind, stützt sich doch dieser nicht auf ein Volk von gestählten und gedrillten Soldaten, sondern zuerst auf die Feigheit und Unterwürfigkeit der Stämme, über die ein Häuptling von unsicherer Erbfolge die Peitsche und das Beil der Willkürherrschaft schwingt. Die Machtmittel dieser Fürsten, welche schon am Zambesi die am Kongo wiederkehrenden Namen Mona, Muena und ähnliche tragen, sind lächerlich gering; aber dafür sind ihr Ruf und ihre Ansprüche um so größer, und wie bei den Häuptlingen der Südkaffern ist auch für sie die hohepriesterliche Rolle des Erzzauberers, Regenmachers, Medizinmachers ein Element von wesentlichem Einflusse. Daß dieselben nicht auf die Dauer dem naturgemäßen Schicksale der innerlich Schwachen entgehen, nämlich von stärkern, weil jüngern, aufstrebenden Mächten eingeengt, wenn nicht zerdrückt zu werden, haben wir in der Folge öfter hervorzuheben. Aber da sie keiner gewaltigen Machtmittel bedürfen, erheben sie sich ebenso rasch, wie sie fallen; die Geschichte der großen Reiche des äquatorialen Afrika hat etwas Pilzartiges. Man denke nur, wie innerlich zusammenhangslos die Bevölkerung dieser Staaten ist, da ja von zusammenschließender, verschmelzender Kraft, welche eine Kulturkraft sein müßte, hier keine Rede ist. Nach Holub wohnen im Marutse-Mabundareiche 18 größere Stämme, welche sich in 83 Zweig- und Nebenstämme teilen! Die Buntheit ist freilich nicht so groß, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte, denn es sind das fast alles Völker desselben Sprachstammes und, wenn man die wenigen buschmannartigen Stämme davon ausnimmt, derselben Rasse. Aber jeder Stamm, ob stark oder schwach, kann von heute auf morgen der herrschende werden, denn keiner übertrifft den andern wesentlich an Kultur, keiner hat an innerer Kraft viel vor dem andern voraus.

Nichts bezeugt so sehr den Mangel an innerer, eigner Kraft in diesen Stämmen als die Thatsache, daß die so ephemere Makololoherrschaft die tiefsten Spuren in Sprache und Sitte der Regierten hinterlassen hat. Seitdem ist das Sisuto, die Sprache der Basuto-Betschuanen, die Regierungssprache im Marutse-Mabundareiche, und die einst Unterworfenen sind noch heute stolz auf einen Tropfen Basutoblut, den sie in ihren Adern wähnen. Holub in seiner menschlich warmen Weise sagt: „Die Makololo haben sich viel schweres Unrecht zu schulden kommen lassen, des Geschickes gerechter Arm hat sie ereilt, doch mit ihrem Verschwinden vom Schauplatze der Geschichte des zentralen Südafrika ist eine Versöhnungspalme emporgewachsen; ihre Sprache, das Sisuto, ist geblieben, sie vererbte sich auf die

Besiegten, sie wurde diesen notwendig, namentlich als durch Vergrößerung des Reiches und engern Verkehr mit den südlich vom Zambesi wohnenden Völkern sich mehr und mehr ohne alles absichtliche Zuthun von seiten der Beherrscher ein gemeinsamer, namentlich nach der letztern Seite hin leichtverständlicher Sprachlaut notwendig erwies".

In ihrem Verhältnisse zum Staate setzt sich die Bevölkerung aus Herrschenden, Sklaven und Tributzahlenden zusammen. Die Herrschenden sind fast nur die Marutse, welche zu beiden Seiten des Zambesi, in den fruchtbaren Niederungen der Barutse, wohnen. Von Sekhose im Süden erstrecken sich ihre Wohnsitze stromaufwärts bis ca. 35 geogr. Meilen südlich von dem Zusammenflusse des Kapombo mit dem Liba. Im Norden und Nordosten von ihnen wohnen die Mabunda. Diese beiden betrachten die meisten andern Völker des Reiches als Sklaven, mit Ausnahme der starken Stämme des Ostens: Batoka, Makalaka und andrer. Der Tribut dieser letztern besteht in Elefantenzähnen und den Fellen einer grauen, langhaarigen Lemurenart, während die Steuern der Unterthanen aus Abgaben von Getreide und andern Früchten des Feldes und Waldes, von Vieh, Fleisch, Fellen, Kähnen, Waffen und Geräten aller Art, selbst Musikinstrumenten, sich zusammensetzen. Aber Elfenbein, Honig und die nahrhafte Manza sind Krongut, dessen Verkauf oder Austausch mit dem Tode bestraft wird. Wie groß aber gerade darin die Hinterziehungen sein werden, mag man daraus entnehmen, daß das beliebteste geistige Getränk dieser Völker, die Butschuala, ein Honigbier ist.

Indessen hat der König, dem ja als dem, wenigstens formell, unbeschränkten Beherrscher und Besitzer des Landes und seiner Bewohner alle diese Steuern und Tribute direkt zufließen, noch andre Einnahmequellen von nicht geringer Größe, vor allem die ihm gehörigen Ländereien, die teils von ganzen Kolonien seiner dazu beorderten Unterthanen, teils von seinen vielen mit zahlreichem Gefolge versehenen Gemahlinnen bewirtschaftet werden. Auch sind die Einnahmen aus konfiszierten Gütern bei jenen Herrschern nicht gering, welche, wie Sepopo, sich durch keine Rücksicht auf das Recht der Unterthanen von ihrer Lust nach Besitz und Genuß zurückhalten lassen. Endlich ist aber eine ganz sichere Einnahmequelle des Herrschers in der Thatsache gegeben, daß er der erste Kaufmann, ja, wenn es streng nach dem Rechte geht, sogar der einzige Kaufmann des ganzen Landes ist. Von dem, was durch seine Hand geht, kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß Sepopo oft Wagenladungen im Werte von 3000 bis 5000 Pfund Sterling von den weißen Händlern gekauft habe. Diese merkwürdige Stellung des Königs als erster Händler seines Volkes ist dadurch, daß sie ihn zugleich zum Händler für sein Volk macht, eine nicht gering zu achtende Quelle politischen Einflusses. Denn alle diese vielbegehrten Waren: Perlen, Gewehre, Pulver und Blei, Messer, Branntwein, farbige Baumwollzeuge, gehen durch seine Hand, und er kann nichts andres thun, als alles verschenken oder verleihen, was er nicht selbst braucht. Das letztere, das Verleihen, ist Regel für die Gewehre, welche immer Eigentum des Königs bleiben. Eine Art von Arsenalverwalter ist deshalb eine der ersten Persönlichkeiten in des Königs Umgebung; derselbe ist, beiläufig gesagt, gleichzeitig Vorstand der Metallarbeiter, was an nordwestafrikanische Handwerkerkasten erinnert. Der ganze Handel mit der Westküste und dem Süden hat sich in den letzten 30 Jahren (vor 1855 bestand derselbe noch nicht, und Livingstone machte seine epochemachende Reise von Scheschеke nach Loanda wesentlich zum Zwecke der Eröffnung eines direkten Handelsweges nach dem Atlantischen Ozeane) sehr gehoben, und seit längerer Zeit sind die Mambari, Eingeborne von der Westküste, welche alljährlich den Tschobe und Zambesi herabkommen, um Sklaven und Elfenbein im Auftrage ihrer portugiesischen Herren einzuhandeln, die einflußreichsten Leute am Hofe der Fürsten zwischen Benguella und Mosambik.

Serpa Pinto fand in dem Reiche Lui, wie er das Marutsereich nennt, zwei getrennte Ministerien, das des Krieges und des Auswärtigen, und Holub führt eine ganze Hierarchie

von Höflingen und Beamten in verschiedenen Rangklassen auf. Von alledem hat praktische Bedeutung wohl nur die Thatsache, daß dem Könige ein engerer Rat, bestehend aus Scharfrichter, sechs Ärzten (Zauberern), Kahnaufseher, Waffenaufseher und einigen Polizisten, zur Seite steht, und daß der weitere Rat sich aus den Hofwürdenträgern und den nahewohnenden Ober- und Unterhäuptlingen zusammensetzt. Man darf jedoch sich darunter nicht streng getrennte Behörden mit festen Kompetenzen vorstellen, wie es Serpa Pinto gethan zu haben scheint; denn ein Despot wie Sepopo ließ nach und nach alle Mitglieder des weitern Rates töten, und der engere Rat war nach allen Schilderungen mehr eine Art von ins Afrikanische übersetztem Tabakskollegium und Biergesellschaft als etwas einem Staatsrate Vergleichbares. Ist auch die Regierungsform im Marutse-Mabundareiche im Grunde dieselbe wie bei den Südkaffern, so wird doch derselben durch den Charakter der Bevölkerung eine Ausprägung gegeben, welche den despotischen Grundzug des Negerkönigtumes deutlicher bloßlegt. Dazu kommt, daß der weniger kriegerische Charakter des Volkes die Pflicht, oberster Feldherr zu sein, hier weniger schwer werden läßt als dort, wo der Grundzug des ganzen Lebens ein kriegerischer ist. Es wird hieran nichts geändert durch die nur formelle Thatsache, daß die ersten Rangstellen nach dem Könige die des Höchstkommandierenden, des Waffenverwalters, des Hauptmannes der alten und desjenigen der jungen Krieger sind. Es sind das Überkommenheiten aus der Makololozeit, welche für die Marutse und Genossen hohle Formen geworden sind. Hier treten infolgedessen mehr das Pomphafte in der Form und die Grausamkeit der despotischen Willkür im Wesen des Königtumes hervor. Die Willkür findet in dem Monopole des Richteramtes und desjenigen des Oberzauberers die ausgiebigste Unterstützung. Wie diese Ämter ausgenutzt werden, mag folgendes von Holub mitgeteilte Beispiel zeigen: Nach den alten Marutsegesetzen muß jeder Verurteilte eine Schale Gift trinken. Fällt er nach dem Genusse des Giftes besinnungslos zur Erde, so wird er für schuldig erklärt und sofort verbrannt. Wenn im Gegenteile der Verurteilte das Gift erbricht, so wird er für unschuldig erklärt. Der König Sepopo, der die meisten Gesetze und Gebräuche seines Landes umstieß, berücksichtigte auch dies nicht und gab oft im geheimen dem Scharfrichter den Auftrag, die Verurteilten auf jeden Fall zu töten. So geschah es, daß, als der König von der Barutse nach Scheschcke übersiedelte, er von seinem Mutterlande des Tsetsegürtels halber, der die Umgegend von Scheschcke umspannt, keine Rinder für seinen Bedarf nach der neuen Residenz mitnehmen konnte. In Scheschcke lebte aber unter mehreren Häuptlingen einer, der große Herden besaß; auf ihn fiel sofort des Königs Augenmerk, und damit war auch das Los des Ärmsten entschieden. Er wurde angeklagt und verurteilt, doch das Gift hatte keine Wirkung. Da fand sich ein zweiter Sklave, der den Häuptling des Hochverrates beschuldigte, und als derselbe auch die zweite Giftprobe bestand, wurde er nach einem dritten Urteilsspruche so lange mit dem Vorderkörper ins Feuer gehalten, bis er seinen Geist aufgab.

Dieses willkürliche Eingreifen in die Rechtsprechung ist natürlich nur im nähern Umkreise des Despoten zu erwarten, im größten Teile des Reiches wird seine rohe Faust weniger empfunden. Dort sind die Vorsteher der Gemeinden, die Kosana, die Rechtsprecher. Doch wurden unter Sepopo, wenn irgend die Entfernung es erlaubte, alle schwereren Fälle ihm und seinem Rate vorgelegt. Dabei war dann bei der Billigkeit der Menschenleben der Tod stets eine naheliegende Strafe, und der Scharfrichter ist nicht nur der Form nach einer der ersten Würdenträger am Hofe. Mord, Flucht aus dem Reiche, Konspiration mit Feinden, Verkauf von Honig und Elfenbein, Diebstahl am königlichen Eigentum, Verdacht der Hexerei ziehen unfehlbar den Tod nach sich, der pro forma im letztern Falle mit der Posse eines Gottesurteiles eingeleitet wird. In der Regel aber konnte

sich bei der Rechtspflege, wie sie unter Sepopo geübt ward, ein Beschuldigter immer auch schon als verurteilt betrachten, wenn am Hofe irgend ein Grund war, ihn mißgünstig anzusehen. Sehr viele trachteten daher, so wie sie nur eine Ahnung von einer etwanigen Vorladung erhielten, sich durch Flucht nach dem Süden über die beiden Ströme zu retten. Andre töteten sich selbst, als sie sahen, daß sie trotz ihrer durch das Erbrechen des Giftes erwiesenen Unschuld doch wieder angeklagt und verbrannt werden sollten. Die auf der Flucht Ergriffenen wurden teils von den Verfolgern niedergestoßen, teils wieder nach Scheschefe zur Hinrichtung eingebracht. Verurteilte, welche von ihrer Flucht freiwillig heimkehrten und, auf die Fürbitte der Weißen oder eines fremden, Sepopo befreundeten Eingebornenfürsten gestützt, um Nachsicht flehten, wurden bei ihrer Ankunft in Scheschefe wohl begnadigt, allein wenige Tage darauf wieder verurteilt. Billigkeit der Menschenleben ist einer der Grundsätze dieser Despotien, scheint aber doch auch vom „Angebote" abzuhängen, da er offenbar in diesem dicht bevölkerten Reiche noch viel weitere Gültigkeit hat als in manchen andern. Wir werden z. B. im Lundareiche, das anscheinend menschenärmer ist, einer sparsamern Praxis begegnen.

Im scharfen Gegensatze zu dieser Willkür steht die Nachsicht, mit welcher Diebstahl behandelt wird. Der Dieb wird in der Regel nur bestraft, wenn er geständig oder durch Zeugen überführt war, und dabei fällt die Last, den Schuldigen vor Gericht zu bringen, in der Regel dem Bestohlenen zu. Raufereien, Verwundungen und andre leichtere Vergehen werden mit Zwangsarbeit in den königlichen Feldern oder, je nach Umständen, mit Sklaverei bestraft. Wo der König kein besonderes Interesse oder Übelwollen gegenüber einem Beschuldigten fühlt, überläßt er das Urteil seinem Rate.

Mit der Rechtspflege innig verbunden ist das Gemisch von medizinischen Geheimlehren und Hexenkünsten, deren Hoherpriester der König ist. Ein Unterschied zwischen den Heilkünstlern des Mabundareiches und denen der meisten Betschuanen liegt in dem äußern Auftreten derselben; mit Ausnahme des hohen Alters kennzeichnen sich die erstern durch keine besondern Abzeichen. Anscheinend ist die Doktorwürde im Mabundareiche nicht erblich, während dies bei den Betschuanen der Fall ist. Die „Wissenschaft" der beiden scheint sich aber sehr ähnlich zu sehen, und wenn auch den Marutse als den Bewohnern eines der regenreichsten Striche Innerafrikas die dort so einflußreiche Klasse der Regenzauberer ist, so findet man doch auch dort, wenn Regen zufällig ausbleibt, über Termitenhügel gestülpte und mit etwas Knochenpulver versehene Kalebassen, die den Regen anziehen sollen. Die über den Zambesi vorgedrungenen Basuto hielten zu Livingstones Zeit große Stücke auf die Marutseärzte, von deren Reichtume an Heilmitteln wir einen großen Begriff erhalten. An Südafrikaner, sowohl Kaffern als Hottentotten, erinnern die Armringe und Brustbänder aus Büffelfell, welche gewisse Krankheiten bannen und gegen menschliche Nachstellungen schützen sollen. Das Herzfett der Haustiere, auf Stäbchen in Kreuzform befestigt und bei Nachtzeit vor die Hütten der aus dem Reiche Geflohenen eingepflanzt, soll auf die Flüchtlinge höchst verderblich einwirken, so daß sie auf der Flucht die Sinne verlieren und wie im trunkenen Zustande zu ihrer Niederlassung zurückkehren. Das Pulver verschiedener gebrannter Knochen wird genommen, um den Jäger schnellfüßig zu machen, das verfolgte Wild in seinem Laufe zu lähmen und dem Jäger reiche Beute zu sichern. Weitere Zauberkraft enthaltende Mittel sind alle die pharmazeutischen Präparate der Weißen, seltene Tierfelle, wie das des großen schwarzen Lemur, anormale Bildungen in der Färbung kleiner Säugetiere, Ausschnitte aus dem Kamme der Schwanzflossen des Krokodiles sowie dessen Augen und Luftlöcher, Hörner des Cephalopus Hemprichii und des Scopophorus Urebi, seltene Glasperlen, auffallende pathologische Haar-, Horn- und Knochenbildungen von Tieren; Säckchen, genäht aus der Haut der Boa, Leib- und Brustgurte aus Schlangen- oder

Leguanhaut, kleine Muscheln, die an Stirn- und Halsbändern, an Armringen und Leibbinden festgenäht getragen werden. Die letztern sowie andre Schalen von Seetieren, Korallen und dergleichen haben die Portugiesen eingeführt und damit einen regen Handel getrieben.

Diese Amulette und Zaubermittel werden, wenn nicht am Körper getragen, an geheimen, nur dem Hausherrn bekannten Orten aufbewahrt gehalten. Der König hat hinter seinem Empfangshause längs der Hofumzäunung eine Reihe von bemalten Thontöpfen und Kalebassen stehen, die sämtlich abergläubische Mittel enthalten. Außerdem ist eine besondere Hütte für seinen medizinischen Besitz und die zahlreichen Amulette vorbehalten.

Welchem Götter- oder Geisterglauben dient nun dieses wirre Gewebe von Abergläubigkeiten zum Gewande, Vorwande und Werkzeuge? Ist der Aberglaube, der hier dichter und



Grab eines Masupiahäuptlinges (nach Holub). Vgl. Text, S. 377.

bunter auftritt als südlich vom Zambesi, von einem stärkern Gefühle des Übernatürlichen getragen? Wenn nicht alles trügt, ja. Zwar gebrauchen die Völker dieser Region das Bantuwort Molemo, welches das oberste geistige Wesen bezeichnet, für eine Menge von Dingen, die teilweise in einem symbolischen Bezuge zu demselben stehen mögen, Molemo kann höchstes Wesen, böser und guter Geist, Heilmittel, Amulett, Gift, Zauber bedeuten; aber das eigentliche engere Wort für Gott ist „Njambe“. Beim Aussprechen dieses Wortes erheben sie ihre Augen zum Firmamente oder weisen mit der Hand dahin. Stirbt jemand eines natürlichen Todes, so sagt man: „Njambe rief ihn hinweg“; verunglückt ein Mensch, so heißt es: „Es geschah auf Njambes Geheiß“. Unschuldig Verurteilte setzen das größte Vertrauen in Njambes Allwissenheit. Auch den Geistern der Verstorbenen schreiben die Marutse mancherlei Eingriffe in das Dasein der Lebenden zu und vor allem den Geistern der Häuptlinge, deren Seelen auch hier wie eine Art Heroen zwischen dem obersten Geiste und denen gewöhnlicher Sterblicher eine einflußreiche Stellung einnehmen. Daher wird auch den Gräbern des Fürsten und seiner Angehörigen eine besondere Heilkraft zugeschrieben; der Herrscher selbst soll dort zu gunsten von Angehörigen oder Freunden „mit gebetartigen

Zeremonien in flehender oder beschwörender Form" den Geist eines Ahnen um Hilfe anrufen. Mit diesem Glauben hängt es vielleicht zusammen, daß der Beerdigung und den Gräbern hier mehr Sorge zugewandt wird als im Süden, wiewohl die Beerdigungsweise jener der Betschuanen sehr ähnlich ist. Das Wesen der Beerdigung im Marutsereiche bildet aber insofern zu dem bei den Völkern südlich des Zambesi beobachteten sogar einen schroffen Gegensatz, als die Stämme des Marutse-Mabundareiches ihre Toten unter Singen, Schreien, Musikbegleitung und Schießen beerdigen, während es ihre südlichen Nachbarn meist im Dunkel der Nacht thun, damit die Beerdigungsstelle womöglich verborgen bleibe. Die meisten Völker des Marutse-Mabundareiches suchen auch ihre Beerdigungsstellen zu kennzeichnen. Das Vollkommenste in der Form der Grabdenkzeichen findet man im Mutterlande des herrschenden Stammes, in der Barutse, wo für jedes der angesehenen verstorbenen Mitglieder der königlichen Familie ein Mausoleum errichtet wurde. Von Europäern sind dieselben bis heute nicht besucht oder wenigstens nicht beschrieben worden. Übrigens kommen für Häuptlinge auch dieselben kostbaren Grabumzäunungen von Elefantenzähnen zur Anwendung (s. Abbildung, S. 376), welche Stanley am Kongo fand.

*

Wenden wir uns dem Einzelleben der Völker dieses Reiches zu, so ist zunächst der Vorbehalt zu machen, daß bei der offenbar nicht ganz geringen Verschiedenheit derselben die Beschreibungen, welche wir bis heute wesentlich nur von Livingstone, Holub und Serpa Pinto besitzen, überall, wo sie tiefer ins einzelne eingehen, auf die Stämme der Südhälfte bezogen werden müssen. Die Nordstämme dürften aber vielfach mit den Lundavölkern übereinstimmen, die wir später betrachten werden. Auf die ostwärts wohnenden Batoka und Verwandten kommen wir sogleich zurück, die Makalaka haben wir schon betrachtet, und so bleibt wohl nur im Innern des Reiches ein Raum, wo noch unbekannte Völker wohnen könnten, deren Eigentümlichkeiten indessen bei der offenbar in allen Grundeigenschaften vorhandenen Übereinstimmung der zwischen Zambesi und Kongo wohnenden Völker kaum hervorragende sein dürften.

Die Kleidung der Marutse lehnt sich mehr an die der südlichen als der nördlichen Stämme an. Statt der Riemenfransen der Zulu und der um die Lenden geschlungenen, kaum handbreiten Riemen der Betschuanen, Makalaka &c. tragen die Männer in der Regel Lederschürzen, welche an einem Leibgurte befestigt sind. Bloß die Stämme, die häufiger das südliche Zambesiufer besuchen, d. h. jene, die öfter mit den Weißen zusammenkommen, bedienen sich des Kattunes. Diejenigen, welche Lederschürzen tragen, gebrauchen Felle kleiner Säugetiere, die längs des Randes mit eingeschnittenen rundlichen oder viereckigen Löchern versehen sind; die Kopfteile finden sich oben am Gürtel. Auch in ihren Karoßmänteln differieren die das Marutsereich bewohnenden Stämme bedeutend von den meisten südlich vom Zambesi wohnenden Stämmen. Sie lieben die Kreisform, die einem spanischen, bis zu den Hüften herabreichenden Mäntelchen nicht unähnlich ist. Verheiratete Frauen tragen ein bis an die Kniee reichendes und mit den Haaren nach innen gekehrtes, meist aus Rindsfell verfertigtes Röckchen, dessen Außenseite mit einem wohlriechenden Rindenstoffe eingerieben ist. Säugende Frauen gehen oft ähnlich den Männern mit einem Letschwe-Fellmantel angethan umher, der bei Annäherung von Fremden oder Besuchern über der Brust zugezogen wird.

Ein großer Teil des Schmuckbedürfnisses wird durch die am Körper zu tragenden Amulette gedeckt, wie sie oben angeführt wurden. Dem von Süden Kommenden treten die in großer Zahl übereinander getragenen Ringe aus Eisen, Messing und (selten) Kupfer um Arme und Beine hier zum erstenmal allgemein entgegen. Da das Material zu diesen Ringen, vor allem Messing- und Kupferdraht, meist von außen gebracht wird, gibt ihre Häufigkeit einen guten Begriff von der Verbreitung europäischer Waren über das Land.

Es sind diese Ringe am häufigsten in Scheschefe selbst, in der Barutse und bei den Makalaka, um nach Norden und Nordosten rasch abzunehmen, wo die selbsterzeugten Eisenringe überwiegen. Aus Elfenbein werden fingerdicke Ringe, zahlreiche kleine Büchschen, Stäbchen und Plättchen geschnitzt, welche letztern durchbohrt und an den Haaren befestigt werden. Haarnadeln aus Nilpferdzahn und lange Haarkämme aus Holz sind im Gebrauche.

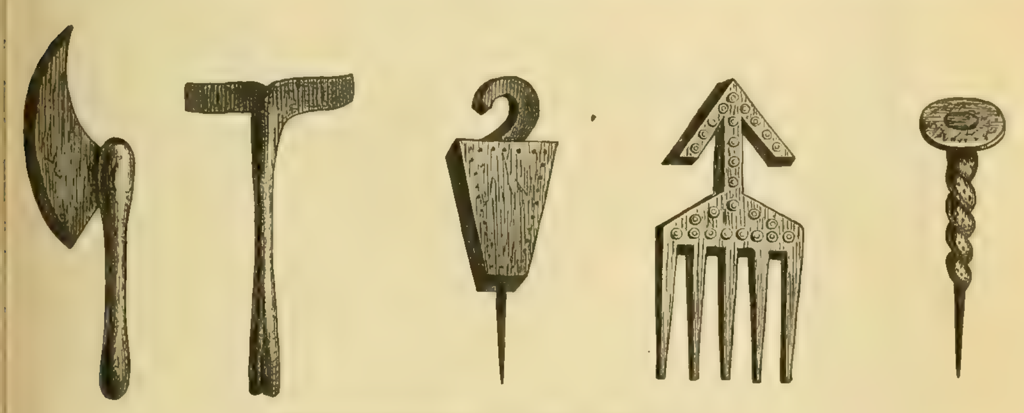
Die Flechtarbeiten machen den Bewohnern des Marutse-Mabundareiches alle Ehre. Zu den einfachsten gehören kugelförmige, aus Gras oder aus Baobabrinde verfertigte Kornsäcke, ferner größere, die aus Rohr und den Stengeln staudenartiger Gewächse oder den Blatt-



Kalebasse und Straußen-Ei mit eingeritzten Figuren (ethnographisches Museum, München). Vgl. Text, S. 379.

rippen der Fächerpalme gearbeitet sind und zum Transporte getrockneter Fische und größerer Früchte dienen. Die einfachste Art der Körbe besteht aus einer cylindrischen, nach unten abgeschlossenen und an der Mündung mit einem hölzernen oder ledernen Henkel versehenen Röhre, welche aus Rinde gearbeitet und mit Bast zusammengenäht wird. Sie dienen meist zum Sammeln der Früchte. Flechtarbeiten im engern Sinne des Wortes sind die Makuluanikörbe, d. h. Körbe, die aus lanzettförmigen Blattteilen der Fächerpalme verfertigt werden. Sie haben eine gefällige, jedoch in zahlreichen Exemplaren nicht ein einziges Mal übereinstimmende Form und entsprechen mit ihrem dicht schließenden Deckel und dichten, festen Gewebe ihrem Zwecke als Verschlußkästchen oder Truhen vollkommen. Zu den besten Handarbeiten gehören die beiden von den Marutse geflochtenen Arten der Makenkekörbe. Sie werden aus den schwierig zu bearbeitenden Wurzelfasern eines ahornartigen Strauches, des Mosura, verfertigt. Die eine Art ist stets deckellos, die zweite ist mit einem dichten, falzförmig eingreifenden Deckel versehen. „Ich sah kein einziges Exemplar“, sagt Holub,

„ohne Verzierung durch eingeflochtene, schwarz gebrannte oder dunkel gefärbte Fasern.“ Unter den Küchenutensilien stehen die aus Thon verfertigten Gefäße obenan, deren Formen, wie fast überall in Afrika, einfach, aber sehr ebenmäßig sind. Manche haben Vasenform, andre sind durch dunklere und hellere Verzierungen und andre wieder dadurch ausgezeichnet, daß sie geglättet, förmlich von einer Glasur überzogen zu sein scheinen. Am Boden finden sich nie Zeichnungen vor, auch vermißt man überall Henkel. Die als Getreidespeicher benutzten urnenförmigen Thongefäße haben Riesendimensionen. Während Thongefäße meist nur Arbeit der Frauen sind, werden die Holzgefäße von Männern und zwar meist von Mabunda gearbeitet. Sämtliche Holzgefäße sind innen und außen mit Eiseninstrumenten tiefschwarz eingebrannt, und diese Einbrennungen sind so gleichmäßig und vorsichtig ausgeführt, daß die Gefäße wie aus Ebenholz verfertigt aussehen. Auch die getrockneten Fruchtschalen verschiedener Kürbisarten werden sehr häufig zu Gefäßen verarbeitet. Vor allem dienen diese Kalebassen als Wasserbehälter sowohl im Hause als auch auf Reisen, da ihnen das geringe

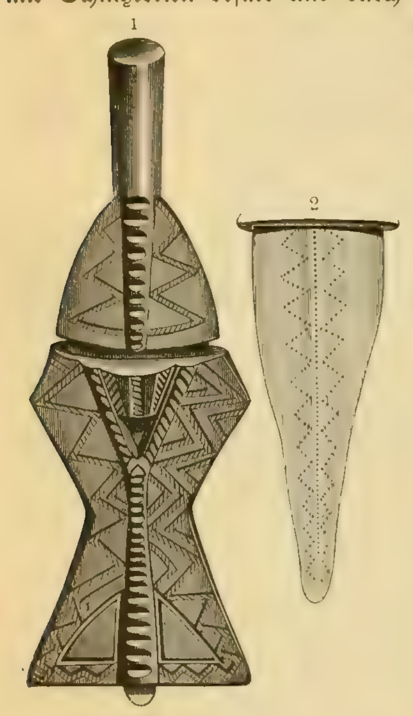


Waffen und Geräte von Lovale (nach Cameron).

Eigengewicht zu statten kommt. Sie bieten noch mannigfachere Formen als die eben genannten Gefäßarten, die einesteils schon von der Natur mannigfach gegeben sind, anderenteils künstlich hergestellt werden (s. Abbildungen, S. 370 und 378); auch sie sind oft mit eingebrannten Zeichnungen versehen.

Die Bewaffnung dieser Völker setzt sich wesentlich aus denselben Bestandteilen zusammen wie die der Südafrikaner: Speere (Assagaien), Beile, Keulen (Kirris), Messer, Bogen und Pfeile. Aber auch hier zeigt sich eine größere Mannigfaltigkeit, angesichts welcher man bei dem bekannten Konservativismus der einfachen Völker in Bezug auf ihre Bewaffnung am ehesten an eine vervielfältigende Wirkung der bunten ethnischen Mischung zu denken hat. Wie die (mitunter geschnitzte) Holzkeule zum Angriffe dient, so dient ein Holzstab von zwei und mehr Meter Länge, welcher an beiden Enden spiralig mit Eisen umwunden ist, zur Abwehr. Die Schilde dürften erst durch die Makololo eingeführt sein, denn sie haben die Form der Betschuanenschilde und sind noch heute von geringer Verbreitung. Hauptwaffe, wenigstens der Südstämme des Reiches, ist jedenfalls die Assagaie, der Wurf- und Stoßspeer, welche weit über der entsprechenden Waffe der Betschuanen und Makalaka steht. Von den verschiedenen Arten derselben seien die $1^1/_2$—2 m langen Häuptlingsassagaien erwähnt, die als waffenartige Abzeichen höherer Würdenträger dienen. Die Handassagaie dient zur Bewaffnung der Rechten im Handgemenge und zeichnet sich durch eine zur Hälfte ausgeschliffene Längsleiste an der Schneidefläche und einen kurzen, festen Stiel aus, dessen unteres Ende durch ein fingerdickes Eisenband beschwert ist. Die $1^3/_4$—

2¼ m lange Schlachtassagaie ist leicht, mit langem Stiele versehen und dient als Wurfwaffe. Im Gebrauche sind ferner kurze und lange Jagdassagaien, an deren Hals einseitige oder beiderseitige Widerhaken befestigt sind. Die Nilpferdassagaie ist die längst gestielte und eine der einfachsten; der Stiel ist 2—3 m lang und nur bei dieser Waffe aus weichem Holze verfertigt. Die Elefantenassagaie endlich besteht ganz aus Eisen, ist an ihrem untern Stabende verdickt oder breiter gearbeitet und in ihrer Mitte mit einem kurzen ledernen Überzuge versehen. Die Dolche der Marutse zeichnen sich durch ihre zierliche Arbeit aus. Das Auffallendste an ihnen sind die Scheiden, die wie die Griffe aus hartem Holze gearbeitet, mit Schnitzereien besäet und durch Einbrennen ebenholzähnlich geschwärzt sind. Große Mühe ist auf die eingeschlagenen Zieraten verwendet, welche die breiten Flächen der dünnen Klinge bedecken. Die Schlachtbeile zeigen, den Stämmen des Reiches entsprechend, eine sehr mannigfache Form. Sie übertreffen jene der südlich vom Zambesi wohnenden Stämme meist durch ihre gefällige Form und Leichtigkeit sowie durch die gute Eisen- und Holzarbeit. Während an den Beilen der Betschuanen, Kaffern, Makalaka und Matabele die dünnen Tomahawkklingen fest im Stiele sitzen, könnten diese nicht fester in den hartholzigen Stiel eingefügt sein.



Dolch der Marutse.
1 Dolch in Scheide — 2 Dolchklinge (Museum für Völkerkunde, Berlin). ⅓ wirkl. Größe.

Wunderbar wie die Mannigfaltigkeit dieser kriegerischen Geräte ist für den an südafrikanische Einförmigkeit Gewöhnten die Vielartigkeit der teils kriegerischen, teils friedlichen Zwecken dienenden Musikinstrumente, mit denen ganze Musikbanden ausgerüstet werden. „Im Marutse-Mabundareiche“, erzählt Holub, „fand ich zum erstenmal eine vom Könige zu seiner Unterhaltung und Verherrlichung gehaltene, aus einheimischen Künstlern rekrutierte Musikbande. Sie besteht aus mehreren Tambouren, welche längliche, röhren- und kegelstutzförmige, einfache sowie sanduhrartig geformte Doppeltrommeln mit Händen und Fingern bearbeiten; die Doppeltrommeln hängen an einem um den Nacken geworfenen Riemen, während die länglichen von den betreffenden Künstlern ‚geritten‘ werden. Die wichtigsten Instrumente der Kapelle sind die Marimbas (Kalebassenpianos), welche ähnlich den Doppeltrommeln getragen werden. Die Musikbande besteht aus 20 Mann, von denen jedoch nur 6—10 jedesmal auftreten, damit eine hinreichende Anzahl für den Nachtdienst und als Reserve erübrigt wird. So treten auch die beiden königlichen Zithervirtuosen meist einzeln auf. Die Musikanten müssen auch Sänger sein, um in den freien Intervallen oder bei den gedämpften Klängen der Instrumente mit schreiender Stimme des Königs Lob zu verkünden. Die zum Dienste Befohlenen haben den König bei seiner Ankunft in der Stadt zu empfangen, ihn auf seinen Ausgängen zu begleiten und müssen bei öffentlichen Tänzen, Hochzeiten ꝛc., doch immer nur auf des Königs ausdrücklichen Befehl, spielen. Außer den drei Trommelarten und zahlreichen Sylimbas (zitherartigen Instrumenten) fand ich bei der königlichen Musikkapelle noch Streichinstrumente aus Fächerpalmenrippen, eiserne Glöckchen und eine klöppellose Doppelglocke sowie aus Fruchtschalen verfertigte Schellen, ferner aus Elfenbein, Holz und Schilfrohr gearbeitete Pfeifchen.

Streichinstrumente aus den Blattrippen der Sagopalme, die quer gekerbt und mit einem Stäbchen gestrichen werden, fertigt der König nebst seinen Freunden für den Elefantentanz selbst an. Nur die aus Fruchtschalen bereiteten Schellen, einige Glöckchen und kurze Pfeifen sind in ähnlicher Form unter der Bevölkerung zu finden, häufiger das zitherartige Instrument, doch meist in untergeordneter Gestalt; die größten und bestgearbeiteten besitzt der König, wie ihm überhaupt alle Kapelleninstrumente gehören. Die Gemeinden, d. h. Nieder-



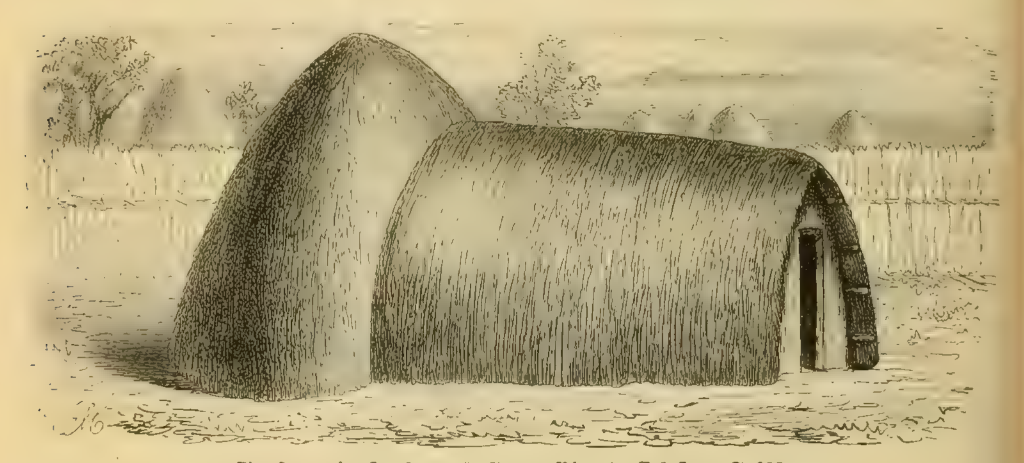
Der Kischitanz der Marutse (nach Holub).

lassungen, haben in der Regel bei den meisten Stämmen längliche, kleine Trommeln, je eine, in der Beratungs- oder Gemeindehütte aufbewahrt, die bei besondern Jagderfolgen, bei Vergnügungen, bei Bestattungen 2c. erschallen. Eine hohe Stelle im Aberglauben des Volkes nehmen die mit dem Blute der Erschlagenen angestrichenen Kriegstrommeln ein, die in ihrem Hohlraume Knöchelchen und andre trockne Körperteile von zu Zauberzwecken getöteten Kindern enthalten."

Die oben genannte **Marimba** oder **Myrimba** (s. Abbildung, S. 368), ganz treffend als Kalebassenpiano bezeichnet, darf wohl als das höchstentwickelte der zentralafrikanischen Instrumente bezeichnet werden. Das Gerüst der Marimba bildet ein 12—20 cm breites, dünnes Holzbrett, welches entweder rechteckig oder hufeisenförmig ist und ½—1 m

Durchmesser hat. Unter demselben sind sechs oder mehr Kürbisse von verschiedener Größe angebracht. Indem der Musiker mit zwei kautschukumwundenen Schlägeln auf das Brett pauft, erzeugt er laute und harmonische Töne. Die Zither besteht aus einem viereckigen Holzkasten, der an einer Seite offen, etwa $^1/_3$ m lang, halb so breit und handtief ist. Auf der Breitseite sind auf niederm Stege 8—12 schmale elastische Eisenstäbe angebracht, die durch den Druck des Daumens in tönende Schwingungen gesetzt werden. Ärmere bilden sich den Resonanzboden aus nebeneinander gestellten Bambusstäben und ersetzen die Eisenstäbe durch Holzstäbe.

Aus den zahlreichen Tänzen, welche großenteils dem jedem Neger eignen Bedürfnisse des Schreiens und Tobens mit nachfolgender Verzückung entspringen, denen aber zu gewissen Zeiten auch bestimmte Ideen untergelegt sind, wie dem Pubertätstanze der zu Jungfrauen gereiften Mädchen, dem prophetischen Tanze, den die Masupia unter Selbst-



Ein Haus in Itufa (nach Serpa Pinto). Vgl. Text, S. 383.

verwundung der Zunge und andrer Körperteile vor einer großen Unternehmung des Königs aufführen, um ihm den Ausgang zu wahrsagen, heben wir hier wegen seiner Eigentümlichkeit den Kischitanz hervor, der weiter südlich nicht beobachtet wird, während er von hier an weit nach Norden zu verfolgen ist. Derselbe wird von zwei oder vier Männern ausgeführt, von denen je einer den Mann, der andre die Frau vorstellen soll; eine große Röhrentrommel begleitet den Tanz. Die Tänzer sind von einem Haufen junger Leute umgeben, die zu dem Trommelschlage singend in die Hände klatschen, und aus deren Mitte zuerst einzeln, dann paarweise neue Tänzer hervorkommen und, gegen den König gewendet, ihren körperverdrehenden Tanz beginnen. Ein Anlauf, ein Annähern von der einen, ein Zurückweichen von der andern Seite &c. sind das Wesen und die gebräuchlichen Gesten des Tanzes. Die Kostüme sind königliches Eigentum und bestehen aus der eigentlichen Maske, dem Netzwerke und der Lendenumhüllung. Die Maske, von Knaben aus Thon und Kuhdünger modelliert, ist mit rotem Ocker und Kalk bemalt. Sie ähnelt einer mit niedergeschlagenem Visiere versehenen Helmhaube und ist bedeutend größer als der Kopf, den sie nebst dem Halse vollkommen bedeckt. Für die Augen und den Mund, seltener für die Nase, sind kleine Spalten offen gelassen. An die Maskenhaube oder unter ihr so weit hinaufreichend, daß der Halsteil bedeckt wird, schließt sich das Netzgewand, und von den Lenden bis zu den Knöcheln der Maske, welche die Frau vorstellt, reicht eine in Falten gelegte Wolldecke oder ein Karoß, über welchem noch je ein Tierfell vorn und hinten getragen

wird. Bis auf einen um den Hals bandartig geschlungenen Strohwisch ähnelt die weibliche Maske der männlichen, die letztere ist aber durch auffallendere Haubenverzierungen ausgezeichnet. Am Stahlringe, der um die Hüften läuft, sind hinten einige Glöckchen befestigt, die bei der leisesten Körperbewegung erklingen.

Auch im Hüttenbaue leisten die Völker dieses Gebietes Hervorragendes (vgl. die Abbildung, S. 382 und die des Dorfes in Lovale, S. 204). Natürlich gilt dies nur von den feste



Marutse beim Fischspeeren (nach Holub). Vgl. Text, S. 385.

Wohnsitze innehabenden Stämmen, nicht aber von jenen, die sich bloß periodisch der Ernte, der Fischerei oder der Jagd halber kurze Zeit an einem selbstgewählten oder ihnen vom Statthalter oder Könige angewiesenen Orte aufhalten. Die periodischen Wohnsitze der letztern findet man namentlich an den Ufern der großen Flüsse und im Dickichte der Wälder, wo Lichtungen das Wild anlocken, feste Wohnsitze sind dagegen über das ganze Land zerstreut; das Land der Städte ist aber die Barutse. „Es läßt sich leicht erkennen, daß es namentlich die Natur ist, in der die Völker leben, welche ihnen das Baumaterial so reichlich und unter so geringer Mühe liefert und so das Bauen erleichtert; allein wir dürfen den Leuten auch einen gewissen Sinn, ein größeres Verständnis in dieser Fertigkeit nicht absprechen.“ (Holub.) Bezüglich ihrer Anlage sind die Städte so nahe, als es die jährlichen

Überschwemmungen gestatten, an die Flüsse angebaut und in der Regel von einem Kranze von Dörfern umgeben, wo meistens Leibeigne wohnen, die in der nächsten Umgebung der Stadt für ihre dort lebenden Herren Felder bestellen, Getreide anbauen oder auch Viehherden hüten müssen. Außerdem sind die Städte bedeutend reiner gehalten als jene südlich des Zambesi, wozu, wie zur größern persönlichen Reinlichkeit, auch wieder der Überfluß an Wasser die nächste Erklärung gibt.

Die königlichen Wohnhäuser sind von einer elliptischen Umzäunung umgeben und werden nach außen hin von zwei konzentrischen Gehöftkreisen umfaßt, die je 6—8 von den Königinnen bewohnte Gehöfte zählen; im weitern Umkreise befinden sich sodann das königliche Vorratshaus, das Küchendepartement, die Hütte für die königliche Musikbande, und im vierten, äußersten Kreise stehen das im europäischen Stile gehaltene Beratungshaus und die Hütten der Dienerinnen und Diener. Die Häuptlinge wohnen in einem weiten, konzentrischen Kreise um den Komplex der königlichen Wohnungen oder, wenn sich, wie in Neuschescheke, die königlichen Gebäude an ein Gewässer lehnen, in einem Kreissegmente, wobei jedem Häuptlinge die Stelle, an der er sich in der Residenz niederlassen soll, genau ausgemessen ist.

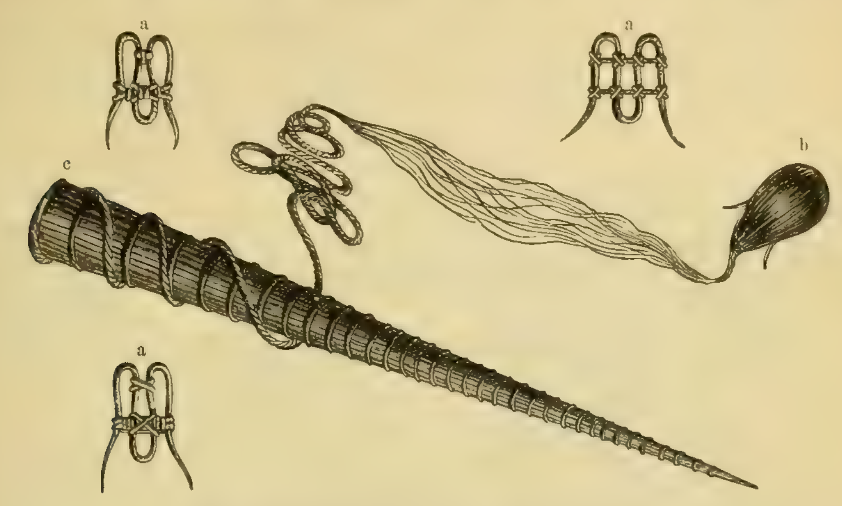
Die Hauptbeschäftigung der Völker dieses Landes ist der Ackerbau, der vor allem in dem tief gelegenen, aber höchst fruchtbaren Tieflande des mittlern Zambesi, der Barutse, lohnend ist. Es ist wohl kaum übertrieben, wenn Livingstone dieses Tiefland, das alljährlich überschwemmt und mit neuem fruchtbaren Schlamme bedeckt wird, dem Delta des Nil vergleicht, denn die Barutse ist eigentlich auch ein Delta, obschon ein binnenländisches. Während der Überschwemmung ziehen sich die Marutse auf die angrenzenden Höhen zurück, und wenn die Gewässer sich verlaufen, steigen sie herab, ziehen Furchen, damit das Wasser abläuft, und pflanzen. Die Frauen sind die Hauptarbeiterinnen; ihnen fällt auch ein bestimmter Teil der Ernte zu. Die Männer versehen aber z. B. die schwierigere Arbeit des Lichtens der Wälder. Das Hauptgetreide ist das Kafferkorn; außerdem werden Hirse, Mais, Melonen und Kürbisse, Manza, Erdnuß, zwei Bohnenarten, Zuckerrohr (nur als durststillendes Kaumittel) und Tabak gebaut, welch letzterer zu harten brot- oder kegelförmigen Ballen geformt wird, die durchlöchert und auf Schnüre gezogen werden. Baumwolle wird nur im Osten gebaut und verarbeitet (s. S. 388).

Holub gibt an, daß eine Familie von fünf Köpfen für ihren eignen Bedarf zwei oder drei Grundstücke von 2500 bis 3000 qm anpflanze. Ihm entnehmen wir folgende Preisliste der hauptsächlichsten Ackerfrüchte in Schescheke:

Waren	Preis		Waren	Preis	
	Kleine Glasperlen Pfund	Kattun Meter		Kleine Glasperlen Pfund	Kattun Meter
Mabele, ca. 20 Pfund . .	1/2	3	Eine Wassermelone, ein eßbarer Kürbis	1/4	1
Imboyi, 8—10 Kolben .	1/2	2	Allerlei wilde Früchte . .	1/3	2
Litu und Dinau, 20 Kolben	3/4	3	Butschuala, 6 Liter. . .	1/2	3
Rosa, 20 Kolben. . . .	3/4	3	Morulabier, 6 Liter . .	1/2	3
Masoschwani, 20 Kolben .	1—3/4	3	Imfi, Bündel von 12 Stück	1/4	2
Manza, 20 Kolben . . .	1/2	3			

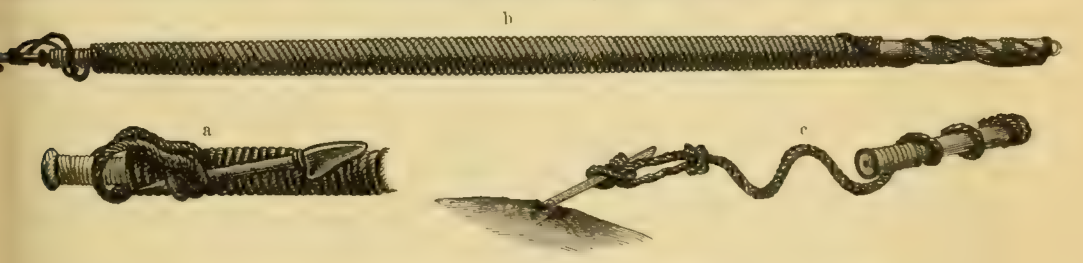
Wie uns oben schon der Überblick über die Geschichte der Makololo gelehrt hat, ist die Viehzucht in einem beträchtlichen Teile dieses Landes wegen der Häufigkeit der Tsetsefliege unmöglich. Die von derselben infizierten Strecken bilden etwa ein Drittel des Landes und liegen im Süden, sind aber glücklicherweise gerade die wildreichsten.

Die Bewohner der Zambesiufer sind geschickte Fischer. Sie errichten Dämme und Hecken von Erde quer über die Abflüsse des zurücktretenden Wassers und fangen mit Körben in den offen gelassenen engen Abflußkanälen eine große Menge Fische, welche, im Rauche getrocknet, eine Würze ihrer Nahrung bilden. In stehendem Gewässer wird eine aus Schilf oder Ruten geflochtene Fischfalle von Gestalt unsrer gewöhnlichen runden Drahtmausefalle



Eine Krokodilangel der Marutse (nach Holub).
a a a Verschieden geformte Angelhaken — b Angel mit Köder — c Schwimmer.

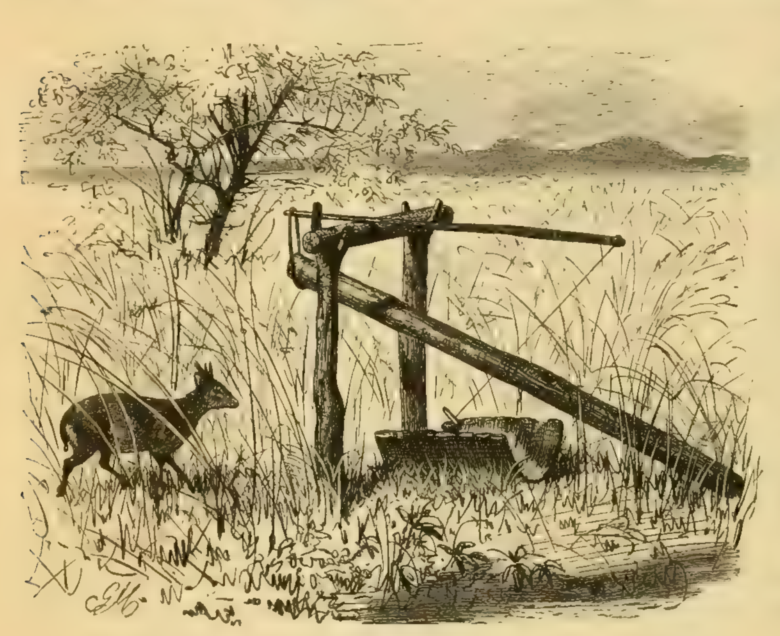
angewandt, in welcher ein Köder die Fische anlockt. Außerdem gebrauchen sie Speere zum Fischspießen und Eisenhaken, deren nach innen gebogene Spitzen den Fisch nicht entwischen lassen (s. Abbildung, S. 383). Die Jagd auf Wasserantilopen ist eine der nobeln Passionen der Marutsehäuptlinge. Für sie hielt der Marutsekönig Sepopo auf dem Zambesi ein eignes floßartiges, mit einer Hütte versehenes Riesenboot, das von 40 Bootsleuten gerudert wurde. Große Krokodile werden mittels riesiger Angeln gefangen und getötet. Die Kon-



Eine Nilpferdharpune (nach Livingstone). a Aufgerollt — b schußfertig — c abgeschossen.

struktion dieser Fangvorrichtung ist sehr sinnreich ausgedacht. Sie besteht nach Holub aus einer eisernen Angel, mehreren dünnen Bastschnüren, einem Baststricke und einem Rohrbündel. Der den Angelhaken umhüllende Köder wird von einem Netze gehalten, mehrere 4—4½ m lange, federspuldicke, sehr fest gedrehte Bastschnüre vermitteln die Verbindung zwischen dem Angelhaken und dem 3—4½ m langen Basttaue, welches an dem Rohrbündel befestigt ist. Haben die Krokodile in Scheschęke in kurzem Zeitraume nacheinander mehrere Opfer gefordert, so werden auf des Königs Geheiß die Krokodilangeln ausgelegt. Man legt das Rohrbündel auf das Ufer, den mit Köder (in Verwesung

übergegangenes Hundefleisch) versehenen Angelhaken auf drei Rohrstöckchen, so daß derselbe am Uferrande 1½ m über dem Wasserspiegel wie auf einem Stühlchen ruht. Wittert das riesige Reptil den Köder, so schwimmt es in seine Nähe und verhält sich hier ruhig bis zum Anbruche der Nacht. Sich aus dem Wasser emporschnellend, erfaßt es den Köder mit seinen riesigen Kinnladen und sucht ihn hinunterzuwürgen. Doch die vorstehenden Hakenspitzen verhindern dies wie auch das Schließen der Kinnladen, wodurch dann das Wasser in den Schlund und in die Luftröhre eindringen kann. Das Tier stürzt damit in die Tiefe, nach und nach ermatten seine Anstrengungen, und es treibt stromabwärts. Von seinem Todeskampfe gibt das an der Wasseroberfläche schwimmende Rohrbündel treues Zeugnis. Nach einer halben bis einer Stunde hat der Saurier ausgerungen, wird vom Strome ab und an eine Sandbank oder gegen das Ufer getrieben, wobei das Rohrbündel den Fischern die Beute verrät. Gleich den Fischnetzen sind auch die Krokodilangeln königliches Eigentum.



Eine Falle der Luchaze für kleineres Wild (nach Serpa Pinto).

In Bezug auf Speiseaberglauben findet man bei diesen Völkern, ihrer mannigfaltigen Mischung entsprechend, alle nur möglichen Gebräuche. Einige verschmähen das Fleisch des Nilpferdes, andre das der Pallahantilope, wieder andre das der Elenantilope, und im Gegensatze zu diesen essen dann andre sogar Raubtierfleisch, das sonst von fast allen südafrikanischen Negern verschmäht wird. Die Speisen werden nur von den Wohlhabendern gesalzen, weil das Salz, weit von Westen und Südwesten kommend, kostbar ist; allgemein braut man aus Kafferkorn ein schwaches Bier (Butschuala) und ein starkes oder Lagerbier (Matimba). Die Hauptmahlzeit wird gegen Sonnenuntergang gehalten, eine Nebenmahlzeit 1½—2 Stunden nach Sonnenaufgang. Das Rauchen von Tabak und Dacha oder Bange ist weit verbreitet; allgemein aber ist das Schnupfen eines Gemisches von Tabak, Asche, gestoßenen Nymphäenstengeln und einer zibetartigen tierischen Sekretion.

*

So wie im Süden die **Makalaka**, weichen im Osten die **Batoka**, welche die beiden Ufer sowie die Inseln des Zambesi von den Fällen bis hinab zum Kafue bewohnen, in manchen Beziehungen von den Marutse und den nächstverwandten Bunda ab und bilden den natürlichen **Übergang zu den Stämmen am Nyassa und Tanganika**. Ihre Hautfarbe schwankt zwischen verschiedenen Graden der Dunkelheit, im allgemeinen scheinen sie aber dunkelfarbiger als ihre von Süden her eingewanderten Nachbarn, von mehr

negerhaften Zügen, im Charakter starrer, ungelehriger als diese. Sie waren von den Makololo auf deren Flucht nach Norden, die später ein schließlich in Verderben ausgehender Siegeszug wurde, in der Nähe der Zambesifälle geschlagen worden, hatten sich darauf in dem herrlichen Hochlande gegen den Kafue zu niedergelassen, waren aber, später von hier ihrerseits durch die Matabele vertrieben, westwärts gezogen. So kam es, daß die westlichen Batoka ihnen unterworfen blieben, während die östlichen unabhängig wurden. Beide Abteilungen fand Livingstone 1855 durch einen unbewohnten, sechs Tagereisen breiten Streifen Landes getrennt, der reich an Spuren zerstörter Dörfer und Herden war. Früher war das ganze Batokaland dicht bevölkert gewesen. Aber schon vor den Makololo hatte ein von Nordosten gekommener Eroberer, Singola, sie ausgeraubt und dezimiert. Die Sage erzählt von ihm, daß er eine Menge Schmiedeblasebälge mit sich geführt, mit welchen er

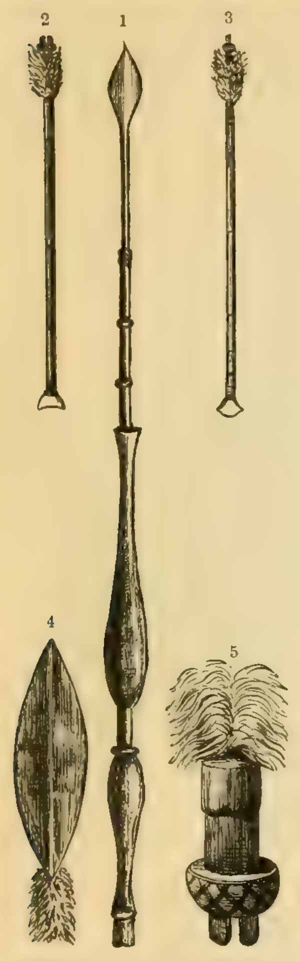


Kimbande-Ganguella. a Mann — b Frau — cc Mädchen (nach Serpa Pinto). Vgl. Text, S. 389.

die Pfeilspitzen vor dem Abschießen glühend gemacht habe. Nachdem die Batoka in den sechziger Jahren von den Matabele drangsaliert worden waren, bedrängte sie in den siebziger Jahren ein neuer Feind, die Schakunda, ein Räuberstamm entflohener portugiesischer Sklaven. Selous fand 1877 ihr Land von diesen ganz verheert. Jedes Jahrzehnt ein neuer Feind!

Wir betrachten zunächst die Batoka in der oben angegebenen geographischen Abgrenzung. Wegen der Ähnlichkeit ihrer Sprache mit derjenigen der Mosambikneger wurden die am Südufer des Flusses und am Quaggaflusse Wohnenden von den dorthin vordringenden europäischen Händlern und Jägern als „Mosbiekers“ bezeichnet. Chapman fand dagegen große Ähnlichkeit zwischen ihrer Sprache und derjenigen der Damara. Die Männer der Batoka bedecken die Scham nur mit einem schmalen Lederstreifen; ihre Frauen aber sind in Leder oder Zeug gekleidet, das mit Perlen und Muscheln in zierlichen, mit Vorliebe dreieckigen Mustern besetzt ist. Die Weiber tragen im Nasenknorpel ein Stäbchen mit Perlen, während die Männer in den Ohren Ringe tragen. Aber die charakteristischste Auszeichnung im Äußern beider Geschlechter wird durch das zur Zeit der Mannbarkeit vor-

genommene Ausschlagen der obern Vorderzähne erzeugt. Diese Sitte ist so tief eingewurzelt, daß Sebituane sie durch die schwersten Strafen nicht zu beseitigen vermochte. Um die Ursache dieser Verunstaltung gefragt, erklärten die Batoka: sie wünschten den Ochsen zu gleichen, während sie den Zebras gleichen würden, wenn ihr Gebiß oben vollständig wäre. Der Kopfputz ist mannigfaltig, indem die Haare mit Tierhaaren zusammen bald zu einem hohen Knoten oder Büschel auf dem Scheitel, bald zu einer zipfelmützenähnlich über das Ohr hängenden Quaste auf einer Seite vereinigt werden. Früher sollen alle Batoka ihr Haar helmkammartig auf dem Scheitel zusammengeflochten haben, wie es die Maschukulumbe (vgl. Abbildung, S. 398) thun. Unter den Waffen werden kurze hölzerne, vergiftete Wurfspeere genannt, die am Schaftende mit Lehm und Büffeldünger beschwert sind.



Waffen der Ganguella.
1 Assagaie — 2 und 3 Pfeile — 4 Pfeilspitze — 5 Pfeilende (nach Serpa Pinto).

Die Batoka sind vorwiegend Ackerbauer und verwenden viel Mühe auf ihre Felder, die sie mit Fallgruben gegen die räuberischen Büffel und Elefanten umgeben. An einzelnen Stellen wird schon hier die nach Osten zu häufigere Baumwolle gebaut. Der vor den Einfällen der Makololo und Matabele bestehende Viehreichtum ist fast völlig vernichtet; nur Hühner und Hunde sind geblieben. Von der Zeit ausgedehnter Viehzucht ist aber den Batoka die Kunst des Gerbens geblieben, die sie mit großem Erfolge vermittelst der Rinde eines Omkura genannten Baumes ausüben. Sie gewinnen Salz und treiben damit flußabwärts Handel, um besonders solche Waren einzutauschen, welche die Portugiesen von der Ostküste bringen. Auch sind sie gute Eisenarbeiter und zahlten zur Zeit der Makololoherrschaft sogar ihren ganzen Tribut in Hauen, so daß alle Hauen, welche damals zu Linyanti benutzt wurden, von Batokaschmieden herstammten. Wie erfolgreiche Elefantenjäger sie in bessern Tagen gewesen sein müssen, lehrt ihr Reichtum an Elfenbein. Livingstone sah auf dem Grabe des Batokahäuptlinges Sekote einen Zaun von 70 mit den Spitzen einwärts gekehrten Elefantenzähnen, daneben noch 30 auf den Gräbern seiner Anverwandten. Zu jener Zeit pflegten sie auch die Zäune ihrer Dörfer mit den Schädeln Erschlagener zu verzieren: so sah Livingstone noch 1855 einen Dorfzaun mit 54 Matabeleschädeln besteckt. Die Grußform der Batoka erinnert an die weiter im Westen übliche: sie werfen sich auf den Rücken und wälzen sich von Seite zu Seite, indem sie sich dabei auf die Hüften klopfen und ausrufen: „Kina Bomba!“ In politischer Beziehung haben die verschiedenen feindlichen Einfälle sie stark zersplittert, alle ihre großen Dörfer haben sich in kleinere aufgelöst, in welchen sie ungefährdeter zu sein glauben, und viele Stammsplitter haben sich ganz in die Gebirge zurückgezogen. Das in diesen Gegenden sonst bei Eingebornen ganz ungewöhnliche Einzelwohnen nach Art der Boeren ist infolgedessen bei ihnen häufig geworden. Von den religiösen Begriffen der Batoka ist uns nichts andres bekannt, als daß die in der Nähe der Victoriafälle Wohnenden eine gewisse Scheu vor denselben zeigten, und daß Batokahäuptlinge einige Inseln in ihrer Nähe als heilige Orte betrachteten. Auch trauern sie nicht bloß einmal um die Toten, sondern wiederholen ihre Klagen in längern Zeiträumen immer wieder.

Politisch gehören (oder gehörten vor mehreren Jahren, um uns bei der Wandelbarkeit der staatlichen Verhältnisse in diesen Regionen nicht allzu sicher auszudrücken) noch einige Völker des Westens insofern zum Marutse-Mabundareiche, als sie Tribut an Sepopo bezahlen. Man kann bei ihnen in dem Zurücktreten der Viehzucht, in der starken Eisenindustrie, dem regen Handel, dem viereckigen Hüttenbaue bereits den Übergang zu den westlichen Küstenstämmen erkennen. Die bedeutendsten unter ihnen sind die Ganguella, die Luchaze und die Ambuella.

Die Ganguella bestehen aus einer Anzahl von Stämmen, die ihre Wohnsitze im Süden und Osten von Bihé haben. Nach Westen schieben sie sich bis in das Gebiet des obern Cubango vor, wo Serpa Pinto dem ersten Ganguelladorfe auf seinem Wege nach Bihé im Lande der Sambo begegnete. Östlich von Bihé haben sie in ihrer Gewalt alle Überfahrtsstellen des Quanza, aber ihr Hauptgebiet liegt südlich von Bihé, wo sie ein (nach Serpa Pinto) „ungeheures Gebiet“ bewohnen, das jedoch großenteils dem unerforschten Teile Afrikas zugehört. Wiewohl Sprache und Sitten überall dieselben sind, unterscheiden sich doch die politischen Formen und damit auch die Völkernamen. So begegnen wir dem von einem einzigen Häuptlinge regierten Lande Caquingue, dessen Bewohner Ganguella mit dem Namen Gonzello sind. Andre Ganguella bilden Stammesbünde unter den Namen Nhemba, Kimbande, Massaka, von denen die erstgenannten sich, wenn wir den Portugiesen glauben dürfen, über den Cunene hinaus bis an die Grenzen der Ovambo ausbreiten. Man schildert diese Stämme als dem Ackerbaue ergeben, mit wenig Viehzucht, als geschickte Eisenarbeiter und teilweise als Kaufleute, welche sich an Geschick und Thätigkeit den Biheños vergleichen könnten. Sie scheinen hauptsächlich nach Süden mit den Stämmen südlich vom Cunene und Cubango zu handeln, wobei selbstgefertigte Eisenarbeiten eine Hauptrolle spielen. Von den Kimbande wird berichtet, daß sie Baumwolle pflanzen und spinnen, um Fäden für ihre Perlenschnüre zu gewinnen.



Eine Zunderdose der Luchaze (nach Serpa Pinto).

Auch die östlich von ihnen wohnenden Luchaze sollen Baumwolle bauen. Ihre Kleidung, die oft auch aus Rindenstoff gefertigt ist, umfaßt nur das Notwendigste; das Ausschneiden einer dreieckigen Lücke zwischen den zwei obern Schneidezähnen ist unter den Männern allgemein. Bei den Kimbande kommt Bemalung des Gesichtes mit grüner Farbe durch Quer- und Längsstriche auf Stirn und Wangen vor. Die Frisuren sind von Volk zu Volk verschieden, am seltsamsten wohl durch Quer- und Längswülste bei den Kimbande, die aus ihren Haaren bald Raupenhelme, bald phantastische Damenhüte machen (s. Abbildung, S. 387). Da in der unruhigen Nachbarschaft der Biheños und Huambo die Kimbande kriegerischer als im ruhigern Osten sind, so sind auch ihre Dörfer viel weniger befestigt als die der Gonzello. Feuergewehre in geringer Zahl haben sich bereits über den größten Teil dieser Stämme verbreitet. Streitäxte aus Eisen und merkwürdig verzierte Keulen gehören neben Pfeilen, Bogen und Speeren zur Ausstattung ihrer Krieger. Die Luchaze gebrauchen Stein und Stahl, um Feuer zu machen, und erhalten die dazu nötigen Feuersteine von den nördlich von ihnen wohnenden Quiboko, mit welchen sie durch Ähnlichkeit der Sitten verbunden sind. So haben sie z. B. auch dieselbe Art, Lasten an einem um die Stirn gelegten Bande zu tragen.

An die Luchaze schließen sich im Osten die Ambuella an, die das ganze obere Cuandogebiet bewohnen, wo sie mit den Luchaze vielfach gemischt sind. Sie sprechen dieselbe Sprache wie die Ganguella. In manchen Beziehungen bieten sie Eigentümlichkeiten, welche

sie als Übergangsgruppe zu den Zambesivölkern deutlich charakterisieren. Sie sind besonders in viel größerm Maße Ackerbauer als alle ihre westlicher wohnenden Stammesgenossen. Serpa Pinto hebt die sehr bezeichnende Thatsache hervor, daß, von Westen kommend, man in ihrem Gebiete zuerst ausgedehntere Anpflanzungen trifft, welche nicht im Dickichte des Waldes, sondern frei gelegen sind. Damit hängt auch ihre dichtere Bevölkerung zusammen. Die Viehzucht ist bei ihnen dagegen noch weniger entwickelt als bei den Luchaze, die mindestens Ziegen halten, während man bei den Ambuella nur Hunde und Hühner trifft; die Ursache liegt, ganz wie bei manchen Makalakastämmen, in den häufigen feindlichen Angriffen, zu denen nichts so sehr reizt als ein Reichtum an Herden. Die meisten Ambuelladörfer sind auf Pfählen in Sümpfe gebaut, die Hütten klein, viereckig, auf vier Pfählen ruhend und mit spitzem Dache versehen. In der Schiffahrt und im Fischfange sind die Ambuella geschickt. Ihre eisernen Speer- und Pfeilspitzen stellen sie sich selbst her, und die Baumwolle, die sie pflanzen, verweben sie selbst auf rohen Webstühlen. Der Gruß ist ein lautes Klatschen auf die Brust. Sie stehen unter einigen Häuptlingen, welche seit Aufrichtung des Marutsereiches an dieses Tribut zahlen.

16. Das Hoch- und Stufenland des äquatorialen Ostafrika.

„Ostafrika ist eins der entwickelungsfähigsten Länder der Erde, seine Bevölkerung aber ist zurückgeblieben; der Vergleich beider zeigt, wieviel jener Bevölkerung zu thun bleibt, um dieser Natur und diesen Hilfsquellen gewachsen zu sein."

Inhalt: Das Gebirgs- und Hochebenenland des Ostens. — Die höchsten Berge des Erdteiles. — Die Stufenlandschaft am Rande des Indischen Ozeanes. — Die Seen und Flüsse: Nyassa, Tanganika, Ukerewe, Mwutan. — Mannigfaltig variierendes Klima. — Die Pflanzenwelt. — Die Tierwelt.

Ein Hochland, das nirgends unter 1200 m herabsteigt, um an mehr als einem Punkte 2000 m zu erreichen, und welchem Berge von über 6000 m Meereshöhe aufgesetzt sind, durchzieht die Osthälfte Mittelafrikas vom 15.° nördlicher bis zum 15.° südlicher Breite. Nach den aufgesetzten Gebirgen zerfällt dieses Hochland in eine südliche, mittlere und nördliche Abteilung. Die erstere umfaßt die Gebirge um Bangweolo- (Babisagebirge) und Nyassasee (Livingstonegebirge), die andre die Gebirge um Ukerewe und Mwutan (Ufumbiro, Gambaragara, Kilimandscharo 2c.), die dritte das abessinische Gebirgsland. Zwischen der südlichen und mittlern Abteilung liegt der Paß von Kaseh oder Tabora, durch welchen der für Afrikas Erschließung stets hochbedeutsame, ja aus höherm Gesichtspunkte welthistorische Weg von Zanzibar nach Udschidschi führt, der Weg der Entdecker und Conquistadoren, der Missionare und Sklavenhändler; zwischen der mittlern und nördlichen bildet die Grenze das tief nach Westen eingreifende Thal des Dschuba. Die durchschnittliche Breite des Hochlandes kann zu 150 geogr. Meilen geschätzt werden, seine Länge zu 450, und es stellt in der Ausdehnung von ca. 70,000 QMeilen den orographisch und hydrographisch mannigfaltigst und großartigst angelegten Teil von Afrika dar. Innig durch die breite Zambesi-Kongowasserscheide an Südafrika sich anschließend, dacht es sich langsam in die Tiefebenen Westafrikas und die niedrigen Hochebenen Nordafrikas ab, zu welch letztern die noch großenteils unbekannte Nil-Kongowasserscheide den Übergang bildet. Die Gebirgsbildungen treten hinter der Hochlandsgrundlage überall weit zurück. Die Höhe des Hochlandes beträgt westlich vom Nyassa, in den Wohnsitzen der räuberischen Masitu, 12—1500 m; der Spiegel des seichten Bangweolo liegt hier etwa 1124 m hoch. Dagegen

liegt der Nyassa ca. 480 und der Schirwasee ca. 600 m über dem Meeresspiegel. Wie steil hier nach Süden zu das Hochland abfällt, lehrt die Thatsache, daß der Schire in der Höhe von etwa 340 m mit seinen mächtigen Katarakten aus den gewaltigen Gebirgsschranken hervortritt. Vom Nyassa nordwärts gehend, gelangt man nach Übersteigung des Kondigebirges und des mächtigen Plateaus von Urori auf die 900 m hohe Hochebene von Ugogo, über welche die Straße Zanzibar-Kaseh-Udschidschi führt, und in nordwestlicher Richtung gehend, überschreitet man auf dem Wege zum Tanganika das Hochland von Nyika in 1000 m Höhe. Der Tanganika selbst ist 750 m hoch gelegen, und sein Abfluß, der Lukuga, führt aus dieser Höhe langsam abwärts zu den stufenweise tiefer gelegenen Seen der Seenkette des Lualaba, der bei Nyangwe bereits in einer Höhe von 633 m fließt; die Ufer des Tanganika sind sanfter geneigt als die des Nyassa, und ebenso sind Bambarre und Manyema nur Hügelländer, deren Gipfel nicht viel über 1000 m ansteigen. Jener See gehört nicht mehr dem Hochlande selbst, sondern dessen westlichem Vorlande an. Neue Gebirgsbildungen treten aber wieder nördlich von der Senke von Kaseh und dem Tanganika auf. In Usinsa und Usui liegt die Wasserscheide zwischen dem letztern und dem Ukerewe ungefähr 1600 m hoch. Dem westlich vom Ukerewe sich bis über 3500 m erhebenden Gebirge von Karagwe und Ruanda gehören die nach Stanley ca. 4500 m hohen Gipfel des Gambaragaragebirges an. Ihr steiler Westabfall bildet die hohen Ufer des Luta Nsige, während die sanftern Nordausläufer den in 640 m Höhe gelegenen Albert Nyanza umgürten. Alle diese Seen sind zum Unterschiede vom Tanganika in das Hochland selbst, nicht in dessen Rand eingebettet, und jenes greift westwärts über sie hinaus. Aber an den Ostrand des Albert Nyanza tritt ein Nilzufluß heran, der das Wasser des Sees dem bei Lado bereits auf 465 m herabgestiegenen Bahr el Dschebel zuführt. In diesen Gebirgen um Ukerewe und Mwutan mit ihren ausgedehnten Plateauuntersätzen dürfen wir wohl nur zum Teile die vielberühmten Mondgebirge der Alten vermuten. Es liegen auch östlich von dem großen Binnenmeere des Ukerewe noch einige Gebirgsgruppen, die zwar an Masse hinter jenen zurückstehen, an Höhe sie aber so weit übertreffen, daß ihre schneebedeckten, weit über 5000 m hinausgehenden Spitzen, mächtigste Lockmittel der ältern Nilquellenentdecker, längst von fern gesehen waren, ehe man von jenen eine Ahnung hatte. Es sind Vulkane, welche, im Kilimandscharo 6100, im Kenia 5400 m erreichend, in größerer Zahl dem Hochlande östlich vom Ukerewe entsteigen, die höchsten Berge des Erdteiles und wirksamsten Quellenspender nach Nil und Dschuba hin.

Vom Zambesi an bis zum Dschuba trennt ein vom Mittelgebirge zum Hügellande und flachen Küstentieflande sich abdachender Küstensaum dieses Hochland vom Indischen Ozeane; es entsteht dadurch die ausgedehnteste Terrassenlandschaft Afrikas, welche vom Zambesi nordwärts bis zum Rovuma von 40 zu 60 geogr. Meilen anwächst. Isolierte Hügel und kleine Mittelgebirge (Bergländer von Usagara und Usambara) von 600 bis 1000 m Höhe erheben sich da und dort aus derselben. Diese sanften Bodenformen, in den Vertiefungen mit reichem Schwemmboden bedeckt und gut bewässert, sind ein durchaus sehr fruchtbares Gebiet, die von alters her menschenreichen, produktiven, handelanlockenden Landschaften von Quelimane, Mosambik, Suaheli und Süd-Somali. Wenn man sich erinnert, wie oft anderwärts gerade die Stufenländer mit ihrer Mannigfaltigkeit der in der Regel ausgezeichnet günstigen Naturbedingungen die Sitze des Gedeihens und Blühens der Völker und Staaten waren und sind, so erscheint das Geschick Afrikas doppelt traurig, welches selbst unter diesen allergünstigsten Bedingungen aus der Stufenlandschaft des Ostens nichts Besseres als die bei der Nachbarschaft der regsten Sklavenhandelszentren fruchtbarste Hegestätte von Hunderttausenden von Sklaven werden ließ, die als Mosambikneger das Gros der Sklavenmassen selbst Amerikas gebildet haben.

Die Fluß- und Seensysteme dieses Hochlandsgebietes, welchen durch das alte Rätsel der Nilquellen seit Jahrtausenden das Interesse der gebildeten Menschheit in einem ungewöhnlichen Grade sich zugewandt, dürfen heute als im wesentlichen klargelegt bezeichnet werden. Es ist bekannt, unter welchen Mühen, Opfern, aber auch unter welchen herrlichen Großthaten des Forschertriebes seit der Entdeckung des Tanganika durch Burton und des Ukerewe durch Speke 1858, des Nyassa und Bangweolo durch Livingstone 1859 und 1868 dieses Rätsel entwirrt wurde. Wir wissen heute, daß das Hochland Ost- und Innerafrikas drei großen Strömen Ursprung gibt: dem Zambesi, Nil und Kongo. Der Ostabhang gehört den zum Indischen Ozeane gehenden mittlern Flüssen, wie Rovuma, Lufidschi, Tana, Dschuba, welche an zwei Stellen, nämlich im Quellengebiete des Lufidschi und wieder in dem des Dschuba, tief in das Innere des Hochlandes eingreifen. Ebenso gehört dem Kongo der Westen des Hochlandes, während der Zambesi von Süden und der Nil von Norden hereingreift. Indem die Sammlung er obern Zuflüsse dieser drei Hauptströme in großen Seebecken der hervortretendste hydrographische Charakterzug dieser Landschaft ist, verdeutlicht die gegenseitige Lage der großen Seen die Anordnung der Quellgebiete aufs klarste: im Westen Bangweolo und Tanganika, im Süden Nyassa, im Norden Ukerewe, wie denn in diesen großen Sammelbecken auch für unsre den menschlichen Bezügen nachgehende Betrachtung die dieser Quellregion merkwürdigste Eigenschaft zu erkennen ist.

Der Nyassa zieht wie eine schmale Fjordbucht vom untern Zambesi in die südlichsten Teile des Hochlandes hinein, deren bald steile, bald hügelige Abfälle ihn mit Gebirgen umgeben, die in Wirklichkeit aber nur mehr oder weniger scharf ausgeprägte Ränder des Hochlandes sind. In diese Spalte des Plateaus ist der See eingesenkt, dessen gestreckte Form Livingstone treffend mit dem langen Stiefel Italiens vergleicht. Er fand die geringste Breite am Knöchel mit 4—5, die größte im obern Viertel mit 10—12 geogr. Meilen. Die Farbe des Sees ist hellgrün dem Ufer entlang, in der Masse aber zeigt sie die tiefblaue oder Indigofarbe des Indischen Ozeanes. Diese tiefe Färbung entspricht der größern Tiefe, die überall rasch von den Ufern her zunimmt. Bei solcher Schmalheit und Tiefe und so hoher Umrandung ist die Stürmischkeit des Nyassa nicht zu verwundern. Livingstone schlug vor, ihn „See der Stürme" zu nennen. Die Stürme treten sehr rasch ein und sind darum doppelt gefährlich. Große Schwärme von Ziegenmelkern, die nur zu dieser Zeit erscheinen, und von Kormoranen geben zusammen mit den hohen Wellen und der brüllenden Brandung dem See etwas Ozeanisches. Mit deshalb wohl ist der Schiffbau unter den die Seeufer teilweise so dicht umwohnenden Manganja wenig fortgeschritten, denn sie benutzen überall nur Baumkähne. Größere Schiffe (Dhaus) scheinen erst vor etwa 30 Jahren die arabischen Sklavenhändler eingeführt zu haben. Dagegen sind die Uferbewohner geschickte Fischer. Die Zuflüsse des Nyassa sind unbedeutend, und in der trocknen Jahreszeit gewinnt man den Eindruck, daß viel weniger Wasser in den See hineinfließt, als durch den Schire herausströmt. Nur von den Kondibergen her scheint der Zufluß sehr beträchtlich zu sein. Thomson erzählt, daß er dort in einer Stunde sechs dem See zueilende Flüsse überschritt, wovon zwei von erheblicher Größe waren. Der Schire tritt am gegabelten Südende des Sees als mächtiger Strom aus dem See. Er ist schmäler, aber tiefer als der Zambesi und würde leicht zu beschiffen sein, wenn nicht die Murchisonfälle fast genau in seiner halben Länge eine für Schiffe unüberwindliche Schranke aufgerichtet hätten. Der östlich von ihm liegende, schwach bittersalziges Wasser enthaltende Schirwasee ist ganz abgeschlossen.

Der Tanganika („Vereinigungsplatz", d. h. der Gewässer) behält als der erste von den Europäern (1858) besuchte See in der großen äquatorialen Seengruppe Innerafrikas immer eine geschichtliche Weihe, und seine Stellung als Ziel- und Ausgangspunkt der

wichtigsten Karawanenwege von und nach der Ostküste erteilt ihm zugleich eine praktische Wichtigkeit, welche durch die Gründung zahlreicher arabischer Handels- und christlicher Missionsstationen schon heute bekräftigt und ausgenutzt wird. Er ist unter den Seen des äquatorialen Ostafrika der zweitgrößte, der am weitesten nach Osten vorgeschobene und bildet durch diese Eigenschaft sowie durch seine Lage auf einer Abfallsstufe des großen Terrassenlandes die Vermittelung zwischen Hoch- und Tiefland, zwischen dem obern Nil- und mittlern Kongogebiete. Sein Südende liegt bei 9° südlicher Breite, sein Nordende bei 3° nördlicher Breite. Seine Breite bei Udschidschi bezeichnen die Araber zutreffend als ganz gleich der zwischen der Insel Zanzibar und dem Festlande, d. h. etwa 24 geogr. Meilen; aber bei Uvira schrumpft sie auf 8 geogr. Meilen ein. Die Araber umfahren den See von Udschidschi südwärts in zwölf und von da nordwärts in acht Stationen. Die Tiefe



Ein Dorf auf einer Landzunge am Tanganikasee (nach Cameron).

ist beträchtlich, an manchen Stellen der Abfall vom Ufer weg so steil, daß kein Ankergrund bleibt. Das Wasser kam seinen ersten Erforschern „entzückend süß und rein vor nach dem salzigen und bittern, dem faulen und schleimigen Inhalte der Brunnen, Löcher und Tümpel auf dem Wege von der Küste"; aber die Anwohner ziehen die Quellen an der Küste zum Trinken vor. Die Farbe des Seewassers ist entweder dunkel seegrün oder klar lichtblau, „nicht ultramarin wie das Mittelmeer, sondern von einem lichten, fast milchigen Blau, wie es tropischen Meeren eigen" (Burton). Vom Sturme bewegt, verwandelt sich aber dieser lachende See in ein empörtes Meer und ist dann mit seinen „kurzen, stoßenden" Wellen sogar noch gefährlicher als jenes.

Der Tanganika empfängt nur einen sehr beträchtlichen Zufluß, den von der Nilwasserscheide von Urundi kommenden und an der Westküste mündenden Malagarasi, welcher als mächtiger Gebirgsfluß, unschiffbar und nur an wenigen Stellen von Furten durchsetzt in den See tritt. Über den Abfluß des Tanganika war man lange im Zweifel. Burton und Stanley erklärten ihn für abflußlos, während Livingstone und Cameron ihm einen nordwestlichen Ausfluß zusprachen. Nachdem schon früher der Missionar Hore die Flußnatur des an der Nordwestküste, nach Stanley blind endigenden Lukuga erkannt

hatte, fand J. Thomson Ende 1879 in ihm einen „stolzen Strom, mit rascher Bewegung und wirbelnd gegen Westen hinausfließend, ungehemmt durch Sandbänke oder Papyrusgebüsch". Drei Jahre früher hatte er die von Stanley gesehene Schranke von Schlamm und Papyrus durchgerissen, nachdem er seit längerer Zeit gestiegen war; nun war er aber bereits wieder 2 m von seiner höchsten Höhe herabgesunken. Einige kleinere Seen, gleichsam Trabanten, umgeben den Tanganika und sind in der Regel durch Schutz der Lage und Fruchtbarkeit der Umgebung ausgezeichnete Plätze, die vor andern zur Besiedelung einladen. So bildet der Lofu oberhalb seiner Mündung in den Tanganika einen See von 2 deutschen Meilen Länge, welcher von zahlreichen Dörfern und Araberniederlassungen umgeben ist.

Den landschaftlichen Eindruck des Tanganika schildert Burton in leuchtenden Farben: „Dörfer, angebautes Land, die häufigen Kähne der Fischer und, indem wir näher kommen, das Murmeln der auf dem Strande sich brechenden Wellen bringen ein Etwas von Mannigfaltigkeit, Bewegung, Leben in diese Landschaft, die, gleich allen schönsten Szenen dieser Gegenden hier, nur etwas von der Sauberkeit und Vollendung der Kunst zur Abwechselung inmitten der überquellenden Üppigkeit und Pracht der Natur, zur Unterbrechung der immer wiederkehrenden Bilder der schrankenlosen Vegetation brauchte, um die bewundertsten Anblicke klassischer Regionen zu erreichen, wenn nicht zu übertreffen. Doppelt schön erscheinen allerdings die lachenden Ufer dieses Beckens nach den schweigenden, geisterhaften Mangroves der ostafrikanischen Küstenlandschaft und der melancholischen, einförmigen Wüsten- und Urwaldlandschaft, den verbrannten Felsen, versengten Flächen und schwarzen Sümpfen Ugogos." Kühn, wechselvoll, wahrhaft alpin ist die Landschaft auch noch in weiterer Umgebung des Tanganika und vor allem in jenem gebirgigen Isthmus, der diesen vom Nyassa trennt. Aber eben dadurch sind Verkehr und Besiedelung in diesem Gebiete am schwächsten entwickelt, so daß die auf den ersten Blick für den innern Verkehr Afrikas bedeutsame Nachbarschaft des Tanganika und Nyassa ohne praktische Früchte im Wechselverkehre ihrer Bewohner geblieben ist.

Der große Nilquellensee unter dem Äquator trägt in seinen nähern und weitern Umgebungen einfach den Namen Nyanza (See), während die Araber nach ihrer Gewohnheit, große, umfassende Namen von kleinen örtlichen Zügen herzunehmen, ihn Ukerewe nach einer Insel dieses Namens im Südosten des Sees nennen. Nachdem längst Gerüchte durch die Eingebornen und die wandernden Kaufleute über ihn an die Küste gedrungen waren, erreichte ihn zuerst Speke 1858. Den beträchtlichen Gegensatz des allgemeinen Naturcharakters dieses Sees zu dem Tanganika erkannte dieser erste Entdecker sofort, indem er seine große Ausbreitung, die Sanftheit seiner flachen oder hügeligen Ufer und seiner zahlreichen Inseln hervorhob, während sein Begleiter Burton den Kontrast treffend in den Satz faßte: „Der See liegt hoch und offen, eher wie zur Abfuhr und zeitweiligen Aufspeicherung ausgedehnter Fluten bestimmt als eine vulkanische Bildung wie des Tanganika langes, schmales Bergseebecken". Spätere Forschungen haben allerdings für den Osten höhere Ränder erkennen lassen, die in dem Mabahitagebirge sich zu 2500 m erheben. Speke erfuhr auch bereits, das Wasser des Ukerewe sei von so ungewöhnlichem Wohlgeschmacke, daß seine Anwohner es dem besten und reinsten Quellwasser vorzögen, und schildert den See zwar als tief, aber von wechselndem Stande, stellenweise weite Flächen überschwemmend. Die Farbe bezeichnet er als lichtes Blau aus der Ferne, das nach 9 Uhr morgens, wenn der regelmäßige Südost sich erhebt, in milchigen oder graulichen Ton sich verwandelt. Die Größe kann auch selbst nach Stanleys Umschiffung (1875) nur geschätzt werden: es scheinen Breite und Länge gleichmäßig etwa 45 geogr. Meilen zu betragen. Die Meereshöhe wird zu 1237 m angegeben.

Als der bedeutendste Zufluß gilt der von Süden kommende Schimoju (von einigen als der „eigentliche Nilquellfluß" bezeichnet, da seine Quelle unter 5° südlicher Breite in Unjamwesi liegt), während von Westen her der Kagera oder Kitangula eintritt, welcher die Wasser des Alexandra Nyanza bringt. Der Abfluß, der im Norden in der Landschaft Usoga den See als majestätischer Strom verläßt, bildet kurz nach seinem Austritte die Riponfälle, erweitert sich dann zu einem seichten See (Ibrahim Pascha-See) und nimmt nach Überwindung der Schnellen von Karuma den Abfluß des Mwutan auf, der in nyassaähnlich dem Nordrande des Hochlandes eingesenkter Bucht in etwa 800 m Höhe sich 30 Meilen südwärts bis 0,35° nördlicher Breite zieht. Mit diesem aber betreten wir bereits das Gebiet des „weißen Fleckes", des unbekannten Innern, über dessen Grenzen hinaus einen vermutenden Blick auf das Rätsel Innerafrikas zu werfen hier, wo es sich um die Entrollung eines Naturbildes handelt, nicht unsre Sache sein kann.

Der durchaus tropische Klimacharakter des ostafrikanischen Hoch- und Stufenlandes erfährt vor allem durch die scharfen Gegensätze der Bodengestalt Abwandlungen, welche gerade dieses Gebiet zu dem in klimatischer Beziehung vielleicht mannigfaltigsten des Erdteiles machen. Der häufige und unregelmäßige Wechsel der zwei trocknen und zwei feuchten Jahreszeiten im Küstengebiete, wo man sogar von acht Jahreszeiten spricht, zieht sich jenseit der Küstengebirge in eine ebenso große Einfachheit zusammen, mit welcher in Unjamwesi, Usinsa, Karagwe, Uganda und am Tanganika eine durchschnittlich sechs Monate lange Regenzeit mit einer ebenso langen Trockenzeit wechselt. Die Regenzeit (Masika) beginnt am Tanganika im September, in Unjamwesi im November und dauert bis zum Mai. Der Feuchtigkeitsbringer ist überall in diesen Teilen von Afrika der Südostmonsun, welcher lokal in einen periodischen Südwest abgelenkt wird und mit der Sonne süd- und nordwärts wandert. Er eröffnet und schließt diese Regenzeit mit Gewittern, deren Gewalt eine so große ist, daß ihre Blitze stundenlang die Nacht dauernd erhellen. Hagel ist dabei nicht selten. Andauernde Regen (Landregen), wie man sie weiter südlich oder in Indien kennt, sind hier selten. Trotz der „krankhaft" heißen Sonnenstrahlen, die in den hellen Momenten das Land dunsten und rauchen machen, ist die Temperatur in dieser Zeit erheblich niedriger als in der trocknen. Auch ist, wiewohl die erschlaffende Wirkung des Übermaßes von Feuchtigkeit sich sehr stark äußert, nicht die Regenzeit, sondern der darauf folgende Beginn der Trockenzeit am ungesundesten. Dann setzen die westlichen Winde der Regenzeit in nordöstliche um, die, kühlend und unzählige Erkältungen, besonders Rheumatismen, erzeugend, über das Land hinwehen und durch die starke Verdunstung, die sie hervorrufen, noch immer mehr abkühlen. Und endlich folgt die ganz trockne Zeit, die den Rest des Jahres von Juni bis September oder November einnimmt, die für den Körper wohlthuendste Zeit, in welcher der Himmel selten ganz dunst- oder wolkenlos, die Regenlosigkeit aber absolut ist. In diesen Hochebenenlandschaften sind zu dieser Zeit die Nächte immer kühl, und die größte Mittagswärme geht im Schatten nicht über 45° C. Starker Tau fällt nur an der Küste und in den Küstengebirgen und dann wieder in nächster Nähe der Seen. Am Ende dieser Zeit bewirkt die mit der Entfernung der Sonne nach Süden zunehmende Kühle einen frühlingsartigen Übergang zur Regenzeit: die Pflanzen grünen und knospen, die Vögel bauen Nester, die Menschen setzen ihre Felder in stand und überziehen die Dächer ihrer Hütten mit einer neuen Lehmschicht, um den zu erwartenden Regengüssen ruhiger entgegensehen zu können. Die Bedeutung der Regenzeit für das Leben dieser Völker mag auch aus der Thatsache sich ergeben, daß sie nach „Masikas", nach Regenzeiten, statt nach Jahren rechnen. Oder spricht sich vielleicht in dieser Rechnungsweise nur die Betonung des Angenehmen aus, wie man es, in poetischer Neigung, bei uns durch die

„Sommer“ und „Lenze“ thut, welche das prosaische Jahr ersetzen sollen? Wie dem auch sei, die Regenzeit ist die Zeit des Lebens, der Regung, der Arbeit für den Ostafrikaner!

Indem wir für die Schätzung des allgemeinen Vegetationscharakters auf das Bild verweisen, das wir von der Flora Afrikas entworfen haben (s. S. 10 ff.), möchten wir hier nur auf die nützlichen Pflanzen hinweisen, für deren Schätzung uns Grant in dem Verzeichnisse ost- und innerafrikanischer Pflanzen, welches Spekes „Journal of the discovery of the sources of the Nile“ (1863) angehängt ist, einen guten Schlüssel gegeben. Er führt dort nicht weniger als 196 Arten von Nutzpflanzen auf, von welchen 26 angebaut und 170 wild sind; unter letztern dienen 40 der Ernährung, 14 der Ernährung und zugleich andern Zwecken, 42 sind Arzneipflanzen, 29 bieten Holz zur Anfertigung der Hütten, Kähne, Gefäße und dergleichen, 21 liefern Fasern oder Bast zu Gespinsten, Rindenzeug und Schnüren, 5 sind Farbepflanzen, aus der Asche von 6 wird Salz gewonnen, 4 liefern Harz und 9 Schmuckgegenstände (als Perlen verwendbare Früchte und dergleichen). Dabei bleibt noch eine große Anzahl von Gewächsen, die hier heimisch sind, gänzlich unbenutzt, wie z. B. keine von den neun Indigoferen als Farbepflanze Verwendung findet, oder wie die Eingebornen höchlich erstaunt waren, Speke und Grant den Liebesapfel verzehren zu sehen, den diese unter 7 und 4° südlicher Breite wild fanden. Man sieht aus dieser Aufzählung, wieviel Schätze dieses reiche Gebiet hegt, die mindestens zum Teile Nutzung gefunden haben; wieviel mögen aber noch verborgen liegen? Nachdem wir die Armut Südafrikas an nutzbaren Pflanzen (s. S. 40) besprochen haben, ist es von Interesse, darauf hinzuweisen, daß wenigstens hier im Osten die afrikanische Pflanzenwelt nicht arm an Gewächsen ist, aus welchen Nutzen gezogen wurde oder zu ziehen wäre. Und daß die Fruchtbarkeit dabei oft großartig ist, beweist unter anderm die Schilderung Eltons und Cotterills, welche vom Nyassa nordwärts eine deutsche Meile durch Bananendickicht zogen.

Die äthiopische Fauna ist in diesen Hochlandsgegenden in ihrem ganzen Reichtume vertreten. Die großen Raubtiere und Dickhäuter sowie eine Anzahl von Antilopen, welche allerdings an Zahl, Mannigfaltigkeit und Größe die südafrikanischen nicht von fern erreichen, die Paviane, welche ebensosehr wie die Raubtiere und vor allem von den Weibern gefürchtet werden, gehören auch hier zu den Charaktertieren. Raubtiere sind stellenweise so häufig, daß Dörfer um ihretwillen verlassen oder daß die Wohnstätten auf Pfähle gestellt werden. Von Vögeln ist ein großer Reichtum an Wat- und Schwimmvögeln in der Regenzeit vorhanden, der Strauß fehlt nicht, zahlreiche kleine Vögel kommen als Wanderer, so die auch hier heilig gehaltene Bachstelze (s. S. 304), welche geradezu zum Haustiere wird, und eine Schwalbe, welche zwar nicht unter Dächern, aber in ähnlicher Weise unter Erdüberhängen baut. Mehrere von diesen Kleinen machen sich durch die Vertilgung der zeitweilig in großen Schwärmen erscheinenden Heuschrecken nützlich. Giftschlangen sind nicht häufig. Die Frösche führen besonders in den feuchten Umgebungen der großen Seen Konzerte auf, die durch hellern Klang der Stimmen mehr an die der Neuen Welt als an die Europas erinnern. Von charakteristischen kleinern Tieren seien noch die bis 15 cm langen Tausendfüße, die Landblutegel, die Termiten und die (nach Livingstone) selbst noch am Tanganika zu findende Tsetsefliege genannt. Von den Türmen der Termiten zu schweigen, erschweren selbst Erdkrabben durch das Auswerfen ihrer handhohen, rasch erhärtenden Erdhaufen den Wanderern in Innerafrika das Gehen, so daß diese für ihre Wege die schattigen Wälder vorziehen, wo solche Unebenheiten nicht vorkommen.

17. Die Nyassastämme.

„Ein halb zersplitterter Völkeramboß."

Inhalt: Die Manganja (Nganja), das Ackerbauvolk der Nyassaregion. Körperliches. Wohngebiet. Tracht. Waffen. Ackerbau. Viehzucht. Fischerei. Nahrung. Wohnplätze. Gewerbe. Handelsgeist. Weibliche Händler. Politische Zersplitterung. — Die Banyai (Nyai). Eigentümliche Erbfolgeordnung. Gold. — Die Makua und ihr Verhältnis zu den Yao. — Kleinere Nyassastämme: Kondi, Nyika, Inyamwanga, Mambwe. — Die Babisa (Bisa) der Bangweoloregion. Ackerbau. Viehzucht. Unvollkommene Kahnschiffahrt. Unterdrückung durch die Yao. Ursprungssagen.

Die Manganja oder Wanyassa (Maravi, Matumboka, Matschewa und andre sind Namen von einzelnen Stammesteilen, die ebenfalls oft auf den ganzen Stamm angewandt werden) bilden eine Anzahl von Stämmen, welche am Schirwasee und um den Süd- und Westrand des Nyassa wohnen. Ihrer politischen Macht und wirtschaftlichen Blüte sind sie größtenteils durch die Eroberungszüge der Wasitu verlustig gegangen. Ehedem, so berichtete man Livingstone, waren alle Manganja unter der Regierung ihres großen Häuptlinges Undi vereinigt, dessen Reich sich vom Schirwasee bis zum Loangwaflusse über fünf Längengrade erstreckte. Einer Überlieferung zufolge sind sie von Westen oder Nordwesten gekommen, worauf auch ihr Name „Maravi", der in ihrer Sprache Nordwesten bedeutet, hinzuweisen scheint.

Sie sind ein dunkelfarbiges Volk, angeblich im Tieflande der Nyassa-Ufer dunkler als auf den umgebenden Hochländern, dessen edlere, das heißt minder negerhafte, Gesichtsbildung von Livingstone mehrmals stark betont wird. Er weist einigen geradezu griechische Profile zu und sagt im allgemeinen: „Sie haben wenig vom Prognathismus in ihren Gesichtern". Auch findet er ihren Körper und ihre Gliedmaßen gut gebaut, ihre Hände und Füße klein und die „Spornferse" nicht häufiger als bei Europäern. Vom Charakter dieses Volkes ist bei der unterdrückten und gedrückten Lage, in der es sich fast überall befindet, eine unparteiische Vorstellung nur schwer zu gewinnen. Doch läßt sich wohl sagen, daß es, wie alle so entschieden ackerbauenden Völker Afrikas, wenig kriegerisch, fleißig (mit Ausnahme mancher Tieflandstämme am Nyassa), geschickt in Ackerbau und Gewerben, zeremoniell höflich ist. Diese Tugenden hindern nicht, daß die Manganja von Masitu und Arabern gleicherweise sehr gering geschätzt werden. Außer dem Mute und Selbständigkeitsgefühle haben sie aber an manchen Stellen unter dem Drucke der Invasionen auch an wirtschaftlicher Tugend verloren, vorwiegend im Norden, wo die Babisa sich eingeschoben haben (s. S. 407).

Die Wohngebiete der Manganja ziehen heute auf dem linken Ufer des Zambesi von der Schiremündung nach Norden bis etwa zum 12.° nördlicher Breite. Im Thale des Schire und seiner Zuflüsse, um den Schirwasee und dann am Westufer des Nyassa bis zu dem hohen Tafellande der Zulu oder Masitu sitzen sie als die zuerst eingewanderten der gegenwärtigen Bewohner. Im Westen begrenzen sie die Babisa und Basungu, im Norden außer den Masitu auch die Babisa. Größere Stammesabteilungen sind die eigentlichen Manganja im Süden, die Maravi im Südwesten jenseit des Kirkgebirges, die Marimba und Matumboka am Westufer des Nyassa und die Matscheva westlich von den letztern. Von außen her waren in diese Wohnsitze von Osten und Südosten her Wayao, von Süden Banyai und von Norden Babisa eingedrungen und hatten sich unter den verschiedenen Stämmen der Manganja teils ansässig gemacht, wie die beiden letztern, teils als Nomaden einen Teil ihres Landes in Beschlag genommen, wie die Mehrzahl der erstern. Als Livingstone zum

erstenmal in diese Gegend kam, wohnten die Manganja ziemlich ungemischt nur noch auf dem Hochlande von Deza, ungefähr zwischen dem 14. und 15.° südlicher Breite.

Die Manganja kleiden sich in Felle, meist Ziegenfelle, die um die Hüften geschlungen werden, ihre Weiber in selbstgefertigtes Baumwoll- oder Buazezeug, das die Gestalt von der Brust abwärts bedeckt, und seit dem Aufkommen des Sklavenhandels in Baumwollzeug



Haartrachten der Maschukulumbe (nach Holub). Vgl. Text, S. 388.

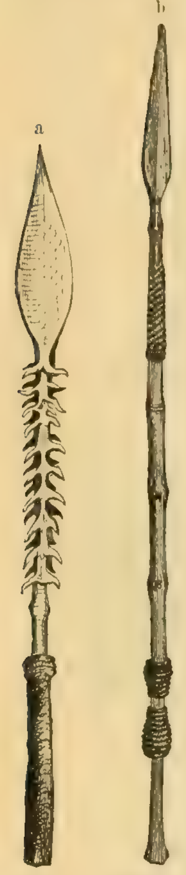
europäischer Erzeugung. Die Manganja schmücken sich in übertriebener Weise, und namentlich suchen die Männer einen großen Stolz in der Frisur ihres Haares, deren Mannigfaltigkeit erstaunlich ist. Beliebte Motive sind Büffelhörner zu beiden Seiten des Kopfes, Strahlen, die, durch lange, biegsame Rindenstreifen verstärkt, nach allen Seiten hinausstehen, lange Wickel, die auf den Rücken herabhängen, rc. Einige verlängern das Haar durch Hineinflechten von Rinde oder Bast, andre rasieren es glatt ab, und bei einigen verwandten Stämmen oberhalb Tete findet man sogar schwarze Perücken aus Ife (Sanseviera). Nicht minder übertrieben ist ihr übriger Körperschmuck. Von Süden kommend, ist es hier zum erstenmal, daß man dem Pelele oder Lippenringe begegnet. Um ihn anzubringen, wird

die Oberlippe der Mädchen in der Mitte dicht an der Scheidewand der Nase durchstochen und ein kleiner Pflock hineingesteckt, um das Zusammenheilen zu verhindern. Indem in die so einmal erweiterte Öffnung immer dickere Pflöcke gesteckt werden, ist es schließlich möglich, mit Leichtigkeit einen 6 cm im Durchmesser haltenden Ring einzulegen. Auch setzt man wohl ein schüsselartiges Scheibchen aus Zinn ein. Eine Frau erscheint öffentlich niemals ohne das Pelele, außer in Zeiten der Trauer um Verstorbene. Am Rovuma findet man diesen seltsamen Zierat auch bei Männern, und nur ausnahmsweise ergänzt den obern Lippenring ein in die Unterlippe zunächst dem Zahnfleische eingesteckter Pflock. Eine alte, wegen ihres Verstandes geachtete Manganjafrau am südlichen Nyassa war die einzige Person, welche nach Livingstones Erfahrung sich des Pelele schämte, es beim Sprechen herausnahm und das Loch mit der Hand zuhielt. In einigen Gegenden hatte übrigens schon vor Jahren das Beispiel der Wayao den Lippenpflock verschwinden lassen. Außerdem tragen die Manganja die üblichen eisernen oder kupfernen Ringe um Finger, Hals, Arme und Beine; ein Stamm am Luia trägt einen einzigen messingenen Ohrring von 6 bis 10 cm Durchmesser nach Art der Ägypter. Längliche Tättowierungsnarben sind häufig, und zwar lehrt ihre regelmäßige Stellung, daß es keine Heilnarben, sondern zu Schönheitszwecken erzeugte sind. Man findet bei Männern und Weibern kurze Striche dieser Art quer über die Nase und auf der Stirn, auf den Wangen, im Kreise um Brüste oder Nabel; aber einzelne Stämme gehen viel weiter und tättowieren sich in spitzwinkeligen Figuren, die von Stamm zu Stamm verschieden sind, von Kopf bis zu Fuß. Die Methode der Tättowierung besteht darin, daß man die Oberhaut einschneidet und die Hautränder zurückzieht, bis die Unterhaut narbenartig hervortritt. Andre desselben Stammes bedecken sich das ganze Gesicht und besonders die Nase (vgl. die Abbildung, S. 224) mit warzenartigen Narben, welche an den Nasenschmuck arabischer Mädchen erinnern. Nicht minder verschiedenartig äußert sich die Sitte des Feilens oder Auskerbens der Zähne. Einige feilen sich die obern und Vorderzähne so zu, daß ihr Gebiß krokodilzahnähnlich wird, andre kerben vermittelst Kieselsteine die obern Vorderzähne so aus, daß deren Kanten halbmondförmig werden, wieder andre schlagen eine dreieckige Kerbe ein. Es gehört die kräftige Bezahnung dieser Neger dazu, um bei solcher Mißhandlung die Zähne doch so gesund zu erhalten, daß sie sich oft im Alter langsam bis zur Wurzel abnutzen und das auf Greise angewandte Sprichwort rechtfertigen: „Er hat so lange gelebt, daß Zahnfleisch und Zähne gegeneinander ganz glatt sind“.



Ein Manganjamädchen vom Schire mit Pelele und Tättowierung (nach Livingstone).

Da die Manganja in jenem öfters erwähnten Völkerdualismus, der gerade in ihren Wohnplätzen so scharf hervortritt, das seßhafte, ackerbauende, friedliche Element sind, spielen die Waffen praktisch keine große Rolle unter ihnen; anderseits sind sie aber sehr tüchtige Schmiede und darum doch nicht minder gut, ja in den eigentlichen Eisenregionen wohl vielfach erheblich besser damit ausgestattet als ihre nomadischen Nachbarn. Speere, Bogen und Pfeil sind auch dieser Völker Hauptwaffen. Ihre Speere sind gleich denen der Zambesivölker durch Schwere ausgezeichnet, da sowohl die Spitzen mit großen, kantigen Klingen besetzt, als auch die Schäfte mit eisernen Ringen umfaßt sind. Einige Stämme sind wegen ihrer vergifteten und mit Widerhaken versehenen Pfeile, wie z. B. die Anwohner des Schire in der Nähe von Momba, gefürchtet (s. nebenstehende Abbildung). Von einer besondern Art am Nyassa gebrauchter Giftpfeile spricht Livingstone, die mit hölzernen Pfeilspitzen besetzt seien, mit einem eignen, nur den Menschen tödlichen Gifte bestrichen und sorgfältig mit Maisblatt umwunden getragen würden. Von andern Waffen hören wir gelegentlich ein langes eisernes Messer von oft kunstreicher Arbeit erwähnen. Aber die ständige Begleitung der Manganja bilden nur Bogen und Pfeile, und der erstere ist selbst als Schauwaffe imposant genug, denn er erreicht 2 m Höhe.



Waffen der Manganja. a Speer — b Pfeil (nach Livingstone).

Im Ackerbau sind die Manganja eins der fortgeschrittensten Völker Innerafrikas. Sie kleben in hohem Grade an der Scholle; daher auch ihre unglaublich geringe Wegkenntnis, welche die Reisenden so oft beklagen. Schon der Umstand zeichnet sie aus, daß nicht bloß Weiber bei ihnen im Felde arbeiten. Alle Bewohner eines Dorfes ziehen aus, um auf den Feldern zu arbeiten, und es ist nichts Ungewöhnliches, Männer, Frauen und Kinder in starker Thätigkeit zu sehen, während der Säugling dicht dabei unter einem schattigen Busche liegt; oft arbeiten Trupps von Dorfgenossen auf dem Felde eines Wohlhabenden um eine Spende Bier. Die Häuptlinge werden nicht selten bei der Ankunft von Fremden von der Feldarbeit nach Hause geholt. Die Arbeitszeit dauert, wie bei andern fleißigen Tropenvölkern, vom frühsten Morgen bis 11 Uhr und von 3 Uhr bis Sonnenuntergang. Sie begnügen sich nicht damit, offene Stellen zu bepflanzen, sondern lichten fleißig, indem sie mit ihren kleinen Äxten aus weichem Eisen Bäume fällen und zwischen die Stümpfe, die sie allmählich verfaulen lassen, ihr Getreide säen. So fand Livingstone am Westufer des Nyassa im Urwalde Lichtungen, deren jede 1 engl. Quadratmeile oder mehr umfaßte; die Bäume waren niedergehauen und nur Stümpfe von $^2/_3$ bis 1 m Höhe gelassen worden. Das gefällte Holz wurde auf große Haufen zusammengeworfen und verbrannt, worauf mit der Asche diese urbar gemachten Stellen gedüngt und auf denselben eine Hirsenart (Eleusine?) angesäet wurde, welcher Livingstone die Eigenschaft zusprach, „unverdaulich wie grober Sand" zu sein. Der von Süden Kommende findet hier zum erstenmal den Anbau der Baumwolle, und zwar werden zwei fremde und eine einheimische Spielart gebaut, von welchen die letztere, einjährige, so kurzfaserig ist, daß sie sich wie Wolle anfühlt. Der Anbau der Baumwolle ist sehr verbreitet, Livingstone sah Baumwollfelder von 1 Acker und schreibt, jede Familie von einiger Bedeutung besitze ein Stück Baumwollland. Ebenso allgemein ist ihre Verarbeitung. Im Schiregebiete betritt man in friedlichen Zeiten kaum ein Dorf, wo man nicht einige Leute Baumwolle reinigen, spinnen und weben sieht. „Sie wird zuerst mit den Fingern oder mit einer eisernen Walze auf einem kleinen Holzblocke sorgfältig

vom Samen gesondert und in lange, weiche Bänder ausgezogen. Dann bekommt sie ihre erste Drehung auf der Spindel und wird etwa so dick wie ein Lichtdocht. Nachdem sie abgenommen und auf einen großen Knäuel gewickelt ist, erhält sie die letzte, starke Drehung und wird auf der Spindel zu einem festen Garne gesponnen." Seit dem Aufblühen des Sklavenhandels im Nyassa- und Rovumagebiete ist aber längs der Handelsstraßen der Baumwollbau zurückgegangen, da die Araber das Land mit billigen Baumwollzeugen überschwemmten. Einen Beweis von selbständigem, erfinderischem Vorgehen auf diesem Gebiete geben auch jene Bewohner sumpfiger Strecken des Schirethales, welche im tiefen Schlamme Mais bauen, indem sie in jedes Loch erst Sand füllen, dann die Körner einlegen und diese mit Sand wieder bedecken. In der trocknen Zeit sieht man die Weiber ihre Pflanzungen aus Kürbisflaschen begießen, während an andern Stellen die Männer beschäftigt sind, schattenreiche Bäume, die in den Feldern stehen, so weit auszuästen, daß sie den unter ihnen stehenden Gewächsen nicht zuviel Licht wegnehmen. Bei solchem Betriebe des Ackerbaues war Bischof Mackenzie im Rechte, wenn er beim ersten Anblicke der Felder am Schire sagte: „In England gab ich an, daß ich unter anderm diesen Leuten die Landwirtschaft zu lehren gedächte; aber jetzt sehe ich, daß sie weit mehr davon verstehen als ich". Mit der Geschicklichkeit verbinden sie eine große Gewissenhaftigkeit in ihrem Feldbaue, so daß es z. B. unmöglich ist, Träger oder Führer aus diesem Volke nach dem Fallen der ersten Regentropfen zu erhalten, welche den Beginn der Regenzeit (Ende Oktober) anzeigen, da sie dann ihre Pflanzungen anlegen müssen. Außer ihren eignen Feldern wissen sie übrigens auch die umgebende Natur auszunutzen. Einige durchziehen das Land weit und breit, um wilden Honig zu suchen, wobei sie oft dem Honigvogel als Führer folgen. Andre sammeln im Walde die langen, zähen Schosse eines Strauches, Securidaca longipedunculata, aus welchen eine Faser, Buaze, gewonnen wird, durch deren Verspinnen sie ein hauptsächlich von den Frauen zu ihrer Bekleidung verwendetes grobes Zeug bereiten. Aus der Rinde des wilden Feigenbaumes verfertigen sie Rindenzeug, aus seinem Safte Kautschuk; die feinen Luftwurzeln desselben werden medizinisch gebraucht.

Die Viehzucht der Manganja soll früher bedeutender gewesen sein als jetzt, wo ihre Unterwerfung unter die Mafitu sie den größten Teil ihrer Herden gekostet hat. Ihr Rind, das Livingstone einmal mit gemästeten Madagaskarrindern vergleicht, hat einen stark entwickelten Fettbuckel. Die Kühe werden nie gemolken, da Milchgenuß den Manganja fremd ist. Da sie ebensowenig Eier essen, halten sie auch nicht viel Geflügel. Aber bei dem in manchen Beziehungen abweichenden Stamme der Matumboka sind Hühner und Tauben in Schlägen, die den ägyptischen ähnlich sind, häufig. Neben ihren schwarzhaarigen Fettschwanzschafen halten sich die Manganja Ziegen, welche als eine Rasse von schönem, breitem Körper und kurzen Beinen geschildert werden. Aber die eigentlichen Viehzüchter ihres Landes sind nicht sie, die zu sehr dem Ackerbaue ergeben und auch zu seßhaft für jenes Geschäft sind, sondern ihre Unterdrücker, die Wayao und Mafitu.

Die Jagd liefert ihnen in ihren meist dicht bevölkerten und darum wildarmen Gegenden nicht viel, aber sie sind nicht sehr wählerisch und essen in Hungerjahren selbst Mäuse in Menge. Einen besonders wichtigen Teil ihrer Nahrung bildet jedoch das Bier, dessen Bereitung gleich der der Speisen den Frauen obliegt. Da sie kein Mittel haben, um die Gärung aufzuhalten, sind sie genötigt, es rasch wegzutrinken, was häufig wiederkehrende Trinkgelage bedingt. Noch höher steigert sich die Fröhlichkeit in der Palmweinsaison, wo ganze Familien in den Wald ziehen und den „Herbst" unter ihren Palmen verbringen. Der Genuß des Salzes zur Würze der Nahrung scheint ganz allgemein, aber die Manganja erzeugen weit über ihren Bedarf in den salzhaltigen Schiresümpfen, wo ganze Stämme sich zeitweilig niederlassen, um den Schlamm auszulaugen. Dabei ist es auffallend, daß sie

diesen Salzüberfluß nicht zum Einsalzen der Fische benutzen, welche sie im Nyassa selbst und seinen kleinen Randseeen in großer Menge fangen. Ganze Flotten von Baumkähnen sind in der Fischerei beschäftigt, und besonders die Nyassa-Manganja sind vortreffliche Schiffer. Viele Fische werden im getrockneten Zustande als Handelsartikel weithin vertrieben. Als Beitrag zur Frage vom Eigentumsbegriffe der Naturvölker mag erwähnt werden, daß Livingstone in einer Bucht des Nyassa Fische von mehreren Männern kaufen wollte, die dort fischten, daß diese ihn aber an ihren Herrn verwiesen, dem diese Fische angehörten, und der sie denn auch bereitwillig verkaufte.

Die Dörfer der Manganja pflegen mit hohen Zäunen aus säulenartigen Euphorbien (Euphorbien lassen kein Gras unter sich wachsen und sind selber feuerfest, so daß sie auch Schutz gegen das Inbrandstecken der Dörfer bieten), an einigen Stellen auch mit Bambus oder wilden Feigen umrahmt zu sein; sie sind gewöhnlich nicht groß, aber zahlreich: in manchen Gegenden, wo der Krieg die Bevölkerung noch nicht dezimiert hat, liegen sie etwa ein Kilometer weit auseinander. Die Hütten sind kreisrund. In der Nähe des Zambesi trifft man schwache Versuche, viereckige Hütten mit Lehm- (Adobe-) Wänden nach portugiesischem Muster zu errichten. Ein schattiger Platz an einem Ende des Dorfes (Baolo) dient als Beratungsplatz für die Dorfbewohner. In der Nähe des Dorfes pflegt an schwer zugänglicher oder mit Palissaden umschlossener Stelle eine Zufluchtsstelle abgegrenzt zu sein, wo auch Räume für die Vorräte sich befinden. Nicht selten wechseln die Dörfer bei Heimsuchungen durch Krankheit oder Tod ihren Standort, aber häufiger noch sind sie während der letzten Jahrzehnte wegen Zerstörung durch Kriegsereignisse verlegt worden und zwar oft nach den unzugänglichsten Stellen. Young sah am Nyassa Pfahldörfer mit hundert Hütten auf einer einzigen Plattform, und Livingstone erzählt: „Als wir auf dem Schire hinabfuhren, fanden wir in dem breiten Papyrusgürtel um den See Pamalombe herum, zu welchem sich der Fluß erweitert, eine Anzahl Manganjafamilien versteckt, welche durch die Ajawa-Einfälle aus ihren Wohnsitzen vertrieben worden waren. Der Papyrus wuchs so dicht, daß er, wenn er niedergedrückt wurde, ihre kleinen einstweiligen Hütten trug, obwohl er, wenn sie von einer Hütte zur andern gingen, unter ihren Füßen wie dünnes Eis sich hob und senkte. Zwischen sich und dem Lande ließen sie einen dichten und undurchdringlichen Wald von Papyrus stehen, und es würde nie jemand vermutet haben, der vorbeikam, daß hier menschliche Wesen lebten." In Bezug auf Reinlichkeit sind die Manganjadörfer sehr verschieden. Livingstone bemerkte einen starken Abstand in der Reinlichkeit der Hoch- und Tieflandbewohner am Nyassasee. Auf dem Hochlande bekam man „den Eindruck von übertriebenem Schmutze, während man im Tieflande Haufen von Männern und Frauen sich täglich im fließenden Wasser waschen sah".

Wie im Ackerbaue, sind die Manganja auch im Gewerbe geschickt. Hauen, Messer, Ringe, Speer- und Pfeilspitzen stellen sie in Menge her, und diese Gegenstände, vor allen die Hauen, gehören zu den gangbarsten Handelsartikeln. Während sie ihre Schmelzöfen mit Vorliebe in den Ameisenbauten anlegen und verlassene Schmelzöfen sowie Schlackenhaufen zu den gewöhnlichen Erscheinungen in der Landschaft westlich vom Nyassa gehören, findet man bei den Matumboka am Westufer des Nyassa in jedem dritten oder vierten Dorfe einen thönernen, flaschenförmigen Ofen, gegen 2 m hoch und 1 m breit, der zum Eisenschmelzen dient. Am geschicktesten sollen die Maschewa in Eisenarbeiten sein. „Hier ist man sicherlich im eisernen Zeitalter", fügt Livingstone seiner Schilderung hinzu. Kupfer halten die Manganja für schwerer verschmelzbar, vermutlich, weil sie meistens Malachit dazu verwenden. Nach der Thatsache zu schließen, daß öfters die Schmiede Dorfhäupter sind, darf man annehmen, ihr Handwerk sei hier ein geachtetes. Nächst diesem Gewerbe ist das des Spinnens und Webens der Baumwolle, die anscheinend auf einem Webstuhle derselben

Konstruktion wie die in Westafrika gebräuchliche verarbeitet wird, sowohl am Schire als am Nyassa sehr verbreitet. Am Schirwasee wird die Töpferei in größerm Maßstabe betrieben, die Gefäße werden aus freier Hand verfertigt und mit Wasserblei, welches in den nahen Hügeln gefunden wird, verziert. Auch im Flechten von wasserdichten Körben, von Matten, deren jede Hütte einige zu enthalten pflegt, oder von Netzen, zu denen meist die Buazefaser (s. S. 401) benutzt wird, ist die Bevölkerung geschickt und eifrig, und nicht minder lebhaft wird am westlichen Nyassa-Ufer bereits die Anfertigung von Rindenzeug aus der Rinde des Gummibaumes betrieben.

Alle diese Erzeugnisse heimischer Industrie: Eisenwaren, Salz, Fische, Netze, Töpfe, bildeten ehedem die Gegenstände des Handelsverkehres; aber dieser Handel wurde sehr bald in den Hintergrund gedrängt durch den Sklavenhandel, der von den Portugiesen auf dem Schire und Zambesi und von den Arabern noch energischer vom Rovuma her mit den öfters erwähnten Mitteln und Folgen betrieben wurde. Indem die Kriege zwischen den Manganja und Wayao zuletzt in Sklavenjagden ausarteten, in denen erstere den leidenden Teil bildeten, wurde der einheimische Handel lahmgelegt, während das Land mit Waren europäischer Erzeugung überschwemmt ward. Eine rege, selbständige Handelsthätigkeit besteht nach Livingstones Schilderung noch unter den Frauen der westlichen Manganja oder Basenga.


Eine Zieraxt aus dem Manganjagebiete, angeblich von Wayao stammend (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/6 wirkl. Größe.

Die politischen Verhältnisse der Manganja sind heute charakterisiert durch die Zersplitterung. Es gibt kein Stammeshaupt, weder für das Ganze noch für die Zweige; die Dorfhäuptlinge sind die einzigen Repräsentanten der politischen Organisation, die einzigen Machtinhaber. Am Rivi-Rivi, der sich in den Schire ergießt, fand Livingstone eine nach der Güte des Bodens durchgeführte Einteilung alles Landes in Bezirke an beiden Ufern, von der Quelle bis zur Mündung. In der Regel gilt nur das bebaute Land als eigen, das unbebaute als herrenlos; doch erkannten die Maravi bei Tete bereitwillig das vor langer Zeit erworbene, aber nicht benutzte Recht der Portugiesen auf gewisse Striche ihres Gebietes an. Abgesehen von den Raubzügen der Yao, hat die neuere Geschichte der Manganja in gelegentlichen Streitigkeiten und Intrigen der Kleinhäupter bestanden, in die sich wohl auch arabische oder portugiesische Sklavenhändler mischten. Wenn diese Häuptlinge die Fremden mit Erpressungen verschonten, wie sie z. B. schon bei ihren Nachbarn und Stammverwandten, den Banyai, üblich sind, so machten sie aus der Not eine Tugend. Es entspricht der minder mächtigen Stellung dieser Kleinhäupter, daß sie sich vor den Fremden verleugnen lassen, um etwanigen Forderungen derselben zu entgehen, und sich nicht eher zu erkennen geben, als bis jeglicher Argwohn beseitigt ist. Manche lassen gar keinen Fremden in ihr Dorf. Vielleicht würden sie von ihren eignen Volksgenossen längst gering geachtet sein, wenn nicht die Manganja ein ebenso loyales wie höfliches Volk wären. Kein Häuptling, noch so ohnmächtig, betritt den

Paolo ohne eine Salve von Händeklatschen seitens seiner „Unterthanen". Und dabei verkauften diese Herren eine Menge dieser Getreuen an die Wayao zu dem Preise von 2 bis 4 Ellen Zeug pro Kopf! Die Würde des Häuptlinges ist direkt erblich, nur in Zweifelsfällen wird der Nachkomme der Häuptlingsschwester vorgezogen.

Übrigens ist es am wenigsten zu verwundern, wenn dieses Volk argwöhnisch ist. Was Livingstone von den Manganja am Westufer des Nyassa sagt, daß sie im allgemeinen die Flüsse und Nebenflüsse gut, die Anwohner derselben aber schlecht kennen, gilt zwar von vielen Naturvölkern: die Natur ist neutral, während die Menschen einander fast immer nur feindlich gesinnt sind; aber wenige dürften sich beständiger von Feindseligkeiten bedroht, schutzloser, weniger in ruhigem Gleichgewichte fühlen als diese ohnmächtigen, zwischen die in ihre Mitte eingedrungenen Räuber (im Lande der Wabena, nördlich vom Nyassa, waren zu Cotterills Zeit alle Höhen von den räuberischen Makanka besetzt, die jene Thalbewohner beständig bedrohten) und die Sklavenhändler wie zwischen Hammer und Amboß geworfenen Splitter des Manganjavolkes. Seltsamerweise gehörte zu den minder belästigten Stämmen auch ein zu Livingstones Zeit von einem Weibe, Nyango, regierter Stamm im obern Schirethale, wo, wie man sagte, die Frauen im allgemeinen eine höhere Stellung einnahmen als bei den von Männern beherrschten Stämmen. Übrigens ist im allgemeinen die Stellung des Weibes bei den Manganja keineswegs eine einflußlose, was vielleicht mit der verhältnismäßig geringen Zahl der Frauen bei diesem Volke zusammenhängt, dem die Raubzüge seiner Feinde und die Sklavenjagden immer am meisten von der weiblichen Jugend aus dem Lande entführten. Die Mehrzahl der 20,000 Einwohner, die noch nach Youngs Berechnung (1875) alljährlich aus dem Lande um den Nyassa weggeführt wurden, sind immer Weiber und Kinder.

Sowohl inner- als außerhalb der Familie ist der Verkehr der Manganja unter sich auffallend höflich; sie teilen mit andern Zambesistämmen die seltsame Sitte, nicht ohne Händeklatschen sich zu begegnen, zu begrüßen, niederzusitzen und miteinander zu sprechen. Ihre Bejahung besteht im Erheben des Kopfes. Der Häuptling ist der Rechtsprecher; er nimmt sich die Befugnis, angebliche Verbrecher zur Strafe in die Sklaverei zu verkaufen. Zur Entscheidung zweifelhafter Fälle wird auch hier in weiter Ausdehnung von dem Gottesurteile durch einen Gifttrank (Muave) Gebrauch gemacht.

Als unter den südlichen Manganja in der Nähe der Kebrabasa zerstreut lebend nennt Livingstone ein Volk Badema, offenbar versprengte Manganja irgend eines Stammes. Sie bebauen nicht nur das Feld, sondern fischen auch mit Wurfnetzen und jagen das Wild in den mit großen Baobabnetzen umgebenen Schluchten ihres Landes. Als hervorstechende Eigenschaft wird ihnen hochgradiger Argwohn gegen Fremde zugeschrieben. Sie scheinen von den Manganja in einer gewissen Unterthänigkeit gehalten, d. h. ziemlich regelmäßig ausgeraubt, zu werden. Nächstverwandt den Manganja sind dann die Banyai (von Chapman Banabia genannt) am Südufer des Zambesi, die ihrerseits wieder in kleinere Stämme mit besondern Namen zerfallen, zu welchen unter andern die öfters als eigner Stamm aufgeführten Bambiri gehören. Ihre Wohnsitze erstrecken sich von der Einmündung des Kafue bis gegen Tete, und da Livingstone noch bei Zumbo Leute mit Narbentättowierung auf Nase und Stirn und mit dem Pelele traf, welche er den Maravi zuweist, scheinen die Banyai wie ein südlicher und westlicher Ausläufer mit den Stammverwandten am Nyassa zusammenzuhängen. Auch die sogenannten Schidima bei Tete sind Banyai. Höchst wahrscheinlich gehören zu ihnen auch die Banajoa, welche Livingstone 1850 am untern Mababe traf und die er „einen weit nach Osten sich ausbreitenden Stamm" nennt. Sie lebten auf Pfahlhütten und waren Ackerbauer. Mit Sicherheit weist Chapman

diesem Stamme einige Dörfer in derselben Gegend zu, deren Banabia genannte Bewohner vom Südufer des Zambesi gekommen sind. Sie zahlen Tribut an die Bamangwato. Die Farbe der Banyai ist häufig ein helles Braun; sie sind darum sowie auch wegen ihres schönen, kräftigen Körperbaues bei den Portugiesen als eins der schönsten Völker Afrikas bekannt. Ihre Weiber tragen das Pelele, das indessen nur klein und aus Zinn gefertigt zu sein pflegt; auch feilen sie eine Lücke in die obern Vorderzähne. Sie sind tüchtige Ackerbauer, Eisenarbeiter und Goldgräber. Auch sind sie nicht unkriegerisch, und Flinten sind außer den großen Bogen, den Giftpfeilen und den schweren Speeren nicht selten unter ihnen. Ihre Hütten sind häufig Pfahlhütten. Der bemerkenswerteste Zug in ihrem Wesen ist jedoch ohne Zweifel ihre eigentümliche politische Verfassung, welche um so interessanter ist, als ihre nördlicher und östlicher wohnenden Stammesgenossen jede politische Eigenart und Selbständigkeit verloren haben. Es ist nämlich eine Art von republikanischem Feudalismus, unter dem sie leben. Der Häuptling wird aus der Familie seines Vorgängers gewählt, und zwar erhalten dabei die Nachkommen der Schwester des verstorbenen Häuptlinges den Vorzug vor seinen direkten Nachkommen. Die oft lange währende Zeit zwischen Tod und Neuwahl eines Häuptlinges ist eine Zeit der Gesetzlosigkeit, in der vor allem die fremden Händler für vogelfrei gelten. Der neue Häuptling erhält alles Eigentum des frühern, samt Weibern und Kindern. Kinder der Häuptlinge und deren Anverwandte können aber nicht in die Sklaverei verkauft werden. Es entspringen aus dieser ungeraden Erbfolgeordnung Streitigkeiten in Menge, und oft verlassen die Kinder des frühern Häuptlinges das Dorf, wo sie angestammt sind, um in einer neuen Heimat zu herrschen. Diese Kleinhäuptlinge, die höchstens über ein paar Dörfer herrschen, erkennen als Oberhaupt einen unter sich an, dem alle Grenzstreitigkeiten zur Entscheidung überwiesen werden. Ein solcher Oberhäuptling war der gold- und sagenberühmte „Kaiser von Monomotapa“, dessen Nachkommen heute die Kleinhäuptlinge von Katolosa (Stamm der Bambiri) sind. Deren Name Motape zusammen mit dem Worte Mono (Moene, Mana ꝛc.), d. h. Häuptling, erzeugte diesen unverdient so berühmt gewordenen Namen, mit dem auf Karten und in Büchern einst halb Innerafrika bedeckt war. Noch heute zahlen die Portugiesen dem Häuptlinge von Katolosa Tribut für den durch sein Gebiet gehenden Handel, ohne indessen darum den Kleinhäuptlingen minder zu Zoll verpflichtet zu sein. Der letztere wird selbst unmittelbar oberhalb Tete mit großer Unverschämtheit erhoben. Die höhere, oft zum Befehle über Mann, Kinder und gesamtes Hauswesen sich aufschwingende Stellung der Frau kehrt auch hier wieder.

Die Verbindung zwischen den am Nyassa wohnenden Stämmen und der bereits vielfach gemischten Küstenbevölkerung stellen einige Stämme im Hinterlande von Quelimane, Mosambik und Kilwa her, welche durch die Raubzüge der südlichen Kaffern dezimiert und auf weit kleineres Gebiet zusammengedrängt sind, als sie früher einnahmen. Soweit bei der offenbar starken Beeinflussung dieser Stämme durch Sklavenjagd und Handelsverkehr mit der Küste zu erkennen ist, schließen sie sich eng an die Nyassastämme an. Die Mwera scheinen vor 50 oder 60 Jahren sich viel weiter als heute südwärts, sogar bis über Masasi hinaus zum Rovuma, ausgedehnt zu haben. Die Eingebornen erzählen sich von einem großen Kriege, in welchem dieser Stamm geschlagen und zurückgetrieben wurde; wahrscheinlich waren es aber die oft wiederholten Einfälle der südlichen Nachbarn, welche diese Wirkung erzielten. So sind auch die viel weiter verbreiteten, südlich von den Mwera wohnenden Makua offenbar aus demselben Grunde zurückgegangen. Zwar sind sie viel zahlreicher als ihre nördlichen Nachbarn, aber ihre Stärke unter dem jetzigen Häuptlinge Abdalla Pesa (so nennt ihn ein Bericht des Missionars Maples in Masasi von 1879)

steht weit zurück hinter der, welcher sie sich vor einigen Jahrzehnten rühmen konnten. Indes herrschen sie noch immer auf einem Raume von fünf Breiten- und Längengraden an den Ufern des Rovuma. Es gibt wohl manche Unterabteilungen oder Zweige der Makua auf diesem Raume (O'Neill teilt sie in die vier Hauptgruppen der Ostmakua, Lomwe, Medo und Mana), welche durch besondere Tättowierungen unterschieden sind; ihnen allen scheint jedoch eine halbmondförmige Narbe auf der Stirn gemeinsam zu sein sowie eine übrigens in den letzten 30 Jahren unverändert gebliebene Sprache, deren dialektische Unterschiede geringfügige sind. Am meisten geschwächt wurden auch die Makua in den letzten Jahrzehnten durch das Eindrängen von Wayao (Yao) in ihre Mitte. Sie hatten diesen, welche zuerst in kleiner Zahl hier Wohnsitze suchten, um sich dem Drucke der Regierung Makandschilas zu entziehen, Land überlassen, indem sie sich ihr Eigentumsrecht daran ebenso vorbehielten wie an dem, welches sie der englischen Missionsstation befreiter Sklaven zu Masasi abtraten; aber durch Schlauheit und Unverschämtheit wußten sich die Yao allmählich aus der bloß geduldeten Stellung fast zur herrschenden emporzubringen. Man schildert die Makua als ein gut angelegtes Volk, in der Regel wahrheitsliebend, von starkem Familiensinne und von starkem Gefühle für die Ehre ihrer Frauen und Töchter. Aber sie sind zugleich ein etwas schwerfälliges, bodensässiges Volk, wiewohl an Fleiß nicht hinter den Yao zurückstehend, die ihrerseits im übrigen fast das Gegenteil der Makua sind: lügenhaft, unmoralisch, ihre Frauen fast wie gemeines Eigentum behandelnd, infolgedessen von geringem Familiensinne, zugleich aber thätig und wanderlustig. Sie regieren sich nicht mit patriarchalischem Vertrauen wie die Makua, sondern es geht ein despotischer Zug durch ihre Regierung, ohne daß die letztere hierdurch fester und wirksamer wäre. Schon heute schauen sie mit Verachtung auf die ratteneßenden Makua herab, während sie selber das Fleisch vom Schweine, überhaupt von jedem Tiere, welches nicht ordnungsmäßig geschlachtet ist, verschmähen. Es paßt zu dem Charaktergegensatze der beiden Völker, daß fast alle Makua das Yao, selten dagegen die Wayao die Sprache der Makua sprechen.

Halb sagenhafter Natur ist das Volk der Mavia (vielleicht von Maviti abgeleitet?), welches südlich vom Rovuma die unbetretenen Strecken zwischen dem Mittellaufe dieses Flusses und der Mosambikküste bewohnt. Der Missionar Maples ist ihnen auf seiner Reise durch das Makondeland nahegekommen und zog seine Erkundigungen in dem letzten der südlich vom Rovuma gelegenen Makondedörfer ein. Man schilderte ihm die Mavia als Gebirgsbewohner, welche in ihrem eignen Lande gänzlich nackt gehen und einen Lendenschurz nur auf Reisen zu andern Stämmen vorbinden; auch bezeichnete man sie als in hohem Grade ungastlich, jedem Fremden Speise und Trank verweigernd, ganz in sich abgeschlossen. Frauen und Männer tragen das häßliche Pelele oder den Lippenring.

Um das Bild der Völker im Gebiete des Nyassa und seiner Zuflüsse zu vollenden, haben wir noch einige kleine Stämme zu nennen, welche im Schutze der nordwärts den See umgebenden Gebirge wohnen. In dem in der Nordwestecke des Nyassa gelegenen Lande Kondi (von Elton mit dem südlich davon liegenden Utschungu verwechselt), das rings von den steil zu 2000—2500 m Höhe aufsteigenden Hochlandrändern umschlossen und nur nach Osten offen ist, besteht die Bevölkerung ganz aus Wakinga, welche wegen innerer Zwistigkeiten aus den Bergen hier hinabgestiegen sind. Von seiner Westgrenze beginnt der steile Anstieg zu dem hoch gelegenen Lande Nyika, einem sehr bergigen, zerrissenen Gebiete ohne viel Anbau, mit Weideland, worauf die wenigen Einwohner Ziegen und an einigen Punkten Rinder halten. Die Bevölkerung ist ein entschlossenes, rauhes Bergvolk, das aber ohne allen innern politischen Zusammenhang dasteht; jedes kleine Dorfhaupt ist sein eigner König und ficht seine Streitigkeiten mit den auch hier unablässig raubenden

Merere allein aus. Jenseit der Tschingamboberge folgt das Land Inyammwanga, ein Waldland mit wenigen offenen Stellen, eine kleine Häuptlingschaft, deren Herrscher indessen Thomson gegenüber ebenso keck auftrat, als ob er ein großes Reich beherrsche. In etwa 32° 20′ östlicher Länge bildet der Mkalisa die Grenze gegen das Land Mambwe, das aus einem Wechsel begraster Flächen und bewaldeter Rücken besteht. Im Hauptorte Mulitschutschu, in ca. 1500 m Höhe, residierte 1879 der Häuptling Kitimba. Von hier steigt man dann nach dem fruchtbaren Ulungu im südlichen Küstenlande des Tanganika hinab.

Von den wandernden Krieger- und Räuberstämmen, welche alle diese Gebiete durchsetzen, werden wir in einem folgenden Kapitel zu sprechen haben. Jetzt wenden wir uns westwärts, um zum Schlusse dieses Abschnittes noch eine Völkergruppe zu betrachten, welche räumlich und teilweise auch ethnisch an die Nyassastämme sich anschließt, anderseits aber die Brücke zu den Bewohnern der Reiche der Muata Jamvo, Kasembe und Kasongo bildet, während sie sich in der Unterdrückung durch kriegerische Zulustämme noch den Manganja, Makua und Genossen anschließen.

In dem Raume zwischen dem Westufer des Nyassa und dem Bangweolo, vom Lokuschwa bis zum Südufer des Tanganika, wohnt weit zerstreut ein in manchen Beziehungen eigentümliches, Babisa genanntes Volk, welches nach Livingstone aussieht, „als ob sie mit Buschmannblut gemischt seien, und eine gute Zahl von ihnen könnte als Buschmänner oder Hottentotten passieren. Die Weiber entblößen den obern Teil des Hinterteiles, von welchem ein sehr steifes Rindenzeug herabfällt. Ihre Zähne sind spitz gefeilt, und ihr Haar ist in ein Netz am Hinterkopfe vereinigt. Mit dem Mehle eines tiefroten Holzes (Molombwa), welches hier sehr häufig wächst, bestreuen sie sich das Haar oder ihr Rindenkleid. Eine bestimmte Tättowierung an Stirn und Kinn (welche uns leider nicht näher beschrieben wird) macht alle Babisa kenntlich. Dagegen tragen sie keine Lippenscheiben.″ In ihrem Charakter rügt derselbe Gewährsmann an verschiedenen Stellen außerordentliche Verschlagenheit, Eigennützigkeit und Argwohn. Die gewöhnlichsten Fragen beantworten sie mit Lügen. Diese Charakterzüge entspringen offenbar zum Teile den nicht günstigen Umständen, unter welchen die Babisa leben. Ihr Wohngebiet gehört zu den von den Masitu überrannten Gegenden, so daß sie sich vielfach in der äußersten Armut und Gedrücktheit befinden. In den gefährdeten Gegenden kultivieren sie in großen Zwischenräumen kleine, runde Plätze mitten in den Wäldern; wo aber ihre Felder sich weiter auszubreiten vermögen, decken sie bei herannahender Ernte die Dächer ihrer Hütten ab und bauen sich damit Erntehütten mitten in den Feldern. Als Livingstone auf seinem letzten Marsche (1873) nach Jschitambos Dorfe kam, wo der Tod ihn mitten in seiner Entdeckerlaufbahn ereilte, fand er es fast leer. Die Ernte war im Reifen, und nach alter Sitte hatten sich die Einwohner in ihren Feldern kleine, leichte Hüttchen gebaut, von welchen aus sie ihre Feldfrüchte bewachten. Am elendesten leben die den Babempa unterthänigen Babisa, welche selbst Maere (eine schlechte Hirsenart) nicht in hinreichender Menge zu bauen vermögen und daher von vielerlei wilden Früchten, Wurzeln, Blättern und Pilzen leben. Die Viehzucht der Babisa ist überall geringfügig, nur die Häuptlinge scheinen einige Herden von Rindern, Schafen und Ziegen zu besitzen. Unter den Hütten zeichnen sich die der Häuptlinge durch ihre Größe aus. Größere Dörfer sind mit Palissaden und in einigen Fällen sogar mit trocknen Gräben umgeben. Von der Kunstfertigkeit der Babisa erfahren wir nichts weiter, als daß sie sich Kleider aus Baumrinde oder Bast und Matten aus den Stengeln der Raphia bereiten. Ihre Handelsthätigkeit scheint sich seit ihrer Zurückdrängung durch die Masitu auf die Beteiligung am Sklavenhandel zu beschränken, welcher von diesen Gegenden aus von Arabern oder Suaheli bereits nach Bagamoyo betrieben wird. Als bemerkenswerteste Sitte sei hier

die Begrüßung genannt, welche in einem von Händeklatschen und lautem Schmatzen begleiteten Zurückbeugen der sitzenden Personen besteht, so daß der Rücken fast auf den Boden kommt. Die Häuptlinge, die im übrigen sehr wenig Macht ausüben, umgeben sich mit Weibern, welche, Äxte in der Hand und die Gesichter beschmiert, unter Nachäffung männlicher Stimmen Tänze aufführen. Bei festlichen Gelegenheiten erscheinen die Männer ohne Flinten, nur mit Bogen, Pfeilen und Speeren bewaffnet.

Angesichts des Schutzes, welchen die Sumpfregionen um Bangweolo und Moëro gewähren, dürften wohl die dieselben bewohnenden sogenannten Sumpfbabisa als ein aus mancherlei Flüchtlingen gleichsam zusammengeflossenes Mischvolk von vornherein aufgefaßt werden. Die Thatsachen bestätigen diese Meinung. Aber ihre seltsam amphibische Lebensweise prägt ihnen anderseits doch auch den Stempel einer gewissen äußern Gemeinsamkeit auf. Die Sage weist diesem Volke westlichen Ursprung zu und läßt dasselbe bezeichnenderweise als ein fliehendes einwandern. Livingstone fragte auf Matipas Insel einen alten Mann des Babisavolkes, ob irgendwo Zeichen in den Felsen sich befänden, worauf dieser folgendes erzählte: „Vor langer Zeit kam Lukerenga von Westen her zum Flusse Lualaba in Begleitung eines kleinen Hundes. Er wünschte überzusetzen, warf seine Matte in den Strom, und beide wurden von ihr ans andre Ufer getragen. Hier sind Felsen, in welchen man sowohl die Spuren Lukerengas als seines Hundes und auch die eines Stabes sieht, welchen er sich mit seiner Axt geschnitten."

Die Babisa haben ihre Wohnstätten auf den höher gelegenen Punkten der Sumpfregion, die großenteils durch Wasser- und Sumpfumgebung isoliert sind. Wie die Manganja, welche die Termitenbauten als Warttürme gebrauchen, nutzen auch sie diese natürlichen Erhebungen aus, die in der Regenzeit oft genug die einzigen festen und trocknen Punkte in dem Meere der Überschwemmung sind, indem sie dieselben mit Durra und Mais bepflanzen. Livingstone nennt auch eine Art hier wachsenden wilden Reises, den aber „das Volk weder kennt, noch braucht". Um so eifriger suchen sie nach den Knollen der Lotuspflanze und nach dem Marke der Papyrusstaude. Die Viehzucht scheint auch hier mehr eine noble Passion einiger Häuptlinge als ein Nahrungszweig des Volkes zu sein; wenigstens besaß Matipa kein Vieh, während sein Bruder Kabinga große Herden hatte, die auf einer Insel in der Nähe der Zambesimündung völlig wild lebten. Viel wichtiger ist für die Masse der Bevölkerung der Fischfang, für viele fast die einzige Nahrungsquelle. Livingstone nennt von Fischen dieser Region: Sampa, welches der größte, Pumbo (karpfenartig, mit roten Bauchflossen), welches der häufigste und für die Ernährung wichtigste ist, Kambari, Lopatakwao und Polwe. Der reichlichste Fang wird im Zambesi gemacht, wenn die Fische in der Laichzeit flußaufwärts ziehen. Ungeachtet diese Babisa zu einem häufigen Verkehre zu Wasser gezwungen sind, scheinen doch ihre Kähne höchst ungenügend zu sein. Sie reichen nur eben hin, um mit der Stoßstange über die überfluteten Prärien hingeschoben zu werden. Besser sind in dieser Beziehung die inselbewohnenden Babisa des Bangweolo, die Mbogwa, versehen. Die vier größern, aber flachen Inseln des Sees sind von geschickten, mit seetüchtigen Kanoes ausgerüsteten Fischern bevölkert.

Von den Stämmen der Nachbarschaft unterscheidet diese Sumpfbabisa eine eigentümliche Haartracht; sie besteht in ohrenartigen Fell- oder Haaraufsätzen und besitzt daher eine gewisse Ähnlichkeit mit den Ohrenkappen der Damara. Auch der Charakter der Sumpfbabisa hat etwas Eigenartiges, das Livingstone in die sehr richtige Beobachtung zusammenfaßt: „daß Insulaner immer Neigung haben, aufsässig zu sein, aus dem Gefühle der Sicherheit in ihren natürlichen Festen". Indessen ist ihre Geschichte geeignet, einen gewissen abgeschlossenen und mißtrauischen Charakter zu erklären, denn sie sind in diese schwer zugänglichen Sümpfe von den Masitu gedrängt worden. Ihre Erfahrung hat sie

gelehrt, daß es gut sei, nicht allzu innig mit andern sich zu berühren. Daß sie Überlieferungen hegen von einem bessern, freiern Zustande, der dem jetzigen vorherging, erhellt aus dem Berichte Livingstones, der einige Tage vor seinem Tode mehrere Babisa rufen ließ, um sie zu fragen, ob ihnen nichts von einem Berge bekannt sei, an dem vier Quellen entspringen, und die Antwort erhielt: Alle, die früher auf Reisen zu gehen pflegten, seien jetzt tot. In frühern Jahren sei Malengas Stadt der Sammelplatz handeltreibender Babisa gewesen, aber diese seien von den Masitu vertrieben worden, und sie selber hätten sich in diese Sümpfe zurückgezogen.

Während diese Sumpfbabisa am Ostufer des Sees wohnen, beherbergt das trocknere und fruchtbarere Südufer andre wenige Bruchteile desselben Stammes, welche hauptsächlich Ackerbauer sind. Sie hüten ihre Ernte mit Sorgfalt und sind stets zur Flucht bereit.

---

18. Krieger- und Hirtenvölker vom Zulustamme.

(Matabele, Watuta.)

„Die Watuta sind die Beduinen von Innerafrika."
Stanley.

Inhalt: Der ethnische Dualismus in Ostafrika. — Zuluartige Krieger- und Räubervölker. — Die Matabele. Trennung von den Zulu. Geschichte unter Moselikatse. — Die stammverwandten Matlapatlapa und Bamawakana. — Die zertrümmerten Stämme der Baroekwa, Baroka, Balempa, Maschona. — Die Landin am untern Zambesi. — Die Masitu, Maviti. — Geschichte der Watuta und Wahehe. König Mirambo. — Die „Zulu-Affen": Mahindsche und Walungu. — Die Furcht als Wanderungen und Neusiedelungen erzeugender Faktor. — Die Wayao und ihr Anteil am Sklavenhandel. — Günstigere Prospekte.

Die innern Gegensätze der meisten Bevölkerungen des östlichen Äquatorialafrika sind eine sehr auffallende Erscheinung, welche Beachtung verdient, sei es als Kulturmerkmal, sei es als Handhabe zur Erforschung der Geschichte der Afrikaner überhaupt. Man findet wenige friedliche Ackerbauvölker, zwischen denen nicht viehzüchtende Nomaden umherwandern, oder welche nicht von einem gleichfalls nur halb ansässigen Kriegervolke terrorisiert werden, oder die endlich nicht ihrerseits über ein mehr oder weniger ihnen unterthäniges Volk gebieten. In den meisten Fällen löst sich dieser Gegensatz in jenen auf, welcher zwischen Seßhaftigkeit und Nomadismus so lange besteht, als die Geschichte reicht, und dem wir bei allen Völkern der Erde begegnen, wo es überhaupt Ackerbau gibt (hat doch selbst Europa seine Zigeuner, ein polizeiwidriges Nomadenvolk!). Derselbe tritt aber gerade hier in Afrika doppelt scharf hervor, weil die gesamte ursprüngliche Bevölkerung noch keinen sehr hohen Grad von Seßhaftigkeit erreicht hat, sondern fast überall zwischen ihr und dem Nomadismus schwankt und in diesen selbst bei leichtern Veränderungen ihrer politischen oder wirtschaftlichen Umstände mit einer gewissen Vorliebe wieder zurückfällt. Diesen Gegensatz werden wir nun in jedem einzelnen Gebiete zu schildern haben, das wir durchwandern. Man darf aber wohl sagen, daß er schärfer wird, je weiter man auf dem Hochlande Ostafrikas nach Norden fortschreitet, und daß manche Umstände nach Norden als auf die Quelle seines Ursprunges oder doch seiner Kraft hinweisen.

Es liegt im Wesen des Nomadismus, weite Gebiete zu okkupieren und dadurch Völkereigentümlichkeiten aus einem Abschnitte eines Erdteiles nach entlegenen andern Teilen zu versetzen, während im Gegensatze die an der Scholle klebenden Ackerbauer selbst in benachbarten Gebieten Unterschiede von beträchtlicher Größe festhalten. Nun ist uns dieser

Gegensatz keine neue Thatsache, denn bis zu einem gewissen Grade konnte ja die Invasion des Marutselandes durch das als Makololo in der innerafrikanischen Geschichte bekannte Mischvolk aus Betschuanen, dessen Kern Basuto waren, ebenfalls als ein Aufeinanderstoßen der Gegensätze Viehzüchter und Ackerbauer, d. h. bewegliches und festsitzendes Volk, angesehen werden. Aber das war innerhalb unsrer geschichtlichen Erfahrung eine vereinzelte Erscheinung, und demgemäß ist sie vorübergegangen, d. h. die Überzahl der altansässigen Ackerbauer hat die Eindringlinge absorbiert. Daß das Vorhandensein der Makalaka und andrer sowie die Ausbreitung gewisser Sitten und Gebräuche bis über den Zambesi hinüber für Wiederholungen südafrikanischer Invasionen in zentralafrikanisches Gebiet sprechen, wurde hervorgehoben. Aber nicht weit nördlich vom Zambesi hört die Viehzucht fast ganz auf, so daß im südlichen Kongogebiete die Rinder nur noch eine Kuriosität sind. Allerdings tritt dann dafür die in andrer Weise, nämlich jagend, nomadisierende Zwergbevölkerung zwischen den Ackerbauern auf. Hier im höhern Hochlande des Ostens verhält es sich aber ganz anders mit diesen Gegensätzen, die auch schärfer und gründlicher einander entgegengestellt sind, denn hier durchsetzen starke Nomadenmächte die Wohnsitze fast aller Ackerbauer, zu denen sie bald im Verhältnisse von dauernd Herrschenden, bald von mächtigen Räuberhorden, bald von friedlich unter jenen Lebenden und zu ihnen in rätselhaften Beziehungen von halb herrschender, halb nur formell ehrwürdiger Überlegenheit stehen. Sehr verschieden ist offenbar der Ursprung dieser Völker; deshalb ist es in dieser Hinsicht gut, von vornherein darauf aufmerksam zu machen, daß für einen Teil derselben der südliche Ursprung entweder nachweisbar oder mindestens sehr wahrscheinlich ist, während für andre die Theorie einer nordöstlichen Herkunft am meisten für sich hat. Im allgemeinen charakterisiert jene ein kriegerischer und räuberischer Grundzug des Lebens und der Gesinnung, während im Gegensatze dazu diese sich durch entschiedene Neigung zum Hirtenleben auszeichnen, dem huldigend sie friedlich unter ackerbauenden Völkern zerstreut leben. Kleinere Abarten der einen oder andern Gruppe sind die allem Anscheine nach auch hier nicht fehlenden jagdbeflissenen Zwergvölker (s. S. 122), die professionellen Nilpferdjäger (Watwa) und andre.

Das in Bezug auf Ursprung und Geschichte klarste aller dieser Völker und das mit Recht daher vor allen andern zuerst zu betrachtende ist das Volk der Matabele, von unzweifelhaft südlichem Ursprunge, dabei ein ausgeprägtes Krieger- und Räubervolk, der beste Vertreter jenes erstgenannten Typus ostafrikanischer Wandervölker. Nordöstlich von den Zulu wohnend, unmittelbar an sie angrenzend, stimmen die Matabele in allem Wesentlichen mit den Zulu überein. In Wahrheit bilden sie gleichsam nur ein größeres und dem Hauptstamme näheres Glied in der merkwürdigen Kette zuluartiger Völker, welche von Natal bis über den Äquator hinaus wohnen. Überlieferung und Sage bezeugen ebenso wie die Übereinstimmung ihrer Sitten, daß ihre Trennung von den Zulu eine Sache jüngern Datums ist, und dürfen wir den erstern glauben, so war, was heute Matabeleland, einst schon selbständig unter einer Königin, welcher andre Königinnen vorangegangen waren. Durch eine Hungersnot geschwächt, wurde dies Volk von den Kaffern unterworfen; nach diesen aber trat Moselikatse auf und unterwarf die Kaffern. Was aber Moselikatse anbetrifft, so wird von ihm übereinstimmend berichtet, daß er unter König Tschaka mit einer riesigen Schar Zulu auf einen Raubzug nach Norden entsandt worden und auf eigne Faust dann in diesem Lande geblieben war, das zu den schönsten und fruchtbarsten Südafrikas gehört. Er ahmte seinen Herrn in der Vorliebe für Raub und Krieg ebenso nach, wie die Matabele selber den Zulu im kriegerischen Sinne und in Grausamkeit glichen. Die militärische Organisation des Zuluvolkes wurde beibehalten. Und so sind bis auf den heutigen Tag die Matabele getreue Spiegelbilder der Zulu. „Ihre athletischen Formen, ihr wilder

Blick, ihre durch einige nachlässig um die Hüften gehängte Pantherschwänze kaum verhüllte Nacktheit, ihre schrecklichen Speere, der gewaltige Schild, mit dem sie ihren ganzen Körper verhüllten, ließen leicht diese Kaffern von den Bahurutse unterscheiden", sagt Casalis von den Gesandten Moselikatses, welche den französischen Missionaren im Bahurutseland 1840 den Befehl brachten, sich vor diesem Herrscher zu stellen, und gibt damit eine Schilderung der Zulu, wie wir sie aus derselben Zeit fast in denselben Worten bei Gardiner finden.

Moselikatse ist längst tot, und sein Sohn Lobengula hat seine von zahlreichen weißen Händlern besuchte Residenz Gubulewayo nahe bei der Stelle, die noch auf manchen von unsern Karten als Moselikatses Stadt bezeichnet wird. Aber die Matabele sind geblieben, was ihre Väter waren, wenn auch, wie man leicht versteht, die räumliche Trennung für so lange Zeit nicht möglich gewesen ist, ohne in manchen Äußerlichkeiten Veränderungen hervorzurufen, die zu der Uniformität der Zulu bereits einen Kontrast bilden. Der Kopf-



Ein Mann und ein Knabe der Matabele (nach Photographien im Besitze des Missionsdirektors Herrn Dr. Wangemann in Berlin).

putz ist z. B. viel mannigfaltiger. Man sieht Mützen aus Tigerkatzen- und Zebrafell mit langen, hinten hinunterhängenden Büschen von Pfauen- oder Adlerfedern. Andre tragen kugelförmige Massen von Perlhuhnfedern, die selbst wieder von Kopfgröße sind, und aus denen eine große Schmuckfeder oder ein Schakalschwanz sich emporreckt. Dagegen sind die Waffen, der kriegerische Schmuck von Pardelschwänzen und dergleichen fast genau dieselben wie bei den Zulu. Aber ohne die engen Naturgrenzen der zwischen Meer und Gebirge etwas eingeengten Zulu und ohne den Druck, den die Nähe der Weißen auf diese übt, sind die mehr als kriegerischen, die wilden Instinkte der Matabele noch viel entwickelter, ja sie sind in der Nachbarschaft feiger Ackerbauvölker geradezu üppig aufgewuchert. Ihr Wüten gegen die Batoka und Makalaka, ihre nördlichen Nachbarn, welche ebenso fleißig wie wohlhabend, unglücklicherweise aber weniger kriegerisch sind, ist mehr wilden Tieren als Menschen angemessen. Als Chapman (1862) das Land der Batoka durchreiste, waren eben 30 junge Männer derselben auf der Rückkehr nach ihrem Dorfe angesichts ihrer Hütten ermordet worden. Derartige Thaten waren damals an der Tagesordnung. „Sie richteten", sagt dieser Reisende von den Matabele, „schreckliche Verwüstungen an, wenn sie auf ihren fast jährlich sich wiederholenden Raubzügen die Dörfer südlich vom Zambesi heimsuchten. Die alten und mittelalten Männer und Weiber werden getötet, alle jüngern

in die Gefangenschaft geführt. Man kann sich nichts Grausameres vorstellen als die brutale Art, wie sie mit Menschenleben verfahren; aber was kann man andres erwarten von einem Volke, welches von Jugend an zu den rücksichtslosesten und leichtsinnigsten Schlächtereien erzogen wird? Das ganze Streben und der Ehrgeiz eines Matabele besteht darin, seinen ersten Mann zu erschlagen, von welchem ersten Grade an seine Ehre und Ruhm



Matabelekrieger (nach Photographie).

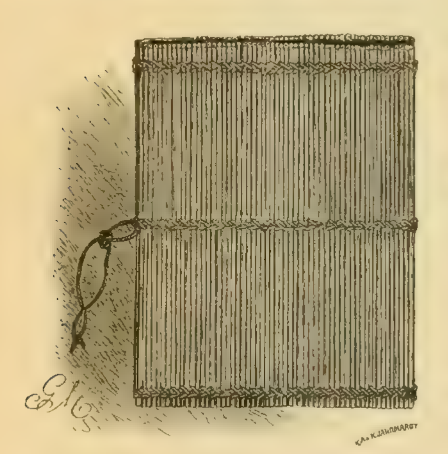
sich nach der Zahl der Menschenleben bemessen, welche er zerstört." Daß im Gefolge dieser rohen Sitten, deren Dasein sich nur auf dem Grunde einer weitgehenden Verachtung des menschlichen Lebens entwickeln konnte, auch selbst die Menschenfresserei möglich wird, scheint nach dem früher Gesagten nicht zweifelhaft. Und zwar dürften zwei Wege auf dieselbe hingeführt haben: der Übermut und die Siegestrunkenheit der Kriegerhorden der Matabele und Genossen von der einen, die Not und allgemeine Heruntergekommenheit der elenden Besiegten, Zurückgedrängten von der andern Seite. Kein Zufall ist es jedenfalls, daß gerade in den Wohn- und Raubgebieten der Matabele jene Höhlen mit anthropophagischen Resten gefunden werden, welche auf frische Übung dieser barbarischen Sitte

hinweisen. Die Felsen der größten dieser Höhlen, die 1869 von mehreren Reisenden besucht wurde, waren vom Rauche geschwärzt, der Boden mit vielen menschlichen Knochen bedeckt, die teils aufgeschichtet, teils umhergestreut, auch vom Rande der Höhle aus auf den Abhang gelangt waren und dort umherlagen. Schädel waren besonders zahlreich und gehörten meist Kindern und jungen Personen an. Dieselben schienen mit stumpfen Äxten oder geschärften Steinen zerschlagen zu sein, die Markknochen waren in kleine Stücke getrennt und bloß die runden Gelenkteile unzerbrochen. Innerhalb der Höhle sah man eine Art düsterer Galerie, zu der unregelmäßige rohe Stufen hinaufführten; hier sollen die unglücklichen Opfer aufbewahrt worden sein, welche nicht augenblicklich verzehrt werden sollten. Ein Entrinnen von dieser Stelle aus war unmöglich, ohne die Höhle zu passieren. Wenn auch angegeben wurde, daß diese Sitte verlassen sei, so fanden sich doch in der Höhle noch sehr frische Knochen, deren Fettgehalt annehmen ließ, daß erst vor wenig Monaten ihr Eigentümer dort seinem Schicksale verfallen war.

Mehrere kleinere Teile der Matabele haben sich fern von der Gesamtheit ihres Volkes, begünstigt durch abgeschlossene gebirgige Wohnsitze, eine Sonderexistenz geschaffen, deren Entwickelung und Schicksal dazu beitragen, die Lebensbedingungen und die Rolle dieser Völker in ein helleres Licht zu stellen. Eine Anzahl von Matabelekriegern flüchtete, um sich der Tyrannei Tschakas zu entziehen, nach den Hochthälern des Malutigebirges, wo sie sich den Namen ihres Anführers Matlapatlapa als Stammesnamen beilegten. Als dieser Häuptling einer Horde von Menschenfressern zum Opfer gefallen und auch sein Nachfolger Mokokatue bald darauf in einem Gefechte geblieben war, ging die Häuptlingswürde auf des letztern Sohn Palule über. Dieser wurde 1837 von den Matabele gezwungen, bei den Basuto Schutz zu suchen; als aber der Basutohäuptling Sekoniela auf einem Kriegszuge gegen Dingan fiel, metzelte letzterer einen großen Teil der Matapatlapa nieder, worauf der Rest, 7—8000 Köpfe, ein elendes, unstetes Räuberleben in seinen frühern Gebieten führte. In demselben Gebirge wohnten die Bamawakana, Verbündete der Matlapatlapa, die seit 15 Jahren diese scheinbar sichern Wohnsitze eingenommen und große Herden angesammelt hatten. Ganz unerwartet fiel aber in einer Nacht eine Matabelehorde unter Sepeka über sie her, tötete den Häuptling samt einem Teile seines Volkes, verbrannte die Hütten und trieb die Herden weg. Der Rest des Stammes, welcher auf zehn Dörfer zusammengeschmolzen war, lebte unter dem Sohne des frühern Häuptlinges großenteils von Raub und betrieb zu Arboussets Zeit sogar Menschenfresserei. Sie waren aber ebensowenig wie ihre Genossen, die Matlapatlapa, ganz ohne bessern Erwerb. Einige gruben Eisen und schmiedeten Hauen, andre züchteten Schafe und Ziegen, wieder andre bauten Tabak an den Abhängen des Malutigebirges.

Wenn diese Völkchen wie Splitter über das Wohngebiet des Hauptstammes hinausgeworfen sind, so sind sie doch Splitter des Hammers, der auf den Amboß der unkriegerischen Stämme mit Macht fällt, je nach Willkür ihn zertrümmernd oder immer kleiner zusammenschweißend. Unstet wandernde Völker sind das natürliche Erzeugnis dieser Hammerschläge, die einen Zustand schaffen, in welchem die Hand eines jeden gegen jeglichen erhoben ist. In dem seit Jahren fast periodisch durch Raubzüge der Matabele von Westen und der Sofalazulu von Osten her heimgesuchten Gebiete zwischen dem untern Zambesi und Limpopo begegnete Karl Mauch einer größern Anzahl derartiger Volksstämme, welche die Zigeuner oder selbst die Parias der dortigen Bevölkerung genannt werden können. Da sind die Baroekwa, ein verkommener Zweig der Batonga, die an den Nordzuflüssen des Limpopo von Raub und Diebstahl ihr Leben fristen und mit vergifteten Pfeilen der Jagd obliegen, ein wahres Wegelagerervolk. Ihnen benachbart sind die Baroka, aus

Leuten verschiedener Stämme bestehend, denen irgend eine Ursache die Entfernung aus dem Machtbereiche ihres Häuptlinges geboten hat. Sie wohnen zerstreut in einzelnen Hütten, nähren sich kümmerlich von Fischen, Schildkröten, den Raubtieren abgejagtem Wilde, wilden Beeren, Früchten, Wurzeln und Kürbissen. Vielleicht noch verachteter sind die Balempa, die für sich in größern Dörfern leben, sich, weil verachtet, wenig mit der übrigen Bevölkerung abgeben, Beschneidung üben, nur von ihnen selbst auf ihre eigne Weise geschlachtetes Fleisch genießen, mit andern nicht aus einem Topfe essen und hauptsächlich den Handel vermitteln. Sie sind allein im stande, Draht zu ziehen, mit welchem sie Stöcke oder Speerschäfte filigranartig überziehen. Es ist wohl in Erinnerung an die Ruinen von Zimbabye, seinem Ophir, daß Karl Mauch in ihren Gesichtszügen „eine auffallende Ähnlichkeit mit dem israelitischen Typus“ sah, eine Ähnlichkeit, der selbst die „skrofulös entzündeten Augen“ nicht fehlten. Aber am meisten bedauern wir wohl den gedrückten und versprengten Zustand des Stammes der Maschona, der westlich von den Matabele zwischen diesen und den Bamangwato lebt, also gleichsam zwischen beiden eingezwängt ist und sich daher in einer sehr übeln, abhängigen Lage befindet. Seit Jahren sind, wie Frank Oates erzählt, die östlichen Krale dieses Volkes das beliebteste Ziel der Raubzüge der Matabele, so daß die einst reichen Maschona fast ganz ihrer Herden beraubt, zu einem großen Teile aus ihren fruchtbaren Thälern auf die Höhen vertrieben sind, wo sie sich zwischen den Felsen befestigte Dörfer gebaut oder wohl auch einfach die Zuflucht in Felshöhlen gesucht haben. Und doch haben sie noch heute den Ruf der in aller Art Arbeit geschicktesten Eingebornen südlich des Zambesi. Allein sie bilden keinen zusammenhängenden Staat, sondern setzen sich aus lauter kleinen Gemeinschaften zusammen, die niemals einander gegen den gemeinsamen Feind beistehen. Die Folge ist die immer weiter gehende Zerstörung des Landes und Volkes durch die beständigen „Impis“, die organisierten Raubzüge, bei welchen die jungen Männer getötet werden „wie die Springböcke“, während die jüngern Weiber und die Kinder zu Sklaven gemacht, die alten Männer und Weiber aber getötet oder in ihren Hütten verbrannt werden. Auch Holub hat uns Ähnliches von dem Räuberleben der Westmatabele und der Ausbeutung erzählt, die sie an den Maschona und andern Nachbarn üben.

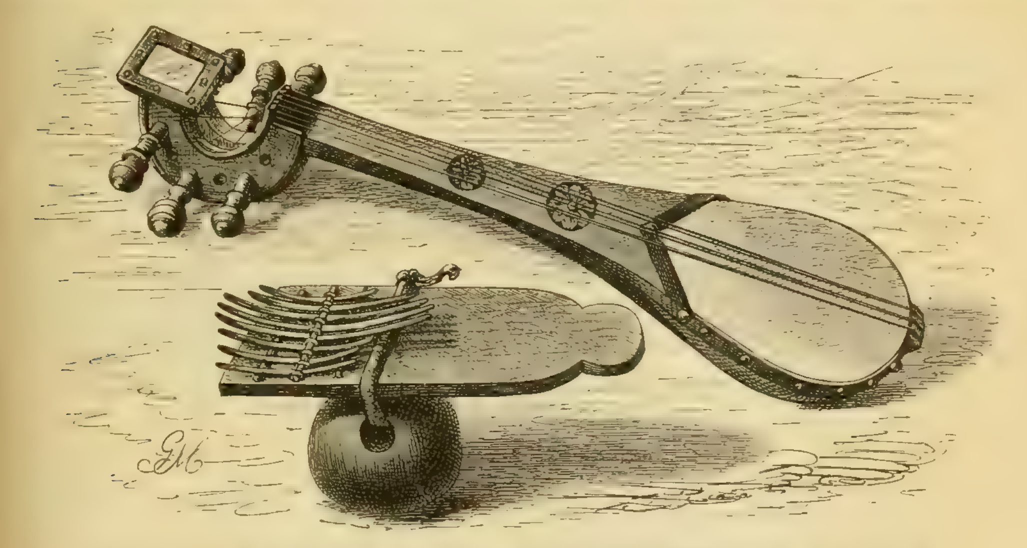


Ein Rasselbrett der Wayao (Britisches Museum, London). 1/10 wirkl. Größe.

Gehen wir nun bis an den Zambesi, so finden wir die Landin, die wiederum ein Zweig der Zulu sind, als Herren am rechten Ufer dieses Stromes. Die Portugiesen geben die beherrschende Stellung dieses streitbaren Stammes praktisch dadurch zu, daß sie ihm einen ziemlich hohen jährlichen Tribut bezahlen. Den letztern nötigenfalls mit Gewalt einzutreiben, kommen die Landin regelmäßig jedes Jahr nach Senna und Schupanga. Die wenigen reichen Kaufleute von Senna seufzen unter der Last, denn sie fällt hauptsächlich auf sie. Sie fügen sich, außer Perlen und Messingdraht jährlich 200 Stück Kattun von je 16 Ellen zu entrichten, da sie wissen, daß Verweigerung Krieg bedeutet, der mit Verlust alles dessen enden könnte, was sie besitzen. Als Livingstone einige von ihnen fragte, warum sie nicht versuchten, gewisse sehr einträgliche Produkte zu erzielen, erhielt er zur Antwort: „Was hilft es, wenn wir mehr bauen? Die Landin würden uns nur mehr Tribut abnehmen.“

Denselben Ursprung wie den Matabele schreibt die Sage einem in noch viel weiterm Bezirke kämpfend und raubend herrschenden Stamme zu, der auf der Hochebene westlich

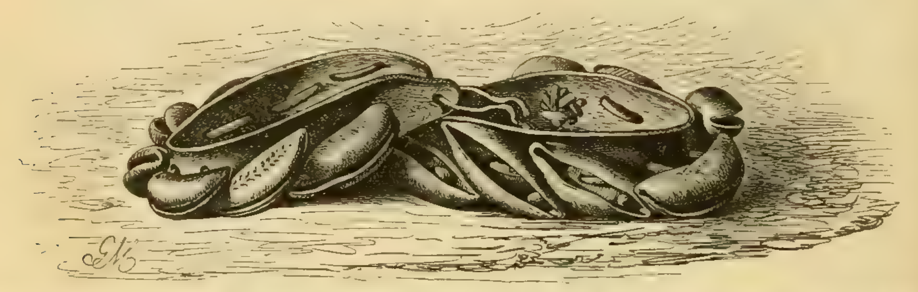
des Nyassa das ackerbauende Volk, die Manganja oder Maravi, in Unterwürfigkeit hält, nämlich dem der Maviti oder Masitu, der nach allen Beschreibungen nichts andres als ein Zulustamm und wohl nur in Kleinigkeiten von den östlicher gegen die Küste und den Rovuma zu wohnenden Yao (Wayao) verschieden ist. Beide aber setzen sich nordwärts in dem wiederum ganz ähnlichen Volke der Watuta fort, von welchem wir, als dem für die gegenwärtige Geschichte des äquatorialen Ostafrika wichtigsten, weiter unten (s. S. 416) ausführlicher sprechen werden. Schon hier möge jedoch darauf aufmerksam gemacht sein, daß eigentliche abgeschlossene Stämme unter diesen Völkern nicht zu verstehen sein werden. Es sind teilweise diese so oft wiederkehrenden Namen nur von generischer Bedeutung, sie bezeichnen im allgemeinen Völker von unstetem, kriegerischem und räuberischem Charakter und von bestimmten Äußerlichkeiten, vorzüglich in der Bewaffnung und den Kriegs-



Guitarre und Holzharmonika der Wayao (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/7 wirkl. Größe.

gebräuchen, welche diesem Charakter entsprechen. Alles in der Lebensweise dieser Völker deutet auf einen außerordentlich hohen Grad innerer Veränderlichkeit. Mit dem rapiden Steigen und Fallen ihres Geschickes steigen und fallen bei ihnen die Volkszahl, der Wohlstand, die Möglichkeit einer besondern politischen Existenz. Die afrikanische Völkergeschichte erzählt von Völkern dieser Art, die vollständig atomisiert und ausgerottet wurden, und von andern, die in der Zeit eines Menschenalters aus dem Unbekanntsein zur Großmachtstellung sich erhoben haben. Friedliche Völker nehmen plötzlich die Maske der Watuta oder Masitu vor und beschreiten erst in lächerlicher Äfferei wie Schafe in Wolfspelzen, später in blutigem Ernste den Kriegspfad. Man kennt eine ganze Anzahl solcher „Zulu-Affen" zwischen Nil und Zambesi. Und endlich schwankt gerade infolge dieser Anstöße die ganze innerafrikanische Menschheit so unstet, daß man wohl sagen kann, es gleiche vor allem dieses weite und bevölkerte Gebiet des äquatorialen Ostens einem in beständiger Bewegung befindlichen Meere. Immer drängt eine Welle die andre, und mancher Stamm wandert seit Jahrzehnten von Ort zu Ort, geschoben von einem mächtigern, der kurzweg sein Gebiet in Anspruch nimmt. Ein kühner Eroberer wie Mirambo mit seinen kriegerischen Watuta wirkt wie ein Gärungsstoff in dieser Völkermasse: er beunruhigt alle, zwingt viele zu Änderungen ihrer Wohnsitze und läßt sie nicht eher zur Ruhe kommen, als bis er tot oder in die Ferne gezogen ist. Die Befestigungen um die Dörfer mit Wällen,

Gräben, Zäunen und Schießtürmen vermögen nur die schwächsten dieser Feinde abzuhalten. Stanley sah selbst das vortrefflich gelegene Dorf Pondo am Tanganika in Trümmern. Wenn man die Berichte späterer Reisenden mit denen ihrer Vorgänger vergleicht, die denselben Weg gezogen sind, so findet man in vielen Fällen erhebliche Änderung der Wohnsitze, der größern Orte und der Machtverhältnisse; sie geben einen starken Beleg für die das Leben dieser Völker charakterisierende Unfestigkeit und Unstetigkeit. Auf dem Wege von der Küste nach dem Tanganika fand Stanley die vor kurzem noch in Wohlstand lebenden Eingebornen von Tschunyu, welche durch die Einfälle der Wahehe von Norden und der Wavumba von Süden her derart eingezwängt wurden, daß sie ihr fruchtbares Land verließen, um auf den Berghöhen Schutz zu suchen. Auch das Land Kabogo am Tanganika ist einst dicht bevölkert gewesen, aber die räuberische Bevölkerung von Ndeseh hat allgemeine Auswanderung veranlaßt, und in ähnlicher Weise haben die Wavumba östlich von der Seeregion durch ihre Raubzüge noch andre Völker zu Wanderungen gezwungen. Weit nach Westen reichen am obern Kongo hin diese Zustände; dort haben die hellfarbigen Kannibalen Bakumu, einen beträchtlichen Teil von Uregga, erobert und einige



Rasselschellen der Wayao, zum Teufelaustreiben gebraucht (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/3 wirkl. Größe.

Stämme der Eingebornen auf die Inseln getrieben, die offenbar erst seit kurzer Zeit von denselben bewohnt werden. Zu diesen Inselbewohnern gehören die Baswa, mit denen Stanley bei den nach ihm benannten Katarakten focht.

Die Watuta sind wohl von all diesen Kriegervölkern das meistgenannte, denn sie sind am einflußreichsten gerade in jenem so ungemein wichtigen Gebiete zwischen dem Indischen Ozeane und den großen Seen, welches als Kulturweg zum obern Kongo auch für Europa von hoher Bedeutung geworden ist. Hier zunächst ihre Geschichte, welche das Zufällige und Wechselvolle in solchem Leben sehr deutlich zeichnet. Die Watuta sind ein vereinzelter Stamm der Maviti und trennten sich vor ungefähr 40 Jahren nach ihrer eignen Angabe von den letztern auf einem weit nach Norden fortgesetzten Zuge, auf dem sie plünderten und Vieh wegtrieben. Bei ihrem Einfalle trafen sie auf die an Rinderherden reichen Warori. Als sie aber nach fünf Monate langem Kampfe bemerkten, daß die Warori zu stark für sie waren, zogen sie am Rande von Urori hin und drangen nach Nordwesten durch Ukonongo und Kawendi bis Udschidschi vor. Die ältern arabischen Einwohner in Udschidschi wissen sich noch daran zu erinnern, wie die Watuta plötzlich erschienen und sie selbst und die Wadschidschi nötigten, auf der Bangweinsel einen Zufluchtsort aufzusuchen. Durch ihre Siege in Udschidschi war aber ihre Eroberungssucht noch nicht befriedigt worden, sie griffen vielmehr auch Uhua und Urundi an, sahen jedoch hier ihre Unternehmungen scheitern, schlugen sich auf ihrem Verheerungszuge durch Uvinsa durch, rückten in Unjamwesi ein und gelangten durch Usindscha bis an den Victoria Nyanza, wo sie nach ihren verwegenen

Kriegszügen einige Jahre blieben. Aber entweder waren die Länder um den See nicht nach ihrem Geschmacke, oder sie fanden hier zu viel Widerstand: bald gingen sie bis nach Usambara zurück. Kututwa, der König von Usambara, warb aus Politik um die Tochter des Häuptlinges der Watuta, worauf ihm sein Land als Mitgift zurückgegeben wurde, während die weiter nach Süden ziehenden Watuta das Nachbarland Ugomba besetzten, das, gut bewässert und wiesenreich, sich sehr wohl für ihre Lebensweise und Gewohnheiten eignete. So ward aus dem Wandervolke ein staatenbildender Kern, dessen Bestand die Voraussagungen solcher widerlegt, die den Tag als nahe verkündeten, wo diese zusammengeraffte Räuberbande auseinander laufen werde. Noch immer haben zwar die Watuta ihren kriegerischen Gewohnheiten nicht entsagt, auch rauben sie auf eigne Hand, und Stanley meint, „einen einzelnen Watuta totzuschlagen, sobald man ihn erblickt, wird von einem Araber für ebenso verdienstvoll und für weit notwendiger gehalten, als eine Schlange zu töten". Aber nicht bloß dieser Reisende, dem ein treffendes Urteil über Afrikaner, seien es Sklaven oder Potentaten, zuzutrauen ist, sondern auch unsre Landsleute, Kaiser und Genossen, fanden vor allem in dem Watutaherrscher Mirambo mehr Herrschergeist als in einem Dutzend gewöhnlicher Negerfürsten, und heute fangen bereits die Missionare an, sich auf den einst verachteten Bandenführer zu stützen, von dessen Auftreten uns sowohl Stanley als auch Dr. Böhm so anziehende Schilderungen entworfen haben.



Ein Mtuta (nach Stanley).

Interessant für die Kenntnis der „Methode" dieser Eroberer ist eine Äußerung, welche Stanley von Mirambo berichtet. Während der ersten Unterredung, welche Stanley mit ihm hatte, sagte dieser unter anderm, daß er Knaben und Jünglinge als Begleiter auf seinen Kriegszügen vorzöge; denn „sie haben schärfere Augen, und ihre jungen Glieder befähigen sie, sich mit der Leichtigkeit von Schlangen und der Geschwindigkeit von Zebras zu bewegen, und wenige Worte pflegen ihnen den Mut von Löwen einzuflößen. In allen meinen Kriegen mit den Arabern hat eine Armee von Jünglingen, von unbärtigen Knaben, mir den Sieg verliehen. Fünfzehn meiner jungen Leute fielen an Einem Tage, weil ich

sagte, ich müsse ein gewisses rotes Tuch haben, das als eine Herausforderung hingeworfen worden war. Nein, nein, gebt mir Jünglinge für den Krieg, für die offene Feldschlacht und Männer für die Palissadenverschanzungen des Dorfes."

Zum Vergleiche hier die Geschichte eines weitern Krieger-Räubervolkes, der oben genannten Wahehe, der Stammverwandten der Watuta. Vor etwa zehn oder zwölf Jahren, als die Wahehe noch auf ihren beschränkten Landstrich zwischen Ugogo und dem Ruaha angewiesen waren und sich hinter ihren hohen Bergen sicher fühlten, erhob sich unter ihnen ein Häuptling von ungewöhnlicher Tapferkeit und Thatkraft, Namens Matschinga. Unzufrieden mit seiner kleinen Herrschaft und begierig, seine Macht und seinen Reichtum zu vermehren, beschloß er, das Land Urori den Händen des großen und mächtigen Häuptlinges Merere zu entreißen. Er hatte unter seinen Unterthanen eine despotische Gewalt erlangt; sie waren bereit, ihm überallhin zu folgen. Unter seinem Befehle überschritten die Wahehe ihre südliche Grenze, griffen die Warori oder Wasongo an und waren in jedem Treffen siegreich. Die Dörfer wurden verbrannt, das Vieh weggetrieben, und wie eine unwiderstehliche Woge strömten sie über das Hochland hin, alles verwüstend. Merere, unfähig, seine ungeheure Stadt zu verteidigen, brannte sie nieder, um zu verhindern, daß sie in die Hände der Wahehe fiele; er trieb seine mächtigen Viehherden fort und flüchtete sich in das höher gelegene Bergland, welches das nördliche Ende des Nyassasees umgibt. Hier legte er einen stark befestigten Platz neben dem Ruaha an und leistete den bisher siegreichen Wahehe Widerstand. Zu dieser Zeit erreichte Kapitän Elton mit seiner Gesellschaft auf dem Wege vom Nyassa nach der Küste diesen Sitz des Krieges und wurde insgeheim in den befestigten Ort eingelassen, wo sie die Belagerten in großer Hungersnot antrafen. Ihre Ankunft und ihre Gewehre machten Merere jedoch neuen Mut, er kämpfte von neuem gegen die Wahehe und zwang sie endlich, sich geschwächt zurückzuziehen. Unmittelbar nach dieser Niederlage stiftete aber ein Unterhäuptling, Namens Mamle, eine Verschwörung gegen Matschinga an, ermordete denselben und maßte sich die Häuptlingschaft an, indem er den Sohn des letztern für unfähig erklärte, seines Vaters Schwert zu führen. Ein Teil des Stammes, der noch treu zum rechtmäßigen Erben hielt, verließ das Lager und kehrte in sein ursprüngliches Lager, nördlich vom Ruaha, zurück, wo er sich wieder unter Matschingas Sohne festsetzte. Mamle aber ergriff noch einmal die Waffen gegen Merere und diesmal mit besserm Erfolge. Merere, unfähig, in seinem eignen Lande sich zu halten, war gezwungen, nach Usafa zu fliehen, und Mamle regierte fortan unangefochten von Mpwapwa und Ugogo bis zum Nyassasee. In dieser Lage fand Thomson die Wahehe, als er auf seiner bekannten Reise vom Tanganika zum Nyassa 1879 zuerst ihr Land betrat. Abgesehen von den überall sichtbaren neugebauten Dörfern fand er keine Anzeichen mehr, daß er sich in einem erst kürzlich eroberten Lande befand. Nach dem äußern Aussehen zu urteilen, hätten die Wahehe hier schon Jahrhunderte gewohnt haben können, und der ehemals unbedeutende Stamm hatte sich binnen wenigen Jahren in einen außerordentlich mächtigen und kräftigen umgewandelt. Dieser Zustand der Dinge war jedoch von kurzer Dauer. Der Sohn Matschingas beschloß, sich an Mamle zu rächen, und begierig, seine rechtmäßige Stelle an der Spitze des Stammes wiederzuerlangen, schickte er Gesandte an Merere mit dem Anerbieten, mit ihm behufs eines Angriffes auf Mamle in Verbindung zu treten. Merere nahm sogleich dieses Anerbieten an und stand Monate nachher im Felde. Er war überall siegreich und hatte bald einen großen Teil seines Landes wiedergewonnen, ebenso seine Hauptstadt, die er wieder aufzubauen begann. Mamle aber ward aus dem ganzen Lande, das er zuletzt besessen, mit seinen wenigen übriggebliebenen Kriegern nach Kiwere getrieben, wo er sich mit den Räuberbanden Nyungus verband, jenes Häuptlinges, der als der Mörder des Missionars Penrose berüchtigt geworden ist.

Zeigen die Watuta Mirambos und die Wahehe Matschingas den Weg der historischen Schicksale, auf dem „echte" Krieger-Räubervölker entstehen, so mögen zwei weitere Beispiele in aller Kürze die Art und Weise verdeutlichen, wie andre auf dem seltsamen, lächerlichen Wege der Nachäfferei dazu kommen, die Zahl dieser Feinde aller ruhigen Entwickelung, alles ungestörten Friedens anzuschwellen. Im Rovumathale wird ein Stamm des Namens Mahindsche auch Maviti genannt, allein es sind diese Maviti des Rovuma nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Zulustamme am Nyassasee. Diese Maviti des Rovuma äffen allerdings jene in allen Dingen nach, sie sind aber in Wirklichkeit Flüchtlinge des Gindostammes, deren einzige innere Ähnlichkeit mit den Maviti der Seeregion in den räuberischen Gewohnheiten liegt, denen sie inmitten allzu friedlicher Stämme fast schrankenlos frönen können. In der That haben sie, um mit Joseph Thomson zu reden, „nicht mehr Verwandtschaft mit den Zulu als ein Esel in der Löwenhaut mit dem Löwen. Sie sind eine Bande von elenden Feiglingen, eine niedrige, kriechende, lügende Gesellschaft, unwürdig des menschlichen Namens." Ihre merkwürdige Äfferei, welche sich nicht nur auf die Tracht und die Waffen, sondern auch auf die Gesänge, Tänze und das ganze kriegerische Gebaren jenes Kriegervolkes erstreckt, schreibt man dem Umstande zu, daß sie längere Zeit an den Ufern des Nyassa mit demselben zusammenwohnten. Nach des Missionars Maples Angabe sollen sie jetzt diesem „neuen Leben" zuliebe selbst ihren Ackerbau, ihre ganze friedliche Beschäftigung aufgegeben haben. Ohne Zweifel ist aber bei dieser merkwürdigen Äfferei auch die Erfahrung maßgebend gewesen, daß die echten Maviti schon durch ihr kriegerisches Äußere einen solchen Schrecken unter friedlichern Bevölkerungen erzeugten, daß ein Volk, welches sich auf das Räuberhandwerk legen wollte, nichts Besseres thun konnte, als sich in ihre gefürchtete Haut zu stecken.

Während die Watuta, Wahehe und Mahindsche in ihrer Linie die aufsteigende Entwickelung zu repräsentieren scheinen, sind die Walungu von der freilich nicht eben sonnigen Höhe ihrer Größe als Kriegervolk bereits wieder herabgestiegen. Auch diese zeigen, daß der Name und die Kleidung in Afrika von außerordentlichem Einflusse sein können. Vor etwa 20 Jahren, als in Ulungu ein Häuptling, Namens Kakungu, regierte, wurden die Walungu durch die beständigen Einfälle der Masitu oder Maviti unter dem Häuptlinge Tafuna beunruhigt. Bei einem solchen plötzlichen Einfalle wurde Mululami, Kakungus ältester Sohn, gefangen genommen und als Gefangener von den Watuta fortgeführt. Nachdem er mehrere Jahre bei ihnen geweilt und ihre Gebräuche und Kriegskunst erlernt hatte, entfloh er oder wurde freigegeben und kehrte in sein eignes Land Ulungu zurück. Daselbst begann er, die Walungu in der Kriegführung der Watuta zu unterweisen, und zwang sie, dieselbe Kleidung, dieselben Waffen, das Kriegsgeschrei und die Bewegungen derselben anzunehmen, und bald erschienen sie als wirkliche Watuta, wenngleich sie andern Ursprunges waren. Bei den feigen Ackerbauvölkern am Tanganikasee und am Rufidschi genügte aber der Anblick einer Kleidung oder eines Kriegsgeschreies nach Art derjenigen der Watuta, um jeden Widerstand zu lähmen. Die „nachgemachten" Watuta benutzten diesen Umstand und verwüsteten das ganze Land. Als Mululami, der einen Stamm friedfertiger Ackerbauer zu wilden Kriegern umgeschaffen hatte, gestorben war, fiel sein ganzes kriegerisches System in Trümmer, das Volk kehrte zu seinen frühern Gewohnheiten, Waffen und Kleidern zurück, legte sogar den Namen der Watuta ab und erscheint jetzt als durchaus harmlos. In jeder Hütte erblickt man jedoch, wie J. Thomson erzählt, noch den Schild aus Ochsenhaut, welcher als eine Reliquie aus frühern kriegerischen Zeiten aufbewahrt wird.

Nach dem, was wir von den Verwüstungen der Matabele berichtet haben, ist die Furcht sehr wohl begreiflich, mit welcher die schrecklichen Namen dieser Völker von den friedlichen Eingebornen vernommen werden. Livingstone erzählt, daß bei den Makua die Kinder

mit dem Namen Masitu geschreckt wurden. Schon die Furcht allein läßt ganze Stämme ihre Wohnsitze wechseln. Im Lande der Komboko, das zum Raubgebiete der Masai und Wakuafi gehört, fand Fischer die kleinen Dörfer im Waldesdickichte angelegt, durch verborgene Pfade und selbst Fallgruben geschützt. Europäische Reisende sind mehr als einmal Feindseligkeiten nur darum begegnet, weil sie für Führer von Watutabanden gehalten wurden. Die eine günstige Wirkung hat vielleicht diese Furcht gehabt, daß sie die flüchtenden Gemeinden in der Suche nach möglichst abgelegenen Wohnsitzen zur Besiedelung von Landschaften anleitete, welche sonst menschenleer geblieben wären; und wenn früher menschenreiche Gegenden verödeten, so füllten sich dafür andre, wie z. B. die fruchtbaren Niederungen am Schire, mit Flüchtlingen, welche aus der Wildnis blühende Ackerländer schufen.



Wainwright (ein Yao) am Sarge Livingstones (nach Photographie).

Wir haben eine wichtige Seite der verheerenden Wirkungen dieser Räuber-Krieger noch nicht erwähnt: ihre Teilnahme am Sklavenhandel. Und doch liegt es auf der Hand, daß überall da, wo eine solche Bande über friedfertige Einwohner herfällt, eine Masse „Ware" für den Sklavenhandel geschaffen wird, dessen Blüte in den Plätzen der äquatorialen Ostküste von Sofala bis Zanzibar wohl nicht zum kleinsten Teile darauf zurückzuführen ist, daß die Kriegszüge dieser Räuberbanden den Händlern das Material für die Zusammenstellung ihrer Sklavenkarawanen in wünschenswertester Fülle jederzeit darboten. Wir wissen in der That, daß das Volk der Yao „der thätigste Agent der Sklavenhändler" noch 1866 war, als Livingstone zum erstenmal diese Gegend besuchte, und wenn wir aus den letzten Jahren günstigere Nachrichten über den Fortschritt gerade dieses Volkes haben, so mag eine Ursache in dem durch schärfere Kontrolle verursachten Rückgange der Sklavenausfuhr über die Küstenplätze gesucht werden. Ohne Zweifel hat besonders auch zu der Überlegenheit der Bewaffnung dieses Kriegervolkes die rege Verbindung mit den

Sklavenhändlern wesentlich beigetragen. Livingstone beschreibt diesen Handel folgendermaßen: „Die Karawanenführer von Kilwa kommen in einem Wayaodorfe an, zeigen die Waren, welche sie gebracht haben, werden darauf von den Dorfältesten freigebig bewirtet und angewiesen, eine Zeitlang zu warten und sich's wohl sein zu lassen, man werde Sklaven genug zusammenbringen, um alle diese Waren damit zu kaufen. Darauf wird ein Kriegszug gegen die Manganja organisiert, welche wenig oder keine Flinten besitzen, während die gegen sie ausziehenden Wayao durch ihre Gäste von der Küste reichlich damit ausgestattet sind. Einige von den niedrigern Küstenarabern, die sich in nichts von den Wayao unterscheiden, begleiten gewöhnlich den Kriegs- und Raubzug, wobei sie Geschäfte auf eigne Rechnung machen." Indessen beschränken sich diese Züge behufs Menschenraubes nicht auf die Manganja, sondern auch untereinander überfallen sich oft genug die Wayao. Ihre ausgedehnte Viehzucht mit den unvermeidlichen Folgen der unrechtmäßigen Ausdehnung auf fremdes Weideland und des Viehdiebstahles mag zu den Feindseligkeiten beitragen. So kann es kommen, daß man mitten in diesem wohlgelegenen, fruchtbaren, gut bewässerten Stufenlande der Küste plötzlich einen Strich von 10 geographischen Meilen Breite betritt, der menschenleer ist, während alte Feuerstätten, Dorfplätze und Ackerfelder das einstige Vorhandensein einer dichten Besiedelung erkennen lassen. So muß es aber auch kommen, daß einzelnen einsichtigen Häuptlingen die Verderblichkeit eines solchen Zustandes klar wird, und wir verstehen, daß Livingstones Freund Mataka seinen plündernden Leuten befahl, den Manganja eine Rinderherde zurückzubringen, welche sie von deren Weiden weggetrieben hatten. Vielleicht wird der in diesem andauernden Kriegszustande geweckte Geist von Männlichkeit und Ausdauer gerade unter diesen Wayao und Genossen einen bessern Boden für die Kultur vorbereiten, als sie bei den gedrückten, entmutigten, demoralisierten Manganja finden würde. Die Erfahrungen der Missionare im Rovumagebiete scheinen dies zu bestätigen. Es würde z. B. ungerecht sein, nicht darauf aufmerksam zu machen, daß eine große Ausnahme von allen sicherlich nicht zu abfälligen Schilderungen der Wayao in dem Häuptlinge Matola von Newala gefunden wird, der eine von jenen seltenen hellen Erscheinungen in der düstern Galerie bedeutender Afrikaner ist und seit einigen Jahren eine wichtige Stütze des englischen Missionswerkes in diesen Gegenden bildet. Einige Stämme haben von den kunstfertigen Völkern, die sie unterwarfen, Geräte fertigen gelernt, welche zeigen, wie tiefe Wurzeln da und dort schon die Künste des Friedens geschlagen haben. (Vgl. die Abbildungen auf S. 403 und 415.) Zur Anerkennung der so vielgeschmähten Wayao soll hier auch nicht übersehen werden, daß schon mehrmals ihre Reiselust und Reisegewandtheit zu gunsten europäischer Forschungsreisenden verwertet werden konnten. Bombay, der von Burton und Speke bis Stanley fast alle von Zanzibar ausgehenden Expeditionen führen half, sowie Tschuma und Wainwright, die 1874 Livingstones Leichnam an die Küste brachten, gehörten dem Stamme der Yao oder Wayao an und haben sich reichliches Lob verdient. Auch unter den Trägern der Bagamoyokarawanen sind regelmäßig zahlreiche Angehörige dieses Stammes.

---

19. Krieger- und Hirtenvölker hamitischer Abstammung.

(Galla, Somali, Masai[1].)

„Ein kriegerisches und wildes Volk, das, unter Ein Haupt vereinigt, nicht nur Abessinien, sondern auch ganz Afrika hätte erobern können."
Krapf.

Inhalt: Afrikas Nordostecke. — Klima, Flora und Fauna des Galla- und Somalilandes. — Gemischter Typus des Volkes. - Tracht, Waffen und Schmuck. — Sagen über Ursprung und Herkunft. — Geschichtliche Spuren.

In die Klasse der Hirten-, Krieger- und Räubervölker des Ostens ragen aus der großen nordafrikanischen Völkergruppe der Hamiten Stämme herein, die im Süden echte Neger umschließen und im Westen so innig große Negervölker durchsetzen, daß trotz des weiten linguistischen und manches kleinern ethnographischen Unterschiedes ihre Anreihung an dieser Stelle geboten erscheint. Es sind die Galla, Somali und Masai.

Das Land der Galla und Somali nimmt die Nordostecke Afrikas zwischen dem Kap Gardafui und dem Äquator und zwischen der Küste und der noch unbekannten Wasserscheide des Indischen Ozeanes und des Weißen Nil ein. Es ist vorwiegend Hochebene, die durch einen mit der Küste parallelen niedrigen Gebirgszug, von welchem ein sanft sich abdachender Tieflandstreifen zur Küste hinabführt, nach Norden abgeschlossen wird. In einzelnen Teilen sind 800, in andern 1500 m seine höchsten Erhebungen. Von diesem vieldurchbrochenen Gebirge schaut man südwärts über ein welliges Hügelland, welches seinerseits von einem zweiten Gebirgszuge begrenzt wird, der „hoch, mit reicher Vegetation geschmückt, dem suchenden Auge keine Kluft, kein Thal bietet; bloß steile, schwer zu begehende, aber nicht sehr lange Pässe, die nur teilweise für das Kamel gangbar sind, führen hinüber" (Haggemacher). In seinem herrlichen Grün bildet das im Gan Libah gegen 3000 m ansteigende Gebirge einen prächtigen Gegensatz zu dem kahlen Küstenzuge im Norden und der weiten, herdenreichen Ebene, der Somaliprärie, die als bald ebene, bald wellige, von wenigen größern Hügeln unterbrochene Fläche sich hinzieht. Diese steinlose Gegend erinnert ganz an den Sudan, nur daß der Boden hier aus rotem Lehm statt schwarzer Erde gebildet wird. In dieser Hochebene und diesem Hügellande gibt es kaum einen dauernden Wasserlauf, ja wenige haben auch nur während der Regenzeit beständig fließendes Wasser. Wohl stürzen dann bei den heftigen Gewittern Gießbäche in ihnen herab, die ein Reisender treffend die „Lawinen Afrikas" genannt hat; aber so rasch, wie es gekommen, verrinnt deren Wasser. Erst weiter abwärts, wo viele Wasser zusammenrinnen, eilen beständig wasserreiche Flüsse, deren Ufer schmale Streifen dichter Wälder aus Feigenbäumen, Tamarisken und Akazien einfassen, dem Meere zu. Der bedeutendste unter ihnen, der

---

[1] Der Völkername Galla (auch Gala geschrieben) bezeichnet nach Bruce Hirten, nach Krapf Einwanderer, nach Rich. Brenner im Munde der Araber überhaupt Ungläubige, Barbaren. Es ist dies jedoch ein Name, der ihnen von außen, sei es von Abessiniern oder Arabern, beigelegt ward, und kein fester ethnographischer Begriff; denn wir hören, daß auch die Masai und Wakuafi als Galla bezeichnet werden. Sie selbst nennen sich Orma oder Oroma (Krapf) oder Ilmorma (Isenberg), was Menschen, Männer, Menschenkinder bedeutet. Isenberg konnte bei seinem längern Aufenthalte in Zeila und Umgebung den Sinn des Wortes Somali nicht erfahren. Doch erinnert er daran, daß ein Volk in Kordofan bei Dairi den Namen Tumali trage, ebenso wie Dongola an Danakil anklinge. Nach Fischer geben die Masai sich selbst diesen Namen. J. M. Hildebrandt leitet Masai von masa, Besitz, ab; es würde demnach Reiche bedeuten, was nicht wahrscheinlich ist. Oigob oder Orloigob, womit sie und die Wakuafi sich selbst bezeichnen, soll soviel wie Starke, Herrscher bedeuten. Wakuafi endlich leitet man vom Kisuaheliworte kafi, Bootruder, her, weil ihre breitklingigen Lanzen Ruderform haben.

Wobi oder Webbi, ergießt seine von Ackererde blutroten Wellen wie „einen schmutzigen Blutstrom" (ein nur zu treffendes Wahrzeichen des blutgetränkten Somalilandes) in einen hinter dem Küstengebirge von Brava liegenden Sumpf. Wenn aber die Somali von Seen sprechen, so verstehen sie darunter große, in Felsen gehauene oder gemauerte Sammelbecken, deren Wasservorrat hinreicht, um fünf bis sechs Monate lang einen Stamm samt seinen Herden zu tränken. Natürliche Seen gibt es im Somalilande nicht.

Die Regenzeit der Küstenstriche dauert vom Dezember bis Anfang Mai, während im Innern die starke Regenzeit (Gu), in welcher zwei- oder dreitägige ununterbrochene Regengüsse mit ein- bis zweitägigen Pausen abwechseln, vom April bis Juni anhält, worauf dann die schwache Regenzeit (Haga) mit feinen, aber dem Wachstume günstigern Regen vom Juli bis in den Oktober folgt. Dann schließt sich im Oktober die Zeit der Platzregen und immer spärlicher werdenden Gewitterregen an (Keren und Dair), und endlich folgt vom Januar bis März die dreimonatliche Trockenzeit, der Sommer (Djlal), von dessen zeitigem Abschlusse zu Ende März das Wohlsein der Bevölkerung, d. h. das Gedeihen ihrer Herden, abhängt. Die Temperatur ist in den Küstenstrichen ozeanischer als in den Küstengegenden des Roten Meeres, denn ihre Höhe ist fast stets durch Seewinde gemildert. Im Innern ist der Gegensatz von Tageshitze und Nachtkühle bedeutend, er erreicht 12—18°. Die Hitze der Trockenzeit kann ausnahmsweise auf 32° C. steigen, die Kühle der Regenzeit auf 8° C. sinken; aber im allgemeinen ist dies Hochebenenklima gemäßigt und erfrischend.

Der Pflanzenwuchs ist an der Küste ärmlich, dem der Samhara ähnlich: große, armleuchterartige Euphorbien, Mimosen, Koloquinten herrschen vor. Nur an den Flußufern wachsen schattige Haine auf. Aber in dieser trocknen Hitze gibt es kaum ein Kraut, das nicht seinen starken Duft aushauchte, und schon früh hat man hier „die Küste der Wohlgerüche" gesucht. Im Innern herrscht die Savanne, die selbst von Mimosenbüschen wenig unterbrochene Wiesenflur, welche den größten Teil dieser Länder zu einem der besten Weidegebiete der Erde macht. „Wie schade ist es doch", ruft Krapf, „daß diese schönen Länder nicht besser benutzt werden; denn die Galla haben so fruchtbare, wasser- und weidereiche Gegenden, geeignet für den Landbau sowohl als für die Viehzucht, daß man in Europa sich keine Vorstellung von ihrer Schönheit machen kann. Dabei ist das Klima so mild, so gesund wie in Italien oder Griechenland." Am Wobi tritt zum erstenmal der Charakterbaum Mittelafrikas, der Affenbrotbaum, auf. In den Gebirgen wachsen drei verschiedene Arten von Weihrauchbäumen, von denen der übrigens als Schattenbaum beliebte Djan Der durch Anbohren der braunen, als Gerbstoff verwendeten Rinde den feinsten Weihrauch (Liban Maskati oder Liban Maheri) liefert. Hildebrandt fand im Somalilande auch Drachenblut und Aloe, die aber gar nicht ausgenutzt werden. Die Weidegräser ausgenommen, ist die Zahl der einheimischen Nutzpflanzen gering. Man bereitet Pfeilgifte aus einer Aristolochia und einer Wabey genannten Euphorbie. Im Westen ist die Sykomore, der breitschattige Schirmbaum, den Galla heilig; wer, von Feinden verfolgt, sich unter ihren Schatten flüchtet, hat ein sicheres Asyl. Der Meswag- oder Raakbaum ist häufig; die Gläubigen reinigen sich mit seinem Harze die Zähne, weil ein mit gereinigtem Munde gesprochenes Gebet vierzigmal wertvoller ist als ein andres. Gummibäume sind überall verbreitet. Am Wobi findet man viele verwilderte Weinreben, Limonen, Mandeln, Feigen rc., Reste eines einst blühendern Gartenbaues, von dem auch zahlreiche alte Brunnen und Zisternen Zeugnis geben. Der heutige Ackerbau der Somali ist viel ärmlicher: Durra, Mais, Weizen und Erbsen sind seine einzigen Früchte. Wo aber der Ackerbau mit Eifer betrieben wird, wie in den Ländern der Südgalla am Tana und Sabaki, zeigt sich eine große Fruchtbarkeit. Richard Brenner nannte dieses Land das fruchtbarste und bestangebaute, das er auf seinen Reisen gesehen. Das Somaliland allein hat keinen Getreidebau.

Die Fauna des Galla- und Somalilandes ist eine sehr reiche. Von den Raubtieren ist der Leopard am gefürchtetsten, da er dreimal mehr Menschen töten soll als der häufigere,



Ein Gallamönch vom Stamme Limu aus Enarea (nach Photographie aus Pruner Beis Sammlung).

aber weniger gefürchtete Löwe (Libah). Wenn daher die Somali nachts ein beschattetes Flußbett oder sonst eine bedenkliche Lokalität kreuzen, halten sie sich zum Schutze gegen den Leoparden den Schild in den Nacken. Zu Handelszwecken fangen und zähmen die Galla

die Zibetkatze; zahme Katzen und Hunde werden als unrein nicht gehalten. Die Paviane sind außerordentlich häufig wegen der Schonung, die sie hier genießen, da der Somali gleich dem Araber sie für von Gott verfluchte Menschen hält. Der Elefant wird gewöhnlich von Gesellschaften gejagt, aus welchen einer den Speer schleudert, während ein andrer dem verwundeten Tiere mit dem Schwerte eine Sehne durchschlägt; auch mit vergifteten Lanzen sucht man ihn zu erlegen ebenso wie das Rhinozeros, aus dessen Haut beliebte Schilde gemacht werden. Das Zebra und der wilde Esel werden weder gejagt noch gezähmt, und das Wildschwein wird nicht einmal berührt. Des Fleisches wegen stellt man nur den mannigfaltigen Antilopen nach. Den im Somalilande häufigen Strauß jagt der Somali zu Pferde, der Rami zu Fuße mit vergifteten Pfeilen, sein Fleisch verschmähen sie jedoch. Hühner, Tauben und alles andre Geflügel gilt als unrein. Geschätzt wird nur der Honigvogel, welcher den Menschen durch sein Geschrei zu den Erdhügeln der Honigameisen und zu den Bienenstöcken in den alten Bäumen führt, zugleich aber auch mit einem andern Schreie vor Löwen warnen soll. Bienenzucht treiben die Harar. Alle Reptilien, Amphibien und Fische verabscheut der Somali.



Ein Gallamönch vom Stamme Limu aus Enarea (nach Photographie aus Pruner Beis Sammlung).

Das Volk der Galla, dessen Gesamtcharakter am treffendsten in die sehr allgemeine und daher wenigstens unschädliche Definition „halb Neger, halb Araber" (Guillain) zu fassen ist, hat in diesem weiten Gebiete die Ostecke Afrikas, von der Nordgrenze der Suaheli bis Abessinien, inne und erstreckt sich, unbekannt wie weit, nach dem Innern Afrikas zu. Die geschichtliche Stellung der Galla gegenüber den Abessiniern und teilweise auch den Küstenarabern, die lange Jahre hindurch das Monopol hatten, Europa mit den vielgesuchten afrikanischen Neuigkeiten zu versehen, muß vorsichtig gegenüber den ältern Urteilen über die Galla machen, welche eben fast durchaus aus feindlichen Quellen schöpften. Bestimmte geographisch abgetrennte Teile der Galla sind die Somali in dem gleichnamigen, die Nordostecke Afrikas bildenden Lande, die aus den Umgebungen des Kilimandscharo und Pangani bis tief in das Herz Afrikas schweifenden Hirtenvölker der Masai und Wakuafi, wahrscheinlich auch der Wahuma und Verwandten, welche weite Negerländer in der Region der Nilquellseen sich unterworfen haben. Man hat bei der Unsicherheit des Begriffes Galla im Zweifel sein können über die Grenzen dieser Völkergruppe, zumal dieselbe der Mehrzahl nach nomadisierende Stämme umschließt. Durch Zusammenwerfen mit den Watuta der Nyassa- und Tanganikaregion hat Krapf sie sogar südlich von Unjamwesi wieder auftauchen lassen. Sieht man von der Ähnlichkeit des äußern Habitus ab, die sie zu gar manchen Völkern Afrikas, vor allen den Abessiniern und Nubiern, in nähere Beziehung zu bringen geeignet ist, so kann man den Sabaki als die Grenze bezeichnen, über welche eigentliche Galla südwärts nicht vorgedrungen sind, während im Norden der Keil mohammedanischer Galla zwischen Schoa und dem

eigentlichen Abessinien ihre nördlichste Abzweigung bezeichnet. Die von Munzinger zu ihnen gerechneten Schoho würden den am weitesten nordwärts, an die Nordgrenze Abessiniens vorgeschobenen Posten bilden. Die abgelösten Zweige reichen dagegen weiter. Die Masai finden erst in Ugogo ihre Grenze, die Wakuafi sitzen um den Baringo und Naiwascha, und von der weiten Ausbreitung der Wahuma im Nilseengebieten werden wir im nächsten Abschnitte zu sprechen haben.

Die Galla haben keinen einheitlichen Volkstypus. Man kann sie von vornherein als Mischvolk bezeichnen, wie es den Abessiniern geschieht, mit denen viele von ihnen so viel Ähnlichkeit haben, daß man sie schwer unterscheiden kann. Das Gemeinsame der Galla ist eben nicht anthropologisch, sondern ethnographisch. Hildebrandt stellt sie ganz allgemein und zwar anthropologisch und ethnographisch „zwischen die Arier und Afrikaner". Er schrieb im Somalilande: „Obgleich ich mehrere Jahre mit diesem Völkerkomplex verkehrte, blieb es für mich doch immer schwierig, einem Individuum auf den ersten Blick anzusehen, ob es z. B. ein dunkler Hadrami-Araber, Somali, Gála, Dánkali, Bedja oder gar Masai, Nikamba oder M'djagga sei". Was in den Harems und den Tanzbuden Ägyptens und Nubiens als Abessinierinnen so hoch im Werte steht, soll seltener von abessinischem als von Gallablute sein. Auch in Zanzibar werden Gallamädchen mit Vorliebe von Europäern und Indern gesucht. „Das einzige Kennzeichen, das fast jedes Mitglied dieser Hirten- und Räuberstämme brandmarkt, sind die vielen Narben. Auch erfreut sich die Abteilung der Somali eines wild wuchernden, durch Kalkschminke gelbrot gefärbten Haarwuchses." (Haggemacher.) Im übrigen ist der abessinische oder arabische Typus, mit schmalem Gesichte, Adlernase, feinem Munde, zusammengepreßten Lippen, hart neben dem äthiopischen, mit Stumpfnase, Wulstlippen und starken Backenknochen, oft in derselben Familie vertreten. von der Decken fand die Südgalla im Gegensatze zu den Negern riesenhaft gewachsen, schlanke Urbilder von männlicher Kraft. Fischer hebt bei den Wakuafi die große Magerkeit hervor und fand bei den Masai Leute von europäisch angenehmem Ausdrucke neben tierisch negerhaften Gesichtern. Die scharfe Sonderung in Stämme von sehr verschiedenem Range deutet an sich schon verschiedenartige Herkunft an, und die Geschichte der Galla lehrt Einwanderungs- und Urbevölkerungssagen kennen, die nicht aus der Luft gegriffen sind. Zwar halten sich die Galla an den Küsten ziemlich streng von den Ausländern zurück, ebenso wie sie im Innern durch die Natur des Landes oder durch grundverschiedene Sitten und Gebräuche von den Negern gesondert sind. Aber mächtige Einwandererscharen haben sich mehr als einmal in das Innere dieses Volkes gedrängt selbst noch in geschichtlicher Zeit, und welches auch die Urbevölkerung gewesen sein mag, sicher ist, daß nun ein guter Teil arabischen Blutes in die Adern derselben übergeführt ist. So ist es denn nicht erstaunlich, wenn die Körperfarbe von licht milchkaffee- bis dunkelbraun (schwarz), das Haar vom wolligen bis lockigen, der Gesichtstypus vom kaukasischen bis zum „schwärzesten und häßlichsten" Negertypus (Burton von den Isa) schwankt. Aber bei den reinern Galla wiegt das Helle in der Hautfarbe vor, und angeblich soll man selbst in Abessinien die Gallasklaven an ihrer hellern Hautfarbe erkennen. Ein bei den Küstensomali des Nordens vorwaltender Typus wird von Burton folgendermaßen bestimmt: „Mehr langer als runder Kopf, große, wohlgebildete Stirn, große, schöne Augen und Augenbrauen, vorstehende Backenknochen und Unterkiefer, dicke Lippen und vorstehendes Kinn, meist geringer Bart, hartes, schlicht geringeltes Haar". Ebenso schildert Révoil die Medschertin, die er für die reinsten der Somali hält. Guillain will im allgemeinen im Süden mehr Negerhaftes als im Norden getroffen haben, was nicht unwahrscheinlich ist und insofern von Fischer bestätigt wird, als dieser Masai und Wakuafi vorwiegend dunkelbraun, selten hell fand, während von der Decken gerade die Südgalla sehr wenig

negerhaft zeichnet. Seine Schilderung des allgemeinen Charakters der Somali stimmt mit der vorstehenden, doch bezeichnet er die Augen als ziemlich klein und tief liegend und fügt hinzu: weite Nasenlöcher, Zähne gerade, Kinn oft zurücklaufend, Gesichtswinkel 80—84°, Glieder mager, Waden kaum merklich, Durchschnittsgröße der Männer 1,69, der Weiber 1,60 m. Der Gesamtbau der Männer wird ferner als etwas schmal bezeichnet im Verhältnisse zur Größe.



Ein Masaikrieger im vollen Schmucke (nach Photographie von Dr. Fischer). Vgl. Text, S. 428.

Über den Charakter der Galla etwas allgemein Richtiges zu sagen, ist schwierig aus zwei Gründen: einmal, weil, wie erwähnt, ihre geographische Lage die Gewinnung sicherer Nachrichten so sehr erschwert, dann aber auch wegen der offenbar vorhandenen tiefen Unterschiede zwischen Nord- und Südgalla. Jene und vor allen die mit den Abessiniern in stete feindliche Berührung gekommenen mohammedanischen Wollo-Galla werden als ausgezeichnet durch Fanatismus, Treulosigkeit und Raublust geschildert, während die heidnischen Südgalla sich durch Treue, Offenheit, Redlichkeit auszeichnen. Neuere Beobachter, wie von der Decken und Kinzelbach, waren über den Mangel der den Südgalla an der Küste angedichteten übeln Eigenschaften überrascht und beschreiben sie als in ihrem Auftreten eher angenehm und gewinnend.

Hauptstück der Tracht ist eine Art Toga, ein Stück Baumwoll- oder Kamel- und Ziegenhaarzeug von etwa 4 Ellen Breite und 8 Ellen Länge, womit sich die Männer in der

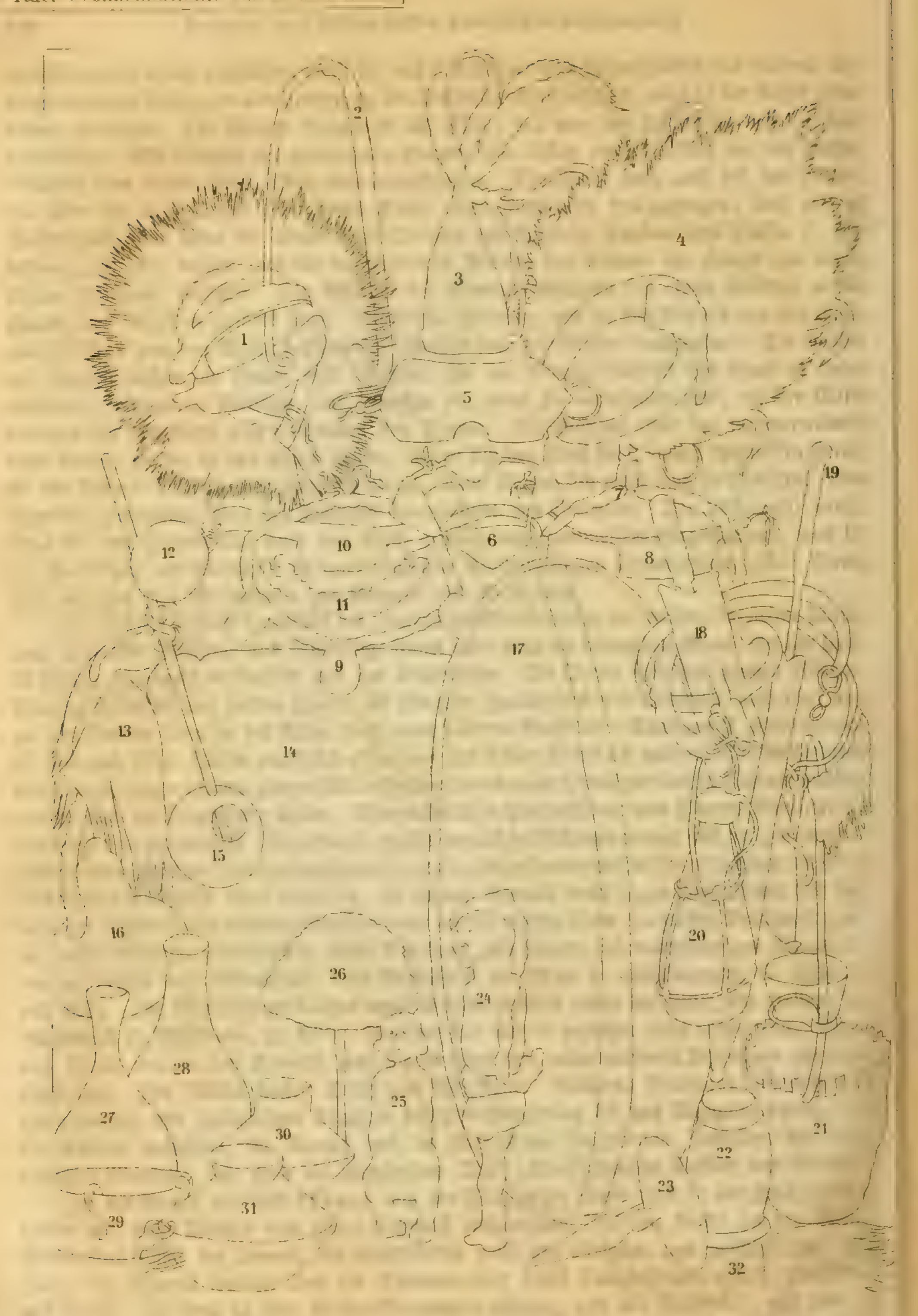
verschiedensten Weise umhüllen, meist so, daß Oberkörper und Unterschenkel frei bleiben. Ein baumwollenes Tuch, von den Lenden zu den Unterschenkeln reichend, wird in der Regel unter diesem getragen. Die Weiber tragen es als Kleid, das von den Hüften zu den Knöcheln herabhängt. Die Frauen der Hirtengalla tragen statt dessen ein Lederkleid von den Hüften abwärts oder unter jener Toga eine Lederschürze. Die Brust deckt auch bei den Frauen ein über die linke Achsel gebundenes Tuch. Der Kopf wird frei getragen; doch gibt es Ausnahmen, wie denn die Leute vom Stamme der Wobado Turban und Takkie (s. Abbildung, S. 28) tragen und die verheirateten Frauen der Somali ihr Haupt mit einem blauen Turbane bedecken. Die Männer der Somali schmieren sich einen Kalkbrei in die Haare, der dieselben gelbrot färbt. Künstliche Frisuren, wie sie Wakefield von den Galla und Fischer von den Masai beschreiben, scheinen nur den Negern nachgeahmt. Die Weiber im Innern lassen die Haare wild wachsen, die der Somali flechten das Haar in kleine Zöpfchen, solange sie Mädchen, und bedecken es, wenn sie verheiratet sind; die der Masai rasieren sich den Kopf und enthaaren den Körper. Die Männer aber der mohammedanischen Galla, welche in den Krieg ziehen, scheren sich den Kopf kahl, damit ihnen kein Feind, sie am Schopfe haltend, den Kopf abschlage. Arme kleiden sich wohl auch in Tierfelle. Eine gegerbte Ziegenhaut über der Schulter kennzeichnet den Betenden. Der Leib und, wenigstens bei den Hirtengalla, auch das Kleid werden mit Hammelfett eingeschmiert, was bei der Seltenheit des Waschens zu unerträglichen Ausdünstungen Veranlassung gibt. Wenig hilft dagegen das Anräuchern des Körpers mit Weihrauch.

Als Schmuck ist bei den Galla des Innern ein Elfenbeinring am rechten Oberarme häufig, auch zahlreiche Messing- und Eisenringe findet man wohl an demselben Arme. An der Küste ist Silber allgemein verbreitet und am beliebtesten. Die Ohren sind mit großen silbernen Ringen, Rosetten und Ketten geziert; an Fingern, Handgelenk und Oberarm, nicht aber auch an den Beinen oder in der Nase, trägt man silberne Ringe oder Spangen (s. Abbildungen, S. 430 und 436). Hierin macht sich offenbar indischer Einfluß geltend. Die Gallafrauen des Innern tragen oft den ganzen linken Unterarm mit einem spiraligen Drahte dicht umwunden, wie es auch die Negerinnen lieben. Eine vielfarbige Perlenschnur und silberne Amulette um den Hals sind gewöhnlich. Die Somali, welche fanatische Mohammedaner sind, tragen an einem Lederriemen zwischen zwei großen Bernsteinperlen einen Koranvers im Ledertäschchen am Halse. Der Mann geht nicht ohne Waffen, die bei den Somali durch regen Kontakt mit den Arabern am reichsten und mannigfaltigsten sind: an der rechten Seite ein großes Dolchmesser, auf der linken Schulter zwei Speere, wohl 2 m lang, mit langer, fast ruderförmiger Klinge, den runden Schild aus Rhinozeros- oder Büffelhaut am Arme (s. Abbildungen, S. 431, 432 und 433). Die Masaikrieger tragen ovale Schilde, ähnlich denen der Zulu, mit grellen Farben bemalt (s. Abbildung, S. 427). Gewehre sind nur in geringer Zahl vorhanden. Bogen und Pfeile werden den Kindern zum Spiele oder den unterworfenen Stämmen zur Jagd überlassen. Im Gürtel stecken Dolch und Wurfkeule. Richard Brenner sah außerdem den eisernen, mit halbzölligen Stacheln besetzten Streitring bei den Südgalla häufig, und die Narben desselben, im Ringen und im Kriegstanze beigebracht, bedeckten die Brust manches Mannes. (S. auch die beigeheftete Tafel „Ostafrikanische Waffen und Geräte“.)

In der Arbeit des Ackerbaues und der Viehzucht sowie auch in den Industrien, denen alle diese Waffen und dieser Schmuck entstammen, sind die Galla an der Grenze Abessiniens sowie die Somali der Küstenstädte wohl am eifrigsten und geschicktesten. Die Galla von Enarea werden über die Schoaner oder selbst Südabessinier gestellt hinsichtlich des Eifers, mit dem sie ihre Kaffeepflanzungen pflegen, und des Geschickes, mit dem sie kunstvolle Waffen, wie Dolche mit silbereingelegten Elfenbeingriffen, verfertigen. Die echt afrikanische Kunst des dichten Flechtens, welche z. B. Reiseflaschen für Milch oder Wasser



[Zur Tafel „Ostafrikanische Waffen und Geräte“.]



1 Kopfschmuck (Wanyamwesi). 2 Peitsche (Somal). 3 Stirnschmuck (Wasaku). 4 Kriegsschmuck (Masai). 5 Kriegsmaske (Wasaku). 6 Halsschmuck (Wanyamwesi). 7 Halsschmuck (Wanyamwesi). 8 Halsschmuck (Somal). 9 Frauenschmuck (Somal). 10 Knieglocke (Masai). 11 Armbänder (Suaheli). 12 Nashornkeule (Masai). 13 Beinschmuck aus Affenfell (Masai). 14 Tasche mit Muscheln (Somal). 15 Wasserschöpfer (Suaheli). 16 Wasserkalebasse (Suaheli). 17 Bemalter Schild (Masai). 18 Schwert (Masai). 19 do. (Watuta). 20 Wasserflasche (Somal). 21 Buttergefäß do. 22 Geflochtenes Körbchen (Somal). 23 Schüsseldeckel (Uganda). 24 Fetisch (Nyassa, Wayao). 25. Fetisch (Nyassa, Wayao). 26. Perücke (Uganda). 27.–29. Thongefäße (Udschidsch[i]). 30 Thontopf (Ugogo). 31 Speiseschüssel mit Deck[el] (Soma[l]). 32 Matte (Somal).



OSTAFRIKANISCHE WAFFEN UND GERÄTE.



herstellt, ist auch bei den Galla und Somali heimisch. Ebenso üben sie die Holzschnitzerei. Die in den letzten Jahren hierher vorgedrungenen Italiener, wie z. B. Caprotti, bestätigen die bezüglichen Urteile älterer Beobachter, wie Salts und Bekes. Die rein nomadischen Stämme verfertigen dagegen fast kein Gerät, sondern tauschen alles gegen Viehzuchtprodukte von den ackerbauenden Negerstämmen ein. Sie sind darin so konservativ, daß z. B. die Masai noch immer nur in Leder sich kleiden, trotzdem seit Jahrzehnten die Karawanen mit allen möglichen Waren von der Küste in ihr Land kommen. Isenberg sagt ganz allgemein von den Galla: „Die Viehzucht ist bei ihnen besser bestellt als bei den Abessiniern". Auch unter den Somali, die fast durchaus nomadisch sind, gibt es ackerbauende Gruppen; Indigo bildet beispielsweise eine der Ausfuhren von Bender-Maraya, während freilich der Getreidebau dort fast gleich Null ist. Der Handel an der Nordküste des Somali-



Somaligefäße: 1 Feuertopf — 2 Henkeltopf — 3 Geschlossenes Gefäß zu Bähungen der Frauen (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/3 wirkl. Größe.

landes ist nicht unbedeutend. Zu Miles' Zeit (1871) machten sechs den dortigen Kaufleuten gehörige Buglas die Fahrt nach Bombay. Die Ausfuhr besteht aus Gummi, Weihrauch, Indigo, Dumfrüchten und Matten, und zwar ist der Handel großenteils in arabischen, teilweise auch in indischen Händen. Aber die Südgalla, die Masai und Wakuafi, sind die echtesten Nomaden, welche fast nur tierische Kost, zwar kein rohes Fleisch, wohl aber warmes Blut (besonders bei der Vollmondfeier) oder Blut mit Milch zum Getränke gemischt, genießen. Die Butterbereitung ist nicht bekannt. Der Herdenreichtum ist sehr groß, so daß bei manchen Stämmen 7—8 Rinder auf den Kopf gerechnet werden. Zum Reiten werden gesattelte und am Nasenringe geleitete Ochsen benutzt, ebenso Pferde, die im Norden häufig sind und gegen Süden abnehmen, aber nicht Kamele, wiewohl letztere bis zum Sabaki vorkommen. Esel sind immer in den Karawanen der Panganiroute vertreten.

Die Städte partizipieren an dem unsteten Charakter des ganzen Volkes. Bender-Maraya (oder Miraya), die Hauptfestung der Medschertin-Somali, hat in der toten Zeit in seinen ca. 200 Häusern 600—700 Einwohner, welche sich in der Handelszeit verdoppeln, wo die mit Gummi und andern Produkten beladenen Kylas aus dem Innern und die arabischen Kaufleute von der arabischen Küste hier zusammenkommen. Mit dem

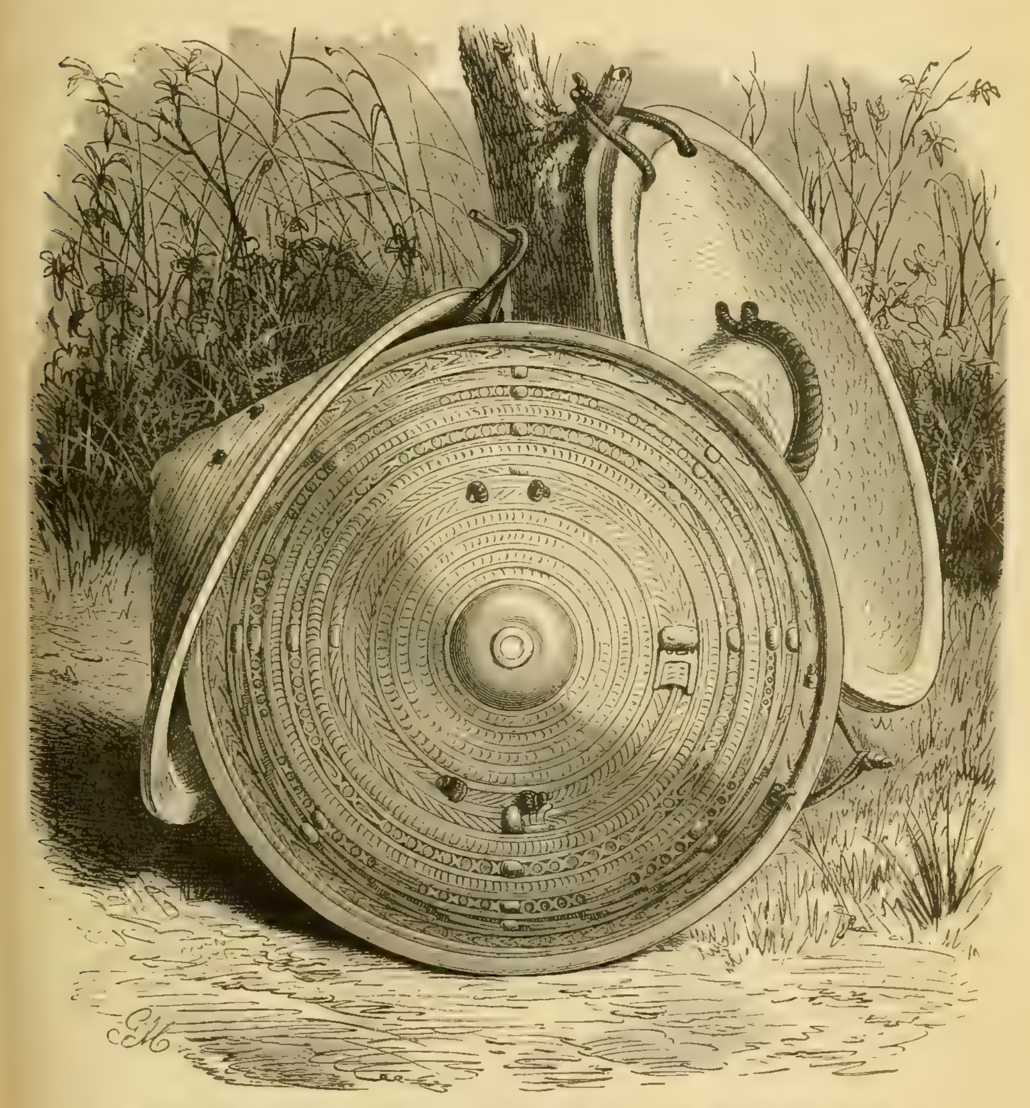
Unterschiede des seßhaften und nomadischen Lebens geht derjenige dichterer und dünnerer Bevölkerung Hand in Hand. Brenner rechnet die Südgalla nur zu 20,000, die unter der Linie wohnenden Borani-Galla schon zu 150,000. Krapfs Annahme von 7 bis 8 Millionen ist aber sicher zu hoch. Nach Fischer ist ohne äußern Anlaß bei ganz gleichbleibendem Wasserreichtume und Fruchtbarkeit in den Masai der Wandertrieb immer gleich rege, so daß irgend ein Teil des Landes ohne Motiv fast menschenleer, während ein andrer übervölkert ist. Ihre Hütten aus rund gebogenen Zweigen und Häuten mit Kuhmistbewurf sind wenig dauerhaft und stehen immer in dem Kreise, der die Herde einschließt.



Ein silberner Frauenschmuck der Somali (Museum für Völkerkunde, Berlin). Wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 428.

Auffallend und merkwürdig sind die politischen und sozialen Einrichtungen in mehreren Beziehungen. Während die Besitzunterschiede groß sind, gibt es keine Sklaven und keine eigentlich dienende Klasse. Die letztere wird durch bestimmte niedriger gestellte Elemente repräsentiert, die national verschieden sind (vgl. S. 441 und 443). Erbliches Herrschertum findet man besonders bei den nördlichen Stämmen, welche in dieser Hinsicht, wie in so mancher andern, dem Einflusse der Abessinier unterworfen sein mögen. Aber eine zentralisierte Macht, wie Abessinien oder selbst einzelne abessinische Provinzen sie darstellen, findet man bei ihnen nicht. Isenberg und Krapf, die doch nur einen Teil des Landes besuchten, fanden „über 50 Volksstämme, welche fast alle voneinander unabhängig sind, hier und da in Feindschaft miteinander leben, aber dieselbe Sprache reden und ursprünglich dieselbe heidnische Religion hatten“. Die Häupter dieser Stämme, Heiu genannt (Heiütsch nach Kersten), werden gewählt, und diese Regierung durch auf Zeit gewählte

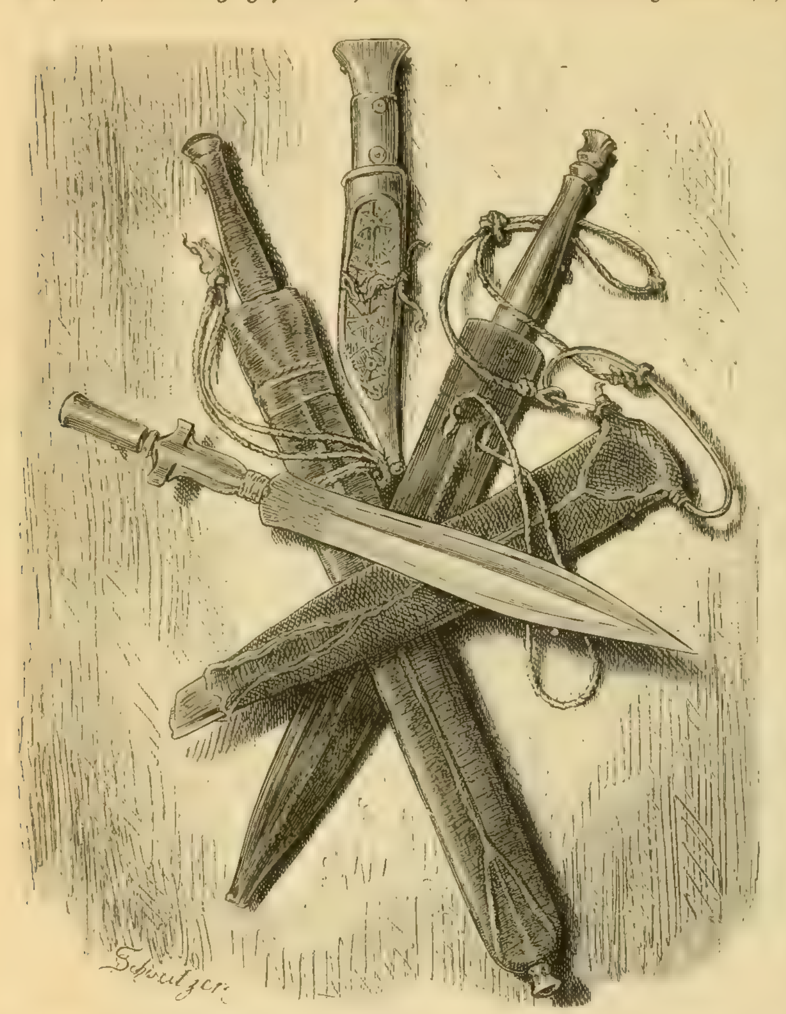
Häuptlinge ist ein eigentümlicher Zug im politischen Leben der Galla. Er muß ein Mann von Schlauheit und Mut im Kriege und von Rednergabe sein; er hat keine bestimmte Residenz, sondern zieht in seinem Stamme umher, indem er alle Hauptangelegenheiten untersucht. Wo er eben weilt, haben ihn seine Unterthanen zu unterhalten. Nach einer Regie-



Schilde der Somali (Christy Collection, London). 1/6 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 423.

rung von acht Jahren tritt der Heiu ins Privatleben zurück. Dieses Oberhaupt ist selbstverständlich auch der einzige Handelsmann seines Stammes, keiner seiner Unterthanen darf direkt mit Fremden handeln. Gleichzeitig ist der Heiu großer Grundbesitzer, so daß sich Révoil bei den Somali an unsre mittelalterlichen Feudalzustände erinnert finden konnte. Beschränkt ist diese Herrschaft durch den Rat der Aba Worati, d. h. Familienväter. Eine auf derselben Basis ruhende, aber seltsam komplizierte Regierung fand Krapf bei den Galla von Wakaungu, nämlich eine Scheidung in sieben Stämme mit zwei Heiu, einem „großen“

und einem „kleinen“, welche alle sieben Jahre neu gewählt werden. Unter den beiden Heiu stehen zwei weitere Häuptlinge, Mora genannt, von denen einer die Befehle des großen, der andre die des kleinen Heiu ausführt, und neben ihnen besteht ein öffentlicher Redner, Laskari, für die Volksversammlungen, da kein Häuptling selbst spricht. Eine Neigung zur Kastensonderung geht durch alle diese Völker. So gliedern sich bei den Masai die Krieger in vier, die Nichtkrieger in drei Klassen, deren jede ihren Sprecher hat. Révoil ist der einzige, der von einer genauen Abgrenzung und Verteilung des Grundeigentumes, z. B. selbst in den weihrauchliefernden Gebirgsgegenden des Somalilandes, erfuhr, so weitgehend, daß, wer Weihrauch, Gummi und dergleichen auf fremdem Boden sammelt, bestraft wird. Auch behauptet er, daß alle Somali Grundsteuer an den Sultan zahlen, während die Fremden eine Kopfsteuer, Aschur, zu entrichten haben.

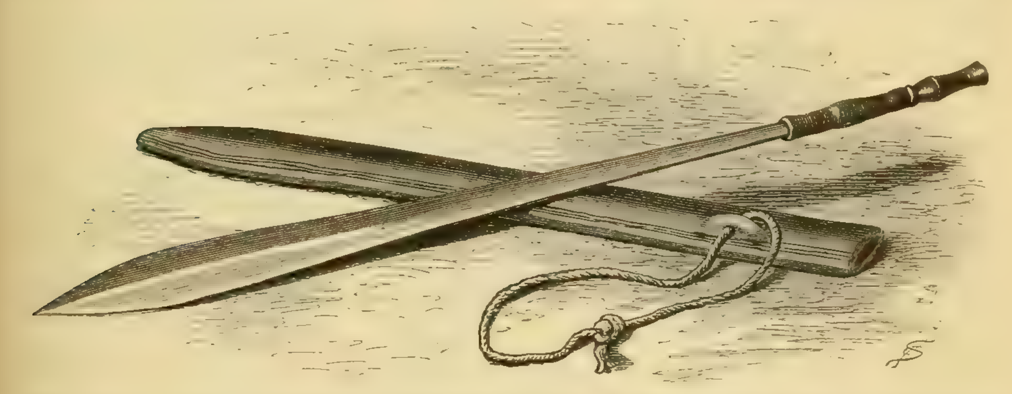


Schwerter der Wandaruma und Waffequa (ethnographisches Museum, München). 1/6 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 428.

Von dem Volke der Somali haben 2 mohammedanische Stämme, jene nämlich, welche Isenberg als Isa oder nördliche und Gudoburſi oder mittlere bezeichnet, Könige. Dieselben werden Ugas genannt (erinnernd vielleicht an den Negus der Abessinier?) und tragen als Krone eine strahlenförmig gefurchte, in der Mitte spitz zulaufende gelbe Lederkappe, die mit einem Goldknopfe und einer Tresse an der Spitze versehen ist und mit einem Turbane umwunden wird; Auch tragen sie einen roten Mantel. Ihre Autorität entspricht aber nicht ihrem äußern Glanze. „Ugas Farech“, erzählt Isenberg, „lächelte oft, wenn die Rede davon war, daß er seinen Leuten etwas befehlen sollte. Er sagte: ‚Die Leute laufen mir nur darum nach und halten sich zu mir, damit ich ihnen zu essen geben und sie kleiden soll‘.“ Wahrscheinlich stehen diese Könige in irgend einem, wenn auch nur formalen Abhängigkeitsverhältnisse zu dem Emir von Harar. Wie die Medschertin-Somali, der am

besten gekannte und zahlreichste, wenn auch vielleicht unzivilisierteste Stamm der Somali, so haben auch diese ein gemeinsames Haupt, Boghor, das aber ebenfalls nur eine theoretische Oberherrschaft auszuüben scheint, da unter ihm nicht weniger als 30 Unterstämme, jeder mit besonderm Häuptlinge, stehen und die Bewohner der Küstendörfer, die als Strandräuber ohnehin nicht viel Autorität anerkennen, die Halb- und Ganznomaden nach der Verschiedenheit ihrer Lebensweise weit auseinander gehen. Die von verschiedenen Reisenden verschieden angegebene Zahl der Hauptstämme der Somali, welche z. B. von Guillain folgendermaßen gegliedert werden: 1) Adschi, zu denen die Medschertin gehören, 2) Hawia mit den Abgal, 3) die wahrscheinlich einen tiefer stehenden Stamm darstellenden Rami, Rann oder Rahanwin, führt wohl auf diese Unbestimmtheit der politischen Gliederung zurück. Révoil schätzt die Somali im ganzen auf 108,000 Köpfe.

Führung der Kriege, deren Zweck fast immer nur Rinderraub ist, Verteilung des Raubes und Friedensschlüsse sind die Hauptfunktionen dieser Herrscher oder Häuptlinge. Bei



Ein Schwert der Galla mit Scheide (ethnographisches Museum, München). 1/6 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 428.

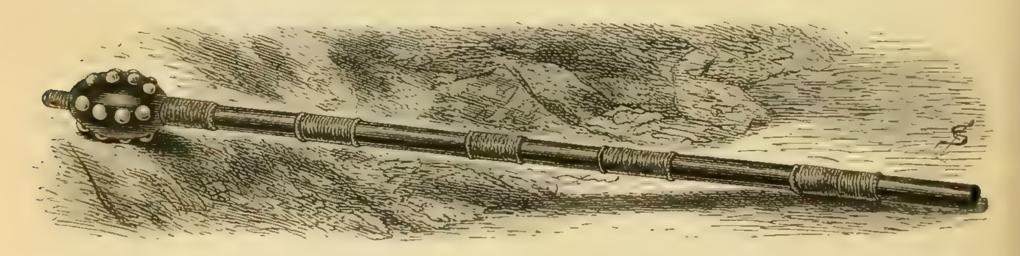
den kriegerisch gebliebenen Stämmen zerfällt das ganze Volk in Krieger und Nichtkrieger. Die erstern heiraten nicht, rauchen nicht und trinken keinen Branntwein. Bei den Masai findet sich zwischen beiden eine Mittelklasse von Verheirateten, die gelegentlich doch in den Krieg ziehen. Oft entscheidet Abneigung gegen den Krieg oder bei Reichen Gleichgültigkeit gegen neuen Rindererwerb den Eintritt in die Klasse der Nichtkrieger. In der Regel schlagen die Galla sich gut und mit Mut, haben aber eine abergläubische Furcht vor Feuerwaffen, und sobald sie einige von ihren Leuten fallen sehen, ergreifen sie die Flucht. Wird ein Feind im Kriege getötet, so wird er verstümmelt (abessinische und altägyptische Sitte). Teile seines Körpers führen die grausamen Feinde als Trophäe mit nach Hause, wo sie dieselben aufbewahren, damit sie von ihnen selbst und von ihren Frauen als Halsschmuck getragen werden. Bei einigen Stämmen soll die Zahl der Elfenbeinringe, die ein Mann trägt, die Zahl seiner getöteten Feinde bezeichnen und kein Jüngling als Mann betrachtet werden, solange er keinen Fremden getötet hat.

Die Jagd ist eine Lieblingsbeschäftigung der Galla; sie sind zugleich kühne und gute Jäger. Ihre zu diesem Zwecke gebrauchte Waffe ist die Lanze, die oft vergiftet ist, um dem verwundeten Tiere schneller den Tod zu geben. Die Nordgalla jagen fast immer zu Pferde.

Die Rechtspflege der Galla ist einfach und grausam, wie sie dem Räuber- und Hirtenvolke eigen ist. Der Mörder wird den Angehörigen des Ermordeten übergeben, die mit ihm machen können, was sie wollen. Hat der Ermordete keine Verwandten, so übergibt man den Mörder dem Könige, der ihn mit derselben Waffe, mit der jener den Mord begangen,

töten läßt. Der auf der That ertappte Dieb muß den doppelten Betrag des gestohlenen Gutes ersetzen. Hat er aber nur gestohlen, um seinen Hunger zu stillen, so wird er wieder freigelassen. Ein während des öffentlichen Marktes auf der That ertappter Dieb wird mitten in die Menge geführt, die ihn der Kleider beraubt und sie ins Feuer wirft, worauf ihn einige Männer auf dem ganzen Markte herumführen mit der Aufforderung an die Menge, den Gefangenen mit Peitschenhieben und Schlägen zu traktieren. Wenn die Galla einen Eid schwören, so graben sie eine Grube, stecken einige Lanzen hinein und rufen: „Schwören wir falsch, so möge man uns in diese Grube werfen!“ Oder der Schwörende muß mit Blättern einer bestimmten Pflanze den Stall seiner Rinder reinigen und sagen: „Wie ich diesen Unrat entferne, so möge Waka meinen Namen, mein Haus reinigen (d. h. vertilgen), wenn ich die Unwahrheit sage“. Der kleine Stamm Abedscho (nicht zu verwechseln mit dem großem Stamme Abedschu) ist nach dem Glauben der Galla deswegen zu Grunde gegangen, weil dessen Stammvater falsch geschworen hatte. (Krapf.) Blutsfreundschaft wird heilig gehalten.

Die Stellung des Weibes ist keine niedrige. Die Abschließung der jungen Mädchen vom männlichen Umgange mag mohammedanischem Einflusse zu danken sein. Auffallender-



Messingbeschlagenes Zepter eines Somalihäuptlinges (ethnographisches Museum, München). 1/6 wirkl. Größe.

weise wird nichts berichtet von dem Kaufe der Frau. Heiratet ein Galla, so bekommt die Frau eine Mitgift von ihrem Vater; scheidet sie sich von ihrem Manne, so behält dieser die Mitgift. Es ist dies gerade das Gegenteil von der bei fast allen Afrikanern herrschenden Sitte. Der Abadula oder Dorfvorstand sanktioniert die Heiraten. Nach dem Tode des Mannes tritt eine Art von Leviratsrecht in Kraft, indem der Bruder des Mannes dessen Witwe zu heiraten hat. Polygamie ist gewöhnlich bei Reichen.

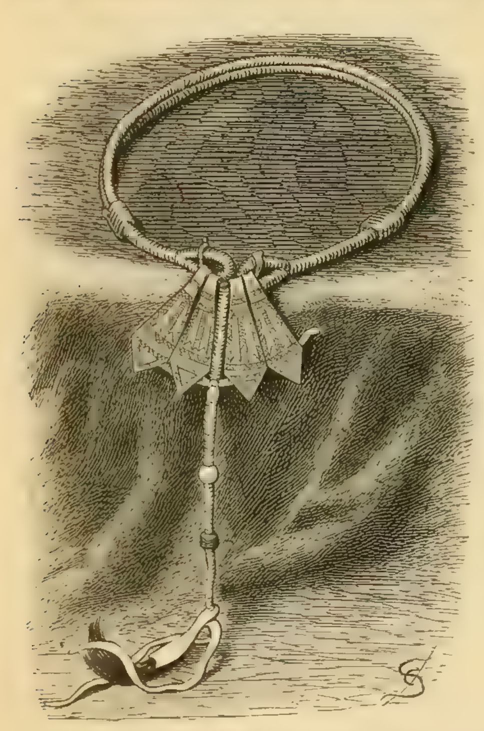
Eigentümlich kompliziert werden die sozialen Verhältnisse der Galla durch gewisse Gruppen fremdartiger Elemente, die unter sie gemischt, aber offenbar auch innig mit ihnen gemischt sind. Unter dem Gesamtnamen Achdam kehren auch hier die unterworfenen halb verachteten und halb gefürchteten Stämme wieder, welche überall bei diesen Völkern den mehrfältigen Ursprung bezeugen. Mit den Somali lebend, denselben dienstbar und tributpflichtig, haben sie andre Gesetze, Beschäftigungen und Gewohnheiten. Es bleibt nur zu bedauern, daß wir fast niemals die natürliche, naheliegende Frage beantworten können, ob nicht auch körperliche Verschiedenheiten diese Pariastämme von ihren Herren auseinander halten. Da die Beobachter hierüber nichts Entscheidendes mitteilen, können freilich die Unterschiede kaum bedeutend sein. Unter den Achdam sind die Tumalod die angesehensten. Sie sind eine aus allen Stämmen des Landes und Sklaven der Nachbarländer zusammengesetzte ethnische Mischung, die zugleich den Charakter einer Zunft, nämlich der Schmiedezunft, besitzt. Sie sind dem Stamme, in welchem sie leben, tributär und seiner Gerichtsbarkeit unterworfen. Kein freier Somali betritt eine Schmiede oder begrüßt den Schmied mit einem Händedrucke, keiner nimmt Frauen aus diesem Stamme oder gibt ihm seine

Töchter. Die Tumalod sind über das ganze Land verbreitet, sie alle sind Schmiede, und man kennt kein Beispiel, daß einer dies Handwerk aufgegeben hätte. Tiefer stehend und ärmer sind die Rami, die Jäger der Somali, denen es aber nicht verstattet ist, wie die Somali zu Pferde zu jagen. Im Kriege dienen sie als Mietlinge. Sie schießen leichte, lange und mit vergifteten Spitzen versehene Pfeile mit Bogen vom Nabakbaume, deren Sehnen aus Kamelsehnen bestehen. Die Zigeuner des Somalilandes sind endlich die Yiber, angeblich aus Arabien eingewandert, die familienweise bettelnd von Ort zu Ort ziehen, weder Haus noch Einzäunung eines Somali betreten, noch irgend einen ihm gehörigen Gegenstand berühren dürfen. Man schätzt ihre Heilkunst, sieht ihren Gaukeleien und Tänzen zu und schlägt ihnen nicht gern Speise oder Trank ab. Bei den Masai spielen unterworfene Wakuafi die Rolle der Dienenden, denen besonders die Hütung der Herden ihrer Herren obliegt.

Unser Blick dringt nicht tief genug in das Wesen dieser Völker und in die wechselnde Verflechtung ihrer Beziehungen ein, um derartige Verhältnisse leicht zu verstehen. Wir sind geneigt, denselben eine tiefere Ursache, sei es in der Naturanlage dieser Völker oder in den Sitten und irgend welchen sonstigen Überkommenheiten, zu Grunde zu legen, und doch scheint sich selbst eine weitgehende Erniedrigung irgend eines afrikanischen Volkes unter ein andres viel leichter zu vollziehen, als wir gewöhnt sind, uns vorzustellen. Man erwäge in diesem Lichte folgenden Passus aus Richard Brenners Berichten über den Zustand der südlichen Gallaländer in den Jahren 1867 und 1868: „Die Wadoe haben ihren bisherigen Wohnsitz gegenüber Zanzibar verlassen und leben jetzt, in Horden verteilt, vom 3.° südlicher Breite bis zum Äquator unter den Galla, letztere stillschweigend als Herren anerkennend“. Wir wissen nicht, wie binnen wenigen Jahren dieses Verhältnis entstand. Hing es damit zusammen, daß zu derselben Zeit zahlreiche Horden „berittener Galla“ ins Tanagebiet vordrangen, wo sie bis dahin unbekannt gewesen? Oder verband beide die gemeinsame Neigung zu Ungebundenheit, Jagd und Raub, für welch letztern die Wadoe von den Zanzibarhändlern ebensosehr wie die Galla von den Schoanern gefürchtet wurden? Später schlossen sich beide, ebenso wie die Wabonistämme, an den Sultan von Zimba an, der Front gegen die Araber und den Sklavenhandel machte.

Über den Ursprung der Galla, der Ormanen, sind mancherlei Traditionen im Schwange, denen gegenüber die schärfste Kritik notwendig ist. Wenn Wakefield von den Galla behaupten hörte, sie hätten dieselben Eltern mit den Wakuafi und Wakamba, so wird bei der Erwägung, daß letztere einen Bantudialekt sprechen, allen angeblichen Traditionen der Galla mit Vorsicht zu begegnen sein. Von den Nordgalla bringt Krapf verschiedene Überlieferungen. Nach der Aussage des Ormahäuptlinges Tscharra, den Krapf persönlich kennen lernte, soll Wolab der Stammvater der Galla oder der Ilma Orma (d. h. der Kinder des oder der Orma) gewesen und von jenseit des großen Wassers gekommen sein, ein Ausdruck, den Krapf entweder auf den großen Fluß Godschob, oder auf den Bahr-el-Abiad, oder auch auf seinen großen afrikanischen Binnensee bezieht, der seitdem in die verschiedenen Nil- und Kongoquellseen sich zerlegt hat. An das Rote Meer zu denken, und vielleicht nicht zuletzt, wird bei dieser Überlieferung wohl gestattet sein. Aus Wolabs neun Söhnen, deren Stammgebiet jetzt vom Könige von Schoa abhängig ist, sollen die zahlreichen Ormastämme entstanden sein. Diese Gallasage nennt Krapf selbst „offenbar ungenügend“, weil sie nur diejenigen Stämme, die Tscharra kennt, und auf deren Boden er einheimisch ist, umfaßt. Nach einer zweiten Ansicht, welche ein schoanischer Gelehrter ihm mitteilte, und die er auch später in einer amharisch geschriebenen Abhandlung niedergelegt fand, soll eine Tochter des abessinischen Königs Sara Jakob, der seine Residenz auf dem Berge Endoto am Hawaschflusse hatte, einen vom Süden gekommenen Sklaven geheiratet und sieben Söhne

mit ihm gezeugt haben. Die Söhne wuchsen in der Sprache und in den Gewohnheiten ihres Vaters auf und waren, wie er, Hirten. Daneben wurden sie im Laufe der Zeit berüchtigte Räuber und Jäger und sammelten entlaufene Sklaven und andres Gesindel um sich, mit dessen Hilfe sie zuletzt die südlichsten Provinzen Abessiniens angriffen und eroberten. Einen großen Sieg erfocht dieses Raubgesindel über die Abessinier nahe bei dem Flusse Gala in Guragué, wo noch jetzt viele Christen wohnen. Von diesem Siege am Flusse Gala sollen jene Horden später Galla genannt worden sein. Diese letztere Sage, welche auch Isenberg erzählt, ist zu ähnlich den vielen, in welchen ein Volk seine Ähnlichkeit oder Verwandtschaft mit einem andern gleichsam mythisch-poetisch zu verbrämen und sich selbst dabei die edlere Rolle zuzuschreiben sucht, als daß ihr ein besonderer Wert beizumessen wäre.



Ein messingener Frauenschmuck der Galla (ethnographisches Museum, München). 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 428.

Islamitische Einflüsse, vielleicht auch solche abessinischen Ursprunges, spielen bei den Somali herein, welche erzählen, daß ihr Land zuerst von einem Sohne Noahs bewohnt gewesen sei, dessen zahlreiche Nachkommenschaft schließlich das Land übervölkerte und deshalb großenteils auswanderte. Sie ließen sich in Ländern des Westens nieder, mit deren Bewohnern sie harte Kämpfe zu bestehen hatten. Das Volk zerfiel in mehrere große Stämme, unter welche wahrscheinlich auch die sitten- und sprachverwandten Danakil und Schoho mit inbegriffen werden, und wurde dann wieder von mächtigen, bald in Moyalo (Berbera), bald in Mundus (Zeila) residierenden Königen, Berri, regiert. Es dürfte sich aber schon zu dieser Zeit die Herrschaft südarabischer Fürsten bis auf diese Küste erstreckt haben, denn man findet Könige von Saba als Oberherrscher genannt, unter denen die Berri als nicht erbliche Statthalter regierten. Eine Sage spricht von einer Einwanderung von Parsikaufleuten um 500 n. Chr., die allen Handel des Landes an sich gebracht haben sollen. Man schreibt ihnen die Menge der im Lande zerstreuten Grabdenkmäler, Ruinen befestigter Niederlassungen, Wasserleitungen, Zisternen und künstlichen Felsenhöhlen zu. 200 Jahre nach der Hedschra soll dann die erste größere arabische Einwanderung stattgefunden haben, nachdem schon vorher Araber als Kaufleute an der Küste gewohnt hatten. Die Somali, welche seit ihrer Bekehrung zum Islam sich als reine Araber zu betrachten lieben, geben an, daß ihr Stammvater Darod der Sohn des großen Ismael Dscheberti sei, welch letzterer, der Schutzheilige des Somalilandes, zwischen Mekka und Dschedda begraben ist. Révoil erzählt, daß die Somali noch heute einige Häuser in Mekka, als von ihrem Urvater gebaut, beanspruchen. Darod kam auf wunderbare Weise, nachdem er in der Wüste ausgesetzt gewesen, an die Somaliküste, verheiratete sich mit einer Hirtin und verbreitete den Glauben Mohammeds. Mit diesem halb mythischen Repräsentanten der arabischen Einwanderung liebte es die nördliche Gruppe der Somali, die der Medschertin, sich in besonders innige Beziehung zu setzen; dieselben weisen entrüstet jede

Annahme von Galla-Abstammung zurück. Zwei Jahrhunderte später wird ein gewisser Isaak ben Achmet aus Hadramaut an die Küste verschlagen, wo er mit einem Negersklaven und einem Gallamädchen landet und sich mit Töchtern von Eingebornen verheiratet. Mehrere Stämme führen ihren Ursprung zurück auf die Nachkommen, die er mit der Gallasklavin und andern Weibern zeugte. Dieser weniger exklusive Kolonist bietet in seiner arabischen Abstammung und seinen Verbindungen mit den Eingebornen wohl das treueste Bild des Sachverhaltes in der Entstehung der Somali: Gallastamm, auf welchen arabische Zweige gepfropft worden. Nach seinem Tode entstanden Kämpfe zwischen den Bekehrten und Heiden, in welchen die letztern westwärts bis Harar zurückgedrängt wurden. Mehrmals kehrt die Geschichte von schiffbrüchig landenden Arabern wieder, die diesem oder jenem Stamme Ursprung gaben und nun als lokale Heilige Verehrung finden. Sicher ist, daß, als unter Christofero da Gama die Portugiesen an die Somaliküste kamen, dieselbe von Kap Guardafui bis Tadschurrah unter einem mächtigen Herrscher mohammedanischen Glaubens stand, der sich als entschiedener Feind der Christen gebärdete. Ebenso ist es bemerkenswert, daß Stämme, die heute im Innern wohnen, mit solcher Sicherheit behaupten, einst an der Küste gesessen zu haben, daß sie sogar noch den Grundbesitz kennen wollen, den ihre Vorfahren dort innehatten. Und doch erklären dann die Galla wieder, aus dem Innern Afrikas gekommen zu sein. Die Völkerverschiebungen, das Hin- und Herwogen zeichnen sich also auch in diesen Sagen ab. Wenn man daher auch an der von den Somali selbst behaupteten rein arabischen Abstammung zweifeln kann, ist es doch höchst wahrscheinlich, daß man hier ein Gemisch von Arabern und Galla vor sich habe, worauf außer der innern Verschiedenheit der körperlichen Erscheinung auch diejenige der Sprache hinweist, in welcher viele arabische und Gallawörter vorkommen.

Viel weniger ist von der eigentlichen Geschichte dieser Völker zu sagen. Die Galla selbst gehören zu den Völkern, welche urplötzlich auf der geschichtlichen Bühne erscheinen und, nachdem sie gewaltige geschichtliche Wellen aufgeworfen haben, wie ermüdet sich in irgend einem Winkel, den sie kurzweg einem andern Volke abgenommen haben, niederlassen, um mit der Zeit ein ebenso stetiges und friedliches Volk zu werden wie diejenigen, über welche sie eben erst verheerend hergefallen. Um Licht in dieses Dunkel zu bringen, können wir entweder ihre eignen Traditionen konsultieren, oder ihre ethnischen Verwandtschaften untersuchen. Was nun die Tradition betrifft, so wollen die Galla selbst vor etwa 300 Jahren in ihre jetzigen Sitze eingewandert sein. An der Thatsache der Einwanderung zweifelt niemand; spricht doch selbst, wie wir gesehen, ihr Name dafür. Schon Bruce erwähnt die Tradition der Galla, daß sie vor der Einwanderung tief im Innern des Kontinentes gewohnt und von dort ihren Weg über große Seen gemacht hätten. Ludolf gibt sogar sicher 1537 als das Jahr an, in welchem die Galla zuerst in Abessinien eingefallen seien und zwar vom Barilande aus. Es liegt nahe, diese Wanderung mit jener Summe von folgenreichen Völkerbewegungen in Zusammenhang zu bringen, welche im Laufe des 16. Jahrhunderts so große Änderungen in der Völker- und Staatenkarte bewirkt haben. In diesem Jahrhunderte traten, wie die Galla im Nordosten, die Wazimba im Südosten, die Mundequete (ein offenbar portugiesisch verstümmelter Name) am mittlern Kongo, die Ful und Mandingo am Niger als vorwärts drängende Hirten- und Kriegervölker auf. Mit großem Rechte scheint vorzüglich im Hinblicke auf den engen geographischen Zusammenhang das Volk der Wahuma in der Region der Nilquellenseen mit den Galla in Verbindung gebracht werden zu dürfen, allein die breitere wissenschaftliche Begründung dieser Ansicht ist noch nicht gelegt.

Die Geschichtsseite der Galla ist für uns Abessinien. Hier sind sie seit 300 Jahren handelnd aufgetreten. Zwischen Gondar und Schoa wie ein Keil in das alte Reich sich hineintreibend, sind sie sogar ein außerordentlich wichtiger Faktor der Geschichte Abessiniens

geworden. Sie umgeben es im Westen und Südosten und sind heute sein gefährlichster Feind. Aber wo sie die Küste beherrschen, die in der weiten Erstreckung von den Danakil bis zur Grenze der Herrschaft Zanzibars ihnen gehört, sind ihre politischen und kulturlichen Zustände mit einem dicken Firnisse übertragenen Arabertumes bedeckt, und die einzig in höherm Maße dem Verkehre mit der zivilisierten Welt offene Nordküste, die eigentliche Somaliküste, ist für den oberflächlichen Betrachter nichts als ein Abklatsch von Oman oder Hauran. Ja, man möchte sagen, daß die Somali selbst am treffendsten als litorale Form des großen Gallavolkes zu betrachten seien, in welchem durch arabische Einflüsse eine ähnliche Neubildung in Sitten, Tendenzen und selbst in der Sprache stattgefunden hat wie in den Suaheli oder den sogenannten Arabern des Ostnillandes. Dieser Annahme widerspricht nicht die Todfeindschaft, welche Galla und Somali entzweit, denn auch in Afrika stehen sich oft die nächstverwandten Völker am feindseligsten gegenüber. Auch leben die verschiedenen Stämme der Somali selbst in beständiger Fehde. An eignen Aufzeichnungen der Galla Mangel leidend, ist uns leider nichts andres von ihrer Geschichte seit diesem Zeitpunkte ihres Vordrängens und Zurückgeschlagenwerdens bekannt, als was gelegentliche reisende Berichterstatter gemeldet haben. Wir wissen z. B. nicht, wie und wann die Galla sich ihre kleinen Pferde aneigneten, welche die zuerst nur im Norden des Wohngebietes schwärmenden Horden der Reitergalla in unsrer Zeit bereits den Äquator überschreiten ließen. Eine naheliegende Vermutung gestattet nur die Verbreitung des arabischen Namens Faras für Pferd bei ihnen allen. Und doch ist dies ohne Zweifel das folgenreichste Ereignis ihrer neuern Geschichte, welches, wo nicht die Natur selbst Schranken setzt, wie sie es auf der Strecke Zanzibar-Unjamwesi-Tanganika durch die hier angeblich häufige Tsetsefliege zu thun scheint, ihnen die Herrschaft über alle minder beweglichen Völker über wohl zwanzig Breitengrade hin ohne große Schwierigkeit zufallen lassen wird. Die vergleichende Sprachforschung wird einst vielleicht am besten im stande sein, uns über die Fragen aufzuklären, welche keine sichere Überlieferung uns auch nur andeutend beantwortet. In dieser Beziehung ist einmal zu betonen, daß nach Isenberg das Somali dem Danakil weniger nahesteht als dem Galla. Und ferner ist noch stärker hervorzuheben, daß die Annahme Krapfs und älterer Beobachter, es seien dies Sprachen semitischen Ursprunges, sich nicht bewahrheitet hat. Es ist vielmehr an der hamitischen Zugehörigkeit derselben gar nicht zu zweifeln. Dies aber ist wohl die Grundthatsache der Geschichte dieses großen Stammes der Galla, daß er breit zusammenhängt mit den Hamiten des Nilgebietes und Ostafrikas, daß nur der semitische Keil der Geezvölker diesen Zusammenhang unterbricht. Auf dieser Basis verstehen wir vielleicht die Galla als eine Völkergruppe, deren Schwerpunkt einst weiter nördlich lag als heute, wohl sogar nördlich und vielleicht auch westlich von Abessinien, und dessen Geschichte, groß angesehen, als Hauptzug eine unwiderstehliche Ausbreitung nach Süden zeigt, welche vielleicht seit Jahrhunderten unter Umständen vor sich gegangen ist, wie sie die Geschichte der Wahuma, Masai und Wakuafi noch heute erkennen läßt. Indessen sind Rückschläge nach Norden in diesem Wellentreiben nicht ausgeschlossen. Die Masai sind wahrscheinlich erst in den letzten Jahrzehnten über die Linie Pangani-Ugogo nordwärts vorgedrungen und haben die nach Süden drängenden Wakuafi zurückgeworfen. Beide zusammen drängen aber endgültig dann wieder um so stärker nach Süden.

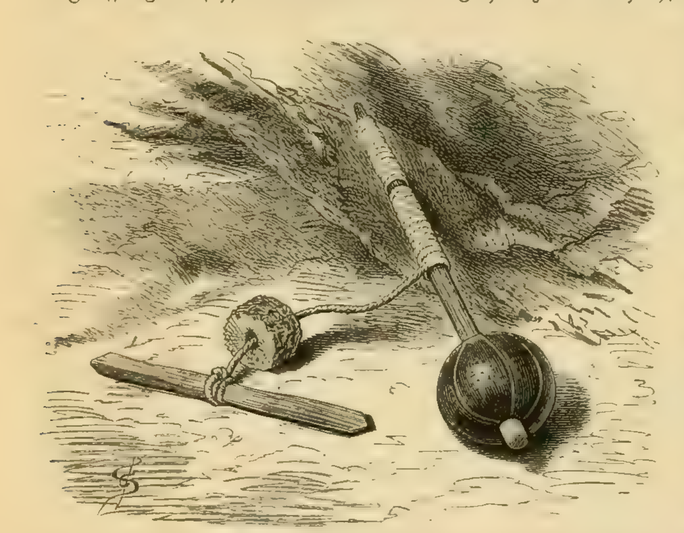
Dem Schicksale nahezu aller afrikanischen Hamiten, dem Islam zu verfallen, entging ein großer Teil der Galla nicht. Für ihre Stellung in der Menschheit scheint aber dies etwas Großes nicht zu bedeuten. Die Somali und Danakil sind fast durchweg Mohammedaner geworden, wenn auch viel Heidentum unter der islamitischen Hülle

hervorschaut. Von den Galla sind die zwischen Gondar und Schoa eingeschobenen sieben sogenannten Wollostämme fanatische Mohammedaner, an welchen die Abessinier vergeblich ihre Bekehrungskünste versucht haben. Die Südgalla dagegen sind Todfeinde der Mohammedaner. „Die mohammedanische Religion", meint Krapf, „hat die an sich schon verderbte Gallanatur noch mehr verdorben. An Treulosigkeit und Raubsucht kann nicht leicht ein Volk die Wollo übertreffen, so freundlich und höflich sie von außen erscheinen." Die Beschneidung und eine entsprechende (?) nicht näher beschriebene Operation der Mädchen ist auch den nichtmohammedanischen Masai eigen. Dabei tragen die Jünglinge einen Schmuck aus Vogelbälgen, während die Mädchen ihr Gesicht weiß färben. Zahnverstümmelung kommt nicht vor.

Bei den Wollo-Galla ist es Sitte, daß die Großen am Mittwoch und Freitag morgens früh zusammenkommen, ihre Gebete hersagen, Kaffee genießen und Tabak rauchen. Ihre Priester dürfen dabei nicht fehlen. Diese Handlung heißt Wodadscha, Vereinigung, Freundschaftserhaltung. Sie glauben, daß sie bei der Wodadscha göttliche Offenbarungen erhalten in Beziehung auf Kriegszüge und andre Angelegenheiten. Besonders bitten sie beim Wodadscha, daß ihnen Gott viele Kühe, Kleider rc., und namentlich, daß er ihrem Häuptlinge Gold und Silber schenken und seine Macht und Herrschaft vergrößern möge. „Bei einer solchen Wodadscha", erzählt Krapf, „erhielt ein Priester des Adara Bille, des Häuptlinges von Laga Gora, im Jahre 1842 angeblich eine Offenbarung, mich bei meiner Durchreise durch das Wolloland gänzlich auszuplündern, ein Plan, der wirklich ausgeführt wurde und der mich beinahe das Leben kostete." Manche abessinische Einrichtung, wie z. B. die doppelten Sabbate am Samstag und Sonntag, ist doch auch zu den Wollo übergegangen, und selbst bei manchen heidnischen Galla ist der Sonntag ihrem Hauptgotte Wak oder Waka geheiligt. In betreff der Sonntags- und Samstagsheiligung fügt Krapf hinzu: „Von diesem Unterschiede habe ich bei den äquatorischen Galla nichts wahrnehmen können; ich habe mir aber das Nichtvorhandensein dieser Vorstellung dadurch erklärt, daß die äquatorischen Galla meist Nomaden sind, denen es kein Bedürfnis ist, besondere Tage zur Ruhe auszusondern, weil sie alle Tage ruhen können, während sich die Sache bei den ackerbautreibenden Stämmen anders gestaltet. Eine ähnliche Erscheinung bemerkt man bei den Wanika, den Masai und Wakuafi. Die Wanika ruhen von ihren Arbeiten alle vier Tage, während die nomadischen Masai und Wakuafi keinen Unterschied der Tage kennen, wohl einzig deswegen, weil sie auf ihrem Standpunkte keines besondern Ruhetages zu bedürfen glauben." Das von Brenner berichtete Beten mit entblößtem Oberkörper scheint ein übertragener mohammedanischer Gebrauch. Die heidnischen Galla haben keine Fetische. Ihr Gott, den sie sich vollkommen persönlich denken, heißt Wak oder Waka, Himmel, dem Ngai der Masai entsprechend. Unter dem Wak als dem obersten Wesen, zu dem sie übrigens nur in Notfällen beten, stehen zwei Untergottheiten, Oglie, eine männliche, und Atete, eine weibliche. Dem Oglie opfern sie zwischen dem Juni und Juli (nach Isenberg im Januar und April), der Atete im September Kühe und Schafe. Die Atete ist die Göttin der Fruchtbarkeit, der sich besonders die Frauen anempfehlen. Bei ihren Opferfestlichkeiten bitten sie um viele Nachkommen, um langes Leben, um gute Ernte und Sieg über die Feinde; übrigens überlassen sie sich dabei dem Sinnengenusse, der von diesem wie fast jedem afrikanischen Götzendienste unzertrennlich ist. Wak redet zu seinen Dienern im Donner, zeigt sich im Blitze, macht Krieg, Frieden, Teurung, Fruchtbarkeit und verkehrt mit den Menschen durch eine Menge Untergottheiten oder Genien, die Zaren. Vor allem steht er aber zu dem Monde in demselben innigen Verhältnisse wie alle Götter Afrikas. Beim Neumonde hat sich Wak von seinen Getreuen abgewendet, und dies ist eine Zeit voller Übel; mit dem Vollmonde kehrt er wieder zu ihnen und bringt gute Zeiten und Erhörung. Daher echt

afrikanischer Lärm beim Vollwerden des Mondes. Kann man mit O. Kersten protestieren gegen die Benennung dieser Mondanschreier als Heiden auf den einfachen Grund ihres Nichtbesitzes von Götzenbildern?

Die Galla haben Priester, die zum Unterschiede von den Kalidscha, den Zauberern, Beschwörern und Ärzten, Suba heißen. Bei den Masai, wo man sie Leibon nennt, ist ihr Amt so einflußreich und einträglich, daß der Oberpriester, Mbatian, mit 5000 Rindern (nach Fischer) als der reichste Mann im Lande genannt wird. Von großer Wichtigkeit ist bei den Religionsübungen der Galla ein Baum, der als Wohnsitz eines höhern Geistes heilig gehalten wird, so daß niemand ohne Verlust des Lebens ihn umhauen oder beschädigen darf. Die größte Berühmtheit hat der Workabaum (Ficus sycomorus oder Woda Nabi) am Flusse Hawasch, wo die Galla alle Jahre zu dem höchsten Gotte Wak beten, indem sie ihm Ochsen und Schafe opfern, reichlich Bier trinken und Tabak rauchen. Auch die Herden und ihre Erzeugnisse spielen natürlich eine große Rolle im Aberglauben dieser Völker. Milch darf nicht gekocht, Milch und Fleisch nie am selben Tage genossen werden. Bei Gelegenheit weissagen die Suba oder Priester aus den Eingeweiden der Ziegen, ob Sieg oder Niederlage die Galla im kommenden Jahre begleiten werde. Die Kalidscha treiben Geister und Teufel aus den Kranken, da jede Krankheit einem der angenommenen 88 bösen Geister zugeschrieben wird. Der Kalidscha hängt sich getrocknete Eingeweide von Ziegen um den Hals, nimmt eine Schelle und eine Peitsche in die Hand, bringt der Schlange, die in den Häusern mit Milch gefüttert wird, ein Opfer dar, reibt dann den Kranken mit Schmalz ein, beräuchert ihn mit wohlriechenden Kräutern, brüllt ihn mit einem entsetzlichen Geschreie an, gibt ihm wohl mitunter ein paar tüchtige Peitschenhiebe und sucht so den bösen Geist auszutreiben und den Kranken gesund zu machen. Die Suba sowohl als die Kalidscha werden von den Galla und selbst von den abessinischen Christen sehr gefürchtet. Von letztern werden die Kalidscha oft sogar berufen, um ihre Häuser von bösen Geistern oder von Krankheiten zu befreien, was diese Zauberer durch gewisse Beschwörungsformeln und durch die Opferung von roten Hühnern und roten Ziegen ausrichten. Während die Beschwörung von statten geht, raucht der Kranke in großen Zügen Tabak (die gewöhnliche Art des Tabaksgenusses ist bei den Galla das Kauen, das sie mit wahrer Leidenschaft betreiben). Ebenso oder noch mehr geachtet und gefürchtet sind die Wato, die höchste Art von Gallapriestern und -Zauberern, welche die echten Galla zu sein vorgeben und sich deshalb weder mit den Galla noch mit andern Völkern verheiraten. Sie wohnen auf dem Berge Dalatscha am Hawaschflusse. Die Wato können sicher von einem Stamme zum andern gehen; wo sie erscheinen, werden sie gut aufgenommen und mit Speise und Trank versehen. Sie leben von der Jagd und ziehen deshalb von einem Flusse und See zum andern, um Nilpferde zu erlegen, von deren Fleisch,



Ein heiliger Brummkreisel der Massaninga (ethnographisches Museum, München). 1/3 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 448.

welches die andern Völker kaum anrühren mögen, sie hauptsächlich leben. Beerdigung findet bei der heidnischen Bevölkerung nicht statt. Die Masai werfen ihre Leichen, alles Schmuckes entkleidet, den Tieren zum Fraße hin, um die Erde nicht zu entweihen.

*

Zwei Gruppen gallaartiger Völker mögen hier anhangsweise genannt sein, da wir nicht genau unterrichtet sind über den Grad ihrer Verwandtschaft mit den Somali und Galla, während doch an dem tiefern Zusammenhange mit denselben ihre Sprache und auch ihre Sitten und Gebräuche nicht zweifeln lassen: die Danakil und die Schoho. Jene sind die Bewohner der Küste von Massaua südwärts bis zur Grenze der Somali, d. h. bis ungefähr zur Tadschurrabai, während diese im Gebirge westlich von jener abessinischen Hafenstadt sitzen. Nach Sitten und Gebräuchen sind beide am meisten den Somali ähnlich, wiewohl die Lage ihrer Wohnstätten sie vielfach zu besonderer Lebensweise, die Danakil zum Fischfange und zur Schiffahrt, die Schoho zum Gebirgsleben, führt.

Die Danakil (Plur. Dankali) oder Adal[1] sind den Somali auch darin ähnlich, daß sie mit den Bewohnern der gegenüberliegenden arabischen Halbinsel in inniger Berührung stehen, wodurch sie ebenso wie jene eine litorale Form des großen Gallavolkes geworden sind. So soll auch ihr Charakter ebenso dem der nomadischen Galla nachstehen wie jener der Somali. Und gleich allen Gallavölkern haben sie es nicht zu irgend einer festen politischen Zusammenschließung gebracht, sondern zerfallen in eine größere Anzahl von Stämmen und Stämmchen, deren Machtlosigkeit man an der Thatsache ermessen mag, daß sie zusammengenommen etwa 6000 Waffenträger stellen würden. Nichts sondert sie in irgend auffallender Weise von den Somali, deren Beschreibung, soweit sie die Küstenbewohner betrifft, im wesentlichen auch auf sie ausgedehnt werden kann.

Mehr von dem Wesen der echten, d. h. nomadischen, Galla hat der nördlichste Zweig dieses Stammes, der der Schoho, bewahrt, deren Wohngebiet durch eine gerade Linie von Massaua nach Halay und eine ihr parallele vom Golfe von Buri gegen das Hochgebirge umschrieben wird. Ihre Sprache beweist, daß sie Brüder der Somali und Galla sind, ein Keil von diesem Völkerstamme, zwischen das Meer und die äthiopischen Völker eingeschoben. Die Schoho sind ein armes Hirtenvolk ohne Ackerbau, haben aber die Pässe nach Abessinien in Besitz und benutzen dies, alle Durchreisenden tributär zu machen. Alle Versuche, sie aus jener Position zu verdrängen, sind fruchtlos geblieben. Das ist ganz der Somalicharakter: ehrlich unter sich, in weitestgehendem Maße ausbeutend, fordernd, eigennützig gegen Fremde. Jeder Durchreisende muß in Arkiko vom Naib oder in Halay einen Schoho als Führer (Delil) nehmen, der gegen eine Abgabe von einem halben Thaler für des Reisenden Sicherheit gutsteht. Wenn man das Thal, das gegen Halay führt, hinaufgeht, glaubt man sich in eine Einöde versetzt, so schroff und steil türmen sich die Felswände zu beiden Seiten empor. Doch wehe dem leichtsinnigen Reisenden, der, auf diese Einsamkeit bauend, ohne Zahlung jener Abgabe sich lediglich auf sein Gewehr verläßt. Ist er erst tief in die Engpässe vorgedrungen, so hört er bald von der Spitze der Felsen ein gebieterisches Halt; kümmert er sich darum nicht, so stößt die Wache oben einen hellen Schrei aus, der durch alle Berge widerhallt, und in einem Nu ist die Einöde mit Hunderten von Speerträgern erfüllt, die den Reisenden von allen Seiten bedrohen. Da hilft nur eine teure Kapitulation.

Die Herden der Schoho sind groß und reich an schönen Kühen und besonders an ansehnlichen, unter dem Volksnamen Sibani bekannten Ziegen. Bleibende Dörfer kennen

[1] Danakil und Adal sind beides arabische Namen von unbestimmtem Sinne, das Volk selbst nennt sich Afar, d. h. Freie.

die Schoho nicht, sondern sie ziehen den Weideplätzen nach, indem sie ihr Haus, ein paar Stangen, die mit Häuten überdacht werden, auf einem Ochsen mit sich führen. Auf ihren Halteplätzen errichten sie aus den Dornsträuchern der Wüste eine große Umzäunung gegen wilde Tiere, bergen darin ihre Herden des Nachts und schlagen ihre Hütten auf, was nur geringe Arbeit kostet. Ihre Hauptnahrung ist Milch, geistige Getränke verschmähen sie, wie überhaupt ihre Bedürfnisse ganz so einfach sind wie ihre allgemeinen Lebensverhältnisse, von denen Munzinger sagt: „Sie sind so einfach, daß der größte Tyrann hier nichts zu thun hätte“. Die Farbe der Schoho ist dunkelbraun bis schwarz, die Physiognomie ist viel wilder, charakteristischer als die der Beduan, doch wenig negerartig, nur die Haare gleichen grober Schafwolle. Die einfache Lebensweise und die Sittenreinheit machen dieses Volk kräftig und geben ihm ein jugendliches Aussehen. Die Ehre der Jungfrauen, durch die Infibulation doppelt gewahrt, wird hochgeachtet, die der Frauen gilt für unantastbar, und oft steht auf Verletzung der Tod. Schönheit findet man nur unter den Frauen. Wenn Munzinger den Schoho „freie Wildheit“ zuschreibt, die aus dem unbändigen Auge, der schreienden Stimme, der lebhaften Gestikulation spricht, wenn er ihnen Mut, wiewohl größern in ihren Bergen als in der Fremde, gibt, wenn er Fälle erzählt, wo ein Schohoführer Landsleute erschlug, weil dieselben ihre Schutzbefohlenen ausraubten, und wo jener dann für immer sein Land meiden mußte, wenn er endlich den vollständigen Republikanismus der ganz unabhängigen Einzelnen und Dörfer rühmt, so haben wir ein Bild des besten Gallacharakters vor uns, der offenbar in diesen Bergen sich reiner bewahrt hat als draußen in den Ebenen.

---

20. Seßhafte Völker zwischen der Ostküste und den Großen Seen.

„Splitter zwischen Hammer und Amboß.“

Inhalt: Natur des Küstenlandes. — Elende Lage seiner Völker zwischen den Arabern und den räuberischen Hirtenstämmen. — Die Makonde. — Die Wasaramo und Wasagara. — Ein buschmannartiges Volk. — Ugogo. — Der Tembebaustil. — Die Wanjamwesi. — Handelsbetrieb. — Arabische Einflüsse. — Wakamba, Wanika und Masai.

Das breite, in hügeligen Stufen langsam abfallende Küstenland ist eine Eigentümlichkeit Ostafrikas, die in solcher Ausdehnung keiner andern Seite des Erdteiles eigen ist. Schon jetzt hat dieselbe, indem sie breitere bewohnbare Strecken vor dem Hochlande einräumt, dem Osten ein Kulturübergewicht vor dem Westen verliehen, der kein Natal und kein Zanzibar aufzuweisen hat, und es ist dieselbe Thatsache auch entdeckungsgeschichtlich wichtig geworden, denn von Osten her sind die erfolgreichsten Schritte zur Erschließung des Innern gethan worden. Auch für die nächste Zukunft scheinen die Aussichten auf Verbindungen der Küste mit dem Innern durch Schienenwege sich an die Ostseite zu knüpfen. Wenn irgend einer, so scheint dieser Teil Afrikas den Keim höherer Entwickelung, der in seine Völker gelegt ist, zu kräftigstem Wachstume fördern zu sollen, und man ist enttäuscht, gerade in den seßhaften Bestandteilen der ostafrikanischen Bevölkerungen nur weit von der Küste, nach dem Innern zu, dauerhaftere, kräftigere Staatenbildungen und reichere Kulturentfaltung zu finden. Die Küste ist, von den arabischen Siedelungen abgesehen, ärmer daran als das Innere. Was verschuldet dieses Mißverhältnis, welches so weit herrscht, als negerhafte Völker bis an den östlichen Rand Afrikas

heranwohnen, während es nicht zu finden ist, wo nördlich vom Äquator hamitische und semitische Stämme das Land innehaben? Es ist in erster Linie der Sklavenhandel und sind in zweiter jene von Norden her drängenden Nomadenvölker der Galla, Somali, Masai, welche raubend, zerstörend, Unruhe verbreitend zwischen die in Afrika jederzeit schwachen seßhaften Stämme sich einschieben und seit etwa 15 Jahren sogar in berittenen Scharen südlich vom Äquator erschienen sind. Zwischen diese beiden Mühlsteine geworfen, wird nur unter günstigsten Verhältnissen den Ansässigen ein besseres Los zu teil, als es ihre Verwandten am Nyassa und Rovuma getroffen. Von beiden Schädlichkeiten ist aber sicherlich der Sklavenhandel die größere, dessen eigentlichstes Gebiet gerade diese Küstenniederungen und Küstenterrassen sind, und vor dem in neuerer Zeit mehrmals die geplagten Völker selbst bei den Galla und Masai Schutz gesucht und gefunden haben, so daß bei allen Fortschritten, welche die Küstenbevölkerung durch sie gemacht haben mag, doch die Araber noch der größere Fluch dieser Länder sind. Erst in der allerneuesten Zeit sind Fälle bewußt günstiger Einwirkung dieser Herren des Küstenstriches auf die Eingebornen zu verzeichnen, wie z. B. die zwangsweise feste Ansiedelung der räuberischen „Zulu-Affen", der Mafitu oder Maviti am Rovuma, welche vor einigen Jahren auf Befehl des Sultans von Zanzibar geschah, während andre sich von der Herrschaft der Sklavenhändler durch Abzug nach Norden befreiten.

Unter diesen Umständen hat die schwächere Rasse das allgemeine Schicksal erfahren, das Schwächern in so ungleichem Kampfe beschieden ist: sie ist in die minder günstigen Striche zurückgedrängt, verarmt, heruntergekommen, zu größern Staatenbildungen unfähig gemacht. Es ist im engern Rahmen dasselbe Schicksal, welches den weiter binnenwärts und südlich wohnenden Verwandten, den Makua, Manganja ꝛc., von der Hand der Zulu und Watuta zu teil ward. Einzelne kleinere Stämme haben sich besonders dort auf höherer Stufe behauptet, wo die Natur der Wohnsitze ihnen Schutz gewährte, wie die Wasagara, oder wo die Verhältnisse ihnen Teilnahme am arabischen Handel gewährten, wie die allem Anscheine nach makuaartigen Makonde, „das häßlichste Volk in Ostafrika" (Thomson), die ihre natürliche Unschönheit noch durch Hauteinschnitte und durch den die Unterlippe abwärts zerrenden, Pelele genannten Lippenschmuck steigern, die aber streng in ihren Sitten sind und sehr einträglichen Handel in Kopal und Kautschuk nach der Küste treiben. Ihre Wohlhabenheit hatte sie, als Thomson 1882 sie besuchte, sogar übermütig und zu gierigen Pombesäufern gemacht.

Eine ausführliche Aufzählung aller der im Grunde einander ziemlich ähnlichen Stämme des Küstenlandes und des Striches zwischen der Küste und den Großen Seen vermeidend, möchten wir zunächst nur jenen Ländern und Völkern größere Aufmerksamkeit widmen, welche durch ihre Lage an dem immer wichtiger werdenden Karawanenwege Zanzibar-Kaseh-(Unjamwesi-) Udschidschi nicht nur von besonderer Wichtigkeit für die Erschließung dieser Gegenden durch Araber und Europäer, sondern auch vor allen Nachbargebieten wohlbekannt sind. Da haben wir zuerst das am weitesten gegen die Küste vorspringende Terrassenland von Usaramo, das den ersten Anstieg zum Randgebirge des ostafrikanischen Seenhochlandes, gleichsam die Schwelle desselben bildet, ein Land flacher Hügel, gut begrast und bewaldet, aber wie alle Sklavenjagdgebiete dünn bevölkert. Die Dörfer sind weder zahlreich noch groß, aber ihre Häuptlinge (von Speke Phanze genannt), welche sich einerseits als Unterthanen des Sultanes von Zanzibar aufspielen, gebärden sich anderseits wie selbständige Fürsten und erheben Hongo, Wegsteuer, von den Karawanen. Die Wasaramo nähren sich in erster Linie vom Sklavenhandel, dann vom Verkaufe ihrer Ziegen und ihres Getreides nach den Küstenplätzen, sind in Baumwollstoff, fast so gut wie die Suaheli, gekleidet, beschmieren sich aber mit Fett und Ocker und tragen seltsame Haarfrisuren, wie echte Neger. Ihre Hauptwaffen sind Bogen und Pfeile, die Pfeile in geschnitzten Köchern, ohne welche sie nicht ausgehen.

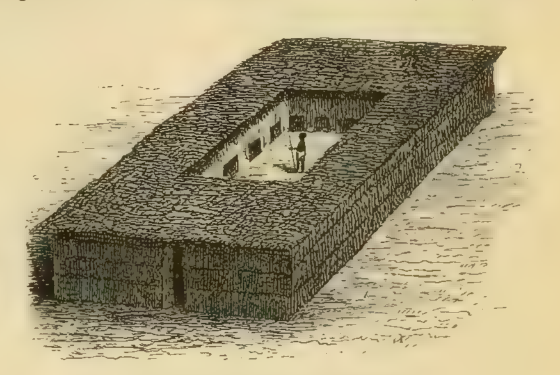
Usagara schließt sich dann an, das Land Gara, welches vom Einflusse des Mgeta in den Kingani im Osten bis zum Rande der Hochebene des Innern und damit bis zur Grenze von Ugogo im Westen und vom Ruaha, dem großen Nordarme des Lufidschi, im Süden bis zum obern Mami oder Mukondokua im Norden reicht. Seine Oberfläche mag 250—300 geogr. QMeilen umfassen. Das Ganze ist ein Gebirgsland, in welchem die Berge, wo die Kultur nicht mit Feuer und Axt gelichtet hat, mit reichlichem Wuchse von Gebüsch und Bäumen bedeckt sind. Das Land wäre geeignet, die paradiesische Heimat einer in Frieden lebenden Bevölkerung zu sein; aber es liegt unglücklicherweise zu nahe an dem langjährigen Emporium des Sklavenhandels, Zanzibar. Seine Bewohner, die Wasagara, sind arme, scheue Geschöpfe; sie wohnen meistens auf schwer zugänglichen Berggipfeln in runden Grashütten (s. Abbildung, S. 229). Den viereckigen, großen Lehmhütten, Tembe, begegnet man vereinzelt gegen die Grenze von Ugogo hin. Die Wasagara sind halb nomadisch, halb dem Ackerbaue zugewandt. Würden sie in Ruhe leben können, so wären sie ohne Zweifel ein behagliches Volk von Ackerbauern; aber die Sklavenjäger treiben sie von Stelle zu Stelle. Nicht einmal das Recht des Wegzolles wissen sie sich zu wahren; wenn die Karawanen nahen, ziehen sie es vor, übler Erfahrungen eingedenk, in ihre Bergdörfer zu fliehen. Doch ist ihre Furchtsamkeit so groß, daß man auf die Vermutung kommen muß, es seien nicht allein diese ungünstigen Lebensverhältnisse, sondern vielleicht angeborne Schwäche und Scheu, welche sie in eine so unvorteilhafte Stellung zwingt. „Fahl von Farbe, mutlos, scheu und schüchtern, fordern sie den Angriff heraus in diesem Lande, wo jedes menschliche Wesen einen Marktpreis hat.“ Diese Bemerkung Spekes läßt es nicht ganz unwahrscheinlich erscheinen, daß wir hier eine jener eingeengten und allein schon dadurch schwächern, gedrückten Rassen vor uns haben, wie wir sie als Buschmänner und Bergdamara im Innern und Westen Südafrikas, als Watwa, Akka ꝛc. im Herzen des Erdteiles gefunden haben. Leider besitzen wir keine eingehendern Schilderungen dieser den Reisenden nicht häufig zu Gesicht kommenden Wasagara. Wir wissen, daß einige mit Lendentüchern, andre aber nur mit Grasröcken bekleidet sind, welch letztere Cameron mit denen der Papua vergleicht. Derselbe Reisende beschreibt einen seltsamen Halsschmuck aus aneinander gereihten Messingdrähten, der wagerecht vom Halse abstehen und oft 2 Fuß im Durchmesser haben soll. Usagara scheint heute kein politisches Ganze mehr zu bilden, sondern in eine Anzahl von unabhängigen Bezirken zu zerfallen. Nachdem überdies von Osten her flüchtige Wasiraha und von Westen räuberische Wadirigo (s. unten) eingedrungen sind und an guten Stellen sich festgesetzt haben, ist hier ein ganz ähnliches Völkergemisch in der Bildung begriffen wie überall in den Wohnsitzen schwächerer Rassen.



Hütten in Serombo (nach Stanley).

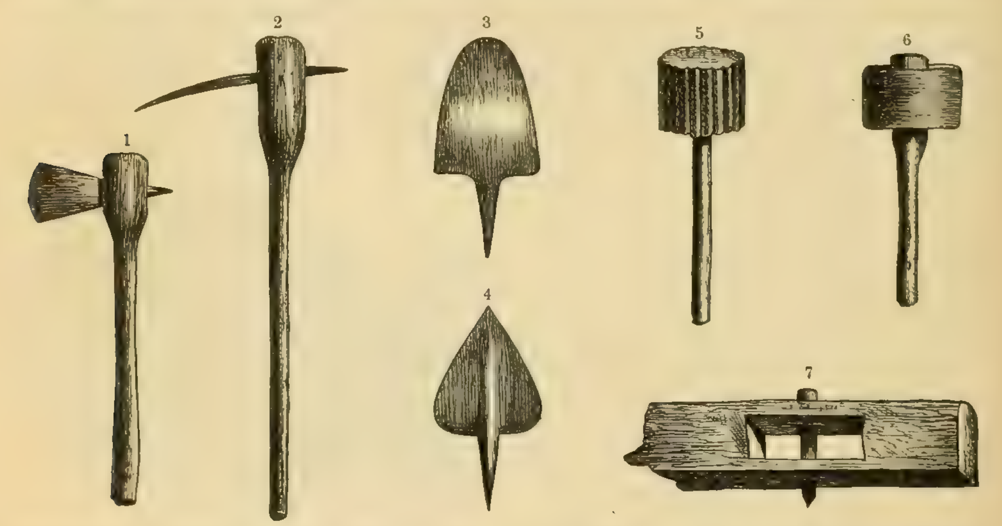
An dieses Land schließt sich im Westen Ugogo an, ein welliges Tafelland, das weit über die Grenzen des politischen Begriffes gleichen Namens hinausreicht. Das Land Ugogo im letztern Sinne wird von Cameron auf etwa 100 engl. QMeilen geschätzt, zerfällt aber bei diesem geringen Umfange doch noch in zahlreiche unabhängige, aus mehreren Dörfern bestehende Bezirke, deren jeder seine Souveränität hauptsächlich in der Erpressung des Hongo

oder Monghi, der Wegsteuer, von den Reisenden ausübt. Und unter den Wagogo lebt noch eine Anzahl der räuberischen Wadirigo in besondern Dörfern. Mpapwa am Westabhange des Usagaragebirges, am Rande der Waldregion, welche diesen Distrikt von dem Plateau von Ugogo scheidet, eine in den letzten Jahren immer öfter besuchte Station der Missionare und Kaufleute, hat uns in manchen Beschreibungen dieses Land nähergerückt. In den über die Ebene verstreuten Tembes oder kleinen Dörfern lebt eine ziemlich zahlreiche Bevölkerung, mit Feldbau und Viehzucht beschäftigt. Diese ganz unafrikanischen Lehmhäuser, Tembe, treten hier zum erstenmal als vorwiegende Wohnstätten auf. Dieselben bestehen aus einem Balkengerüste, dessen meist nur 7 Fuß hohe Wände mit Lehm ausgekleidet sind. Das flache Dach ist zum Schutze gegen den Regen ebenfalls mit einer dichten Lehmschicht überzogen, doch bietet es der Regenzeit nur sehr geringen Widerstand. Diese Tembe bilden gewöhnlich ein Viereck, einen Hofraum umschließend, in dem das Rindvieh die Nacht zubringt. In der Regel führen nur ein oder zwei Thüröffnungen in der Außenwand nach dem Innern, und diese sind mit starken hölzernen Thüren verschlossen; die verschiedenen Zimmer und Gebäude haben zur größern Sicherheit gegen feindliche Angriffe nur Ausgänge in den Hof, und in manchen Gegenden sind die Außenwände mit Schießscharten durchbohrt. Die Tembe sind elende Behausungen, besonders zur Regenzeit voll Feuchtigkeit und Moder.


Eine Tembe (nach Stanley).

Besitzt Mpapwa als Grenzdistrikt Ugogos bereits eine ziemlich gemischte oder vielmehr aus Vertretern verschiedener Stämme zusammengesetzte Bevölkerung, hauptsächlich Wagogo, Wasagara, Wakua, Araber und Suaheli, und damit einen im afrikanischen Stile internationalen Charakter, so betreten wir in Unjamwesi, dem Lande der altberühmten Mondgebirge und der Nilquellen, das durch die Kreuzung der nach dem Tanganika und dem Ukerewe führenden Karawanenwege belebteste und wichtigste Handelsland im Innern Ostafrikas, welches mehr als einmal zu einer Provinz der Küstenaraber gemacht werden zu sollen schien und jetzt wohl nur für kurze Zeit den Negern zurückgegeben ist. Indem Unjamwesi den Knotenpunkt jener Straßen, Kaseh oder Tabora, umschließt, wird es immer das Bestreben des hier am meisten interessierten Handelsvolkes sein, auch die politische Herrschaft in Händen zu haben. Unjamwesi (Mondland) war ursprünglich eins der größten Reiche in Afrika, nach Spekes Schätzung einst nicht viel kleiner als England; es ist aber im Laufe seiner neuesten Geschichte in eine Anzahl von Kleinstaaten zerfallen Die Ursache liegt wohl zum Teile schon in der Naturanlage. Ein großer Teil liegt auf dem 1000—1200 m hohen Tafellande, welches die Wasserscheide zwischen Ukerewe, Tanganika und Lufidschi bildet. Nach Norden dacht es sich zum Ukerewe ab, dessen Südrand noch in seine Grenzen fällt, und hier umschließt es die ungemein fruchtbaren Landschaften von Usabi und Uhindi. Dieser nördliche Teil wird von den Einwohnern Usukuma (Mitternachtsland) genannt im Gegensatze zu dem südlichen Utakama (Mittagsland). Das Land ist im allgemeinen eins der fruchtbarsten und bevölkertsten im äquatorialen Osten. Auch sind seine Einwohner, die Wanjamwesi, mehr als viele andre Stämme dieser Gegenden geeignet und geneigt, solche Vorteile zu nützen. Zwar sind äußerlich die Wanjamwesi nicht eben günstig ausgestattet. Sie sind dunkler von Farbe als ihre Nachbarn von Ugogo und Usaramo, sie wissen sich nicht

so gut zu kleiden wie ihre Nachbarn und führen nicht so starke Waffen. Die Männer tragen im Hause Lendentücher, während sie bei der Feldarbeit oder auf Reisen Ziegenfelle von einer Schulter quer über den Leib binden. Die Weiber aber tragen Baumwolltücher, welche unter den Armen über der Brust festgebunden sind. Beide Geschlechter schlagen die untern Schneidezähne aus und splittern eine dreieckige Lücke zwischen die zwei innern Schneidezähne der obern Reihe; beide tragen Perlschnüre um den Hals und Ringe vom Schwanzhaare der Giraffe (Sambo) um die Arme, die Weiber Kupfer- oder Messingdrahtspiralen und die Männer schwere Kupferringe an den Unterarmen. Beide rauchen und trinken stark; aber sie sind auch fleißige Arbeiter, welche ihr Land gut anbauen. Mais ist weitverbreitet; man findet auch Reis, doch lieben ihn die Eingebornen so wenig, daß die Araber schon darum seinen Anbau vorziehen, weil er ihnen nicht gestohlen wird. Auf eignen Webstühlen



Gerätschaften der Wanjamwesi: 1 Beil — 2 Hacke — 3 u. 4 Hackenklingen — 5 Hammer zum Schlagen des Rindenzeuges — 6 Holzhammer — 7 Strafinstrument (nach Cameron).

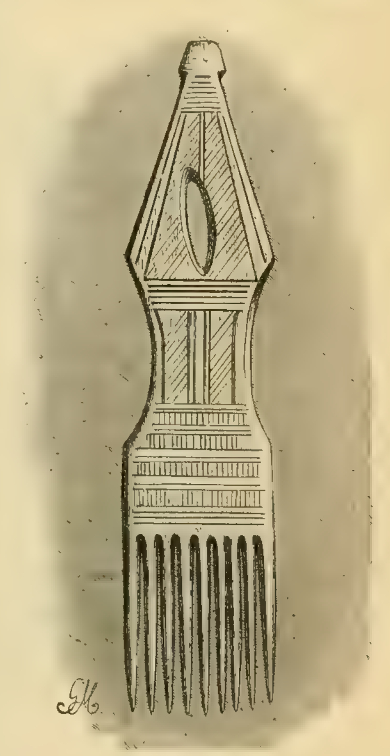
weben die Wanjamwesi Baumwolle, sie schmelzen und schmieden Eisen, und als Händler oder Täger sind sie überall zwischen Zanzibar und Udschidschi zu treffen.

Der Handelstrieb hat freilich in den letzten zwei Jahrzehnten das regsame Volk nicht mehr wie früher mit Wohlstand, sondern mit Armut belohnt. Es sind vor allem jene der über Kaseh oder Tabora[1] nach dem Tanganika und dem Ukerewe führenden Straße zunächst gelegenen Landesteile (als Unjanjembe zusammengefaßt), welche durch dieselben Araber von Zanzibar aufs schwerste gelitten haben, die ursprünglich als Boten des Friedens und Bringer des Wohlstandes sich hier festgesetzt hatten. Als Speke 1857 als erster Europäer diesen Weg machte, waren die Araber Kaufleute, die als Fremde im Lande wohnten; als er dagegen 1861 denselben Weg zum zweitenmal betrat, glichen die Araber großen Gutsherren mit Landbesitz und reichen Ställen und führten Krieg mit dem angestammten Herrscher des Landes. Dieser Prozeß, der sich ja auch in manchen andern Ländern Innerafrikas wiederholt hat, ist ganz natürlich, denn er ergibt sich mit Notwendigkeit aus den Verhältnissen. Die fremden Kaufleute, Araber und Wasuaheli, kommen, bitten um die Erlaubnis des Durchzuges, wofür sie zollen, gründen Warenlager, welche den Häuptlingen genehm

[1] Kaseh ist ursprünglich der Name eines Brunnens in dem Dorfe Tabora, der zum Mittelpunkte eines großen Sklaven- und Elfenbeinmarktes geworden ist.

sind, weil sie ihrer Erpressungssucht und Eitelkeit zu gute zu kommen scheinen, bereichern sich dann und erwerben Verbindungen am Hofe, mit dessen Gliedern sie auf dem vertrautesten Fuße zu leben pflegen, machen sich hierdurch verdächtig, werden gedrückt oder selbst verfolgt, weigern sich, die mit ihrem Wohlstande gestiegenen Zölle und Steuern zu zahlen, und erzeugen so einen unfriedlichen Zustand, der zuletzt damit endigt, daß die Araber bei einem der unvermeidlichen Thronstreite Partei für einen Prätendenten ergreifen, der ihnen fügsam zu sein verspricht, und dadurch in die innern Streitigkeiten des Landes gezogen und in oft endlose Kriege verwickelt werden. So führte Mirambo seine feindliche Stellung zu den Arabern in einer Zusammenkunft mit Stanley auf den unerträglichen Übermut der Araber zurück. Weibliche Häuptlinge scheinen häufig vorzukommen. Speke erzählt sogar von der Dienerin einer Häuptlingin, Ungugu (die er natürlich Sultanin tituliert), welche Nachfolgerin ihrer Herrin wurde.

Die Wanjamwesi sind trotz ihres politischen Gegensatzes zu den Arabern durch den jahrzehntelangen Verkehr mit denselben wirtschaftlich so weit in deren Wege gelenkt worden, daß ein nicht geringer Teil von ihnen den Wanderstab ergriffen und zwischen Zanzibar und Udschidschi dem Sklaven- und Elfenbeinhandel sich gewidmet hat. Viele Wanjamwesi gehören zu den energischsten Förderern besonders des erstern Handelszweiges. Daß sie dabei nicht glimpflicher als die Araber verfahren, lehren die Schilderungen Stanleys, zu dessen Zeit am Südostufer des Tanganika ein Einwanderer aus Unjamwesi, Muriro (Feuer) mit Namen, mit Hilfe einer Anzahl Kolonisten von gleich rastlosem Geiste ein wahres Räuberdorf angelegt hatte, einen Versammlungs- und Zufluchtsort für Sklavenhändler, wo Muriro stets Massen von Sklaven gegen Austausch von Pulver und Gewehren bei der Hand hatte.



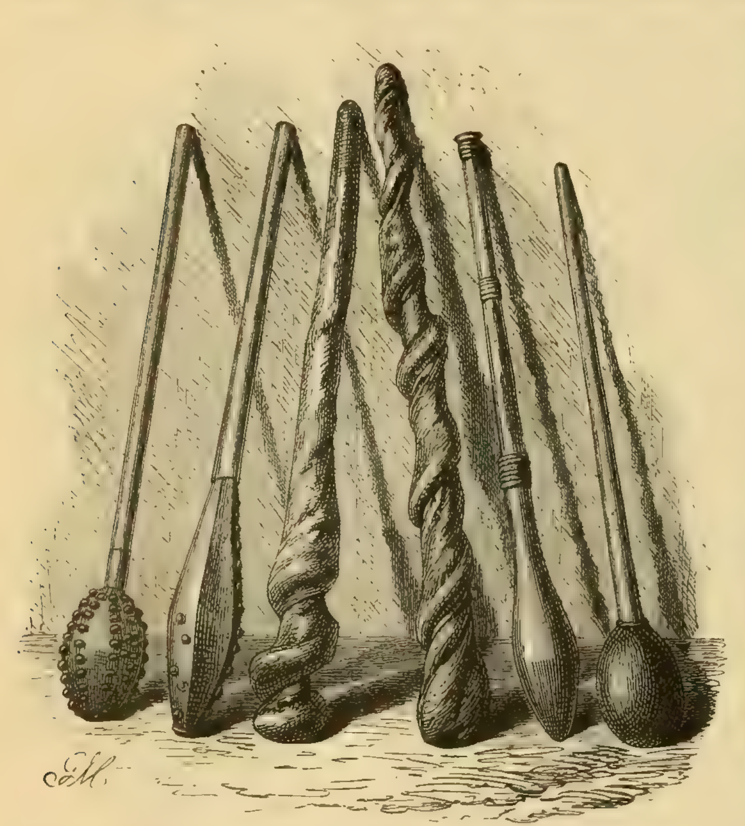
Ein Kamm der Wanjamwesi.
1/4 wirkl. Größe.

Haben wir auf dem Wege Zanzibar-Kaseh-Udschidschi die Neger vorwiegend unter dem Einflusse der Araber gefunden, so wird es nicht ohne Interesse sein, jene Stämme zu betrachten, welche nördlich von diesem Wege noch viel härter von den Galla und Masai bedrängt sind und ähnlich wie die Wagogo und Wanjamwesi, jedoch wohl noch rascher, einer anthropologischen und ethnologischen Zersetzung unterliegen, die in hohem Grade lehrreich ist. Wir haben hier vorzüglich die Wakamba und Wanika[1] im Auge, von welchen die erstern südlich vom Äquator, von etwa $1^1/_2$ bis 3^0, wohnen, um im Westen durch den gebirgigen Abfall der Seenplatte des obern Nil begrenzt, wenn auch nicht geschützt zu werden. Im Osten, d. h. gegen die Küste hin, haben sich die Wakamba in das Gebiet der landeinwärts und südwärts von Mombas wohnenden Wanika so weit eingeschoben, daß sie eine unmittelbare Verbindung mit der Küste gewonnen haben. Ihnen wie ihren Nachbarn, den Wanika und Wapokomo, steht aber kein Weg ins Innere unbehindert offen, da sich hier die nomadischen Horden der

[1] Der Name Wakamba bezeichnet Reisende, Wandernde und kommt von ruhamba, umherziehen. Alle umwohnenden Stämme nennen sie so. Wanika heißt Leute der Wildnis.

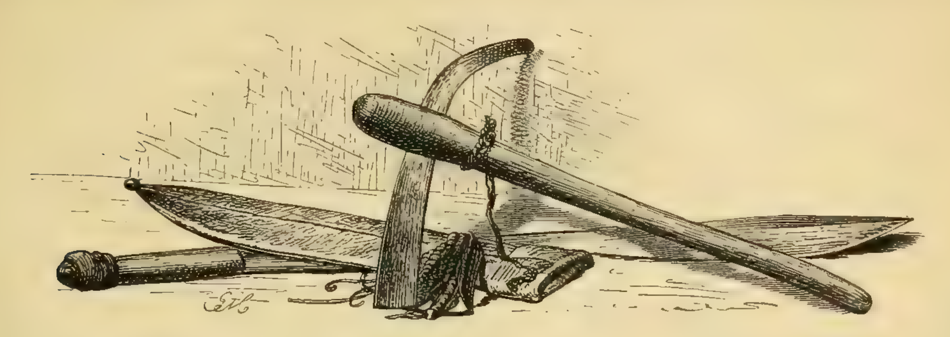
Masai und Wakuafi zwischen sie und die Wahumastaaten am Ukerewe schieben. Daher thun sich oft Karawanen von mehr als 2000 Köpfen, alle mit Flinten bewaffnet, zusammen. Nirgends sind Ordnung und Gehorsam größer als bei diesen Karawanen, aber trotzdem sind manche den Lanzen der Masai erlegen.

Wakamba und Wanika sind echte Bantustämme, welche viel Ähnlichkeit mit den Wasagara, Wasambara und Genossen haben, nur daß die kriegerische Nachbarschaft sie friedlicher gemacht hat. In der Kultur stehen die Wakamba wie Wanika tiefer als ihre südlichen Nachbarn, obwohl die Mohammedaner von Mombas aus sich längst besonders im Lande der letztern ausgebreitet haben. Die Wakamba besitzen große Herden von Rindern, Ziegen 2c., haben etwas Landbau, verarbeiten Eisen zu zweischneidigen Schwertern von arabischem Typus und treiben mit den Produkten ihres Ackerbaues, besonders Tabak, und ihrer Viehzucht einen lebhaften Tauschhandel mit den Mohammedanern an der Küste, in welchem sie sogar gemünztes Geld von diesen annehmen. Ihre Haartracht ist gekennzeichnet durch einen kronenartigen Schopf, den sie auf dem Hinterkopfe nach Kaffernsitte stehen lassen. Pfeil und Bogen sind ihre Hauptwaffen, Lanze und Speer führen fast ebenso ausschließlich ihre Unterdrücker, deren Schild entweder zuluartig (Masai) oder von arabischer Form (Somali) ist. Die Wanika wohnen bereits in den Arabern abgesehenen Giebelhütten, während die Wakamba noch ihre kegelförmige Behausung haben. Sie stehen unter einzelnen Dorfhäuptlingen von rein persönlichem Ansehen. Den Mittelpunkt des religiösen und politischen Lebens der Wanika bildet der nur dem Häuptlinge zugängliche Muansa, für den lärmende Feste gefeiert werden; das Mysterium jener Feste ist ein kreiselartiges Instrument von Holz, das eigentümlich brummende Töne von sich gibt (vgl. Abbildung, S. 440). Auch die Beschneidung wird bei den Wanika besonders festlich begangen. Die Spechte sind die Schicksalsvögel der Wanika, die Hyäne gilt als Stammvater des ganzen Volkes, so daß die Tötung einer Hyäne als größtes Verbrechen geahndet wird. Die Toten werden von den Wakamba nicht begraben, sondern nur ins Gebüsch geworfen; die Wanika dagegen verehren die Geister der Toten, die bisweilen in den Neugebornen wiedererscheinen sollen.



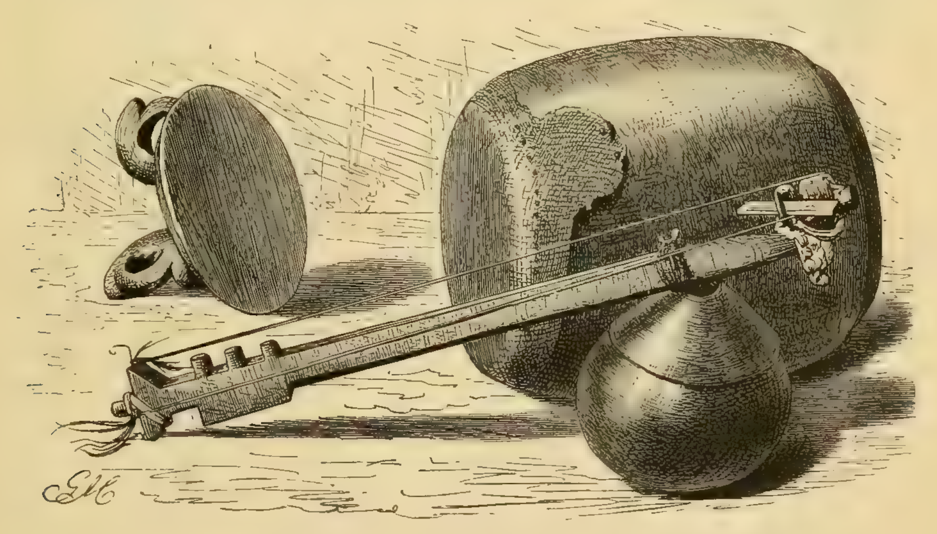
Keulen der Wanika (aus Robert Felkins Sammlung in Wolverhampton).

Höchst lehrreich ist das Verhalten der Wakamba und Wanika zu den „Hunnen Afrikas", ihren räuberischen Unterdrückern. Da diese als viehzüchtende Nomaden keine Sklaven brauchen können, welche ihren Troß vermehren, so ist der Viehraub ihr letztes Ziel. An die Stelle der Sklavenjagden treten daher hier die Razzien auf die Rinderherden ihrer dunklern Nachbarn. Zwar sind Masai, Wakuafi und Galla die ausgeprägtesten Viehzüchter und als



Streitaxt und Schwert mit Scheide der Wanika (aus R. Felkins Sammlung in Wolverhampton).

solche den Wahuma ethnographisch ebenso nahestehend, wie sie geographisch mit ihnen zusammenhängen, während die Wakamba in dieser Hinsicht weit hinter ihnen zurückstehen; aber dennoch findet man nur wenig Viehzucht bei den westlichen Wakamba, da ihre Herden durch die Galla und Masai geplündert werden, während die östlichen, weiter von jenen



Stuhl, Trommel und Geige der Wanika (ethnographisches Museum, München).

Räubern entfernt wohnenden reicher an Vieh sind. Vergleicht man die Sitten, welchen diese Halbhirten in Bezug auf ihre Herden huldigen, so gewinnt man den Eindruck, daß der Ursprung der Gebräuche bei jenen Ganzhirten zu suchen sei, welche, den Ackerbau verschmähend, ihr nomadisches Leben westwärts von diesen führen, also vorzüglich bei den Masai und Wakuafi. Aber diese Sitten haben sich bei den Halbackerbauern in manchen Beziehungen modifiziert. Während als Grundzug durch alles Thun der Masai und Genossen, das mit den Herden zusammenhängt, der Ausschluß der Frauen geht, die nicht

einmal die Hirtenlager betreten, geschweige denn hüten oder melken dürfen, ist bei den Wakikuyu, den nächsten Nachbarn der Wakamba, den Frauen gerade das ihnen anderwärts so streng untersagte Melken gestattet. Man wird bei Würdigung dieser durch J. M. Hildebrandt bestätigten Thatsache nicht mehr geneigt sein, mit Bleek einen sehr großen Wert auf derartige Abweichungen zu legen (s. S. 49). Während fast alle Ostafrikaner Butter bereiten, thun die Wakikuyu das nur bei der Geburt eines Kindes, welches mit Butter eingerieben wird und täglich davon zu essen bekommt. Die Masai stechen das Vieh, um es zu schlachten, in das Genick, die Wakamba erwürgen es. Kamele und Pferde finden sich wohl bei Somali, Galla und Masai, nicht aber bei den Wakamba. Auch scheinen letztere die Esel nicht als Lasttiere zu benutzen, sondern dieselben nur zu mästen, um sie dann zu schlachten. Mit der durch die Viehzucht bedingten freien, schweifenden Lebensweise hängt es wohl zusammen, wenn die Masai und Wakuafi ein kriegerisches Volk sind, dessen Kriegsscharen sich einer guten Organisation erfreuen, während die seßhaften Wakamba den Kampf im freien Felde scheuen. Stehen so die Wakamba und Genossen in manchen Beziehungen hinter ihren unruhigen Nachbarn zurück, so sind sie ihnen dafür in allem überlegen, was ansässige, ruhige, stetige Arbeit fordert. Vor allem treiben sie Ackerbau, der sie befähigt, sich eine mannigfaltigere Nahrung zu gönnen als die Masai ꝛc., die alle pflanzliche Nahrung verschmähen, um fast nur von Milch, Blut und Fleisch zu leben. Auch wohnen sie besser in ihren festen, dichten Lehm- und Reisighütten als die Nomaden in ihren flüchtigen, leichten Zeltgestellen, deren Bedeckung aus Rindshaut jeder Windstoß wegnimmt, und sind sicherer vor Raubtieren und Feinden, wenn auch zugleich feiger, in ihren mit verrammelten Thüren verschlossenen Dornumzäunungen; sie sind die Tabakslieferanten ihrer Nachbarn und bringen dieses Erzeugnis ihres Ackerbaues bis an die Küste; sie sind das Volk der Gewerbthätigkeit und des Handels. Wer wird nicht, indem er diese polaren Völkergegensätze betrachtet, deren jeder für sich allein zur Unvollkommenheit, Unfruchtbarkeit verdammt ist, in der Vereinigung derselben zu Einem Staatswesen das Heil beider erblicken? Es würde dies ein Zustand sein, wie wir ihn in Uganda und Unyoro finden werden, wo die Befruchtung der ruhigen Arbeit des Ackerbauers durch die Beweglichkeit und Herrschbefähigung des Hirten die blühendsten Staaten Zentralafrikas erzeugt hat.



Ein Knieschmuck der Wakambakrieger (Museum für Völkerkunde, Berlin). ⅓ wirkl. Größe.



Ein eiserner Streitring der Wakamba, am Finger zu tragen (Museum für Völkerkunde, Berlin). ⅓ wirkl. Größe.





WAGANDA KNABE

DINKA - MÄDCHEN

21. Die Völker in der Region der Nilquellseen.

(Waganda, Wanyoro; Wahuma.)

„Der flüchtige Einblick, den wir in die Sitten und Gebräuche der Waganda gethan, erweckte in uns das Bewußtsein, daß wir im Begriffe standen, die Bekanntschaft eines außergewöhnlichen Volkes zu machen.“ Stanley.

Inhalt: Anthropologische und ethnographische Unterschiede. — Übergang zum nichtäthiopischen Afrika. — Völkermischung in Uganda. — Waganda, Wanyoro und Verwandte. — Tracht. — Hüttenbau. — Paläste. — Gewerbe. — Ackerbau und Viehzucht. — Jagd. — Fischfang. — Nahrung und Getränke. — Handel und Verkehr. — Waffen und Kriegführung. — Schildformen. — Schiffbau. — Kriegsflotte. — Geistiges Regen. — Charakterschilderungen. — Dichtung und Musik. — Tanz und Spiel. — Religion. — Das Königtum. — Politische Gliederung des Volkes. — Thronfolgegesetze. — Königsmythen. — Hofzeremoniell. — Rechtspflege. — Die Fremden und ihr Einfluß. — Die Familie. — Geburt und Tod. — Die Wahuma. — Verwandtschaft mit Abessiniern und Galla. — Wanderungen und Staatengründung. — Sprachverschiedenheiten. — Verbreitung. — Skizze der Wahumastaaten: Unyoro, Uganda, Karagwe, Uhaiya, Usinsa.

In der menschlichen Bevölkerung der Länder um die Nilquellseen tritt uns eine bemerkbare anthropologische Differenzierung entgegen, welche durch ihr Zusammenfallen mit ethnischen Unterschieden doppelt bedeutsam erscheint. In ethnischer oder, wenn man will, in kulturlicher Beziehung schließt sich dieser Gegensatz an denjenigen an, der zwischen Ansässigen und Nomaden wiederholt für das südlichere Ostafrika zu zeichnen war; aber er ist hier in seiner anthropologischen Grundlage klarer als dort, denn in den Ansässigen erkannten schon die ersten Besucher der Nilquellseenregion eine andre Rasse als in den unter ihnen wandernden und teilweise sogar sie beherrschenden Hirtenvölkern. Jene stehen dem extremen Neger näher als diese, aber in ihrer Gesamtheit stellen sich auch jene den dunklern Negervölkern als eine in der Farbe hellere und in der Körperbildung edlere Rasse gegenüber.

Wir lesen daher aus den Beschreibungen der anthropologisch unbefangensten Beobachter den Eindruck edlerer Menschenbildung heraus, den sie hier empfingen, und nehmen aus ihren Darstellungen das Gefühl mit hinweg, gerade an dieser Stelle die Grenze echt äthiopischer Menschheit zu berühren. Schon die Angaben über die Hautfarbe malen mit lichtern Tönen. Stanley spricht bei den Waganda reiner Rasse von Bronzefarbe oder dunklem, rötlichem Braun und bei einigen ihrer Weiber von einer Farbe wie „hell-rotgolden, die sich bei einer oder der andern sogar dem Weiß näherte.“ (Vgl. die beigeheftete Tafel „Waganda-Knabe. Dinka-Mädchen“.) Von den herdenzüchtenden Wahuma aber sagt er: „Sie hatten die Hautfarbe des von einer Mulattin und einem Weißen abstammenden Farbigen, ihre Nasen waren gerade, ihre Lippen dünn und ihre Augen groß und glanzvoll. Auch durch die andern Reize schöner Körperformen zeichneten sie sich aus.“ Als den physisch schönsten Volksstamm von allen zwischen dem Tanganika und dem Meere schildert der Reisende die Warimi, die stark gebaut, groß, von männlicher Haltung und regelmäßigen Zügen sind. Auch hier meint der Reisende die Weiber um eine Schattierung heller zu finden als die Männer. Im allgemeinen läßt sich sagen: die süd- und zentralafrikanische Körperbildung tritt hier zurück, und man befindet sich im Übergange zu den von Asien und vielleicht selbst Europa her beeinflußten Ost- und Nordgebieten Afrikas. Typisch für dieses Verhalten erscheint unsre Abbildung auf S. 452, welche die mehr kaukasische und die mehr negroide Form bei den Wanyoro darstellt.

In Uganda, dem in jeder Beziehung wichtigsten der Nilquellländer, ist diese Völkermischung wohl auch am stärksten entwickelt. Jedenfalls ist sie am eingehendsten hier studiert. Den Grundstock der Bevölkerung bilden hier die Waganda, zu welchem man noch die Inselbewohner (Basesse) rechnen kann, die auf den Inseln längs der Küste von Uganda

leben, von demselben Ursprunge sind und einen Dialekt derselben Sprache sprechen. Diese und jene sind Neger von dunkel schokoladefarbener Haut und kurzem Wollhaare. Es sind Leute von mehr als Mittelgröße, gut gebaut und kräftig.

Die Wahuma, die an Zahl unzweifelhaft die zweite Stelle einnehmen, sind hier wie überall, wo sie auftreten, ein eigenartiger, besonderer Stamm. Unter dem Namen Watusi findet man sie zerstreut bis zum 7.° südlicher Breite wieder. Sie sind hoch gewachsen, von ovaler Gesichtsbildung, schmalen Lippen und gerader Nase. Die Frauen besonders sind so schön, daß die Häuptlinge der Waganda mit Vorliebe ihre Gattinnen aus ihnen wählen. Wo man sie auch findet, sind die Wahuma die Hirten des Landes; sie nähren sich hauptsächlich von Milch und Fleisch und treiben nur selten Feldbau. Sie schließen sich streng gegen die andern Stämme ab, haben ihre besondere Sprache, leben in abseits gelegenen Dörfern, meist am Saume der Wälder, und mischen sich nicht leicht mit umwohnenden Stämmen. (Weiteres über die Wahuma s. S. 477.) Ihnen scheinen viele Leute des südlichen Uddu und Karagwe, die sogenannten Wanyambo, nahezustehen, die gleichfalls meist Rinderhirten sind. Der letzte Stamm, welcher in diesem Lande unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, ist der der Wasoga. Diese wanderten aus dem Lande Usoga in das östliche Uganda ein, wurden aber, so tapfer und kriegerisch sie auch sind, doch nach und nach von den Waganda unterjocht und ein großer Teil von Usoga dem Reiche Mtesas einverleibt. Ihre Hautfarbe ist viel dunkler als die der Waganda, auch tragen sie gewöhnlich das Haar lang.



Wanyoro: Krieger und Prinzessin (nach eigner Photographie von Richard Buchta).

*

Die Waganda und Wanyoro unterscheiden sich von allen umwohnenden Stämmen durch ihre Kleidung; sie sind, soviel man weiß, die einzigen, die von Kopf bis zu Fuß bekleidet gehen, und fallen dadurch so sehr auf, daß nackt gehende Stämme der obern Nilregion

sie als Weiber bezeichnen. Speke bezieht hierauf die angeblich bei den Njam-Njam erzählte Geschichte von einem Weibervolke, das er auf die Wanyoro, und einem Volke von Weibern und Hunden, das er auf die Waganda deutet. Die Gesetze in Bezug auf die Kleidung



Waganda: Gesandte des Königs Mtesa. (Nach in London aufgenommener Photographie.)

sind sehr streng, und wer immer, Mann oder Frau, sich auf der Straße nicht anständig gekleidet blicken läßt, verfällt der Todesstrafe. Im Hause wird es nicht so genau genommen, die jüngern Weiber legen da oft die Kleider ganz ab. Ebenso gehen die Männer (bis auf ein Tuch um die Lenden) ganz unbekleidet in den Kampf. Das Nationalkleid ist der Mbugu, ein Rindenstoff, den die Männer als ein loses, wallendes Gewand tragen. Dasselbe wird auf der Schulter geknüpft, läßt beide Arme frei und fällt bis auf die Füße

nieder. Bei den Frauen wird es unter den Armen dicht um den Körper befestigt. Vielfach werden Sandalen aus Büffelhaut getragen, ebenso phantastischer Kopfputz, Turbane aus Baumwollstoffen oder farbigen Taschentüchern. Über dem Mbugu tragen die Häuptlinge oft ein schön gegerbtes Fellkleid, zu welchem entweder eine ganze Ochsenhaut oder zwei aneinander genähte Ziegenfelle verwendet werden; die kostbarsten bestehen aber aus den glänzend dunkelbraunen Fellen der Ntalaganga, einer sehr kleinen Antilopenart, von welchen 20—40 zu einem solchen Gewande nötig sind. In Unyoro und Usoga waltet das Fellkleid mehr vor als in Uganda, auch die Wahuma tragen mit Vorliebe Fellkleider. Neuerdings findet allmählich auch ausländische Kleidung Eingang im Volke, und König Mtesa selbst hat den heimischen Mbugu mit der arabischen Tracht vertauscht. Unter den Schmucksachen wird den von den Hohen getragenen Halsringen aus den Schwanzhaaren der Giraffe Zauberkraft zugeschrieben. Überhaupt wird in Form von Schmuck eine große Anzahl von Zaubermitteln, entsprechend dem ungemein entwickelten Aberglauben dieser Völker, getragen. Hörnchen, mit irgend einem zauberkräftigen Gegenstande gefüllt, spielen dabei eine Hauptrolle. Als Kopfbedeckung sind aus Schnüren geflochtene Mützen (Speke spricht von Turbanen) im Gebrauche.



Audienzhalle des Königs Mtesa in Rubaga (nach Stanley).

Was den Reisenden beim ersten Anblicke der Waganda in Erstaunen setzt, ist der völlige Mangel jeder Tättowierung oder Verunstaltung des Körpers. Auch haben sie nicht den bei den Negern fast allgemeinen Brauch des Ausreißens oder Feilens von Zähnen. Verstümmelungen sind, wenn nicht als Strafe verhängt, verboten und werden mit dem Tode bestraft. In dieser Beziehung stehen die Wanyoro tiefer als die Waganda, denn zwei Brandnarben an jeder Schläfe sind ihr Stammeszeichen, und die untern Schneidezähne und wahrscheinlich auch die Eckzähne werden den Mädchen und Knaben ausgezogen, sobald sie mannbar geworden sind. Beschneidung wird nur von den Bewohnern Londus, welche nach allen Angaben von Westen her eingewandert sind, geübt. Bei diesen soll auch Infibulation vorkommen. Die Waganda sind sehr reinlich, waschen sich viel und beschmieren nie ihren Körper mit Fett. Während sie ihr Haar meist dicht am Kopfe abscheren, ist der Bart bei ihnen häufiger zu finden als unter den übrigen Stämmen, die Wanjamwesi ausgenommen.

Der Hüttenbau bleibt auch bei diesen Völkern durchweg bei dem Kegelstile der Negerarchitektur stehen, gelangt aber durch große Sorgfalt nicht nur zu feinern und haltbarern, sondern auch zu geräumigern Konstruktionen. Auch gewinnen die Hütten hier häufig durch größere Thüröffnungen und architektonische Hervorhebungen derselben an äußerm Ansehen. In der breiten Thür einer kegelförmigen Hütte, die von einem doppelten, zwei Höfe einschließenden Zaune umgeben ist, empfängt König Mtesa seine Gäste. Und der

Palast dieses Herrschers ist zwar ein scheunenartiger, nur aus Rohr und Stroh bestehender Bau; „aber wenigstens durch ihre Ausdehnung machen alle Räumlichkeiten einen höfischen Eindruck" (Stanley). Wilson beschreibt ihn als ein hohes Gebäude, über 30 m lang und auf ungeheuern Pfeilern aus Baumstämmen ruhend. Eine Halle nimmt ungefähr zwei Drittel der Gesamtlänge des Gebäudes ein, auf beiden Seiten befinden sich lange, schmale Gemächer, worin manchmal Hof-„Baraza" gehalten wird, und an der Rückseite folgt eine Anzahl kleinerer, viereckiger Zimmer, durch die man in die innern Palastgärten gelangt.

Bei aller Sorgfalt im Baue der Hütten sind die Waganda doch, wo es nötig ist, rasch mit der Herstellung derselben fertig. Stanley sah am Ufer des Ukerewe die Armee Mtesas in 30,000 rasch errichteten Hütten lagern. Auch die Hütten der Wanyoro haben in der Regel eine gerundete Reifrockform ohne Aufsatz und sind innen zweiteilig. Ihre Umzäunungen wie die der Dörfer sind in dem wildreichen Unyoro, wo Löwen häufig sind und die wilden Büffel als heilige Tiere nicht getötet werden dürfen, aus sehr starken Dornhecken hergestellt.



1 Rüstkammer des Königs Rumanika von Karagwe — 2 Hütte in Karagwe.

Auf jungen Lichtungen in den Urwäldern von Unyoro liegen die Hütten zwischen den mit Bananen, Cajaten und Lubien, gelegentlich auch mit Mais oder mit virginischem Tabake abwechselnd bepflanzten Neuäckern in Gruppen von dreien oder vieren: halbkugelig mit einem fast bis auf den Boden niedersteigenden Grasdache, welches über der Thür durch Pfähle gestützt wird, sind dies flüchtigere Baulichkeiten, die nicht selten nach der Ernte verlassen werden. Am einfachsten und ärmlichsten sind aber immer die der Wahuma, da diese häufig wechseln. Übrigens ist der negerhafte Zug zum Nomadismus auch noch in den Waganda zu finden. Die alte Hauptstadt Banda, in welcher Speke und Grant Mtesa sahen, ist verlassen und vollständig verschwunden, und eine oder zwei andre Städte sind dem gleichen Schicksale anheimgefallen. Jetzt hat Mtesa zwei Hauptstädte, in denen er abwechselnd wohnt, Rubaga (s. Abbildung, S. 456) und Nebulagalla.

Die Industrie dieser Völker ist ausgezeichnet durch dieselbe Sorgfalt im einzelnen, welche ihren Ackerbau und ihre Architektur kennzeichnet, ohne sich aber gleich diesen durch neue Zwecke oder Formen beträchtlich über das Niveau dessen zu erheben, was anderwärts bei Negern gefunden wird. Man möchte sagen, daß im wesentlichen derselbe Geist, dieselbe Geschmacksrichtung sich an denselben Stoffen versucht haben, daß sie aber in größerer Ruhe, inmitten eines sicherern Wohlstandes sich hier zu entfalten vermochten. Speke spricht einmal von einem Dorfe von Töpfern in Uganda, was auf eine Teilung der Arbeit hinweisen dürfte. Ein natürlicher Geschmack tritt in Farben und Formen hervor und

wird vor allem nicht durch Überladung gestört. Die einfach geformten dünnen, nur am obern Rande mit einem leichten Relief versehenen bombenförmigen Thongefäße der Wanyoro, welche innen und außen geschwärzt, außen aber noch dazu durch Hängen im Rauche von Holzfeuern wie mit Firnis überzogen sind, sind bei aller Einfachheit vortreffliche Arbeiten. Zwei Formen von Pfeifen sind im Gebrauche, eine mit rundem Kopfe, die nur sehr wenig Tabak faßt, und eine andre mit kegelförmigem Kopfe, welche eine halbe Unze oder mehr aufnehmen kann. Beide Arten von Pfeifen und die Trinkgefäße werden wohl auch durch Bemalung mit weißem oder rotem Thone verziert. Erwägt man, daß alle diese Thonwaren ohne Benutzung der Drehscheibe hergestellt werden, so sind ihre regelmäßigen Formen geradezu bewundernswert.

Bei den Wanyoro und Waganda erreicht die **Flechtkunst** einen hohen Grad von Vollendung. Die Bänder und Schnüre aus feinen Fasern, die in verschiedenartig gebän-

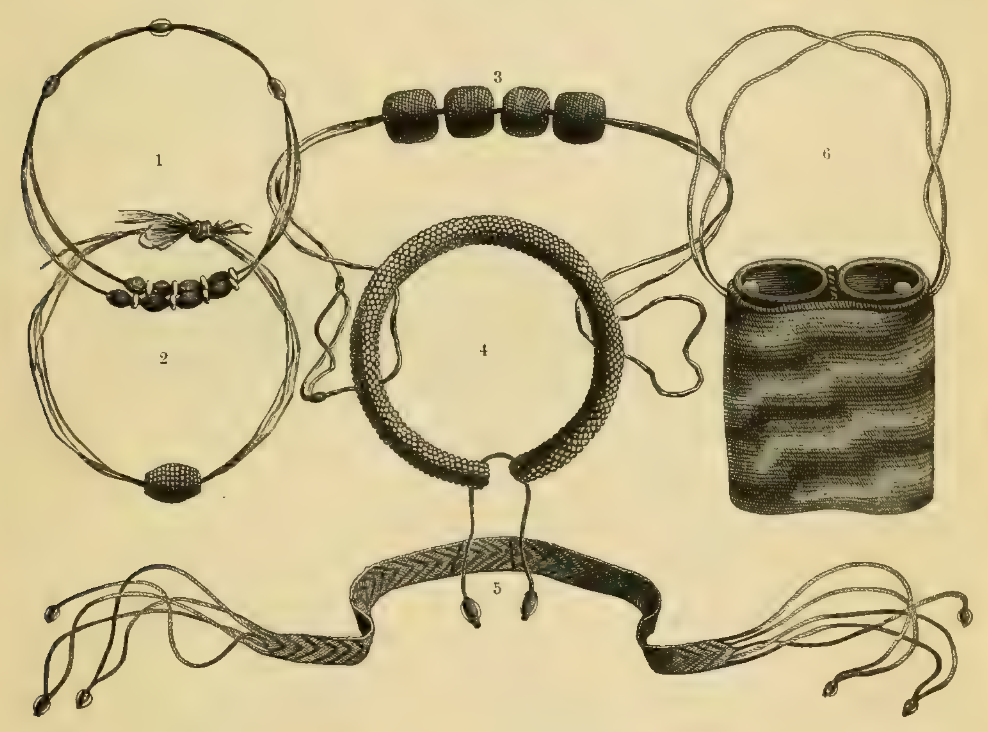


Rubaga, die Hauptstadt von Uganda (nach Stanley). Vgl. Text, S. 455.

derten Mustern geflochten werden, würden jeder hoch entwickelten Industrie und dem besten Geschmacke Ehre machen. Vorzüglich schön sind die vierkantigen Schnüre, in welche diese Bänder auslaufen, und die schwarzen und roten Zickzackmuster, die manche überflochtene Geräte, wie z. B. die zum Aufbewahren von Kleinigkeiten dienenden Doppelbüchsen, bedecken. Nicht minder ausgezeichnet sind ihre verzierten Körbe und Topfuntersätze. Als Material dienen ihnen Gras und die jungen Blätter der wilden Dattelpalme. Aus dem erstern fertigen sie große, flache, kreisrunde Körbe an, welche wegen ihrer Wasserdichtigkeit gewöhnlich zum Auftragen der Speisen gebraucht werden. Aus den schmalen Blättern der Dattelpalme werden kleine Deckelkörbchen für die unvermeidlichen Kaffeebohnen gearbeitet. Zur Herstellung der geflochtenen Röhren, aus welchen sie ihr heimisches Bier trinken, wird ein ausgehöhlter, gebogener Stock mit dicht anschließendem Flechtwerke aus verschieden gefärbten Dattelpalmblättern umgeben und am untern Ende aus bunten Gräsern ein siebartiges Geflecht gebildet. Künstlerisch betrachtet, ist dies eine reizende und bewundernswerte Leistung.

Die Matten, welche zur Hauseinrichtung einer jeden achtbaren Familie gehören, werden aus Streifen von jungen Dattelpalmblättern geflochten und sind in hohem Grade geschmeidig.

Die Perlenarbeiten sind in Form und Farbenzusammenstellung gleich geschmackvoll. Die dickern, dicht mit Perlen besetzten Leibringe, die mit einer einzigen Perlennuß verzierten Bast- und Faserschnüre, die glatten Früchte, welche auf einer Seite mit Perlen besetzt, zu Ketten aufgereiht werden: alles zeigt einen höhern Geschmack (s. unten, Abbildung). Die Holzschnitzerei der Wanyoro steht nicht auf der Höhe ihrer übrigen Industrie. Die feine Glättung, die Politur des geschnitzten Holzes, wie man sie bei Polynesiern und andern Völkern findet, welche in Ermangelung von Eisen dem Holze um so größere Auf-



Schmucksachen und Geräte der Waganda: 1, 2, 3 und 4 Halsschmuck — 5 Gürtelband — 6 Doppelgefäß (ethnographisches Museum, Wien).

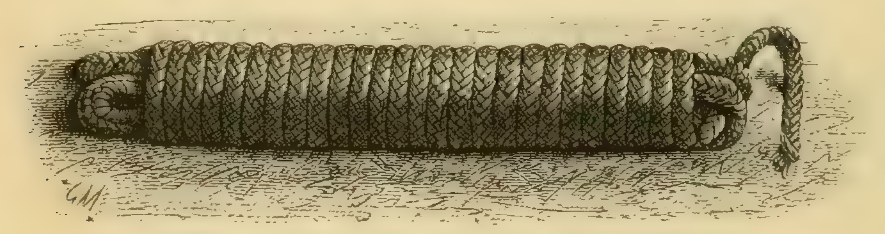
merksamkeit schenken, fehlt hier. Von der südafrikanischen Entwickelung der Löffel- und Holztopfindustrie ist hier keine Rede. Die Hohen von Uganda tragen Spazierstöcke, welche aus einem harten, weißen Holze geschnitzt, sehr schön gerundet und poliert sind. Mtesa sandte Stanley seinen Stab zur Begrüßung entgegen, ganz wie dies der König von Dahomey gethan haben würde (s. den Stab auf Abbildung, S. 33).

Von der Industrie des Mbugu, des Rindenstoffes, welcher den größten Teil der Bekleidung der Waganda liefert, haben wir schon gesprochen. Wir tragen hier nach, daß sie denselben in verschiedenen Mustern färben, worunter ein in Schwarz aufgedrucktes oder gefärbtes Quadrat das gewöhnlichste ist. Die schwarze Farbe scheint der Ruß irgend eines wohlriechenden Holzes zu sein, der, mit Öl vermengt, auf den Mbugu aufgetragen wird. Eine orangegelbe Farbe gewinnen sie von einem Baume, Mulilila genannt. Nicht minder zeichnen sich diese Völker durch die Zubereitung des Leders aus. Die an der Sonne getrocknete Haut wird fest in einen Rahmen gespannt, die innere Oberfläche sorgfältig mit

einem Messer abgelöst, durch Reiben mit einem Steine geglättet, Butter oder Öl hineingearbeitet und die Haut noch einmal der Sonne ausgesetzt, wodurch die Häute weich und biegsam wie Handschuhleder und vollständig haltbar werden.

In Metallarbeiten sind die Schmiede von Uganda ihren Nachbarn so weit überlegen wie die von Unyoro denen ihrer Nachbarländer. Sie gewinnen ihr Eisen aus einheimischem Erze, das zwar ziemlich mürbe, aber doch von guter Qualität ist. Stahl kannten sie ursprünglich nicht. Speere, Glöckchen und Ringe verfertigen sie aus jenem Eisenerze und Kupfer, das aus Zanzibar ins Land gebracht wird. Auch im Nachbilden europäischer Industrie-Erzeugnisse sind sie sehr geschickt und verändern z. B. Luntenschloß- in Perkussionsgewehre. Wilson sah Patronenhülsen aus Messing, die, wenn auch nur gegossen, doch erstaunlich genau und glatt gearbeitet waren.

Die wenigen Werkzeuge, die in Uganda gebraucht werden, sind verhältnismäßig einfach; zum Bearbeiten des Bodens dient allgemein die Hacke, Nkumbe, ein herzförmiges Werkzeug mit einem langen Stachel am breiten Ende, das an einem gekrümmten, ungefähr 1 m langen Stiele befestigt ist. Die Messer sind gekrümmt, die Klingen sehr dünn.

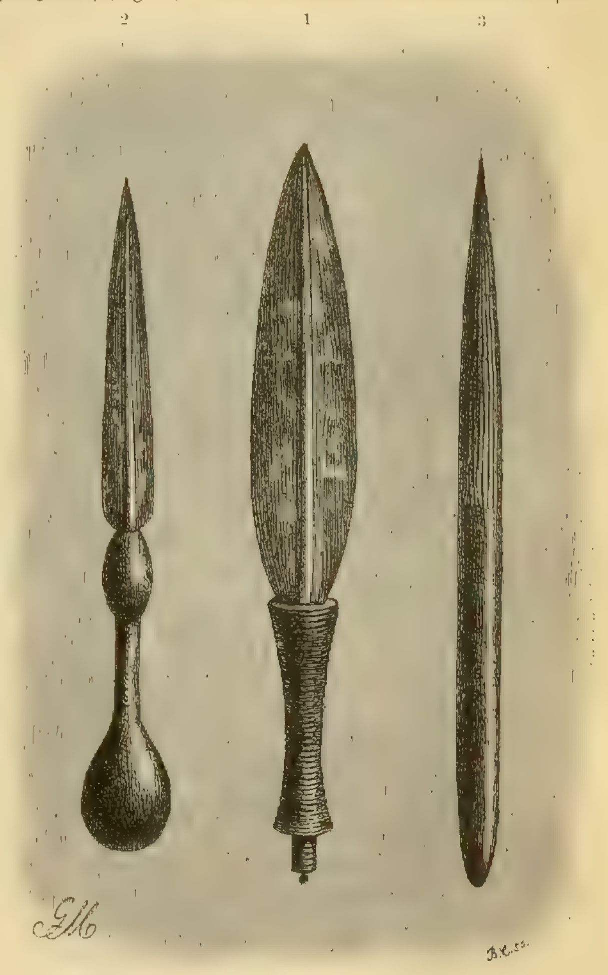


Eine Rolle flach geflochtenen Taues von Uganda (nach Baker).

Im allgemeinen beschäftigen sich die Männer der Waganda wenig mit der Landwirtschaft, ihre Domäne ist vielmehr Häuserbau und Kriegführung. Der Ackerbau wird hauptsächlich von den Weibern besorgt, und nur da, wo die Not es erheischt, stehen ihnen die Männer bei. In Uganda, das seiner dichten Bevölkerung halber besser bebaut ist als Unyoro, sind die Gärten in der Regel durch hohe Zäune von der Straße abgegrenzt und außerordentlich sauber gehalten. Die einzelnen Pflanzen werden in verschiedene Beete gesäet und diese von Unkraut befreit. Außer den unter den Lebensmitteln noch zu erwähnenden Bodenerzeugnissen werden hauptsächlich Tabak und der Flaschenkürbis gezogen, und zwar wird der erstere meist ziemlich eng in kleinen Beeten gesäet, wonach später die heranwachsenden Setzlinge versetzt und reihenweise gepflanzt werden. Den Flaschenkürbis zieht man gewöhnlich an Holzspalieren oder an den Hüttenwänden, damit die Frucht frei hängt und ihre Form behält.

Die Haustiere in Uganda sind Rinder, Schafe, Ziegen, Hunde und Katzen. Die Wahuma, die eigentlichen Besitzer des Rindviehes, züchten eine stark gebaute Rasse meist von brauner oder eisengrauer Farbe. Die Rinder sind oft hornlos, weil man ihnen die Hörner beim ersten Aufgehen durch Brennen mit glühendem Eisen kauterisiert, um den Tieren das Gehen in hohem Grase und durch wirres Gestrüpp zu erleichtern. Zu Geschenken verwendet man dagegen ungemein großhörnige Tiere, wie auch König Kabregas Herde, deren Stärke Emin Bei auf 1500 Stück angibt, aus Großhörnern bestand. Bloß Männer dürfen melken, keine Frau darf das Euter einer Kuh berühren. Schafe (Somalirasse) gibt es wenige, sehr häufig sind dagegen Ziegen; Hunde werden hauptsächlich zur Antilopenjagd gehalten. Das von den Waganda gezogene Geflügel sieht mager und elend aus, denn es wird nicht gefüttert, sondern lebt von dem, was es eben findet.

Die Waganda sind eifrige Jäger. Viele betreiben die Elefantenjagd gewohnheitsmäßig. Drei oder vier Jäger vereinigen sich gewöhnlich zu diesem Zwecke und greifen die Thiere kühn und kaltblütig mit ihren Speeren (s. untenstehende Abbildung, Fig. 1) an, eine Jagdmethode, die erklärlicherweise zahlreiche Opfer fordert. Büffel, welche in Unyoro als heilig betrachtet und darum geschont werden, fängt man mit einem Kranze von dornigen Zweigen, der mit einem Seile an einem schweren Holzklotze befestigt ist und unter dem Drucke des darauftretenden Fußes durchbricht, so daß das in seinen Bewegungen gehemmte Tier dem Jäger nicht entkommen kann (vgl. Abbildung, S. 502). Löwen und Leoparden werden in Fallen aus schweren Holzstämmen gefangen: das Tier verschiebt, um zur Lockspeise zu gelangen, die Balken, so daß diese herabfallen und das Wild totschlagen. Die kleinern Antilopen werden oft von der ganzen Dorfgemeinde im Treibjagen mit Hilfe von etwa 1 m hohen, starken Netzen gefangen. Wildgänse fängt man am Nyanzasee mit einer Schlinge in ähnlicher Weise wie bei uns die Kramtsvögel.



1 Elefantenspeer der Waganda. — 2 Messer der Schir. — 3 Spitzkeule der Wanyoro (nach Baker). Vgl. Text, S. 461.

Der Fischfang wird von den Inselbewohnern und den Waganda, die nahe am Ufer leben, eifrig betrieben. Gewöhnlich fischen sie mit der Angel; die Haken sind klein und ohne Widerhaken, aus einheimischem Eisen verfertigt, und die sehr feinen und festen Angelschnüre bestehen aus den Fasern einer Aloeart; auch Legangeln kommen in Anwendung. Außerdem sind Reusenkörbe gebräuchlich, welche, acht oder zehn an der Zahl, seitlich aneinander gebunden, in den See gefahren und mit Steinen beschwert so versenkt werden, daß sie auf der Seite liegen und die Öffnung dem Ufer zukehren. Nach einiger Zeit zieht man sie mit langen Seilen, an welchen dicht vor den Körben Zweige angebracht sind, damit die Fische beim Seichterwerden des Wassers nicht entkommen können, ans Land, wo sich der in dieser Weise betriebene Fang meist als sehr ergiebig erweist.

Die Waganda, besonders die der untern Klassen, nähren sich hauptsächlich von Pflanzen, worunter die Banane die erste Stelle einnimmt. Die Banane wächst überall und ohne viel Pflege, so daß sie, wenn sie nicht einheimisch sein sollte, seit sehr langer Zeit hier eingebürgert sein muß. Verschiedene Arten haben besondere Benennungen; manche werden abgekocht, andre geröstet, aus einigen gewinnt man Wein; auch schneidet man sie

in Scheiben, dörrt sie an der Sonne und hebt sie für Zeiten der Teurung oder als Reiseproviant auf. Neben der Banane bildet die gleichfalls in großen Mengen angebaute süße Kartoffel das Hauptlebensmittel der Eingebornen. Außer diesen Pflanzen ziehen die Waganda noch Colocasia antiquorum, Helmia bulbifera, verschiedene Bohnenarten, zwei oder drei Sorten Kürbisse, eine Art Solanum, Zuckerrohr, eine Art roten Spinat, Kassawa, Mais, Hirse, Sesam, Reis und Weinreben. Der Kaffeebaum wird in ausgedehntem Maße kultiviert, doch sind die Bohnen sehr klein. Die Araber haben außerdem Zwiebeln, Paradiesäpfel, Guavas, Granatäpfel und Mohn eingeführt, wozu von Ägypten Rettiche und der Hibiscus esculentus, der arabische Baumia, gekommen sind. Fleisch ist für die meisten ein ungewohnter Luxus. Während Geflügel und Eier nur selten genossen werden, ißt man anderseits sogar das Fleisch von Raubtieren, z. B. in Unyoro das der Tigerkatze. Am Nyanza und auf den Inseln dienen die vielen Arten von Fischen im See als Hauptlebensmittel, vom winzigen Mukeni, einem Fischchen von der Größe des Weißfisches, an bis zu dem mächtigen Kambari, der oft ein Gewicht von 50 und mehr Kilogramm erreicht. Einige Arten werden getrocknet und gegen Kaffee oder andre Produkte vertauscht.

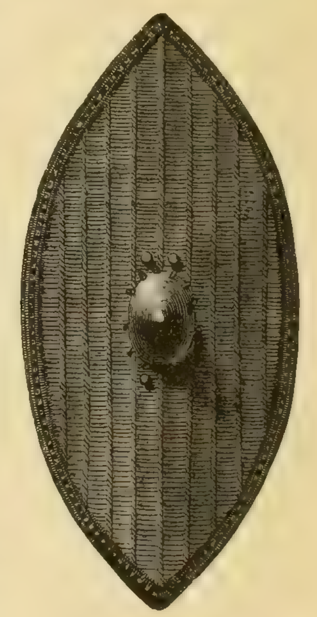
Die bei den Waganda gebräuchliche Art des Kochens zeugt in mancher Hinsicht von großem Scharfsinne. Beim Kochen der Bananen legen sie ein großes Blatt derselben Pflanze auf das Wasser in den Topf und darauf die Früchte, so daß die Bananen nur in Dampf gekocht werden, und um Fleisch oder Fisch zu kochen, wickeln sie das Fleisch fest in ein junges Bananenblatt, das sie einige Augenblicke über das Feuer gehalten haben, um es biegsam zu machen, legen die Bananen darauf und kochen das Ganze zusammen.

Die Häuptlinge und Angehörigen der obern Klassen nehmen die Mahlzeiten mit ihrer Familie und den ersten Sklaven ein. Die Speisen werden in der Mitte einer großen Hütte auf den mit Bananenblättern bedeckten Boden gestellt, die Familienglieder versammeln sich darum im Kreise, und nachdem man sich die Hände gewaschen, greifen alle mit den Fingern zu, während ein Sklave mit einem Messer oder scharfen Rohrsplitter Fleischstücke für die Gesellschaft abschneidet. Gutes Salz ist in Uganda eine große Seltenheit; das gewöhnlich benutzte ist schmutzig grau und bitter, wogegen in Unyoro, westlich vom Luta Nzige-See, sehr viel besseres vorkommen soll. Nach dem Mahle wäscht man sich wieder die Hände, es werden Pfeifen gebracht und Kaffeebohnen zum Kauen herumgereicht. Wer in Uganda weiß, was sich schickt, trägt stets einige Kaffeebohnen mit sich und bietet sie den Bekannten beim Begegnen zum Kauen an.

Während der Mahlzeit trinken die Waganda niemals, aber am Schlusse nehmen sie Wasser oder Pisangwein in großen Zügen zu sich. Der Pisangwein wird aus der reifen Banane bereitet, die zu diesem Zwecke geschält, in einem Troge mit feinem Grase vermengt und mit Wasser angesetzt wird. Dies so gewonnene Getränk wird in große Flaschenkürbisse gegossen und darin der Gärung überlassen; ungegoren heißt es Mubisi, gegoren Mwengi, mit gekochter Hirse vermengt Malwa. Mlamba ist ein schwaches, auf ähnliche Weise zubereitetes Bier. Die Bereitung von Bananenwein ist immer das erste Geschäft, sobald ein Lager geschlagen, eine Gesellschaft versammelt ist. Da der Wein leicht ist, genießt man ihn in großen Quantitäten, und da er so leicht herzustellen ist, kann ihn selbst der Ärmste im Überflusse haben. Mit Recht nennt Speke Uganda „ein Pombe trinkendes Land"! Bei Spekes Empfange in Mtesas Palaste tranken die Königin und die Würdenträger aus einem Troge wie Tiere, weil es ihnen aus den Bechern nicht rasch genug ging (vgl. auch die Abbildung auf S. 201). Infolge dieses übermäßigen Genusses ist abends ein guter Teil der sogenannten obern Klassen in einem Zustande halber Trunkenheit. Unmäßiges Essen ist ebenfalls ein verbreitetes Laster bei den Waganda. Felkin wurden Männer gezeigt, welche eine ganze Ziege auf einen Sitz verzehrt haben sollen. Nicht minder groß sind sie im

Rauchen, und zwar stehen hierin die Frauen den Männern nicht nach, wenn schon sie nicht schnupfen und den Tabak nicht kauen. Der sehr gute Tabak von Uganda wird immer rein, ohne Beimischung fremder Stoffe, verwendet; dabei wird er nicht in Kuchen geformt, sondern als ganzes Blatt gebraucht.

Waganda und Wanyoro gehören als sehr kriegerische Völker zu den besser bewaffneten Völkern Afriks. Die Waffen der Waganda sind Speere, meist von sehr guter Arbeit, mit etwa $1/3$ m langer Spitze und schön geglättetem, ungefähr 2 m langem Schafte. Dazu tragen sie lange, ovale Schilde, die aus leichtem Holze gefertigt, etwas nach rückwärts gewölbt und mit den dünnen Zweigen einer Schlingpflanze lose überflochten sind und den Körper fast ganz decken. In der Mitte sind die Schilde erhöht und innen ausgehöhlt, um das Gewicht zu vermindern; an der Rückseite ist ein Henkel aus Weidenzweigen angebracht, oft wie eine Eidechse oder sonst ein Tier geformt. (Wanyorowaffen s. S. 459.)


Schild der Wanyoro (ethnographisches Museum, Wien).

Hier mögen einige allgemeine Worte über die verschiedenen Schildformen gestattet sein, welche auf engem Raume im obern Nilgebiete und im Gebiete der äquatorialen Seen vorkommen. Dieselben lassen sich in zwei große Gruppen teilen, nämlich in geflochtene und in solche, die aus Haut gefertigt sind. Für jene mag der Schild der Njam-Njam, für diese der wohlbekannte Zuluschild als Muster dienen. Jener besteht aus einem Geflechte von schwarzem und weißem Rohre, welchem am Rande zur Befestigung ein ringsum laufender, gleichfalls überflochtener Stab eingefügt ist. Die weißen Flechtstreifen bilden geometrische Figuren an der Innen- und Außenseite des Schildes. An der Innenseite ist ein rechteckiges schwarzes Griffbrett, mit weißem Rohre durchflochten, mittels Rohrbänder angebracht. Viel lockerer und roher sind die am Rande mit Fell besetzten Schilde der West-Njam-Njam gearbeitet. Der Schild von Unyoro ist ein spitz elliptischer, flach gebogener Holzschild mit spitzem, kegelförmigem Nabel, an der Innen- und Außenseite mit Rohr überzogen und am Rande mit Fell besetzt. Am entgegengesetzten Ende dieser Reihe steht der Schild der Schuli, der, ein verbesserter Zuluschild, im Prinzipe aber diesem ganz ähnlich, aus einem Stücke dicker Haut (Hippopotamus?) besteht; er ist rechteckig, an den Langseiten leicht ausgeschweift und aufgewulstet, und an der Hinterseite läuft ein mit Federbusch gezierter Stab, der mit Fellstreifen umflochten, mit Eisenbändern befestigt und manchmal mit Eisenringen geschmückt ist. Der Faustschild der Turkany ist ebenfalls nach dem Muster des Zuluschildes, beziehentlich Schulischildes gebaut: dicke Haut, rechteckig, seitlich ausgeschweift, fellüberflochtener Stab mit zwei ebenfalls aus Fell geflochtenen Griffen an der Hinterseite, das Ganze am Oberende mit Eisenringen geschmückt. Wir begnügen uns für jetzt, auf diesen merkwürdigen Gegensatz zweier Grundformen hinzuweisen, von welchen eine durch ganz Ostafrika vom obern Nil bis zur Südostspitze geht, während die andre auf abessinische, arabische und sudanische Formen deutet.

Außer den Speeren gebrauchen die Waganda Bogen und Pfeile. Die ziemlich großen Bogen sind schwer biegsam, die Pfeile ungefähr 1 m lang, oft mit furchtbaren Widerhaken versehen und vergiftet. Wegen der außerordentlichen Steifheit der Bogen können die Waganda mit einem Pfeile auf mehr als 30 m sicher treffen. Außer ihren heimischen

Waffen besitzen die Waganda jetzt eine beträchtliche Anzahl Flinten, mit welchen sie, nach Wilsons Angabe, teilweise vortrefflich umzugehen wissen.

Die Bedeutung der Waganda als Nation beruht hauptsächlich auf ihren kriegerischen Einrichtungen, die ihrem ganzen Leben wie der Regierung ihre eigentümliche Färbung verleihen. Jeder Mann, der Schild und Speer führen kann, ist Soldat. Wenn der König mit dem Rate einen Kriegszug beschlossen hat, so wird die große Kriegstrommel gerührt, und am folgenden Morgen versammeln sich ungeheure Haufen von Kriegern vor dem Palaste, zum Kampfe gerüstet. Die gewöhnlichen Kleider haben sie bis auf ein Lendentuch abgelegt und die Gesichter weiß oder rot gefärbt. In Unyoro tragen die Krieger als Kriegszeichen ein Bananenblatt oder ein Stück Rindenzeug um die Stirn. Der König steht vor dem Palastthore, mit einem Schilde und zwei kupfernen Speeren bewaffnet, die nur der König und die vornehmsten Häuptlinge tragen dürfen, und um ihn stehen seine Großen, ähnlich ausgerüstet. Jede Kriegerabteilung kommt tanzend und schreiend auf den König zu und schwört mit einer Reihe von Angriffsgebärden ihm Treue und Rache an seinen Feinden. Nachdem sie seitwärts abgetreten sind, bildet sich um den König nach und nach ein mächtiges Heer, während in der Mitte ein Platz frei gehalten wird, auf welchem immer neue Kriegergruppen den Treuschwur leisten. Haben sich die meisten Kämpfer in der nächsten Umgebung des Palastes versammelt, so ruft der König die Häuptlinge auf, welche die Streitmacht zu befehligen bestimmt sind, und gibt ihnen seine Aufträge. Darauf löst sich die ungeheure Versammlung auf. Die Führer lassen nun die verschiedenen Butongoli, welche die Streiter zu stellen haben, kommen; es wird bestimmt, wieviel jeder aufbieten, wann und wo er mit den andern zusammentreffen soll; die einzelnen Truppenteile marschieren ab, und so bricht allmählich das ganze Heer nach dem Kriegsschauplatze auf. In der Schlacht trägt jeder Mann zwei oder drei Speere; in ungeordneten Massen rücken die Krieger tanzend und mit gellendem Geschreie gegen den Feind vor; wenn sie nahe sind, schleudern sie einen oder zwei Speere und kämpfen mit dem übrigbleibenden, wobei der Kampf Mann gegen Mann geführt wird. Fällt der oberste Anführer, so ergreift die ganze Armee die Flucht. Die Gefangenen fallen selbstverständlich in Sklaverei, falls der Krieg nicht einer jener verheerenden ist, in denen jeder Gefangene getötet wird, so daß die Beute nur noch in Herden besteht. Außer diesen landwehrartigen Truppen bildet die Polizei ein stehendes Heer, das in Unyoro (nach Bakers Angabe) etwa 1000 Mann stark ist. Dasselbe bildet zugleich eine Garde, Wanosura genannt, welche den König beständig umgibt, vom Raube lebt und in ihre Reihen jeden weggelaufenen Sklaven, jeden Verbrecher oder lässigen Schuldner willig aufnimmt.

Stanley hat uns eine merkwürdige Schilderung eines Kriegszuges des Königs Mtesa gegeben, welcher für ihn selbst und seine Unternehmungen so wichtig geworden ist: Die einzelnen Häuptlinge folgten aufeinander, wie es schien, ohne bemerkenswerte Ordnung, zuerst die Hilfstruppen, darauf die auserlesenen Krieger im Schnellschritte und mit dem Kriegsrufe: „Kavya, Kavya" (die beiden letzten Silben des Wortes Mukavya, König) und dann die Leibgarde, in deren Mitte der König und sein erster Minister marschierten. Der letztere trug einen Rock, den Mtesa erst zum Geschenke empfangen hatte, wahrscheinlich, um etwanige Meuchelmörder zu täuschen, die dem Könige auflauern konnten. Unter den später folgenden Truppen befand sich auch der Harem Mtesas mit sämtlichen 5000 Weibern. Jede einzelne Truppenabteilung war an dem ihr eigentümlichen Trommelschlage erkennbar, wenigstens für das Ohr der Eingebornen; sie marschierten schnell, „es ist ihre Gewohnheit, sich stets im Trabe zu bewegen, wenn sie irgend etwas unternehmen, das einen kriegerischen Charakter trägt". Mtesa hatte bei diesem Kriegszuge sein Gesicht feuerrot bemalt, auch seine Armee hatte in verschiedener Weise sich ähnlich ausstaffiert. Um die schrecklichen Muzimu oder bösen Geister zu besänftigen und geneigt zu machen, ist es gebräuchlich, vor dem

Beginne einer Schlacht alle die wirksamen Zaubertränke oder Zaubermittel Ugandas vor den Monarchen zu bringen, damit er sie mit seinem Zeigefinger berühren oder wenigstens auf sie hinweisen möge. Während der Schlacht singen die Zauberer und Zauberinnen ihre Beschwörungsformeln ab und heben ihre Zaubermittel vor dem Feinde hoch empor. Dem Getöse und Gelärme, mit dem die Waganda in den Krieg ziehen, entspricht aber nicht der Mut, mit dem sie denselben ausfechten. Ganze Tage werden mit Zungengefechten ausgefüllt.

Die Waganda besitzen eine große Flotte von Kriegskanoes. Dieselben sind an die zahlreichen Inseln nahe am Ufer von Uganda verteilt, so daß der Häuptling einer Insel zwei oder mehr Kanoes unter seiner Obhut hat. Manche dieser Kriegskanoes fassen 40 Mann, und alle sind gut gebaut. In jedem Kanoe befindet sich eine gewisse Anzahl von Kämpfern und gewöhnlich halb so viele Ruderer, die durch Schilde gedeckt werden. Den Kriegskähnen wird ein gebogenes, an der Spitze mit einigen Antilopenhörnern geschmücktes Vorderteil angefügt, von welchem aus eine Franse von Gras zum Buge hinüberführt (s. Abbildung, S. 464). Gesteuert wird das Schiff von den zwei letzten Ruderern im Sterne. Stanley schätzte die Kriegsflotte Ugandas auf dem Victoria Nyanza zu 325 Kähnen, aber im ganzen besaßen die Waganda damals vielleicht 500 Kähne, der größte 20 m lang, die insgesamt mit 8600 Ruderern und Schiffern bemannt waren, aber zu Landungszwecken 16—20,000 Mann beherbergen konnten. Speke sah bei den Wanyoro nur Einbäume. Emin Bei beschreibt kleinere Barken, die er bei Rubaga sah, mit aufgebogenen, mit Hörnern verzierten Schnäbeln, breiten Auslegern, die Lücken zwischen den einzelnen Planken durch Lehm und Rindenstoff verdichtet. Statt des Schnabels wird auch ein langer, dreieckiger Sporn angebracht, wahrscheinlich um das Eindringen in das Schilfgebüsch zu erleichtern. Emin Bei sah in solchen Barken bei starkem Winde 2—3 Personen sich auf den See wagen, wobei einer mit einem schaufelförmigen Ruder steuerte und ein andrer bald rechts, bald links ruderte; er selbst erprobte das Rudern in diesen Booten als nicht schwierig. Gewiß darf diese Art Schiffbau und das Hinauswagen auf das unsichere Element als eine bemerkenswerte Thatsache im Leben dieser Völker verzeichnet werden. Sehr selten finden wir in Afrika bei den so fest an die Erde gefesselten Völkern des am wenigsten gegliederten Weltteiles einen ähnlichen Fortschritt.

Werfen wir, ehe wir tiefer in die geistigen Regionen des Lebens dieser Völker eindringen, einen Blick auf das, was von Charakteranlage in ihnen erkannt werden kann, so wird zwar sofort klar, daß in dieser Anlage so gut wie in den sonstigen geistigen Fähigkeiten eine höhere Entwickelung uns entgegentritt, als wir sie bei manchen andern Afrikanern finden; allein so groß ist der Abstand doch noch nicht, daß er mit kurzen, klaren Worten bezeichnet werden könnte. Man kann sich wohl sagen, daß diese Höhe der Gesamtkultur, diese auf ein entferntes Ziel größerer Menschenwürde unbewußt hinstrebende Neigung zu Ordnung und Reinlichkeit, die festere, sorgfältigere Regierung, die bessere Armee und so vieles andre nicht in rein geistiger Basis so aufgewachsen sein könne, sondern daß auch mindestens etwas mehr von Stetigkeit und Festigkeit in den Charakteren sein müsse. Aber es ist das alles leichter an den Früchten zu erkennen, als in Worte zu fassen.

Der hoch entwickelte Sinn für Geselligkeit, den man bei diesen Völkern findet, wird von ihrer Vorliebe für Musik unterstützt. Sie mögen hierin keine größern Künstler sein als andre Afrikaner, aber sie pflegen dieselbe in größerm Stile und mit mannigfaltigern Mitteln. Sie haben sogar regelrechte Musikbanden, wie z. B. zu Spekes Empfange bei Mtesa zwölf Flötisten und fünf Trommler aufspielten. Das wichtigste Instrument der Waganda ist die Harfe, Nanga, mit einem Resonanzboden aus Holz, der gewölbt, mit einer Tierhaut überzogen und mit 6–8 Darmsaiten überspannt ist. Das Instrument



Boote der Waganda (nach den Zeichnungen Spekes, Stanleys und Wilsons). Vgl. Text, S. 463.

wird mit den Fingern gespielt. Trommeln, Ng'oma, besitzen die Waganda von allen Größen und Formen. Einige große Trommeln von besonders schönem Tone, wovon einzelne das Werk früherer Könige sind, befinden sich im Besitze der Fürsten. Jede hat ihren eignen Namen, wird sorgfältigst bewacht und nur bei feierlichen Gelegenheiten gebraucht. Die Madinda, welche in der Regel von Knaben gespielt wird, ist eine Marimba ohne die Re-



Trommler der Waganda (nach Grant).

sonanzkörper aus Kürbissen. Flöten, Ndelle, aus Schilf oder dem Stiele einer doldentragenden Pflanze, und Hörner, Ng'ombe, aus den Hörnern des Rindviehes und der Antilopen gefertigt, die man von der Seite bläst, sind weitere beliebte Instrumente. Außer diesen Musikinstrumenten werden noch um Hand- und Fußgelenke befestigte kleine eiserne Glöckchen gebraucht, die man beim Tanze erklingen läßt. Flaschenkürbisse, mit trocknen Erbsen gefüllt, werden als Rasseln verwandt und gehören zum Apparate der Wunderdoktoren. Bestimmte Weisen werden bei besondern Gelegenheiten gesungen oder gespielt, so z. B. eine Milele genannte bei großen Empfängen.

Den Gesang begleiten die Waganda gewöhnlich mit der Nanga oder Harfe. Es gibt Sänger von Beruf, die vom Könige und den Häuptlingen am Hofe gehalten werden und immer im Gefolge des Königs sind. Beim Singen improvisieren sie oft, da ihre Sprache

sich hierzu besonders eignet, und verflechten darein Anspielungen auf Tagesereignisse oder anwesende Personen. Manche ihrer Gesänge verherrlichen den König oder große Häuptlinge, andre sind Kriegslieder, wieder andre Totenklagen, Trauergesänge um den Tod eines Häuptlinges oder Kriegers. Wir geben (nach Wilson) zwei Proben, deren erste einen Gesang zum Preise Mtesas, die zweite eine Klage um einige tote Häuptlinge darstellt.

I.

Deine Füße sind Hämmer,
Du Sohn des Waldes[1].
Groß ist die Furcht vor dir,
Groß ist dein Zorn;
Groß ist dein Friede,
Groß deine Macht.

II.

Der du die Menschen trennst![2]
O Sematimba!
Sie opferten Ziegen;
Sie opferten Ziegen umsonst für ihn.
Der Sohn des Königs,
Er ist nicht stolz,
Reichlich schenket er Palmenwein.

Lubinga, Lubinga!
Er, von dem ich rede,
Er ist nicht stolz,
Denn reichlich schenket er Palmenwein.
Mkwenda, Mkwenda!
Der in Chikongi[3] weilt.
Er, von dem ich rede,
Er ist nicht stolz,
Denn reichlich schenket er Palmenwein.

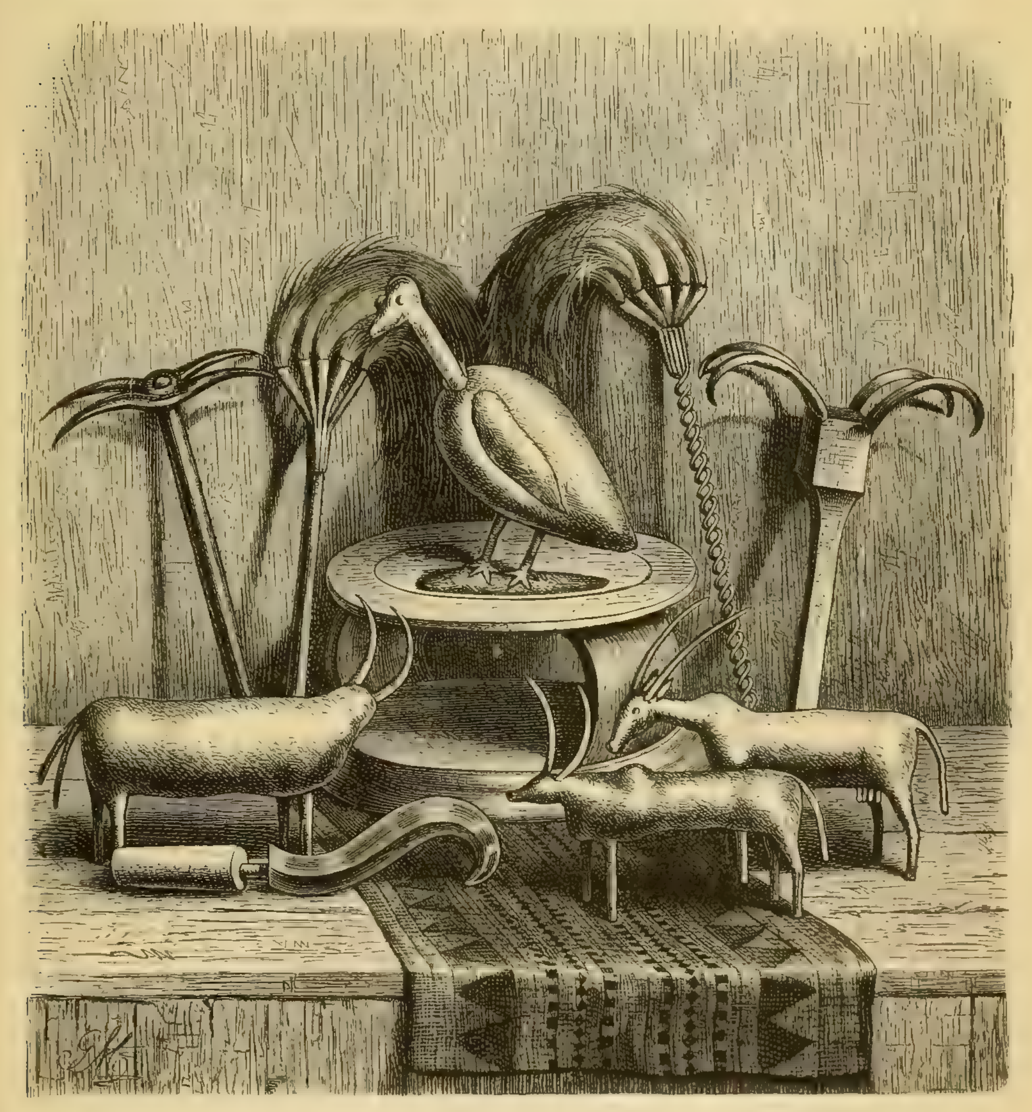
Außer ihren halbgeschichtlichen Königssagen, auf die wir zurückkommen werden, haben diese Völker, gleich andern Afrikanern, viele an Buschmann- und Hottentottenfabeln erinnernde Tiergeschichten. Hier ein Beispiel: Eines Tages schloß das Krokodil mit dem Hasen einen Freundschaftsbund, und nachdem er feierlich vollzogen war, sagte der Hase zum Krokodile: „Nimm mich mit in dein Haus, mein Freund, daß ich es sehe". Und sie gingen nach dem andern Ende der Insel; als sie dort ankamen, sagte das Krokodil zum Hasen: „Geh' in das Haus, während ich ein Geschenk aussuche, und rufe mein Weib und meine Kinder, daß sie kommen und dich begrüßen". Da ging der Hase hinein, und das Krokodilweibchen empfing ihn mit ihren Kindern. Darauf ging sie in den Garten, um Bananen abzuschneiden, und ließ die Kinder im Hause. Als sie weg war, bemerkte der Gast die Kinder unter der Dachtraufe des Hauses, packte sie und fraß sie auf. In der Angst vor Entdeckung rief er hierauf dem Weibchen zu: „O, liebe Freundin, rufe deinen Mann, daß er mich aufs Festland hinüberbringt, denn die Häuser auf der andern Seite der Insel brennen". So rief sie ihren Mann herbei, der den Hasen auf den Rücken nahm und sich in den See stürzte. Als er in der Mitte war, kam das Weib ans Ufer gelaufen und schrie: „Krokodil! Krokodil! Krokodil!" Aber ihr Mann, der in den Wellen ein großes Geplätscher machte, hörte nicht recht, was sie sagte, und fragte den Hasen: „Was meint meine Frau?" — „Sie sagt", antwortete jener, „du solltest dich eilen, denn die Häuser stünden alle in Flammen." So schwamm das Krokodil ans Festland hinüber, und der Hase lief fort in den Wald. Aber als das Krokodil heimkam, empfing es sein Weibchen mit den Worten: „Du Thor, ich rief dir doch zu, daß der Gast unsre Kinder gefressen habe!"

Das Zahlensystem dieser Völker scheint dem unsrigen an Durchbildung nichts nachzugeben, denn bis 1000 besitzen die Zahlen eigne Namen (s. S. 147). Bei Botschaften und Erzählungen unterstützen die Waganda ihr Gedächtnis durch Auflegen von Stäbchen und dergleichen; so ließ z. B. Mtesa ein Regiment von 1600 Mann zählen, indem er sie ebenso viele Bündel Holz von einem Orte zum andern tragen ließ. Als Speke sich der Hauptstadt Ugandas näherte, kamen ihm königliche Pagen mit drei Stäben entgegen, deren jeder einen Wunsch des Königs bedeutete. Der erste meinte ein im Traume vom Geiste eines Verstorbenen geplagtes Haupt, der andre das Verlangen nach einem kräftigen Reizmittel, der

[1] Der Sohn des Waldes ist der Löwe, das Symbol der Königswürde. — [2] Umschreibung für Tod. — [3] Chikongi ist der Begräbnisplatz des Mkwenda.

dritte den Wunsch nach einem Mittel, um die Unterthanen in Furcht zu erhalten. In derselben Weise zählte an drei Stäbchen die Königin-Mutter ihre Klagen auf.

Die jungen Männer von Uganda sind geschickt im Ringkampfe. Sie beginnen jedesmal damit, den Gegner nur mit der rechten Hand zu fassen, während sie die linke auf dem Rücken halten, bis sie einen festen Griff gethan haben; dann kommt auch diese ins



Gegenstände aus der Schatzkammer des Königs Rumanika von Karagwe (nach Stanley).

Spiel. Selbst Knaben fordern sich zu Faustkämpfen heraus. Felkin sah bei den Wanyoro einen an die Tänze der Zulu erinnernden Kriegstanz mit Speer und Schild, aber auch Tänze, deren Unanständigkeit jeder Beschreibung spottet. Das einzige eigentliche Spiel, welches die Waganda kennen, ist das Mwesospiel, das, wie bei den Arabern und Westafrikanern, auf einem mit 32 Löchern versehenen Brette von zwei Personen mit einer bestimmten Anzahl Steine gespielt wird und besonders große Zählfertigkeit verlangt. Die

30*

Kinder sieht man in Uganda, wie überall auf der Welt, am Wege Lehmkuchen formen oder im Spiele die Beschäftigungen der Erwachsenen nachahmen.

Die Religion dieser Völker ist nach dem Geständnisse eines einsichtigen Missionars (Wilson) eine in mancher Hinsicht vernünftigere als die vieler andrer Negerstämme. Eigentlicher Götzendienst ist unbekannt. Die Waganda und Wanyoro glauben an ein höchstes Wesen, Katonda, das Welt und Menschen erschaffen hat; doch wird es nicht mit Gottesdienst verehrt, da es, wie sie glauben, viel zu hoch steht, um sich um die Menschen zu kümmern. Diese Auffassung erscheint vielleicht zu optimistisch, wenn man auch nicht mit Speke den Geist des Glaubens dieser Völker in einer „Steuer an gewisse böse Geister" erkennen mag. Sie verehren allerdings hauptsächlich niedere Gottheiten oder Dämonen, Lubari genannt; dieselben sind aber faßbarer, als viele Geister Afrikas zu sein pflegen; sie sollen bestimmte Plätze oder Gegenden bewohnen und über verschiedene Gegenstände eine besondere Macht ausüben. Der höchste und gefürchtetste unter ihnen ist Mukusa, der Gott oder Lubari des Nyanzasees, der wie ein Neptun in dem See lebt und seine Gewässer beherrscht. Von Zeit zu Zeit nimmt er seinen Aufenthalt in irgend einer Person, Mann oder Weib, welcher von da an als dem Orakel des Gottes übernatürliche Mächte zugeschrieben werden; sie soll Krankheiten heilen, den Regen fern halten, Krieg, Hungersnot und Pestilenz herbeiführen und die Zukunft vorhersagen können und besitzt als Vertreter und Verkörperung des Gottes einen ungemessenen Einfluß auf das Gemüt des Volkes sowie der Häuptlinge, übt also mittelbar eine bedeutsame Gewalt über die Regierung des Landes aus. Vor einer Reise opfern die Waganda jedesmal dem Mukusa, um ihn günstig zu stimmen; dabei sammeln sich die Kanoes in einiger Entfernung vom Ufer, der Häuptling erhebt sich, legt einige Bananen oder andre Lebensmittel auf ein Ruder und bittet, während er dieselben über das Wasser hält, den Gott, ihnen eine gute Reise und glückliche Heimkehr zu gewähren. Dann wirft er die Früchte ins Wasser, indem er den Gott auffordert, sie zu holen. Andre Dämonen sind Chiwuha und Nenda; sie sind Kriegsgötter und sollen bestimmte, von eignen Wächtern behütete Bäume in verschiedenen Gegenden von Uganda bewohnen, unter welchen die Waganda vor dem Auszuge in die Schlacht beten und lebende Tiere, Ziegen, Schafe und Rinder, letztere immer von schwarzer Farbe, als Opfer darbringen, die von den Wächtern der Bäume im Namen der Götter in Empfang genommen werden. In einigen Teilen des Landes gibt es Flußgottheiten, welchen mitunter Menschenopfer dargebracht werden. Die frühern Könige von Uganda gelten ebenfalls für eine Art von Halbgöttern; die Erhaltung ihrer Gräber ist eine religiöse Angelegenheit, es werden Gebäude über denselben errichtet, welche einer der ersten Häuptlinge beständig zu beaufsichtigen hat, und in diesen Gebäuden gelegentlich auch Menschenopfer dargebracht. Die um diese Gräber gepflanzten Bäume werden, um die Verhaltungsweise des herrschenden Königs in bestimmten Fällen aus denselben zu entnehmen, von weisen Frauen beobachtet, deren Orakel gebietende Macht zuerkannt wird. Der Dämon Ndaula scheint mit einem der frühern Könige von Uganda identisch zu sein. Er wohnt auf dem Gipfel des Berges Gambaragara, verhängt die Blattern über das Land und wird als deren Verkörperung verehrt, d. h. gefürchtet. Auch der Donner genießt göttlichen Ansehens, und auf der Stelle, wo sie den Blitz haben einschlagen sehen, errichten die Eingebornen entweder einen Bogen, unter welchem kein Fremder durchgehen darf, oder eine kleine Hütte. Auf die von ihren



Ein Talisman aus Holz, mit scharfen Nägeln beschlagen, der beim Schwure in der Hand gehalten wird (ethnographisches Museum, Wien). Vgl. Text, S. 469.

gefürchteten Heilkünstlern, Mwanda, verfertigten Talismane, die, wie bei andern Negern, aus allerlei Seltsamkeiten bestehen (s. Abbildung, S. 468), halten die abergläubischen Waganda große Stücke.

Man weiß nicht, ob von Natur das Gebiet des Aberglaubens so weit bei diesen Völkern ist, oder ob es nur so weit scheint, weil wir besonders genaue Beobachtungen über dieselben besitzen. Wahrscheinlich hat auch in dieser Beziehung eine breitere Entfaltung hier stattgefunden als bei den sozial und politisch tiefer stehenden Völkern. Der Hexenglaube ist in Unyoro und Uganda nicht minder verbreitet als der an Vampire oder dämonische Menschenfresser. Man glaubt, daß es Menschen gebe, die nachts ihre Hütten verlassen und Wanderer töten, um deren Fleisch entweder zu verzehren, oder es zu allerlei Zauberkünsten zu verwenden. Zwar behalten dieselben die menschliche Form bei, verstehen es aber, durch Zauber sich unangreifbar zu machen. Lanzenstiche und Schüsse schaden ihnen nicht, nur mit gewissen Stöcken kann man sie so lange vor sich hertreiben, bis sie bei Tageslicht sichtbar und kenntlich werden. Diese Leidenschaft für Menschenfleisch ist in gewissen Familien erblich, deren Glieder weder zur Heirat noch zum Dienste taugen, weil sie nicht alle Speisen essen und widerwillig sind. Wer mit ihnen zusammen gewesen, flieht sie, will aber nicht sagen, was er gesehen! Außerdem gibt es Hexen, welche durch ihren Blick Speisen vergiften und sie andern zu essen geben, die dann von den heftigsten Schmerzen befallen werden. Nur wenn die betreffende Frau, denn nur Frauen vermögen solchen Zauber, gefunden und gebracht wird und dem Erkrankten dreimal auf den Leib spuckt, vergehen die Schmerzen. Unendlich groß ist die Zahl der Vorbedeutungen und der geweihten Tiere und Dinge. Das Hervorbrechen der obern Schneidezähne vor den untern ist unheilbringend und muß durch Tänze des Zauberers geheilt werden. Ein den Weg kreuzender Büffel oder eine Zwergantilope bringt den Waganda Unglück, der Tragelaphus bedeutet Glück. Ebenso allgemein ist bei Männern wie Frauen der Glaube an den bösen Blick, dessen Einflüsse bis zum Tode des von ihm Betroffenen gehen können.

Die Waganda haben allem Anscheine nach keine bestimmten Festtage oder Festzeiten, mit Ausnahme des Tages, an welchem der Mond zum erstenmal wieder erscheint; dann werden Flinten abgefeuert und die Trommeln gerührt (s. Abbildung, S. 470). Wilson glaubt, daß diese Sitte von den Arabern eingeführt worden sei, da er sie nur in der Hauptstadt beobachtete. Sie dürfte aber doch tiefer mit dem Glauben oder Aberglauben der Waganda zusammenhängen. Wenigstens legt König Mtesa, wie wir schon von Speke wissen, sehr großes Gewicht auf die Beobachtung dieser Periode, die ihn für mehrere Tage in seinem Zauberkreise mit allen möglichen Talismanen und Amuletten gefesselt hält. Speke nennt diese Beschäftigung „die Untersuchung des religiösen Zustandes des Landes“. Jeden dritten Neumond rasiert sich der ganze Hof den Schädel, mit Ausnahme der vorgeschriebenen Kämme, Haarbüschel 2c.

In der Schöpfungssage dieser Völker wird der merkwürdige Grundzug aller äthiopischen Kosmogonie, die Chamäleonssage, nicht vermißt; aber der Geschichte vom ersten Menschenpaare liegen vielleicht fremde Anschauungen zu Grunde, wie sie von der Küste her importiert werden konnten. Die Rolle, welche dem Monde zugeteilt wird, und die Erklärung seiner Flecke lassen sich dagegen bis auf die Hottentottensagen im fernen Süden des Erdteiles verfolgen. Emin Bei hörte folgende Sagen von den Himmelskörpern und der Schöpfung in Unyoro: In uralter Zeit, sagen die Wanyoro, waren der Menschen viel auf der Erde. Sie starben nie, sondern lebten ewig. Da sie aber übermütig wurden und keine Gaben darbrachten, ergrimmte der „große Zauberer“ (Niavankja oder Kagra), der die Geschicke der Menschen lenkt, warf das ganze Himmelsgewölbe auf die Erde nieder und tötete sie alle. Um aber die Erde nicht verödet zu lassen, sandte der große Zauberer einen Mann und eine Frau „von oben“ hernieder. Beide waren geschwänzt. Sie zeugten

einen Sohn und zwei Töchter, die miteinander Umgang pflogen. Eine gebar ein ekelhaftes Tier, das Chamäleon (Waiselikotto), die andre einen Riesen, den Mond. Beide Kinder wuchsen auf; bald aber entstanden zwischen ihnen Streitigkeiten, denn das Chamäleon war böse und heimtückisch, und zuletzt nahm der große Zauberer den Mond hinauf, von wo er noch immer zur Erde herabschaut. Um jedoch an seine irdische Herkunft zu erinnern, wird er groß und leuchtend und nimmt dann ab, wie um zu sterben, stirbt aber nicht, sondern geht in zwei Tagen um den Horizont von Osten nach Westen und erscheint, müde von der Reise, klein am Westhimmel wieder. Die Sonne aber ergrimmte so heftig über ihren neuen Nebenbuhler und brannte ihn so stark, daß noch heute die Flecke in seinem Gesichte sichtbar



Neumondfest in Karagwe (nach Grant). Vgl. Text, S. 469.

sind. Das Chamäleon und seine Nachkommenschaft bevölkerten die Erde, die Schwänze gingen verloren, und die ursprünglich bleiche Hautfarbe ward unter der glühenden Sonne bald zur dunkeln. Auch heute noch sind die Himmelssphären von Leuten bewohnt, die geschwänzt sind und viele Herden haben. Die Sterne sind Wächter, welche der große Zauberer während der Nacht ausstellt. Die Sonne endlich ist von riesenhaften Leuten bewohnt. Als eines Abends Emin Bei nach dem Namen der gerade sehr hell am Himmel stehenden Venus fragte, antworteten ihm die Wanyoro: „Nyansi ja kuehsi“ („Geliebte des Mondes“).

Die Regierung der Waganda und Wanyoro ist das reine Feudalsystem. Der Theorie nach beherrscht der König das ganze Land, doch ist dies nicht viel mehr als eine Scheinregierung, denn in Wahrheit gehört das Land den drei obersten Häuptlingen des Reiches. Wenn nun auch das Königtum in Wirklichkeit beschränkt ist, so kommt ihm doch eine imposante Stellung im Äußerlichen, im Formalen, zu. Der Masse des Volkes steht der

Herrscher als unbeschränkter Gebieter gegenüber, denn er verfügt frei über Leben und Tod und fühlt sich nur im engen Kreise der obersten Höflinge gebunden. Diese Gebundenheit, die durch Naturen von Herrscherkraft und Energie noch sehr weit eingeengt werden mag, nimmt den Herrschern dieser Länder im wesentlichen nichts von dem Charakter des Despoten, wie ihnen auch selber nicht im geringsten das Hochgefühl ihrer Würde fehlt. Mit Recht rief der Araber Nasib Speke zu: „Diese Wahumakönige sind nicht wie die, welche Ihr in Unjamwesi und sonstwo saht; sie haben Offiziere und Soldaten gleich dem Sultan von Zanzibar". Dieser hohen Stellung des Königtumes entspricht der apologetische Charakter seiner sagenhaften oder besser märchenhaften Geschichte, der von solcher Stärke ist, daß selbst der kluge König Rumanika, der vielgepriesene Freund Spekes und Stanleys, schon über seinen Vater und unmittelbaren Vorgänger in den fabelhaftesten Phantasien schwelgte. Er erzählte z. B. Speke (1861) folgendes: „Als dieser König gestorben war, wurde er nach Sitte der Väter in eine Kuhhaut genäht und drei Tage auf dem See schwimmen gelassen, bis die Zersetzung begann und drei Maden aus seinem Körper geboren waren, welche in den Palast getragen und dem Thronerben zur Pflege übergeben wurden. Aber statt zu bleiben, was sie waren, verwandelte sich die eine in einen Löwen, die andre in einen Leoparden und die dritte in einen Stock. Der Leichnam des Königs aber wurde auf einen Berggipfel gebracht, wo eine Hütte über ihm errichtet und mit ihr fünf Jungfrauen samt fünfzig Kühen von einer Umzäunung umgeben wurden, in der sie alle Hungers starben. Noch wunderbarer war Rohinda, dieses Königs Vater, der so lange lebte, daß er endlich sich selbst aus der Welt zauberte, um nicht seinen Sohn und Erben zu ewigem Harren zu verdammen. Er wurde auf demselben Berge, Moga-Namirinzi, begraben wie später Dagara; aber aus seiner Brust entstand ein junger Löwe, der den Berg hütete, und aus dem Berge kamen weitere Löwen hervor, bis die ganze Gegend von ihnen bevölkert war, was Karagwe ringsumher gefürchtet machte. Dazu kam aber noch, daß diese Löwen dem Willen des jungen Königs Dagara gehorchten, der infolgedessen mit einem Löwenheere zu Felde zog, vor dem kein Feind standhielt." Aber sogar von sich selbst behauptete Rumanika wunderbare Dinge, welche, so unglaublich sie schienen, entweder von ihm selbst geglaubt wurden, oder an welchen der „gute Ton" an seinem Hofe nicht zweifeln ließ. Sie waren offenbar erfunden, um sein Recht auf die Thronfolge zu bekräftigen, das natürlich auch hier feindliche Brüder in Frage stellten. So erschien z. B. vor ihm und seinen zwei Brüdern nach dem Tode ihres Vaters eine ganz kleine Zaubertrommel, welche an sich federleicht, aber so sehr mit Zaubern erfüllt war, daß nur derjenige sie aufheben konnte, den die Geister als den rechtmäßigen Erben bezeichnen wollten. Rumanika hob sie natürlich mit dem kleinen Finger, während seine Brüder sich vergebens bemühten. Ferner erzählte er, daß jeder Thronerbe, ehe er sein Reich antrete, an einer bestimmten Stelle desselben sich auf die Erde setze, worauf dieselbe sich gerade hier wie eine Säule erhebe und den Daraufsitzenden in die Wolken trage. Sei er rechtmäßig, so sinke sie langsam wieder herab; im entgegengesetzten Falle aber stürze sie zusammen, und er zerschmettere

Das Hofzeremoniell nimmt sowohl in Uganda als in Unyoro einen Raum im Leben der Nation ein, der den Eindruck des Übertriebenen, des Unwahren macht. Der Charakter der Oligokratie tritt aber auch hier hervor. Dem Könige, welcher der Masse des Volkes als in der Regel unnahbar gilt, darf sich das Volk nur bei besondern Gelegenheiten nahen; aber von den höchsten Würdenträgern umgeben einige ihn fast beständig, und ein Teil der Häuptlinge ist sogar gezwungen, am Hofe zu leben. Läßt sich der König herab, Fremde in seine Gegenwart zuzulassen, so geschieht dies mit großem Pompe. „Als ich den ersten Hof passiert hatte", schreibt Speke über seinen Empfang bei König Mtesa, „war ich noch mehr erstaunt über die ungewöhnlichen Zeremonien, die mich erwarteten. Hofleute von

hoher Stellung, die aufs sorgfältigste gekleidet waren, traten vor, um mich zu begrüßen. Männer, Weiber, Hunde, Ziegen sah ich an Stricken vorüberführen. Männer trugen Hähne und Hennen in den Armen; kleine Pagen mit Schnurmützen rannten mit Botschaften umher, die sie mit einem Eifer bestellten, als ob ihr Leben von ihrer Schnelligkeit abhänge, und jeder hielt seinen Fellmantel fest um den Körper, damit nicht zufällig seine nackten Beine zum Vorscheine kommen möchten." Tanzende Musikanten führten dann den Zug in die Halle, wo der König auf dem Throne saß, auf drei Seiten von Höflingen umgeben, die im Staube kauerten, in seiner nächsten Nähe die vertrauten Höflinge, einige Zauberinnen und das Symbol Ugandas: Weib, Hund, Speer und Schild. Vor ihm waren Leopardenfelle, jene Zeichen königlicher Würde, ausgebreitet, und die kostbarsten Trommeln des Palastes standen zur Schau. Unfähig, sich zu unterhalten, saß der weiße Mann eine Stunde, gaffend und begafft, bis der König sich mit der Frage erhob, ob er ihn gesehen, und sich mit dem angeblich „dem Löwen abgesehenen, nach auswärts gespreizten Schritte entfernte, welcher in Uganda für majestätisch gilt", auf Speke aber nur den Eindruck des Watschelns machte. Eine spätere Audienz wurde durch Hunderte der königlichen Weiber verschönert, von deren Reizen indessen alle Unterthanen Ugandas ihre Augen streng abwenden mußten. Den nächsten Morgen fand Speke in seiner Hütte 20 Kühe und 10 Ziegen als Gastgeschenk des Königs, der ihm herablassend sagen ließ, daß er ihm wohlgefallen. Der Kreis von Zauberei und abergläubischen Meinungen, in dem alle Waganda leben, ist doppelt stark um ihren König gezogen, eine Wolke von Unsinn, in der er wandelt und handelt. Speke sagt: „Aberglaube ist hier in diesen dunkeln Regionen so reif, wie er einst zur Zeit Nebukadnezars war. Nichts darf unentzaubert ihm gereicht werden, was seine Hände berühren sollen. Durch Wischen mit Hand und Gesicht zieht der Träger den Zauber heraus. Daher ist das Darbringen unter diesen Zeremonien ein wichtiges Geschäft, und in den Audienzen drängen sich Weiber, Kühe, Ziegen, Geflügel, Schalen mit Fischen, Körbe mit kleinen Antilopen, Stachelschweine, seltsame Ratten, die seine Jäger gefangen, Rollen Mbugu seiner Zeugverfertiger, Farberden, Stäbe und andre Zaubermittel seiner Magier, was alles auf diese Weise entzaubert und dargebracht werden soll."

Den Hofstaat und Rat des Königs setzen fast nur die Wakungu oder Adligen zusammen. Die Würde der drei leitenden Wakungu ist erblich. Der erste Beamte des Staates aber nach dem Könige ist der Katikiro oder Reichskanzler, der vom Könige ernannt wird und sein Amt auf Lebenszeit, oder solange es dem Könige beliebt, behält. Er hat den Vortritt vor allen andern Großen sowie im Rate den Platz an der Seite des Königs. Außer diesen Persönlichkeiten leben noch zwei von hoher Bedeutung am Hofe, der erste Brauer und der Hauptkoch. Sie nehmen eine hervorragende Stellung am Hofe ein, sitzen nahe beim Könige und beteiligen sich am Großen Rate. Dieser große Rat, Luchiko, ist die eigentliche regierende Macht im Staate. Er besteht aus dem Könige, dem Katikiro, den Wakungu und obersten Watongoli, ferner dem Oberkoche, dem Brauer und einer oder zwei andern Hofkreaturen. Unter gewöhnlichen Umständen versammelt sich der Rat täglich und bringt einige Stunden mit der Beratung der Staatsangelegenheiten zu. Die Häuptlinge haben das Recht, die Berufung desselben zu verlangen, wenn sie es für nötig finden. Wenn auch in geringfügigern Dingen der König willkürlich handeln kann, muß er doch in allen wichtigen den Rat befragen, und wenn Häuptlinge und Rat vereinigt etwas begehren, so würde kein König wagen, es abzulehnen, wenn er nicht sofort abgedankt und durch einen andern Herrscher ersetzt werden wollte. Alle Häuptlinge haben drei Monate nacheinander in der Umgebung des Königs zuzubringen; die übrigen neun Monate des Jahres dürfen sie auf ihren Landgütern leben. Doch wohnen die meisten Wakungu und die höchsten Watongoli beständig in der Hauptstadt, wenn sie nicht auswärts im Kriege sind.

In politischer Beziehung kann man die Waganda in vier Klassen einteilen, nämlich in Sklaven, Wakopi oder Bauern, welche den Grundstock der Bevölkerung bilden, Watongoli oder Häuptlinge zweiten Ranges und Wakungu, Häuptlinge ersten Ranges. Die Wakopi sind in vieler Beziehung die wichtigste Klasse, teils wegen ihrer großen Zahl, teils weil sich aus ihnen das Heer zusammensetzt, das dem Namen der Waganda in allen Nachbarländern einen gefürchteten Klang verschafft hat. Aus ihren Reihen rekrutiert sich die zweite Rangklasse der Häuptlinge, und die Söhne der Watongoli werden, da die Würde nicht erblich ist, wieder Wakopi. Die Watongoli, die Häuptlinge zweiten Ranges, verwalten Pro-



Hausgeräte der Wanyoro: 1 und 2 Töpfe; — 3, 4 Schüsseln aus Holz; — 5 Schüssel aus Thon; — 6 Untersatz; — 7 Eßkörbchen (ethnographisches Museum, Wien). Vgl. auch die Abbildungen, S. 33.

vinzen unter der Herrschaft der Wakungu und haben in Kriegszeiten eine bestimmte Anzahl Soldaten zu stellen. Durch diese Hierarchie von der Regierung nahestehenden Beamten oder, wenn man will, Höflingen, die beständig in Bewegung von und nach dem Sitze der Regierung sind, wird der innere Zusammenhang in der Verwaltung des Landes ein festerer. Der König oder seine Ratgeber wissen, was im Lande vorgeht, und haben die Mittel, bis in die Peripherie kräftig zu wirken. „In Uganda geht nichts verloren“, sagt Emin Bei, und in der That erhielt er alle seine in und bei Rubaga vermißten Lasten wieder, ehe er Mtesas Gebiet verließ. Alle diese Häuptlinge sind durch ihren Rang Beamte oder Richter in ihren Gebieten, doch müssen alle wichtigern Fälle vor die obersten Wakungu, den Reichskanzler oder vor den König selbst gebracht werden, an dessen Schiedsspruch der Angeklagte appellieren kann. Es gibt natürlich kein Gesetzbuch, nach welchem die Streitfragen entschieden werden; doch bestehen gewisse Gesetze der Billigkeit, nach welchen das Urteil gefällt

wird. Die Verurteilten werden in den Stock gelegt, verstümmelt oder getötet. Der Stock besteht aus einem schweren Holzblocke mit einem Loche, durch welches der Fuß gesteckt wird; ein hineingetriebener Pflock verhindert das Herausziehen desselben. Ein ähnliches Instrument bildet Du Chaillu aus Nschogo ab. Diese Strafe wird bei kleinen Vergehen, bei unbedeutendem Diebstahle und Widersetzlichkeit der Weiber und Sklaven, angewendet. Oft wird Diebstahl durch den Verlust der Hände, der Nase, des Ohres gebüßt. Auf Ehebruch steht die Todesstrafe, unter Umständen auch auf Mord; doch begnügt man sich da meistens mit einer Geldstrafe. Die Waganda haben verschiedene Hinrichtungsarten. Köpfen und Hängen sind die gewöhnlichsten, Menschenopfer werden stets geköpft. Für die schlimmsten Verbrechen besteht eine Strafe, bei welcher das Opfer sich langsam zu Tode blutet: der Körper wird mit scharfen Schilfsplittern tief verwundet und jedes größere Blutgefäß sorgfältig vermieden. Mtesa hält ein kleines Heer von Scharfrichtern, von denen einige bei Hofe immer in seinem Gefolge sind. Sie tragen ein Seil um den Kopf oder einen wirren Kranz von Gras, um die Wildheit ihrer Erscheinung zu erhöhen.



Gefangener in Nschogo (nach Du Chaillu). Vgl. auch die Abbildung, S. 446, Fig. 7.

Die Grausamkeit ist ein zu scharf hervortretender Zug in den Regierungsmaximen Ugandas, um nicht über alle Prospekte höherer Entwickelungen einen düstern Schatten zu werfen. Sie stört jederzeit und allerorts die Entfaltung des Bildes höherer Kultur, dessen Grundzüge man als etwas Entstehendes durchschimmern zu sehen glaubt. Scharf zeichnet Emin Bei den Kontrast, den die Verwüstung der Menschenleben selbst in dem Frieden der Natur aufwirft, indem er auf dem Wege von Rubaga nach dem Ukerewe schreibt: „Wie durch einen Garten marschieren wir zwischen Bananenwäldern und Häusern dahin; hat der Mensch irgendwo eine Lücke gelassen, so ist Mutter Natur um so eifriger bedacht gewesen, sie zu füllen mit grandioser Grasvegetation und eleganten, schlanken Bäumen. Beständig wechseln künstliche und natürliche Gärten, nur können sich jene, Bananen und süße Bataten, mit diesen nicht messen, weder an malerischer Schönheit noch an mannigfaltiger Gliederung. Ein schönes, gesegnetes Land mit seinem roten Boden, seinen grünen Gärten, seinen luftigen Bergen, seinen dunkeln,

lauschigen Thälern. Verschwenderisch hat die Natur ihre Reize gespendet, nur der Mensch stört die Harmonie solcher Bilder. Kadaver mitten im Wege zwingen uns, auszuweichen; rauschenden Fluges verlassen Ugandas kleine Geier bei unsrer Annäherung die grausige Mahlzeit. Vier Leichen liegen da, jung und alt hat sie der Henker zusammengerafft, dem einen mit breitem Schnitte die Kehle bis zur Wirbelsäule durchschneidend, dem andern mit wuchtigem Hiebe den Hinterkopf zerschmetternd. Und täglich und stündlich ziehen an ihnen die Leute vorüber, vielleicht bald selbst ähnlichem Geschicke verfallen!"

Die Waganda haben sich den fremden Einflüssen gegenüber entgegenkommend bewiesen. Eifersucht auf Fremde liegt ja überhaupt nicht tief im Charakter des Negers, der dafür viel zu neugierig ist. Fremde dürfen dem Rate beiwohnen und werden oft in den verschiedenen sozialen und politischen Dingen um Rat gefragt, doch ist ihnen die Teilnahme an jeder Angelegenheit, die sich auf die Thronfolge bezieht, streng verwehrt. Nach dem 1882 erschienenen Berichte des Missionars Wilson fangen die Fremden an, bis zu einem gewissen Grade das Volk zu beeinflussen. „Von Jahr zu Jahr", sagt er, „nimmt dies zu, so daß man in dieser Beziehung einen namhaften Fortschritt seit Spekes Zeit wahrnehmen kann." Die Araber, welche am längsten im Lande sind, haben bis jetzt natürlich den größten Eindruck auf das Volk gemacht, wenn auch nicht so sehr, als man es erwarten dürfte in Anbetracht der Schnelligkeit, mit welcher die Waganda alles Neue aufnehmen und nachahmen. Zu Spekes Zeiten wurde z. B. allgemein der Rindenstoff Mbugu getragen, und niemand, außer den Gliedern der Königsfamilie, durfte andern Stoff besitzen; jetzt trägt Mtesa, wie die meisten seiner Häuptlinge, nie mehr den einheimischen Rindenstoff. Die Zahl der Feuerwaffen nimmt mit jedem Jahre zu und wird ohne Zweifel in der Art der Kriegführung bald eine Änderung hervorbringen. Fremde Früchte und Gemüse werden immer mehr angepflanzt. Viele Häuptlinge bedienen sich der Stühle und Schemel, während früher jedermann auf dem Boden saß. Die wenigen europäischen Werkzeuge, wie Feilen, Schrauben, welche den Weg nach Uganda gefunden haben, werden von den Handwerkern in Uganda sehr geschickt gebraucht, und das von der Missionsgesellschaft erbaute viereckige Haus mit senkrechten Wänden und Giebeldach hat seitens der Häuptlinge bereits manche Nachahmung, wenn auch in kleinerm Maßstabe, gefunden.

In mehrfacher Hinsicht ist das wichtigste Ergebnis des Verkehres der Händler von Zanzibar mit den Waganda die Einführung der Suahelisprache, denn obgleich das Volk im allgemeinen sie nicht versteht, so finden sich doch in jedem großen Dorfe zwei oder drei Personen, die sie sprechen, während sie bei Hofe sehr viel gesprochen wird. Mtesa beherrscht sie wie seine Muttersprache, und die meisten Großen des Reiches verstehen sie teilweise, so daß der Reisende, der von der Ostküste aus nach Uganda kommt, im stande ist, unmittelbar mit dem Volke zu verkehren. Man erwäge, daß dies die Frucht eines höchstens zwei Menschenalter währenden Verkehres ist!

Fremde Religionen haben bis jetzt nur wenig Eindruck auf die Waganda gemacht. Die Mohammedaner haben ihren Glauben nicht verbreitet, denn Mtesas sogenannte Bekehrung zum Christentume (durch Stanley) und später zum Mohammedanismus geschah nur dem Namen nach, so daß selbst die Araber auf ihn als Bekehrten keinen Anspruch erheben. Er wollte sich der Beschneidung nicht unterziehen, und hundert Knaben und Jünglinge, die sich diesem Ritus unterworfen hatten, wurden auf Mtesas Befehl sämtlich verbrannt. Die Beschneidung scheint der Hauptgrund gewesen zu sein, weshalb dieser Glaube bei den Waganda keinen Eingang fand.

Die königliche Familie ist nicht vom Stamme der Waganda, sondern gehört dem der Wahuma an (über ihre Herkunft vergleiche S. 477). Wiewohl sie sich mit Negern gemischt hat, blieb doch noch genug von den charakteristischen Merkmalen jenes Stammes

zurück, um Mtesa als Fremden unter seinen Unterthanen zu kennzeichnen. In Bezug auf die Thronfolge bestehen seltsame Gesetze. Wenn ein König stirbt, so wählen die drei ersten Wakungu allein den Nachfolger unter den Kindern des Verstorbenen. Immer wird ein Kind gewählt. Während seiner Minderjährigkeit regiert die Mutter des Knaben mit den drei Großen das Land, indessen der junge König in der Tradition seiner Ahnen erzogen wird. Sind die drei Häuptlinge jedoch nicht einig in der Wahl des Nachfolgers, so erklären sie einander den Krieg, und der Sieger setzt den Knaben seiner Wahl auf den Thron. Die Brüder des gewählten Königs werden während dessen Minderjährigkeit in Gewahrsam gehalten und bei seinem Regierungsantritte sämtlich verbrannt bis auf zwei oder drei, welche den Stamm fortpflanzen, falls der junge König kinderlos sterben sollte. Die Kinder des Königs nehmen keinen besondern Rang oder Stand ein, und nicht alle Prinzessinnen dürfen heiraten.

Die Vielweiberei, unterstützt durch einen großen Überschuß der weiblichen Bevölkerung, ist allgemein in Uganda von Mtesa an, der 7000 sogenannte Frauen haben soll (beim ersten Empfang Spekes war seine Entschuldigung, daß er ihm keine Hütte im Palaste anweise, „da alle voll Weiber seien"), bis zum Mkopi herunter, der genug zusammenscharren kann, um sich ein paar Weiber zu kaufen. Natürlich herrscht infolgedessen die größte Sittenlosigkeit, um so mehr, als in den untern Klassen viele keine Frauen bekommen können. Die Schließung der Ehe wird rein als Geschäftssache behandelt. Der gewöhnliche Preis für ein Weib war entweder drei bis vier Ochsen, sechs Nähnadeln oder eine kleine Schachtel voll Zündhütchen. Speke sah, wie dem Könige von Uganda zwei seiner Frauen ihre jungfräulichen Schwestern anboten. Jener gab seine Annahme dadurch zu erkennen, daß er sich in den Schoß zuerst des einen, dann des andern Mädchens setzte, sie an sich drückte und sein Haupt erst auf ihre rechte, dann auf ihre linke Schulter beugte. Damit soll angeblich die Heiratszeremonie abgeschlossen sein. Weiber werden auch als Strafe für gewisse Vergehen gefordert, was natürlich der Willkür Thür und Thor öffnet, und anderseits kann der Mann seine Weiber wegen irgend welcher Vergehen in die Sklaverei verkaufen. Zu den Stützen des Einflusses oder der Popularität des Königs gehört es, daß er seine Wakungu mit Weibern versorgt. Die Ehe unter nahen Verwandten ist nicht gesetzlich verboten und kommt oft vor. Beim Tode eines Mannes erbt sogar der älteste Sohn die sämtlichen Weiber seines Vaters, die eigne Mutter ausgenommen. Die Frauen haben selten mehr als zwei oder drei Kinder, und nach einem Gesetze, welches wieder die Polygamie voraussetzt, muß nach der Geburt des Kindes die Mutter zwei Jahre lang getrennt von ihrem Gatten leben; der König und die Häuptlinge haben eigne Anstalten im Lande, in welche die Frauen während dieser Zeit geschickt werden. Zwillinge werden mit Jubel begrüßt. Die Nabelschnur wird aufbewahrt und, wenn der Vater ein Häuptling ist, mit Perlen und andern Zieraten geschmückt.

Die Leiche eines Häuptlinges wird in einem hölzernen Sarge beerdigt, die eines Sklaven dagegen nur ins Gestrüppe geworfen, und die eines hingerichteten Verbrechers läßt man auf offener Straße liegen, wo der Hingerichtete eben fiel.

Die Waganda haben eine große Auswahl von Namen. Einige sind bei ihnen besonders beliebt, z. B. Mukassa, der Name des Gottes vom Nyanza; denn sie sehen in der Annahme göttlicher Namen nicht Ungehöriges; auch Tier- und Insektennamen werden den Menschen gegeben. Viele Namen haben eine bestimmte Bedeutung, so bezeichnet Mtesa einen, der Streitsachen prüft oder entscheidet, Mkavia oder Mukavia; ein andrer von Mtesas Namen, den er bei Gelegenheit seines großen Sieges über die Wasoga annahm, bedeutet: der, welcher weinen macht. (Wilson.)

*

Über die für die Ethnographie der Region der Nilquellseen so wichtigen Wahuma mögen hier ein paar besondere Worte um so eher gestattet sein, als das Problem ihrer Herkunft kein isoliertes ist, sondern mit der einschneidendsten Frage der afrikanischen Ethnographie: Wie verhalten sich die Neger zu den nichtnegerhaften Stämmen des Nordostens und Nordens? aufs engste verbunden ist. Was im folgenden aus lückenhaften Berichten und verworrenen Überlieferungen erahnt werden kann, möge daher nicht als Vereinzeltes, sondern als ein Glied in einer langen Kette von Völkerbewegungen ähnlichen Ausganges und Zieles aufgefaßt werden, denn Wiederholung ist der Grundzug afrikanischer Völkergeschichte.

Wir haben gehört, wohin diese Wahuma deuten, wir ahnen, was sie sind. Aus anthropologischen Gründen ist die Verwandtschaft der Abessinier und Galla und beider mit den Wahuma und deren Verwandten nicht zu leugnen. Die Ähnlichkeit, welche von allen Beobachtern zugegeben wird, fällt selbst den Eingebornen auf. Ein Begleiter Spekes von der Küste fand z. B. die Wahuma von Unyoro ganz den Wagunya von Amu, nördlich von Zanzibar, ähnlich. Beide sollten auch Kreisnarben an Schläfe und Stirn gemein haben, was aber wohl nur Spuren ihres beliebten Heilmittels, der Kauterisation, sind. Ein andrer Diener, der zum Sklaven gemacht worden war in Walamo, an der Südgrenze Abessiniens, war nicht nur den Wahuma äußerlich ähnlich, sondern fand auch die langhörnigen Rinder der Wahuma gleich denen seiner Heimat. Auch ist ein Teil der Galla, gleich den Abessiniern, früher christlich gewesen, was aber von den Wahuma nicht gilt. Wie diese von jenen sich abgezweigt, und welches der Grad der Verwandtschaft dieser Völker ist, ist mit Sicherheit nicht zu sagen. Nur nach Analogie der Verhältnisse im übrigen Afrika können wir eine innere Wahrscheinlichkeit der Hypothese Spekes beimessen, welche annimmt, daß ein „halb semitisch-hamitisches" Volk sich in Abessinien festgesetzt, von da aus Züge behufs Raub und Sklavenfang, wie sie bei kriegerischen Afrikanern so allgemein üblich sind (bis tief in unser Jahrhundert herein waren sie sogar noch bei den Ägyptern in hohem Grade üblich und beliebt), über die Grenzen dieses von der Natur so wohlgesicherten Landes gemacht habe. Jüngere, unternehmungslustige Glieder der herrschenden Familie zweigten sich vom Mutterstamme ab und gründeten eigne Reiche, wobei sie aus unbekannten Gründen ihre Völkernamen veränderten. So mögen zuerst die Galla unmittelbar südlich von den Abessiniern und weiterhin die Somali entstanden sein, welch letztere ebensowohl unmittelbar aus Abessiniern wie mittelbar aus Galla entstanden sein können. Dieser südlichste Zweig breitete sich bis gegen den Dschub hin aus, wich aber bei einem Angriffe auf Mombas ins Innere zurück, wo er nun den Nil kreuzte und in die reichen Weidegründe des Großen Nyanza hinabstieg, wo die ackerbauenden Eingebornen unterworfen und das große Reich Kittara gegründet wurde, dessen Grenzen der Ukerewe oder Große Nyanza und der Kagera im Süden, der Mwuta Nzige im Norden, der Nil im Osten und die Königreiche Nkole und Utumbi im Westen bildeten, so daß die heutigen Länder Unyoro und Uddu von demselben umschlossen wurden. Wahrscheinlich war der Kern des Landes Unyoro. Kittara als allgemeiner Name ist heute im Verschwinden begriffen und wird gewöhnlich nur auf den westlichen Rest des alten Reiches angewandt. Nacheinander zweigten von diesem ersten Staate sich Nkole im Westen, Karagwe und Usinsa im Süden ab. Karagwe soll (schrieb Speke 1863) vor etwa zwanzig Generationen gegründet worden sein und zwar in folgender Weise: Der Verschwörer Rohinda floh aus Kittara nach Karagwe mit einem großen Geleite von Wahuma. Damals war Nono König der Wanyambo, der ansässigen Bewohner dieses Landes. Rohinda wußte sich einzuschmeicheln, gewann das Vertrauen des Königs, tötete ihn bei einem Gelage und setzte sich dann selbst auf den Thron. Seit dieser Zeit halten Wahuma das Zepter von Karagwe. Aus einem

Bruderzwiste in der Herrscherfamilie von Karagwe aber ging die Abzweigung hervor, welche zur Gründung des Wahumareiches von Usinsa führte.

Die eignen Überlieferungen der Wahuma über ihren ersten Ursprung sind dunkel und widersprechend. Das Wichtigste ist die Anerkennung ihrer nördlichen und östlichen Herkunft. So wie jenes Volk, das in so vielen Teilen Südeuropas staatengründend auftrat, nach seiner Herstammung Normannen hieß, führen diese in der Seeregion auftretenden Staatengründer aus demselben Grunde den Namen Wahuma, d. h. Männer aus Norden. Emin Bei hörte folgende Erzählung über die Geschichte dieser Länder gleichfalls in Unyoro: „Unyoro bildete einst mit Uganda, Ussoga, Uddu und Karagwe ein großes Land, welches von den Witschwesi bewohnt war. Da kamen aus Nordosten in großer Zahl hellfarbige Menschen, welche Menschenfresser (Waliabantu) waren, und vor denen, als sie den Fluß (den Somersetnil) überschritten, die Witschwesi flohen. An einem Orte Matjum (noch heute südöstlich von Mruli zu finden) sammelten sich nun die Eindringlinge und teilten sich in zwei Gruppen, deren eine nach Uganda, die andre nach Unyoro vordrang. Die Witschwesi flohen westwärts, und viele von ihnen ertranken im Mwuta Nzige, da sie keine Kähne hatten. Der Rest wurde zu Sklaven gemacht. Die Eindringlinge nannten sich Wawitu (Leute von Witu), während sie von den Einheimischen Leute von Norden (Wahuma) oder in Uganda auch Walindi genannt werden. Sie waren Hirten und sind es noch heute, während die Witschwesi Ackerbauer waren und sind. Wo diese Einwanderer sich rein hielten, sind sie noch heute weiß, wie in Toru und Gambalagalla (Gambarragara Stanleys); wo sie sich mit Witschwesi mischten, entstand die hellfarbige Mischrasse, welche man heute vorwiegend in diesen Ländern findet; reine Witschwesi aber, die ganz schwarz sind, durchziehen noch heute das Land als fahrende Sänger und Zauberer. Der Name Witschwesi aber ist heute in Unyoro gleichbedeutend mit Leibeigner, ebenso wie der Name Muddu in Uddu."

Die Annahme des Ursprunges aus hellfarbigem Menschen ist in allen Überlieferungen ebenso beständig wie die nördliche, nordöstliche oder östliche Herkunft. Die Namen Hubschi, Galla und andre an den Osten erinnernde Worte sind vergessen, nur diese beiden Thatsachen, ebenso wie die in sich wahrscheinliche, auch linguistisch zu begründende Reihenfolge der Gründungen der verschiedenen Reiche sind in der Erinnerung geblieben. Seltsame Abwandlungen dieser Überlieferungen sind natürlich nicht ausgeblieben. In der Königsfamilie von Unyoro herrscht der Glaube, daß ihre Vorfahren halb weiß, halb schwarz, halb glatt-, halb wollhaarig gewesen seien. Dieselben glauben auch, daß Afrika einst den Weißen gehört habe, denen es durch die Neger entrissen worden sei, und sie betrachten sich als ein Rest dieser Weißen. Darum glaubten sie auch, als Speke und Grant, die ersten Europäer, sich Unyoro näherten, daß dies Weiße seien, die das Land wieder an sich nehmen wollten. Bemerkenswert ist noch, daß die Fürsten von Unyoro sich Wawitu, d. h. Leute aus dem Lande Witu, nennen, das sie im Norden suchen. In Karagwe tragen sie ebenso den Sondernamen Wahinda.

Auf die Geschichte dieser Länder mag die allgemeine Bemerkung ein Licht werfen, mit welcher Emin Bei seine Wörtersammlung des Kiganda und Kinyoro (die in Uganda und Unyoro gesprochenen Sprachen) eröffnet. Er bezeichnet dort Kinyoro als die ältere, reiner erhaltene Sprache, während Kiganda „durch dauernden Kontakt" mit Zanzibar vielfach modifiziert worden und noch immer sich ändert. In Karagwe spricht man eine dem Kinyoro näher als dem Kiganda stehende Sprache. „Überhaupt scheint", schließt er, „Uganda ein Einschiebsel in das ursprüngliche, Kinyoro sprechende Gebiet von Unyoro, Uddu, Karagwe und Faru zu sein." Leider wissen wir von der Wahumasprache noch gar nichts Bestimmtes, und doch wäre keine Kenntnis erwünschter als diese. Emin Bei sagt nur einmal: „Die Wahuma, das bekannte Hirtenvolk von Galla-Abstammung, sprechen unter

sich eine eigne Sprache, im öffentlichen Leben jedoch die jeweilige Landessprache". Was die Verbreitung der Wahuma anbelangt, so ist zwar Usinsa das südlichste der von den Wahuma gegründeten Reiche, doch bei weitem nicht die Südgrenze dieses Volkes. Die Watusi, von Uhha am Tanganika, welche in ganz Unjamwesi ihre Herden weiden, sind unzweifelhaft Wahuma. Ist auch ihr Volksname verändert, so nennen sich doch, wie in Karagwe, ihre Fürsten Wahinda. Und ebenso werden die Wapoka von Fipa am Rukwasee den Wahuma zugezählt. In Unyoro erfuhr Speke auch von Wahuma im Osten dieses Landes, einem einzigen Stamme, der nur von Fleisch und Milch lebe.

Was hierüber hinausgeht, ist unklare Überlieferung oder unbestimmter Anklang. Als Speke in Usui das erste Wahumaland betrat, fielen ihm sofort die Steinhaufen (Cairns) auf, zu denen jeder Vorübergehende einen Stein warf. In dieser Art hatte er sie im Somalilande schon gesehen. Allein solche Steinhaufen, die schon von Buschmännern und Hottentotten aufgehäuft werden, gehen durch einen großen Teil von Afrika. Immerhin ist es auffallend, wenn ein Beobachter wie Speke sie nicht zwischen Zanzibar und Usinsa gesehen hat.

Merkwürdiger scheint uns, daß Spekes Begleiter, Bombay, in der Sitte der Wahuma, die während des Lebens aufbewahrte Nabelschnur eines Weibes außerhalb, die eines Mannes innerhalb der Hütte zu begraben, einen Gebrauch seines Stammes, der Yao oder Wayao (am Rovuma und untern Zambesi), wiedererkannte. Eine Menge eigner Sitten scheinen sie zu pflegen und erhalten sich wohl nicht am wenigsten gerade dadurch selbständig. Und sie bestehen mit Festigkeit auf denselben. Weil Grant eine Maharague genannte Bohne und Hühner aß, wollten die Wahuma ihm keine Milch mehr verkaufen. Auf ihre Unabhängigkeit sind sie eifersüchtig. Speke sah, wie in Usinsa zwei Wahumaweiber, die entflohen waren und sich als Sklavinnen hatten verkaufen lassen, von ihren Gatten getötet wurden, „weil sie die Gesetze ihres Volkes gebrochen hatten, indem sie Sklaven geworden waren". Wohl im Bewußtsein ihrer Eigenartigkeit und im Wunsche, dieselbe zu erhalten, wurzelt auch ihre merkwürdige Neigung, sich zu isolieren. Die Reisenden in Uganda 2c. bekommen die Wahuma selten zu Gesicht, weil sie sich möglichst weit von allem Anbaue und Verkehre niederlassen oder auch ganz nomadisch leben. Vielleicht hängt diese Neigung, sich „an den Waldrändern", d. h. an den Rändern des unbewohnten Gebietes, anzusiedeln, auch mit der Verachtung zusammen, die ihnen die Ansässigen zollen. Möglich, daß sogar hierauf basierende Gesetze, die wir nicht kennen, sie so weit hinausdrängen. Auffallend ist diese Verachtung der herrschenden Rasse seitens der Unterworfenen, aber neu ist dieselbe nicht. Sie entspricht der Thatsache, daß nicht Überlegenheit der Kultur, sondern der Kraft und Kühnheit jene zur Herrschaft erhoben hat. Die Kultur, wenn auch die Halbkultur eines ackerbauenden Negerstammes, schlägt doch immer wieder durch. Es ist das Verhältnis wie zwischen Chinesen und Mandschu.

In der Tracht der Wahuma ist nur die schwarz gegerbte Rindshaut eigentümlich; außerdem haben sie zahlreiche Ringe um die Unterschenkel, kupferne oder messingene Armbänder und ein paar Amulette. Sie tragen Bogen und Speer, indes mehr diesen als jenen. In all diesem folgen sie der Landessitte. In Unyoro ziehen sie die untern Schneidezähne aus, in Uganda und Karagwe thun sie es nicht. In Unyoro gebrauchen sie im Kriege nur den Speer, während sie in Karagwe die ausgezeichnetsten Bogenschützen sind. So schmiegen sie sich doch vielfach an die Landessitten an, denen freilich mit am meisten die mit ihrem Stande als Viehhirten verknüpfte Unreinlichkeit ihrer Wohnstätten widerstreben muß. Vor allem in Uganda ist ja Reinlichkeit und Ordnung zu Hause. Emin Beis Schilderung eines Wahumaweilers: „Ein hoher Dornenzaun umschließt eine Menge halbkugeliger Hütten für Menschen und Vieh; ringsumher ist alles schmutzig, das Innere der Hütten ist aber sehr rein gehalten", erinnert entschieden an die Sennhütten unsrer Alpenhirten.

Endlich ist aber auch im Charakter dieses Volkes etwas der Negernatur Fremdes oder doch Unähnliches, denn im Charakter des Wahuma scheint, um mit Speke zu reden, mehr von dem phlegmatischen Temperament des semitischen Vaters als von dem nervösen, aufgeregten der hamitischen Mutter zu liegen.

*

Unyoro, das wahrscheinlich älteste von den Wahumareichen, an der Stelle gelegen, wo das alte Reich Kittara einst sich ausbreitete, liegt westlich und nördlich von Uganda, berührt nicht den Ukerewe, reicht aber an das linke Ufer des Nil und an das rechte des Mwuta Nzige. Seine Oberfläche dürfte auf etwa 1500 QMeilen beziffert werden. Ohne eine feste Oberherrschaft auszuüben, hat Unyoro eine starke Hand über die Kitsch, Wasoga, Gani, Ulega und andre Stämme am obern Weißen Nil. Die Natur des Landes ist wesentlich die der landeinwärts gelegenen Strecken von Uganda und Karagwe: weitere Thäler, niedrigere Hügel. An Stelle der Waldbäume der Seeufer tritt allmählich die wilde Dattelpalme. Üppiger Graswuchs verdrängt die Farnkräuter. Nach Norden zu und vor allem in der Nähe des Nil verschwinden die Hügel vollständig, das Land wird zu einer Ebene, welche in langen Zwischenräumen von ungeheuern Schilfflüssen durchschnitten und von lichtem Walde oder Dschungeln bedeckt ist. Der Anbau ist minder sorgfältig als in Uganda, die ganze Verwaltung des Landes, die Ordnung, die Anlage der Wege minder vollkommen. Es wäre daher auch kein Wunder, wenn Unyoro in einem gewissen Verhältnisse von Unterordnung zu Uganda stände. Stanley stellt Unyoro mit Usagara und Ukedi in dieser Beziehung auf eine Linie, indem er hervorhebt, daß sie Mtesas Oberherrschaft anerkennen und, wenn auch etwas unregelmäßig, Tribut zahlen. Zu Spekes Zeit, also etwa 15 Jahre früher, schien dieses Verhältnis nicht so deutlich ausgesprochen zu sein. Dieser Reisende hörte nur immer von Kämpfen zwischen Waganda und Wanyoro, von Mißtrauen dieser gegen jene und fand im Norden Ugandas zahlreiche Wanyoro angesiedelt, welche Mtesa auf einem Kriegszuge gefangen und mitgeführt hatte. Wahrscheinlich hat Stanley eine vorübergehende Höflichkeitsbezeigung, zu der Unyoro sich wohl auch aus Furcht vor Uganda bequemte, als dauernden Zustand angesehen. In der Unklarheit innerafrikanischer Völkerbeziehungen sind solche Täuschungen naheliegend. Felkin reiste mit einer Waganda-Eskorte durch Unyoro. Weder er noch Wilson sprechen von dem erwähnten Abhängigkeitsverhältnisse.

Uganda umfaßt den nordwestlichen Küstenstrich des Ukerewe, vom Flusse Kitangule bis zum Ausflusse des Nil aus dem See. In Halbmondform lagert es sich um denselben. Es gehören ihm ferner die Inseln an, welche gerade in diesem Teile des Sees zahlreich sind. Stanley berechnet das ganze Gebiet auf etwa 1500 QMeilen, wobei die angeblich tributpflichtigen Staaten Unyoro, Ukedi und Usagara nicht mitgerechnet sind. Nimmt man diese hinzu, so gewinnt man für das ganze Reich eine Fläche von wenig über 3300 QMeilen. Das ist also kein so großes Reich wie das der Marutse oder das von Lunda, aber es ist dafür ein um so fester zusammengehaltenes, leistungsfähigeres. Die gesamte Bewohnerzahl dürfte nach der Schätzung dieses Reisenden eine Million nicht viel übersteigen. Das Land ist in der Nähe des Sees fast überall eben, von Sümpfen und trägen Gewässern durchzogen. Eine ungewöhnlich üppige Vegetation bedeckt hier alle tiefern Stellen, die infolgedessen auf weite Strecken ganz unbewohnt sind. Viele Bäume erreichen eine außerordentliche Höhe, und die Fruchtbarkeit ist überall bedeutend. Wo das Land ansteigt, tritt im Innern von Uganda der Wald zurück und läßt wellige, grasbewachsene oder hainartig mit Bäumen bedeckte Strecken, Savannen, frei, die natürlichen Weidegebiete der Wahuma. Endlich erheben sich gegen die Westgrenze hin diese welligen Hügel zu den schroffen Felsgebirgen, aus denen selbst Gipfel mit ewigem Schnee sich erheben, welche nach Westen in den tief

unten in seiner Bucht in ruhiger Bläue liegenden Luta Nzige hinabschauen. Die Bevölkerung zerfällt, wie in den andern Reichen der Seeregion, in Herrschende und Beherrschte. Jene sind Wahuma, diese Waganda im engern Sinne. Das reiche Land ernährt beide gut. Wenn wir auch Stanley nicht aufs Wort glauben wollen, daß der Bauer oder Mkopi von Uganda „das Ideal des Glückes, nach dem alle Menschen streben, in sich realisiere", so scheinen doch reichliche und regelmäßige Ernten seine Bemühungen zu belohnen. Diese besondere Stellung von Uganda unter den Wahumareichen findet in der Ursprungssage des Landes ihr Recht. Ihr zufolge war Uganda bis vor acht Geschlechtern der Garten der Wahuma von Unyoro, den die Eingebornen unter dem Namen Wiru oder Waddu, beide Sklaven bedeutend, für diese Herren bebauen mußten. Da kam ein Jäger, Namens Uganda, mit einem Weibe, Hunden, Speer und Schild und jagte am linken Ufer des Katonga mit solchem Glücke, daß alle Wiru zu ihm kamen, um Fleisch zu erhalten, und zu dem Fremdlinge sprachen: „Was ist uns unser König, der so weit weg ist, daß, als wir ihm eine Kuh als Tribut sandten, diese unterwegs ein Kalb nach dem andern gebar und doch noch immer nicht angelangt ist?" So wurde er ihr König, nahm selber den Namen Kimera an und gab dem Lande seinen Namen Uganda. Man zeigt noch heute auf einem Steine die Spur seines Weibes, seines Hundes und seines Speeres. Er war ein großer Reformator, ließ Straßen durch das Land legen, statt Kähne Schiffe bauen, gründete sich den herrlichen Palast, den glänzenden Hofstaat, den reichen Harem, kurz, er war der Urheber von all dem, wodurch Uganda über die Nachbarländer hervorragt.

Karagwe dehnt sich am gebirgigen Westufer des Ukerewe, etwa zwischen dem 1. und 2.° südlicher Breite, aus und dürfte 250—300 □Meilen umfassen. Es ist ein gegen den See zu hügeliges und in der Richtung gegen Westen oder gegen den Luta Nzige gebirgiges Land. Es ist vorwiegend grasbewachsen und trägt Wälder in den tiefern, Mimosenhaine in den höhern Teilen. Auf dem Wege von Kaseh nach Uganda überschreitet man einige Höhenzüge von mehr als 1500 m Höhe. Stanley schätzt die Bevölkerung auf 150,000 Seelen. In den meisten Teilen des Landes ist das Klima kühl, so daß die Wangwana Spekes täglich vor Kälte schauerten, solange sie in Rumanikas Residenz wohnten.

Die Bevölkerung zerfällt in Herrschende und Beherrschte, welche beide schon äußerlich einander so unähnlich sind, daß man bald auch hier ihre Zugehörigkeit zu sehr verschiedenen Rassen erkennt. „Wir fühlten und sahen sofort", sagt Speke, indem er seinen ersten Eintritt in Rumanikas Palasthütte schildert, „daß wir uns in der Gegenwart von Menschen befanden, welche so unähnlich wie möglich der gewöhnlichen Klasse von Eingebornen in den Nachbarbezirken waren. Sie hatten schöne, ovale Gesichter, große Augen, hohe Nasen; das beste Blut Abessiniens schien in ihren Adern zu fließen." Die meisten Unterthanen dagegen scheinen den eigentlichen Negertypus deutlich auszuprägen, sind vorwaltend arm und leben in schmutzigen Hütten. Die Bewohner von Karagwe bestehen aus Ackerbauern und Viehzüchtern; jene sind echte Neger, welche hier den Namen Wanyambo tragen, diese gehören zu den Wahuma, denen auch die herrschende Familie des Königs Rumanika entsprossen ist. Jene bauen hauptsächlich eine bittere, von den Vögeln verschmähte Abart Hirse. Tabak und Kaffee werden aus dem nahen Uhaiya gebracht. Viehzucht wird von den Wahuma betrieben, und Rumanika selbst besitzt eine berühmte, nach Tausenden und aber Tausenden zählende Rinderherde am Kitanguleflusse, deren Milch die Hauptnahrung liefert. Speke zeichnet ein originelles Familienbild aus dem Leben der Großen von Karagwe bei Gelegenheit der Schilderung seines Besuches bei einem ältern Bruder Rumanikas, der als sorgsamer Vater mit der Rute in der Hand darüber wachte, daß seine sechzehnjährige Tochter, „mit lieblichen Zügen, aber mit einem Körper rund wie ein Ball", nicht unterließ, sich zur Förderung ihrer Wohlbeleibtheit mit Milch vollzusaugen. Seltsamerweise verschmähen

sowohl die Wanyambo als die Wahuma das Fleisch des Nashornes. Der Biergenuß ist hier wie in allen diesen Teilen des Innern so gewaltig, daß in der Gegend von Kisaho Speke die Leute Tag und Nacht betrunken fand. Der König genießt ein viel stärkeres Bier als seine Unterthanen und regaliert damit bevorzugte Gäste. Da die Jagd ein Lieblingsvergnügen des Hofes ist, gibt es an demselben Schützen, welche Wunderbares im Ferntreffen mit ihren fast 2 m hohen Bogen leisten. Von den Stützpfählen der Hütte des Königsbruders sah Speke eine ganze Sammlung solcher mannshoher Bogen herabhängen und unter ihnen Bündel von Speeren mit Eisen- und Erzspitzen sowie Assagaien aufgestellt. Die Hütten sind bienenkorbförmig mit vorspringendem Eingange.

Uhaiya, durch ein tiefes Thal von dem westlich liegenden Karagwe getrennt, ist berühmt als das Haupterzeugungsgebiet des Tabakes und Kaffees sowie durch seinen Reichtum an Elfenbein. Tabak wird von den Wahaiya in Masse nach Karagwe, Uganda und bis nach den Kitsch ausgeführt; in allen Teilen der Länder um den Ukerewe findet man diese Händler.

Usinsa, dessen westliche Hälfte Usui und dessen östliche Ukhanga genannt wird, liegt nördlich und westlich von Unjamwesi, südlich und östlich von Karagwe. Es ist ein welliges Land, das nach Westen gegen Spekes „Mondgebirge" ansteigt und gegen Süden und Norden sich allmählich abdacht. Die Regen sind reichlich und der Boden gut, und so ist das Land fast durchaus wohl angebaut. Die Bevölkerung gleicht im Süden durchaus den Wanjamwesi, während sie im bergigern Norden kräftiger und thätiger ist. Regiert wird sie von zwei Wahumahäuptlingen, und viehzüchtende Nomaden desselben Stammes durchwandern das Land. Die kleinen Häuptlinge aber sind großenteils Abkömmlinge derjenigen, welche hier vor dem Eindringen der Wahuma herrschten. Sie erfreuen sich einer großen Selbständigkeit. Zu den Insignien der Häuptlinge gehören die Muschelkrone auf der Stirn und unfehlbar eine Sammlung mit Zauberpulver gefüllter Zauberhörner. Die ackerbauende Bevölkerung kultiviert vorzüglich Hirse, Bohnen, Erbsen (welche Speke in diesem Lande zum erstenmal traf) und Bananen.

---

22. Das Land des obern Nil.

„Zwar nur ein schwacher Abglanz von der überschwenglichen Fülle brasilianischer Urwälder, ist durch den Kontrast mit der Steppe der Zauber dieser Natur doch ein nicht minder gewaltiger." Schweinfurth.

Inhalt: Das Stromgebiet des Nil. — Die Nilquellseen. — Andre Zuflüsse des obern Nil. — Wasserreichtum und Wasserarmut. — Bodengestalt. — Schilf- und Kräuterbarren. — Die Landschaft des Bahr el Abiad. — Vegetation. — Urwälder. — Haine. — Wiesen und Sümpfe. — Nutzbare Pflanzen. — Ackerbau. — Tierwelt. — Jagd. — Fischerei.

Unter dem Lande des obern Nil verstehen wir hier hauptsächlich eine doppelte Reihe von Plateau- und Stufenländern, über welche die beiden großen Arme des Nil, der aus den nördlichen Seen des ostafrikanischen Hochlandes kommende Weiße Nil (Bahr el Abiad) und der aus zahllosen Wasseradern im Lande der Kredsch, Sandeh (Njam-Njam) und Monbuttu zusammenrinnende Gazellenfluß (Bahr el Ghasal), der Vereinigung mit dem dritten Hauptarme, dem aus Abessinien kommenden Blauen Nil (Bahr el Azrek), zufließen. In diesem Gebiete breitet sich der Nil, der nördlich von Chartum immer mehr zu einer Rinne zwischen steppen- oder wüstenhaften Ufern zusammenschrumpft, in unzähligen Wasserfäden

aus, zwischen welche große Sümpfe und Seen eingeschaltet sind. Es ist das flußreichste Gebiet in ganz Afrika, wenn auch seine Flüsse nicht überall dauernd fließen.

An den Ufern des Großen Nyanza oder Ukerewe stehen wir in nahezu 1200 m Meereshöhe noch auf dem ostafrikanischen Hochlande, dessen Formen hier jedoch nirgends den alpinen oder auch nur gebirgshaften Charakter zeigen wie die Ufer des Mwutan oder des Tanganika. Nur im kleinsten Teile seines Umfanges sieht man Hügelreihen bis dicht an den See herantreten, die mit felsigen Ufern und steinigem Boden selten einen guten Ankerplatz bilden. An einigen Stellen erstrecken sich lange Schlamm- und Sandbänke, nur von 1—1½ m Wasser bedeckt, deren Spur eine dichte Wasservegetation, Wasserlilien, Schilf, Papyrus &c., bezeichnet, weit in den See hinaus. Im Westen gegen den Katongafluß zu schneiden tiefe Baien in das Land ein und bilden gute Häfen. Aber in größter Ausdehnung ist die nächste Umgebung des Sees eben, die Ufer sehr flach und sumpfig, oft vom herrlichsten Walde bedeckt. Nur die Süd- und Ostküste weisen kühne Vorgebirge auf, zwischen denen sich weite, seichte und von Dörfern umsäumte Buchten öffnen. Dem Ostufer des Nyanza entlang findet man eigentliches Bergland; hier ragt der mächtige Majitaberg 600 m über den See empor. Endlich sind die meisten Inseln des Nyanza felsig oder hügelig. So kann man also wohl im ganzen diesen See mit unsern Hochebenenseen vergleichen, welche, auf der Grenze zwischen Hochgebirge und Ebene liegend, teilweise von den Ausläufern des erstern, teilweise von der letztern umgeben sind. Der zweite Nilquellsee, der Mwutan, ist dagegen völlig Gebirgssee. Ihn umranden Bergketten von alpiner Höhe, Sturzbäche eilen in dicht bewaldeten Thalschluchten ihm zu, und Nebelstreifen durchschneiden in langen Linien die kühnen Berge seines Ufers; die Einfahrt in ihn bietet eins der schönsten Bilder zentralafrikanischer Landschaft. Seine Ufer sind dünn von Menschen, aber um so dichter von Tieren bewohnt. Der Verkehr auf dem See ist im Vergleiche zu dem des Großen Nyanza verschwindend.

Die große Mehrzahl der Zuflüsse, welche der Nil in diesem seinem obersten Laufe erhält, sind breite, seichte Gewässer, deren Strömung oft so langsam ist, daß man schwer ihre Richtung feststellen kann. Dem entsprechend ist auch ihre Wassermasse außerordentlich verschieden. Der wahrscheinlich dem Kafuru zufließende „Rohrfluß“, wie Speke diese Gewässer getauft hat, der Chor Ergugu, wird als ein in der Regenzeit fast um das Zehnfache sich vergrößernder Strom beschrieben. Diese Flüsse sind in weiten Strecken durch Papyrus- und Pistiavegetation verstopft. Das Land, welches sie durchfließen, ist ein einziges Sumpfland: „der abscheuliche Dunst über dem Wasser, der betäubende Geruch der tropischen Sumpfpflanzen, die Moskitos, die einem zu Tausenden um den Kopf fliegen, die Schwierigkeit, bei der unebenen Beschaffenheit des Bodens fest auf den Füßen zu bleiben, die zahlreichen Hindernisse im Wege, Schlingpflanzen, gefallene Stämme, tiefe Eindrücke von Elefantenfüßen im Boden“, alles dies vereinigt sich, um diese Sumpfstrecken unwegsam zu machen. Dieselben sind größtenteils unbewohnt und bilden höchstens den Schauplatz von Grenzkriegen zwischen den Wanyoro und den nördlich von ihnen wohnenden Stämmen. Nur in der trocknen Jahreszeit soll es möglich sein, die Sumpfstrecken zu durchmessen, und für manche Gegenden ist dies die einzige Zeit des Landverkehres. Vom Bongolande z. B. über die Flüsse und Sümpfe weg nach den von den südlichsten Bagara bewohnten Gegenden vorzubringen, gelingt nur in der ganz trocknen Zeit. Wo das Land höher wird, bleibt auf weiten Strecken der Mangel eines entschiedenen Gefälles bestehen und erzeugt Flußnetze, die dem Verkehr nicht minder hinderlich sind; so vor allem im Bahr el Ghasal-Gebiete, in welchem Felkin auf einem Tagemarsche von 60 km 13 wasserreichen Flüssen begegnete, die alle in nordnordöstlicher Richtung strömten. Dabei kann aber der Wasserreichtum außerhalb der Flußbetten in der Trockenzeit eher zu klein als zu groß sein.

In dem von unzähligen Flußadern durchzogenen Lande westlich vom Rohl, das auf der Karte als eins der wasserreichsten in ganz Afrika erscheint, herrscht bei fast mangelnden Höhenunterschieden eine wahre Wasserarmut. Der strömende Regen wird an Ort und Stelle eingesogen und scheint tief zu versickern, da auch Quellen hier selten sind. Der Ackerbau ist unter diesen Verhältnissen oft ebenso erschwert wie der Verkehr, und man begegnet einem wahrhaft blühenden Ackerbaue erst in der gebirgigen Region der Nil-Uelle-Wasserscheide bei den Monbuttu und Sandeh. Von einem sehr großen Teile dieses Gebietes gilt, was Schweinfurth von demjenigen des untern Gazellenflusses schreibt: „Das Terrain wechselt entschieden weniger als in den einförmigsten Gegenden Deutschlands. Es gibt Wald und Steppe, niedergrasige Wiesen und Buschwaldungen, Äcker und Waldlichtungen, Sumpfwiesen und Regenteiche, nackte Felsflächen und etliche Felsgehänge. Am



Die Nilstation Meschra el Rek mit nubischer Handelsflotte (nach Heuglin).

wenigsten trifft man Sandstellen an und diese fast nur in den trocken gelegten Flußbetten." Die Landschaft gewinnt erst jenseit des Djur einen kräftigern Charakter, wo die wachsende Steigung andeutet, daß man sich aus dem Becken des Gazellenflusses dem zentralen Hochlande nähert. Ein ähnlicher Anstieg durch reichbewachsene Hügel besteht in der Gegend von Fatiko, wo es der Nil selbst ist, welcher, vom Hochlande herabströmend, eine ungemein liebliche Szenerie um diese Hauptstadt der Äquatorialprovinz zaubert. Den in mancher Beziehung großartigsten Eindruck macht aber wohl der obere Nil an dem Punkte, wo der Gazellenfluß breit, träge, schilf- und grasreich in ihn mündet und ein Gewirr von Kanälen, Seen, Sümpfen, festen und schwimmenden Inseln erzeugt, welches mehr als einer Nilflotte Halt gebot, auch wohl ganze Reihen von Schiffen in Schilf und Kraut einschloß und umkommen ließ. Es ist der berüchtigte See No, der die alten Römer und, bis vor wenigen Jahrzehnten, die neuen Ägypter, Nubier und Europäer am Vordringen hinderte. „Viele würden sich wundern", schreibt Felkin, „wenn sie den Nil bei seinem Eintritte in den See No sehen könnten. Vom Verdecke aus scheint er 100 Ellen bis eine englische Meile breit, doch oben vom Maste aus sieht man ein Grasmeer zu beiden Seiten des Kanales und erkennt, daß die wirklichen Ufer 4, 8, sogar 12 Meilen voneinander liegen. Gefährliche Blockierungen durch schwimmende Pistia- und Schilfinseln kommen übrigens bis hinab zum 8.° nördlicher Breite vor.

In dieser Gegend machen die stämmigen und dichten Hochwälder den lichten Wäldern der Sudanflora Platz, die jedoch von Einförmigkeit noch weit entfernt sind. Es sind lichte Haine, in denen Sykomoren, Tamarinden, Gummibäume, violett blühende Akazien den größten Raum einnehmen. Haine von Dum- und Delebpalmen erheben sich in der Entfernung (s. Abbildung, S. 486). Dies bleibt im wesentlichen der Charakter der Landschaft, bis mit der Südspitze von Aluba die Suntwälder Nubiens beginnen und der größere Inselreichtum die Hindernisse vorbereitet, welchen der Nil in seinem fernern Laufe begegnen wird. Die flachen Ufer im Lande der Schilluk und Dinka machen noch einmal von dem vereinzelten Dschebel Telfan an und in den Hochländern von Kordofan und Senaar sich fortsetzend steilern, felsigen Rändern Platz, bis auch diese wieder zurücktreten und oberhalb Chartum der Weiße Nil zu seeartiger Breite auslädt, deren weite Wasserfläche mit den niedern, kaum sichtbaren, nur durch vereinzelte Haras- und Sayalakazien markierten Ufern den Reisenden sich auf dem weiten Ozeane glauben läßt. Die Stille, welche hier im verödeten obern Nillande in weiten Strecken herrscht, bestätigt nur solche Illusion. Und hier wird nun der Bahr el Abiad erst zum rechten, eigentlichen Nil, indem er den aus den abessinischen Bergen kommenden Bahr el Azrek, den Blauen Nil, aufnimmt.

In den reichlich durchfeuchteten tiefern Ländern und in den Thälern des obern Nilgebietes ist, „um das Große und Wahre in der Natur vollständig zu erläutern“, neben dem produktiven Prinzipe, dem neuen, üppigen Wachstume, das scheinbar zerstörende Prinzip sichtbar in einer sich selbst überstürzenden und überquellenden Urwaldvegetation der sogenannten Galerienwälder thätig. Aber es sind verhältnismäßig beschränkte Gebiete, in denen die afrikanische Tropennatur sich so unbeschränkt auslebt; selbst im Njam-Njamlande, dem tropischen Waldlande, sind nur die Fluß- und Bachniederungen von ihr erfüllt. Kaum hebt sich der Boden und wird trocken, so rücken auch die Bäume auseinander und wird das Unterholz dünner. Statt des Moders der Bäume- und Pflanzenleichen deckt Gras den Boden, und so gibt es schon im Rohlgebiete lichte Hochwälder mit auffallend regelmäßigen Grasflächen, wie sie in Europa nur durch Aussäen und anhaltende Mühe und Arbeit erzielt werden. Die Landschaft erinnerte dort Junker vorübergehend an englische Parkanlagen. In andrer Weise fühlten sich Schweinfurths Begleiter in der Nähe von Djur Ghatta an Gärten erinnert, durch jene hier so häufige Vegetationsform eines dichten und hochstämmigen Parkes, welcher, „einem Erlenbusche nicht unähnlich“, von niedern Sumpfsteppen umgeben, während der Regenzeit vollständig unter Wasser steht. Aber die Bäume sind 20—25 m hohe Unkarien und Eugenien, welche ihre schattigen Kronen auf völlig geradem Stamme erheben. Das ist die großartigere, tropischere Ausprägung desselben lichten Baumwuchses, der dann gegen Kordofan und Senaar hin in den Akazienwäldern zur Erscheinung kommt. Aber schon im Dinkalande findet man ausschließlich sandige Flächen ohne Graswuchs, also Heiden, in Strichen von 2—3 deutschen Meilen, über die nur einzelne Bäume hin zerstreut sind. Schweinfurth, der dieses Land ein Terrain von idealer Beschaffenheit für Fußgänger nennt, fühlte sich durch diese Region lebhaft an die Akazienwälder von Taka und Gedaref in Südnubien erinnert, welche den Übergang zu den Waldgebieten am Fuße des abessinischen Hochlandes darstellen. So weit reicht also der Vegetationscharakter Kordofans in ein tropisches Land hinein: ein echt afrikanisches Verhältnis! Mag nicht das auch hier allgemein übliche Abbrennen des Rasens zur Vorbereitung des Bodens für den Ackerbau mit zu solcher Verödung beigetragen haben? Jedenfalls verewigt es dieselbe bei jährlich wiederkehrender Übung.

Das obere Nilland ist von der Natur nicht für den Ackerbau allein bestimmt, sondern in weiten Bezirken auch zur Viehzucht sehr geeignet. Vor allem sind aber jene Distrikte nicht häufig, in denen die Übergewalt der Natur die menschliche Kraft und Unternehmung



Dumpalme (nach Heuglin). Vgl. Abbildung, S. 14, und Text, S. 485.

erdrückt. Afrika verleugnet auch in diesem vielleicht vor allen andern durch Reichtum der Vegetation begünstigten Gebiete nicht seine Neigung zu lichtem Baumwuchse und Savannenbildung, und der vorwaltende Anbau des Sorghum trägt in den ackerbauenden Bezirken oft dazu bei, diese Neigung im Landschaftsbilde deutlicher zur Ausprägung zu bringen. So in dem Lande der Djur, das von einer Menge zerstreuter Gehöfte bedeckt ist und einen beständigen Wechsel von Grasflächen und ausgedehnten Sorghumfeldern mit 4 m langen Halmen zeigt. Das hier gebaute Korn ist die größte Form dieser Kulturpflanze und bildet ein starkes, verholztes Rohr, das als Baumaterial wichtig ist. Außer den üblichen, oft schon aufgeführten Getreidearten Sorghum (in vier Spielarten), Eleusine und Penicillaria wird auch Zuckersorghum gepflanzt. Die Bongo und Djur pressen den in Holzmörsern zerstampften Vorrat aus und verdicken den Saft durch Einkochen bis zu sirupartiger Konsistenz, nähern sich also sogar der Zuckerfabrikation. Von Knollengewächsen erfreuen sich die Yams einer allgemeinen Aufmerksamkeit. Die Njam-Njam und Monbuttu, welche dem Anbaue der Knollen mehr Fleiß widmen als dem der Cerealien, haben vor den nördlichen Völkern noch die süßen Bataten, den Maniok und die Colocasia voraus, welche von jenen auffallenderweise nicht gebaut werden, aber bei den Madi schon zu finden sind. Von den früher genannten nutzbaren Pflanzen des äquatorialen Ostafrika (s. S. 396) gehört der größte Teil auch diesem Gebiete an. Einige neue kommen hinzu, oder es werden welche hier benutzt, die dort unbeachtet bleiben. Um eine von alter Zeit her oft genannte Frucht zuerst zu erwähnen: die Lotoskörner werden gegen Ende Mai gesammelt, zuerst der Luft ausgesetzt und dann in Körbe gefüllt, um in das Innere transportiert zu werden, wo sie während der Überschwemmung die Stelle des Maises vertreten. In denselben Sümpfen mit ihnen wächst durch das ganze Gebiet südlich vom Gazellenflusse der wilde Reis (Oryza punctata), der zur Regenzeit alle Tümpel und Regenteiche mit einem prachtvollen, rot schimmernden Kranze seiner Ähren umfriedigt. Schweinfurth fand ihn schmackhafter als den Reis von Damiette. Er wird aber von den Eingebornen hier weniger genossen als z. B. in Kordofan. In den Niederungen des Bongolandes wächst ein Bambus, dessen an Roggenkörner erinnernde Samen eßbar sind und den Eingebornen in Jahren der Not einen Ersatz für ihr aufgezehrtes Getreide liefern. In der Gegend von Fatiko fand Felkin viele „wilde Weinstöcke", schwer mit großen, reifen Trauben beladen. Missionar Mosgan preßte in Gondokoro 1858 Wein aus mehreren dieser Traubenarten, der wie sehr dunkler italienischer Wein schmeckte. Schweinfurth führt in seiner Schilderung des Djurlandes noch eine ganze Reihe wild wachsender Bäume und Sträucher mit obstartigen Früchten an, die von den Eingebornen gegessen werden. Als häufigst genossene Früchte erscheinen bei den Schuli Datteln, Feigen und Nüsse. Sesam muß tierisches Fett ersetzen. Auch an Faserstoffen fehlt es nicht; die Baumwollstaude wächst überall wild. Tiam heißt eine Pflanze, welche den Dinka eine hanf- oder flachsartige Faser zu eigentümlichem Gebrauche liefert. Sie stecken nämlich dieselbe in den Kürbis, der das Mundstück ihrer Pfeife bildet, lassen den Rauch durchziehen und saugen und kauen dann dies mit Destillationsprodukten des Tabakes gefüllte Werg als große Delikatesse aus. Als Faserstoff wird Hibiscus cannabinus überall, auch in diesem Teile des Nilthales, gebaut. Die Bongo besitzen aber eine eigne Kulturpflanze, aus der sie vortreffliche Stricke drehen; es ist eine Crotalaria, die als eine veredelte Form der hier wilden Crotalaria intermedia betrachtet werden kann und demnach eins der seltenen Beispiele von Kulturpflanzen bietet, welche der Neger selbst zu einer gewissen Vervollkommnung gezüchtet hat. Der anscheinend von Norden her eingeführte Gemüsebau ist unbedeutend. Als eigentliche Gemüse bauen die Bongo die Bamia oder Uehka der Araber (Hibiscus esculentus) und die scharf saure Sabdariffa. Hülsenfrüchte findet man bei den Südstämmen. An Gewürzkräutern und überhaupt an

Gewürzen ist aber ein großer Mangel. Der spanische Pfeffer, welcher hier wild wächst, ist z. B. nie von den Negern als Gewürz benutzt worden. Vom Tabake wird noch zu reden sein. Melonen und Wassermelonen, die hier samt den Kürbissen unmittelbar vor der Sorghumernte reifen, wo oft genug die Hungersnot vor der Thür steht, spielen keine geringe Rolle im Haushalte dieser Völker. In der Gegend der Schillukinseln fand Schweinfurth die Wassermelone in wildem Zustande und sucht nachzuweisen, daß dieselbe eine ursprünglich afrikanische Pflanze sei. Von ölhaltigen Pflanzen werden Erdnüsse (Arachis und Voandzeia) und Sesam hier allgemein angebaut, und namentlich mit letzterm bebauen die Bongo größere Flächen als mit irgend einer andern Kulturpflanze. Eine dritte Ölpflanze ist Kindi (Hyptis spicigera), deren feine Körner zu einem fetten Breie verarbeitet werden; Mohn ist dagegen unbekannt. Eine wichtige Gabe der Natur ist die Lulubutter, ein sehr dickes, grünliches Öl, welches durch Stampfen und Kochen der kugelförmigen Früchte des Lulubaumes gewonnen wird, der in der Provinz Bahr el Ghasal viele Quadratmeilen in dichten Wäldern bedeckt. Die Bari nutzen die ölhaltigen Samen des Kurulengibaumes. Unter den Giftpflanzen des obern Nilgebietes ist die kletternde Passionsblume Adenia zu nennen, da ihre giftigen Blätter, die übrigens von den Eingebornen zum Blasenziehen verwendet werden, bis heute die Akklimatisation der Kamele, welche wenig Unterscheidungsgabe für giftige Pflanzen besitzen, in dieser Region unmöglich gemacht haben. Strychnos-Arten, deren Saft zu Pfeilgift Verwendung findet, kommen gleichfalls hier vor. Wollten wir zum Schlusse alle die Holzarten aufzählen, welche Verwendung finden zu Haus- und Schiffbau, Bogen, Speeren, Pfeilen, zu Schnitzwerk aller Art, so würden Dutzende von Bäumen und Sträuchern zu nennen sein, denn an holzbildenden Gewächsen steht dieses Gebiet den üppigsten Tropenstrichen des neuen Kontinentes nicht nach. Bäume und Sträucher bilden wenigstens den fünften Teil aller Arten.

Wie die Flora, so erreicht auch die Fauna des äquatorialen Afrika im obern Nilgebiete einen ihrer Höhepunkte. Ihr Reichtum und ihre Fülle entsprechen der Pracht der tropischen Landschaft. Vor allem ist der Sumpfwald ungemein wildreich. „Wir sahen viele Gazellen und Antilopen, Spuren von Rhinozerossen, Büffeln und Elefanten. Nachts musizierten die Löwen, Leoparden und Hyänen um unser Lager her“, schreibt Felkin aus dieser Gegend; und bei der Einfahrt vom Nil her in den Mwutan: „Am Ufer weideten Herden von Antilopen und Elentieren (Oreas Livingstonii), und wir zählten 40 Nilpferde, die in einer langen Reihe am Ufer hinwandelten“. Doch ist längst die Zeit vorbei, wo auf den Savannen am obern Nil die Giraffen alltäglich und in den feuchten Wäldern die Elefanten so häufig waren, daß vor der Zeit des Chartumhandels die Schilluk und Dinka aus Elefantenzähnen die Pflöcke zum Anbinden ihrer Rinder machten. Schon vor zwölf Jahren schrieb Schweinfurth: „Die Elefantenjagd gehört im Bongolande seit nachweisbar bereits zwölf Jahren in das Reich der Mythe, und nur die ältesten unter den Männern (wirklich alte, Greise, fehlen hier überhaupt) wissen davon zu berichten. Die riesigen Lanzenspitzen (vgl. auch Abbildung, S. 459), welche gegenwärtig nur noch als Luxuswaffen im Besitze der Reichen sind, oder wie sie hin und wieder noch bei der Büffeljagd Verwendung finden, sind die einzig übriggebliebenen Zeugen jener Jagden.“ Aber noch immer wird eine beträchtliche Menge Elfenbein im obern Nilgebiete gewonnen und ausgeführt. Die kleine Jagd bis herunter zu den tausendweise anzutreffenden Perlhühnern nährt noch immer Völker, die sich mit Vorliebe der Jagd widmen. Auch gibt es mitten in diesem Reichtume genügsame Völker, denen außer Hunde- und Menschenfleisch alles Tierische eßbar erscheint. Die rotbraunen Bongo gehören dazu, welche hierin wahre Buschmänner sind. Gierige Fleischesser sind alle Nilneger. Die Dinka, die sich hyänengleich um ein Elefantenaas streiten, sind öfters geschildert; Kaufmann und Brun-Rollet zeichneten solche Skizzen, und auch Felkin

wohnte einer derartigen ekelhaften Szene unter den Bari bei. Das Fleisch des Nilpferdes wird nicht von allen Stämmen genossen. Ebenso wird das Fleisch mancher andrer Tiere verschmäht, an welche sich abergläubische Vorstellungen knüpfen, wie Schlangen und Eidechsen. Ungern werden die Leber und der Kopf des Schafes von den Madi gegessen. Erde von Ameisenhügeln, die sehr thonig ist, essen einige, z. B. bei den Madi, werden aber dann für verrückt gehalten.

Außerordentlich groß ist der Reichtum dieser Region an Bienen. So nützlich dieselben aber auch einerseits durch ihre gewaltige Honig- und Wachserzeugung sind, so unangenehm und selbst gefährlich sind sie anderseits durch ihre Wildheit. Schweinfurths Empfindung nach seinem ersten Bienenabenteuer auf dem Weißen Nil, daß er es lieber mit Herden wilder Büffel oder Löwenrudeln aufnehmen wolle als mit diesen Bienen, zeichnet ungefähr die Wildheit dieser Insekten. Die Bienenzucht ist weitverbreitet. Gewöhnlich benutzt man geflochtene Bienenkörbe, denen vorwiegend die tiefschattige Krone eines Butterbaumes zum Standorte angewiesen wird. Die Körbe sind länglich-cylindrisch und haben auf halber Länge eine handgroße viereckige Öffnung.

Von schädlichen Insekten in der Art der Tsetsefliege scheint, in anbetracht der ausgedehnten Rinderzucht in diesen Gegenden, das obere Nilgebiet frei zu sein. Nur eine Tabanus-Art soll auch hier, aber in viel geringerm Grade, den Rindern gefährlich werden.

---

23. Die Negerstämme des obern Nilgebietes.

„Die Verschiedenheit der ganzen Lebensgrundlagen zwischen Neger und Hamiten muß ungeheuer sein, wenn jener Jahrtausende an der Schwelle der höchsten Kultur wohnen konnte, die dieser erzeugt hat, ohne dadurch zu eignen Fortschritten angeregt zu werden."

* * *

Inhalt: Beziehungen zu den übrigen Negervölkern. — Die einzelnen Stämme: Schilluk-Djur, Dinka, Nuer, Bari, Schuli-Madi-Lango, Lattuka. — Schmuck und Tracht. — Eisenschürzen. — Waffen. — Fallen. — Kähne. — Hüttenbau. — Größe der Dörfer. — Dichte Bevölkerungen. — Ackerbau und Viehzucht. — Verderbliche Wirkungen des Viehraubes. — Gewerbe. — Eisenindustrie der Djur und Bongo. — Thon- und Flechtarbeiten. — Musik. — Die Signalhörner. — Grabmäler und geweihte Stätten. — Fetische. — Der Schillukgott Niekam. — Tieraberglaube. — Tänze. — Familie und Gemeinde. — Politische Zersplitterung.

Eine Kette von echten Negerstämmen, die sogar zu den dunklern ihrer Gattung zu gehören scheinen, zieht zwischen den hellern Völkern Abessiniens einerseits und den hellen Sandeh anderseits im Nilthale abwärts bis nahe an den Punkt, wo der Blaue Nil seine Fluten mit denen des Weißen mischt. Man kann mit Junker annehmen, daß im allgemeinen von Norden und Osten gegen Süden und Westen die Hautfarbe zunehmend dunkler wird. Die Umwohner der großen Seen vermitteln den Zusammenhang dieser Nilneger mit den zentralafrikanischen Negern, während die Nubaneger von Kordofan und die Fur der Gebirge von Süd-Darfur sie mit den Sudannegern verbinden. Die Mehrzahl von ihnen gehört zu den ausgesprochenen Hirtenstämmen und teilt nicht bloß die Rassen der gezüchteten Tiere, sondern auch die meisten mit der Viehzucht verbundenen Methoden und Gebräuche mit den ost- und südafrikanischen Hirtenvölkern. Ebenso nahe stehen die ackerbauenden Stämme den übrigen afrikanischen Ackerbauern. Auch in allen andern Beziehungen gibt es keine andern Merkmale, welche sie scharf von den Negern Zentral- und Südafrikas trennen, als die Sprachen (s. S. 232).

Von Norden am Nil hinabwandernd, treffen wir zuerst die Schilluk, eine zerstreute Völkergruppe, welche, östliche Ausläufer in der Sobatregion abgerechnet, das Westufer des Weißen Nil und einige von dessen Zuflüssen zwischen ungefähr 12 und 6° nördlicher Breite bewohnt. Und zwar unterscheiden wir drei größere Schillukgebiete: Im nördlichsten, das bis zum Gazellenflusse reicht, und welches gleichzeitig das größte ist, wohnen die eigentlichen Schilluk, die auch heute diesen Namen tragen. Im mittlern, welches am Bahr el Ghasal und Tondj gelegen ist, wohnen die Djur und Dembo, eine Enklave im Dinkavolke bildend; und endlich sitzen noch weiter südlich, von den Djur durch die ganze Breite des Bongolandes getrennt und bereits an die Njam-Njam grenzend, die Belanda. Vieles spricht für die Annahme, daß wir hier nicht ein Volk in lange Zeit ungestört ihm angehörenden Sitzen, sondern verhältnismäßig neu Eingewanderte vor uns haben. Bei den eigentlichen Schilluk ist nach Brun-Rollet die Sage zu finden, daß sie einst am Sobat in ca. 5° nördlicher Breite saßen, daß die Galla sie von dort verdrängten, und daß sie am Nil flußabwärts wanderten, wo sie als Leute vom Dscholl, d. h. vom Flusse Sobat, erschienen, die Dinka zurückdrängten und von beiden Ufern des Flusses, vorzüglich aber vom westlichen, Besitz nahmen. Ebenso besteht bei den Djur eine Überlieferung von Herwanderung aus nördlichen Sitzen. Aber auch in diesen neuen Sitzen sind die Schilluk nicht in Ruhe geblieben, sondern wurden von Nubiern und Baggara in den letzten Jahrzehnten südwärts gedrängt, so daß sie, die einst bis nahe an Chartum heranreichten, ihre Sitze beständig weiter rückwärts verlegen. Als Schweinfurth 1869 den Weißen Nil hinaufreiste, fuhren die Schilluk nur noch ausnahmsweise bis 12° 30′ in ihren aus Tamarindenstämmen ausgehöhlten Kähnen, und die ägyptische Herrschaft, der sie seitdem unterworfen sind, dürfte diese Zurückdrängung nur noch fördern.



Eine Schilluknegerin (nach eigner Photographie von Richard Buchta).

Immerhin sind die Schilluk auch noch heute die im Nilthale am weitesten nordwärts reichenden Neger, und schon diese Thatsache verleiht ihnen eine besondere Bedeutung. Sie sind außerdem häufig als in körperlicher Beziehung ganz unzweifelhaft „echte Neger" bezeichnet worden. Mit „platt gedrückter Nase, kleinen Augen und fast völlig affenartigem Gesichtsschnitte, in dem sich Dummheit und Wildheit aussprechen", schienen sie den ausgeprägtesten Negertypus zu repräsentieren. Allein nach der Schilderung Schweinfurths bietet die Physiognomie der Schilluk gar nicht diesen Negertypus, welchen ihre dunkle Körperfarbe voraussetzen läßt, sondern reiht sie viel eher den edlern Rassen Zentralafrikas an (s. obenstehende Abbildung und die auf S. 491). Den Schillukhäuptling Kaikum fand auch Felkin „körperlich und geistig ungemein begabt". Ihre Körpergröße ist mäßig im Vergleiche zu der

beträchtlichen Größe ihrer Nachbarn, der schlanken, langbeinigen Dinka. Zwei Dinge treten bei ihnen hervor, welche den von Norden kommenden Europäern an diesen ersten eigentlichen Negern des Nilgebietes in einer Weise auffielen, die nicht selten zu solch ungünstigem Urteile über ihre Gesamterscheinung führte: das ist erstens die Überkleidung des Körpers mit einer Aschenhülle (gegen die Insektenstiche), welche, grau bei den Ärmern, die nur Holzasche verwenden können, rötlich bei den Besitzenden, die zu dieser Bekleidung die Asche des Kuhdüngers wählen, den Schilluk oft einen wahrhaft diabolischen Anstrich gibt; und zweitens die unendliche Langsamkeit ihrer Körperbewegungen. „Die Bewegungen ihrer schmalen, knochigen Glieder sind so träge, ihre Ruhe oft eine so vollkommene, daß man unwillkürlich an Mumien erinnert wird; wer Neuling in diesem Kreise grauer und sandrötlicher Menschen ist, gewinnt den Eindruck, daß er eher modernde Leichname als lebende Wesen vor Augen habe.“ (Schweinfurth.) Die übertrieben künstliche Behandlung, welche die Männer ihren Haaren angedeihen lassen, ist nicht geeignet, diesen seltsamen Eindruck wesentlich anders zu gestalten (s. die obenstehende Abbildung und die auf S. 492). Dabei teilen sie, Männer und Weiber, mit allen ihren Nachbarn die Sitte des Ausbrechens der untern Schneidezähne und verzichten großenteils, selbst im Umgange mit Nubiern und Bongo, auf die Schambedeckung. Vielleicht hat indessen der kriegerische Charakter der Schilluk, welchen ihre exponierte Stellung gegenüber den Angriffen der Sklavenhändler und der Ägypter noch schärfer hervortreten ließ, am meisten dazu beigetragen, ihnen einen so übeln Ruf zu bereiten. Noch ist die Zeit nicht lange vorbei, in der ein Kenner dieser Länder schrieb: „Die Vogelfreiheit der Schilluk gehört zu den selbstverständlichen Voraussetzungen des nubischen Handels-

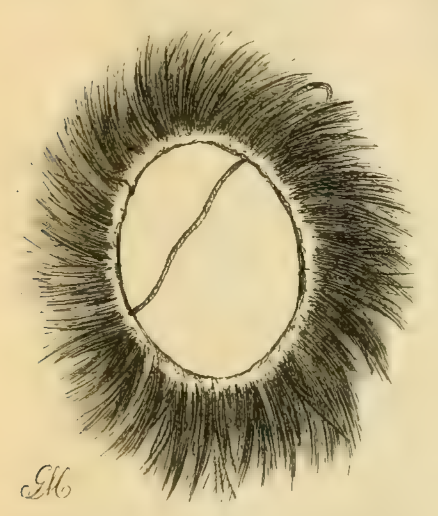


Krieger und Mädchen der Schilluk (nach eigner Photographie von Richard Buchta).

am Obernil. Erstens sind sie Heiden, zweitens vergelten sie die ihnen angethane Unbill manchmal durch Überfall eines Bootes, und drittens (und hauptsächlich) sind ihre zahlreichen Rinder ein höchst wünschenswerter Erwerb."

Das südwärts versprengte Glied der Schilluk, die Djur, gleichen ihnen in jeder Hinsicht. Sie haben sich vor allem die Vielseitigkeit der Schilluk im Erwerbe von Subsistenzmitteln erhalten; mit Eifer liegen sie der Jagd und dem Fischfange ob, und wo sich Gelegenheit dazu bietet, bestellen ihre Weiber den Boden mit vielem Fleiße; auch legen sie den größten Wert auf den Besitz von Vieh. Ein stets gefüllter Hühnerhof und der Hund, als Freund des Menschen, sind zur häuslichen Behäbigkeit einer Djurfamilie unentbehrlich.

Neben dieser Gruppe steht die der Dinka durch Zahl und Ausbreitung den andern Völkern des Bahr el Abiad-Gebietes voran. Sie sind von Wuchs höher als die Schilluk (vgl. die Tafel bei S. 451). Ihre Wohnsitze haben nahezu die gleiche Erstreckung wie die der Schilluk, indem sie auf dem rechten Ufer des Weißen Nil bis zur Mündung des Gazellenflusses reichen und auf das rechte Ufer des letztern hinübergreifen. Auch haben die Dinka das gleiche Schicksal der Zurückdrängung durch die Nubier erfahren wie die Schilluk, aber sie stehen, wiewohl ausschließlicher Hirtenvolk als jene, ihnen an kriegerischem Charakter nach. Obgleich ihre Zahl groß und ihr Ländergebiet so ausgedehnt ist, daß ihre Forteristenz in dem buntscheckigen Völkergewoge von Afrika noch für lange Zeit gesichert erscheint, und obschon ihre nationale Einheit im Hinblicke auf Rasse, Lebensweise und Sitten nicht zu bezweifeln ist, so fehlt es ihnen dennoch an einem politischen Zusammenhange, da sich die zahlreichen Stämme oft untereinander bekriegen. Daher sind ihre Geschicke so verschieden. Die nördlichen Dinka sind außerordentlich reich an Vieh, unter den südlichen befinden sich dagegen so ärmlich lebende Sumpfbewohner wie die Nuer. Vollständiges Nacktgehen kommt bei den Stämmen dieses Volkes und den Bari am häufigsten vor. Im Hüttenbaue und in der Eisenbereitung stehen sie hinter ihren Nachbarn, weshalb sie von den eisenkundigen Djur lange in einer Art von Unterthänigkeitsverhältnis gehalten wurden. Ihre Hauptstämme sind die eigentlichen Dinka am untern Weißen Nil, die Bor und Kitsch oberhalb des Gazellenflusses und die Dschengeh in der Mündungsgegend des letztern. Mit den Dschengeh wohnt zusammen ein vielfältig ähnlich geartetes Volk: die Nuer, welche am obern Nil zwischen Bahr el Ghasal und Sobat sitzen, den letztern aber nicht erreichen, da sie durch die Dinka vom Sobat, wo früher ihre Sitze waren, vertrieben worden sein sollen. Sie sind ein kriegerisches Hirtenvolk, das in den meisten Beziehungen den Schilluk und Dinka gleicht. Die Lippendurchbohrung beginnt bei ihnen. Als Waffen tragen sie nur Bogen und Pfeile. Die Haare sind in der Regel durch Asche und Kuhmist rot gefärbt, und die Frisur ist nicht selten durch rote Baumwollfäden vergrößert. Ihre Hütten gleichen denen der Dinka; die Schlafstätte ist auch bei ihnen ein Haufe Kuhmistasche: „wärmer und besser als ein Moskitonetz", wie sie Schweinfurth nennt. Ihnen ähnlich scheinen die Alwadsch (Aluadj Schweinfurths) zu sein, gleichfalls Bogen- und Pfeilträger, Waldmenschen, welche inmitten der viehzüchtenden Dinka des Bahr el Ghasal in einer dichten Waldoase des flachen, sonst waldlosen Landes eine Enklave bilden.



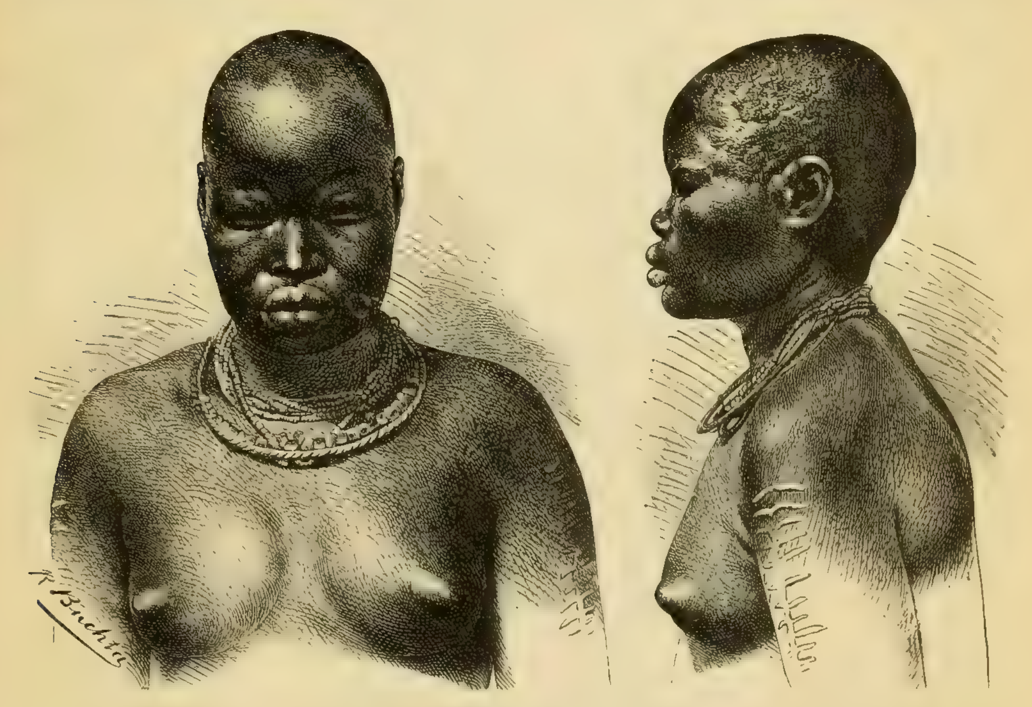
Ein Kopfkranz der Schilluk (Museum für Völkerkunde, Berlin). Vgl. Text, S. 491.





KRIEGER UND WEIB DER BARI

Nilaufwärts reihen sich ihnen die Bari an, eins der einseitigsten, man möchte sagen leidenschaftlichsten Viehzuchtvölker Afrikas. Sie sind von kräftigem Körperbaue und schöner als ihre Nachbarn, obgleich der bei allen festlichen Gelegenheiten übliche Anstrich mit roter Farbe ihrer Erscheinung nicht eben günstig ist (vgl. die beigeheftete Tafel „Krieger und Weib der Bari" und die untenstehende Abbildung). Ihre Wohnsitze liegen etwa zwischen 6 und $3^1/_2{}^0$ nördlicher Breite, von den Dinka im Norden, den Madi im Süden, den Moru im Westen und unbekannten Stämmen im Osten begrenzt. Sie wollen erst seit einigen Generationen aus südlicher gelegenen Sitzen, aus welchen Krieg und Übervölkerung sie vertrieben, am Lufiri herabgewandert sein und aus den Gebieten, die sie heute einnehmen, ihre Vorgänger, die Beri, vertrieben haben. Sie gehen vorwiegend nackt. Ihre Intelligenz, welche

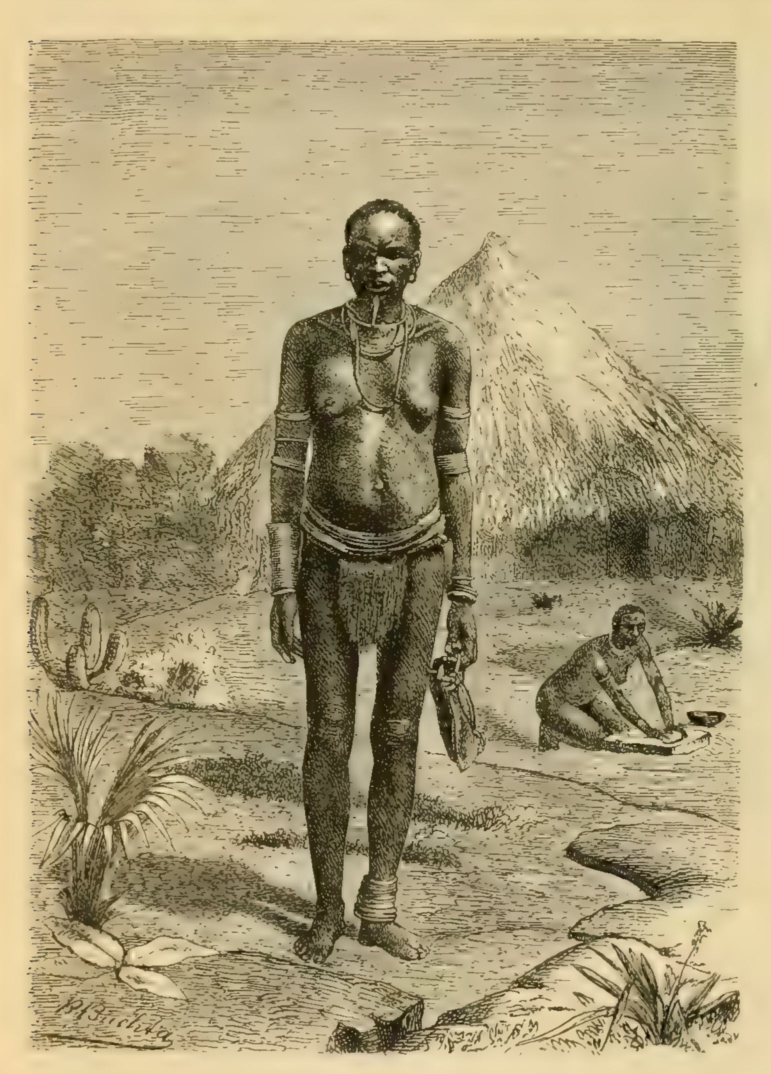


Ein Barimädchen in Vorder- und Seitenansicht (nach eigner Photographie von Richard Buchta).

diejenige der Nachbarvölker übertreffen soll, wird gelobt; aber die Mission von Gondokoro fand es unmöglich, dem christlichen Glauben Eingang bei ihnen zu verschaffen, und hatte Gelegenheit, die wilde Gemütsart dieses Volkes kennen zu lernen, das z. B. 1859 seinen Fürsten und Regenzauberer Nigila ermordete, weil er eine Hungersnot nicht abzuwenden vermochte. Ein westlicher Zweig der Bari sind die Yanbari oder Dschangbara, die sich nur dadurch von ihren östlichen Nachbarn unterscheiden, daß sie ihr Haar nicht scheren und ihren Körper nicht beschmieren. Sie sind gleich ihnen von sehr dunkler, sogenannter tiefschwarzer Hautfarbe. Diesen scheinen die gleichfalls westlich und südlich von den Bari wohnenden Moru verwandt zu sein, welche auch den Namen Madi[1] tragen, und ihnen schließen sich die nahe verwandten Schuli an. Beide friedliche, vorwiegend mit Ackerbau beschäftigte Völker gehören zu denen, welche sich am rascheſten der ägyptischen Verwaltung anbequemt haben

[1] Madi ist ein mehrmals in diesem Gebiete vorkommender Volksname von offenbar generischer Bedeutung.

und derselben wesentliche Dienste leisten. Der Hauptort der Madi, das gleichnamige Dorf, ist ein Mittelpunkt dieser Verwaltung und zugleich ein lebhafter Handelsplatz. Schuli und Madi sind beide groß und stark gebaute Leute, heller als die Bari und Dinka und tragen meist reichen Kopfschmuck. Die Kleidung des Mannes besteht aus einem Leoparden- oder Ziegenfelle, das einen Teil des Körpers bedeckt; die verheirateten Weiber tragen einen Gürtel aus weichem Leder mit einer Art von Frackschößen, außerdem einen sehr schmalen Fransengürtel, die unverheirateten nur Perlenschmuck. Die beiden Stämme sind einander so ähnlich, daß sie selbst ihre Namen tauschen. So sind z. B. die sogenannten Madi oberhalb Dufli nicht mit den Madi westlich von Lado zu verwechseln, denn sie sind eigentlich Schuli und kommen aus einem Gebiete westlich vom Nil unterhalb Dufli.



Eine Schulinegerin, im Hintergrund Weib am Mahlstein und Wohnhütte (nach eigner Photographie von Richard Buchta).

Diesen Stämmen gehören, wenigstens nach ihrem Äußern, auch die Lango bei Foweira an, ein merkwürdiger, interessanter Stamm, tapfer und kriegerisch. Wenn sie ebendarum mit den Waganda (von denen sie Watschopi genannt werden) und Wanyoro, ihren nächsten Nachbarn, auf keinem guten Fuße standen, so hielten sie doch bis heute ihr Land frei gegen jeden fremden Eroberer, so daß die Könige Mtesa und Kabrega sich mit gestohlenen Rindern begnügen müssen. Ihre exponierte Lage verlieh ihnen einen mißtrauischen Charakter. Sie stechen von den Schuli und noch mehr den Wanyoro durch ihre dunkle Farbe ab und sind von auffallend hohem Wuchse; ihre Frauen gehen ganz nackt.

Ein von allen diesen Stämmen abweichendes Volk sind die von den Schuli eingeschlossenen Lattuka, welche ein Gebirgsland östlich von Lado bewohnen, ein Land, von

Baker der schönste Landstrich genannt, den er gesehen. Emin Bei schildert sie als groß (1,70—1,75 m als Mittel aus 20 Messungen), wohlgebildet, Stirn und Nase gerade, Augen groß, Wuchs schlank, fast elegant. Als Richtung ihrer Herkunft geben sie den Nordosten an. Baker, der sie zuerst besuchte, fand blühenden Ackerbau und große Viehherden, die Dörfer groß und sehr stark bevölkert; Tarrangolle, das größte derselben, soll 4000 Häuser enthalten. Jedes Dorf ist durch eine starke Palissadenwand gegen äußere Angriffe geschützt, während auf hohen Erdwällen um die Dörfer herum Schildwachen postiert sind. Den Lattuka ähnlich sind ihre Nachbarn, die Obbo.



Ein tättowierter Schulineger mit Waffen (nach eigner Photographie von Richard Buchta).

Der primitivste Schmuck, nämlich die Verunstaltung des eignen Körpers, wird bei den Nilnegern in großem Maßstabe betrieben, und zwar sind es die Bari, welche, an Perlenschmuck ärmer als die Schuli und Madi, sich in ausgedehntestem Maße und manchmal mit sehr guten Mustern tättowieren. Die sehr schmerzhafte Operation wird vollzogen, wenn die betreffende Person das Alter der körperlichen Reife erlangt hat. Radiale Schnittnarben auf der Stirn sind Stammeszeichen der Dinka und Nuer. Schilluk und Djur tättowieren sich gar nicht, nur einige Grenzbewohner ahmen die Gesichtsnarben der Dinka nach. Die Moru zeigen eine charakteristisch punktierte Tättowierung der Stirn und Schläfen, während die Niambara ein federfahnenförmiges Muster auf die Schläfen tättowieren. Das Herausbrechen einiger Vorderzähne, meist der zwei mittlern des Unterkiefers, zu denen aber nicht selten auch noch die vier obern kommen, findet sich bei allen Nilnegern. Noch entstellender sind die Verunstaltungen der Lippen. Ein Merkmal, das die westlichern von den andern Stämmen unterscheidet, ist die Sitte, in den

Lippen ein 8—10 cm langes Stück geschliffenen Quarzes zu tragen. Die Schuli tragen es in der Unterlippe, wo es beim Sprechen hin und her schwankt, so daß ihre Aussprache, die schon durch das Ausbrechen der untern Schneidezähne leidet, vollends undeutlich wird. Heuglin entschuldigt hiermit den Mangel eines Vokabulars der Dorsprache in seinen wissenschaftlichen Resultaten. Diese Quarzstäbchen in Form von Pastellstiften, das stumpfe Ende mit einem kleinen eisernen Ringe umgeben (vgl. Fig. 1 u. 2, S. 500), wie die Djur und die Dschanbari sie in beiden Lippen, die Nuer in der Oberlippe tragen, sind von einer besondern durchscheinenden Quarzart. Bei den Madi tragen die Weiber in der Oberlippe Holzscheiben oder einen ehernen Reif mit einigen Perlen, wodurch sie gewissen Zambesivölkern (Manganja und andern) in hohem Grade ähnlich werden, und die Moru befestigen nicht nur, wie die Schuli, in der Unterlippe, sondern auch in der Oberlippe einen Stein, der beim Sprechen an die Zähne anschlägt. Die Männer der Bari tragen meist Blumen als Schmuck, entweder im Gürtel oder in den Ohrringen oder auch als Ketten um den Hals. Die allgemeine afrikanische Sitte der Einfettung und Färbung findet sich bei allen Nilnegern.



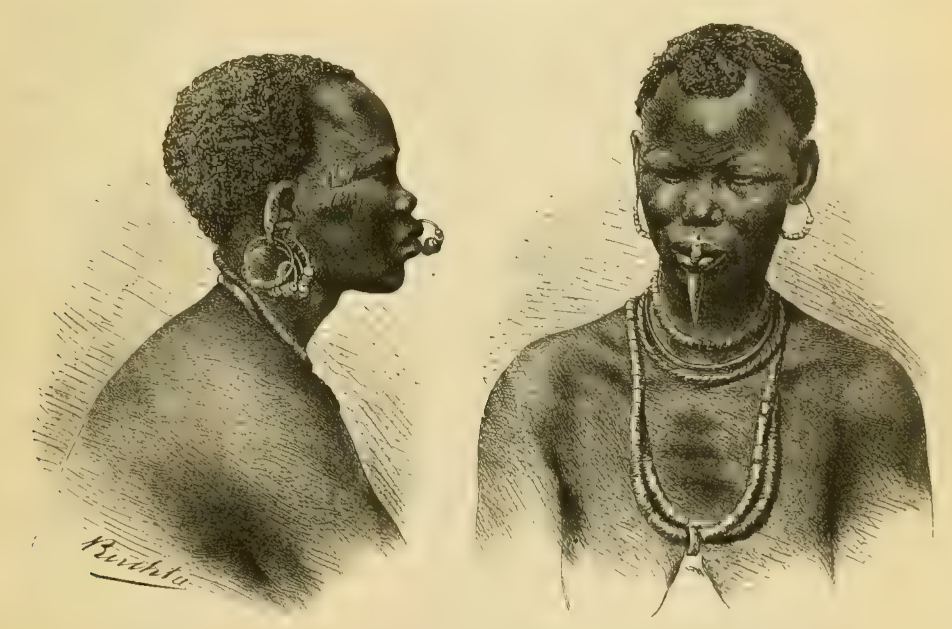
Eine Abakanegerin mit Lippenpflock (nach eigner Photographie von Richard Buchta).

Für den übrigen Schmuck gibt auch hier der Ring um Arme, Beine und Hals die Grundform ab. Das unterscheidende Merkmal von andern Negern ist dabei die Bevorzugung des Eisens und die mannigfaltige Variation des Grundtypus. Während wir von den Bari Halsringe haben, in der Regel einfache Eisenreife, mehr oder weniger gekerbt oder geringelt, treten bei den Madi Kopfreife auf mit einer kreisrunden, auf die Stirn zu setzenden Erweiterung. Bei den Schuli sind schwere Eisenringe an Armen und Beinen im Gebrauche, die durch ihr Gewicht oft am Gehen hindern und ihre Träger zwingen, zum Schutze gegen das Wundreiben die Knöchel mit einer Lage von Blättern zu umgeben. Bei den Madi entwickeln sich diese Armringe zu gefährlichen, mit 5—7 cm langen Stacheln versehenen Schlagwaffen. So tragen auch die Djur einen zierlichen Armring, der in zwei scharfe, gabelförmige Spitzen ausläuft, so daß er gleichzeitig als Waffe benutzt werden kann (s. Fig. 4, S. 500), und die Irenga scharfe Armringe aus einer kreisförmig gebogenen Eisenplatte, deren äußere Schneide im Frieden durch einen aus Leder gemachten Schutzstreifen verhüllt ist, um im Kriege nach Entfernung dieser Scheide eine gefürchtete Schlagwaffe zu bilden, die bei den Bari angeblich nur tragen durfte, wer einen Mann oder ohne Hilfe einen Elefanten getötet hatte. Die früher massenhaft vorhandenen Elfenbeinringe sind jetzt meist in die Hände der nubischen Händler übergegangen. Lederringe um den Oberarm, die in der Regel eine abergläubische Bedeutung haben, kommen auch hier vor. In diese Klasse von Schmuck gehören die Eberzähne, welche die Madi um den Hals tragen, wie auch die Halsbänder aus Hunde-, Schaf- und Menschenzähnen, denen gleichfalls die Würde von Amuletten beigelegt wird (s. Fig. 7 und 8, S. 502). Bei den Schuli tragen Männer und Weiber an langen Schnüren kleine, aus Schneckenhäusern geschnittene Scheiben um den Leib, die auch, wie bei den Bari, als Münzen gelten, oder auch Schnüre von Eisenperlen, denen in

größerer Zahl kleine, mit Punkten und Strichen verzierte Doppelscheibchen und Doppelspiralen eingehängt sind (s. Fig. 6, S. 500).

Kupfer und Messing spielten vor der Ausbreitung des Handels in diesen Gegenden nur in den westlichen Ländern eine Rolle, wohin sie aus Darfur kamen. Bei den Bongo hatten sie schon vor zehn Jahren eine große Verbreitung gewonnen. Heuglin fand früher bis zu den Djur fast zolldicke Armringe aus Messing oder sehr hellgelblichem Kupfer, welche bei den Homr-Baggara angefertigt worden. Dieselben wurden damals noch als Kostbarkeiten betrachtet.

Zum Schmucke des Hauptes wird sogar Eisen herangezogen, und zwar ist die Umformung des Haupthaares in eine feste, beliebig zu modelnde Masse eine Methode, die Anbringung eines Eisenringes eine andre, um dem Kopfe die gewünschte Zierde zu verleihen.



Moruweiber mit Lippenschmuck (nach eigner Photographie von Richard Buchta).

Die Entwickelung besonderer, äußerst kunstreich gearbeiteter Kopfbedeckungen geht damit Hand in Hand. So tragen die Männer der Lango im obersten Nilgebiete oft einen sehr künstlichen Kopfputz aus Muscheln und Perlen, der manchmal ½ m über den Kopf emporragt, oder eine dünne, runde Eisenplatte zu beiden Seiten des Kopfes, ein Brauch, der sich viel weiter nördlich am Bahr el Ghasal wiederfindet (s. auch Abbildung, S. 499). Die Langofrauen besorgen den Kopfputz ihrer Männer und verwenden oft mehrere Jahre auf einen einzigen, der dann aber auch ihre Mühe durch sein wunderbares Ansehen lohnt. Er hängt mitunter bis tief auf den Rücken hinab (s. Abbildung, S. 501). Die Frisuren der Schilluk, Djur und Nuer sind in eine plastische Masse verwandelt, wie sie in, man möchte sagen, klassischer Ausprägung bei den Südostkaffern in Übung ist. Thon, Kuhmist und Gummi müssen zusammen herhalten, um die seltsamsten Gebilde hervorzuzaubern. Nur die Weiber tragen in der Regel ihr Haar kurzwollig. Die Bari und teilweise auch die Madi sind vielleicht von allen Nilnegern in Kopfputzangelegenheiten die maßvollsten, indem sie ihr Haar bis auf einen Büschel scheren. Häuptlinge tragen ein dünnes Eisenband um die Stirn, und die meisten Männer haben auf dem Kopfe eine kleine Eisenplatte mit einem Loche in der Mitte, durch welches

ein Haarbüschel gezogen wird. Auf Oberlippe und Kinn wächst den Madi etwas Haar, während die Schilluk und Genossen den ganzen Körper, mit Ausnahme des Hauptes, enthaaren.

Unter den ungemein formenreichen **Kopfbedeckungen** dieser Völker nennen wir eine der Westlango als die der Natur am nächsten sich anschließende, da dieselbe wesentlich nichts andres als eine Perücke ist, welche durch dicht nebeneinander gestellte Knöpfchen aus Palmbast den „pfefferkornförmigen“ Stand des Negerhaares wiedergibt, damit gleichzeitig eine interessante anthropologische Illustration, beziehentlich Karikatur liefernd (s. Fig. 2, S. 502). Von den Bari kennen wir ein von Emin Bei an das Wiener ethnographische Museum gesandtes rohrgeflochtenes Käppchen mit zwei Zähnen, die ihm wie Hörner aufgesetzt sind (s. Fig. 5, S. 502). Den Rand des seltsamen Käppchens bildet eine geflochtene Lederschnur, während das Innere mit Menschenhaaren ausgepolstert ist. Andre Kopfbedeckungen der Schuli und Lango bestehen aus starkem Geflechte von Bastschnüren, welches entweder in der Art mit konzentrischen Reihen von Kauris dicht besetzt ist, daß eine flach kegelförmige Mütze entsteht, aus deren Spitze ein geflochtener stumpfer Fortsatz hervorragt, oder so, daß eine helmartig den Kopf umschließende und in den Nacken herabhängende Form entsteht, an der jener Fortsatz ebenfalls nicht mangelt (s. Fig. 7, S. 500).



Fächer der Bari (aus Robert W. Felkins Sammlung in Wolverhampton).

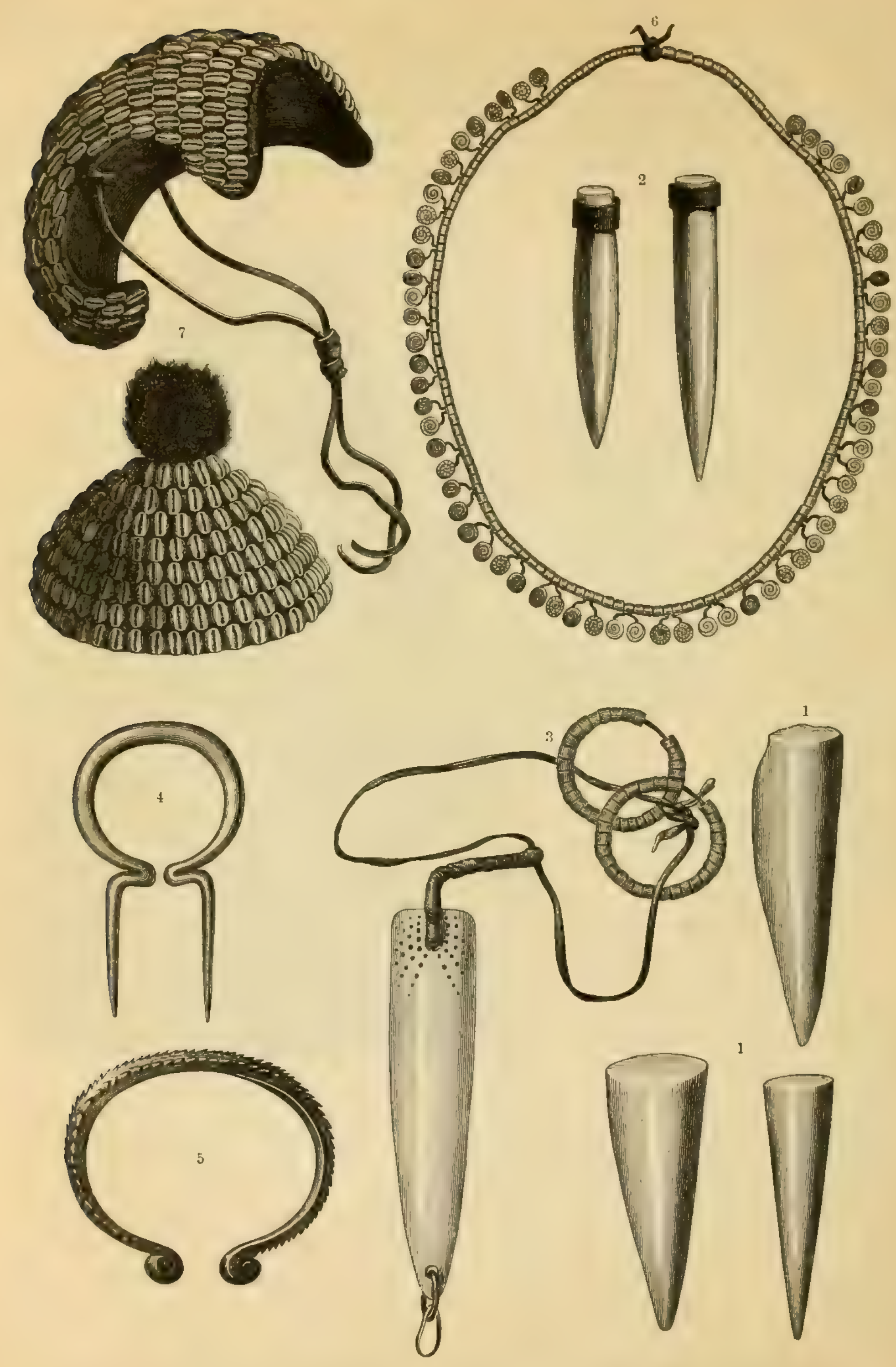
Bei den Lattuka und Verwandten sind als Kopfbedeckung schwere Helme aus dickem, am Rande umgeschlagenem Flechtwerke in Gebrauch, deren Kämme an griechische Formen erinnern. In diese Kämme sind gewöhnlich einige eiserne Ringe eingelassen, während Kauris einen umlaufenden Kranz bilden und am Vorderteile, wohl auch gleichsam als Schild, Streifen von Kupferblech angebracht sind (s. Figur 3, S. 502). Hier auch kommen jene dicht aus Stroh mit Rohrunterlage geflochtenen Strohhüte vor, die ganz wie eine Kopie der kleinen Somali- oder Zanzibarschilde aus Rhinozeroshaut aussehen (s. Fig. 1, S. 502).

Die **Kleidung** beschränkt sich auf das Notwendigste und fehlt häufig ganz. Die Männer der Schilluk, Djur, Nuer und Bari gehen oft vollständig nackt. Bedeckung der Schamgegend mit Fellen kommt bei den nördlichen Stämmen gelegentlich vor und ist bei einzelnen südlichen allgemein. Aber weder die Fellkleider der Wahuma noch das Rindenzeug der Waganda oder Sandeh hat sich bis zu diesen Völkern ausgebreitet. Demgemäß entbehren sie auch aller Fertigkeiten, welche auf die Herstellung von Kleidern abzielen. Nur die alles überragende Eisenindustrie wird in ausgedehnterm Maße auch in den Dienst dieses Bedürfnisses gezogen. Die mit Eisen besetzte Lederschürze ist ein im obern Nilgebiete häufig zu treffendes Kleidungs- und Schmuckstück. Es tritt in verhältnismäßig einfachen Formen bei

den Bohr auf, in Gestalt eines ausgezackten und mit Schnüren von Eisenperlen besetzten rohen Ziegenfelles. Aber bei den Bari kommt es in vervollkommter Gestalt vor, als Gürtel aus glattem oder gepreßtem Leder, dem längliche Eisenplättchen in dichter Reihe angehängt sind, oder von welchem Stränge von Eisenketten herabhängen, die mit hervorragender Geschicklichkeit gemacht sind (s. Abbildung, S. 509). Bei den Madi am obern Uelle verschmälert sich der Gürtel noch mehr und ist entweder mit Eisenperlen sowie mit Kauris und einigen platten eisernen Glöckchen besetzt, oder er besteht als einfache „Gürtelschnur“ nur aus Eisenperlen (s. Abbildung, S. 506). Eine andre Abwandlung stellt dann ein schmaler Lederriemen der Moru vor, in welchem zahlreiche eiserne, mit Klapperbohnen behängte Ringe in Löchern aufgereiht sind. Unter dem Einflusse der Nubier und mehr noch der Ägypter sind indes die Nilneger in der Bedeckung ihres Körpers fortgeschritten. Teils haben sie sich Felle umgehängt oder umgegürtet, teils verschafften sie sich sogar Kleider von ägyptischem Schnitte, wobei auch hier die Reihenfolge der Kulturentlehnungen: erst Genußmittel, dann Waffen, dann Kleider, zu beobachten ist.


Ein Häuptling der Lira (nach Baker). Vgl. Text, S. 497.

Die Waffen der Schilluk und Dinka sind wesentlich dieselben: ein Mittelding von Keule und Knotenstock, ein 1 m langer Stock, der am obern Ende einen dicken Knoten bildet und am untern spitz ausläuft, ist ihr beständiger Begleiter, so daß man von weitem jeden dieser Männer mit einem riesigen Nagel in der Hand umhergehen zu sehen vermeint; außerdem haben sie nur die hohe, mit langem Eisen versehene Lanze. Bei beiden Stämmen sind Bogen und Pfeile unbekannt, wogegen sie bei den benachbarten Nuer die Hauptwaffe bilden und bei den Djur in einer Entfaltung vorkommen, die überhaupt in Afrika nicht häufig ist (s. Abbildung, S. 514). Bei diesen erhalten Köcher und Bogen so viele Verschönerungen, als eben ihre Natur zuläßt. Nicht nur die Verzierung, sondern die ganze Arbeit ist genau, und was die Hauptsache ist, die Pfeilspitzen sind vortrefflich geschmiedet, wie sich das freilich von selbst bei Waffen versteht, deren Träger die besten Schmiede der obern Nilgegend sind. Im obersten Nilgebiete sind die Waffen nicht so vorzüglich wie bei diesen eisenkundigen Völkern der Schilluk-Djur-Nuer-Gruppe. Die Schuli sind z. B. mit Lanzen bewaffnet, die im Lande gefertigt, aber lange nicht so gut sind wie die aus dem Süden (s. Abbildung, S. 507). Bogen und Pfeile hingegen werden auch bei



1, 2 Lippenquarz — 3, 6 Halsschmuck — 5 Armring — 7 Kopfbedeckung der Schuli. — 4 Armring der Djur (ethnographisches Museum, Wien).

ihnen gut gearbeitet und von den Eingebornen mit entsprechend großem Geschicke gebraucht. Auffallend ist es, daß gerade bei diesen Völkern öfters Waffen auftreten, deren Klingen an eine eisenlose Zeit erinnern. Man möchte fragen, ob nicht vielleicht ein kurzer Holzspeer der Ostschuli mit gekielter Spitze, deren Breite fast an ein Ruder erinnert, auf eisenlose Zeit zurückdeutet (s. Fig. 2, S. 504). Viel roher sind die berühmten Lanzen der Schilluk mit Spitzen aus Antilopenhorn (s. Fig. 1, S. 504). Sie stechen durch ihre roh gearbeiteten Schäfte z. B. von den schön geglätteten Njam-Njamlanzen weit ab.

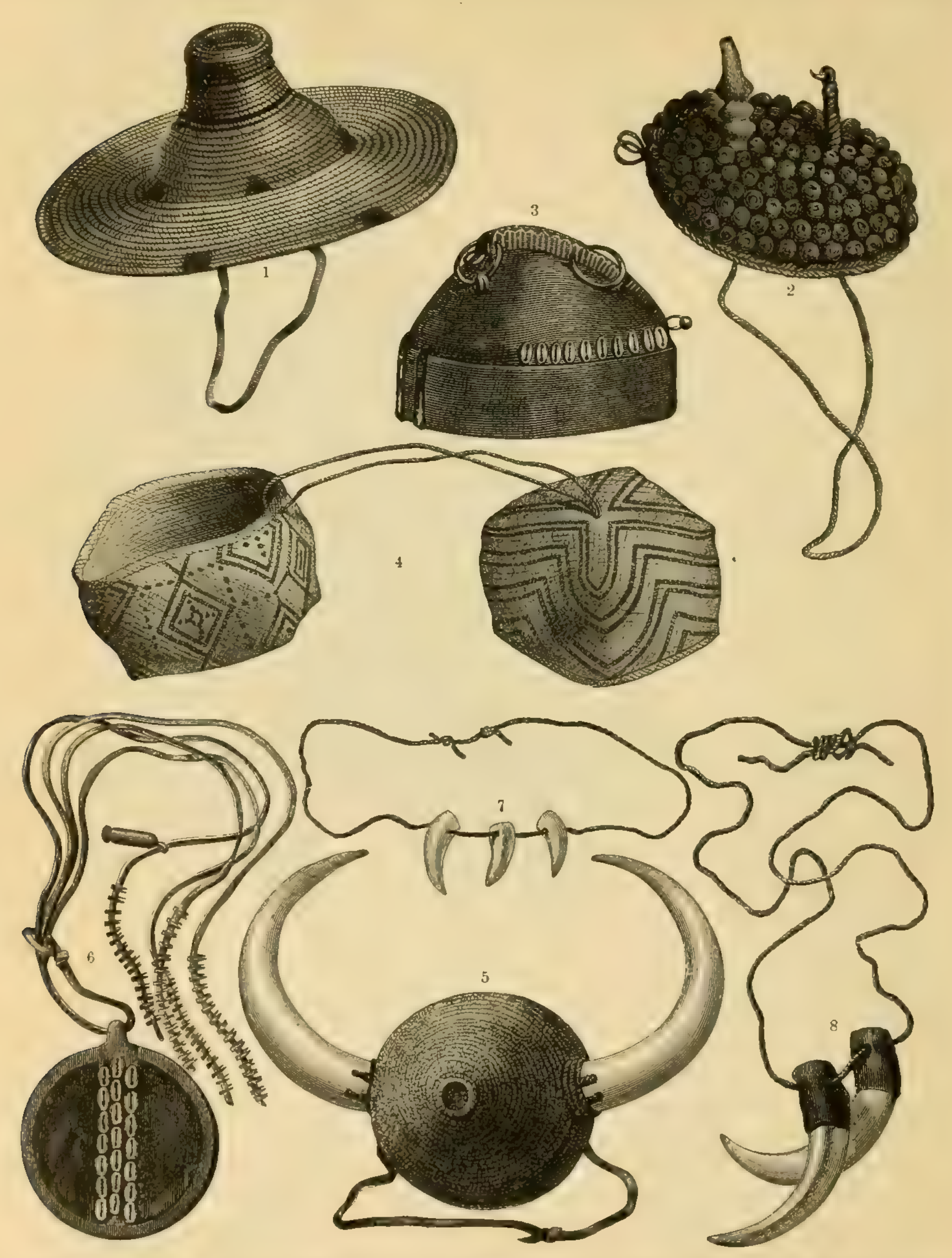
Die Schilde, von welchen diese Völker Gebrauch machen, gehören dem Typus der Zuluschilde an, d. h. sie sind aus Haut rund, oval oder viereckig geschnitten und durch einen an der Hinterseite befestigten Stab, dessen Spitze wohl auch durch einen Federbusch geschmückt ist, gehalten. In der Mitte dieses Stabes befindet sich ein Riemen als Handhabe. Es ist das also eine ganz andre Art von Schilden, als man sie z. B. bei den Sandeh findet, und es ist bemerkenswert, wie dieses von den Negern mit so großer Vorliebe behandelte Ausrüstungsstück in dem ganzen Gebiete den Zulutypus bewahrte, ohne von den Nubiern, Abessiniern, den Sandeh oder Waganda merklich beeinflußt zu werden.



Ein Langoneger (nach eigner Photographie von Richard Buchta). Vgl. Text, S. 497.

Auch selbst der Faust- oder Parierschild nimmt nicht etwa die bei den Mondu oder die an dem schmalen australischen Holzschilde übliche Form an, sondern erscheint bei den Turkani als eine Verkleinerung des Schulischildes (s. Abbildung, S. 508). Die Mannigfaltigkeit der Waffen bei den Njam-Njam, Monbuttu und Kredsch wird von den Obernilvölkern nicht erreicht. Dieselben gleichen diesen Unterschied zum Teile durch den Handel aus, der allerdings in diesen Dingen nur bei den Bongo und andern mehr westwärts wohnenden Stämmen thätig ist. Die Bongo erhandeln sich von ihren Nachbarn, den Fertit und Njam-Njam, alle bei jenen üblichen Waffen, die sie nicht selbst besitzen, nämlich Dolchmesser, kurze Säbel von Sichelform mit der Schneide auf der innern Seite; dann den Trombadsch und kleine Bogen und Pfeile, die alle Kredschstämme führen. Letztere haben höchstens eine Länge von $^1/_2$ m, der aus einer soliden Rohrart und bei den Kriegspfeilen aus hartem Holze bestehende

Schaft nur von 30—35 cm. Die eiserne Spitze ist sehr fein und zierlich gearbeitet, hat zahlreiche Widerhaken und besteht aus 3—4 der Länge nach durch Dorne ineinander gefügten



1—5 Kopfbedeckungen, 6—8 Halsbänder der Lattuka, Lango und Schuli (ethnographisches Museum, Wien).

Stücken, die in der Wunde haften bleiben; auch vergiften sie die Kredsch mit Pflanzensaft. Fiederung pflegt nicht angewandt zu werden. Der straff gespannte, sehr kurze Bogen ist aus Rotang (Stuhlrohr) gefertigt. Die Pfeile, denen der Schütze womöglich eine ganz

horizontale Flugbahn gibt, werden wegen ihrer außerordentlichen Wurfgeschwindigkeit und geringen Größe vom Feinde selten gesehen, ehe sie ihr Ziel erreicht haben. Ein Kredsch führt oft wohl ein Hundert solcher Pfeile in kleinem, sackartigem Lederköcher stets bei sich, da sie nicht nur als Waffe, sondern zugleich als Tauschmittel dienen. Auch bei den Madi spielen Pfeile gelegentlich diese Rolle (s. untenstehende Abbildung).

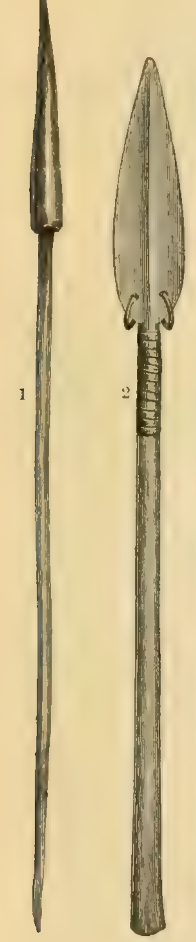
Für die Jagd bestehen mancherlei sinnreiche Vorrichtungen. Felkin sah in Kodsch besondere Boote zur Nilpferdjagd. Sie waren aus gebogenen Baumstämmen so konstruiert, daß das Nilpferd, wenn es das Boot von unten angreift, mit dem Kopfe in die Wölbung gerät und bequem getötet werden kann. Bei den Dor versammeln sich in der trocknen Jahreszeit die waffenfähigen Männer ganzer Gegenden, jeder seine Garne mitführend, mittels deren allgemeine Treibjagden veranstaltet werden; in jeder Hütte sieht man große Jagdnetze. Als Fallen für größere Tiere, besonders für Büffel, dienen starke Riemenschlingen, die, auf sinnreiche Art mit einer aufschnellenden Bogensehne in Verbindung gebracht und versteckt in das Gras der Steppenniederungen gelegt, den darauf tretenden Fuß des Büffels festhalten. Für die Jagd werden, wie für den Krieg, die Gesichter bemalt und Eisenschmuck angelegt. Fischfang ist in allen Arten bekannt; auch mit einer Harpune, die leicht und mit starken Widerhaken versehen ist und mit einem dünnen, festen Seile regiert wird, wissen z. B. die Schuli sehr gut umzugehen. Aber manche Stämme verschmähen Fische.



Ein Madi mit Bogen und Pfeilen (nach eigner Photographie von Richard Buchta).

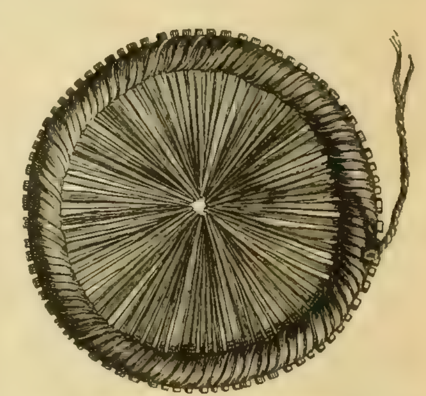
Die Schilluk fertigen Flöße aus dem leichten, schwammigen Holze der Ambatschpflanze, indem sie deren Stengel in zwei Lagen zu einem vorn in einen Schnabel zulaufenden und aufgebogenen Floß zusammenbinden (vgl. Abbildung, S. 192). Ein solches Floß ist so leicht, daß ein Mann dasselbe wie einen Schild vor sich hertragen kann. Ja, man hat gesagt,

ein Mann könne drei Flöße, ein Floß aber drei Männer tragen. Die Schilluk bedienen sich ihrer beim Fischen, wobei sie sich trotz der Schwierigkeit, das Gleichgewicht in den so leichten Fahrzeugen zu bewahren, erstaunlich rasch in denselben bewegen. Auch im Baue größerer Kähne und ihrer Lenkung sind die Schilluk geschickt; sie kamen, als sie noch nicht zurückgedrängt und geschwächt waren, mit Fahrzeugen für 40—50 Mann bis nach Chartum hinunter und scheinen vor der Zeit des nubischen Vordringens nach den Äquatorialgegenden dann und wann die ihnen später von den Baggara abgenommene Rolle von Nilpiraten gespielt zu haben.



1 Lanze der Schilluk mit Spitze aus Antilopenhorn; — 2 Holzspeer der Ostschuli mit Eisenringen (ethnographisches Museum, Wien). Vgl. Text, S. 501.

Im Hüttenbaue dieser Region herrscht durchaus der Kegelstil. Erst bei den Monbuttu treten Langhütten auf. Die Architektur steht nicht auf derselben Höhe wie bei den Umwohnern des Großen Nyanza, es fehlen vor allem mit den entsprechenden politischen Formen die großen Residenzanlagen und Paläste. Dieser Unterschied macht sich nach Norden hin sehr rasch geltend. Schon bei den Lango sind die Hütten nicht so groß wie bei den Wanyoro und nach innen und außen abscheulich schmutzig. Oft stehen, wie dort, um den Zaun Pfähle, worauf Tierhörner zur Abwehr gegen Unheil gesteckt sind. An Stelle der bienenkorbförmigen Grashütten der Wanyoro findet man bei den Madi Häuser aus 1½ m hohen Wänden von Flechtwerk, mit einem glockenförmigen Dache. Ähnlich sind die Bari- und Schuli-Hütten. Kleine Eigentümlichkeiten kommen übrigens



Eine Fußfalle der Schuli (ethnographisches Museum, Wien).

fast jedem Stamme zu, und so haben z. B. die unzweifelhaft den Schilluk sehr nahestehenden Djur keineswegs den pilzförmigen Stil der Schillukhütten beibehalten, ebensowenig wie sie den Dinkastil adoptiert haben, der sich durch Massivität, durch die Vorbauten und Vordächer am Eingange in die Hütten auszeichnet (s. Abbildung, S. 505). Von den benachbarten Bongohütten unterscheiden sich die Behausungen der Djur auf den ersten Blick durch das Fehlen der Strohpolster auf der Spitze des Kegeldaches. Eine einfache breite Strohpyramide, deren Durchschnittsfläche ein gleichseitiges Dreieck ist, bildet das in eine lange Spitze ausgezogene Dach; bei den Madi des 5.° nördlicher Breite krönt ein Straußenei diese Spitze. Die Häuser der Bari haben Wände aus Matten und sind mit weit vorspringenden konischen Dächern gedeckt; besonders die Baridörfer in der Umgebung von Lado sind musterhaft reinlich. Die ganze Gruppe von Hütten sowie die Höfe für das Vieh sind von Euphorbiahecken umgeben, innerhalb deren nachts bei allen viehzüchtenden Nilnegern große Rauchfeuer aus Kuhmist zum Schutze gegen die Moskitos brennen. Die Lattuka umzäunen ihre Höfe und Gärten mit der sonst in dieser Region nicht hierzu benutzten Boswellia papyrifera. Die geflochtenen, von oben zu entleerenden Kornbehälter, welche mit Lehm und Kuhdünger ausgekleidet sind,



Landschaft am obern Nil mit Dinka-Hütten (nach Richard Buchta). Vgl. Text, S. 504.

stehen auf Lehmunterbauten oder Pfählen zum Schutze gegen Ratten, die hier jede Hütte unsicher machen. Bei den Madi umschließt der untere Teil dieses Baues die Küche. Außerdem errichtet man große, schräge Gerüste, auf welche der Sesam zum Trocknen ausgebreitet wird. Auf einem freien Platze, inmitten des Dorfes, steht bei den Bari eine geräumige Hütte, in welcher die jungen Ehepaare zusammenleben, bis für ein Paar die Geburt des ersten Kindes herannaht; erst dann bekommt dieses Paar eine Hütte für sich und beginnt den eignen Hausstand. Bei den Madi hat fast jede Familie eine Fremdenhütte. Besondere Hütten für Knaben, andre für Mädchen sind in den meisten Dörfern zu finden. Auch für das gemeinsame Bier (an ihm kennen die Madi keinen Privatbesitz) gibt es besondere Hütten. Außer den gegen Zauber schützenden Hörnern auf Zaun und Thor der Dörfer findet man oft noch einen in hohen Ehren gehaltenen Platz mitten im Dorfe, wo ein Baum oder ein Baumstumpf steht, der mit Antilopen- und Büffelhörnern, Löwen-, Leoparden- und Wildkatzenschädeln verziert ist. Vor den Hütten des Häuptlinges sind in der Regel die Wahrzeichen seiner Würde aufgepflanzt: einige große Nogarah (hölzerne Trommeln) und außerdem wohl noch trompetenartige oder andre Kriegsmusikinstrumente.



Madiweiber; im Hintergrunde umzäunte Hütte (nach eigner Photographie von Richard Buchta). Vgl. Text, S. 499.

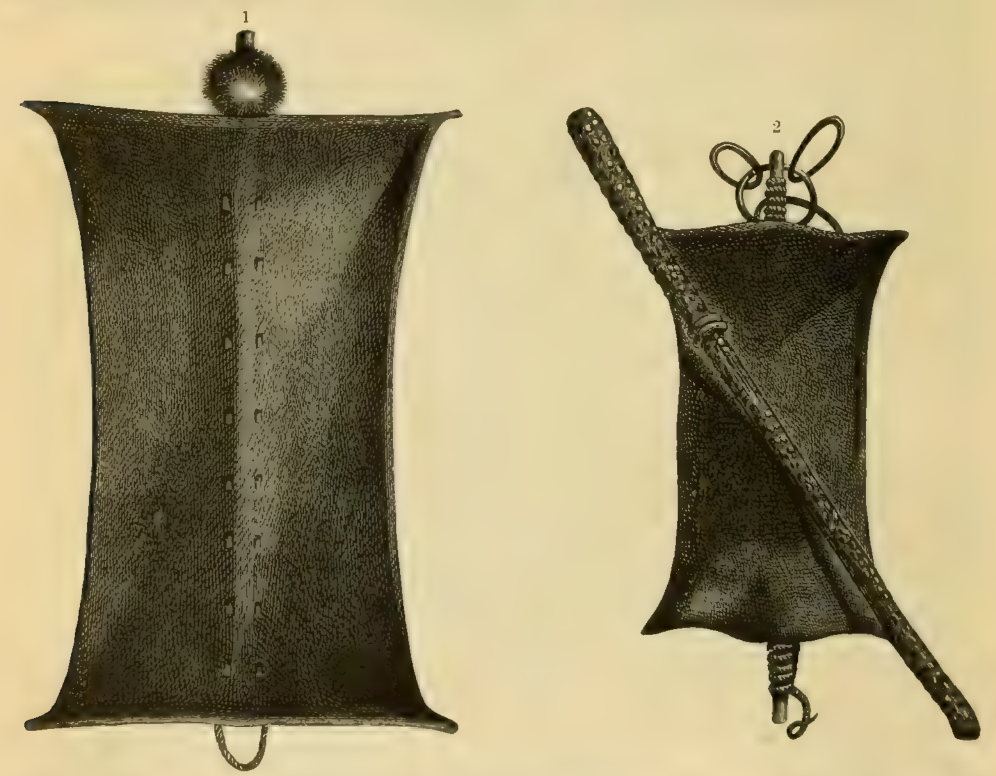
Die Größe der Dörfer ist sehr verschieden. Eigentliche Hauptorte, wo der größte Teil eines Stammes sich um seinen Häuptling sammelt, gibt es bei der politischen Zersplitterung, die in diesem Gebiete vorherrscht, selten. Ein solcher Ort war einst das Schillukdorf Denab, das längst von den Baggara zerstört ist. Die durch die Sklavenjagden weniger zersprengten Südstämme haben noch heute größere Bevölkerungsmittelpunkte, wie Madi



Ein Schulikrieger in voller Rüstung, im Hintergrunde Dorf (nach eigner Photographie von Richard Buchta).
Vgl. Text, S. 499.

und Tarrangole, aufzuweisen. Im allgemeinen bewährt sich die Regel, daß die Hirtenvölker größere Dörfer haben als die Ackerbauer. Das Schutzbedürfnis für die beständig dem Raube ausgesetzten Herden führt jene zusammen, während diese im tiefen Walde oder

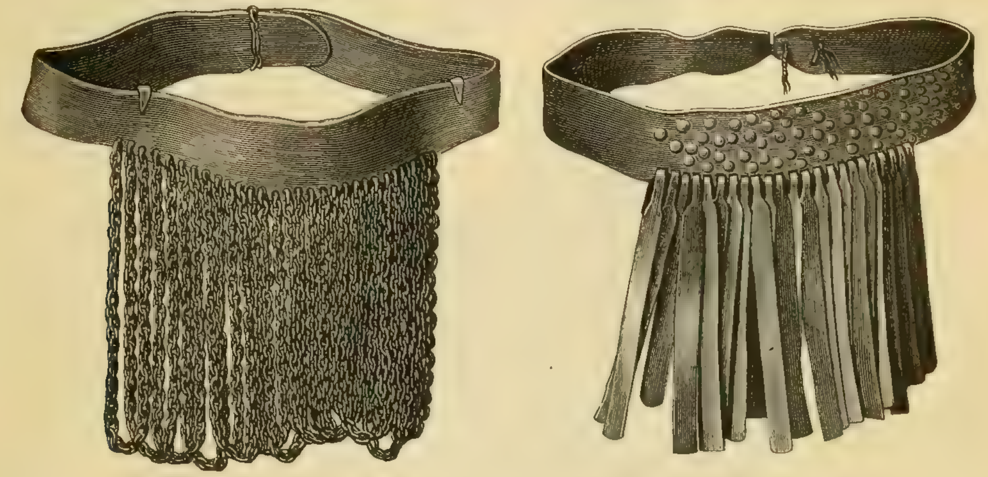
sonst in einer geschützten Lage ihre Hütten errichten, um welche sich die Äcker gruppieren. Madi, Schuli, Bongo sowie alle Völkerschaften, die fast ausschließlich vom Feldbaue leben, haben nur kleine Dörfer. Bei den Bongo sah Heuglin keins, welches mehr als 30 Hütten gezählt hätte. Doch findet man oft ziemlich viel solcher Gehöfte auf einem kleinen Bezirke. Ihr Oberhaupt ist gewöhnlich der Reichste und Angesehenste eines Dorfes oder einer Gegend. Die Häuptlingswürde scheint ursprünglich überall erblich gewesen zu sein; wo aber die Nubier, beziehentlich Ägypter sich zu Herren des Landes gemacht haben, bestätigt der Offizier, Handelsmann oder Agent diese Mescheich (Plural von Scheich, Ortsvorstand).



1 Schild der Schuli; — 2 Faustschild der Turkani, mit eisenbeschlagenem Schlagstocke (beide im ethnographischen Museum, Wien). Vgl. Text, S. 501.

Die obern Nilländer gehörten vor den Verwüstungen der Sklavenhändler wohl zu den bevölkertsten Teilen von Afrika und sind es teilweise noch jetzt. Sowohl das zusammenhängende Gebiet der Schilluk am Westufer des Weißen Nil als auch die südlich davon gelegenen Schilluk-Enklaven der Djur und Dembo bieten Beispiele sehr dichter Bevölkerung. Nach der Unterwerfung der Schilluk im Jahre 1871 ließ die ägyptische Regierung einen Zensus für das eigentliche Schillukgebiet machen, welcher zur schätzungsweisen Annahme von etwa 3000 Dörfern führte. Bei der Größe der einzelnen Dörfer gibt dies erheblich über 1 Million Seelen, und man gelangt zu der Annahme, daß auf der englischen Quadratmeile 600—625 Seelen wohnen. Dies ist eine Bevölkerungsdichtigkeit, welche selbst im ägyptischen Nilgebiete kaum zu finden ist; aber freilich ist auch gewiß selten eine solche Vereinigung aller äußern Umstände vorhanden, welche die Vermehrung der Bevölkerung zu begünstigen im stande sind. Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischfang, alle sind gleich ergiebig, und die Überschwemmungen des Stromes fördern die Fruchtbarkeit. Das jenseitige

Ufer, wenn es wegen der Feindschaft der Dinka nicht dauernd bewohnbar ist, bietet ein um so unbeschränkteres Jagdgebiet. An die dem Flusse zunächst liegenden bebauten Länder schließt sich sogleich das Herdenland an, welches einen erstaunlichen Viehreichtum nährt. Welcher Kontrast zwischen diesem ameisenhaufenartig belebten Lande und dem kaum 20 geogr. Meilen entfernten Bongolande, wo man, hoch gerechnet, zwölf Bewohner auf der englischen Quadratmeile findet! Da ist es denn nicht wunderbar, wenn das ganze Westufer des Weißen Nil, soweit die Schilluk dasselbe bewohnen, den Anblick bietet, wie Schweinfurth sagt, „eines einzigen Dorfes, dessen Abteilungen durch Zwischenräume von nur 300—1000 Schritt voneinander getrennt sind". Und so nennt auch Antinori das Land der Djur „vielleicht das bevölkertste unter den Ländern des Bahr el Ghasal". Immerhin sind von diesen Bevölkerungen alle, welche Vieh haben, fluktuierend, da sie in der Regenzeit landeinwärts und in der Trockenzeit am Flusse weiden.



Schurze von Bariweibern (ethnographisches Museum, Wien). Vgl. Text, S. 499.

Nachdem die mannigfaltigen Gegenstände des Ackerbaues schon aufgezählt wurden, bleibt nur übrig, hervorzuheben, daß diese Negervölker, wie sie in der Menge der angebauten Gewächse voranstehen, so auch in dem Betriebe des Ackerbaues eine hohe Stufe erreicht haben. Zwar ist auch hier das einzige Ackerwerkzeug, außer dem primitiv zugespitzten Stabe zum Bohren der Löcher für die Einsaat, eine Hacke mit einem langen Stiele, der in eine Gabel endigt (bei den Schuli) oder verbreitert und künstlich geschnitzt ist (bei den Bongo). Die Hacke ist halbmondförmig wie die kordofanische Haschascha. Die Körner werden von den Frauen und Kindern mit großer Sorgfalt einzeln in die Erde gelegt. Oft arbeitet die ganze Familie auf dem Felde, und die Rodung, das Verbrennen des Unterholzes und Unkrautes, das Aufschichten des Gedörnes in Zäunen rings um das Feld erfordern nicht wenig Zeit- und Kraftaufwand. Die Hauptarbeit thun die Männer, an den leichtern Arbeiten beteiligen sich auch Weiber und Kinder; verheiratete Weiber gehen bei den Madi (Moru) nie ohne das beim Kornschneiden gebrauchte Messer im Gürtel. Die Leute brechen die Erde oft sogar in knieender Stellung um, wohl um gleichzeitig Knollen und Früchte zu sammeln. Außer den Äckern, deren schmale Streifen bei den Madi durch Grenzsteine gesondert sind, findet man um die Hütten Gärten, vorwiegend mit Melonen, Kürbissen, Tabak, Giftzwiebeln (zum Pfeilvergiften) und Blumen bepflanzt. Da indessen der Ackerbau wesentlich nur das erzeugt, was von den Erzeugern wieder verbraucht wird (nur Tabak ist in erheblichem Maße Handelsartikel), so sind die reichsten und mächtigsten Völker unter den Nilnegern nicht die

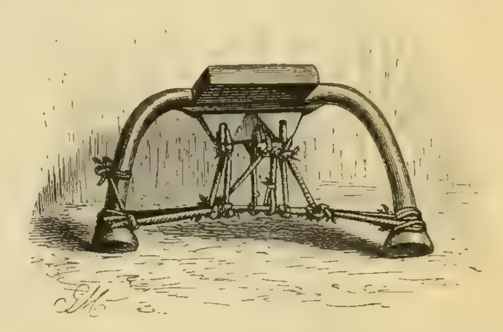
Ackerbauer, sondern die Viehzüchter. Diejenigen, welche, wie die Schilluk und Moru, sowohl Ackerbau als Viehzucht intensiv betreiben, stehen aber von allen am besten. Hirtenvölker in dem einseitigen, man kann sagen passionierten Sinne wie die Südkaffern, Galla, Masai, Wahuma finden wir im Nillande in den Dinka und Bari. Nur diese gehen in der Herdenzucht fast auf, so daß die Männer keiner andern Beschäftigung so viel Sorge und Arbeit widmen wie dieser. Die mit der Viehzucht verbundenen Gebräuche sind ähnlich denjenigen der südafrikanischen Stämme. Die Männer besorgen das Melken und hüten abwechselnd die Herde des Dorfes. Kälber hausen mit in den Wohnräumen der Familie. Auf die Weide, wo die Kühe meist roh gearbeitete Glocken tragen, wird das Vieh erst getrieben, wenn der Tau vom Grase verschwunden ist, denn dieser gilt für schädlich. Die Kühe werden auch hier nur bei Feierlichkeiten, von den Madi beim Beginn der Ernte, geschlachtet. Manchmal wird den Tieren Blut entzogen und als Nahrungsmittel gebraucht, aber die Milch ist die große Nahrungsquelle dieser Hirtenvölker; Käse wird nicht bereitet, Butter machen die Weiber der Madi. Die Reisenden schildern den Rinderreichtum der obern Nilgegenden, soweit der Strom grasreiches sudanisches Gebiet durchfließt, als außerordentlich. Felkin gibt den Durchschnittsbesitz an Rindern bei den Madi, die keineswegs reine Viehzüchter sind, zu 30—40 Häuptern an. Selbst Arme besitzen 3—4 Rinder. Von der Uferlandschaft einige Tagereisen oberhalb Chartum schreibt Schweinfurth: „Soweit das Auge reicht, sind die Rinder über beide Ufer zerstreut und kommen an den Strom herab, um zu trinken. An den zahlreichen Tränkplätzen sieht man Herden von 1000 bis 3000 Häuptern, die ein prächtiges Schauspiel bieten.“ Auch Schafe sind zahlreich, und es ist merk-



Ein Dschafaluneger (nach eigner Photographie von Richard Buchta).

würdig, zu sehen, wie Schäfer Herden in ihren Barken von einer Uferstelle zur andern führen, während ihre Hunde geduldig hinterherschwimmen. Ziegen und Schafe stehen als Haustiere weit hinter den Rindern zurück. Pferde und Esel haben weder von Abessinien noch von Nubien aus ihren Weg zu den Negervölkern gefunden. Vom Geflügel sind nur Hühner, diese aber bei einigen Völkern (Bongo, Schilluk) in geradezu wimmelnder Menge, um die Höfe vorhanden. Gewöhnlich werden sie nur von Kindern und Greisen gegessen. Menschenfresserei wird laut verabscheut.

Die Leidenschaft, mit welcher die Hirten in Afrika an ihren Herden hängen, hat hier im Nillande gerade wie im fernen Zambesigebiete (Makalaka, Batoka) das Schicksal der Unterwerfung und Aussaugung nur beschleunigen können. Es ist vor allem die von den nubischen Sklavenhändlern früh empfundene Notwendigkeit hier zur Geltung gekommen, den Stämmen, mit denen man Handel treiben wollte, das beliebteste Tauschmittel, nämlich Rinder, anbieten zu können, und so beraubte man den einen, um mit dem andern zu handeln, und der Viehbesitz wurde ein Fluch für die schwer heimgesuchten Hirten. Der Viehraub bot außerdem auch in rein politischem Sinne die wirksamste Handhabe zur Unterwerfung, die man um so eifriger zu ergreifen suchte, als gerade die Hirten die Unabhängigkeit am meisten lieben. „Von jeher ist“, wie Schweinfurth bemerkt, „in diesem Teile von Afrika der Viehraub im großen die eigentliche Grundlage gewesen, auf welche sich alle Unternehmungen stützten, die zu ihrer Förderung einer bedeutenden Waffenmacht bedurften, und selbst die philanthropischen Zwecke, welche Männer wie Baker und Gordon auf das Panier ihrer großartig geplanten Kultureroberungszüge geschrieben hatten, haben sie ratlos der Aufgabe gegenüber gelassen, etwas andres an seine Stelle zu setzen. Nichts liegt mir ferner, als das Verdienst dieser nach verschiedenen Richtungen hervorragenden Männer zu bemäkeln, die Triebfeder ihrer Thaten miteinander vergleichen oder die Schwierigkeit ihrer großen Aufgabe herabsetzen zu wollen; trotz alledem aber muß ich die Überzeugung aussprechen, daß die Geschichtschreibung von Afrika, falls je eine statthat, nicht umhin können wird, die Etappen dieser zeitgenössischen Zivilisationsbestrebungen mit unrechtmäßig handhoch vergossenem Rinderblute zu bezeichnen.“


Ein Stuhl der Bari (aus Robert W. Felkins Sammlung, Wolverhampton).

In gewerblicher Thätigkeit stehen diese Völker zwar keinem Negervolke irgend eines andern Teiles von Afrika nach, aber es ist erstaunlich, wie wenig sie von Ägypten und Nubien gelernt haben. Sie übertreffen weder im Flechten, noch in der Töpferei, noch auch selbst in der Eisenarbeit, in welcher sie ihr Größtes leisten, andre Negervölker in merklichem Maße. Die einzige auffallende Erhebung über das afrikanische Negerniveau scheint im Fortschritte zum Gerben des Leders zu liegen, und auch diesen scheinen nicht die echten Neger, wie Dinka oder Bari, sondern die den Sandeh näher stehenden Bongo gemacht zu haben. Ihnen dienen (nach Heuglin) als Gerbmittel namentlich die Rinden einer Sykomore und einer Akazie. Nächst diesem Fortschritte erkennen wir allerdings in der geschickten und ausgedehnten Verarbeitung des Eisens eine sehr achtungswerte Leistung der Nilneger auf gewerblichem Gebiete. Überall in Afrika gibt es vortreffliche Schmiede, doch nirgends bessere als unter den Djur und Bongo, und nirgends ist der Eisenverbrauch so hoch gestiegen wie hier. Eisen vertritt hier alle andern Metalle und vor allen auch die Edelmetalle. In

Form von Hauen oder von kreisrunden Scheiben (aus denen durch Teilung zwei Hauen gemacht werden) kommt es im dortigen Verkehre unserm Gelde am nächsten (s. untenstehende Abbildung). Was Schweinfurth von den Dinka sagt, daß sie so recht im eisernen Zeitalter, d. h. in einer Zeit leben, in welcher das Eisen noch großen Wert hat, gilt fast für alle Nilneger, namentlich auch für die Schilluk und Bari. „Die Frauen der Reichen", sagt Schweinfurth von dem erstgenannten Volke, „sind oft in dem Maße mit Eisen überladen, daß ich, ohne zu übertreiben, behaupten kann, deren etliche gesehen zu haben, welche nahezu einen halben Zentner davon an Ringen und Zieraten mit sich trugen." Kupfer und Messing werden geringer geschätzt und viel weniger verarbeitet als z. B. im Tanganikagebiete. Beide Metalle werden erst im Westen des obern Nilgebietes häufiger und beliebter, wo sie besonders bei den Dor in den Handel kommen und zwar in kleinen Blöcken von etwa 1/2 kg Gewicht, in welchen sie sogar Tauschmittel werden. Die Bongo schmieden Armringe und andre kleine Verzierungen aus Kupfer und ziehen es sogar zu Draht aus. Es ist bei den Njam-Njam und Fertit als Tauschartikel sehr beliebt.

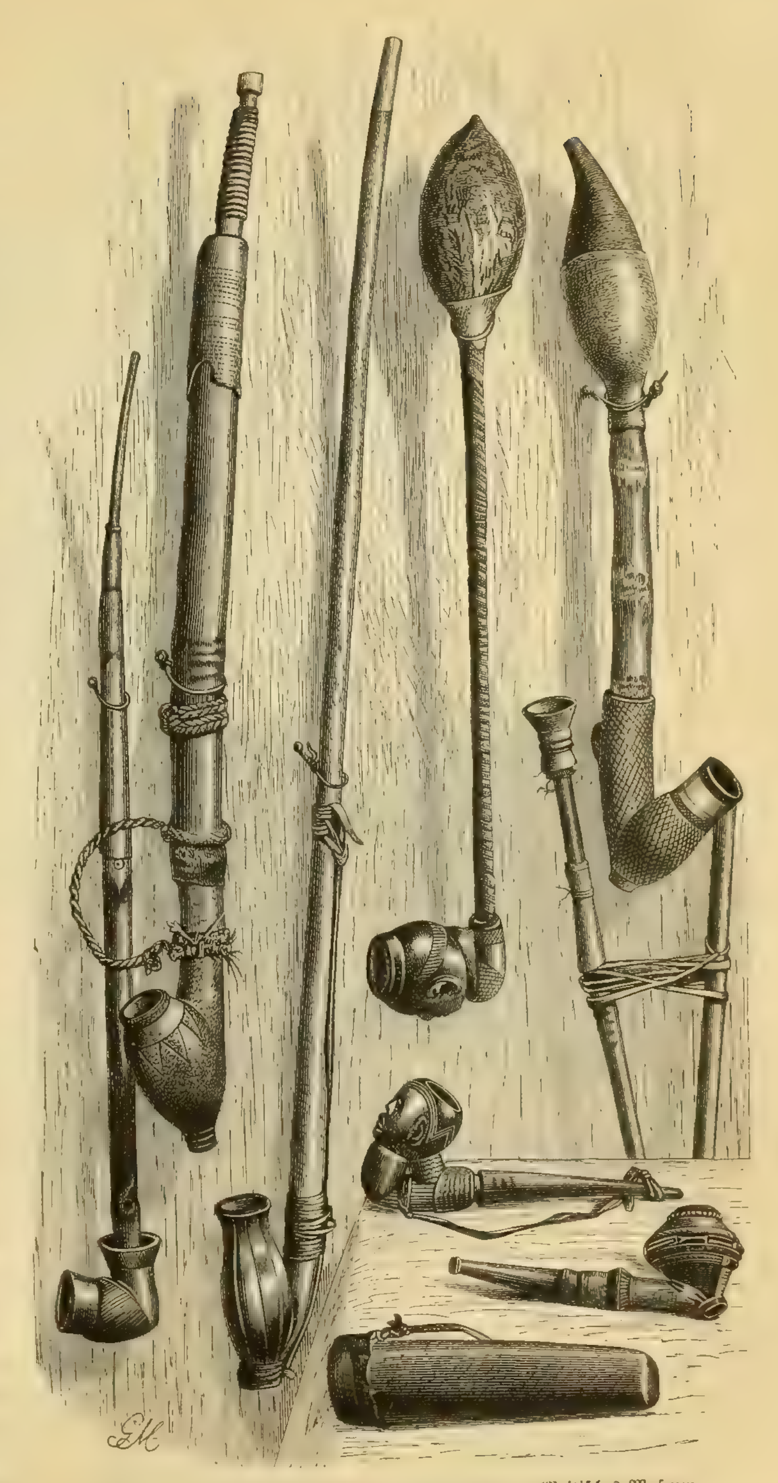

Eisengeld (nach Baker). Vgl. die Abbildung, S. 199.

In der kunstfertigen Bearbeitung des Eisens sind den Djur und Bongo vielleicht die Madi gleichzustellen, die Dinka sind trotz ihres Eisenreichtumes in geringerem Maße mit Schmiedearbeit vertraut. Dagegen hatten sie früher die eisenkundigen Djur in eine Art Leibeigenschaftsverhältnis zu sich gebracht, in welchem diese ihnen alle Schmiedearbeiten liefern mußten, ähnlich wie später die Djur auch den Nubiern dienstbar wurden. Diese Thatsache wirft gemeinsam mit so vielen andern, die auf ein Zusammenfallen der Grenzen einer Kunstfertigkeit mit Stammes- oder Kastengliederungen deuten, ein merkwürdiges Licht auf die Verbreitungsweise des Eisenschmiedens und andrer Künste. Die Werkzeuge dieser Schmiede sind großenteils dieselben wie im übrigen Afrika (vgl. Abbildung, S. 218). Mit dem Steinhammer, gewöhnlich nur aus einem runden Kieselsteine bestehend, dessen Stiel die nervige Hand des Schmiedes bildet, arbeiten sie auf einem Amboße von Gneis oder Granit und allein unterstützt von einem kleinen Meißel oder Stemmeisen und einer Zange aus einfach gespaltenem grünen Holze. Damit erzeugen sie Produkte, welche Sachkenner mit der ziemlich guten Arbeit eines englischen Landschmiedes verglichen haben. Es gibt einige kleine Unterschiede in der Eisenbearbeitung der verschiedenen Stämme; so zeigen die Bongo z. B. im Rösten des Eisens über ihre gleichfalls eisenkundigen Nachbarn, die Djur, einige Überlegenheit, die allem Anscheine nach eigner Entwickelung ist. Auch der Schmelzofen der Bongo zeigt einen gewissen Fortschritt.

Haupterz ist der besonders im Djur- und Bongolande reichlich vorkommende Brauneisenstein. Andre Metalle als Eisen und Kupfer werden hier zwar gefunden, aber nicht bearbeitet. Im Schulilande findet sich in Flußbetten viel Graphit, womit die Hüttenwände innen und außen überzogen werden. Es fehlt also nicht ganz an Aufmerksamkeit für diese Gaben. Auch Eisenspatgerölle werden gesammelt und verarbeitet. Salz ist in diesem ganzen Gebiete nicht in mineralischem Zustande vorhanden. Man sucht dasselbe durch die Asche gewisser Pflanzen zu ersetzen, welche die Djur, Bongo und andre auslaugen und mit Tabak gemischt kauen. Gutes Salz soll durch die Araber Südkordofans und Darfurs dann und wann in kleinen Mengen in das Bongoland eingeführt werden, aber man

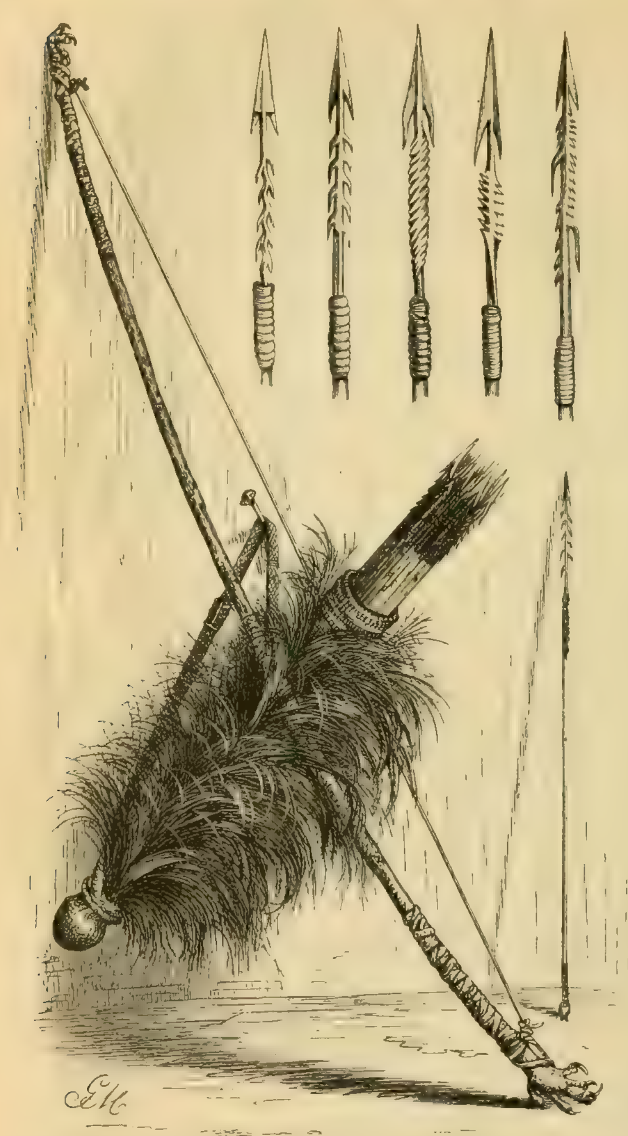
betrachtet den Genuß desselben immer als einen hohen Luxus. Im Monbuttulande dagegen bildet es, von Westen kommend, bereits einen Tauschartikel.

Aus der Betrachtung der Kleidung, des Schmuckes und der Bewaffnung, die zusammen den größten Teil der gewerblichen Erzeugung dieser Völker bilden, haben sich bereits die Mannigfaltigkeit und die verhältnismäßige Vollendung ihrer bezüglichen Erzeugnisse ergeben. Wir nennen noch die Herstellung von Thonwaren (meist Geschäft der Weiber) und besonders von dickbäuchigen Tabakspfeifen, die nach der Mündung zu oft durch Einschiebung einer birnförmigen Kalebasse erweitert sind, in welche der zur Aufnahme der Tabaksbrühe und zu nachherigem Kauen bestimmte Flachsballen eingeführt wird. Sie tragen überhaupt im Kopfe wie in dem Rohre einen massigen Charakter, als ob der herzerfreuende Qualm gar nicht rasch und massenhaft genug eingesogen werden könne. Das Rohr ist oft fast armsdick, und der Kopf



Tabakspfeifen und Tabaksbüchse der Nilneger (Britisches Museum, London) 1/6 wirkl. Größe.

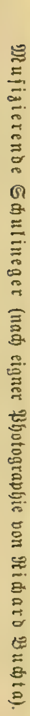
faßt leicht ein Viertelpfund Tabak. Die Arbeit ist gewöhnlich roh, die einzelnen Stücke sind durch Haut mit Naht oder Schnur verbunden. Die Nachahmungen menschlicher Gesichter im Pfeifenkopfe sind dagegen oft nicht ohne Talent. Große thönerne Töpfe für Getreide, kleinere für Wasser stehen fast in jeder Hütte. Bei den Madi gehört eine größere Zahl von oft ganz unbenutzten Töpfen und Körben zum Schmucke der Hütte, und bei den Südstämmen wird in einer besondern Hütte das einzige geistige Getränk, das Durrhabier, in großen Töpfen verwahrt.



Bogen, Köcher und Pfeile der Djur (Christy Collection, London). 1/10 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 499.

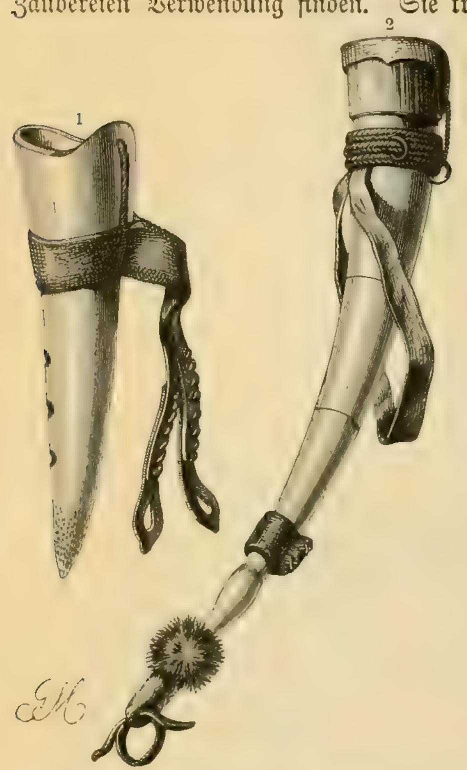
Flechtarbeit spielt schon im Aufbaue der Hütten eine große Rolle, ebenso in der Herstellung von Fisch- und Jagdnetzen. Einige Stämme sind auch geschickt in der Anfertigung von feinern Stroh- und Zweiggeflechten. Die Bongo flechten wasserdichte Körbe und verstehen, große Baumblätter in Kugel- oder Walzenform so solid und dicht zusammenzuheften, daß man Getreide in diesen Ballen transportieren kann. Unter den Holzschnitzereien sind sehr niedlich die kleinen, aus einem Stücke Holz gearbeiteten Stühle und Schlafschemel. Auch Platten und Schüsseln von sehr schwerem, hartem Holze, namentlich von Dalbergia, sieht man da und dort, doch stehen die Fertit und Njam-Njam in dieser Kunst höher, so daß von ihnen derartige Schüsseln zu den Bongo eingeführt werden. Die bei den Monbuttu heimischen Rohrbetten auf sechs Holzfüßen kommen schon bei den Moru (Madi) vor. Daß auch eine lebhafte Einfuhr von Waffen von dort aus stattfindet, wurde schon oben erwähnt, und zwar ist dieser Austausch mit den westwärts wohnenden Völkern ein beachtenswerter Umstand, der doppelt merkwürdig erscheint, wenn man die so viel geringern ägyptischen, abessinischen und nubischen Elemente im Kulturschatze der Obernilstämme in Betracht zieht.

Auch auf die musikalischen Instrumente erstreckt sich dieser Verkehr. Dieselben sind daher mannigfaltiger im Westen als im Osten. Die Bongo und Fertit, welche große



Musizierende Schulineger (nach eigner Photographie von Richard Buchta).

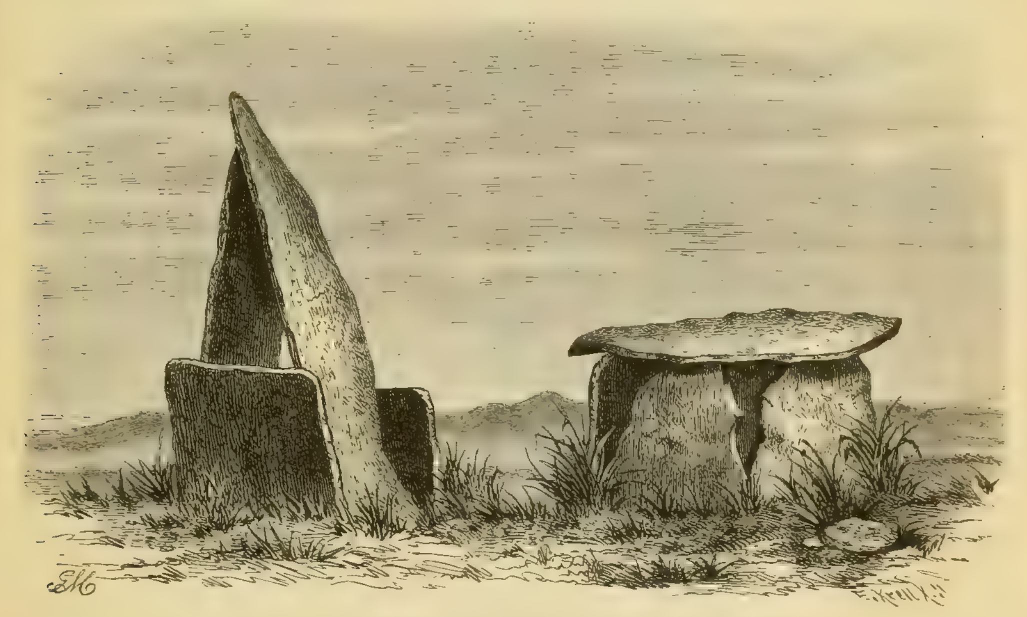
Freunde der Musik sind, bedienen sich z. B. als Begleitung zum Gesange einer den Njam-Njam und Kredsch entlehnten Mandolinenart mit fünf übereinander liegenden Saiten. Von ihren Liedern sagt Heuglin: „Sie sind äußerst harmonisch, meist schwermütiger Natur, wie so viele echte Volkslieder, und bewegen sich, wie es auch bei diesen sehr häufig der Fall ist, in Molltönen, die in richtigem Takte und Rhythmus, teils ein-, teils mehrstimmig hervorgebracht werden. Zumeist singt eine Stimme vor, und die andern fallen im Chore ein." Die gewöhnlichen Musikinstrumente sind einfacher. Am meisten Sorgfalt wird noch auf die Herstellung von Signalhörnern verwendet, welche im Kriege und wohl auch zu Zaubereien Verwendung finden. Sie treten bei den Madi und den Lattuka dadurch in etwas eigenartigen Formen auf, daß sie bei jenen aus Holz in geraden Formen, mit Leder oder Eidechsenfell überzogen, gefertigt werden, während sie bei diesen wie bei so vielen andern aus Elfenbein in Hornform und mit glattem Blasloche hergestellt und in sorgfältigster Weise durch Überzug geschützt sind. Auch Signalpfeifen, aus Holz gefertigt und mit Fell oder Leder überzogen, kommen bei den Lattuka vor. Heuglin sah bei den Bongo 3—5 Fuß lange und 12—18 Zoll dicke Posaunen oder besser Sprachrohre in Gestalt eines Menschen, mit einer kleinen seitlichen Öffnung am schmälern Ende, in welches hineinrufend ein mit kräftiger Stimme begabter Mann auf große Entfernung die Waffenträger eines Dorfes zusammenrufen konnte. Eine aus Dembo bestehende Musikbande, die Felkin bei einem ägyptischen Beamten in der Bahr el Ghasal-Provinz hörte, bestand aus fünf Männern, die auf Rohrpfeifen bliesen, und zwei Knaben, welche mit Perlen gefüllte Kürbisse im Takte zu den Flöten schüttelten. Die großen und kleinen hölzernen Trommeln sind auch im obern Nilgebiete im Gebrauche; eine oder mehrere Lärmtrommeln sind vor der Wohnung des Häuptlinges oder im Schatten des mit Amuletten behangenen, geweihten Dorfbaumes aufgehängt (s. Abbildung, S. 519).



1 Eine Signalpfeife der Madi. — 2 Ein Signalhorn der Lattuka (ethnographisches Museum, Wien).

Von gewissen heiligen oder geweihten Stätten in den Dörfern der Obernilneger wurde oben gesprochen, ebenso von Gräbern, deren äußere Kenntlichmachung andeutet, daß auch diese Völker mit dem Tode und Begräbnisse nicht alle Beziehung zu dem Toten abgebrochen glauben. Bei den Bongo nimmt die Grabausstattung eine ganz neue Gestalt an, und zwar führt sie, wie so manches im Leben dieses Volkes, auf ein Herüberwirken der benachbarten Sandeh zurück. Stirbt bei ihnen ein tapferer Krieger, so errichten seine Genossen auf dem Grabe einen Steinhaufen, umgeben letztern wohl auch mit einer kleinen Umzäunung aus rohem Holzwerke und stellen einen rundum mit Querschnitten (angeblich erschlagene Feinde bedeutend) versehenen Baumstamm schräg darauf. Die Bari begraben ihre Toten einfach in sitzender Stellung, ganz wie die Kaffern es thun, und häufen Hügel über die

Gräber. Höchst eigentümlich sind hingegen die Madi-Grabdenkmäler, die meist aus zwei schmalen, aufrecht und gegeneinander geneigt gestellten Steinen und zwei kleinern Platten bestehen, welche die Öffnung zwischen diesen schließen: also eine reguläre Steinsetzung (s. untenstehende Abbildung). Auf Brun-Rollets Autorität hin verzeichnen wir hier einen Gebrauch der Schilluk, der an einen ähnlichen von Thomson berichteten Begräbnisgebrauch bei einem Tanganikastamme erinnert. „Wenn einer ihrer Gaukler stirbt", erzählt dieser Reisende, „verbrennen sie ihn und sammeln mit großer Sorgfalt das von seinem Körper abfließende Fett, um dasselbe als ein Universalheilmittel zu gebrauchen. Die Überreste legt man dann in eine Grube, über welche ein Dach gebaut wird; hier hinein wirft man drei oder vier seiner Diener, denen man die Beine abschneidet, um sie zu verhindern, wegzulaufen und ihren Dienst bei dem Verstorbenen zu verlassen." Die Leiche eines



Dolmenartige Gräber der Madi (nach Robert W. Felkin).

verstorbenen Königs blieb bei den Schilluk so lange unbeerdigt, bis der neue König das Begräbnis vornahm, was seine erste Aufgabe sein mußte.

Ein Gottesglaube dunkelster Art ist bei allen diesen Völkern in Spuren zu erkennen. Die Dinka sprechen von Dendid, die Bari von Mun, die Schilluk von Nickam als höchstem Wesen, das besonders als Schöpfer verehrt wird. Ein auch wegen des Anklanges an die Schöpfungssagen andrer Stämme interessantes Liedchen der Dinka, das Kaufmann uns aufbewahrt, schildert ihn in dieser Thätigkeit:

Am Tage, als Gott alle Dinge schuf,
Schuf er die Sonne,
Und die Sonne geht auf und unter und kehrt wieder;
Schuf er den Mond,
Und der Mond geht auf und unter und kehrt wieder;
Schuf er die Sterne,
Und die Sterne gehen auf und unter und kehren wieder;
Schuf er den Menschen,
Und der Mensch kommt hervor, geht in die Erde und kehrt nicht wieder.

Deutlicher noch offenbart sich die Verwandtschaft mit außerafrikanischen Mythen in der Überlieferung, daß einst ein seliger Zustand gewesen, in welchem die guten Menschen an einem von Gott herabgelassenen Seile in den Himmel steigen konnten. Der Strick zerriß,

oder, wie die Kitsch sagen, das blaue Vöglein biß ihn ab. Auch bei den Madi fehlt eine ähnliche dunkle Erinnerung nicht.

Der Gespensterglaube ist auch hier wuchernd entfaltet. Die Dinka kennen gute Geister, die bei Gott sind: Adjok, und böse, die auf der Erde weilen: Djyok. Träger der mit dem Gespensterglauben verbundenen Zaubereien sind besondere Personen, Tyet bei den Dinka, Punök bei den Bari, in der Regel alte Weiber. Bei den Bongo gibt es Hexen, welche die Tod oder Unfälle andrer verursachenden Menschen zu kennen vorgeben, ihr Thun und Treiben verraten und das entstandene Übel beschwören. Auch gegen gewisse Leiden und Krankheiten werden häufig alte Weiber zu Rate gezogen. Heuglin machte die Bekanntschaft einer solchen Frau, welche sehr gute Taschenspielerkünste zum besten gab. Von diesen Zauberern stammen die fetischartigen Zauberpuppen (s. nebenstehende Abbildung), fußhohe, aus Holz roh und häßlich geschnitzte Figuren, denen in der Region des Mundes einige Zähne und in der Augengegend zwei rote Bohnen eingesetzt sind, und welche ebenso häßlich sind wie die kunstlosesten Götzen der Westküste. Auch die Gräber und die Thore der Dörfer sind nicht selten mit menschlichen Figuren verziert, die Bongo treiben sogar geradezu Luxus mit den rohen Nachbildungen menschlicher Figuren. Die Regenmacherei ist bei den Bari ebenso entwickelt wie bei den Betschuanen.



Eine Zauberpuppe der Bari (ethnographisches Museum, Wien).

Der Tieraberglaube und zwar in echt negerhaften Formen fehlt diesen Völkern nicht. Als Heuglin im Lande der Djur eine große Riesenschlange (Python) erlegte, waren die Neger eines benachbarten Gehöftes sehr ungehalten und sagten, der gewaltsame Tod ihres Ahnherrn werde ihnen Unheil bringen. Auch die Bari nennen die Schlange ihre Großmutter, und Ähnliches erzählt Kaufmann von den Dinka. Die Dinka essen kein Schlangenfleisch, sondern füttern diese Tiere, gleich den Bari, mit Milch oder Fleisch, während die Bongo auch dieses Fleisch nicht verachten. Den Schilluk erscheint ihr Gott Niekam auch unter der Gestalt einer Schlange, Eidechse oder eines Vogels, und die Madi stellen sich die Odi oder bösen Geister mit Menschengesichtern und Schlangenleibern vor. Es gehört wohl auch in das Kapitel des Tieraberglaubens, wenn man bei den Madi innen und außen an den Wänden der Hütten die seltsamsten Abbildungen von Leoparden findet. Bei Erwähnung der Schonung, mit welcher, gleich allen Hirtenvölkern Afrikas, die Dinka ihre Herden behandeln, sagt Schweinfurth einmal, man könnte versucht sein, an eine Rinderverehrung nach Art der indischen zu denken, wenn dieser Stamm nicht auf der andern Seite mit großem Genusse sich der Verzehrung des Fleisches der von andern geschlachteten Rinder widmete. Die Schilluk aber hatten nach Brun-Rollet in der That einen Dienst der Sonne und dem Nil gewidmet, in welchem Rinder eine Rolle spielten. In dem Dorfe Uao hielten sie Kühe, die angeblich der Sonne und dem Nil geheiligt und alten Wahrsagerinnen, Duendam genannt, zur Besorgung anvertraut waren. Diese allein können sie melken, denn ein gewöhnliches Weltkind würde statt Milch Blut erhalten. Eine Anzahl dieser Kühe war früher im Nil verborgen und aus demselben mit Netzen hervorgezogen worden. Die Flußgötter des Nil hüteten ihre Herden seitdem so sorgsam, daß man gar kein Geräusch vernimmt; sie schlagen in der Nacht am Ufer Pfähle ein, an welchen sie ihre Kühe festgebunden weiden lassen, und die Herden steigen aus dem Strome oder kehren ins Wasser zurück, so oft Nebel auf dem Nil liegt. Auch die Tiersage mit mythologischem Hintergrunde findet sich bei diesen Völkern. Die Madi erzählen z. B., daß einst alle Tiere auf einem Flecke beisammen gewesen seien, um sich zu ergötzen, als die Menschen kamen und sie in einen Feuerkreis einschlossen. Das

Kaninchen war am eifrigsten im Vorschlagen von Auskunftsmitteln und riet, das Wiesel solle eine Höhle graben, in die sie sich alle retten wollten. Als die Höhle fertig war, wollte das Kaninchen sich vor allen andern retten; doch verbrannten sie alle mit einziger Ausnahme des Wiesels und eines kleinen Vögelchens, das wachsam gewesen war und die Tiere gewarnt hatte. Weiter erzählen die Madi, der Löwe sei früher so groß gewesen, daß bei seinem Brüllen die ganze Erde gezittert habe und die Menschen umfielen, die dann der Löwe auffraß. Ein Mann aber bat den Geist, der Menschen und Tiere geschaffen, daß



Ein Schädelbaum in einem Dorfe der Dor (nach Bolognesi). Vgl. Text, S. 516.

er den Löwen etwas kleiner machen möge. Die Bitte wurde erhört und der Löwe auf seine heutige Größe reduziert.

Endlich kehrt auch der **Baumglaube** wieder, von welchem wir schon so oft zu sprechen hatten. Niekam erscheint bisweilen unter einem Baume und zwar in verschiedenen Tiergestalten, ja selbst unter der Gestalt eines Kindes, und von dieser Zeit an wird der Baum heilig gehalten; man opfert unter ihm und behängt ihn mit Glasperlen und Stücken Zeug. Schlägt eine Wahrsagerin unter demselben ihren Sitz auf, so fragt man gerade sie mit Vorliebe über seine Angelegenheiten um Rat. Einst hatten die Türken einen solchen seit langer Zeit geheiligten Baum, ohne es zu wissen, umgehauen. Die Schilluk betrachteten

es als ein großes Unglück, zogen in Prozession dahin, um einen Ochsen daselbst zu opfern, und erfüllten die Luft mit Wehklagen, um ihre Gottheit zu versöhnen; auch weigerten sie sich mehrere Tage lang, Provisionen nach dem Lager zu bringen. Kaufmann reduziert allen Gottesdienst der Dinka und Bari auf Opfer; „von einem Gebete zu Gott oder Teufel wissen die Neger nichts“. Von den Madi beschreibt Felkin eine Art Gottesdienst in einem Steinkreise, wobei ein Lamm geschlachtet und sein Blut über die Menge ausgesprengt wird. Der Opferer wird in dieser Beschreibung als der einflußreichste Mann des ganzen Bezirkes geschildert.

Die Schilluk schwören unter sich nur beim Niekam, und von allen ihren Schwurformeln ist diese die einzige, auf die man sich einigermaßen verlassen kann. Der Niekam hat beinahe in jedem Dorfe einen Tempel oder ein Haus, er besitzt selbst ganze Dörfer, die dann von einer privilegierten, hochangesehenen Kaste, einer Art geistlichen Adels, bewohnt werden. Letztere erhalten einen Teil aller Beute, die an Fremden oder Feinden gemacht wird, und niemand wird es jemals wagen, sich an ihren Kühen zu vergreifen, sei es auch nur, um sie zu melken. Die Reichtümer des Häuptlinges werden im Stadtviertel des Niekam verborgen gehalten. In den Suntakazienhainen der Nilufer tanzen die Schilluk auf geweihten freien Plätzen zu Ehren eines höhern Wesens.



Ein Vorhäuptling (nach dem Leben gezeichnet von Richard Buchta).

Das Leben der Familien und der Gemeinden bietet bei diesen Völkern wenig Neues. Es haben die Sklavenjagden der Nubier so verwüstend in beide eingegriffen, daß es hauptsächlich ein Beweis für ihre Gesundheit sein mag, wenn nicht ein Rückfall in absolute Gesetzlosigkeit stattgefunden hat. Die Sitten und Gebräuche sind die der Neger, so daß wir hier nur einige bezeichnendere oder eigentümlichere Thatsachen hervorzuheben brauchen. Bei den Madi umschließt jedes Dorf einige engere Freundeskreise, deren Mitglieder sich benachbart wohnen, gemeinsam ihre Mahlzeiten einnehmen, sich im Bebauen des Landes unterstützen und so sich gegenseitig zum Erwerb größern Privateigentumes verhelfen, da die Urbarmachung des Bodens den Besitz desselben zur Folge hat. Die Stämme zerfallen in Clans, welche sich herkömmlich nach der Zahl der Steine unterscheiden, die sie tragen, wiewohl in Wirklichkeit diese Steine nicht existieren. „Wieviel Steine trägst du?“ ist die erste Frage, wenn zwei Madi sich begegnen. Die gleiche Zahl bedeutet Bruderschaft. Bei den Schuli haben, gegen die allgemeine Sitte, die Frauen eine Stimme bei der Wahl ihres Gatten. Dies spricht für die größere Achtung, welche sie für ihre Frauen hegen, und in der That nehmen diese eine höhere Stelle ein als bei den übrigen benachbarten Stämmen, die Madi östlich vom Nil, die Wagugu in der Nähe des

Victoriasees und vor allen die Monbuttu ausgenommen, bei welchen allen die Frauen höflich behandelt werden, die besten Sitze erhalten und, wenn beleidigt, ernstlich gerächt werden. Bei den Moru ist Exogamie Gebot. Von den südlichen Dinka erzählt Brun-Rollet, daß, wenn eine Witwe einen Mann heiratet, der ihr keine Mitgift geben kann, die von diesem mit ihr gezeugten Kinder den Namen des verstorbenen Ehemannes führen. „Die Mitgift macht die Frau zur Sklavin", setzt er hinzu. Kaum scheinen Schranken naher Verwandtschaft der Verehelichung entgegenzustehen, wenn das hauptsächlich Entscheidende, der Besitz, sie wünschenswert erscheinen läßt. Jene alte Dinkafürstin, die im Sumpfinsel-Gewirre der Meschera des Bahr el Ghasal herrschte, jene „Schol", welche man aus Schweinfurths idyllischer Schilderung kennt, illustriert sehr gut diese Familienverhältnisse, denn sie hatte ihres ersten Gatten Sohn geheiratet, der besitzlos war, während sie einen für diese Gegenden fabelhaften Reichtum an Vieh, Ringen, Ketten 2c. aufweisen konnte. Doch war der Gatte nur Mitgenießer, die Gattin hielt den Reichtum fest. Bei den Schilluk haben wir Spuren von Neffenerbrecht.



Ein Langohäuptling (nach eigner Photographie von Richard Buchta).

Der Kinderreichtum ist in der Regel beträchtlich und das Verhältnis der Eltern und Kinder, selbst bei einem versprengten und bedrängten Stamme wie den Djur, so schön erhalten, daß, wäre nicht Schweinfurth über jeden Verdacht der Schönmalerei erhaben, sein Gemälde des Dorf- und Familienlebens der Djur, von welchem wir (S. 151) eine Probe gegeben, als ein Idyll im Stile Saint-Pierres oder Forsters erscheinen würde. Außerdem hat Felkin jüngst von dem Ehestande der Madi ein ähnlich günstiges Bild entworfen. Bei diesen versammeln sich zeitweilig alle Familienglieder bis zu dem Urenkel,

wobei das Haupt, der Patriarch, der Verstorbenen gedenkt und den Lebenden die Familienpflichten einschärft. Jede Djurfamilie ist reich an Kindersegen, und wenn die Nubier nicht im Lande wären, die ihnen über die Hälfte des jährlichen Kornertrages der Felder wegnehmen, so wäre es längst nach Art ihrer Stammesgenossen am Weißen Nil mit einer dichten Djurbevölkerung bedeckt. Die Moru, bei denen Felkin vier als mittlere Kinderzahl angibt, achten auf die Keuschheit ihrer Mädchen und bestrafen Ehebruch. Leider haben die Nubier Prostitution, und was damit zusammenhängt, heute schon bis an die Grenzen dieses Gebietes gebracht. Über ihre Verwüstungen hatte Kaufmann bei den Bari und Dinka schon vor 25 Jahren zu klagen.

Mehr als das Leben der Familie leidet unter solchen Verhältnissen, wie sie die Djur zur Zeit der nubischen Raubzüge bedrückten, das Gemeinde- und Stammesleben. Damals waren die Bongo unter die Dinka geschoben oder geworfen, ihr Land verödet, ihr Stamm zersprengt. Die Djur hatten festen Grundbesitz überhaupt aufgegeben, sie bestellten den Boden heute da, morgen dort, je nachdem ein Platz ihnen zusagte. Auch suchten sie ihre Pflanzungen in den vor Plünderungszügen der Kaufleute sichern Gegenden anzulegen, gemeiniglich auf ausgerodeten und ausgebrannten Stellen im Walde. In der Nähe der Wohnungen hielten sie nur kleine Felder und Gärtchen. Die Schilluk, einst (nach Kaufmanns Schätzung noch 1861 eine halbe Million) das größte Volk dieser Länder, verloren jedes Jahr Boden, gingen südwärts zurück und büßten ihre Hauptstadt und ihre heiligen Haine ein. Die Dinka vollends nannte Schweinfurth ein Volk ohne Häuptlinge und ohne Grenzen. Wenn wir hören, daß ein Madiherrscher, der von Felkin besuchte Tak Farre, außer seinem eignen Stamme 5000 Köpfe beherrsche, sind wir über die Größe dieses Staates erstaunt, wissen aber übrigens, daß dieser Häuptling nur in Kriegszeiten herrscht, während im Frieden jedes Dorf sich unabhängig fühlt. Madi, Schuli und Verwandte tragen einen gewissen demokratischen Zug in großer persönlicher Unabhängigkeit zur Schau. Die Priester, die Anordner von Gottesurteilen und die Rechtsprecher sind bei ihnen mindestens ebenso einflußreich wie die Häuptlinge, die daher womöglich auch hier alle diese Funktionen in sich vereinigen. Einige Häuptlinge aus dem obern Nilgebiete, die Baker schildert, könnten nach Auftreten und Gebaren ebenso gut Angola- oder Wayaohäuptlinge sein. Der Häuptling des Obbostammes ist ein alter Mann, ein berühmter Zauberer und Regenmacher sowie als mächtiger Hexenmeister hochgeachtet von allen angrenzenden Stämmen. Er führt eine aus dem Horne einer Antilope angefertigte Flöte, welcher man die Kraft zutraut, Regen entweder zu schaffen, oder zu verhüten. Der alte Häuptling Katehiba hat 116 lebende Kinder, und alle seine Dörfer werden durch seine verschiedenen Söhne regiert. Wenn er irgend einen Teil seines Distriktes besucht, um den Tribut einzutreiben, reitet er stets auf dem Rücken eines Menschen in Begleitung einiger Diener. Dabei muß eine seiner Frauen eine Kruke Bier tragen, um den Reiter und das Pferd zu erfrischen. In Orten, wo der Tribut etwa nicht bezahlt wird, verwünscht er die Ziegen und das Geflügel seiner Unterthanen, damit es unfruchtbar werde, oder droht, den Regen zurückzuhalten.

---

24. Die hellen Völker des obern Nilgebietes.

(Njam-Njam. Monbuttu[1].)

„Angesichts des bunten Völkergemisches, welches im Gegensatze zu seiner sonstigen Monotonie das Gebiet des Gazellenstromes auszeichnet, wird der Reisende vor allem an dem Anblicke der Njam-Njam mit ganz besonderm Staunen haften. Ihre Stammesmerkmale unterscheiden sie von ganzen Reihen afrikanischer Völker aufs leichteste. Sie sind in jeder Beziehung ein Volk von scharf ausgeprägter Eigenartigkeit." Schweinfurth.

Inhalt: Eine Zone heller, ackerbauender, kunstfertiger Völker zwischen Nil und Uelle. — Verteilung der hellen Völker über unterworfene dunklere Stämme. — Bongo-Sandeh (Njam-Njam). Körpermerkmale. Verunstaltungen. Haarputz und Kleidung. Hüttenbau. Hoher Stand des Ackerbaues. Tabak. Jagd. Waffen. Kunsttriebe. Familie. Begräbnis. Religion. Menschenfresserei. Politische Zersplitterung. — Monbuttu. Land. Leute. Rindenkleider. Bemalung und Tättowierung. Haartracht. Waffen. Hoher Stand der Handwerke. Thonwaren. Musik. Politische Verhältnisse.

Unter 4—6° nördlicher Breite wohnt in dem Lande der Quellen des Gazellenflusses und der Wasserscheide zwischen diesem und den west- und südwärts, entweder zum Kongo oder zum Schari, fließenden Gewässern ein hellfarbiges, in keiner Weise negerhaftes Volk, die Sandeh, von den Nubiern Njam-Njam genannt, welches eher mit den Danakil, den Somali, den Galla Ostafrikas und den Wahuma im Quellenlande des Bahr el Dschebel in verwandtschaftlicher Beziehung stehen dürfte als mit seinen dunkelfarbigen Nachbarn. Es hat sich noch unmittelbar vor der Zeit, wo die ersten Europäer es besuchten, nach Norden zu ausgebreitet, die Negerstämme, auf welche es stieß, unterjochend oder vertreibend. Seine Vorposten stehen bereits durch ganz Fertit bis an die Grenzen von Darfur, wo wohl die Kredsch zum Teile ihm zugehören, wenn diese freilich auch stärker mit dunkelfarbigen Völkern sich gemischt haben als die Njam-Njam selbst. Und im Osten sind wohl als ähnliches, durch fremde Zumischung entfremdetes, kulturell aber nahestehendes Vorpostenvolk die Bongo aufzufassen, welche die eigentlichen Njam-Njam von den östlicher wohnenden Negern des Nilthales sondern. Über die Ausdehnung ihrer Wohnsitze zur Westgrenze hin sind bis heute noch keine bestimmten Angaben zu machen.

Was wir in dieser Richtung zu betonen haben, ist die weitgehende Übereinstimmung, die in Sitten und Gebräuchen zwischen den Bongo-Sandeh auf der einen Seite und den Musgu des Zentral- und Westsudan auf der andern zu beobachten ist. Gleich diesen verunstalten die erstern ihren Körper weniger, sie teilen mit ihnen den eigentümlichen Bau der Häuser und Kornspeicher, die Art der Waffen und vor allem die nicht so leicht bei einem Volke veränderliche Begräbnisart. Man würde also vielleicht an einen westlichen Ursprung denken

---

[1] Der Name Njam-Njam ist der Sprache der Dinka entlehnt und bedeutet, auf den Kannibalismus dieses Volkes anspielend, „Fresser, Vielfresser". Der Name, welchen sich das Volk selbst erteilt, lautet Sandeh. Da die Mohammedaner des Sudan an den Namen Njam-Njam (Plur. Njamanjam) hauptsächlich die Vorstellung des Menschenfressens zu knüpfen pflegen, so findet sich bei ihnen derselbe auch zuweilen für andre Völker in Gebrauch, welche mit den eigentlichen Njam-Njam, den Sandeh, nichts gemein haben als den Kannibalismus. Nach Schweinfurth haben für dieses Volk die Nachbarn folgende Bezeichnungen: von den im Norden wohnenden Bongo werden die Njam-Njam bald Mundo, bald Manganja genannt, während ihnen von den hinter jenen lagernden Djur und Dinka der Name O-Madjaka beigelegt wird; die östlichen Nachbarvölker der Njam-Njam, die Mittu, geben ihnen die Bezeichnung Makaraka oder Kakkaraka; bei den Golo heißen sie Kunda, bei den Monbuttu schließlich Babungera. — Die Monbuttu (von Junker neuerdings Mangbattu geheißen) tragen bei den Arabern den Namen Guruguru, welcher an ihre Sitte der Ohrenburchbohrung erinnern soll.

können. Schweinfurth nimmt aber in seiner Betrachtung der Monbuttu die Barthsche Ansicht von dem östlichen Ursprunge der Fulbe und ihrem Hervorgehen aus einer zwiefachen Mischung, nämlich einer berberisch-arabischen und einer berberisch-negroiden, als eine Hypothese auf, welche auch auf die Njam-Njam Anwendung finden könnte. Jedenfalls haben wir hier, wenn nicht eine deutliche berberisch-negroide, so doch eine unzweifelhafte Mischung von dunkeln und hellen Menschen, denn der Abstand der Njam-Njam von ihren dunklern, unterworfenen Nachbarn ist auffallend.

Auch beweist die noch so bunt vorhandene Durcheinanderschiebung der beiden, daß ihr Zusammensein noch nicht von sehr altem Datum ist. Im Makarakagebiete ist der Negerstamm, nach welchem jenes Gebiet benannt wird (s. Abbildung, S. 526), weit entfernt davon, die Mehrheit zu bilden; er ist nur der hervortretendste in dem dortigen bunten Konglomerate, von welchem W. Junker sagt: „Ein so buntscheckiges Gewirr von Fragmenten verschiedener Völkerschaften, die sich bis zu der Zeit, wo die ersten Elfenbein- und Sklavenhändler ins Land kamen, gegenseitig aufzureiben drohten, wodurch es anderseits den mohammedanischen Eindringlingen leichter wurde, festen Fuß zu fassen und die Einheimischen dienstwillig zu machen, ist wohl kaum auf verhältnismäßig so beschränktem Gebiete wie hier andernorts auf bekanntem Territorium des afrikanischen Kontinentes wiederzufinden“. Es ist das Gebiet im Gegenteile am wenigsten gerade von Makarakaleuten bewohnt, aber da sie es sind, welche sich mit der Zeit für Regierungszwecke, Trägerdienst 2c. am zuverlässigsten gezeigt haben, wurde der Verwaltungsbezirk als Mudirieh Makaraka benannt.

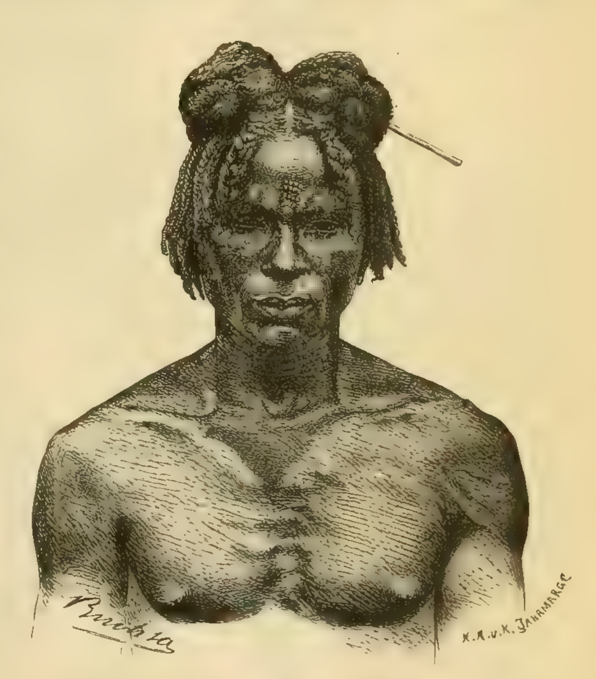


Ein Njam-Njam (nach der Natur gezeichnet von Richard Buchta).

Einheimisch oder meist länger ansässig im Lande ist eine ganze Reihe von Volksstämmen, die teils in Sprache, Sitten und Gebräuchen verschieden sind, und von denen manche früher mächtige Negerstämme gewesen sein mögen, während sie heute zusammengeschmolzen sind. Die Liggi, Fadjellu, Abukaja, Abaka, Mondu (s. Abbildung, S. 527), Moru und Kakuak gehören zu diesen enklavenweise über das ganze Gebiet hin verteilten Stämmen oder vielmehr Splittern von Stämmen. Beim Vordringen des Handels wurde durch die Gründung von Mittelpunkten für Lagerung und Tausch von Elfenbein und Sklaven und durch die im Laufe der Zeit friedlicher werdende Stimmung der verschiedenen Völkerschaften bewirkt, daß die früher schärfer bestimmten Gebietsgrenzen allmählich fielen, so daß jetzt viele von den genannten untereinander gemischt wohnen. Später haben sich in der Nähe der Regierungsstationen Kolonien fast aller erwähnten Stämme angebaut. Selbst Bari und Njambara haben sich in Hungerjahren oder bei andern Gelegenheiten den heimkehrenden Trägerkolonnen in Lado oder Njambara angeschlossen oder sind eigens zu Kolonisationszwecken

von Regierungsbeamten nach Makaraka mitgenommen worden. Noch mehr hat dadurch dieses Gebiet den Charakter eines in ethnographisch-anthropologischer Beziehung mosaikartig gestalteten angenommen, welches einem ewigen Geschiebe und beständiger Dislokation der darauf Ansässigen unterworfen ist. Die Einwohnerzahl in dem bekanntern Teile des Njam-Njamlandes muß mindestens 2 Millionen betragen.

Wie solche Verbreitungsverhältnisse zu stande kamen, zeigt am besten gerade die Geschichte der Makaraka und ihrer Verwandten, der Bombe, welche beide als Stämme der anthropophagen Njam-Njam vor kaum 40 Jahren aus dem fernen Westen, angeblich aus dem nördlich vom Uelle gelegenen Gebiete von Kana und Kifa, hierher ostwärts einwanderten und nach vielen Kriegszügen, welche sie bis in das Njambaragebiet unternahmen, nun friedlich inmitten ihrer Nachbarn leben. Der verhältnismäßig beschränkte Raum, den sie noch heute trotz ihrer hervorragenden Stellung in diesem Lande einnehmen, spricht mit für ihre späte Einwanderung. Und diese Umsetzungen gehen noch immer weiter. Denn in die Bongo haben sich jene Teile der Schilluk gedrängt, welche wir als Djur kennen gelernt haben, und unter den Bongo selbst hat die Sklavenjagd dergestalt aufgeräumt, daß Schweinfurth 1873 schrieb: „In allen Ländern des Islam wird man zur Zeit noch viele Bongo unter den Haussklaven der Vornehmen antreffen können". Auf der andern Seite nahm, während die Araber das Rohlgebiet verwüsteten, die Stärke der Njam-Njam durch Zuwanderung flüchtiger Mutti und andrer Stämme zu; ihr Häuptling Mbio vermochte sich zu einer bedeutenden Macht (Ende der siebziger Jahre) emporzuschwingen, indem im Laufe der Jahre ihm viele Gewehre in die Hände fielen; und nun haben die Herren des Landes, die Ägypter, in den Njam-Njam so vortreffliche Soldaten erkannt, daß ein großer Teil derselben in den Baracken am Nil liegt und dort neue Kolonien heller Neger entstehen läßt.



Ein Njam-Njam (nach eigner Photographie von Richard Buchta).

Männer und Frauen dieser Völkergruppe sind kräftiger als die umwohnenden Stämme, aber nicht so hoch gebaut. Die größte Körperhöhe maß Schweinfurth bei den Njam-Njam mit 1,8 m, und Felkin gibt für die Bongo als durchschnittliches Maß 1,76 m an. Die Frauen sind oft sehr dick und bilden häufig einen auffallenden Gegensatz zu den schmächtigen Dinka. Auch ihre Köpfe sind breiter als die der weiter östlich wohnenden Neger und gehören nach Schweinfurth den „untern Stufen der Brachykephalie" an. Der Haarwuchs ist stark, besteht aber stets aus dem fein gekräuselten Vliese der sogenannten echten Negerrasse. Haarflechten und Zöpfe, welche weit über die Schultern und bis zum Nabel herabhängen können, bedecken den runden, breiten Kopf. Eine beispiellose Größe und Offenheit der mandelförmig geschnittenen, etwas schräg gestellten Augen, welche, von dicken, scharf abgezirkelten Brauen

beschattet, in ihrem weiten Abstande voneinander eine ebenso außerordentliche Schädelbreite verraten, erteilt dem Gesichtsausdrucke ein unbeschreibliches Gemisch von Wildheit, Entschlossenheit und Offenheit. Ein von sehr breiten Lippen berandeter Mund, ein rundes Kinn, wohlausgepolsterte Wangen vervollständigen die rundliche Gestalt des Gesichtsumrisses; ein untersetzter Körper ohne scharf ausgeprägte Muskulatur ist verbunden mit einem unverhältnismäßigen Überwiegen des Oberkörpers. Von geringer Bedeutung erschien Schweinfurth die Hautfarbe, welche am besten mit dem matten Glanze der Tafelschokolade verglichen werden kann. Die Grundfarbe ist dieselbe: ein erdiges Rot im Gegensatze zur Bronze der äthiopischen (kuschitischen) Völker Nubiens (vgl. die beigeheftete Tafel „Krieger der Njam-Njam"). Felkin nennt die Bongo einfach rotbraun. Als Stammes-Merkmal haben alle Sandeh drei oder vier mit Punkten ausgefüllte, Schröpfnarben ähnliche Quadrate auf Stirn, Schläfen und Wangen tättowiert, ferner eine X-förmige Figur unter der Brusthöhle, über dem Nabel. Außerdem tragen sie noch als individuelle Erkennungsmerkmale mancherlei Muster in Gestalt von Strichen, Punktreihen und Zickzacklinien, die sich auf Oberarm und Brust tättowiert finden. Bei festlichen Gelegenheiten wird der Körper mit pulverisiertem Rotholze bestreut und mit schwarzem Gardeniasafte in unregelmäßig marmorierten Mustern bemalt.



Makarakaneger und -Negerin (nach eigner Photographie von Richard Buchta). Vgl. Text, S. 524 und 528.

Wie in körperlicher Beziehung, heben sich auch in geistiger diese Völker von ihren Nachbarn ab. Junker findet die westlich vom obern Nil wohnenden Stämme, vorzüglich die Makaraka, „in jeder Beziehung" den östlichen Stämmen des Nilthales überlegen. Trägerkolonnen aus diesem Gebiete versorgten außer sich selbst in schwierigen Zeiten auch Lado



KRIEGER DER NJAM-NJAM

(Nach der Natur von Richard Buchta.)



mit Getreide, und es waren Makaraka, welche den ersten Dampfer nach dem Mwutan hinauf beförderten. Die Soldaten der Ägypter in den Äquatorialprovinzen kommen fast alle von hier und bilden ein stattliches Korps. Sie sind tapfer, beinahe tollkühn, höflich und wohlgemut. „Mit der Pünktlichkeit eines Uhrwerkes", sagt Felkin, „führen sie jeden Befehl aus. Sie denken aber auch bei der Erfüllung ihrer Pflichten. Ihre Waffe, die Remington-Flinte, halten sie wert und putzen sie sorgfältigst." Von den Bongo sagt derselbe Reisende: „Sie sind anstellig und geschickt zu fast jeder Arbeit und leicht in Ordnung zu halten. Sie scheinen friedfertiger, als es in diesen Distrikten üblich ist, und beschäftigen sich hauptsächlich mit dem Ackerbaue."

In Bezug auf die Verunstaltungen verschiedener Körperteile stehen sich die beiden Hauptgruppen dieser Völkergruppe scharf gesondert gegenüber. Außer der Tättowierung kommt bei den Njam-Njam nur Spitzfeilen der Zähne vor, das nicht von allen ihren Nachbarn, wohl aber von den ihnen unterworfenen Negern geübt wird. Es wird hier wie in der Kongoregion und anderwärts mit der Menschenfresserei in Zusammenhang gebracht. So haben z. B. die den Nord-Njam-Njam leibeignen Scheri, welche allgemein für Menschenfresser gehalten werden, spitzig zugefeilte Schneidezähne. Durch ein merkwürdiges Raffinement der Verstümmelung ragen die Bongo hervor. Gemeinsam ist beiden Geschlechtern die von der Mehrzahl der Bewohner des Bahr el Ghasal-Beckens geübte Sitte, sich die untern Schneidezähne auszubrechen. Nur im südlichen, an die Njam-Njam grenzenden Teile des Landes tritt an die Stelle dieser Verstümmelung das Spitzfeilen. Das seitliche Ausfeilen der obern Schneidezähne wird auch von denjenigen Bongo vorgenommen, welche sich die untern ausbrechen. Bei andern Individuen beobachtet man einen seitlichen Einschnitt an allen vier Schneidezähnen, so daß sich zwischen diesen überall ein starker Zahnstocher durchstecken ließe. Noch viel weiter gehen aber die Weiber der Bongo in einer Verstümmelung der Unterlippe, die an die entsprechende Sitte der Manganja und Musgu erinnert. Sobald das Weib verheiratet ist, beginnt man die anfänglich nur eng durchlöcherte Unterlippe durch Einführung immer größerer Holzpflöcke so zu erweitern, daß sie schließlich das Fünf- bis Sechsfache ihres natürlichen Volumens erreicht. Ganz ähnlich diesen sind jene Holzklötze und Knochenstücke, welche die Frauen der Musgu in die Unterlippe fügen; sie sind von kurz cylindrischer Gestalt und im Durchmesser nicht unter 2 cm dick. Durch die auf solche Art erzeugte Spannung wird die Unterlippe breit aufgetrieben, in horizontaler Richtung erweitert und ragt weit über die obere hinaus. In die gleichfalls durchlöcherte Oberlippe wird ein kupferner Nagel oder ein kreisrundes, kleines Plättchen, hin und wieder auch Ringelchen und Strohhalme von der Stärke eines



Ein Monduweib (nach eigner Photographie von Richard Buchta)
Vgl. Text, S. 524.

Schwefelholzes gesteckt. Ebensowenig intakt läßt man die Nasenflügel. Gleichfalls durchlöchert, erscheinen sie mit ebensolchen Strohhälmchen, je eins bis drei in jedem Nasenflügel, bespickt. Kupferringe werden mit besonderer Vorliebe durch den Knorpel der Nasenscheidewand gezogen. Zum Überflusse fügen die koketten Bongofrauen noch kupferne Klammern in die Mundwinkel ein, als handelte es sich darum, die Breite der Mundspalte zu zügeln und buchstäblich ihre Mundfertigkeit im Zaume zu halten. Alle diese nebensächlichen Zieraten finden sich indes nicht bei allen Frauen und bloß in sehr seltenen Fällen alle zusammen von einer einzigen zur Schau getragen; nur der Pflock in der Unterlippe ist obligatorisch und dient als künstliches Stammesmerkmal. Am meisten Löcher haben die Ohrränder, sowohl die vordern als auch die hintern der Ohrmuschel; das Ohrläppchen allein hat Raum für ein halbes Dutzend kleiner Kupferringe. So gibt es wohl Frauen im Lande, die an mehr als 100 Stellen ihres Leibes durchlöchert erscheinen. (Schweinfurth.) Nicht zufrieden damit, raufen sie sich mit eigens diesem Zwecke dienenden Zängelchen noch Wimpern und Augenbrauen aus.



Ein Njam-Njam (nach der Natur gezeichnet von Richard Buchta).

Seltsamerweise sind es nun gerade die Bongofrauen, welche im Gegensatze zu den Njam-Njam auf jederlei Bekleidung mit Fellen, Häuten und Zeug verzichten, vielmehr sich jeden Morgen ihre frische Garderobe aus dem Walde holen. Ein Zweig oder ein Bündel Gräser wird hinten und vorn an der Lendenschnur befestigt. Sehr häufig aber ist auch ein Schweif aus dem Baste der Sanseviera im Gebrauche, der, einem schwarzen Roßschweife gleich, hinten lang herniederwallt. Alle übrigen Teile des Körpers bleiben bei beiden Geschlechtern unbedeckt, besonders auch der Kopf, welcher mit einem Federschmucke nur bei Festen und dergleichen verziert wird (s. Abbildung, S. 526). Offenbar bilden in dieser Beziehung wie in so mancher andern die Bongo den Vereinigungspunkt von Sitten und Gebräuchen ihrer Nachbarn und kommen so dazu, Gegensätze zusammenzubringen, die ihrem Wesen nach nicht zusammengehören. So haben die nördlichen Bongo von den angrenzenden Djur und Dinka die Sitte des Ausbrechens der untern Schneidezähne angenommen, teilen mit den westlich wohnenden Stämmen und in geringem Grade mit den oberhalb der Bari wohnenden Nilnegern die Verunstaltung der Unterlippe und entfernen sich sogar in der mangelhaften Bekleidung von den Njam-Njam, mit denen sie anderseits so vieles gemein haben. Sie nähern sich dann aber diesen wieder in der Haartracht, denn wo sie im Süden ihrer Wohnsitze an sie grenzen, tragen sie Zöpfe und Flechten, während sie im Norden nach Dinkasitte ihr Haar einfach kurz geschoren halten.

Die Njam-Njam suchen ihre Stärke, was Ausschmückung des Körpers anbelangt, vor allem im Haarputze. Schweinfurth zeichnet uns eine übrigens auch anderwärts in Afrika vorkommende Haartour, welche den Kopf mit einem strahlenartigen Gebilde, gleich dem Nimbus eines Heiligenbildes, umgibt. Dieser Strahlenkranz ist aus des Mannes eignem Haare hergestellt, indem seine Flechten von der ganzen Seitenperipherie des Hauptes ausgehen und an einem Reifen, der wiederum mit Kaurimuscheln geziert ist, befestigt ausgespannt werden. Beim Schlafengehen werden die Drahtstäbe herausgezogen, worauf sich der ganze Strahlenkranz zurückschlagen läßt. Die merkwürdig gestaltete, vierkantige Strohmütze der Njam-Njam wird ebenfalls vorwiegend von den Männern getragen. Zahlreiche Ringe um Arme und Beine, manchmal auch schwere Halsringe oder -Ketten kommen dagegen den Frauen zu.

Bei allen diesen Völkern herrscht im Hüttenbaue der Kegelstil, aber sie erzielen in demselben eine große Mannigfaltigkeit durch mancherlei Variationen und gehören sicherlich zu den besten Architekten in Afrika. Dies tritt um so deutlicher hervor, wenn man ihre Bauten mit den viel ärmlichern Behausungen der von ihnen unterworfenen Neger vergleicht. Das Makarakagebiet nach Süden durchziehend, erstaunt man, bei den Fadjellu Hütten zu finden, deren Kleinheit und Ärmlichkeit weit absticht von den geräumigen Wohnungen ihrer nördlichen Nachbarn. Der Kontrast erscheint groß, wenn wir Felkin sagen hören, daß die Hütten der Bongo nach denen von Uganda die besten waren, die er in Afrika antraf. Die Hütten sind oben abgeplattet, und dieses Merkmal der Abplattung drückt dem allgemeinen Baustile ein eignes nationales Gepräge auf.

Es ist schon als eine der großen Gemeinsamkeiten dieser Völker hervorgehoben worden, daß sie hauptsächlich Ackerbauer sind. Der Ackerbau steht bei ihnen weitaus in erster Reihe, die Zucht der Ziegen, Schafe, Hühner und weniger Rinder ist Nebensache. Das Land kommt dem Ackerbaue entgegen, denn es gehört zu den fruchtbarsten, vegetationsreichsten Gebieten Afrikas. Was im Nilgebiete wächst, kommt auch hier vor. Der Boden bringt besonders Telabun (Eleusine), Büschelmais, Sesam, Erdnüsse, Kukurbitaceen, Tabak &c. hervor; wild wachsen unter anderm Bananen, deren Früchte bis zu einem Fuß lang werden sollen, Kaffee (in Bendjieh), Bataten, eine Ölpalme, deren Früchte die Größe der gewöhnlichen Bananen erreichen. Der Butterbaum ist überall verbreitet. Es ist bezeichnend für die feuchtere Atmosphäre, daß (nach Heuglin) Dorngewächse, diese Charakterpflanzen Afrikas, namentlich Akazien, gänzlich zu fehlen scheinen. Um so auffallender ist in anbetracht solcher Fruchtbarkeit eine gewisse Armut oder besser Einförmigkeit des Ackerbaues bei den Njam-Njam, die besonders auch scharf von dem absticht, was wir in dieser Beziehung bei den Monbuttu finden. Eine geringere, bei den östlicher wohnenden Völkern, auch den Bongo, nur schwach vertretene Getreideart, die Eleusine coracana, bildet nämlich hier den Hauptgegenstand der Kultur, während Sorghum in den meisten Gegenden des Njam-Njamgebietes gänzlich zu fehlen scheint, auch Mais nur in geringem Umfange angebaut wird. Es scheint sich hier das Verhältnis der herrschenden Rasse im Sudan zu den unterworfenen Negern zu wiederholen, welche insgesamt bessere Ackerbauer als ihre Herren sind. So scheint hier die Krone des Landbaues den leibeignen Kalika zu gebühren, deren Land (südlich vom Makarakagebiete, unter 3° nördlicher Breite) auf Junker den Eindruck eines der bestangebauten und viehreichsten Länder machte, die er in Afrika gesehen. „Ausgedehnte Kulturfelder mit weit über manneshohen Durrhastengeln, zwischen denen sich die Eingebornen schützend verborgen hielten, kleine Strecken, mit Lubia, verschiedenen Arten Bohnen, Kürbissen, süßen Bataten &c. bestellt, an den sanft geneigten Hügeln abgeweidete Wiesen, die vielfach in allen Richtungen von kleinen Gewässern, Bächen, tief liegenden

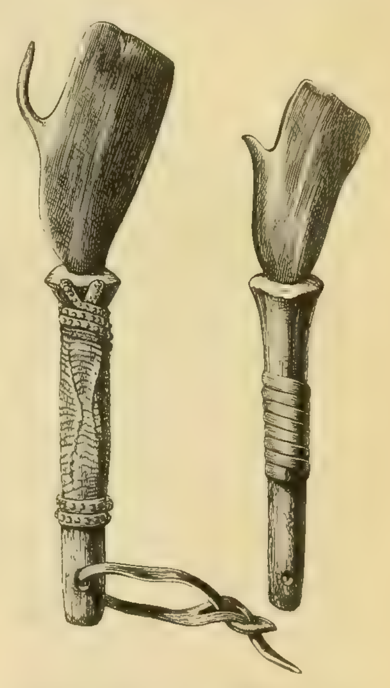


Krieger der Makaraka (nach eigner Photographie von Richard Buchta).

Rinnsalen durchzogen sind und auch hier von anstehender üppiger Baumvegetation als schmaler grüner Streifen begleitet werden, ab und zu aus den Kulturfeldern aufragende kleine, kaum einige Dutzend Bäume zählende Haine, deren Hochstämme durch Buschwerk und

Schlinggewächse verdichtet sind, einzelne die Stelle unsrer Dorflinde einnehmende Stämme, welche friedliche Schattenplätze bieten und auch hier vielfach bei den über das Land verteilten kleinen Weilergruppen anzutreffen sind, während die Delebpalme und Banane nur vereinzelt vorkommen, lassen (alles in allem) die Gegend auf den ersten Blick mit einem kultivierten Landstriche in Europa vergleichen."

Für die Njam-Njam ist es bezeichnend, daß, während die Bongo als Volk von Ackerbauern das Wort „monj" sowohl für Sorghum vulgare, die Basis ihres Feldbaues, als auch für Speise überhaupt gebrauchen und es noch dazu als Zeitwort für „essen" verwenden, die Njam-Njam diesen Ausdruck dem Worte Fleisch, „puschio", entlehnen, welches auch für Wild im allgemeinen gilt; die Speise heißt bei ihnen „puschje". Sie verhalten sich zu den Bongo hinsichtlich des Landbaues wie große, aber träge, nachlässige Gutsbesitzer zu einem emsigen Bauernvolke. Thatsächlich arbeiten sie selbst ungemein wenig im Felde. Es ist ebenso bezeichnend für ihre Verwertung der Erzeugnisse des Ackerbaues, daß, wenn auf jedes Wohnhaus in der Regel drei Kornspeicher kommen, von diesen nur zwei das zur Mehlkost erforderliche Korn enthalten, der dritte aber ausschließlich mit solchem in gemalztem Zustande angefüllt ist. Die Njam-Njam sind in außergewöhnlichem Maße dem Biergenusse ergeben. Sie sind ferner, wie die größten Raucher, so die größten Tabakspflanzer Ostafrikas. Keine Hütte ohne Tabaksbeet, das, um dem Raube zu wehren, so nahe wie möglich gehalten wird. Ihre Sprache ist die einzige in jenem Gebiete, welche ein eignes Wort für diese Kulturpflanze hat; Gundeh nennen sie die Nicotiana tabacum, während Nicotiana rustica hier völlig unbekannt ist. Die Njam-Njam rauchen den Tabak aus kurzen Thonpfeifen von eigentümlicher Gestalt ohne Rohr; das Tabakkauen ist bei ihnen nicht im Gebrauche, wohl aber bei den Bongo. Von diesen wird der Tabak (angeblich mit Kuhmist gemischt) in steinharte Kuchen geformt, die mit Mühe zerschlagen und zwischen Steinen zerrieben werden, und diese „Meschir" genannte Sorte ist so kräftig, daß ungeübte Raucher sie nur in der Mischung mit leichtem Blättertabake genießen können. Nur Vermöglichere besitzen größere Vorräte, da der Preis ein verhältnismäßig sehr hoher ist.

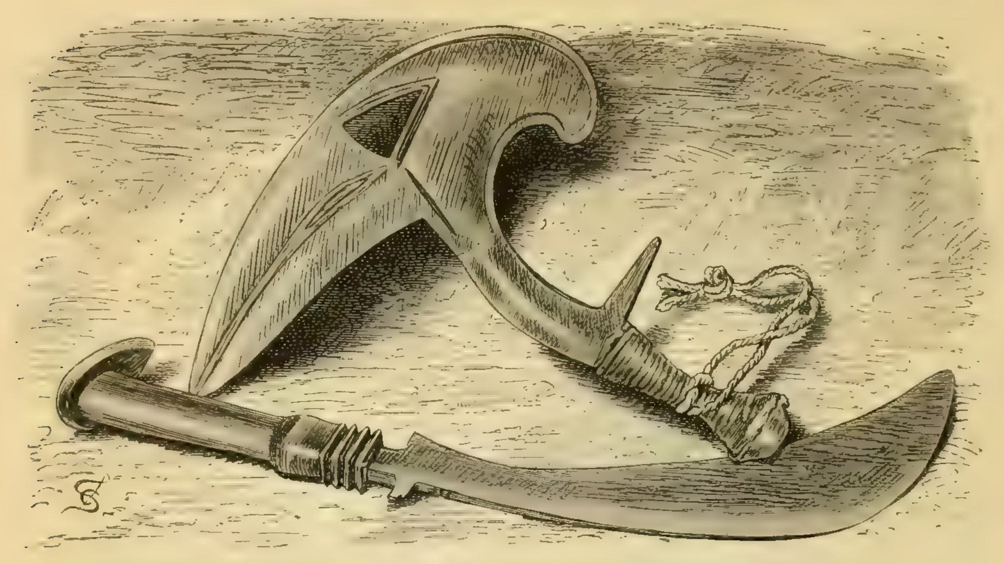


Wurfeisen der Lur, südlich von den Makaraka wohnhaft (Museum für Völkerkunde, Berlin). Vgl. Text, S. 533.

Die Viehzucht nimmt vom Nil nach Westen hin plötzlich ab; die Djur sind die letzten starken Rinderzüchter. Den Njam-Njam aber sind Kühe und Ziegen meist nur vom Hörensagen bekannt. Die Njam-Njam sind dagegen ebenso wie die „alles essenden" Bongo große Hundefreunde. Ihre Tiere sind außerordentlich zur Fettbildung geneigt, die von ihren Herren noch besonders gefördert wird, da Hundefleisch einen ihrer vorzüglichsten Leckerbissen ausmacht.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß das Fehlen der Rinderherden, jenes großen Anziehungspunktes der nubischen Räuber und Händler, von günstigem Einflusse auf die Stellung dieser Völker zu den nubischen Invasionen war; allerdings nicht für die Dauer. Aber speziell die Bongo, welche nach den Schilluk und Dinka den Anprall auszuhalten hatten, zogen außerdem von der leichtern Beweglichkeit Gewinn, die in diesen Ländern dem

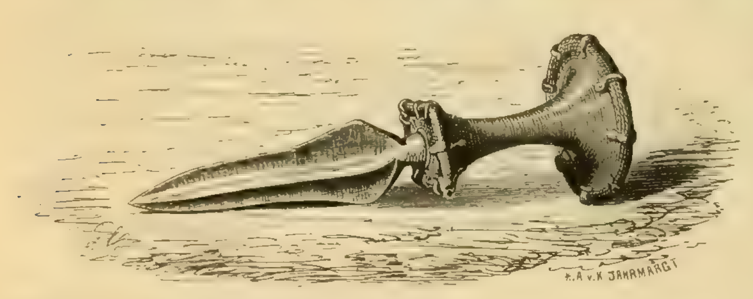
Ackerbaue eigen ist, der hier leicht ein neues Stück Land in schützendem Berglande urbar machte, wenn die Sklavenjagden ihn aus der Ebene vertrieben hatten. Der Hälfte des Volkes gelang es, sich durch Massenauswanderung der Sklaverei zu entziehen; ein Teil ging unter die Dinka nach Norden, ein andrer zog sich nach Süden an die Grenzen der



Pingah, Wurfwaffen der Lur (Museum für Völkerkunde, Berlin). Vgl. Text, S. 533.

Njam-Njam zurück, wo die durch Berge dargebotenen Terrainvorteile einen längern Widerstand gegen das Vordringen der Chartumer begünstigten.

Behufs der Jagd zähmen die Njam-Njam ein kleines Raubtier, vielleicht eine Ryzäna. Neben zahlreichen Vogelarten kommt dort gezähmt auch der rotschwänzige Papagei (Psittacus erithacus) vor; er wird öfters zum Sprechen abgerichtet. Entsprechend ihrer Herrenstellung unter den dunkeln Leibeignen, sind sie große Jäger.



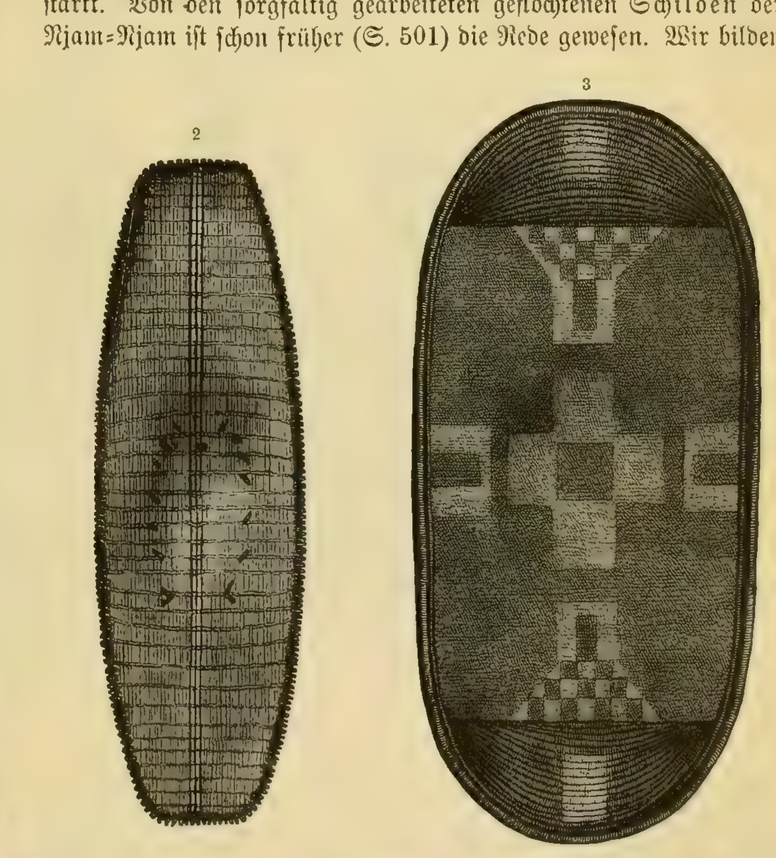
Ein eiserner Dolch, bei Njam-Njam und Tuareg üblich (Christy Collection, London). Vgl. Text, S. 533.

Die Bongo, von deren Eisenindustrie schon früher (S. 512) die Rede war, stellen außerordentlich gute Eisenwaren her. So sind die Ringe, die sie massenhaft, oft 20—30 an einem Arme, als Schmuck und zum Parieren tragen, gut gearbeitet und von schöner Form. Die Speere der Bongo besitzen furchtbare Widerhaken, während die mit einfachen Spitzen versehenen, ganz eisernen Lanzen der Njam-Njam in Einfachheit der Gesamtarbeit denen der Zulu ähnlich sind. Die Kupferlanzen der Njam-Njam sind ausgezeichnet durch Größe und Dicke der mit einseitiger Öse um den Schaft gelegten Klinge und durch schöne Glättung des Schaftes.

Die charakteristische Waffe dieser Völker, welche nirgends eine so hohe Ausbildung erfährt, sind die Wurfmesser oder Trombadsch, auch Kurbadsch, Pingah rc. genannt, die im ganzen

nördlichen Mittelafrika bis zum Tsadsee hinüber gebräuchlich sind (s. Abb., S. 531, 532 u. 540). Sie haben eine Länge von 15 bis 20 Zoll, einen Handgriff, mit Schnüren umwunden, und bestehen aus einem Stücke Eisen, das vorn an der kurzen Klinge einen oder mehrere quer stehende Arme oder Messer hat, die scharf geschliffen sind. Die Waffe, welche mit dem Bumerang einige Ähnlichkeit hat, wird horizontal geschleudert, so daß sie während ihrer Flugbahn beständige Drehungen um sich selbst macht. Eigentümlich sind ferner auch die eisernen Dolche der Njam-Njam, welche bezeichnenderweise ganz ähnlich bei den Tuareg vorkommen (s. Abbildung, S. 532 unten).

Bogen und Pfeile dieser Völker kommen denen der Djur nahe. Erstere sind oft in sehr sorgfältiger Weise durch Eisenband verstärkt. Von den sorgfältig gearbeiteten geflochtenen Schilden der Njam-Njam ist schon früher (S. 501) die Rede gewesen. Wir bilden



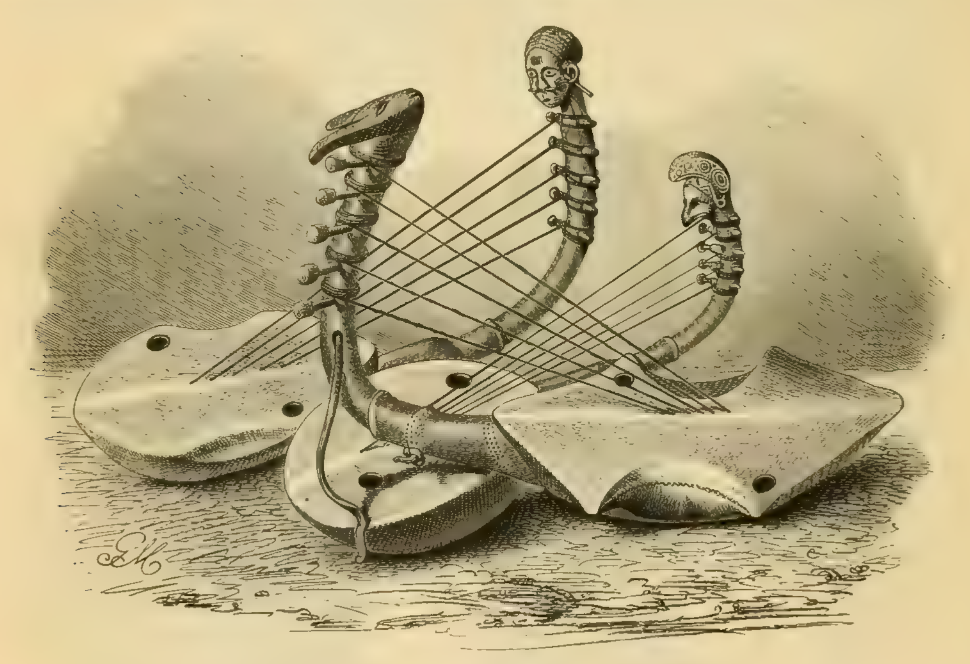
Schild 1 der Mondu — 2 der Njam-Njam — 3 der Makarala (ethnographisches Museum, Wien).
1/10 wirkl. Größe.

hier die einfachere und die vollkommnere Form ab. Der Kreuzzeichnung auf der letztern legt Schweinfurth Wert bei als Zeugnis der Berührung der Njam-Njam mit der Westküste. Wir sollten aber glauben, daß das Kreuz sich auch hier ungezwungen beim Suchen nach geometrischen Ornamenten ergeben haben müsse.

Alle diese Völker sind geschickt im Holzschnitzen. Sie verzieren die Stuhlfüße mit reichem Schnitzwerke, auch Menschen bilden sie so ab (doch darf man diese Figuren nicht sogleich für Götzenbilder ansehen) und schnitzen aus Holz gute Löffel. Die schönen Harfen, deren Hälse sie in geschnitzte Tier- oder Menschenköpfe endigen lassen, und welche von den

Njam-Njam aus ihren Weg zu den Bongo und weiter zu den Nachbarvölkern gemacht haben, zeigen, mit welchem Geschmacke und welcher Feinheit sie arbeiten (s. untenstehende Abbildung). Bei den Bongo erreicht durch die massenhaften menschlichen Figuren, mit denen sie ihre Dörfer, Thore und Gräber schmücken, dieser Kunstzweig eine besonders hohe Entwickelung. Dort finden sich in den Dörfern häufig ganze Reihen aus Holz geschnitzter Figuren, welche am Eingange der Pfahlumzäunung, deren verziertes Thor sie darstellten, oder bei den Hütten der Njere (Ältesten) aufgestellt sind, um das Andenken an diese oder jene hervorragende Persönlichkeit in der Gemeinde zu verewigen.

In der Herstellung von Thonwaren und Geflecht kommen diese Völker den Monbuttu gleich. Offenbar gehören sie mit diesen einer größern Zone hoch entwickelter Gewerbsthätigkeit und Kunsttriebe an, deren östlichen Ausläufer sie bilden.



Harfen der Njam-Njam (Christy Collection, London).

Im Familien- und häuslichen Leben der Bongo-Njam-Njam zeigt sich ein höherer Grad Kultur als bei allen Negern dieser Gegenden, selbst die Monbuttu nicht ausgeschlossen. Mit Recht hebt Felkin von den Bongo als bezeichnend hervor, daß hier zuerst die Kinder nicht mit den Eltern zusammen, sondern in eignen Hütten schlafen, „was bei keinem andern Stamme zwischen hier und Lado der Fall ist“. Die Ehen werden hier nicht so früh geschlossen wie bei andern Stämmen, erst vom 15. bis 17. Jahre an, und sind wahrscheinlich aus diesem Grunde auch kinderreicher. Bei den Njam-Njam ist Kindersegen ein erwünschtes Zeichen von Glück und Gedeihen. Auch wird bei ihnen das Freien durch keine Tributforderung erschwert, welche der Vater der Braut nach sonst weit in Afrika verbreiteter Sitte an den Freier zu stellen pflegt. Will jemand heiraten, so wendet er sich in der Regel an den König oder an einen der Unterhäuptlinge, der ihm alsbald eine Frau nach seinem Geschmacke verschafft. Es büßt die Ehe trotz der unbeschränkten Vielweiberei doch nichts von der Strenge und Heiligkeit ihrer Verpflichtungen ein. Die Frauen der Njam-Njam zeichnen sich durch ihr zurückhaltendes Wesen aus, wogegen die „Nsangah“,

die Dirnen, welche sich meist aus kinderlosen Witwen rekrutieren, um so freier sind. Die allgemeine Verbreitung dieses Institutes wirft eher ein günstiges Licht auf die Strenge der Familienbande.

Die Bongo begraben ihre Leichen in Hockstellung. Man hüllt den zusammengeschnürten Körper in einen aus Häuten zusammengenähten Sack und setzt ihn in ein sehr tiefes, mit einer nischenförmigen Seitenkammer versehenes Grab, so daß der Sack mit der Leiche in der Weise, wie es die Vorschrift des Islam erheischt, nicht den Druck des zur Füllung der Grabhöhle dienenden Erdreiches zu tragen hat. Männer werden mit dem Gesichte nach Norden, Frauen nach Süden gewandt begraben. Über dem Grabe errichtet man einen großen cylindrischen Steinhügel. Mitten auf den Steinhaufen wird ein Wasserkrug gestellt. Stets bezeichnet man die Grabstätte, welche dicht neben den Wohnhütten gelegen ist, durch hohe, mit vielen Kerben und Einschnitten verzierte Holzpfähle, deren Äste mit Benutzung der natürlichen Gabelung wie Hörner zugespitzt erscheinen. Ähnlich ist im ganzen die Zeremonie der Beisetzung bei den Njam-Njam, welche den Leichnam festlich schmücken und salben und bei der Lage desselben ebenfalls die Himmelsgegend beobachten, aber insofern vom Brauche der Bongo abweichen, als sie das Antlitz des Mannes nach Osten, des Weibes nach Westen kehren. Sie bestatten in der Grabkammer, die durch Pfähle geschützt ist, den Leichnam entweder sitzend auf seinem Stuhle oder liegend in einem sargartigen Baumstamme und errichten schließlich auf dem festgestampften Grabe eine Hütte. Zum Zeichen der Trauer scheren sie sich die Haare.



Ein Harfenspieler der Njam-Njam (nach eigner Photographie von Richard Buchta).

Man nimmt es angesichts dieser Sorgfalt des Begräbnisses nicht ohne Zweifel auf, wenn der beste Beobachter dieser Völker meint, ein eigentlicher **religiöser Kultus** in unserm Sinne fehle den Bongo wie allen Negervölkern dieses Gebietes. Für die Gottheit soll ihre Sprache keinen selbständigen Ausdruck haben, sondern dieselbe Bezeichnung „Soma“ ebensowohl Glück und Unglück bedeuten. Soma wird aber für das Schicksal so gut wie für das höchste Wesen gebraucht, das sie in den Gebeten ihrer fremden Bedrücker mit „Allah“ anrufen hören. Es kommt wohl auch der Ausdruck Somagobo, d. h. Gott der Obere, in Anwendung, um den Gott der Türken zu bezeichnen. Die Sprache kann hier nicht entscheidend sein, denn Tiefe des religiösen Gefühles kann mit Unvollkommenheiten der Sprache zusammengehen. Wir wagen, nach dem wenigen, was vom Glauben der Bongo und Njam-Njam bekannt geworden, zu sagen, daß sie auch hierin mindestens das allgemein afrikanische Niveau erreichen. So teilen sie den Hyänenglauben, denn **Felkin** wurde im Bongolande gewarnt, Hyänen zu töten, weil die Eingebornen glauben, alte Leute, besonders Frauen, hätten die Macht, sich in ihren Körper zu versetzen und so bei Nacht auf Raub auszugehen. Sie haben Zauberer, welche in nichts von denen andrer Neger sich unterscheiden; sie haben dieselben Augurien, wie man sie an der Westküste findet. Bei den Njam-Njam wird z. B. bei allen besondern Gelegenheiten, namentlich aber vor Unternehmung eines Feldzuges, in Gegenwart des Häuptlinges einem schwarzen Huhne ein Pflanzengift gereicht. Stirbt dieses Tier, so bedeutet dies Unglück; im entgegengesetzten Falle ist man eines guten Erfolges sicher. Und endlich gehört wohl auch die **Menschenfresserei** in diese Reihe, die von einem Teile der Njam-Njam nach Monbuttuweise geübt wird, aber nicht allgemein zu sein scheint. **Schweinfurth** erfuhr von Leuten, welche den Westen des Landes besucht hatten, daß sie daselbst auf keine Anzeichen von Kannibalismus gestoßen seien. **Piaggia**, welcher gleichfalls



Ein Binsa (Zauberer) der Njam-Njam (nach eigner Photographie von Richard Buchta).

diese Gegenden kennen lernte, war während seines dortigen Aufenthaltes nur einmal Zeuge, daß auf einem Kriegszuge das Fleisch der erschlagenen Feinde, doch, wie er angibt, nur „aus Haß und wilder Blutgier", verspeist wurde. Schweinfurth macht aus eigner Erfahrung Häuptlinge namhaft, welche selbst den Genuß von Menschenfleisch verabscheuten. „Im großen und ganzen aber", sagt er, „darf man getrost die Njam-Njam als ein Volk von Anthropophagen bezeichnen, und wo sie Anthropophagen sind, sind sie es ganz und machen auch kein Hehl daraus." Die Anthropophagen rühmen sich selbst vor aller Welt ihrer wilden Gier, tragen voll Ostentation die Zähne der von ihnen Verspeisten, auf Schnüre gereiht, wie Glasperlen, am Halse und schmücken die ursprünglich nur zum Aufhängen von Jagdtrophäen bestimmten Pfähle bei den Wohnungen mit Schädeln ihrer Opfer. Am häufigsten wird das Fett von Menschen verwertet. Verspeist werden im Kriege Leute jeden Alters, ja die alten häufiger noch als die jungen, da ihre Hilfslosigkeit sie bei Überfällen zur leichtern Beute des Siegers gestaltet. Verspeist ferner werden Leute, die eines plötzlichen Todes starben und in dem Distrikte, wo sie lebten, vereinzelt dastanden. Die sonst so vorzüglichen Makaraka-Soldaten Gessi Paschas waren als Auffresser ihrer Feinde allgemein bekannt. Felkin zog darüber Erkundigungen ein und meint: „Wenn ich berichte, daß die Njam-Njamkrieger die Gefallenen aufzehrten, so muß man nicht annehmen, dies sei nur hier in Zeiten der Hungersnot oder im Kriege geschehen. Der Genuß von Menschenfleisch ist bei ihnen allgemein üblich, und manchmal lassen sie Kinder sterben, damit die Verwandten und Freunde dieser unmenschlichen Neigung frönen können." Letzteres könnte eine nubische Übertreibung sein. Es werden auch die Bombo von Junker im Gegensatze zu den nördlichen Makaraka als „anthropophage Njam-Njam" bezeichnet.

Die Njam-Njam teilen sich in Freie oder Adlige, die herrschende Klasse, und in Unterworfene oder Sklaven. Erstere nennen sich „Sandeh" und gehören der hellern Rasse an. Es fällt im ganzen und großen eine ethnographische Scheidung, wie im Sudan, mit der sozialen zusammen. In politischer Beziehung herrscht eine große Zersplitterung. Das Volk zerfällt in zahlreiche Stämme, und mehr als hundert erbliche Sultane oder Fürsten, d. h. besser Barone, alle aus dem Adel der Njam-Njam, herrschen im Lande; aber nur einige derselben besitzen eine ansehnliche Streitmacht und ein großes Gebiet. Dasselbe ist bei den Bongo der Fall. Als im Jahre 1856 die ersten Chartumer das Bongoland betraten, fanden sie das ganze Gebiet in eine Unzahl kleiner Distrikte und völlig voneinander unabhängiger Gemeinden geteilt. „Es herrschte daselbst die normale Anarchie afrikanischer Duodezrepubliken." (Schweinfurth.) Ein Gemeinwesen, wie bei den Dinka, welches ganze Distrikte zu einem durch Kriegermenge imponierenden Stamme vereinigte, war nicht zu finden. In seltenern Fällen unterstützte diesen Einfluß des Dorfältesten der mit seinem Namen verknüpfte Ruhm der Zauberei. Leicht wurde es den rohen Söldnerbanden, sich Gemeinde nach Gemeinde, Bezirk nach Bezirk zu unterwerfen, und dieselbe Methode glückte ihnen bei den ebenso konstituierten Njam-Njam. Diese Zersplitterung scheint aber nicht immer bestanden zu haben, wenigstens entspricht ihr noch keine ethnische Sonderung, wie wir daraus schließen, daß nach Schweinfurth die Sprache der Sandeh, trotzdem die Volkszahl einige Millionen betragen mag und die Verbreitung derselben eine beträchtliche ist, keine auffallenden dialektischen Verschiedenheiten aufweist. Daß er z. B. die Tier- und Pflanzennamen durch das ganze Gebiet gleich fand, spricht bei nicht nomadischen Völkern für einen einst innigern Zusammenhang.

*

Das Monbuttuland liegt zwischen 3 und 4° nördlicher Breite jenseit der Nilwasserscheide im obern Gebiete des noch immer rätselhaften, nach Westen fließenden Uelle. Schweinfurth gibt das Areal zu ca. 200 geogr. QMeilen, seine Bevölkerung zu einer

Million an. Es wäre dies eine für innerafrikanische Verhältnisse dichte Bevölkerung, bei deren Zahl man indessen im Auge behalten muß, daß sie nur durch Schätzung gewonnen ist. Von Natur ist das Land in hohem Maße bewohnbar gemacht durch fruchtbaren Boden, der dem Ackerbaue und der Viehzucht durch vortreffliche Bewässerung und bis vor wenigen Jahren auch durch die Lage fern von den Gebieten der Räubervölker und Sklavenjagden gleich günstig ist. Schon von den nördlich wohnenden Njam-Njam sind die Monbuttu durch Waldwüsten getrennt, zu deren Durchmessung man zwei Tage braucht. Indessen sind die Grenzen nicht scharf bestimmt und liefen einst anders als heute. Die Macht der Monbuttukönige machte sich einst nach einigen Richtungen weit über den Bezirk hinaus fühlbar, in welchen das eigentliche Monbuttuland eingeschlossen ist.

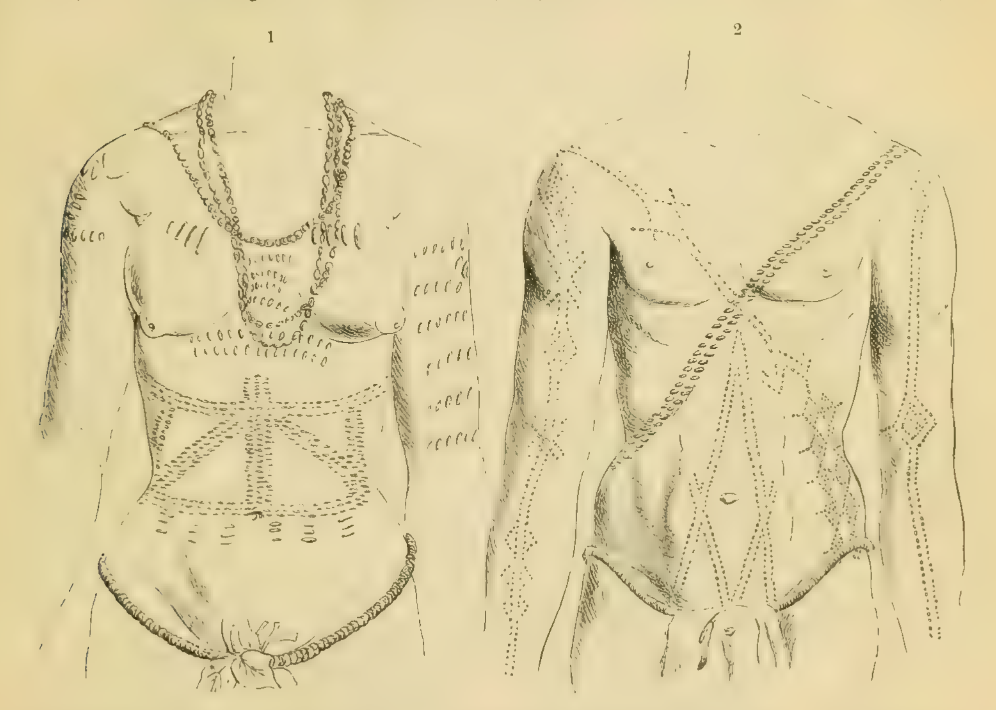


Tochter des Monbuttukönigs Munsa (nach eigner Photographie von Richard Buchta).

Aber bleiben wir bei diesem Monbuttulande im engern Sinne, so finden wir in ihm ein welliges, hügeliges Hochland von 800 bis 900 m mittlerer Meereshöhe; leichte Höhen von einigen Hundert Fuß über dem Spiegel der Ströme wechseln beständig mit breit eingeschnittenen Thälern ab. Es kommt eine Bewässerung hinzu, welche die günstigen Bedingungen vervielfältigt. Der Reichtum an Quellen, an vielverschlungenen Wassernetzen und infolgedessen auch an moorartigen Gebilden, in welchen sich Raseneisenstein ablagert, ist groß. Wiewohl der Wald unter der Axt der immer weitere Lichtungen schaffenden Ackerbauer zurückgedrängt ist, wachsen doch selbst in den Thälern noch Bäume von erstaunlicher Dicke und Höhe, welche nirgends im ganzen Nilgebiete übertroffen werden. Unter dem schützenden Dache dieser Riesen wachsen andre auf, die in echt tropischer Fülle und Verwirrung sich übereinander erheben. Und diese Dickichte bergen zwar nicht die Fülle großer wilder Tiere, die man in andern Teilen Afrikas findet, aber doch genug Elefanten, Büffel, Wildschweine und größere Antilopen, um der Bevölkerung eine weitere Quelle trefflicher Nahrungsmittel aufzuschließen. Es ist wichtig, hierauf hinzuweisen, da man vielleicht geneigt sein könnte, den Kannibalismus der Monbuttu auf Mangel an Fleischnahrung zurückzuführen.

Das äußerlich hervortretendste körperliche Merkmal dieses Volkes ist die hellere Färbung, die von Schweinfurth im Grundtone der Farbe des gemahlenen Kaffees verglichen wird, und welche er bezeichnet als „heller als die der meisten andern bekannten Völker Afrikas". Die Monbuttu besitzen eine weniger entwickelte Muskulatur als z. B. die Njam-Njam, haben aber einen stärkern Bartwuchs als diese. Ihre physiognomische Ähnlichkeit mit dem semitischen Typus haben alle Beobachter hervorgehoben, und es widerspricht dem nicht die im Vergleiche zu den Negern beträchtliche Stärke und Biegung ihrer Nase. Eine ganz besondere, freilich halb pathologische Eigentümlichkeit dieses Volkes nennt Schweinfurth die große Zahl hellhaariger Menschen, von welchen er annimmt, daß sie mindestens 5 Prozent der Bevölkerung ausmachen. „Dieses Haar", sagt er, „war immer von der

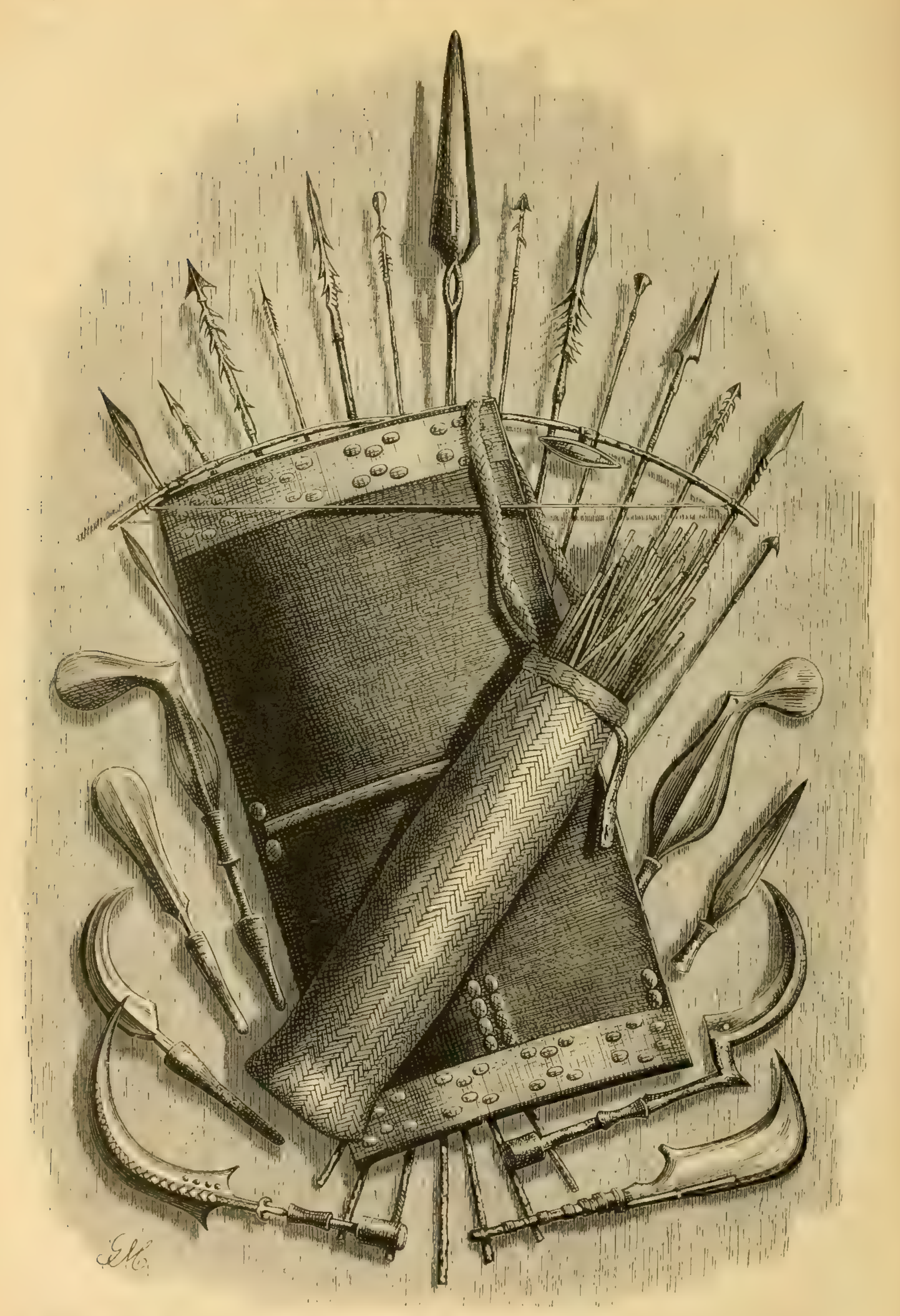
dickwolligen Beschaffenheit des Negerhaares und kam stets zusammen mit den lichtesten Hautfarben vor, die ich gesehen, seit ich Unterägypten verlassen. Seine Farbe war keineswegs das, was man bei uns helles Haar nennen würde, sondern es war eine Mischfarbe mit Grau, die den Vergleich mit Hanf nahelegte. Alle Individuen, welche solch helle Haar- und Hautfarbe hatten, zeigten einen kränklichen Ausdruck um die Augen und boten manche Anzeichen eines ausgeprägten Albinismus." Eine pathologische Eigentümlichkeit, in solcher Zahl der Individuen auftretend, hört auf, ein Gegenstand bloß medizinischer Betrachtung zu sein; der Besitz einer so großen Anzahl von Hellfarbigen weist vielmehr den Monbuttu eine besondere Stellung an. Soweit die Sprache der Monbuttu einen Hinweis auf den



Tättowierter Rumpf 1 eines Monduweibes — 2 eines Monbuttumannes (nach der Natur von Richard Buchta).

Ursprung, die Stammverwandtschaft des Volkes zu geben im stande ist, kann man sagen, daß sie durch die große Zahl nubo-libyscher Wörter ihre Stellung bei den nordäquatorialen Sprachen Afrikas, fern von den Bantu- und südafrikanischen Sprachen zu nehmen hat.

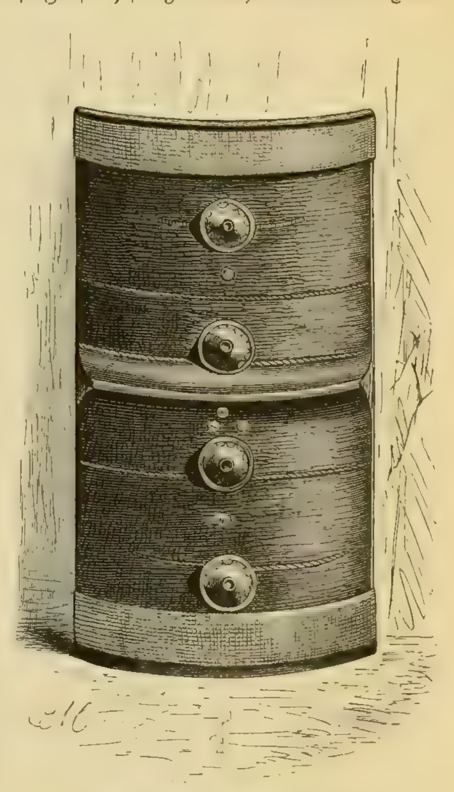
Zu den ethnographischen Eigentümlichkeiten dieses Volkes übergehend, zeigt sich uns zunächst die Kleidung als nicht minder abweichend wie die anthropologischen Merkmale und dabei von einer auffallenden Einheitlichkeit. Zunächst ist das tiefgreifende Merkmal hervorzuheben, daß das Weben den Monbuttu vollständig unbekannt ist. Sie fertigen ihre Stoffe aus der Rinde eines Feigenbaumes (Urostigma Kotschyana), deren natürliche graue Farbe man durch Färben mit einer Holzfarbe in ein Rotbraun umwandelt. Die Frauen benutzen auffallenderweise diesen Stoff nicht oder doch nur in möglichst geringer Ausdehnung; sie bedecken ihre Scham sehr ungenügend, indem sie an einer um die Hüften geschlungenen Schnur ein Bananenblatt oder ein Stück Rindenzeug von Handgröße befestigen. Ihr übriger Körper ist mit verschiedenen Figuren bemalt, die mit dem schwarzen Safte der „Blippo" genannten Pflanze Randia malleifera in den denkbar mannigfaltigsten Mustern ausgeführt sind. Sterne und Malteserkreuze, Bienen und Blumen, alles wird zum Muster



Wurfwaffen, Lanzen, Pfeile, Kocher, Bogen und Schild der Monbuttu (nach Schweinfurth).
$^1/_{10}$ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 541.

genommen; einmal ist der ganze Körper zebraartig gestreift und ein andermal wie ein Tigerfell mit unregelmäßigen Flecken bedeckt. Die Muster halten etwa zwei Tage lang, worauf sie sorgsam abgewischt und durch neue ersetzt werden. Die Männer salben den ganzen Körper mit einem Gemische von pulverisiertem Rotholze und Fett. Die Haartracht beider Geschlechter ist dieselbe, nämlich ein langer, schräg hinten hinausragender Chignon in Cylinderform, der innen mit Binsen befestigt ist. Von Schläfe zu Schläfe ist quer über Scheitel und Stirn das Haar in dünne Strähnen gelegt, die fest am Kopfe anliegen. Selten haben die Monbuttu eignes Haar von genügender Länge für diese Frisur; sie gebrauchen aber das Haar der im Kriege Gefallenen oder kaufen solches auf dem Markte. Auf den Chignons tragen die Männer der Monbuttu randlose, cylindrische Strohhüte mit viereckigem Kopfe und geschmückt mit roten Papageifedern oder mit Adler- und Falkenfedern. Die Frauen schmücken dagegen ihr Haar mit Kämmen aus Stachelschweinborsten und mit Haarnadeln[1]. Fügt man hinzu, daß Männer wie Frauen den innern Ohrmuskel durchbohren, um ein Stäbchen von der Größe einer Zigarre durchzustecken, und daß die erstern der Beschneidung unterworfen werden, so ist alles gesagt, was über Tracht und Zierat des Körpers zu sagen ist.

Von Waffen tragen die Monbuttu außer Schild und Speer auch Bogen und Pfeil, außerdem führen sie dolchartige oder sichelförmig gebogene Messer, deren Formen sich durch die größte Mannigfaltigkeit auszeichnen (s. Abbildung, S. 540). Dagegen fehlen ihnen, was beachtenswert ist, die echten Wurfmesser der Njam-Njam. So mannigfaltig wie die Messer sind auch ihre Speer- und Pfeilspitzen gestaltet, an deren erstern die Klinge vorwiegend der geschweiften und dreieckigen Form angehört, während die Pfeilspitzen mit Vorliebe verbreitert oder spatelförmig hergestellt werden, um breitere Wunden zu erzielen. Beiderlei Waffen besitzen Blutrinnen und Widerhaken.



Ein Schild der Monbuttu
(Christy Collection, London). 1/20 wirkl. Größe.

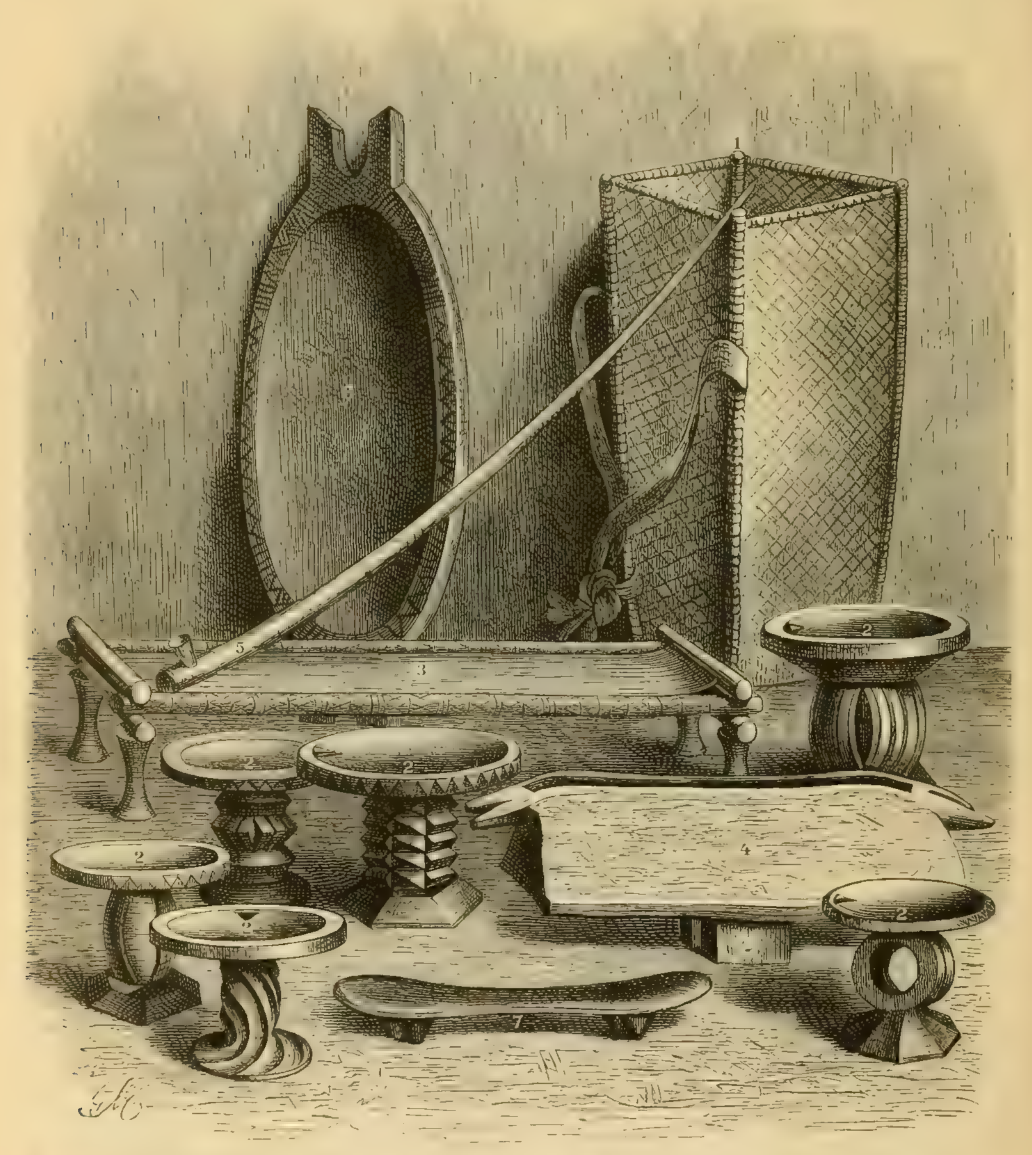
Der Pfeilschaft wird aus Rohr verfertigt und mit Bananenblatt oder Genettfell beschwingt. An den Bogen ist bemerkenswert, daß ihre Sehne aus gespaltenem spanischen Rohre besteht, und daß ein schmales Stück Holz den Daumen vor dem Rückpralle der letztern schützt, nachdem der Pfeil abgeschossen ist. Besondere Aufmerksamkeit wird den Schilden zugewendet; sie werden aus den dicksten Stämmen mit der Axt ausgehauen, so daß sie ziemlich breite, flache, rechteckige Bretter von zwei Dritteln Manneshöhe bilden, über deren Mitte außen quer eine Verstärkungsrippe läuft. Sie sind außerdem durch parallele, quer umlaufende Rotangstreifen an beiden Enden und am Ober- und Unterrande festgemacht (s. obenstehende Abbildung). Jeder Sprung oder Riß wird sofort durch Eisen- oder Kupferklammern

---

[1] Es ist auffallend, daß, wie Schweinfurth hervorgehoben hat, unter allen Völkern Afrikas die Ischogo Westafrikas die größte Ähnlichkeit in ihrer Haartracht mit den Monbuttu zeigen, und zwar erinnern die Weiber der Ischogo am meisten an die Männer der Monbuttu.

zusammengezogen. Alle Schilde sind schwarz gefärbt und zum Schmucke vielfach mit den Schwänzen des Guineaschweines (Potamochoerus) behängt.

Die Schilderung der Waffen führt uns naturgemäß in der Betrachtung der Handwerke der Monbuttu in erster Linie zu demjenigen, welches den größten Anteil an der Herstellung



Hausgeräte der Monbuttu: 1 Tragkorb — 2 Schemel — 3 Bett — 4 Trommel — 5 Pfeife — 6 und 7 Platte (nach Schweinfurth). 1/20 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 543.

dieser so mannigfaltigen Gebilde hat: der Schmiede. Die Monbuttu kennen zwei Metalle, Eisen und Kupfer, welche gleich Silber und Gold geschätzt werden. Als Schweinfurth den König Munsa mit Silber beschenkte, klassifizierte dieser das Geschenk einfach als weißes Eisen. Das Eisen stellen sie selbst her und zwar durch denselben primitiven Schmelzprozeß

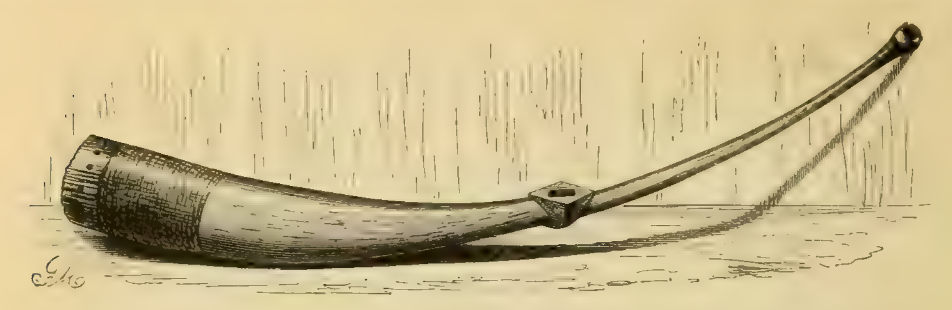
wie die andern Innerafrikaner, wobei sie als Blasebalg zwei mit erweichten Bananenblättern verschlossene Thoncylinder gebrauchen. Sowohl in der Schnelligkeit ihres Arbeitens als in der Schönheit ihrer Produkte sind sie den Bongoschmieden, wie überhaupt den meisten andern eingebornen Schmieden, überlegen. Kupfer gewinnen sie nicht selbst, sondern scheinen es aus Süden zu erhalten; aber ihre Nachfrage nach diesem Metalle ist nicht gering, da sie es fast zu allen ihren Schmucksachen verarbeiten. Sie ziehen einen platten Draht von vielen Ellen Länge daraus, womit sie Bogen, Lanzenschäfte, Messergriffe umwinden. Mit Kupfer sind die Schilde und die Ohrenstäbchen beschlagen, Kupfer hält die Ringe aus Büffelhaut zusammen und findet sich an den Zungen ihrer Gürtel.



Geräte der Monbuttu: 1 Haue — 2 und 3 Beile — 4 Schnitzmesser — 5 Rasseln (nach Schweinfurth). 1/6 wirkl. Größe.

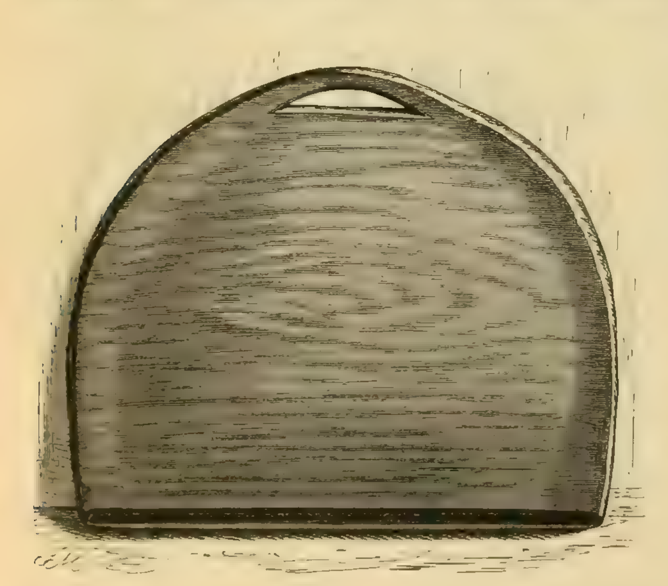
Neben der Metallbearbeitung ist die **Holzschnitzerei** bei diesem Volke auf einer hohen Stufe. Dazu verwenden sie mit Vorliebe den hohen, mächtig breiten, astarmen Stamm einer Rubiacee (Uncaria), die sie mit ihren kleinen Äxten höchst mühselig fällen und mit einem an ein Küferbeil erinnernden Werkzeuge zuerst roh bearbeiten. Aus solchen Stämmen höhlen sie Boote bis zu 12 m Länge und 1½ m Breite aus, groß genug, um zum Transporte von Pferden und Rindern Verwendung zu finden. Außerdem sind Schilde, Trommeln, Stühle, Platten Haupterzeugnisse der feinern Holzschnitzerei, für welche sie ein eignes einschneidiges Werkzeug besitzen. Die Mannigfaltigkeit ihrer geschnitzten Platten ist außerordentlich; es gibt solche mit ringförmigen Henkeln und andre, die auf vier Füßen ruhen. Überhaupt ist die Anbringung von Füßen bei allen ihren Holzgeräten sehr allgemein. Außer den runden Sitzstühlen der Weiber fertigen sie für die Männer vierfüßige Bänke, an welchen die einzelnen Teile weder geleimt, noch genagelt, sondern mit dünnen Streifen spanischen Rohres gleichsam zusammengenäht sind; bemerkenswert ist auch ihr dem altägyptischen ähnliches Ruhebett aus Bambusstäben und Rohr (s. Abbildung, S. 542). Noch größer zeigt sich aber die Geschicklichkeit der Monbuttu auf dem Gebiete der **Töpferei**, wo sie wohl die besten Sachen herstellen, die man überhaupt aus Zentralafrika kennt. Sie übertreffen hierin ebensowohl die Bongo wie die nach maurischen Mustern arbeitenden westafrikanischen Töpfer. Wiewohl unbekannt mit der Drehscheibe, machen sie doch Gefäße von einer bewundernswerten Symmetrie und von einem auffallend guten Geschmacke in den einfachen Verzierungen. Es ist besonders bemerkenswert, daß sie bei ihren

komplizierten Gefäßen einen Anlauf zur Anbringung von Henkeln nehmen, während sonst die Henkellosigkeit Regel bei den afrikanischen Thongefäßen ist (vgl. die Abbildung, S. 220). Hervorragend durch Schönheit der Form, welche an die besten ägyptischen Muster erinnert, sind die Wasserflaschen, während die Ölgefäße sich durch reiche Verzierung auszeichnen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die Monbuttu keine thönernen Pfeifenköpfe ver-



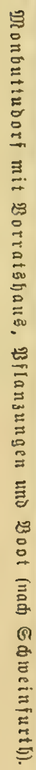
Eine Elfenbeintrompete der Monbuttu (Christy Collection, London).

wenden, wiewohl sie starke Raucher sind. Vielmehr zeigen sie hier ihren Scharfsinn in andrer Richtung, indem sie die Mittelrippe eines Bananenblattes zum Pfeifenrohre machen und in dieses ein zusammengerolltes Stück Bananenblatt einsetzen, das mit Tabak gefüllt wird. Einige Höhere sieht man indessen auch aus Metallröhren bis zu 5 Fuß Länge rauchen, wie sie denn überhaupt in sehr großen Pfeifen exzellieren (s. Fig. 5, S. 542). Auffallenderweise haben sie keine Saiteninstrumente, auch die Marimba ist hier unbekannt; die Formen der vorhandenen Hörner, Trompeten und Trommeln sind dagegen die so ziemlich durch ganz Afrika üblichen. Die halbrunden, platten Monbuttutrommeln sind ein Beispiel der vergrößerten Reproduktion einer kleinern Form in anderm Materiale und zu anderm Zwecke, denn es sind im Grunde nur in Holz vergrößerte, platte Glocken des Kongogebietes.



Eine hölzerne Trommel der Monbuttu (Christy Collection, London).

Dem hohen Stande der Industrie geht gegen alle Regel zur Seite eine Vernachlässigung des Ackerbaues, welche Sorghum und Durrha hier ganz unbekannt, Eleusine selten sein läßt und nur dem Maise einige Aufmerksamkeit schenkt. Die Kultur der Ölpalme erinnert an Westafrika. Ebensowenig blüht hier die Viehzucht. Hunde und Hühner sind die einzigen Haustiere, wenn man von dem gelegentlich halbgezähmt vorkommenden Sumpfschweine (Potamochoerus) absieht. Jagd und Krieg ist der Männer Hauptbeschäftigung. Im Hüttenbaue waltet der westafrikanische rechteckige Grundriß vor, wiewohl auch Kegelhütten gebaut werden. Die



Monbuttudorf mit Vorratshaus, Pflanzungen und Boot (nach Schweinfurth).

Monbuttu sind geschickte Architekten. König Munsas Palast umschloß Hallen von 150 Fuß Länge, 60 Fuß Breite und 50 Fuß Höhe. Hervorragend ist auch die kulinarische Fertigkeit der Monbuttu, worauf als Kulturmerkmal kein geringes Gewicht zu legen ist. Während unter ihren Genußmitteln der weiter östlich häufige einheimische Tabak fehlt (der amerikanische wird gebaut), besitzen die Monbuttu die Kolanuß, die von den Vornehmen ganz so gekaut wird, wie es am Niger üblich ist.

Als Menschenfresser nehmen sie es mit den Njam-Njam auf. Nach der Schilderung, welche Junker vom Monbuttustamme der Mambanga entwirft, kommt kein Leichnam zur Bestattung, sondern wird, da doch wenigstens die Scheu vor dem Verspeisen Blutsverwandter herrscht, an Fernerstehende verschachert. Außerdem werden alle jene Opfer verspeist, welche durch das bei jedem Todesfalle befragte Orakel als Todesverursacher angegeben werden. Die Verzehrung des Menschenfleisches geschieht unter Zukost des sogenannten Lugmagerichtes, einer Mehlspeise, öffentlich in Form eines frohen Gelages.

Wenig ist uns über die Religion der Monbuttu bekannt. Entsprechend der oben angedeuteten Sprachverwandtschaft, fand Schweinfurth als Namen für Gott „Noro“; sie deuteten bei diesem Worte auf den Himmel. Nor ist der Ausdruck für Gott im Nubischen. Das Fehlen anderweitiger Verstümmelungen gibt der allgemein zur Pubertätszeit geübten Beschneidung ein um so größeres Gewicht.

Die allgemeine Überlegenheit der Monbuttu über andre Negerstämme wird womöglich noch schärfer betont als bei den Njam-Njam, besonders hinsichtlich ihrer Kunstfertigkeit, der höhern Stellung, welche bei ihnen die Frau einnimmt, und des festern Staatsbewußtseins. Für die Fortgeschrittenheit in der Herstellung künstlicher Geräte in Holz, Flechtwerk, Thon und Eisen haben wir Belege gegeben. Was das Familienleben anbetrifft, so möge hier an einen Zug erinnert sein, welchen Emin Bei auf seiner Reise in der Mudirieh Rohl (1882) aufzeichnete: Die Frau eines Monbuttuedlen, Namens Gambari, der in die Sklaverei von den Danagla weggeführt worden, machte damals den weiten Weg von Monbuttuland bis Lado, um ihres Mannes Freigebung zu erbitten. Als sie unterwegs hörte, daß derselbe im Gefolge Emin Beis und frei sei, eilte sie durch das Njam-Njamland nach Busi, um dem Generalgouverneur zu danken. Man war erstaunt über ihr selbständiges Benehmen, das aber nur der höhern Stellung der Frau im Monbuttulande entspricht. Und in staatlicher Beziehung erinnern wir an einen andern Zug, den derselbe Reisende rühmend hervorhebt: „Grundverschieden von allen unsern Negern, halten die Monbuttu fest unter sich zusammen und scheinen ihr Vaterland wirklich liebzuhaben“. Monbuttuland hat sich indessen unter dem zersetzenden Einflusse der Araber ebenso zerklüftet wie das Nachbarland der Njam-Njam. Es ist nicht nur das mythische alte Reich dieses Volkes schon zerfallen, ehe Fremde von Norden und Osten ins Land kamen, sondern es bestehen auch jene Zustände nicht mehr, die noch Schweinfurth in anmutenden Bildern geschildert hatte. Munsas Pracht und Größe ist ebenso verschollen wie die seiner königlichen Genossen, die sich in die Herrschaft des Landes teilten. Als Junker Ende 1880 die Stelle besuchte, wo der Königspalast gestanden, „wogte an dem Gehänge des sanft ansteigenden Hügels ein Grasmeer“. Munsa selbst fiel von der Kugel eines Besiegers. Von Nabingbali, dem Großvater Munsas, an, den Junker nennt, bis heute nehmen wir einen fortdauernden Prozeß des Niederganges wahr. In der Zeit jenes Herrschers scheint das Land noch einheitliches Gebiet gewesen zu sein, vielleicht auch noch unter seinem Sohne Tukuba; dann aber folgte die Teilung unter dessen Söhne Sadi, Munsa, Ssanga, Numa und Mbilia, und darauf kam die Umwandlung des glücklichen, menschenreichen Landes in ein blutiges Erntefeld des Sklavenhandels: traurig-einförmige Negergeschichte!

---

25. Die Völker des innersten Zentralafrika.

„Sie stehen still. Fortschritt ist unbekannt."
Livingstone von den Manyema.

Inhalt: Beschaffenheit unsrer Kenntnisse. — Wesentliche Übereinstimmung dieser Völker mit den übrigen Negern. — Völkerbewegungen im Kongobecken. — Die Tschaka oder Djagga. — Tättowierung. — Frisuren. — Der Baustil der Manyema. — Dichte Bevölkerung. Menschenfresserei. — Politische Zersplitterung. — Sklavenjagden. — Wirtschaftliche Thätigkeit. Märkte. Kunstfertigkeit. Eisen. Kähne. Ackerbau.

Den Raum zwischen dem Lundareiche im Süden und den Sudanländern im Norden, zwischen der letzten arabischen Station Nyangwe im Osten und den äußersten Vorposten der Händler von der atlantischen Küste im Westen nimmt auf unsern Karten großenteils



Typen und Haartrachten der Manyema (nach Stanley).

der vielgenannte weiße Fleck des unbekannten Innern von Afrika ein. Was wir davon kennen, sind einige Randgebiete, die oft nur die Berichte eines einzelnen Reisenden uns erschlossen haben, und dann das mittlere Kongothal, welches Stanley auf seiner berühmten Entdeckungsfahrt in seiner ganzen Länge durchmaß, während Pogge und Wißmann später die südliche Hälfte durchquerten. Indem wir diese freilich sehr lückenhaften Kenntnisse miteinander vergleichen, gewinnen wir einige Einblicke, die nicht ohne Wert für die

Gesamtauffassung der Völkerkunde von Afrika sind. Sicher ist einmal das negative Resultat, daß wesentliche Unterschiede von den übrigen Negervölkern weder in anthropologischer noch ethnographischer Beziehung bestehen, sicher ist ferner das Vorhandensein einer kleinern buschmannartigen Rasse mitten unter den eigentlichen Negern, sicher das Vorwalten des Ackerbaues. Die Sprachen sind nach allen Anzeichen Dialekte der Bantusprache. Ob jene zerstreuten Gemeinden der kleinern Rasse eine grundverschiedene Sprache sprechen, ist unentschieden. Unter den Sitten dieser Völker hat die Menschenfresserei eine weite Verbreitung. In der Eisenarbeit und im Schiffbaue scheinen sie zu den geschicktesten zu gehören. Im Hüttenbaue tritt der viereckige Grundplan an die Stelle des Kegeltypus. Endlich fallen in dieses Gebiet unzweifelhaft einige der dichtest bevölkerten Teile Innerafrikas.



König von Tschumbiri am mittlern Kongo (nach Stanley).

Indem wir hier von den früher betrachteten Zwergen absehen, ist zunächst dieselbe Mischung hell- und dunkelfarbiger Völker zu konstatieren, welche wir überall in Ostafrika als Regel bezeichnen können. Daher die weit auseinander gehenden Urteile über die Rassen dieser Gegend. Von einem Volke des mittlern Kongo, welches er Amu-Njam nennt, sagt Stanley, es seien die scheußlichsten Unholde, die er je gesehen. Ähnlich spricht er von den Bewohnern Uhombos, während Livingstone an der körperlichen Erscheinung der Manyema mehr zu loben findet als an ihrer seelischen Anlage. Nahe bei den erstern wohnen die als „hellfarbige Kannibalen“ bezeichneten Wakumu, die aus Nordost ins Land gekommen sein sollen, und von denen im Hinblicke auf die Völkerverschiebungen dieser Region hervorzuheben ist, daß sie nach der Eroberung des Landes Uregga auch den Kongo überschritten.

Die Thatsache solcher Zusammenmengung von äußerlich verschiedenartig gestalteten Völkern ist in dem von Negern bewohnten Afrika, in dessen Mitte wir uns hier befinden, eine so gewöhnliche Erscheinung, daß sie nicht mit besonderer Betonung hervorgehoben zu werden verdiente, wenn nicht gewisse geschichtliche Berichte von großen Völkerbewegungen

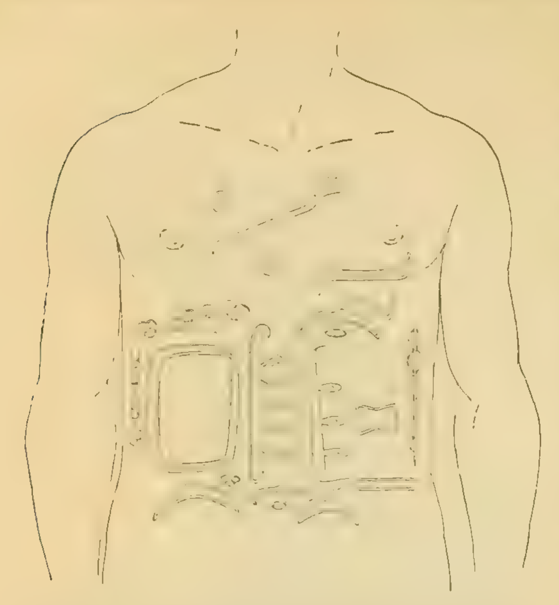
gerade auf diese Gegend als den Schauplatz der letztern hinwiesen und damit einen Schlüssel für diese Mengung zu bieten versprächen, mit der wir uns sonst als mit einer die weitere Nachforschung ausschließenden Thatsache abzufinden haben. Als 1490 die zweite portugiesische Gesandtschaft zu dem Mani-Kongo, dem in Ambasse residierenden Könige des untern Kongolandes, kam, erscholl aus dem Innern die Schreckenskunde von dem Anzuge eines großen, als Mundequete bezeichneten Volkes, das an den Seen lebte, wo der Kongo entspringt, und sich daselbst gegen die Herrschaft dieses Königs empört hatte. Mit vielen Tausenden seiner Unterthanen ließ sich Mani-Kongo auf diese Nachricht hin sogleich taufen, zog als Christ gegen die Aufrührer und schlug sie. Er ließ darauf Portugiesen in Begleitung von Eingebornen ins Innere ziehen, wo diese angeblich die Seen in der obern Kongoregion entdeckten. Außer Mundequete wird auch der Name Djagga, Dschagga, Schagga diesen Gegnern von den Kongovölkern beigelegt. Dies ist aber dasselbe Wort, welches die Südostkaffern für Soldaten oder junge Mannschaften gebrauchen. Nach den uns aus dieser Zeit überlieferten Beschreibungen sind sie Menschenfresser, bringen Kinderopfer, balsamieren ihre Toten, begraben überlebende Weiber mit ihren Männern, feilen ihre Zähne spitz. Gleich den Zulu und Matabele unsrer Zeit, nahmen sie die jungen Männer der Besiegten in ihre Reihen auf und verstärkten sich so immer von neuem. Sie scheinen später nicht mehr am Kongo erschienen zu sein, dafür drängten aber andre Völker aus dem Innern vor, in manchen Zügen ihnen ähnlich, deren wir an der Westküste zu gedenken haben werden.



Sohn des Königs von Tschumbiri (nach Stanley).

In der äußern Erscheinung ist bei einigen dieser Völker die große Vollendung der Tättowierung (s. Abbildung, S. 550) beachtenswert, welche, ähnlich wie bei den Tuschilange und dann bei den Bewohnern von Rubunga am mittlern Kongo, die „von den Haarwurzeln bis ans Knie" tättowiert sind, sonst bei Negern nicht gefunden wird. Vielleicht kommen die Schuli des Nilgebietes ihnen am nächsten. Außerdem kommen die üblichen Zahnverstümmelungen vor. Was aber größeres Interesse erregt als diese in Afrika alltägliche Erscheinung, ist, daß es, wie Stanley im Kongogebiete hörte, dort ein besonderes „Volk mit spitz gefeilten Zähnen", Wasongosa Meno mit Namen, gibt. Unter den Völkern, die Nachtigal als wenig bekannte Grenzvölker von Baghirmi nennen hörte, feilen die Manna ebenfalls ihre Zähne spitz. Aber die meisten Völker dieses Gebietes begnügen sich mit dem Ausbrechen der zwei mittlern Vorderzähne im Unterkiefer, manchmal auch noch im Oberkiefer. Die Frisierkünste bleiben nicht hinter denen der andern Neger zurück (s. die Abbildungen, S. 547, 549, 550 und 551). Kopfbedeckungen aus Tierfellen, besonders Lemuren- und Affenfellen, sind bei Manyema, Waregga und andern Stämmen zu finden. Bemalung des Körpers gilt als Kriegszeichen.

Die Bewaffnung der hier in Frage kommenden Völker ist durch die Mannigfaltigkeit der Messer, Streitäxte und Wurfkeulen charakterisiert. Das Wurfmesser (Trombadsch der Sandeh) scheint nur nördlich vom Kongo verbreitet zu sein. Doch erzählt uns Max Buchner von einem Messer der Lunda, das durch die rechtwinkelige Stellung der Klinge zum Stiele einen entfernten Anklang an das Wurfmesser zu bieten scheint. Nachtigal fand eine seltene Gelegenheit, die Kriegswaffen der südbaghirmischen Heidenvölker kennen zu lernen, als er in das Kriegslager des flüchtigen Baghirmikönigs Abu Sekkin kam, wo eine hauptsächlich aus heidnischen Hilfsvölkern bestehende Armee von wohl 15,000 Mann versammelt war. Er fand dort als fast unentbehrliche Waffe das Wurfeisen, von dem viele auch mehrere Exemplare (bis zu fünf) in Fellscheiden führten. Nicht so zahlreich waren Lanzen und Speere vertreten, obgleich alle deren besaßen, und noch weniger verbreitet waren die Dolchmesser, deren Herstellung bei jenen Stämmen noch keinen so hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat wie im Kongogebiete und südlich desselben. Solche von offenbar eigner Fabrikation besaßen namentlich die Bua und Sara. Eine der wunderlichsten Waffen wurde von den Gaberi mitgeführt und zwar besonders von jenen Abteilungen, welche in Kriegszeiten ihre Wohnungen auf hohen Bäumen aufschlagen. Es waren Handgeschosse von etwa 1/2 m Länge, aus starkem Rohre gefertigt, an einem Ende schreibfederartig scharf zugeschnitten, am andern mit einem spindelförmigen Thonklumpen beschwert. Auch eine bei einzelnen Bua vorhandene Parierwaffe war eigentümlich; sie bestand aus einem hohlen Elfenbein-Cylinder, welcher über den Vorderarm gestülpt wird, um Handeisenhiebe und Dolchstöße abzuwehren. Die Bua trugen zum Teile ärmellose Felljacken, mehr Panzer als Kleidung, deren Behaarung nach außen gekehrt

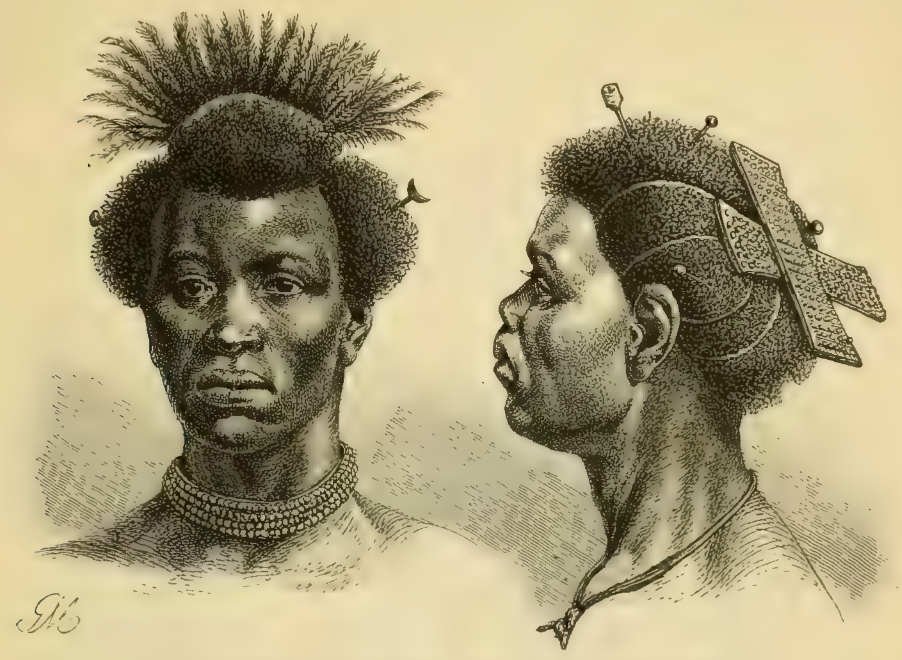


Tättowierung eines Samba (nach Dr. Pechuel-Loesche). Vgl. Text, S. 549.

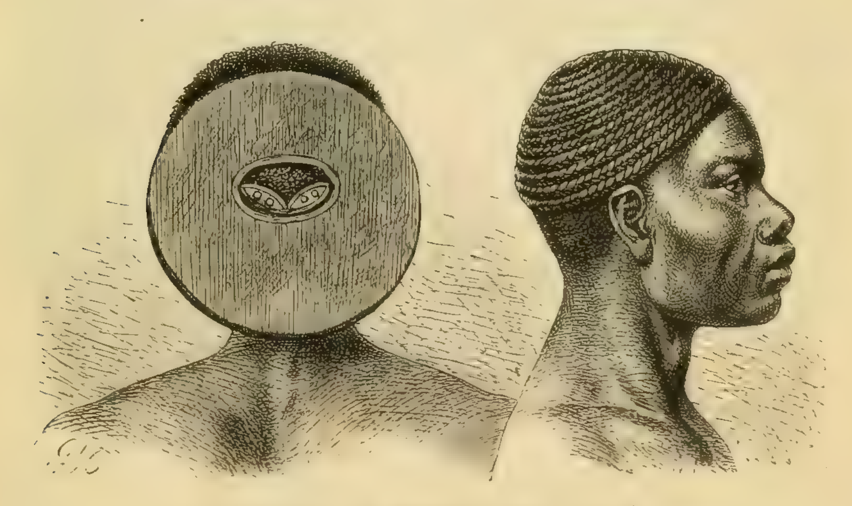


Haartracht der Warua (nach Stanley).

war. Dafür waren ihre Schilde, viereckige, flache, außen behaarte Büffelhäute, um so unvollkommener. Unter den andern Stämmen trugen die meisten 2 m hohe, aber schmale, ovale, flach gewölbte Schilde aus Korbgeflecht oder Büffelhaut, bei ihrer Schmalheit besser



Haartrachten aus Ubudschwe und Uguha (nach Stanley).



Haartrachten der Wahombo (nach Stanley).

zum Parieren als zum Decken geeignet. Den Gebrauch des Rindenzeuges kennt man in Manyema, aber Felle um die Hüften sind die fast durchgehende Bekleidung beider Geschlechter.

Eigenartig sind **Hüttenbau** und **Dorfanlage**. In Manyema beginnt ein andrer Stil des Hausbaues als der in Ostafrika übliche, eine an die rechteckigen Hütten an der Westküste und der Monbuttu erinnernde Bauweise. Mit ihr zugleich treten dichtere

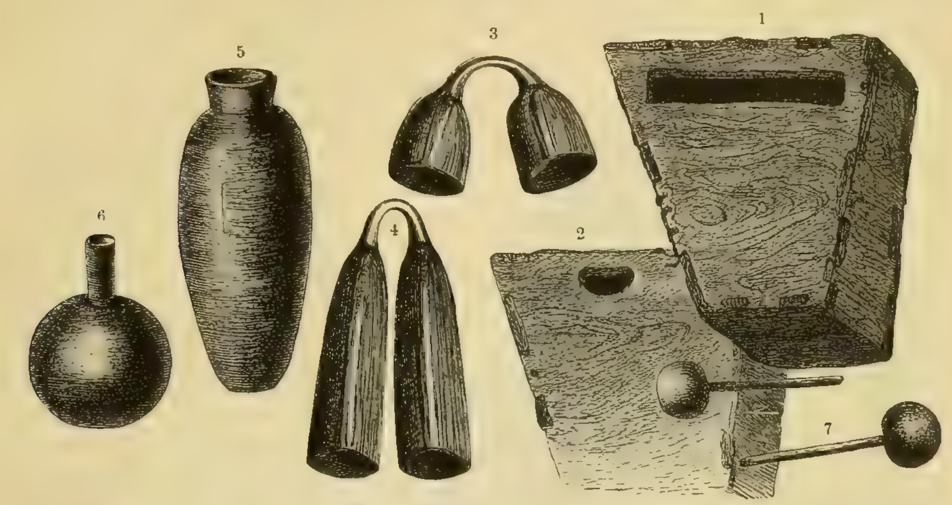
Bevölkerungen und damit größere Ortschaften auf. Dieser Stil beginnt schon in den ersten Dörfern von Manyema sich zu zeigen. So schreibt Stanley von einem östlichen Grenzdorfe von Manyema, Riba-Riba: „An die Stelle der kegelförmigen Bauart der Hütten tritt jetzt die viereckige Hütte mit nicht so steil, sondern nur schräg abfallendem Dache mit Dachlatten und Flechtwerk, das bisweilen, besonders bei den Hütten in Manyema, sauber mit Lehm überzogen ist". Der Abstand dieser mehr an unsre Häuser erinnernden Hütten



König Russuna und sein Weib; vom obern Lualaba (nach Cameron).

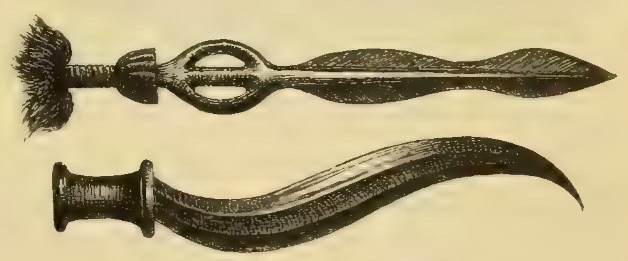
von der sonstigen ostafrikanischen Bauweise macht sich sehr merklich durch die extreme Ausprägung, welche die Kegelform z. B. noch in Uhombo an der Grenze von Manyema zeigt. Mit der neuen Bauweise tritt auch eine neue Art der Dorfanlage auf: statt der ringförmigen Gruppierung um einen Mittelpunkt hat man eine oder mehrere regelmäßige Straßen von 30 bis 45 m Breite, an deren Seiten sich in ziemlich geraden Linien die niedrigen, viereckigen Hütten hinziehen (s. Abbildung, S. 584). An einem Ende dieser Straße oder an beiden Seiten steht das zu Beratungen oder zum geselligen Plaudern dienende Haus, von dem aus man die Dorfstraße übersehen kann. Die Wände der Häuser bestehen aus Lehm

und sind dauerhaft. Die Rückseite steht nach der Regenseite und ist dadurch geschützt, daß das Dach bis auf den Boden herabreicht. Im Mittelpunkte des Dorfes ist eine Plattform mit festgestampftem Lehme ausgefüllt; in demselben ist ein schwerer Baum festgelegt, in welchem verschiedene Tröge ausgehöhlt sind, so daß mehrere Weiber zu gleicher Zeit Korn darin zerstoßen können. Diese trogartigen Stampfmörser kehren auch überall am mittlern Kongo wieder, wo sie einzeln oder zu zweien vor den „Doppelhütten“ stehen,



Geräte der Wenja vom Lualaba: 1, 2 Hölzerne Trommeln — 3, 4 Eiserne Doppelglocken — 5 Palmölkrug — 6 Palmweinkühler — 7 Trommelschlägel mit Kautschukknöpfen (nach Stanley).

die dort an die Stelle der einfachern viereckigen Hütten von Manyema treten. Auch die thönernen runden, auf Untersätzen stehenden Getreidebehälter verschwinden hier und machen langen Stangen Platz, an welchen ungefähr ein Dutzend horizontaler Schnüre von Lianen oder Schlingpflanzen in gleicher Entfernung von oben nach unten befestigt ist. An diesen Schnüren ist der Mais mit der Spitze nach unten aufgehängt. Ist aber jene mit hakenartig gebogenem Kolben versehene Maisart in Kultur, welche Livingstone in Manyema fand, so wird diese einfach an ihren Haken aufgehängt.

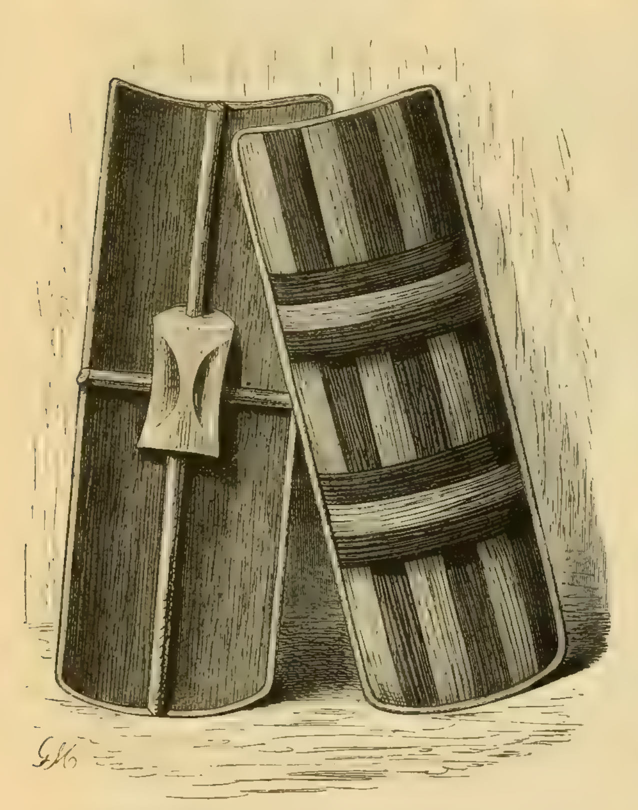


Messer vom mittlern Kongo (nach Stanley).

Eine große Anzahl dieser zentralsten Länder Afrikas gehört zu den am dichtesten bevölkerten. In Manyema „wimmelt es von Dörfern“ nach Livingstones Ausdruck, Pogge und Wißmann passierten im Sankurrugebiete die dichtest bevölkerten Strecken, welche sie je in Afrika gesehen hatten, und Stanley spricht in dem von ihm so vielgerühmten Lande oder Bezirke Vinya Ndschara am mittlern Kongo sogar von einer großen Stadt. Dieselbe bestand, wie die weiter stromauf liegenden, aus einer Reihe von Dörfern, die sich in einer einförmigen Linie an einem hohen Gestade hinzogen. Er zählte ein andermal 14 einzelne Dörfer auf Einen Blick. Im Gegensatze hierzu macht das rechte Ufer des mittlern Kongo auf weite Strecken den Eindruck der Unbewohntheit. Und in Manyema verschuldet der

leider unaufhörliche Kriegszustand eine stellenweise auch wieder sehr dünne Bevölkerung, indem die bewohnten und angebauten Striche durch meilenweite Urwaldgürtel voneinander getrennt sind.

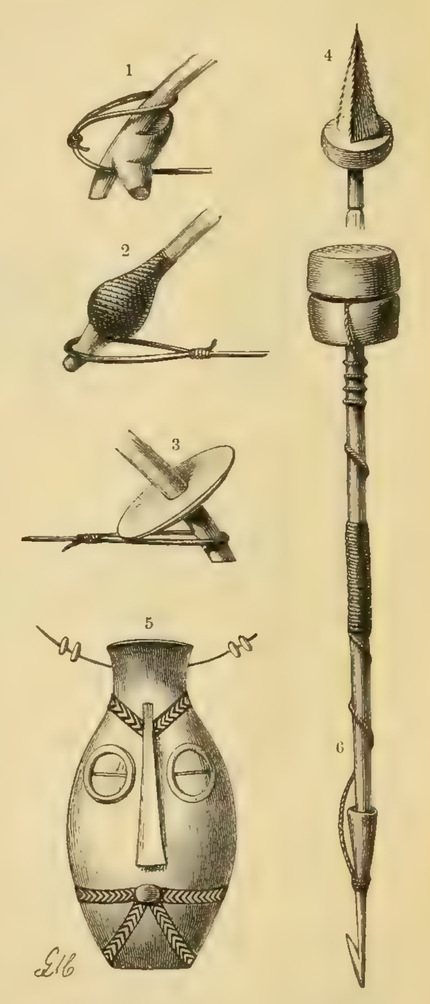
Die Vermehrung der Bevölkerung muß eine bedeutende sein, wenn sie einen so dichten Stand trotz der großen Zahl von Opfern erreicht hat, welche die beständigen Kriege, die grausamen Gewohnheiten der Großen und die Menschenfresserei fordern. Ein gewisser Zustand der Roheit, welcher Menschenleben gering schätzen läßt, macht sich offenbar in vielen Teilen Zentralafrikas besonders breit. „Man weiß wirklich nicht", sagt Livingstone von den Manyema, „ob man für diese Wilden in Manyema mehr Mitleid oder Haß fühlen soll. Sie sind demütig und freigebig gegen die vortrefflich bewaffneten Araber, dagegen einer kleinen Schar von Reisenden gegenüber wilde und mordgierige Kannibalen, und jeder erschlagene Mensch liefert den Waldbewohnern von Manyema das Fleisch zu einem leckern Schmause." Unter den möglichen Gründen dieses mißtrauischen und streitsüchtigen Charakters einer großen Völkerschaft ist vor allen andern das Faustrecht, welches ihre gesamten politischen Verhältnisse beherrscht, gewiß nicht zu übersehen. Livingstone vermochte oft die Leute eines Dorfes nicht zu bewegen, ihn bis zum Nachbardorfe zu begleiten, weil Streit zwischen beiden die Furcht erzeugte, getötet und aufgezehrt zu werden. Die Grausamkeit kleiner Häuptlinge ist eine weitere Ursache. Einer der Unterthanen von Moënekus in Bambarre mordete den Sohn des Häuptlinges. Als letzterer starb, ohne den Übelthäter herausgefunden zu haben, kam jener selbst zur Herrschaft und tötete elf Leute, die an dem Tode des Häuptlinges durch Zauberei mitschuldig sein sollten.



Schilde der Ituka am mittlern Kongo (nach Stanley).

Aber am meisten thut wohl auch hier die Sklavenjagd, die freilich fast ganz von außen hereingebracht ist. Von den Manyema sagt Livingstone: „Sie stehen im Rufe, eifrige Sklavenkäufer zu sein; doch bezieht sich das nur auf weibliche Wesen, die sie dann zu Weibern nehmen. Im übrigen ziehen sie Ziegen den Sklaven vor. In diesen Ländern kann nicht unter allen Umständen ein Sklave als ein wertvoller Besitz gelten. Die Innerafrikaner haben in der Regel nicht soviel Arbeit nötig, um Sklavenkraft dafür aufwenden zu müssen." Es sind daher hier wie im Sudan wesentlich die von außen hereinkommenden Händler, welche einen Bedarf an Sklaven hervorrufen und Sklavenjagden erzeugen. Denham hat solche Jagden aus dem Musgolande, Nachtigal in seiner eingehenden Weise aus den Gebieten südlich von Baghirmi geschildert, wo das gehetzte Menschenwild in die

Kronen hoher Bäume geflüchtet war. Es gibt wohl kaum ein Gebiet am Rande dieses innersten Zentralafrika, in dem nicht die Menschenfängerei betrieben wird, wenn auch nicht gerade immer ein Apparat wie in den Ländern südlich von Darfur, besonders Darfertit, dann Manyema und den an die Wahumastaaten angrenzenden unbekannten Gebieten, dazu in Thätigkeit gesetzt wird. Wo Araber, Sudaner, Portugiesen ꝛc. nicht hindringen, sind es die Neger selbst, welche ihresgleichen fangen, um Geld zu machen, und so scheinen besonders die Balunda, darin den Wayao der Ostküste ähnlich, regsame Agenten der Sklavenhändler zu sein. Wie oft mögen sich die melancholischen Bilder wiederholen, wie Stanley sie vom mittlern Kongo beschreibt: „Manche Dörfer lagen in der Nähe der Hauptlandungsstelle wie in dicht beschatteten Lauben, welche von Tamarinden-, Baumwoll-, Tek- und Eisenholzbäumen und Ölpalmen gebildet wurden; aber die Einwohner waren entflohen. Jede Dorfstraße hatte ihre zwei Reihen gebleichter Trophäen aufgegessener Menschen; auch Versuche einer gräßlichen Art von Verzierung, welche künstlichen Felsgrotten ähnelte, kamen dabei vor. Die Kanoes waren alle an der Landungsstelle zurückgelassen, die Bananen- und Pisangfrüchte hingen an den Stengeln, und die karmesinroten Palmnüsse schwangen in ganzen Büscheln über unsern Häuptern hin und her.“



Geräte der Manyema: 1, 2, 3 Befehnung der Bogen — 4 Pfeilspitze — 5 Amulett — 6 Fischspeer (nach Cameron).

Über die Menschenfresserei in diesem innersten Gebiete von Afrika gehen in der gesamten Peripherie desselben die wildesten Gerüchte um. Besonders die Lundaleute wähnen alles Land nördlich von ihnen von Menschenfressern bewohnt. Wo nun nicht gerade Phantasiegebilde vorliegen, wie es in vielen Fällen wohl sein mag, da wird es sich oft nur um eine der Formen der Verwendung von Teilen menschlicher Körper zu aller Art Zauber handeln. Nach Livingstone ist bei den Mtamba am Lualaba das Ende eines Streites zwischen Gatten häufig der Tod des Weibes, dessen Herz dann der Mann ißt. Menschliche Finger werden als Zaubermittel benutzt. Der Schädel des weisen Häuptlinges Moënekus in Bambarre soll von seinen Leuten in einem Topfe aufbewahrt und zur Besprechung aller öffentlichen Angelegenheiten hervorgeholt werden. Vorher war das Fleisch des Kopfes und des übrigen Körpers verspeist worden. Auch der Schädel des Vaters von Moënekus soll ähnlich aufbewahrt sein. In Bambarre fiel Livingstone der Mangel an Gräbern auf, und er scheint zu dem Glauben zu neigen, daß die Bewohner dieses Landes die Leichname verzehren, statt sie zu begraben. So hat Stanley, wie schon oben erwähnt, kaum zu bezweifelnde Spuren der Menschenfresserei am mittlern Kongo gefunden. Es darf hier auch an die schon von den ersten europäischen Eroberern im Kongobecken allgemein angenommene Zerlegung der Bevölkerung in menschenfressende und in dieser Sitte nicht zugeneigte erinnert werden. Stanley sagt einmal:

„Hier hatte ich eine günstige Gelegenheit, zu bemerken, welch niedere und schwache Schranken die roheste Wildheit von einem liebreichen Betragen trennte. Nur ein paar Stunden stromaufwärts wohnten die Kannibalen der Amu-Njam, welche mit den bösesten Absichten gegen uns angerückt waren; aber dicht neben ihnen lebte ein Stamm, welcher die unnatürliche Gewohnheit, Fleisch seiner eignen Gattung zu essen, verabscheute, ein Stamm, mit dem wir bereitwillig einen Vertrag des Friedens und guten Vernehmens abgeschlossen hatten.“ Das erinnert ganz an den Gegensatz der Anziquete und eigentlichen Kongoaner bei Lopez und andern portugiesischen Schilderern des 16. Jahrhunderts.



Geräte der Waguha: 1, 2 Bogenständer — 3 Pfeife — 4 Beil (nach Cameron).

Auffallenderweise zeigen diese zwischen lauter größern und mittlern Reichen und wahrscheinlich auf dem Boden vergangener großer Reiche gelegenen innersten Länder Zentralafrikas eine allem Anscheine nach durchgehende politische Zersplitterung. Die Sklavenjagden südlich von Darfur, Baghirmi u. s. f. sind eingestandenermaßen nur möglich durch die Machtlosigkeit jener Negerstämme. Uganda und Unyoro wissen westlich von ihren Grenzen keine ebenbürtige Macht, sondern nur zur Ausraubung bestimmte schwache Gebiete. Das Lundareich steht als Land von beträchtlicher Ausdehnung im Südkongobecken allein, Stanley erfuhr auf seiner ganzen Kongofahrt nichts von einem so gefürchteten Herrscher, wie etwa Cameron auf seiner ganzen Reise von Nyangwe bis an die Grenze der portugiesischen Besitzungen beständig vom Muata Jamvo reden und rühmen hörte. Von den Manyema hebt Livingstone klar hervor, daß, was ihnen fehle, hauptsächlich „nationales Leben“ sei. Jeder Häuptling ist von jedem andern unabhängig. Es fehlt ihnen nicht an Thätigkeit und Geschick, sie betreiben sogar einen starken Handelsverkehr miteinander, aber nur auf ihren neutralen Marktplätzen. Aber wenn ein Mann das Gebiet eines fremden Stammes betritt, so geschieht dies auf seine Gefahr hin. „Er wird als Manyema von seinen Landsleuten nicht freundlicher betrachtet als ein Büffel, der in eine fremde Herde hineinkommt, und es ist fast sicher, daß er getötet werden wird.“ Jeder Mord heischt einen Krieg zur vollen Sühne, und der Mangel der Autorität macht die endlose Blutrache zum höchsten Gesetze. Nur jene in Distanzen von 3 bis 4 Meilen sowohl am obern Kongo (Lualaba) als am mittlern liegenden Marktplätze sind Hauptversammlungsorte für die Eingebornen von beiden Ufern; sie

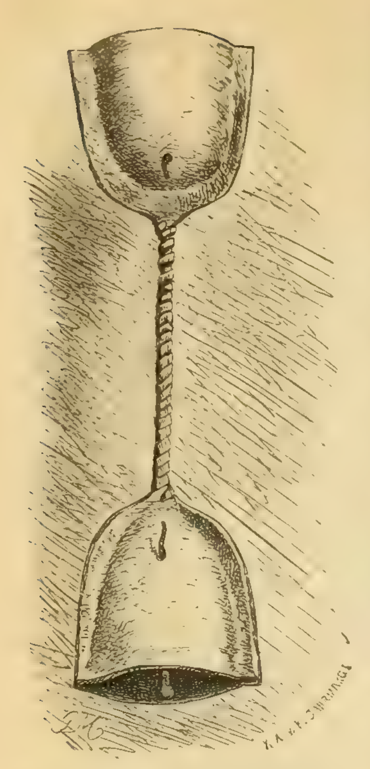
werden als neutraler Boden angesehen, den kein Häuptling beanspruchen und für deren Benutzung niemand irgend ein Vorrecht oder einen Tribut sich aneignen darf. Viele derselben sind unter dem Schatten mächtiger Bäume liegende weite Grasplätze, auf welchen sich an den Morgen der Markttage die Menschen drängen. So besuchten z. B. den Markt auf der Ebene von Mbuga am rechten Lualabaufer (Manyema) jeden Morgen 50—60 große Kähne von der andern Seite des Flusses.

So wie der Handel ist jeder Zweig materieller Kultur in diesem Gebiete hoch entwickelt. Nirgends bestätigt sich glänzender als hier das Gesetz von der Zunahme der Negergesittung nach dem Innern. Die Waguha und Wabudschwe zeigen eine ganz besondere Vorliebe für Bildschnitzerei. Sie schnitzen Bildsäulen aus Holz, welche sie in ihren Dörfern aufstellen, und ihre Hausthüren zeigen oft Schnitzereien von auffallender Menschenähnlichkeit. Sogar die Bäume in dem zwischen den beiden Ländern liegenden Walde bieten häufig Proben ihrer Versuche in dieser Kunst. Die Töpferei ist hoch entwickelt. In den bessern Teilen von Manyema hängen 20—30 irdene Töpfe in jeder Hütte in einem an der Decke befestigten Gestelle. Vielleicht gebührt aber doch der Eisenarbeit die Krone, wiewohl in manchen Teilen des mittlern Kongogebietes das Kupfer, besonders in seiner Verwendung als Schmuckgegenstand zu Arm- und Beinringen und dergleichen, das Eisen zu verdrängen scheint. Aber letzteres wird hier überall in großer Menge verarbeitet gefunden. Endlich sei auch der Geschicklichkeit dieser Völker im Kahnbaue nicht vergessen, welche schon die alten Portugiesen rühmten. Stanley fand noch größere Kähne als auf dem Ugandasee auf dem Kongo, wo sie ihm sofort mit kriegerischen Absichten entgegengestellt wurden. Ein den Mwana Tapa abgenommener Kahn maß 26 m englisch. Bei den Rubunga traf Stanley von tadelloser Form mit wunderschönen Schnitzereien zahlreiche Kähne, welche die Ruderer stehend mit gewaltig großen Rudern forttrieben. Bei den Asama fand er die Fischerei mit Netz und Korb in Blüte. Der Ackerbau scheint, da Boden und Klima ihn allem Anscheine nach vortrefflich begünstigen, nicht gerade mit außerordentlicher Sorgfalt betrieben zu werden. Wenigstens meint Livingstone, die Arbeit der Manyema mit der Haue sei nichts andres als ein leichtes Aufkratzen des Bodens und ein Abschneiden der Wurzeln des Grases und Unkrautes durch eine horizontale Bewegung der Klinge. Mangel wegen Unfruchtbarkeit des Bodens ist in dieser ganzen weiten Region allem Anscheine nach kaum möglich. Die angebauten Früchte scheinen die in ganz Äquatorialafrika wiederkehrenden zu sein. Zuckerrohr,



Amulette aus Ubudschwe (nach Cameron).

Ein Ruder der Aruwimi-Kannibalen (nach Stanley). Vgl. auch die Abbildung des Bootes, S. 191.



Eine eiserne Doppelglocke aus unbekannter Gegend Innerafrikas (Sammlung der Church Missionary Society, London). ¼ wirkl. Größe.

das vom mittlern Kongo erwähnt wird, dürfte das einheimische wilde Zuckerrohr sein. Die Viehzucht dagegen ist aus klimatischen Gründen (und vielleicht wegen der Tsetsefliege) schwach entwickelt. Am meisten scheint bei den Manyema die Zucht der Ziegen gepflegt zu werden. Wenigstens wird von ihnen gesagt, daß sie ihre Zicklein mehr lieben als ihre Kinder. Ziegen bilden den Kaufpreis für Weiber (10 Ziegen = 1 hübsches Mädchen) wie anderwärts Rinder. Aber auch die merkwürdige Hundezucht wird hier getrieben, die wir früher vom untern Zambesi erwähnten. „Es gibt", sagt Stanley, „einen Stamm, Namens Baama, dessen Häuptling Subiri mit Hunden und Muscheln Handel treibt", und zwar wird das Hundefleisch von den Baama für wohlschmeckender als Schaf- und Ziegenfleisch gehalten.

Es ist besonderer Hervorhebung wert, daß alle die Völker dieses Gebietes, soweit sie irgend bekannt geworden, den Tabak kennen. Sie rauchen denselben aus Thonpfeifen meist von Tschibukform (vgl. Fig. 3, S. 556). Die Tabakspfeifen mit aufgeblähtem Halse, wie man sie im obern Nilgebiete hat, kommen hier ebensowenig vor wie die aus Antilopenhorn gefertigten Pfeifen der Südafrikaner. Palmwein wird allgemein gewonnen. Das Sudansalz scheint nicht bis hierher zu dringen, da wir von der Herstellung eines Ersatzes aus der sehr häufig vorkommenden Pflanze Pistia stratiotes hören, welche in Ukusu (mittlerer Kongo) eigens zu diesem Zwecke gebaut wird.

---

26. Das Reich und Volk des Muata Jamvo[1] und des Kasembe.

„Ein bettelhafter Negerpotentat ohne Adel und Majestät."
Max Buchner.

Inhalt: Lage und Grenzen des Reiches. — Die Kalunda. — Tracht. Schmuck. Der Lukano. Waffen. Geräte. Ackerbau. Nahrung. Hütten und Dörfer. — Das Reich. Zusammenhalt. Innere Politik. Tribut und Verwaltung. — Muata Jamvo und Lukokescha. — Wahrscheinliche Entstehung dieser Mischung von Gynäkokratie und Androkratie. Hofstaat, Staatsämter, Volksversammlung. — Handelspolitik. — Vorgeschichte des heutigen Muata Jamvo. — Tod und Begräbnis des Herrschers. — Beschreibung der Mussumba oder Hauptstadt des Lundareiches. — Das Reich des Kasembe und dessen Tributverhältnis zum Lundareiche.

Ein Reich, so groß etwa wie Deutschland, mit einer Bewohnerschaft, die freilich nach Max Buchners Schätzung kaum über 2 Millionen betragen dürfte, nimmt den größten Teil Innerafrikas am Südrande des bis heute noch unbekannten mittlern Kongogebietes ein. Es ist das Reich des Muata Jamvo, von dessen Dasein die portugiesischen Händler in Angola

[1] Der Titel „Muata Jamvo" läßt sich am besten mit „Meister Jamvo" übersetzen. Jamvo ist ein häufiger männlicher Lundaname, das Wort Muata kommt auch in der Verbindung Muat' a Nsoff, Palastaufseher, vor. Europäer werden zuweilen Muata genannt. Bei Fürsten scheint das Wort einen höhern Rang zu bedeuten. So sagt man z. B. Muata Musemvu, Muata Kumpana.

schon am Ende des 16. Jahrhunderts erfuhren, wenn Sklaven an die Küste gebracht wurden, die von einem gewaltigen Herrscher, einer Hauptstadt und einem großen Reiche, etwa 100 Tagemärsche im Innern, sprachen. Im Jahre 1846 machte zum erstenmal ein portugiesischer Händler, Rodriguez Graça, den von eigennützigen Händlern als äußerst gefahrvoll geschilderten Weg nach Mussumba, des berühmten Königs Haupt- und Residenzstadt. Ihm folgte 1870 Lopez do Carvalho, gleichfalls ein portugiesischer Handelsmann. Aber 1875 drang Dr. Pogge nach Mussumba vor, und diesem verdanken wir die erste ausführliche Schilderung des merkwürdigen Negerhofes. Max Buchner, der ihm 1880 folgte, hat als vorzüglicher Beobachter dessen Nachrichten und Schilderungen noch wesentlich vervollständigen können.

Die Grenzen dieses Reiches sind wesentlich folgende. Im Westen reichen sie mit einigen Vasallenstaaten fast bis an den Kuango. Im Süden dürfte im allgemeinen der 12.° südlicher Breite als Grenze gelten. Im Osten ist das Verhältnis der beiden Reiche des Muata Kasembe und des Kasongo unklar, die beide als Stammverwandte der Muatafamilie gelten. Noch größer ist die Unklarheit im Norden, wo die Grenze zu Buchners Zeit (also 1880; es ist notwendig, die Zeit näher zu bestimmen, da diese Grenzen „flüssig" sind) in der östlichen Hälfte bis etwa 8°, in der westlichen bis 5° südlicher Breite reichte, und wo, wie wir jetzt aus Wißmanns Angaben sicher wissen, dichter bevölkerte Regionen den Expansionsgelüsten des Lundafürsten eine stärkere Schranke ziehen. Weil man diesen Nachbarn nichts anhaben kann, sagt man in Mussumba, es wohnen Menschenfresser jenseit der Nordgrenze.

Unter den zahlreichen Völkern des Lundareiches scheint kein andres als das sogenannte Bantuelement (s. S. 28 ff. und 232) vertreten zu sein. Die „Zwerge" Stanleys und Wißmanns wohnen weiter nördlich. Keiner der Besucher von Mussumba sah an diesem Orte, wo doch Menschen aus allen Teilen des Reiches zusammenkommen, Völker von wesentlich andrer Rasse oder Kultur, als sie von den durchschnittlichen Negern bekannt sind. Buchner bekam, als er nach Zwergen frug, einen buckligen Krüppel vorgestellt. Von all diesen Völkern ist nun das eigentliche Lundavolk, das Volk der Kalunda oder Balunda, das verbreitetste und durch seine Beherrschung der übrigen einflußreichste. Es grenzt im Westen an die Kioko, im Osten wohl an die Babisa, im Norden an die menschenfressenden Kauanda und im Süden an die Marutse. Man wird auf allgemeine Schilderungen eines so verbreiteten und durch seine herrschende Stellung zur Aufnahme fremder Elemente in hohem Grade geneigten Volkes keinen sehr großen Wert legen, zumal die europäischen Reisenden, die dergleichen entwarfen, die Bevölkerung immer nur gewissermaßen durchstreiften. Livingstone hebt hellere Elemente hervor, und den Muata Jamvo fand Pogge hellbraun, die Lukokescha noch heller, „wie eine Mulattin". Die Lundaleute im ganzen erschienen diesem Reisenden, als er, von der Küste kommend, unter sie trat, schön, groß gewachsen, mit feinen Stumpfnasen und wenig aufgeworfenen Lippen.

Die Tracht besteht aus einem um die Hüften gebundenen Stücke Fell oder einheimischen Geflechtes bei den Ärmern, während die Wohlhabendern nur Fazenda (Baumwollenstoff) von der Küste tragen, welche bei den Männern eine Umhüllung von den Hüften bis zu den Knieen oder Waden bildet, aber bei den Weibern viel kürzer zu sein pflegt, ja so kurz, daß diese in den Gegenden, welche Livingstone durchzog, oft nicht viel besser als nackt erscheinen. Reiche Damen lassen einen Fazendastreifen hinten als Schleppe herunterhängen, der dann mitunter von einer Sklavin getragen wird. Dieselben tragen auch mehr des Schmuckes als der Bedeckung wegen ein Stückchen Leopardenfell oder Fazenda auf der Brust. Gürtel aus schwarzem Leder sind sehr geschätzt. Eigentümlich sind die Ausschmückungen des Körpers, welche sich die Kalunda angedeihen lassen. Bei den Weibern werden die beiden obern mittlern Schneidezähne rund gefeilt und die entsprechenden untern ausgebrochen; die Tättowierung,

die sie mehr üben als z. B. die Kioko oder Songo, erstreckt sich auf Brust, Arm und Bauch; Bemalung des ganzen Körpers mit meist viereckigen Figuren, weißem Thone oder Anbringung von weißen Punkten und Kreuzen ist im ganzen Lundagebiete üblich. Bei feierlichen Gelegenheiten wird der Körper auch mit Öl eingeschmiert. Bei den Männern scheinen diese Verschönerungen zu fehlen oder selten vorzukommen, wofür von ihnen aber in Phantastik der Haartracht das Möglichste geleistet wird. Die Hohen tragen zopf- und hornartig nach hinten und vorn hinausstehende Perücken aus Perlen, denen ein besonderer Wert beigelegt wird, wie unter anderm daraus hervorgeht, daß Muata solche seinen Häuptlingen zum Geschenke macht. Er selbst hat eine rote Papageienfeder in der Perücke stecken. Wie die Kalunda am Lulua zur Verschönerung ihrer Frisur einen fußlangen Stab mit Federbusch am Hinterkopfe durchgesteckt tragen, so wird auch der Kinnbart auf Halme geflochten, bis er fußlang ist. Die Weiber halten ihr Haar kurz, scheren aber dazu noch in der Mitte von der Stirn an ein Dreieck heraus, dessen Spitze am Scheitel liegt; nur bei feierlichen Gelegenheiten flechten sie sich gegenseitig Perlen in die Haare (s. nebenstehende Abbildung). Wie die Weiber, tragen auch die Sklaven ihre Haare kurz verschnitten. Nicht allgemein ist die am Kasai herrschende Sitte, Stücke Rohr durch die Nasenscheidewand oder das Ohrläppchen zu stecken, und ebenso werden die in der Gegend des Kasai gebräuchlichen Kupfer- und Eisenringe um Arm und Unterschenkel in Lunda seltener. Eine große Rolle, teilweise sogar politischer Natur, spielt hier dagegen der Lukano, der mit Elefantensehnen übersponnene Armring (s. S. 564 und 566). Perlenschnüre um den Hals, auch Hörner und andre Talismane sieht man häufig; besonders Männer tragen oft ein halbmondförmiges Holz wie ein Diadem auf dem Kopfe.



Ein Mädchen aus Malansch (nach Photographie von Dr. Max Buchner).

Abgesehen von den wenigen Flinten im Besitze der Großen, sind die Waffen der Kalunda größere, ganz eiserne Wurfspeere, ferner kleine Lanzen mit hölzernem Schafte und Widerhakenspitze und Pfeile mit eiserner, mannigfach gestalteter oder mit vierkantiger und eingekerbter Holzspitze, die nicht selten auch vergiftet wird. Die Kalunda behaupten, ihr Gift sei minder kräftig als dasjenige ihrer nördlichen, menschenfressenden Nachbarn, der Kauanda, und in den Kämpfen mit den letztern würden ihnen dadurch die meisten Verluste beigebracht, daß sie sich die Füße an vergifteten Dornen ritzten, welche jene in den Weg legten. Zur Kriegsausrüstung der Kalunda gehört auch das bekannte Mittelding von Schwert und Messer, 2 Fuß lang und 2—3 Zoll breit, das in Leder- oder Holzscheide und an einer über die Schulter geschlungenen Schnur getragen wird. Luxuswaffe ist vorzüglich im westlichen Lunda und bei den Kioko ein auf der Schulter getragenes kleines Beil. Zum Handgebrauche dienen dolchartige, einschneidige Messer, die zwischen Gürtel und Haut mit aufwärts gerichteter Spitze stecken.

Die Lundaleute haben keinen Überfluß an Geräten. In ihren Hütten findet man Matten, Kopfschemel, Töpfe aus Thon, deren größter die Kufe ist, in welcher der Palmwein gärt, Kalebassen und Ackerwerkzeuge, bei Reichern wohl auch einige geflochtene Körbchen. In Flechtarbeiten sind sie so wenig geschickt, daß sie sich einfache Matten als Tribut von nördlichen Unterthanen zahlen lassen. Als Schmiede stehen sie hinter den Kioko, aus welchen der Muata Jamvo seine Leibschmiede wählt. Außer Eisen wird zu Schmuck auch Kupfer und Messing, das edelste Metall der Kalunda, welches sie von der Westküste erhalten, verarbeitet, und zwar verstehen die Schmiede feinen Messingdraht zur Umwickelung von Spangen und dergleichen anzufertigen. Außerdem werden Keulen aus Holz (s. Abbildung, S. 565) und viele Kleinigkeiten: Spangen, Amulette und andres, aus Elfenbein nicht ungeschickt geschnitzt.



Scheinteufel von Kibokwe, Lunda (nach Cameron).

Die Musikinstrumente sind die Marimba oder das Negerklavier, die Negerzither, die Trommel und die Ginguva, alles Instrumente, die wir bereits kennen gelernt haben Die Ginguva ist das offizielle Verkündigungsinstrument, welches z. B. geschlagen wird, wenn ein Sklave entlaufen ist oder der Muata Jamvo seinem Volke besondere Wünsche mitzuteilen hat. Aus den verschiedenen Instrumenten sind vollständige Kapellen zusammengesetzt, in der Regel von 2 Marimba- und 1 Ginguvaspieler, die dem Herrscher und andern Großen mit Musik voranziehen oder auch Standespersonen Ständchen bringen. Pogge, dem letzteres öfters passierte, fand diese aus bestimmten, sich immer wiederholenden Melodien zusammengesetzte Musik „gar nicht übel". Die Zither wird als ein besserer Bearbeitung fähiges Instrument von jedermann gespielt. Der Tanz hat in Lunda nicht bloß den Zweck der Unterhaltung, sondern eine höhere politische Bedeutung, wie denn der Muata Jamvo ebenso wie die Lukokescha zeitweilig vor ihrem Volke tanzend, d. h. sich im Kreise drehend, vor- und zurückhüpfend 2c., auftreten. Die Begrüßungsform ist Händeklatschen, vor Hohen außerdem Niederwerfen und Staubstreuen. Auch Pfeifen und Heulen gehört zu den Ehren- und

Freudenbezeigungen des Volkes gegenüber seinen Hohen. Dem Muata Jamvo gegenüber geht die Devotion sehr weit; seine Höflinge reiben mit der Hand die Stellen trocken, die er bespuckt. Das Niesen des Herrschers wird von seiner ganzen Umgebung mit Schreien, Pfeifen auf den Fingern ꝛc. begrüßt. Häuptlinge bedecken sich beim Essen und Trinken das Gesicht, damit sie niemand sieht, oder schließen in Ermangelung eines Kopftuches wenigstens ihre Augen.

Die Bewohner von Lunda sind fast reine Ackerbauer, und das Klima sowie der Boden des Landes lohnen ihre Bemühungen reichlich. Zwar sind es in der Regel fast nur die Weiber, welche den Boden mit der kurzstieligen eisernen Hacke bearbeiten; doch begeben sich auch die Männer dann und wann auf die Äcker, um etwas zu helfen, oder um zu beaufsichtigen. Die wichtigsten Erzeugnisse sind: Maniok, Bataten, Erdnüsse, Yams, Bohnen, Mais, Hirse, Bananen (nicht häufig), Zuckerrohr, Ananas, Tabak, Baumwolle, Hanf. Die Ölpalme und Weinpalme werden benutzt, aber nicht angebaut. Die Aufspeicherung von Feldfrüchten kennt man merkwürdigerweise hier nicht oder nur in geringem Maße, während sie weiter westlich in Songo, Kioko und andern Gebieten mit Sorgfalt geübt wird. Höchstens werden einige Maiskolben oder Erdnüsse unter dem Dache der Hütte aufgespeichert. Maniok ist diejenige Frucht, welche hauptsächlich über die trockne Zeit weghilft, denn die übrigen Ernten der feuchten Zeit werden sonst auch in dieser Zeit fast ganz aufgezehrt. Die Viehzucht ist gering, denn die Rinder fehlen. Pogge erzählt (1876), daß der verstorbene Muata Jamvo eine Herde von mehreren Hundert Stück gehabt habe, welche aber in der anarchischen Zeit zwischen seinem Tode und der Neuwahl seines Nachfolgers vom Volke getötet wurde; der jetzige Muata Jamvo wünschte sehr, diesen Verlust zu ersetzen, hatte es aber noch nicht dazu bringen können. Lunda würde für Viehzucht wegen seiner besonders östlich vom Lulua trefflichen Weiden sehr gut geeignet sein. Da die Rinder und damit die Reitochsen fehlen, reiten die Großen auf den Schultern von Sklaven, und auch Weiber verschmähen nicht dieses Vehikel. Man findet von Haustieren Ziegen, Hühner, Hunde, seltener schwarze Schafe und Schweine. Ähnlich wie weiter im Süden sind auch hier die kleinsten Säugetiere, vor allen Ratten und Mäuse, beliebte Nahrung, denn die große Jagd ist bei der Tierarmut des Landes unergiebig. Außer Fischen genießen die Balunda schwarzgelbe Raupen und Heuschrecken. Sehr allgemein werden Hirsebier (Garapa) und Palmwein, die übrigens beide zu den regelmäßigen Gastgeschenken gehören, genossen. Mais wird nicht zum Bierbrauen benutzt, Tabak gewöhnlich nur für den eignen Bedarf angebaut und aus einer Wasserpfeife (Mutopa) geraucht, die aus einem mit Wasser gefüllten kleinen Flaschenkürbisse und einem thönernen Pfeifenkopfe besteht.

Die Hütten der Kalunda sind backofenförmig, indem ihr flachrundes Dach so nahe auf den Boden herabreicht, daß es aufzuruhen scheint; sie bestehen aus Kampinengras, das über ein Holzgerüst oder ein Gerüst von Palmenstengeln gedeckt ist, und sind meist nicht über 2 m hoch. Die Hütten des Muata Jamvo und seiner Großen sind durch Scheidewände in kleinere Räume zerteilt. Arme Leute begnügen sich mit Einer Hütte, während die Reichen ganze Komplexe besitzen: ihre eignen und die ihrer Weiber, dazu Vorratshütten, Sklavenhütten ꝛc., die dann in der Regel alle von einem gemeinsamen viereckigen, meist aus lebenden Pflanzen bestehenden Zaune umgeben sind. Der Palast des Muata Jamvo bildet auf diese Art eine kleine Stadt für sich. Die Dörfer zeichnen sich in Lunda häufig durch eine verhältnismäßig große Ordnung aus, indem sie mehr oder weniger zusammenhängend und regelmäßig gebaut sind; ein breiter, gerader Weg durchschneidet sie als Hauptstraße, vor deren Eingange oft ein viereckiges, primitives Holzgerüst als Thor angebracht ist. An diesem Gerüste pflegen oben Reisigbündel oder irgend welche andre Fetische, oft auch Menschenschädel, aufgehängt zu sein. Fetischhütten verschiedener Art finden sich vielfach (s. nebenstehende Abbildung und die Abbildungen S. 181 und 188).

Das Lundareich kann als ein absoluter Lehnsstaat bezeichnet werden, welcher eine Anzahl von Gebieten umschließt, deren Häuptlinge (Muata, Mona, Muene) in allen innern Angelegenheiten selbständig handeln können, solange es dem Muata Jamvo, der sie ab- und einsetzen kann, nicht gefällt, in ihre Machtsphäre einzugreifen. Allgemein sollen die abhängigen Fürsten des Landes durch Tributzahlung ihre Unterthänigkeit bekunden, und gewöhnlich schicken die großen und ferner wohnenden Häuptlinge einmal im Jahre ihre Tributkarawanen nach Mussumba; aber weitab wohnende unterlassen wohl für längere Zeit jede Tributzahlung, während die kleinern Häuptlinge in der Nähe der Residenz sogar mehrmals im Jahre Tribut senden. Je nach den Erzeugnissen des betreffenden Landes ist der Tribut verschieden. Einige senden Elfenbein, Kasembe schickte Salz und Kupfer, nördliche Gebiete bringen Flechtwaren, andre Häuptlinge Sklaven und Tierfelle, und die der Küste näher



Eine Fetischhütte in Lunda (nach Cameron). Vgl. Text, S. 562.

wohnenden wohl auch Zeug (Fazenda) und Pulver. Außer dem Tribute wird Heeresfolge verlangt. Solange diese Bedingungen erfüllt werden, läßt der Muata Jamvo die Tributärhäuptlinge gewähren und kümmert sich in der Regel selbst nicht um die Wiederbesetzung ihrer etwa erledigten Throne, welche in verschiedenen Teilen des Lundareiches nach ganz verschiedenen Grundsätzen geschieht. Um das Verhältnis indessen nicht allzu locker werden zu lassen, hält er Söhne oder Verwandte seiner Tributfürsten am Hofe und besitzt außerdem in seiner gefürchteten Polizei ein Mittel zur Bestrafung etwanigen Ungehorsames.

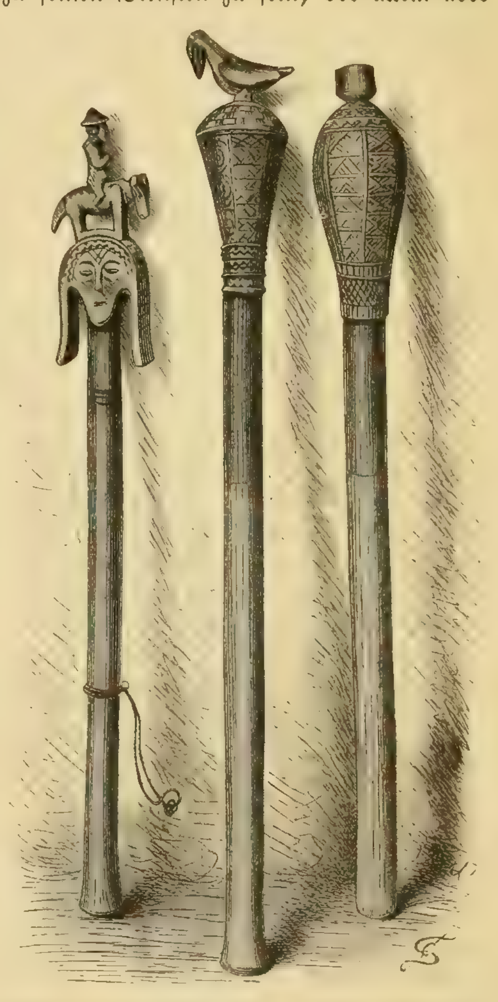
Neben dem Muata Jamvo steht als oberste Würdenträgerin die Lukokescha, ein unverheiratetes Weib. Sie hat bei der Neuwahl eines Muata Jamvo zu entscheiden, gilt als Mutter aller Muata Jamvo und ihrer Angehörigen, hat ihren besondern Hof und besitzt gewisse Bezirke, die nur an sie Tribut zahlen. Sowohl Muata Jamvo als Lukokescha müssen von einem der beiden Hauptweiber des vorigen Muata Jamvo, der Amari oder der Temena, geboren sein; beide werden von den vier obersten Räten des Staates gewählt, und während die Wahl des Muata Jamvo von der Lukokescha zu bestätigen ist, muß ebenso deren Wahl Bestätigung von jenem finden. Treffend hat Buchner dieses merkwürdige Verhältnis als die förmliche Verflechtung zweier Staaten und Staatsgewalten

in Einem Lande bezeichnet. Allem Anscheine nach hängt dieselbe eng zusammen mit der Entstehung des Lundareiches überhaupt, von welcher der am Hofe von Mussumba einflußreiche portugiesische Händler Deserra dem Reisenden Pogge folgende offenbar mythisch gefärbte Darstellung gab, die ihm der frühere Muata Jamvo erzählt hatte: In Lunda wohnte am Flusse Kalangi ein Häuptling mit Namen Jamvo, welcher zwei Söhne und eine Tochter hatte. Sein Volk war ungeschickt und schwach, er aber verstand, Palmwein zu machen und Matten zu flechten. Die erste dieser Künste trieb er zum Ärger seiner Söhne für sich. Als er nun eines Tages eine Matte flocht und einen Topf mit Wasser vor sich stehen hatte, welches dazu nötig war, kamen seine beiden Söhne, glaubten, es sei Wein in dem Gefäße, und verlangten diesen; als er ihnen das Wasser gab, erzürnten sie, und es entstand ein Streit, in welchem sie flohen. Darauf verstieß Jamvo diese Söhne und übergab seiner Tochter, welche von Buchner Luesch-a-Nkunt genannt wird, den Lukano (s. S. 566), zum Zeichen, daß sie nach ihm herrschen solle. Unverheiratet, übernahm sie nach seinem Tode die Regierung. Gleichzeitig lebte im Osten ein großer Häuptling, er hieß Tombo-Mokulo und hatte vier Söhne, von welchen der erste und vierte, der „Sohn des Staates" und der „Sohn der Waffen", nach Norden wanderten, um dort die Reiche Kanjika und (wahrscheinlich) Maju zu gründen; Kanjika und Maju waren ihre Rufnamen. Der dritte Sohn, Kibinda (Jäger) = Jllunga, hatte weder Titel noch Würde, er lebte ungebunden als Jäger und kam auf einem Jagdzuge nach Lunda, wo er die Hand jener regierenden Prinzessin erhielt und als Herrscher nun ihres Vaters Namen annahm, dem nach vielen glücklichen Kriegen Muata, d. h. großer Vater, vorgesetzt ward.

So viel geht hieraus hervor, daß das Lundareich, damals wohl viel kleiner, eine Gynäkokratie war, ehe dieser Fremdling aus Osten kam, an welchen nun die eigentliche historische Zeit insofern anknüpft, als nach der weitern Erzählung der Bruder der Luesch-a-Nkunt sich über den Fremdling ärgerte und westwärts über den Kuango auswanderte, um sich dort den Staat von Kassandsche zu gründen. Diese Bewegung bewirkte nach den Berichten aus der Geschichte von Angola einen Zusammenstoß mit der berühmten Königin Schinga, welche 1622 getauft worden war. Sowohl die Leute von Lunda als die von Kassandsche haben nach Buchner übereinstimmende Traditionen über diese Entstehung ihrer Staaten und ihre Verwandtschaft, die eigentümliche Würde der Lukokescha aber scheint sich zur Wahrung ihrer und ihrer Freunde rc. Interessen entwickelt zu haben. Seitdem ist bald der Charakter der Gynäkokratie, bald der der Androkratie vorwaltend gewesen, je nach der Überlegenheit der einen oder andern Hälfte des herrschenden Paares. Eine Tendenz auf Milderung naheliegender Ausschreitungen des Hauptherrschers scheint dieser Einrichtung des weiblichen Nebenherrschers innezuwohnen. Buchner erzählt uns einen bestimmten Fall, in welchem die jetzige Lukokescha gegen weitgehende Hinrichtungsgelüste des Muata Jamvo mit Erfolg wirkte.

Der Muata Jamvo besitzt ungefähr 60 Weiber. Die Lukokescha aber hat einen Hauptgatten, an den sie allen möglichen Putz hängt, während sie selbst sehr einfach geht. In diesem „Schamoana", wie er genannt wird, ist offenbar die Fiktion der Herrscherstellung der Lukokescha in interessanter, origineller Weise fortgebildet, indem er als Weib bezeichnet wird. Bei Buchner führte sich dieser „Mann von gewaltigen Formen" mit den charakteristischen Worten ein: „Siehe, ich bin zwar nur ein Weib, aber ich bin das Weib einer großen Person". Das Herrscherpaar ist von einem Hofstaat von Würdenträgern, Kannapumba, sowie von einer Art Aristokratie freier, wohlhabender Einwohner, Kilolo, umgeben. Vier Kannapumba sind die Hauptwürdenträger, welche dadurch, daß ihnen die Wahl des Muata Jamvo und der Lukokescha übertragen ist, einen beträchtlichen Einfluß üben und in allen wichtigern Fragen mit dem Herrscherpaare zusammen zu beraten haben.

Diese Würden sind insofern erblich, als der Fürst sie nur Söhnen früherer Kannapumba mit ihren freien Frauen übertragen kann. Aus der Aristokratie oder den Kilolo werden ferner Abgesandte und ausführende Beamte, die oben genannten Polizisten (Lukuata), Führer von Elefanten-Jagdpartien (Kibinda) und Häuptlinge von Bezirken ernannt. Zu diesen Kilolo gehören alle Söhne des Muata Jamvo mit freien Frauen; eine Anzahl von ihnen begleitet beständig den Herrscher, um zu seinen Diensten zu sein, vor allem aber auch, um zu verhüten, daß er sich berausche oder rauche, angeblich aus Furcht, daß er im dadurch verursachten unzurechnungsfähigen Zustande Grausamkeiten verüben könnte. Einzelne Kilolo haben Hütten in der Palastumfriedigung und versehen Kammerherrendienst; aber bei Todesstrafe dürfen weder sie noch sonst irgend jemand den Herrscher essen oder trinken sehen. Zum niedrigern Hofstaate gehören die Fetischdoktoren, Schmiede, Haarkünstler, Köchinnen, Musiker und dergleichen; auch der Scharfrichter hat hier seinen Platz, nimmt also nicht die hervorragende Stellung ein wie in andern Negerreichen. Pogge fiel er durch den sonst in Mussumba nicht vertretenen Schnurrbart auf. Zum Hofstaate gehören endlich auch starke Sklaven, auf deren Nacken der Herrscher ausreitet, sowie die Träger seiner Sänfte (Tipoya).



Geschnitzte Keulen aus Lunda, Dr. Max Buchners Sammlung (ethnographisches Museum, München). Vgl. Text, S. 561.

Als letztes und größtes, wenn auch nicht wirksamstes Stück der Staatsmaschine von Lunda sei die Volksversammlung genannt, in welcher jeder Kilolo frei seine Ansicht äußern kann; diese Versammlungen werden von den meisten Herrschern respektiert, da die Popularität ein Faktor ist, der selbst ihnen nicht ganz wertlos scheint. Der Muata Jamvo erscheint in dieser Versammlung und kündigt ihr z. B. an, wenn er einen Kriegszug zu unternehmen gedenkt. Übersieht man die Gesamtheit der Staatsgeschäfte dieser Regierung, so betreffen dieselben in erster Linie das Wohl und Wehe von Mussumba, Verhüten von bösem und Bereitung von gutem Zauber, Aufsicht über die Sitten der Eheweiber, Bestrafungen von Vergehen gegen den König und die Hohen, die Sitte, das Eigentum, den Betrieb des Großhandels nach Westen, Krieg, Raubzüge und Sklavenjagden. Diese letzten drei gehen Hand in Hand und machen den größten Teil von dem aus, was hier etwa auswärtige Politik zu nennen wäre. Aber sie gehören leider zu einem andern Teile nicht minder auch der innern Politik an, denn die beständig im Gange befindlichen Expeditionen, in der Regel aus 200—400 jüngern Männern von Mussumba bestehend, Freien und Sklaven, treffen nicht immer Dörfer fremder Stämme, sondern werden oft genug in den

Grenzen des eignen Reiches unternommen, wie denn die jährliche Expedition, zu welcher der Muata Jamvo durch alte Sitte verpflichtet zu sein scheint, und deren Ertrag einen regelmäßig wiederkehrenden Posten des Einnahmebudgets bildet, sich immer nur eine kurze Strecke von der Hauptstadt entfernt. Die Lukokescha macht, ebenso wie der Herrscher in einer Tipoya getragen, diesen mit großem Pompe in Szene gesetzten Zug mit, welcher sich wie eine geflissentliche Permanenzerklärung des Kriegs- und Raubzustandes ausnimmt. Was die Sklaven auf diesen Zügen erbeuten, gehört dem Herrscher, ebenso die Hälfte der von den Freien gemachten Gefangenen.

Zur Pflege der auswärtigen Beziehungen gehört der Verkehr mit den Handelskarawanen, die nach Mussumba kommen, wo der Hof sie verpflegt und ihnen Lagerplätze anweist, sie auch unter seinen Schutz nimmt, ohne die ganze Schwere der einheimischen Gesetze auf sie anzuwenden. Ihr ganzes Thun steht unter der unmittelbaren Aufsicht des Muata Jamvo.

Wenn ein Muata Jamvo krank ist, wird das Volk aufgefordert, durch Zauberei die bösen Geister vom Lager des Herrn zu bannen. Naht er sich dem Tode, so begibt sich der Nachfolger, über dessen Person man sich in der Regel schon früher geeinigt hat, in Gesellschaft der vier obersten Würdenträger zur Lukokescha, um deren Zustimmung einzuholen, und während der frühere begraben wird, empfängt der neue in feierlicher Weise die Zeichen seiner Würde: den Lukano (einen mit Elefantensehnen umwundenen Ring aus Elfenbein, der übrigens als Orden verliehen werden kann und auch von der Lukokescha getragen wird); einen Brustschmuck aus Perlen und Metall, Krinda Tschinga genannt; einen großen Busch aus roten Papageienfedern, den Sala-Kalongo; ein sichelförmiges Zepter aus Eisen, Lubembo, und einen Teppich, Lukonso. Der neue Herrscher wohnt dem Begräbnisse des frühern bei, welcher festlich geschmückt auf der von einem Kannapumba gehaltenen Tipoya an den Fluß Kalangi getragen wird. Das große Gefolge verrichtet am Flusse allerlei Zeremonien und Zaubereien. Dann wird die Leiche nach dem heiligen Orte Enzai gebracht, wo alle zwölf Muata Jamvo im Kreise begraben sind, und in sitzender Stellung in einer viereckigen Grube beigesetzt, die mit einem Deckel aus Palmblatt bedeckt und mit Erde überschüttet wird. Während der Zeremonie werden am Eingange ein Knabe und ein Mädchen hingerichtet, während der neue Herrscher die Nacht im Freien zubringt und in eigens dazu errichteten Hütten acht Tage seinen Vorgänger in der Abgeschiedenheit betrauert. Unter manchen andern Gebräuchen, die er hier beobachtet, ist auch der, daß er durch Reiben von Holz neues Feuer entzündet, da das alte nicht mehr gebraucht werden darf. Am neunten Tage holen ihn die Lukokescha und die Würdenträger nach der Kipanga (Umzäunung) ab, die an Stelle der alten, jetzt niedergebrannten neu errichtet worden ist.

Jeder neue Muata Jamvo baut sich alsbald eine neue, seine Hütten und Höfe umschließende Kipanga, um welche ihrerseits dann die Lukokescha und der ganze Hof sich neu ansiedeln, so daß mit jedem Regierungswechsel auch ein Wechsel der Hauptstadt Hand in Hand geht. Aber die Hauptstädte oder Mussumba (großes Lager) der Muata Jamvos sind alle nicht sehr weit voneinander auf der fruchtbaren Ebene zwischen den Flüssen Kalangi und Luisa gelegen.

*

Das in vorstehendem mehrfach genannte Reich des Kasembe, ein Tributstaat des Lundareiches und diesem ähnlich in seiner politischen Organisation, hat zum Mittelpunkte den auf ältern Karten einfach Kasembe genannten Flecken, der in dem flachen Lande zwischen Moero- und Bangweolosee liegt und zwar in einer Niederung von etwa 15 km Durchmesser, in welcher jetzt bereits die siebente Hauptstadt Platz gefunden hat. Da jeder neue Kasembe die Residenz in einige Entfernung von dem Orte verlegt, wo sie unter seinem Vorgänger stand, und da Verlegungen sogar nach dem Tode andrer merkwürdiger Menschen, wie z. B. Lacerdas, der hier starb, stattgefunden haben, so ist dieselbe fast alle zehn Jahre

an einen andern Platz gerückt. Sie läßt dies wandernde Dasein klar genug in ihrem Äußern erkennen, denn sie bedeckt einige Quadratkilometer, über welche die mit viereckigen Zäunen umgebenen Hütten der wohl kaum 1000 Einwohner ohne jede Ordnung zerstreut sind. Der „Palast" des Kasembe ist von einem $1^1/_2$ m hohen, 500 m breiten und gegen 200 m langen Rohrzaune umfriedet, auf den Thorpfosten sind viele Menschenschädel aufgepflanzt.

Der Kasembe selbst ist eine Art von kleinerm Muata Jamvo. Als Livingstone vom Kasembe empfangen wurde, saß derselbe vor seiner Hütte auf viereckigem Sitze, dem Leoparden- und Löwenfelle untergelegt waren. Er war in weiß und blaues Baumwollzeug mit rotem Besatze so faltig gekleidet, daß es aussah, als trage er eine Krinoline. An den Händen trug er Stauchер, an den Füßen Gamaschen und auf dem Kopfe eine Mütze, alles mit farbigen Perlen in gefälligen Mustern gestickt; eine Krone von gelben Federn überragte sein Haupt. Alle die Häuptlinge kamen im Schatten riesiger Sonnenschirme und setzten sich zu seiner Rechten und Linken, ebenso einige Musikbanden. Ein Scharfrichter mit breitem Lundaschwerte und einem scherenartigen Ohrenabzwicker auf dem Rücken war ebenfalls gegenwärtig und nicht minder ein 1,14 m hoher Zwerg und Hofnarr von unbestimmter nördlicher Abstammung. Ein ohrenloser Rat trug des Reisenden Thaten und Wünsche vor, nach deren Anhörung der Kasembe sich mit Würde entfernte, um die Geschenke anzusehen, wobei zwei Pagen seine Schleppe trugen. Zahlreiche Höflinge gingen ohne Ohren und Hände, Zeugnisse der Launen dieses Herrschers, der doch zu dieser Zeit so ohnmächtig war, daß die Araber sich vor und mit ihm über seine eigne Schwäche lustig machten. Die Grausamkeiten dieses Kasembe, welcher Anfang der sechziger Jahre an die Regierung gekommen war, hatten es dahin gebracht, daß sein einst dicht bevölkertes Land in wenigen Jahren sehr menschenleer geworden war. Es ist also kein Wunder, daß, während Pereira (wohl etwas hoch greifend) von 20,000 Kriegern spricht, welche der Kasembe ins Feld stellen konnte, Livingstone 1867 zweifelte, ob er auch nur 1000 Männer auf die Beine zu bringen vermöchte. Er war überhaupt arm geworden, da auch die Elefantenjäger ihn verlassen hatten, mit welchen er unter keiner Bedingung den Gewinn teilen wollte. Er war auch seelisch arm, denn die Furcht peinigte ihn, und wenn er von einem Manne zwei- oder dreimal träumte, ließ er ihn, falls er nur seiner habhaft wurde, aus dem Wege räumen.

Die Abhängigkeit des Kasembe vom Reiche des Muata Jamvo ist neuerdings in Zweifel gestellt worden. Diesem Zweifel liegt wohl eine der Unregelmäßigkeiten in der Tributzahlung zu Grunde, die wir durch die neuern Besucher auch bei andern Tributstaaten des Lundareiches kennen gelernt haben. Nachdem der Kasembe drei Jahre lang keinen Tribut bezahlt hatte, sandte er im Dezember 1875 zum erstenmal wieder eine Karawane mit Sklaven, Kupfer und Salz nach Mussumba. Die Ursache sollen Einfälle von Raubtieren in Kasembes Stadt gewesen sein, welche Menschen zerrissen, worauf die Zauberer behaupteten, es sei das die Strafe für den Ungehorsam des Kasembe gegen den Muata Jamvo. In Mussumba aber hörte Pogge folgende bezeichnende Erzählung über die Entstehung dieser Abhängigkeit: Ein Muata Jamvo sandte eine große Expedition nach Osten, um Salz zu suchen; viele Große begleiteten dieselbe, und sie fand eine große Menge Salz. Zurückgekehrt, belogen sie aber ihren Herrn, weil sie fürchteten, er würde, wenn sie ihm das Salzland verrieten, sie zwingen, mit ihm dorthin zu ziehen; und sie wünschten nicht, ihr Land zu verlassen. Ein Sklave aber, der in ihrer Begleitung gewesen, erzählte dem Muata Jamvo von dem Salzlande, und dieser erhob jenen zum Führer einer Streitmacht, mit welcher er das Land eroberte und als ein dem Muata Jamvo tributärer Häuptling regierte.

III. Westafrikaner.

27. Die Küstenländer des tropischen Westafrika.

Inhalt: Allgemeine Naturverhältnisse Westafrikas. — Die Küste des untern Kongo. — Das Nigerdelta. — Klima. — Pflanzen- und Tierwelt.

Der Westen von Mittelafrika zeigt zwischen Südafrika und dem Meerbusen von Guinea eine gleichmäßige und symmetrische Gliederung, welche durch mäßige Gebirgserhebungen im Süden und Norden des die Mitte einnehmenden Kongobeckens bezeichnet ist. Das Mossambagebirge im Innern von Benguela erhebt sich von dem Küstenstriche zwischen Loanda und Mossamedes in drei steilen Stufen zur Höhe von circa 1800 m. Die unterste Stufe ist das 6—20 Meilen breite Küstenflachland, das mit einer Steilküste am Meere endigt und einige vereinzelte unbeträchtliche Erhebungen aufzuweisen hat. Darauf folgt eine etwas schmälere Übergangsstufe in Gestalt einer bis zu 1000 m hohen Berglandschaft, an deren Ausgang die untersten Stromschnellen der Küstenflüsse sich befinden; zahlreiche seltsame Felsgebilde erheben sich aus derselben. An diesen Bergzug schließen sich die Randhöhen des Hochplateaus, welche sich nach Osten langsam zu der innerafrikanischen Quell- und Seenplatte abdachen. Nördlich vom Kongo ist diese Stufenlandschaft bis zum Ogowe hin milder ausgeprägt; auch die Randstufe des Hochplateaus ist in der Serra Complida durchschnittlich nicht mehr als 800 m hoch, während sie gegen Norden höher ansteigt und in der Serra do Cristal über 1400 m erreicht. Am meisten vermittelt aber sind diese Stufen im Kongobecken, wo von Nyangwe bis Stanley Pool auf ca. 200 Meilen Länge wohl nicht 150 m Gefälle sind, in welche man noch die obern Katarakte am Äquator einzurechnen hat, während dann erst wieder unterhalb der Kuangomündung die 42 Stromschnellen (Livingstone-Fälle) auftreten, die aus dem Plateau des mittlern Kongolaufes in den verhältnismäßig geringen Tieflandabschnitt hinabführen. Die vereinzelten Daten, welche wir über den mittlern Kongolauf besitzen, lassen vermuten, daß man in ihm eine vorwiegend ebene, wenig wellige Fläche habe, die mit Wäldern, Sümpfen und Seen bedeckt ist. Die an einzelnen Stellen seeartige Breite, der Inselreichtum, das langsame Fließen bekunden eine mächtige, aber träge Wasserbewegung in der Zentralrinne und zu derselben hin. Ein nur kleiner Teil des in diesen durchschnittlich regenreichen Regionen fallenden Wassers fließt in Küstenflüssen dem Meere zu, den weitaus größten ziehen die in großen Bogen die Hochplateaus umfassenden und durchsetzenden Systeme des Zambesi, Kongo und Niger-Benue an sich. Beträchtlich sind von jenen nur Kuango im Süden und Ogowe im Norden des Kongo,

doch werden beide von dem Kongozuflüssen Kasai und andern weit übertroffen. Der Kasai ist z. B. da, wo der Weg von Malange nach Mussumba ihn überschreitet, bereits 350 Schritt breit und nach Pogges Messungen 4 m tief. „Er macht einen großen Eindruck und sendet schon hier gewaltige Wassermassen nach Norden.“ Diese nach Norden gehenden Flüsse sind durchaus flachuferig und nur selten von niedern Stromschnellen unterbrochen. Ihre Wasserscheiden sind ebensowenig scharf voneinander als von denjenigen der südwärts zum Zambesi gehenden Zuflüsse getrennt. Ähnliches bewirkt der vorwaltende Plateaucharakter des Innern im Norden, wo lange vor Brazzas famoser Entdeckung des Alima, der einen großenteils schiffbaren Weg vom Ogowe zum Kongo bilden sollte, sogar eine kassiquiareähnliche Netzverbindung zwischen Gabun, Ogowe und Kongo vermutet ward.

Der große hydrographische Zug des westafrikanischen Landes, zweifellos zugleich der für die Erschließung des südlichen Innerafrika bedeutendste ist der Kongo, die große Querader des Erdteiles. Mit so mächtigen Wassermassen tritt derselbe unter 6° südlicher Breite (hier im untersten Teile seines Laufes Zaïre genannt) ins Meer, daß die erste Entdeckungsexpedition unter Tuckey, welche 1816 diesen bisher weniger beachteten Strom überhaupt erst in seiner wahren Größe würdigen lehrte, nur unter großen Schwierigkeiten in den eine deutsche Meile in einer Stunde zurücklegenden Strom einzufahren vermochte. Trotz der Zerfaserung in unzählige Delta-Arme, zwischen denen ein 1½ Meilen breiter Mangrovegürtel sich ausbreitet, fließt das Kongowasser mit solcher Kraft ins Meer, daß seine rötliche Farbe noch bis 12 Leguas von der Küste merklich bleibt. Lange war der Kongo nur bis 3 Grad oberhalb seiner Mündung bekannt, wo die sogenannten Yellalafälle dem weitern Vordringen zu Schiffe einen unüberwindlichen Damm entgegensetzen. Diese Fälle wie alle andern am Kongo sind indessen nur Stromschnellen. Die von Isangila, welche bei 600—700 m Breite 5 m hoch sind, sind die beträchtlichsten. Oberhalb seiner Delta-Ausbreitung ist das Kongobett ein enges Thal mit steilen Wänden, in der Sohle so wenig zugänglich, daß Stanley seinen berühmten Erschließungsweg oft meilenweit vom Strome wegführen mußte. Auf sehr weiten Strecken ist nicht Raum für einen Maultierpfad. Auch zahlreiche Nebenflüsse sind derart kanalartig eingeschnitten, und diese Einschnitte erschweren nicht nur den Verkehr, sondern bieten mit ihrer dichten Vegetation auch den Eingebornen Stützpunkte für Angriffe auf die Handelskarawanen. So ist also, vom untersten Laufe abgesehen, im Küstenlande Westafrikas die Bedeutung des Kongo für den Verkehr und die Besiedelung gering, und es mag dies wohl erwogen werden, wenn man die Gründe betrachtet, welche ihn verhinderten, der Nil Westafrikas zu sein.

Von unmittelbarerer Bedeutung ist für das westafrikanische Land der Niger, der von seiner Mündung bis 11° nördlicher Breite von europäischen Dampfern befahren wird, und sein in noch größerer Ausdehnung schiffbarer Nebenfluß Benue. Er fügt dem Küstengebiete ein mächtiges Anschwemmungsland zu, das durch häufige Überschwemmungen in stetem Wachsen erhalten ist, und bildet zugleich das Thor zum Sudan und zum nördlichen Zentralafrika. Er ist der Mittelpunkt der fruchtbaren, volk- und verkehrsreichen Guineaküste. Als vollkommen flaches Küstenland, gleich den südlichern Strecken der Westküste von sprichwörtlicher Öde, das auf den ersten Blick keinen Gedanken an Hochlandabfall oder Randgebirge aufkommen läßt, zieht sich Afrikas Westküste vom Winkel der Gabun- und Camerunregion, wo üppige Vegetation ausnahmsweise an die Küste tritt, westwärts, wird auf 20 Längengrade Erstreckung, in denen sie ausgeprägt ostwestlich zieht, zur Nord- statt zur Westküste und bildet dergestalt die weit vorspringende Einfassung des Meerbusens von Guinea bis zur Sierra Leone. Den einzigen beträchtlichern Vorsprung bildet hier das Nigerdelta mit seinem ausgedehnten Sumpf- und Schlammlande und seinem Geflechte halb stagnierender Mündungskanäle.

Westlich von der Nigermündung zieht eine Reihe von Lagunen und Strandseen bis zum Voltaflusse die ganze Sklavenküste entlang. Diese Lagunen, welche in der trocknen Zeit durch völliges oder teilweises Austrocknen zu Herden fieberschwangerer Dünste werden, entfalten einen reichen Segen in der feuchten Zeit des Jahres, wo ihr salziges Wasser den Verkehr und Handel zwischen den an der Küste wohnenden Stämmen in hohem Grade erleichtert und die Küstenorte mit reichlicher Fischnahrung versieht. Außerdem liefern sie Salz, das einen der beträchtlichsten Handelsgegenstände für den Austausch mit den weiter im Binnenlande wohnenden Stämmen ausmacht. Jenseit der Lagune zieht sich das flache Land der Küste noch drei volle Tagereisen ins Innere hinein. Der öde Charakter des sandigen, nur mit niedrigem Grase und vereinzelten stachligen Büschen bewachsenen Küstensaumes macht nach 1—2 Meilen dem 2—3 m hohen Graswuchse Platz, der, an tiefer liegenden, feuchtern Stellen von dichtem Walde unterbrochen, für Afrika so ungemein bezeichnend ist. Hier zeigen sich auch bereits Pflanzungen und menschliche Wohnungen. Erst 10 Meilen von der Küste entfernt wird das Land hügelig und steigt dann allmählich zu dem die Wasserscheide des Niger und der Küstenflüsse bildenden Gebirge auf.

Weiter nördlich springt eine Vorterrasse des Randgebirges im Lande der Akuapim bis auf 8 geogr. Meilen gegen die Küste vor und läßt die dunklern, thätigern, gastfreiern, unverdorbenern Bergneger bis nahe an die Küste herantreten. Dann folgt die Goldküste, welche so viel höher ist, daß sie, vom Meere her gesehen, einen einzigen großen Waldstreifen bildet, hinter welchem sich das waldige Bergland erhebt. Kaum 1 geogr. Meile reicht die sandige, kiesige Flachküste landeinwärts. Dann schließen sich die den Aschanti tributären Landschaften von Akim und Fanti an, die man als die fruchtbarsten der Guineaküste bezeichnet. Die Küste ist hier hafen- und wasserreich, Schiffbauholz ist im Überflusse vorhanden, und die Bevölkerung gehört zu den fleißigsten dieser Gegenden. Der Mangel einer indigenen Entwickelung der Seeschiffahrt beweist, daß nicht überall die Natur allein es war, welche der afrikanischen Menschheit solche Entfaltung versagte. Nicht zufällig sind gerade hier auf dieser Strecke von der ersten Besiedelung an die europäischen Faktoreien und Forts dicht gesäet gewesen. Weiter nach Westen zu ist die Küstenbeschaffenheit weniger günstig, dafür blühte dort in Akkra zu einer Zeit, wo das Land hinter den andern Küstenplätzen verschlossen war, der freie Handel mit dem Innern und sind in Sierra Leone, Liberia und Monrovia die Kolonien befreiter Sklaven gegründet worden, welche, wenn auch nicht viel Kultur, doch Leben und Aussichten an diese Küste gebracht haben.

Das Klima der äquatorialen Westküste ist großenteils ein heißes und feuchtes. An der Küste folgen die Niederschläge dem Gange der Sonne reichlich, in Loanda vom November bis April, am Gabun vom September bis Mai, in Sierra Leone vom Mai bis November dauernd; im Innern sind sie durch Bodengestalt und Konfiguration etwas abgelenkt, so daß z. B. in Mussumba die Regenzeit Ende August beginnt und Ende April aufhört. Hier liegen die regenreichsten Gebiete Afrikas, allen voran Sierra Leone mit 3331 und Gabun mit 2688 mm im Jahre. Nach Norden und Süden zu nimmt aber die Regenmenge rasch ab, so daß Loanda nur noch 318, Praia Santiago (14° 54′ nördlicher Breite) 323 mm zählt. An den Küsten des Golfes von Guinea entstehen durch Zwischenschiebung einer Trockenzeit (Cacimbo der Portugiesen) eine kleine und eine große Regenzeit. Ähnliches findet im Gebiete des Kuango statt. Die Hitze ist an der Küste gemildert und wird nach dem Innern zu überall da stärker, wo keine Bodenerhebung eine Erniedrigung schafft. Die unerträglichste Hitze herrscht vielleicht im Innern Senegambiens gegen die Wüste hin. Loanda mit 23° hat die niederste Jahrestemperatur, fast genau soviel hat St. Louis, wogegen Médine (senegambisches Binnenland) die höchste Jahrestemperatur mit 30° C. aufweist. Der heißeste Monat in Médine, der Mai, steht mit



Ölpalme, links Papaya, rechts Maniok.

36° C. dem heißesten in St. Louis, September, mit 28° gegenüber. Der Unterschied zwischen dem kältesten und wärmsten Monate erreicht fast nirgends 10°. Die bis über den Äquator hinausreichende kalte Strömung macht diesen Gegensatz an den Küsten von Ober- und Niederguinea sehr gering und läßt hier die Temperatur des wärmsten Monates nirgends 25° erreichen; in Tschintschotscho (Loango) steht sie bereits bei 21—22°. Wir haben also hier keineswegs einen der heißesten Erdstriche vor uns.

Die herrschende Windrichtung ist Südwest, dieselbe ist besonders kräftig zur Zeit, wo die Sonne nördlich vom Äquator steht. Als heftiger Monsun vom Meere zum Lande wehend, ist diese Strömung nicht geeignet, die Neger der Küste zu ermutigen, in ihren Nußschalen von Kähnen die hohe See aufzusuchen. Auch die Wirbelstürme entstehen in der Regel am Lande und wehen auf das Meer hinaus. Landwinde machen sich vornehmlich zwischen Januar und Mai fühlbar. Morgennebel sind sehr häufig und so dicht, daß man sie mit dem Londoner Nebel verglichen hat. Die Taufälle sind so stark, daß sie Pfützen und meßbare Niederschläge erzeugen. Der Gesundheitszustand der Europäer ist ein höchst ungünstiger an vielen Stellen dieser Küste. Einige Handelsstationen, wie Grand Bassam, Assinie und Dabon, sind deshalb verlassen worden, andre, wie Lagos, werden alljährlich durch rasch verlaufende Fieber dezimiert. Von diesen Fiebern bleiben die Neger nicht frei; da sie sich aber an der Küste besser ernähren, sind sie trotzdem ihren Brüdern im Innern nicht selten an Körperkraft und Schönheit überlegen.



Blüte und Frucht des Affenbrotbaumes (Adansonia digitata). Vgl. Text, S. 573.

Die **Vegetation** ist bei reichlicher Befeuchtung üppig an der Küste und in den tiefer gelegenen Teilen des Binnenlandes. Doch nimmt sie schon auf den ersten Höhen des Hochlandes um Kongo und Ogowe den Savannen- oder Kampinencharakter an, den das übliche Abbrennen festhält und zugleich ausbreitet. Ihr Reichtum an Nutzpflanzen ist groß. Die beiden für den Handel wichtigsten einheimischen Nutzpflanzen Afrikas, die Ölpalme und der Kaffeebaum, kommen wild in diesen Landschaften vor, erstere („des Negers Freund", seit Aufhebung der Leibeigenschaft der einzige bedeutender Entwickelung fähige Ausfuhrgegenstand Westafrikas) vorzüglich im untern Nigerlande ganze Wälder bildend, in denen die ölreichen Nüsse oft mehrere Fuß hoch den Boden bedecken sollen. Wir haben gesehen, daß dieser nützliche Baum nicht allein diesem Gebiete zukommt, sondern sich im ganzen Kongolande bis zum Uelle findet und den Niger und Benue aufwärts steigt. Aber unzweifelhaft hat die Ölpalme hier an der Küste, wo sie von Senegambien bis Angola allgemein verbreitet ist, ihre Hauptentwickelung und findet hier auch ihre Hauptverwertung. Der Kaffeebaum ist in der speziell westafrikanischen Art, Coffea liberica, eine der arabischen oder ostafrikanischen Art, wie es scheint, vielfach überlegene Art. In den höhern Teilen wächst der für den Sudanhandel nicht minder wichtige Gurunußbaum (Sterculia), ferner eine Kautschukliane, die aber schon Pogge in den Küstengebirgen Angolas

fast ausgerottet fand. Zu den vielseitig nützlichsten Pflanzen des Erdteiles gehört dann der Imbunderobaum, eine Büttneriacee. Seine zwei Spannen lange Frucht umschließt einen süßsäuerlichen Kern, der eine ebenso wohlschmeckende wie gesunde Nahrung gibt; die Fruchtschale liefert Hausgeräte, der Bast Kleidungsstoffe, die Wurzeln Stricke und der Stamm, der oft mehr als 10 Klaftern Umfang hat, Kähne. An Baumriesen ist Westafrika überhaupt reich. Der Hauptlieferant des Holzes für Einbäume von 100 Fuß Länge ist der guineische Wollbaum (Eriodendron), vom Affenbrotbaume (s. Abbildung, S. 572) mit oft 8 m Stammdurchmesser zu schweigen. Für die Ernährung der Bevölkerung sind von den angebauten Pflanzen Maniok und Erdnuß am wichtigsten. Letztere wird auch in steigendem Maße ausgeführt. Die gewürzhaften Paradieskörner (Amomum) haben der Körnerküste den Namen gegeben. An wild wachsenden nützlichen Pflanzen nennen wir noch Zuckerrohr, Sumpfreis, Indigo. Auch Tabak wird wild wachsend in Menge gefunden, so z. B. in Akem, wo aber dennoch bezeichnenderweise die Neger ihren Tabak an der Küste kaufen.

Die Tierwelt Westafrikas ist, wie wir schon früher besprachen (s. S. 365), arm im Vergleiche zu der süd- und ostafrikanischen, und dieses gilt ganz besonders von dem südäquatorialen Teile. Pechuel nennt das Nilpferd das einzige große Säugetier, das noch häufig im Kongogebiete vorkomme. Daß auf den dortigen Märkten getrocknete Ratten einen Handelsgegenstand bilden, daß Antilopenfelle ein kostbarer, den Vornehmen reservierter Besitz sind, spricht auch nicht für einen Tierreichtum des Innern. Das Guinea- und Senegalgebiet ist hierin besser daran, doch ist das wichtigste der dortigen Tiere, der Elefant, durch schonungslose Jagd so weit zurückgedrängt, daß die Westküste viel von ihrer einstigen Bedeutung für den Elfenbeinhandel verloren hat.

---

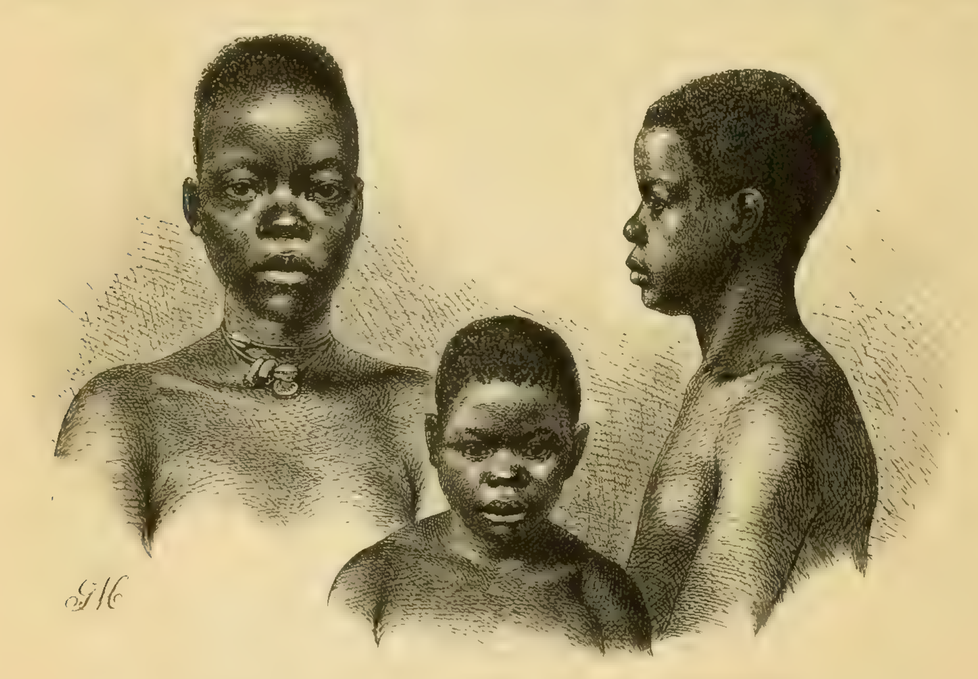
28. Die Völker der westafrikanischen Küste.

„Völker drängten sich gegen Völker, und ein beständiger Wechsel der äußern Lebensbedingungen sowohl als Vermischungen und Unterjochungen erzeugten das buntscheckige Resultat eines Völkergemenges, welches wir unter unsern Augen, gleich einer Zellteilung ins Unendliche, unaufhörlich in stets neue Phasen treten sehen."
Georg Schweinfurth.

Inhalt: Stellung der Westafrikaner unter den Negern. — Tracht. Schmuck. Waffen. — Dörfer und Hütten. Ackerbau. Viehzucht. — Gewerbe. Kunstindustrien. — Der Handel. Handelsvölker: Bangala, Dualla, Kru. Sklaven. — Die Familie. Die Stellung der Frau. — Politische Verhältnisse. Attribute der Könige. Gründungssage von Bihé. Vergleich des Königtumes von Dahomey und der Eweer. Kongokönige. Zersetzung des Königtumes. — Palaver. — Negerfreiheit. — Fetische. Fetischpriester und Tempel. Begräbnisfeier. Gottesurteile. Kannibalismus. Gelübde. Religiöse Feste. Yamsfest. Alumbihütte. Geheimbünde. Musik. Sagen. Sprichwörter. — Die europäischen Einflüsse. — Die wichtigsten Völker Westafrikas: Biheño, Killengue, Mundombe, Songo, Kioko, Bangala, Kongo- und Loangoneger, Fan, Dualla, Bakwiri, Kru, Eweer, Dahomey, Aschanti, Akkra, Liberia.

Man hat dem Neger der Westküste länger als dem des Ostens, dem „Kaffer" im weitern Sinne, die echten Negermerkmale zugesprochen. Man wünschte irgend einen Teil Afrikas für den „echten" Neger vorzubehalten, der doch nicht ganz aus dem Kreise der Menschenrassen schwinden sollte. Nun ist es wahrscheinlich, daß die Ostafrikaner mehr asiatische Bestandteile, d. h., rassenhaft gesprochen, edleres Blut, in ihre Adern aufgenommen haben als die soviel weiter von diesen Einflüssen entfernten Westafrikaner. Aber doch sind auch die Westafrikaner weit entfernt, Karikaturen zu sein, wie man sie sich in der Zeit schlechter ethnographischer Bilder vorstellte und noch Burton sie zeichnete. Bastian

sprach es als eins der allgemeinen Ergebnisse seiner westafrikanischen Reise aus (und dies ist einem Afrikareisenden der fünfziger Jahre besonders hoch anzurechnen), daß, wo immer eins der Merkmale des sogenannten Negertypus sich stark ausgeprägt finde, man eine Ausnahme, nicht aber die Regel vor sich habe. Er sagt sogar: „Überhaupt wird mir gewiß jeder praktische Kenner Afrikas beistimmen, daß man den eigentlichen Negertypus, wie er in ethnologischen Werken als charakteristisch beschrieben wird, äußerst selten antrifft. Frappant ausgebildet habe ich ihn nur bei einigen Individuen der Pópo oder vielmehr Kriegsgefangenen von den östlichen Grenzen Dahomeys, die ich in Sierra Leone zu sehen Gelegenheit hatte, beobachten können.“ Vor ihm schon hatte Livingstone, einer der wenigen, die zu seiner Zeit Osten und Westen Afrikas mit voller Autorität vergleichen



Jugendliche Loangoneger (nach Photographie von Dr. Falkenstein).

konnten, darauf aufmerksam gemacht, daß, während ihre allgemeinen Merkmale die Westafrikaner in die wahre Negerfamilie stellen, man doch eine falsche Vorstellung in sich aufnehmen würde, wenn man glaubte, daß alle echten Negerzüge sich oft in einem Individuum vereinigt finden. Man findet auch hier gerade Nasen und nicht zu dicke Lippen. Die Färbung ist vom tiefen Schwarz bis zum lichten Gelb abgetönt.

Und wenn man vielleicht jener Klage Glauben schenken möchte, daß Livingstone auch hier seiner missionaristischen Liebe zu den dunkeln Kindern Afrikas zu großen Spielraum gelassen, so vergleiche man das Urteil eines wie wenige besonnenen und unparteiischen Beobachters, der den allgemeinen Eindruck, den jene Eingebornen machen, als einen günstigen rühmt. „Ihr Körperbau zeichnet sie meist vorteilhaft aus; ihre Gesichtszüge zeigen häufig Intelligenz, der Prognathismus ist wenig entwickelt, auffallend ausgebildete Langköpfe sind selten, und es ist wahrscheinlich, daß die meisten Schädel sich auf der Grenze halten, welche Mittel- und Langköpfe voneinander scheidet. Die Hautfarbe ist dunkelbronzen, und Abweichungen zu lichtern Schattierungen sind häufiger als die dunklern.“ (Paul Güßfeldt.) Partieller Albinismus, welcher scheckige Haut erzeugt (s. Abbildung, S. 138),

ist vielleicht an der tropischen Westküste häufiger als anderwärts. Buchholz hebt die kräftigen Waden der Dualla, Falkenstein die der Loango hervor.

Was den oft besprochenen Unterschied zwischen Küsten- und Binnenbewohnern anbelangt, so widersprechen sich darin die Nachrichten. So sollen die an der Küste wohnenden Eweer stärker und größer als die des Innern sein, was Zündel von der reichlichern Fleischnahrung und der Beschäftigung auf der See herleitet. Anderseits sind die Dualla dunkler als ihre Hinterleute, die Bakwiri, ebenso die Küstenstämme in Akem. Im allgemeinen leben die Küstenleute besser, als es hier von den Eweern angenommen ist, sind aber auch mehr von eingeschleppten und einheimischen Krankheiten heimgesucht. Der Unterschied scheint nicht durchgängig zu sein, und in den alten portugiesischen Kolonien, d. h. überall südlich vom Kongo, greift die Mischung störend ein.



Frauentypen von Loango (nach Photographie von Dr. Falkenstein).

In Bezug auf die Tracht zeigen die Westafrikaner einen großen Unterschied zwischen der Küste und dem Innern. Man muß sich heute schon ziemlich tief ins Innere begeben, um die Tracht zu finden, die auch an der Küste vor 400 Jahren heimisch war, seitdem aber infolge der starken Zufuhr von Zeug, Kleidern und Schmuck und der allgewaltigen Nachahmungssucht der Eingebornen beständig zurückgeht. Im Innern ist die einzige allgemeine Grundlage der Tracht die aus Zeug oder Fell oder auch nur aus einem Blatte oder Zweige bestehende Schamhülle, und im allgemeinen sind dabei die Männer immer mehr bekleidet als die Weiber. Man darf vielleicht sagen, daß kriegerische Stämme, wie die Fan, länger an notdürftiger Kleidung festhielten als die handeltreibenden an der Küste. Auch von den letztern legen z. B. die Kabinda noch heute die Kleider ab, ehe sie in den Kampf gehen. Lopez zählt unter den Industrien der Völker im Reiche Kongo schon die Bereitung von Rindenstoff aus dem Baume Enzada auf, der ohne Zweifel eine Ficus-Art ist, ferner das Zubereiten der Häute mit Hilfe der Wurzeln der Mangle oder Mangroven. Beide Bekleidungsindustrien sind bei den Westafrikanern heute zurückgegangen. Der Baumwollenstoff hat die einheimischen Erzeugnisse verdrängt, und wo immer man tiefer ins Innere dringt, trifft man im Nigerlande wie in Benguela die afrikanische Halbnacktheit, selten durch ärmliche Graskleider gedämpft. Cameron fand sie zu seinem Erstaunen in Kisandschi, wie Comber sie am Camerungebirge gefunden hat. Aber in Angola fand Buchner Mädchen mit unbekleidetem Oberkörper kaum diesseit der Songo. Die Tracht besteht heute bei dem typischen Loangoneger aus einem ziemlich langen, faltenreichen Schurze um die Hüften, für welchen so viel Zeug verwandt zu werden pflegt, daß derselbe bei Nacht zur Einwickelung des ganzen

Körpers dienen kann. Dieses Bekleidungsstück ist sehr allgemein. Unbekleidet zu gehen, würde hier kaum minder anstößig erscheinen als bei uns. Nur Kinder machen hierin eine Ausnahme; bei ihnen sucht man die Form zu wahren, indem man eine Schnur um die Hüfte legt. Der Handel hat nach und nach Jacken, Röcke, Uniformstücke und Livreeröcke eingeführt. Die Camerunneger tragen sogar hohe, weiße Weiberstrümpfe mit Vorliebe. Alle diese Dinge werden bei besonderer Gelegenheit, namentlich Begegnungen mit den Weißen, oft eins über dem andern getragen, mögen sie so unbequem sein, wie sie wollen. Zur weiblichen Toilette gehört bei den eben genannten und andern zivilisiertern Damen der Küste auch ein über das Gesäß gelegtes Polster, welches zugleich als Sitzkissen für den selten fehlenden Säugling und als Verschönerungsmittel dient. Jener fast unvermeidliche Begleiter seiner Mutter wird dabei in ein Tuch geschlagen, das vorn gehalten wird und ihn so auf seinem Sitze festhält.



Ein Aschiraweib mit Kopfputz (nach Du Chaillu).

Kopfbedeckungen spielen eine große Rolle. An der Loangoküste dominieren die kalottenförmigen Mützen aus Pflanzenfasern. Ebendort webt man spitz zulaufende Mützen aus Pflanzenfasern mit oft hübschen erhabenen Zeichnungen. Das Tragen derselben ist jedoch Vorrecht der Vornehmen. Weiter im Norden kommen die mit einer besondern Würde oder Heiligkeit umgebenen spitzen Antilopenfellmützen hinzu. Ehrenmützen der Häuptlinge sind oft dick mit Perlen überstickt, deren massenhafter, geschmackloser Gebrauch oder Mißbrauch überhaupt eins der Merkmale der westafrikanischen Kunstindustrie genannt werden kann. Die Weiber der Bangala zeichnen sich durch einen dünnen Messingstreifen um die Stirn aus. Die **Haartrachten** sind wie immer sehr mannigfaltig. Sie sind einfach bei den Weibern der Kru- und Camerunneger, welche sich die Haare kurz scheren, komplizierter bei den Bangala, welche sich Teile des Schädels rasieren. Bei den Basunti, „der liebenswürdigsten dieser Völkerschaften nördlich vom Kongo" (Pechuel), haben namentlich die jungen Mädchen eine eigentümliche Mode angenommen. Sie kneten aus Kohle, Ruß und Erdnußöl eine ölige, klebrige Masse zusammen, mit der sie ihr Haar zu einzelnen kleinen Knäueln zusammenballen. Dadurch gewinnt der Kopf ein Aussehen, als sei er mit Beeren der Weintraube dicht bedeckt. Die große Haarnadel der Aschira (s. obenstehende Abbildung) erinnert an den Kopfputz der Njam-Njam. Die Bateke flechten ihr Haar in einen Zopf, der steif gemacht und nach vorn gebogen wird und so wie ein Horn vorausragt. Dieses Horn findet sich auch bei Frauen von Akkra. Der Zopf gehört zur Uniform der Fankrieger (vgl. Abbildung, S. 48, Einleitung). Die Loango-Negerinnen umwinden den Kopf turbanartig mit einem Tuche, und ebenso ist bei den Akkrafrauen das wollige Horn gewöhnlich noch mit irgend einem Lappen oder Lumpen bedeckt.

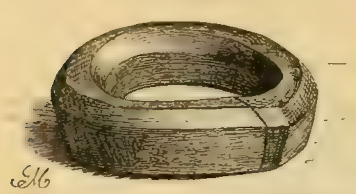
Einsalben des ganzen Körpers mit Öl, zugleich Bestreuen des Körpers mit Farbstoffen wird allgemein geübt. So sieht man zuweilen Basunti, deren rechte Körperhälfte schwarz ist, während die linke im schönsten Hochrot prangt. Sie lieben es ferner, den ganzen Körper mit roten und blauen Perlen zu schmücken. Die Bateke, die sich weiter nach Osten

anschließen, schneiden sich eine Menge Narben in die Wangen. Eine leichte Tättowierung an Schläfen, Stirn, Schultern oder Brust ist bei allen nicht hyperzivilisierten Westafrikanern üblich; einige tättowieren sich nur wenig, andre, wie die Dualla-Neger, tättowieren sich zugleich im Gesichte und auf der Brust in mannigfaltiger Weise. Dieselben reißen sich außerdem die Augenwimpern aus, da diese ihrer Meinung nach das scharfe Sehen verhindern und leicht Entzündungen im Auge verursachen. An ihren wimpernlosen Augen unterscheidet man die Dualla leicht von den Kru, mit welchen sie sonst die meiste Ähnlichkeit haben. Bei Tänzen entfalten sie eine große Vorliebe für klappernde und für klingelnde Behängsel in Form von Arm- und Beinringen, Perlschnüren, Glöckchen und dergleichen. Ihren verhältnismäßigen Wohlstand tragen sie überhaupt mit einer gewissen Protzenhaftigkeit zur Schau. Junge Mädchen im Brautstande sieht man mit solchen Unmassen von Perlen behangen, daß sie kaum im stande sind, sich zu bewegen. Selbst in die Nase hängen sie sich, wenn auch nur zeitweilig, derartigen Schmuck; auch entfalten sie eine nicht geringe Erfindungsgabe, indem sie z. B. lange Stücke Zeug dicht mit Glöckchen besetzen und um Beine oder Arme wickeln oder Stücke Glas zuschleifen, um Ohr- oder Nasengehänge daraus zu fertigen. In Mungo tragen die Frauen Federschmuck in den Haaren und bemalen sich mit weißer Farbe Gesicht, Arme und Beine. Kupferspangen und Messingdraht spielen hier nicht dieselbe große Rolle wie in Ostafrika; Perlen, Glöckchen und andrer Flitter- und Klappertand scheinen jetzt hier mehr Mode zu sein; aber man findet jene ältern und solidern Metallschmucksachen noch



Ein Mpongwe-Mädchen vom Gabun (nach Photographie).

immer häufig. Mehr scheinen sie im Innern getragen zu werden. Zu den Übertreibungen der Reisebeschreiber früherer Jahrhunderte gehört auch die Angabe vom hohen Werte der Schwanzhaare des Elefanten, von denen nach Lopez ein einziges für zwei oder drei Sklaven verkauft werden soll. Von den Schmucksachen sind an der Loangoküste echte Korallen am geschätztesten, Gold ist unbekannt und ungeschätzt, Silber (als Arm- und Fußring) selten, Messing- und Eisenringe haben oft Fetischbedeutung. Der Jahrhunderte dauernde Handel hat die lächerliche Überschätzung des Schmucktandes hier zurücktreten lassen, der Küstenneger zieht praktisch verwertbare Gegenstände den Glasperlen &c. vor. Wo er letztere dennoch sucht, hegt er meist die Absicht, sie als Geschenke an naive Schöne zu vergeben.


Ein kupferner Armring (ethnographische Sammlung, Stockholm).

Die Kriegstracht der Häuptlinge von Angola schildert Lopez als aus kreuzweise über Brust und Schulter gehängten eisernen Ketten, aus Straußfedern als Kopfschmuck und einem langen, vom Gürtel zu den Füßen reichenden Gewande bestehend. Sie war also ähnlich derjenigen, welche noch heute die Obernilneger, z. B. Schilluk und Djur, tragen. Speer, Bogen und Pfeile waren die Hauptwaffen, auch das eiserne Messer wurde schon getragen, und der heute nur noch bei den Fan zu findende Schild (s. Abbildung, S. 580) war allgemein. Lopez sagt von den Kongoanern: „Ihre Rüstung und Harnisch sind lange Schilde, die fast die ganze Person bedecken; sie werden gemacht von den großen und harten Häuten der Tiere, welche sie Empachas nennen". Als ihre Waffen gibt er Pfeile zum Werfen (Assagaien?) an. Ihnen setzt er die Bewaffnung der menschenfressenden Anzique gegenüber: „Ihr Wehr und Waffen seind auff eine andere Art, denn derer, die vmb sie herwohnen". Er gibt ihnen kurze, mit Schlangenhaut umwundene Bogen, deren Sehnen Grashalme sind, ferner kleine Pfeile, die sie in der Hand tragen, kurze Dolche in Scheiden aus Schlangenhaut und Streitäxte, deren eiserne Klinge kürzer als der Stiel, vorn Beil und hinten Hammer ist. Um den Leib hatten sie breite Lederriemen. Der Einfluß des Handels auf die Stämme der Westküste ist nun ein solcher gewesen, daß viele von ihnen gar keine Waffen mehr verfertigen und insofern auf einer tiefern Stufe stehen als die Stämme nach dem Innern zu. Als Waffe dient nun fast ausschließlich das Feuersteingewehr. Lanzen und Speere, Pfeil und Bogen sind als Gebrauchswaffen an der Küste beinahe unbekannt, so daß man auch Schilde jetzt nur bei wenigen Stämmen kennt. Die europäischen Händler haben ein stillschweigendes Abkommen


Ein Loango-Krieger (nach Photographie von Dr. Falkenstein).

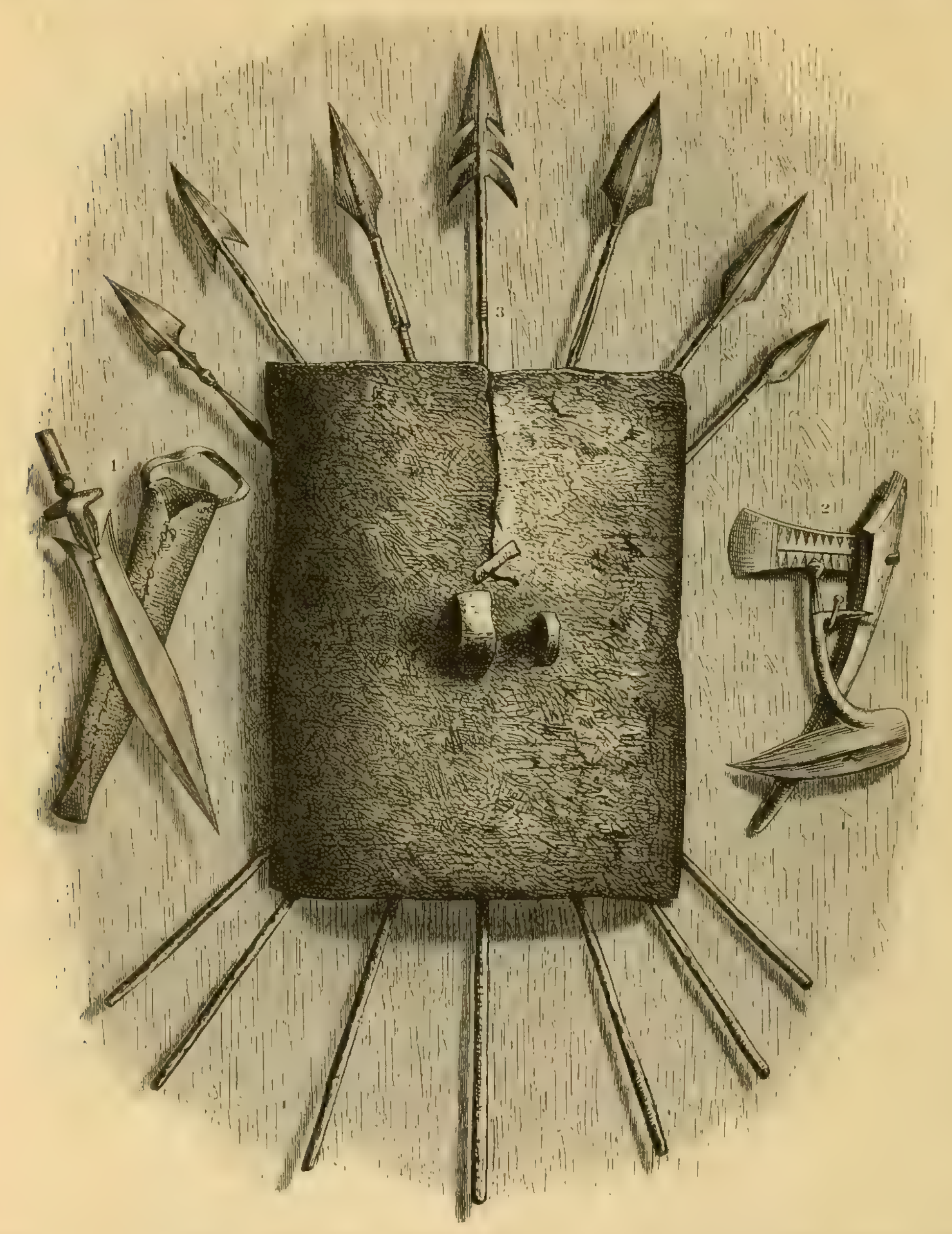
miteinander getroffen, andre Feuerwaffen als Flintensteingewehre nicht einzuführen, weil sie einer überlegenen Waffe zu ihrer Sicherheit bedürfen. Zu diesen Gewehren wird ein Pulver der allergewöhnlichsten Art gegeben, das in Taschen oder Hörnern mitgeführt wird (s. Abbildung, S. 583). Das Projektil wird an Ort und Stelle hergestellt, die Eingebornen schmieden sich selbst Eisenkugeln, verwenden aber neben diesen Messing, Eisensteine und



Ein Fan-Krieger mit Frau und Kind (nach Du Chaillu).

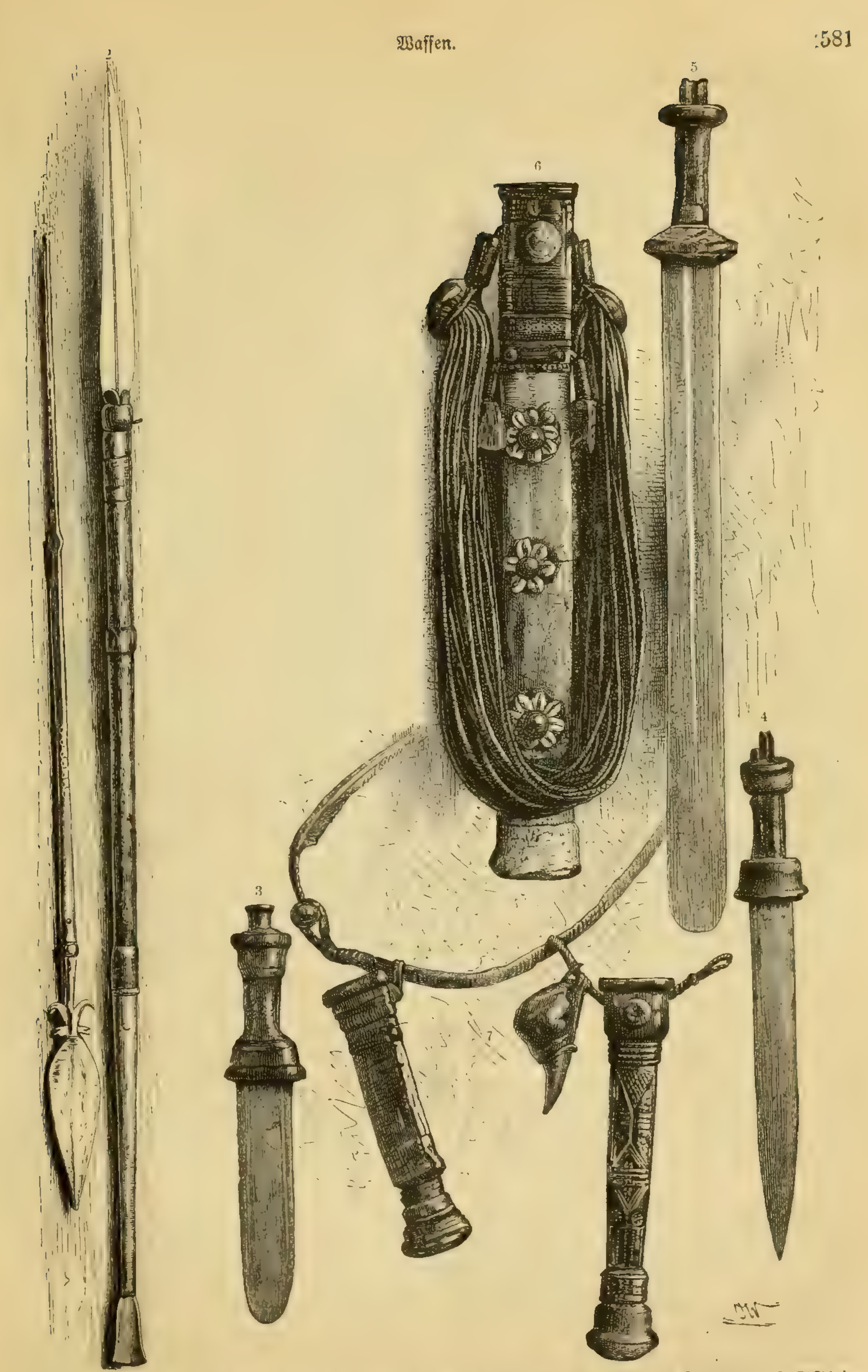
kleine Steinstückchen, die in der Nähe schlimme Wunden machen. In der Regel werden diese Gewehre überladen, denn die laute Detonation ist das Wichtigste. „Wer einen laut tönenden Schuß abgefeuert hat, glaubt eine ausgezeichnete That gethan zu haben, und das Bewußtsein davon bereitet ihm unmittelbar nach dem Schusse ein unendliches Vergnügen.“ (Güßfeldt.) Aber auch ohne Schuß, selbst ohne Schußfähigkeit hat ein Gewehr seinen entschiedenen Wert. „Diese noch nie durch Pulverdampf verunreinigten Röhren

ersparen viel Blutvergießen in ihren Kriegen", sagt Bastian. Unter den Waffen erlangt bei den Westafrikanern der Dolch eine charakteristische Bedeutung. Vom Gabun an wird diese z. B. bei den Südkaffern fast unbekannte Waffe, die erst am Zambesi regelmäßig auf-



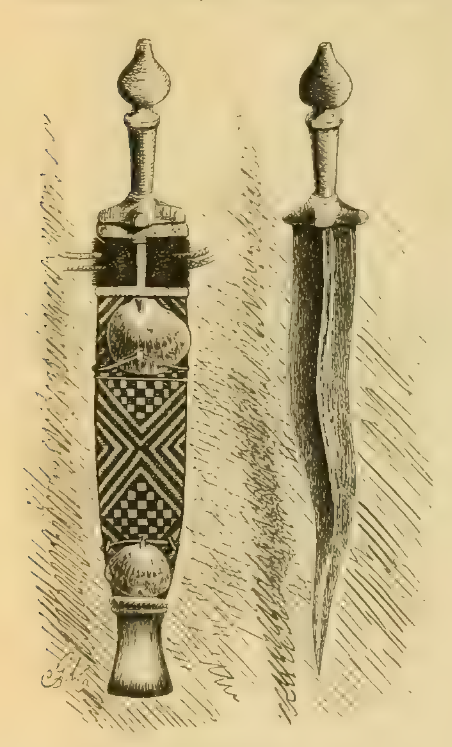
Waffen der Fan: 1 Messer – 2 Wurfmesser – 3 Schild und Speere (nach Du Chaillu). Vgl. Text, S. 578 und 582.

zutreten beginnt, immer häufiger, je weiter man sich dem Norden und damit dem wahrscheinlichen „Ausstrahlungszentrum" der arabischen und arabisch gemischten Bevölkerung nähert. Indem der künstlerische Sinn der Westafrikaner sich seiner bemächtigt, verzieren sie



Waffen aus Liberia: 1, 2 Eiserne Lanzen (städtisches Museum, Frankfurt a. M.) — 3, 4, 5 Schwerter — 6, 7 Scheiden und Gehänge (ethnographische Sammlung, Stockholm). Vgl. Text, S. 582.

Klinge, Griff und Scheide in der mannigfaltigsten Weise. Am gewöhnlichsten ist die Klinge breit, 20—30 cm lang, oft flammenförmig, sehr spitz zulaufend, zweischneidig, mit einer Blutrinne oder einer Kante in der Mitte oder mit einem Bündel von Kanten oder Rinnen, die zur Spitze ziehen. Oft ist die Klinge schmal, seltener gebogen; in diesem Falle ist sie einschneidig und der Rücken durchbrochen, gezackt oder sonst verziert. Der Griff pflegt von Holz zu sein, ist gewöhnlich in Kreuzform geschnitzt und mehr oder weniger durch Schnitzerei und Eisen- oder Messingdraht verziert. Die Scheiden sind am Gabun ganz allgemein aus Schlangenhaut, anderwärts aus Leder oder aus Holz, gewöhnlich unten gleichbreit oder breiter als oben; es kommt aber auch die einfachste Art vor, nämlich ein flaches Holz, mit zwei oder drei Drähten überspannt, welche die Waffe halten. Nirgends in Afrika als nur da, wo der arabische Einfluß stark war, hat dieses Mittelding von Dolch und Schwert sich so weit verbreitet. In Ostafrika erstreckt sich seine Häufigkeit bis an die Zanzibarküste, wo es allmählich die ärmliche Form des Messers annimmt, das die Kaffern am Oberarme zu tragen pflegen. Jener Schwertdolch wird dagegen häufiger am Gürtel oder Sattel getragen (vgl. die Abbildungen, S. 580, 581, 582).



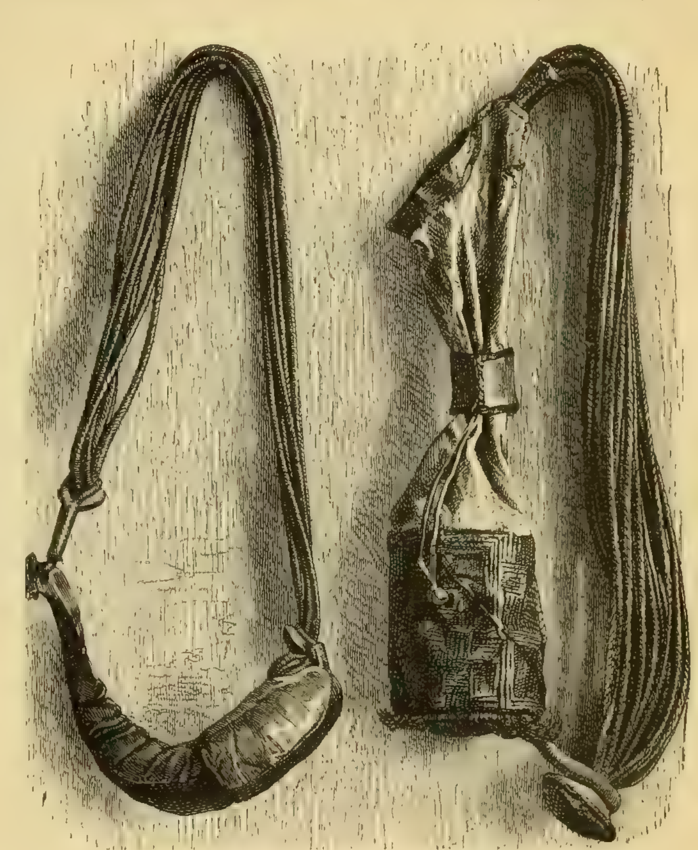
Schwert und Scheide vom Gabun (Christy Collection, London). Vgl. auch Abbild., S. 171.

Während die Ausfechtung der sehr häufigen Fehden unter den kleinern westafrikanischen Völkern in der Regel nur eine lächerliche Komödie mit viel Geschrei und Schießen darstellt, finden wir in Aschanti und Dahomey, den beiden einzigen auf sich selbst fest gegründeten Negerstaaten Westafrikas, organisierte Heere, welche wahre Gefechte, ja offene Schlachten schlagen. Die oft genannte Armee von Dahomey besteht aus gleich uniformierten und bewaffneten Männern und Weibern und ist einige tausend Krieger stark. Die Amazonen dürfen sich nicht verheiraten, sie haben, wie man es nennt, ihr Geschlecht vertauscht und werden im königlichen Palaste, wo sie ihre Kaserne haben, von Eunuchen bewacht. Die Aschanti besitzen eine ähnliche Militärorganisation. Sie haben sich in den nicht seltenen Fehden mit den englischen Kolonien an der Küste den Ruhm einer mut- und charaktervollen, thätigen und auch körperlich tüchtigen Bevölkerung erworben. In den neuern Expeditionen der Internationalen Kongogesellschaft haben auch die Kabinda vom Kongo sich ruhiger, disziplinierter, kampftüchtiger gezeigt als selbst die vielgerühmten Zanzibari.

Die Dörfer sind in der Regel nicht groß, auch die „Städte" am Kongo, die „Residenzen" am Camerun ꝛc. sind nichts als Dörfer mit, wenn es hoch kommt, 2000 Einwohnern. Im Aufbaue sind sie leicht und flüchtig, so daß kriegführende Europäer bald einsahen, daß die Zerstörung eines Dorfes hier gar keine Strafe sei. Im Innern des Landes sind die Ansiedelungen ziemlich reinlich, halten aber den Vergleich mit den Dörfern an der Küste darum nicht aus, weil das Wasser fehlt. Die Paläste zeichnen sich nicht durch große Bauwerke aus, wie Ostafrika sie kennt. Robert Norris schildert den Gesamteindruck des

ausgedehnten Palastes des Königs von Dahomey als den einer Ansammlung von Höfen voll Scheunen, Schuppen für Vieh und Gefährte, getrennt durch niedere Lehmmauern.

Die schon früher vom mittlern Kongo erwähnte Thatsache des auffallenden Mangels an Wohnstätten in der unmittelbaren Umgebung des Stromes gilt auch von andern Flüssen, doch nicht vom Niger und Benue und deren größern Nebenflüssen, an welchen einige der größten Städte des Fulbereiches und der gewerbthätigen Haussa liegen. Daß Ansiedelungen eher in einiger Entfernung von den Flüssen als unmittelbar am Ufer liegen, selbst da, wo dieses zu hoch ist, um Überschwemmungen ausgesetzt zu sein, rührt wahrscheinlich von der Furcht vor den wilden Tieren, die ihre Tränkeplätze besuchen, und vor den nachts ans Land steigenden Krokodilen her. Wollten doch Richard Landers Bootsleute bei der Fahrt den Nabbaniger abwärts nicht einmal auf den Flußinseln im Freien nächtigen, um nicht den Krokodilen zur Beute zu fallen. Übrigens macht in diesen Unterschieden der Lage sich auch etwas Rassenhaftes geltend. So ist die freie Lage ein Charakter, der sich bei jeder echten Lunda-Ortschaft wiederholt, während die Kioko und die Minungo es lieben, ihre niedlichen, saubern Dörfer im Walde zu verstecken.



Pulverhörner aus Liberia (ethnographische Sammlung, Stockholm). Vgl. Text, S. 579.

Der rechteckige und der runde Baustil (Kegelstil) kommen an der Westküste beide vor. Der erstere herrscht längs des Kongo, dann im Ogowe-, Gabun- und Camerungebiete und ist einer erheblichen Ausbildung in Größe und Komfort fähig. Er bedingt eine einfache Straßenanlage, d. h. die Häuser stehen einander gegenüber längs einer breiten Straße (s. Abbildung, S. 584), während der Kegelstil zur Anlage im Kreise oder zur zerstreuten Bauweise führt. Der Kegelstil der Wohnungen findet sich bei den südlichen Stämmen, denen von Benguela, Angola, dann aber auffallenderweise auch wieder bei den nördlichern Stämmen, welche die Küste von Oberguinea bewohnen. Es ist wenig andres über denselben zu sagen, als daß er mit geringen Variationen die bekannten Formen vom Bienenkorbe der Kioko bis zur runden Lehmhütte der Aschanti wiederholt (vgl. Abbildung, S. 585).

Die Dörfer an der Mündung des Camerunflusses lassen den Einfluß der Wohlhabenheit deutlich erkennen, welche besonders die Handelsvermittelung ihnen zubringt. R. Buchholz entwirft von King Bell's Town folgende Schilderung: „Nicht weit vom Ufer, höchst

anmutig versteckt in einem herrlichen Schatten bietenden Walde von Bananen, Kokospalmen, Mango- und andern Fruchtbäumen, liegen die außerordentlich zierlichen und ansehnlichen Hütten von King Bell's Town, breite Straßen und Plätze bildend, indem sie weitläufig verteilt sind. Sie sind sehr lang und von rechteckiger Form; nur das Fundament, ein 3—4 Fuß hoher Unterbau, ist aus Lehm gefertigt, während die Wände der Hütten selbst aus Matten bestehen, die aus Palmblattstielen äußerst zierlich geflochten sind. Die sehr saubern und eleganten Dächer bestehen aus Blättern einer Fiederpalme, welche dachziegelartig ineinander geschoben werden, und gewähren, wenn sie gut gemacht sind, selbst bei den heftigsten tropischen Regengüssen völligen Schutz. Überhaupt hat hier alles den Anstrich eines gewissen Komfortes." Auch weiter landeinwärts findet man überall, wo eine gewisse Regsamkeit, sei es im Handel oder in sonstiger Arbeit, herrscht, den größern Ordnungssinn und Wohlstand vor allem im Baue und in der Einrichtung der Hütten ausgeprägt. Der Plan ist immer derselbe: ein Rechteck, das durch Zwischenwände in so viele Räume (Küche, Weiberzimmer, Männerzimmer, Ställe) abgeteilt ist, als der Haushalt erfordert. Diese Räume öffnen sich alle durch besondere Thüren nach einem gemeinsamen Hofraume, wo die Tröge zur Palmölbereitung, in größern Haushalten auch offene Schuppen und Ställe sich befinden. Manche Wohnräume sind mit schön geflochtenen Matten ausgekleidet, welche selbst gute europäische Zimmer schmücken könnten. Ein minder erfreulicher Fortschritt in der Einrichtung dieser Hütten sind die sehr festen Vorlegeschlösser, mit denen fast jede Thür versehen ist, und welche Zeugnis dafür ablegen, daß der Diebstahl bei diesen Negern unter sich nicht weniger im Schwange ist als gegenüber den Europäern.



Ein Dorf der Aschira (nach Du Chaillu). Vgl. Text, S. 552 und 583.

Comber fand am Camerungebirge Häuser für 100 Personen, aber nicht überall tragen die Hütten dieses Typus den wohlhäbigen Charakter wie die des erwerbsthätigen Handelsvolkes. Eine andre Variation wird im Innern der Kongoregion durch den Mangel von Palmblättern bedingt, wo man mit Gras deckt. Das gekrümmte Dach ist ein gewöhnlicher Aufenthaltsort der Hühner, Katzen und Ziegen. Wo Fehden der einzelnen Dörfer vorkommen, fehlt es nicht an Zaun und Graben; auch liegen dann die Dörfer immer auf Berggipfeln oder an sonst schwer zugänglichen Stellen. Allgemeiner Brauch ist dies im Küstengebirge von Benguela, wo Cameron einmal eine dreizehnfache Verschanzung eines Dorfes fand.

Der Ackerbau ist bei allen nicht mit Fischerei, Schiffahrt und Handel beschäftigten Völkern dieser Region heimisch und erzeugt hauptsächlich Maniok, Mais, Yams, Erdnüsse, Koko (Caladium esculentum) und Ngonda (eine Kürbisart, deren Samen gestampft und gekocht werden). Der Ölgewinnung, nicht aber der Kultur der Ölpalme wird große Aufmerksamkeit zugewandt. Die Hauptarbeiterinnen im Felde sind die Frauen, und ihr Werkzeug ist entweder eine von Europa eingeführte oder die auch im obern Nillande zu findende zweistielige Hacke. Zahlreiche Gegenstände des Ackerbaues sind aus der Fremde eingeführt, vor allen das wertvollste Nahrungsmittel dieser Gegend, der Maniok. Bastian erzählt von San Salvador, daß es im ganzen Kongoreiche wegen der Güte und Menge seines Kohles be-



Biheños beim Hüttenbau (nach Serpa Pinto). Vgl. Text, S. 583.

rühmt sei. Bei den Eingebornen bildet er eine Hauptnahrung; er wird wahrscheinlich, wie die Erbsen und Bohnen, aus den Gemüsegärten stammen, welche die alten Missionare neben ihren Klöstern anlegten. Einen so ausgedehnten und fleißigen Ackerbau wie bei vielen Völkern des Innern dieses Erdteiles findet man jedoch in diesen zersetzbaren Verhältnissen und auf dem vielfach weniger fruchtbaren Boden nicht. Weite Strecken liegen ungelichtet oder mit wildem Busche bedeckt. So erzählt Kapitän Glover, daß er auf seinem Marsche vom Volta nach Kumassi, der ihn mitten durch Akem führte, mit Ausnahme der Lichtungen in der Umgegend der Aschanti-Hauptstadt keinen Ort fand, von dem aus er 100 Yards in irgend einer Richtung hätte sehen können. Wie wenig leistungsfähig der Ackerbau an der Westküste ist, lernte Stanley am untern Kongo kennen, wo er jahrelang fast jedes Nahrungsmittel aus Europa beziehen mußte. Ein wenig Scharren in der Erde, um Maniok zu pflanzen, sei hier die einzige Ackerarbeit. Mehr zu leisten, verbiete schon die Furcht vor Beraubung.

An Haustieren gibt es Schafe ohne Wolle mit mächtigem Gehörne, Ziegen, Schweine und Hühner. Die beiden letztern liefern für die Küstenbewohner den größten Teil der Fleischnahrung. Rinder sind nur stellenweise verbreitet; bei den Kru gelten sie sogar als Geld. Gewissen nördlichen Distrikten, wie z. B. der Loangoküste, fehlen sie vollständig. Ohne Frage ist das Innere der Rinderzucht günstiger als die Küste, aber doch hört z. B. in Angola die Rinderzucht so ziemlich mit der portugiesischen Grenze auf. Rinderzüchter sind hier die Bangala und Bondo. Daß keins der in andern Ländern benutzten Lasttiere im westafrikanischen Küstenlande gut fortkommt, ist eine folgenreiche Thatsache. Maultiere, die man einführte, starben bald. Einige Pferdegestüte bestehen in den Hochebenen Angolas, aber die dort produzierte Rasse ist klein und schwach. Ochsen, die auf den fetten Weiden Am-



Haustiere und Hausgötze vom Gabun (nach Du Chaillu).

bakas trefflich gedeihen, werden erst, wenn zum Schlachten tüchtig, nach der Küste getrieben, da sie nur mit großer Mühe dort für einige Zeit am Leben erhalten werden können. In den höhern Teilen der Küste sind sie dagegen zum Reiten sehr brauchbar. Nach der Ansicht des Botanikers Welwitsch liegt die Ursache dieser Umstände in der Verschiedenheit und häufig schädlichen Beschaffenheit der mit den Gräsern vermischten Kräuter. Dieselben ändern sich schon auf kleine Entfernungen, so daß Versetzung der Tiere aus einem Distrikte in einen andern wegen der ungewohnten Nahrung stets Krankheiten hervorruft. Kamele, die man von den Kanaren einzuführen versuchte, konnten sich nur kurze Zeit halten. Selbst der Hund verliert den Geruch. Unter solchen Umständen kam man leicht dazu, die Menschen als Tiere zu verwenden, besonders da in Afrika nie ein so großer Unterschied zwischen beiden gemacht wurde. Dasjenige Haustier, das auch hier die meisten Aussichten hat, fortzukommen und von wesentlichem Nutzen für den Menschen zu werden, ist das Schwein, welches schon heute bei halb Europäisierten, z. B. im obern Benguela, Kimbundu ꝛc., einen erheblichen Teil der Fleischnahrung bietet. Die Angolaner wurden früher als Hundemäster und -Fresser

geschildert, und Eduardus gibt an, daß er einen großen Fanghund gegen 22 Sklaven habe vertauschen sehen.

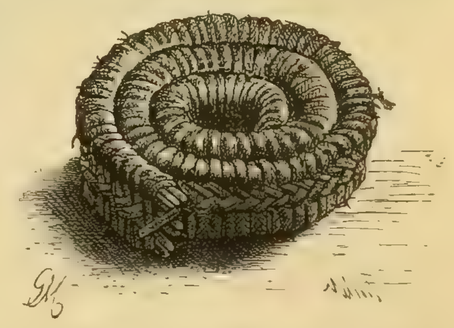
Es ist eine bemerkenswerte Thatsache, daß die Bienenzucht hier gerade so wie im obern Nilgebiete betrieben wird. In diesen Wäldern, schreibt Livingstone aus Lunda, traten uns zuerst die künstlichen Bienenstöcke entgegen, welche man den ganzen Weg bis Angola allgemein antrifft; sie bestehen aus ungefähr 5 Fuß hohen Rindencylindern. Durch



Thongefäße der Fan (nach Du Chaillu). Vgl. Text, S. 591.

die Elastizität behält die Rinde ihre frühere Gestalt, der Schnitt wird mit Holznadeln zugenäht. Die Bienenstöcke werden in horizontaler Lage auf hohen Bäumen in verschiedenen Teilen des Waldes angebracht und ein Stück „Medizin" um den Baumstamm gebunden, welches hinlänglich Schutz gegen Diebe gewährt. Auf diese Art wird all das von Benguela und Loanda exportierte Wachs gewonnen, dessen Betrag noch heute sehr beträchtlich ist.

Die Nahrung ist bei den Kongo- und Angola-Negern einfach, da sie sich gewöhnlich auf einige geröstete Schnitten des Maniok und gebrannte Erdnüsse nebst trocknem Farinha oder einem daraus angerührten Breie beschränkt. Zur Bereitung dieses Mehles sieht man vor allen Häusern hölzerne Mörser stehen, an denen gewöhnlich Kinder mit dem Zerstoßen der Kassawawurzel beschäftigt sind. Die umständlicher herzustellende Tapioka wird fast nur von Europäern benutzt. Im Nigerdelta bereitet man die sogenannte Palaversauce aus dem frischen Palmöle, in Kongo dagegen werden die Palmnüsse schon in Substanz gegessen. Im Kongodelta bereichert sich die Nahrung durch die ausgedehnte Fischerei, deren Produkte auch getrocknet und versandt werden.



Eine Tabaksrolle der Aschira (nach Du Chaillu). Vgl. Text, S. 589.

Die Jagd ist in der Regel wenig ertragreich. Einzelne Stämme, wie z. B. diejenigen des Camerungebirges, sind leidenschaftliche Jäger; aber es gilt schon für einen Triumph, wenn eine große Jagdgesellschaft ein Stachelschwein, eine Antilope oder gar ein Wildschwein heimbringt. In gewissen Gegenden der Küste spielt die Auster die Hauptrolle in der Ernährung, ergiebige Austernbänke finden sich in den Ästuarien der Flüsse. Auch andre Muscheln und Krabben werden gegessen Gewisse launenhafte Besonderheiten in der Wahl der Speisen

führen oft auf Gelübde zurück, die vielleicht ihre Wurzeln bis in das vergessene Christentum hinabtreiben, das an diesen Küsten im 16. Jahrhundert zahlreiche Missionen gründete. Die Verzehrung der Speisen findet nicht ordnungslos statt, sondern hat ihre bestimmten Gebräuche und Regeln, die fest wie andre sind. Güßfeldt hebt einige derartige Feinheiten aus der Küche und dem Essen der Loango-Neger hervor. Eine Frau, die Maniok kocht, faßt z. B. die einzelnen Stücke nie mit der Hand an, sondern nimmt dazu ein grünes Blatt. Händewaschen und Mundreinigen nach dem Essen sind allgemein üblich. Wo irgend möglich, ißt man auf einer Matte. Mit großer Bereitwilligkeit teilen die Neger untereinander das Essen. „Wenn nicht Hungersnot herrscht, so hat der Schwarze weniger Chance, am Hunger-



Ein dreifach zusammengesetzter Korb (ein geschlossenes und ein geöffnetes Exemplar) und ein mit Muscheln besetzter Korb aus dem Innern Westafrikas (Museum der Church Missionary Society, London). 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 591.

tode zu sterben, als der gleichwenig Begüterte in Europa.“ Die Zuthaten würziger Kräuter, dessen, was wir Suppenkraut nennen würden, zu Suppen und Brühen und die Hochschätzung der Schoten einer einheimischen Solanee, ähnlich dem spanischen Pfeffer, zeigen diese Neger gewürzkundiger als viele andre. Auch leiden sie nicht an Salzmangel, der die Neger des Innern zur Anwendung so mancher seltsamer Surrogate zwingt. Ihre Salzbereitung ist sogar eine ziemlich ergiebige. Nahe bei der frühern deutschen Station Tschintschotscho wurde die Salzbereitung in umfangreichem Maße durch Filtrieren und Verdampfen des Wassers einer Salzwasserlagune betrieben. Einfacher geht man im Norden zu Werke, wo eine Reihe von Salzhütten sich bis zum Nhangafluß (3° südlicher Breite) hinzieht, in denen das Meerwasser in flachen, vom Handel gelieferten Messingschalen direkt eingekocht wird. Tiefer im Innern, z. B. im Quellgebiete des Ogowe, wird auch Salz aus Binnenseen gewonnen und bildet einen wichtigen Handelsartikel der Bateke und Apfuru.

Im Guineagebiete herrschen wesentlich dieselben Speisegebräuche, trotzdem hier vielfach

schon mehr europäische Sitten Eingang gefunden haben. Steinguttassen gehören z. B. zum Hausrate, und Tischmesser, Gabeln und Löffel sind Luxusgegenstände, denen man bei einigen Europäisierten begegnet. Die gewöhnlichen Nahrungsmittel sind hier Mais, Yamswurzel, Reis, Kassawa, Pfeilwurzelmehl und Bananen. Die Eweer essen das Fleisch von Schweinen, Ziegen, Schafen und Hühnern sowie von Katzen, Waldratten, Feldmäusen, Fischen und selbst das einiger Schlangen; ausgeschlossen ist das der Hunde, Hyänen und Leoparden. Das einzige berauschende Getränk, welches diese Völker selber brauen, ist der Palmwein; aber Branntwein wird in verderblicher Menge und Qualität von den Europäern zugeführt. Kaum dürfte er in einem andern Teile Afrikas so verbreitet sein wie hier. Die unter dem Einflusse christlicher Völker stehende Westküste zeichnet sich in dieser Beziehung unvorteilhaft aus vor der islamitischen Ostküste.

Der Hanf wie auch der Tabak (s. Abbildung, S. 587) werden aus dickbäuchigen Kalebassen, die durch ein hineingestecktes Rohr zu Pfeifen umgewandelt sind, geraucht, wie diese Fruchtschalen überhaupt zu aller Art Gerätschaften verwendet werden. Die Loango-Neger haben kurze Pfeifen; lange Pfeifen mit Rohr aus ausgehöhltem Bananenstengel trifft man erst weiter nördlich. Bei den erstern scheint es fast, als ob die Weiber mehr rauchten als die Männer. Kleine Kalebassen als Schnupftabaksdosen sind hier wie in Südafrika üblich.



Messingstab der Ogboni-Neger von Lagos (Christy Collection, London). Vgl. Text, S. 591.

Der wichtigste Gegenstand der Ausfuhr Westafrikas ist heute ohne Frage das Palmöl, welches aus dem zerstampften Fleische der Palmnüsse, in dem es zu 71 Prozent vorhanden ist, ohne sonderliche Mühe von den Eingebornen, aber auch so sorglos gewonnen wird, daß oft nur ein Drittel des vorhandenen Öles ausgepreßt wird. Es gibt verschiedene Gewinnungsmethoden, die sorgfältigste vielleicht an der Loangoküste, die nachlässigste bei den Bassa am untern Niger. Das fertige Öl wird in Kürbisschalen an die Küste getragen und gegen Geld und Güter in den Faktoreien abgesetzt. Es ist übrigens auch als Nahrungsmittel sehr brauchbar und wird sogar wegen seines süßen Geschmackes von Lenz gepriesen. Der Verkaufsplatz entfaltet das regsamste Leben und zeigt die eigenartigste Physiognomie, „sozusagen eine Börse im afrikanischen Stile“ (Steiner). Scharen von Negerweibern setzen unter Geschrei und Gekreisch die schweren Öltöpfe nieder, verhandeln unter Gesten, Lachen und Schimpfen mit dem Ölkäufer und suchen, wenn sie handelseinig sind, dürren Kaktus und sonstiges Brennmaterial zusammen, um das Öl flüssig zu machen. Beim Einfüllen in die Fässer setzt es neuen Lärm ab, denn immer glauben sich die Lieferanten übervorteilt. Übrigens scheint eigentlicher Anbau dieses nützlichen Baumes, der auch

Flechtfasern, Deckmaterial, Zunder, Palmwein und endlich sogar eine eßbare Larve liefert, fast nirgends vorzukommen. Was den Anschein eines planmäßigen Anbaues erweckt, ist die spontane Entwickelung von Palmhainen um die Hütten durch die weggeworfenen Kerne.

Die Industrie der Westafrikaner ragt an einigen Stellen durch eine besondere Ausbildung der künstlerischen Ausstattung hervor, während sie an andern tief steht. Dort kann man von einer wahren Kunstindustrie sprechen, indem eine große Anzahl von Gebrauchsgegenständen nicht anders als durch Holzschnitzerei, Perlstickerei, Guß- oder Schmiedearbeit wenn nicht veredelt, so doch verziert vorkommt. (S. die beigeh. Tafel „Südwestafrikanische Waffen und Geräte“.)

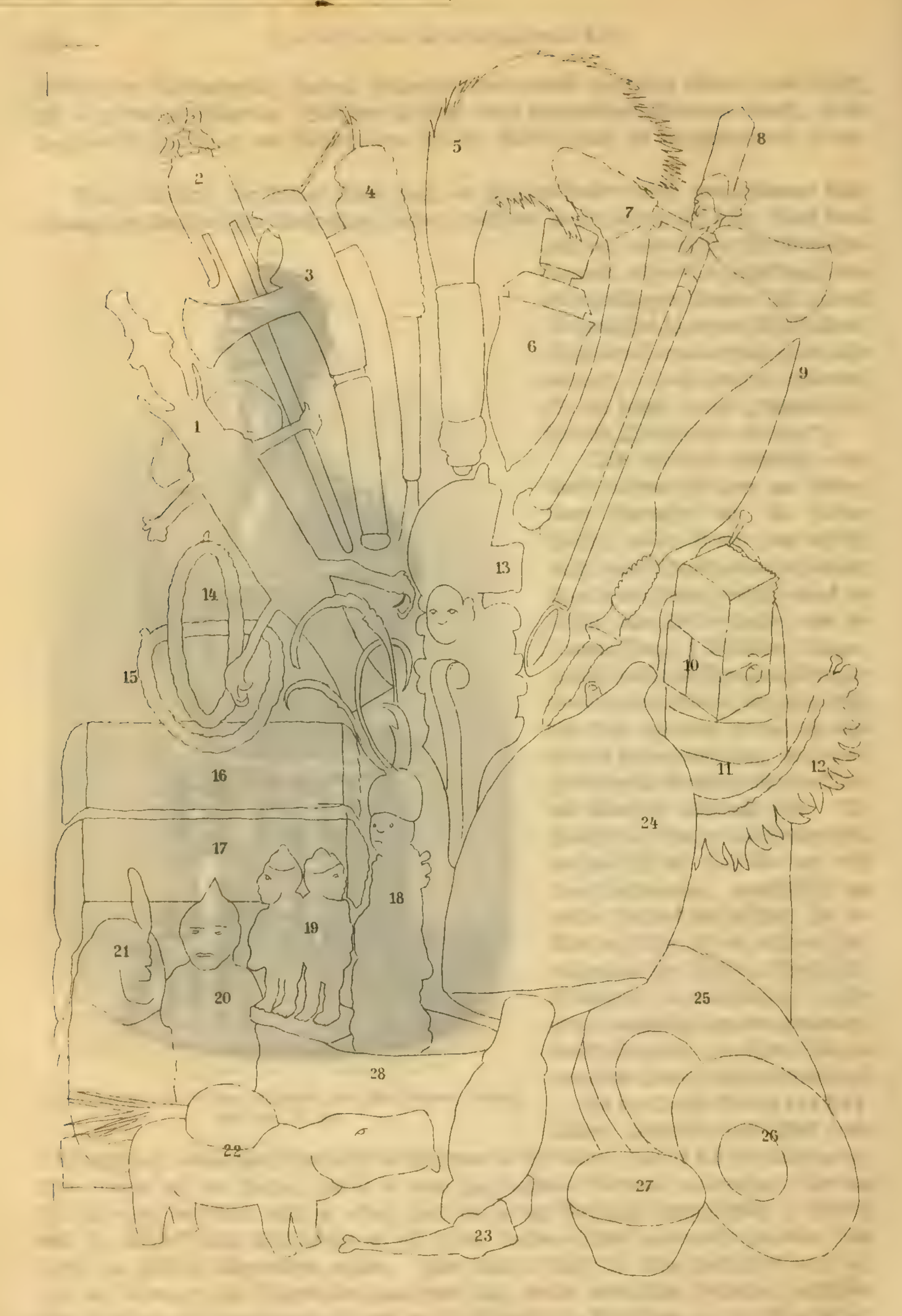


Zierbecher aus Elfenbein, Westafrika (Britisches Museum, London). Vgl. Text, S. 608.

Die dürftigen Anfänge einer Kunst nehmen oft einen gar sonderbaren Charakter an. An solchen Stellen, wo der Boden ganz kahl ist, macht man bei den Babwenda (Kongo) Ritze in den Boden, welche einfach die Gestalt von Kreisen haben oder bestimmte Dinge, z. B. Räder, Wagen, Schiffe, die sie bei Stanleys Durchzug kennen gelernt haben, darstellen. In diese Ritze legt man Steine, die man oft weit herbeiholen muß, weil da die Felsen meistens mit der mürben Masse des Laterites überdeckt sind. Die Künstler der Kongo- und Loangoküste werfen sich mit Vorliebe auf rohe Wandzeichnungen, gewöhnlich mit grellen Farben ausgeführt. In der Nähe der Küste sind es meistens Darstellungen von Schiffen, Seevögeln, Dampfern und dergleichen, im Innern gewöhnlich tanzende oder ausgestreckte Figuren, von ihren Sklaven umgebene Herren, Palmen und dergl.

In der Darstellung des Häßlichen übertrifft kein Volk diese Westafrikaner, welche zum Überflusse die Skulptur so sehr lieben, daß sie sich gar nicht genugthun können mit den Fratzen, die sie in jedem zugänglichen Materiale ausprägen. Um von der Indezenz derselben nicht zu reden, sind sie in der Mehrzahl hauptsächlich so häßlich, weil sie absolut nichts Stilisiertes an sich haben, sondern brutal naturwahr sein oder höchstens ins Häßliche übertreiben wollen. Zum letztern trägt die Ungeschicklichkeit noch bei, mit der besonders die Götzenbilder gearbeitet sind, welche menschliche Gestalten darstellen. Das Einsetzen der Augen mit glänzend weißen Kauris, die Verschönerung des Bauches mit einem viereckigen Stückchen Spiegelglas sind so kindische Veranstaltungen, daß man darüber





1. Schwert der Fan (Gabun)
2. Häuptlingsstock (Lunda)
3. 4. Zurrarte (Ogowe)
5. Fliegenwedel (Bangala)
6. Dolch der Fan (Gabun)
7. Axt aus Westafrika
8. Löffel (Kabebe)
9. Schwert der Fan (Gabun).
10. Patrontasche (Angola).
11. Speertasche (Lunda)
12. Halsband von Löwenzähnen (Gabun)
13. Geschnitzter Fetisch (Luba)
14. Perlhalsband (Gabun).
15. Perlhalsband (Gabun).
16. Perlbinde (Gabun).
17. do do.
18. Idol (Ambriz).
19. do (Congo).
20. do (Bomma)
21. do (Loango)
22. Idol (Massabe)
23. Häuptlings-Kopfschmuck (Bangala)
24. do Abzeichen (Luba)
25. Geflochtener Teller (Dondo).
26. do do
27. Geflochtenes Körbchen (Angola)
28. Deckelkörbchen (Angola)

Nr. 1-6, 9-28 Museum für Völkerkunde, Berlin, Nr. 7 Britisches Museum, London; Nr. 8 Sammlung von Dr. Pogge

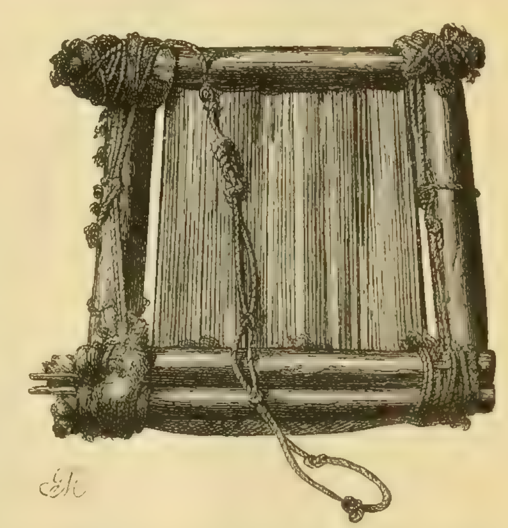


SÜDWESTAFRIKANISCHE WAFFEN UND GERÄTE.



lachen könnte, wenn es sich dabei nicht um die Götter dieser Menschen handelte, und wenn die Effekte nicht so gar barbarisch häßlich herauskämen.

Am genießbarsten ist diese Kunst noch, wo sie naturalistisch wird oder stilisiert, wie in manchen Tierdarstellungen. Übrigens sind auch selbst die letztern in der Regel schwach. Oft entschädigt auch eine unwillkürliche Possierlichkeit für die Roheit der Darstellung. Aber es gibt doch Arbeiten, in denen die Kunst sich sehr entschieden geltend macht. Nur ist man wohl berechtigt, z. B. gegenüber den großen, auf Elfenbein dargestellten figurenreichen Gruppen (s. Abbildung, S. 592), welche besonders die Bewohner der Loango- und Camerunküste mit keinem andern Werkzeuge als einem spitzen Nagel anfertigen, europäischen Einfluß zu vermuten. Das Fratzenhafte tritt hier hinter dem Bestreben, natürlich zu sein, zurück, und man merkt, daß die Künstler vom Kongo und Gabun in ihrer rohern Alltagsarbeit Handfertigkeit genug erworben haben, um den Bestellungen der Europäer, bei welchen die auf Elefantenzähne geschnitzten Figuren à 1 Schilling akkordiert zu werden pflegen, mit bemerkenswertem Erfolge nachkommen zu können. Auch die in Elfenbein geschnitzten Einzelfiguren, dann die mehr geometrischen Ornamente an den Flötentrompeten, an Bechern, Löffeln und anderm zeigen oft nicht geringe Kunstfertigkeit und noch mehr Phantasie. Die seltsamsten Motive kommen dabei zum Vorscheine. Auch an den Waffen, vorzüglich den Stielen der Schlachtbeile, kommen mancherlei Verzierungen vor, welche zeigen, daß hier in der That mehr als ein Zweig des Gewerbes von einem wenn auch rohen Kunsttriebe befruchtet worden ist. Oft geht die Verzierung weit über das hinaus, was eigentlich der Zweck gestatten würde, so in den mit Perlen und Muschelschnüren verzierten Schlachtbeilen. In dem auf S. 589 abgebildeten, in Messing gegossenen Stabe der Mitglieder einer geheimen Gesellschaft der Ogboni-Neger (s. S. 616) zeigt sich auch die Metallindustrie von der künstlerischen Seite. Es gehören dahin auch die einfachen eingegrabenen, beziehentlich eingeschlagenen Arabesken in den Klingen der Streitäxte und breiten Messer, welch letztere übrigens ebenso die Schmiedekunst dieser Westafrikaner in einem guten Lichte erblicken lassen. Das Gleiche gilt von ihren Dolchen. Ihre Töpferwaren zeigen gleichfalls Anläufe in dieser Richtung (s. Abbildung, S. 587), sind aber offenbar die schwächsten Erzeugnisse ihres Kunstgewerbes, wogegen ihre Flechtwerke (s. Abbildungen, S. 588 u. 595) und Gewebe (s. Abbildungen, S. 591 u. 594) oft ebenso nett wie fest sind. In Töpfereien wie in Flechtarbeiten weisen besonders die Aschanti hübsche Leistungen auf, doch scheint gegen früher auch hierin ein Rückschritt stattgefunden zu haben. Die Pflanzen, welche das Material zum Weben und Flechten liefern, sind in reicher Zahl und Mannigfaltigkeit an der Küste vertreten. Hauptsächlich verwandt werden die Fasern der Öl- und der Bambuspalme, der Pandane und der Ananas. Die Eingebornen betrachten die gedruckten und weißen Zeuge, die ihnen der Handel zuführt, obgleich sie dieselben fast ausnahmslos tragen, immerhin als etwas Fremdartiges; denn sie halten noch jetzt darauf, bei Versammlungen (Palavern) von besonderer Bedeutung nur in afrikanischen Pflanzenzeugen zu erscheinen, deren Herstellung einst in größerer Blüte stand als heute. Lopez entwirft



Ein Webegerät vom Niger (ethnographisches Museum, Berlin). 1/6 wirkl. Größe.

wunderbare Schilderungen von der Weberei der Anzique, wie sie aus Palmfäden die verschiedensten Gewebe herstellen, die er selbst dem Samte und Damaste vergleicht. Diese Industrie ist heute auf die Erzeugung von Mützen für festliche Gelegenheiten und von Matten beschränkt.

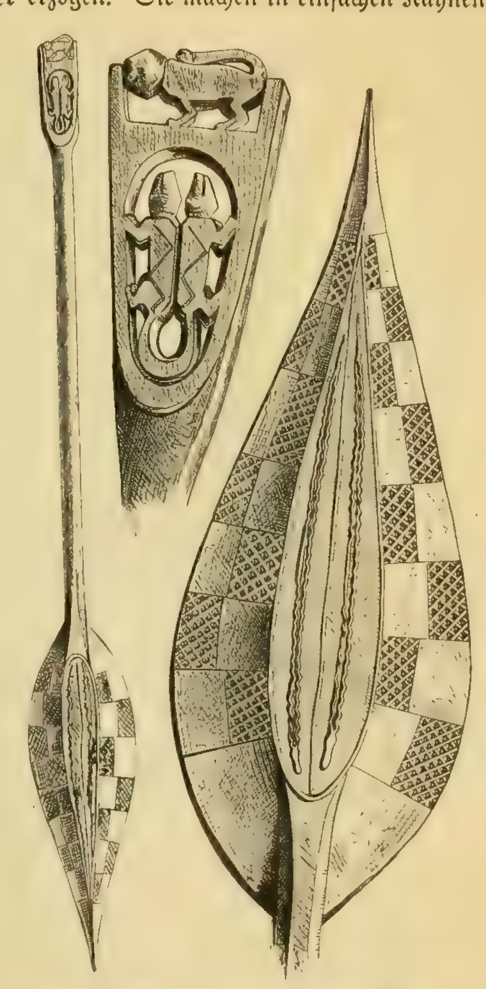
Wie wir an mehreren Beispielen gesehen, daß das Eindringen fremder Manufakturen die heimischen Industrien zum Absterben gebracht hat, so bemerken wir ein Zunehmen der Kunstfertigkeit von der Küste nach dem Innern zu. Abgesehen von den Fällen, wo das Material nicht mehr vorhanden, wie in der Elfenbeinschnitzerei, die einst bei den Dualla besonders geblüht haben soll, sehen wir überhaupt ein Erlahmen der eignen Schöpferthätigkeit, wie sie der Kunst zu Grunde liegt. Gerade hier wird jener oben berührte Umstand, daß die Spuren der eignen Zivilisation der Eingebornen desto häufiger werden, je weiter man von der Peripherie des Erdteiles nach dem Innern vordringt, besonders deutlich wahrgenommen. Pogge hat es in seiner treffenden Weise ausgesprochen, daß es ihm beim Eindringen in das Innere Afrikas vorgekommen sei, als ob er in die Zivilisation hinein gelange. Und Bastian kontrastiert „die fratzenhaften, stillosen Idole aus der Küstenregion, wo die Eingebornen durch jahrhundertelangen Verkehr mit den Europäern zu einem liederlichen Lumpengesindel heruntergekommen sind“, mit einem Idole aus dem Lundareiche, mit einem Kopfschmucke, der an den als Ateph bezeichneten erinnert, und andern Schnitzereien „in einem gewissermaßen ägyptischen Stile“. Nennenswert ist auch noch die Goldwäscherei im Gebiete von Akem und anderwärts, die aber kindlich einfach mit schlechten Spaten und Holznäpfen betrieben wird.



Geschnitzte Elefantenzähne: 1 Vom Gabun (Brit. Museum, London) — 2 Aus einem Tempel Westafrikas (Christy Collection, London). Vgl. Text, S. 591.

Von allen Industrien ist der Schiffbau und die Führung der Schiffe an den Küsten und Flüssen Westafrikas vielleicht die einzige, welche durch den Einfluß der Weißen wesentlich gefördert worden ist. Zwar spricht schon Lopez von Kähnen auf dem Kongo, die 200 Männer fassen, hebt aber die primitive

Art des Ruderns ohne Zapfen und Klappe und ohne Steuerruder hervor. Richard Lander erzählt uns von großen Booten der Sklavenhändler auf dem Niger, welche Hunderte fassen konnten und sogar Kajütten besaßen. Es gab dort (unterhalb Rabba) ganze Völkerschaften, welche in überdachten Booten samt ihren Familien beständig auf dem Wasser lebten. Die einzigen in hohem Grade tüchtigen Seeleute echt afrikanischer Abstammung, die Kru, welche dieser Küste angehören, sind durch die Europäer erzogen. Sie machen in einfachen Kähnen weite Fahrten an den Küsten, aber die eigentliche Küstenschiffahrt wird hier überall heute wie vor 300 Jahren von Europäern mit schwarzen Mannschaften ausgeführt. Mit dem Sklavenhandel hängt auch die Entwickelung des Schiffbaues im Kongodelta zusammen, von welcher Ladislaus Magyar spricht, der die Deltabewohner des Kongo als vorzügliche Schiffbauer trotz ihrer einfachen Werkzeuge bezeichnet: „Schon manche von ihnen gebaute Schiffe sind, mit 400—500 Sklaven beladen, nach Brasilien und den Antillen abgegangen“. Das Gebiet der Kongomündung machten bis vor wenigen Jahren die Mussoronghi, ein Volk von Flußpiraten, unsicher, die kein unbewaffnetes Schiff ungehindert passieren ließen. Eine dem Anscheine nach ganz diesen Küstenstämmen gehörige Erfindung ist die eines an der Angolaküste üblichen Doppelkanoes, das, wenn sich ein günstiger Moment in dem nachlassenden Wogenschwall zeigt, rasch in die See geschoben und dann durch schnelles Paddeln vor Ankunft der nächsten Welle aus dem Bereiche der Brandung herausgebracht wird. Ein solches Doppelboot ist seitlich aus zweien zusammengebunden und wird mit der Höhlung auf das Wasser gelegt, so daß es aufwärts treibt wie eine Boje und nicht umschlagen kann. Man setzt sich mit untergeschlagenen Beinen in die zwischen den Wölbungen der beiden Kiele bleibende Rinne vor den Neger, der seine breite Schaufel zum Rudern und Steuern verwendet. Ärmlich sind die Kähne der Bewohner der innern wasserarmen oder nur von reißenden Flüssen durchschnittenen Hochländer.



Ruder von Benin (städtisches Museum, Berlin).

Der Handel macht einen großen Teil der schaffenden Thätigkeit des Westafrikaners aus. Das schon oft betonte Handelstalent des Negers zeigt sich auch hier in glänzender Weise und findet an der weitgestreckten Küste ausgedehnte Bethätigung. Der erste Kulturerfolg Stanleys und seiner Leute am untern Kongo war die Gewinnung der heulenden Barbaren dieser Gestade für Tausch und Trägerdienste. Nicht alle eignen sich allerdings gleichmäßig gut hierzu; so fand z. B. die deutsche Loango-Expedition gerade in der Unmöglichkeit, Träger zu gewinnen, ein Haupthindernis raschern Vordringens. Ein Kenner wie Monteiro behauptet speziell von den portugiesischen Küstenstrecken, daß der Handel trotz

aller Missionare und sonstigen Menschenfreunde sich als das einzige Kulturmoment erwiesen habe. Von Benguela bis Senegambien sind überall bestimmte Völkergruppen die Träger dieser Thätigkeit. Die Biheños von Benguela rüsten ganze Karawanen aus, und einzelne unter ihnen sollen bei einem einzigen Handelszuge 20,000 Mark umsetzen. Die Beschränkungen des Sklavenhandels haben zwar diesem großen Handelsbetriebe, der fast ausnahmslos



Ein Weber in Ischogo (nach Du Chaillu). Vgl. Text, S. 591.

sehr gewinnreich war, ein Ende gemacht. Die Abnahme der Elefanten, die Ausrottung des Kautschuks, die Erschöpfung der Goldlager haben ferner das Ihrige gethan, aber dafür ist der Einzelhandel um so mehr aufgeblüht. Die portugiesischen Händler in Kassansch und Malansch, die Ambakisten, Linguisten, und wie sonst die Zwischenhändler heißen, empfinden schwer die immer weiter um sich greifende Sitte der dortigen Neger, ihre Tauschwaren selbst Hunderte von Meilen weit nach der Küste zu tragen, auf eigne Faust Handel zu treiben. Die hier thätigen Bangala gehören zu den schärfsten Handelsleuten unter den Negern. Der Verkehr mit ihnen wird meistens durch Handel eingeleitet, wobei sie jedoch eine gewisse

Gewaltthätigkeit nicht verbergen. Gibt man ihnen nicht schnell, was sie verlangen, so gehen sie fort und kehren nicht mehr zurück. Sie trachten dann wohl durch Diebstahl in den Besitz der für sie begehrenswerten Gegenstände zu gelangen. Auch sind es die Bangala, die mehr als einmal aus Handelsneid Europäern den Weg von Loanda einwärts verlegten. Dagegen lassen die Songo leichter mit sich handeln, ebenso die Kioko.

Ein guter Typus der Küstenhändler sind die zusammen mit den Kru eine Gruppe bildenden Dualla, die zwar in den meisten Beziehungen andern echten Westafrikanern gleichen, aber doch vor vielen Bewohnern dieser Küsten einen großen Vorzug besitzen: sie arbeiten und erwerben und zwar mit Ausdauer. Aber freilich liegt das Arbeitsfeld der Dualla auf einer ganz andern Seite als das ihrer nördlichen Nachbarn, denn sie sind leidenschaftliche Handelsleute. Sie haben den Handel von und nach dem Innern, soweit er über ihre Küste geht, nicht bloß zum eignen Nutzen mit Abgaben zu belegen, sondern vielmehr denselben in ihre eignen Hände zu bringen gewußt und beherrschen ihn nun mit einer Eifersucht, welche ängstlich und durch jedes mögliche Mittel jede Spur von Wettbewerbung ausschließt. So ist eine Nation von Händlern aus ihnen geworden, die auf engem Gebiete die gleiche Rücksichtslosigkeit und Monopolsucht erkennen läßt wie weltbeherrschende Handelsnationen auf dem unvergleichlich größern Schauplatze ihrer im Wesen so ganz ähnlichen Thätigkeit. So stechen sie auch durch Wohlstand vor ihren Nachbarn hervor, und, was sehr bemerkenswert ist, sie zeigen im kleinen dieselbe Vernachlässigung des Landbaues und das gleiche starke Bedürfnis nach ausgedehntem Sklavenbesitze wie einst die Phöniker und Karthager. Die Begierde, ohne mühsame Arbeit reich zu werden, läßt alle Dualla, vom Häuptlinge bis zum Halbfreien, den Handelsbetrieb jeder andern Thätigkeit vorziehen. Durch ihre Weiber und Sklaven erzeugen sie kaum genug Bananen und Yams für ihren eignen Bedarf, und ihre Küste ist berüchtigt durch die Teurung der Lebensmittel. Von etwas anspruchsvollern Kulturen, wie Mais, Kaffee, Baumwolle, ist bei ihnen nicht die Rede. Fast alle Waren, die sie austauschen, beziehen sie aus dem Innern, und selbst die hier einst so hochblühende Elfenbeinschnitzerei, die nach einigen Nachrichten den Grund zu diesem Handelsbetriebe gelegt haben soll, wird wenig mehr gepflegt.



Löffel aus Grasgeflecht (Britisches Museum, London). ²/₅ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 591.



Eine Rassel der Fan (nach Du Chaillu). Vgl. Text, S. 591.

Die erwähnte Neigung zum Monopolisieren ist sehr bezeichnend. Eigentlich hat jedes Volk in Afrika, zu dem überhaupt Handel kommt, denselben innerhalb der Grenzen seines Landes monopolisiert. Es empfängt die an seine Grenzen gebrachten Waren und

transportiert sie zu den nächsten Nachbarn gegen einen von dem Eigentümer zu zahlenden Durchgangszoll. Dem Reisenden wird auf gewissen Punkten des Weges einfach angedeutet, daß er nach den Gesetzen des Landes seine Leute zurückzuschicken und Landeskinder als Träger zu engagieren hätte. Nur das durch den europäischen Handel hervorgerufene Bedürfnis einer regelmäßigen Versorgung an der Küste hat in neuerer Zeit einige Modifikationen eintreten lassen. Einige Stämme haben sich eine gewisse Unverletzlichkeit zu vindizieren gewußt, sei es durch Tributzahlungen, sei es durch die Schrecken ihrer Zauberfetische, und können so bei wertvollen Artikeln, wie z. B. Elfenbein, eine Karawane bilden, welcher der Durchzug durch die verschiedenen Gebiete nicht verwehrt wird. „Von ihnen", sagt Bastian, „kann man natürlich nie darauf hoffen, irgend welche Auskunft zu erhalten, denn ihre ganze Politik geht darauf hin, den Verkehr möglichst in Dunkel zu hüllen." Also gleichen sie auch darin den alten Phönikern, die zwar selbst die Wege kannten, sie aber andern durch Fabelberichte zu schließen suchten.



Ein Aschira-Träger (nach Du Chaillu).

Der Hauptverkehr bei den Stämmen des Innern findet statt bei Gelegenheit der Wochenmärkte. Am untern Kongo, wo die Woche vier Tage hat, ist an jedem Tage in einem bestimmten Bezirke, an einem bestimmten Punkte Markt, der nach dem Tage der Woche benannt wird. Die Besucher tauschen ihre Waren einfach aus oder benutzen blaue Bruchperlen als Zahlmittel. Ein eigner Marktmeister sieht nach dem Rechten. An der Küste sind natürlich diese kindlichen Tauschartikel der Perlen, Handspiegelchen 2c. längst entwertet und statt ihrer Branntwein, Gewehre, Baumwollzeuge am begehrtesten. Wo starker Verkehr der Europäer herrscht, kursiert auch geprägtes Geld. Die einst am Kongo gültigen Kauris gehen dort nicht mehr, während sie im Nigergebiete noch die allgemeine Münze bilden. Lopez nennt in seinem „Regnum Congo" die „Insel" Loanda das Bergwerk, auf dessen Strande die Weiber jene Muscheln auflesen, welche bei ihnen Gold und Silber ersetzen. Auch sonst seien diese Schnecken am Strande des Reiches Kongo zu finden, nirgends aber so vorzüglich wie hier. Der König von Kongo selbst lasse sie hier sammeln. Den Kru-Negern dienen als Geld, wie den Kaffern, die Ochsen, also eine eigentliche pecunia.

Am Bonny gebraucht man als Zahlungsmittel bronzene Hufeisen, die aus England eingeführt werden. Zuweilen findet man Gesetze über die Zahl der Ziegen oder Rinder, die ein Privatmann besitzen darf, wie sich anderswo die Regierung die Prärogative der Münze reserviert. Leider ist in zunehmendem Maße der Branntwein bei den mit den Europäern häufiger in Berührung kommenden Stämmen zu einem Tauschmittel geworden, das so ziemlich alles aufzuwiegen im stande ist, was die Neger liefern. Die Norm für manche Arten des westafrikanischen Handels, besonders aber für den in Elfenbein, bildet die Barre, ein nominell angenommener Wert, der vielleicht ursprünglich die bestimmte Länge einer Eisenstange ausdrückte, jetzt aber aus den verschiedensten Artikeln nach dem Übereinkommen beider Parteien zusammengesetzt wird. Im portugiesischen Gebiete setzt sich ähnlich die „peça", ursprünglich ein Stück Baumwollenzeug, aus diesem, dann aus Branntwein, Pulver und anderm in bestimmtem Verhältnisse zusammen.

Selbst in dem Familienverhältnisse prägt sich der Handelsgeist aus, denn das Kaufen der Weiber ist hier noch viel mehr Handelsgeschäft als bei andern Afrikanern. Ihr durchschnittlicher Preis ist z. B. bei den Dualla 900—1200 Mark, oft aber, wenn ihre Väter angesehen sind, noch mehr. Sie gelten als völlig freies Eigentum der Männer, von welchen sie weiter verschenkt, verliehen oder verkauft werden können. Da sie aber der teuerste Handelsartikel sind, so geschieht dies nur in wichtigen Fällen, wie z. B. bei Friedensschlüssen zwischen feindlichen Stämmen oder als Buße für einen ermordeten freien Neger. Begreiflicherweise wird bei diesem Vorwalten der merkantilen Lebensauffassung auch der Kinderreichtum bei den Dualla entsprechend geschätzt. Er ist indessen aus Gründen, die wir nirgends angegeben finden, oft gar nicht bedeutend. Nach Buchholz kommt es bei den Camerun-Negern selten vor, daß eine Frau mehr als zwei Kinder hat. Bleibt eine Frau kinderlos, so gibt ihr Mann sie zurück und erhält seine Kaufsumme wieder; begeht sie Untreue, so kann sie getötet werden. Das letztere geschieht aber selten, weil sie ein zu wertvolles „Objekt" ist, und in der Regel wird die Sühne darin gesucht, daß der Verführer zahlt oder, falls er dazu nicht im stande ist, daß er zum Sklaven des verletzten Ehemannes wird. Lebendige Verbrennung ehebrecherischer Prinzenweiber samt ihren Verführern soll in Loango üblich gewesen sein.

Das wirtschaftliche Element zieht sich wie der zusammenhaltende Faden durch alle Phasen des Familienlebens dieser Neger, und man muß genau zusehen, um nicht zu glauben, daß die Familiengründung keinen andern Zweck als Mehrung und Sicherung des Besitzes habe. Ein junger Mann, der in das arbeitsfähige Alter tritt, vermietet sich und sucht auf verschiedene Weise (wie die Kru und Kabinda durch Seefahren, die Dualla und Bangala durch Handel, die Vei durch Handarbeit) seinen Lebensunterhalt zu verdienen, von dem er soviel wie möglich ersparen wird. Sobald er das hinlängliche Vermögen besitzt, kauft er sich eine Frau, die an einigen Orten erst auf einige Monate zur Probe genommen wird mit Vorbehalt eines Reugeldes, und fügt, je reicher er wird, um so mehr Glieder seinem Harem zu. Er lebt in einem Zustande um so üppigerer Opulenz, je mehr Frauen für ihn arbeiten, die auf dem Felde ebenso tüchtig wie männliche Sklaven, im Haushalte aber noch nützlicher sind. Jede dieser Frauen wird in dem Walde eine bestimmte Stelle ausroden und dort Maniok oder Erdnüsse pflanzen, die sie nicht nur selbst zu kultivieren, sondern auch auf den Markt zu tragen und zu verkaufen hat. Daß nicht jeder Ehemann ungestraft unter den Palmen eines so großen ehelichen Glückes wandelt, zumal wenn dieselben einen dichten Hain bilden, ist klar. „In Okolloma", erzählt Bastian, „führte mich mein Wirt, der in der Bereitung eines trefflichen Palmölsteaks exzellierte, trüben Sinnes durch die verschlungenen und gekreuzten Gänge seiner Wohnung, in deren innerstem Gemache

er schlief. Er hatte Grund, sich sorgsam zu verschanzen, denn 20 erbitterte Feindinnen bewohnten seinen Hof, und mit Recht mochte er die Stunde verwünschen, wo sein Reichtum ihn verführt hatte, sich damit zu umgeben."

Den fürstlichen Personen stehen auch in dieser Hinsicht sehr bedeutende Vorrechte zu. Ein Prinz von Loango konnte jedes Weib durch Verleihung eines Elfenbeinringes ehelichen und unreife Mädchen sich durch dasselbe Mittel für die Zukunft sichern. Ebenso durfte eine Prinzessin sich irgend einen Mann wählen, sofern derselbe kein Prinz und kein Weißer war und kein Menschenblut vergossen hatte. Auch wenn er Sklave war, wurden dann die Kinder der Prinzessin Prinzen. Ganz dieselben Rechte haben die Prinzessinnen in Akem. Sie können durch ihre Wahl Bauern zu Häuptlingen machen und ihren Gatten zwingen, früher geehelichte Weiber fortzuschicken. Gewaltige Dimensionen nimmt hier die Vielweiberei an. Norris zählt folgendermaßen das Personal eines Festzuges des Königs von Dahomey auf: 150 Krieger, 15 Töchter des Königs, von 50 Sklavinnen begleitet, 730 Weiber des Königs, 90 Kriegerinnen, 6 Kompanien, jede zu 70 Kriegerinnen andrer Gattung, an der Spitze einer jeden Kompanie ein Favoritweib, 150 königliche Kinder von 7 bis 15 Jahren, 350 tanzende Weiber; 50—60 seiner Weiber bildeten während des Vorbeimarsches gleichsam die Garde des Königs. Von den Tausenden von Weibern an einem solchen Hofe kommen allerdings verhältnismäßig wenige dem Könige näher, während eine große Zahl davon an die noch unbeweibten Männer verschenkt oder verkauft wird.

Die Westküste ist mit solchen Institutionen das Land der Frauenrechte. In Dahomey bilden die Weiber die stärksten und waffenkundigsten Regimenter. Bei den Aschanti wohnt der Schwester des Königs eine besondere Autorität über die weibliche Hälfte der Bevölkerung bei. Eine Fanti-Königin wanderte im Streite um das Recht des Thronsessels aus, um ein eignes Volk zu gründen. Auch die Dschagga wurden von Königinnen beherrscht. Die eigentümliche Stellung der Lukokescha neben dem Muata Jamvo haben wir kennen gelernt; sie scheint westwärts auszustrahlen. Bezeichnenderweise kehrt die in Lunda bestehende Sage von der Gründung des Reiches durch einen von außen gekommenen Jäger, der die Liebe der hier herrschenden Königin gewinnt, in mehreren Gegenden, so bei den Biheños, wieder. Man hat die Meinung ausgesprochen, daß aus dem Bestreben, den als Sklaven doppelt gefährlichen Weibern eine starke Beschränkung aufzulegen, sich jene geheimen Associationen, die besonders als Purro, Semo und andre Egboarten an der ganzen Westküste bekannt sind, hervorgegangen seien. Bastian z. B. sieht ihren Zweck, „abgesehen von der religiösen Bedeutung ihrer kadmeischen Wiedergeburten", besonders darin, daß sie die ausgeschlossenen Frauen um so gewisser in Unterwürfigkeit halten. Sind so die Frauen aus den wichtigsten Bünden der Männer ausgeschlossen, so haben sie dafür ihre eignen geheimen Gesellschaften. Schon hat sich der weibliche Freimaurerorden Njemba dem Nda gegenüber erhoben.

Das Weib ist hier weder auf dem Throne noch in der Hütte ein so ganz willenloses Werkzeug, wofür uns Serpa Pinto einen hübschen Beleg zu geben weiß. Die Hocambo waren bis vor kurzem viel mächtiger als heute, bis durch folgendes Ereignis ihre Geschichte eine üble Wendung nahm. Der Häuptling Bilombo hatte die Tochter des Häuptlinges von Bihé zum Weibe genommen, die ihm untreu ward, indem sie ihre Liebe einem Unterhäuptlinge zuwandte. Als nun Bilombo gegen einen feindlichen Nachbarstamm zu Felde zog, übergab er die Herrschaft für die Zeit seiner Abwesenheit dem Liebhaber seiner Frau, der nicht sobald Bilombo fern wußte, als er sich zum Häuptlinge aufwarf und dem armen Getäuschten die Rückkehr untersagte. Bilombo blieb unter diesen Umständen nichts übrig, als sich in einem treu gebliebenen Winkel seines Landes niederzulassen, wo er zur Zeit, als Serpa Pinto durchreiste, gerade über einer schrecklichen Rache brütete, mit welcher er die Untreuen heimsuchen wollte.

Die Stellung der Frauen wird übrigens erhöht durch das vielfach geltende Erbrecht der weiblichen Linie. In einigen Gebieten Kongos und in Akem besteht das Erbrecht nicht zwischen Vater und Sohn, sondern geht vom Onkel auf den Neffen über, wie auch der Thron des Königreiches Kongo selbst, in das die Missionare nur für kurze Zeit eine regelmäßige Succession einzuführen vermochten, sich auf den Sohn der Schwester vererbte.

Sklaven bilden bei allen Westafrikanern einen wesentlichen Bestandteil des Haushaltes. Sie werden entweder durch Kauf erworben, oder durch Raub auf Kriegszügen erbeutet; sie sind vollkommen rechtlos und verrichten besonders jenen Teil der Arbeit, der nicht ins Handelsfach schlägt. Sie wohnen oft in besondern Dörfern und erfahren im gewöhnlichen Leben keine auffallend harte Behandlung. Aber ihre Eigenschaft, „Sache" zu sein, wird von ihren Herren mit solcher Konsequenz aufgefaßt, daß sie, wenn die Notwendigkeit eines Menschenopfers eintritt, kaltblütig hingeschlachtet werden. Die Reisenden erzählen auch, daß Häuptlinge, welchen es nicht gelingt, Opfer durch Raub bei fremden Stämmen zu finden, heimlich einigen ihrer eignen Sklaven die Köpfe abschlagen lassen, um dieselben als Trophäen heimzubringen; denn „du nicht Mann töten, du Kind sein" ist der schwerste



Eine Sklavenpeitsche (nach Du Chaillu).

Vorwurf, der sie treffen kann. Bei dieser Sucht, harmlose Fremde zu töten, wird selbst der Krüppel nicht geschont. So erzählt Buchholz, daß Lock Prisso, einer der Häuptlinge von Camerun, einen Fremdling mordete, der taubstumm war. Sein Volk war aber gegen diese Art, sich königlichen Ruhm zu erwerben, doch nicht so ganz unempfindlich, wie die Spottrede beweist, die damals umging: „Du nicht Mann töten, du Fisch töten".

Die Staatenbildung hat in diesem Gebiete seltener als im Osten des Erdteiles einen großen und dauernden Charakter angenommen. Die politischen Gebilde zerfallen, sobald sie über ein geringes Maß hinauswachsen. An einzelnen günstigen Stellen haben sich Eroberer zu Herrschern über weitere Gebiete aufgeschwungen, ihre Macht war aber immer vergänglich. Dies war offenbar etwas anders in der voreuropäischen Zeit, aus welcher die Trümmer viel mächtigerer politischer und sozialer Organisationen erhalten sind, als die Gegenwart aufzuweisen hat. Pechuel-Loesches Untersuchungen über die soziale Gliederung der Loango-Neger führen uns in Verhältnisse ein, welche einem Staate eine viel festere Grundlage schufen, als wir heute dort für möglich halten. Der streng gesonderte Erbadel der Mfumu, dem hauptsächlich die Distriktsverwaltung oblag, und daneben der aus Kindern und Enkeln der Prinzen, verdienten oder begünstigten Hofbeamten, treuen Vasallen gebildete, vergänglichere Standesadel, denen beiden fest umgrenzte Privilegien zur Seite standen, bildeten starke Säulen eines Herrschertumes. Selbst die dynastische Tradition zeigt in ihrer Unbestimmtheit die heutige Lockerung des Staatsgedankens. Buchner erhielt in Lunda sechs Reihenfolgen von Muata Jamvo, deren jede anders lautete. Zur Sicherung der Überlieferung trägt es wenig bei, wenn bei den Namen großer Vorgänger geschworen wird, wie die Dahomey-Neger es z. B. bei dem ihres Königs Trudo thaten, oder wenn die Könige von Waidah immer nur in ihrem alten Stammsitze Xavier gekrönt wurden, auch nachdem derselbe längst verloren war.

Wie die Eroberungen der Dschagga an der südwestlichen Küste ziemlich spurlos vorübergehen mußten, da sie auf keine kraftvolle Nationalität basiert waren, so sind die andern Völkerwellen nach kurzem Wallen wieder in sich zusammengesunken, und nach ihnen sind auch jene christlichen Kongokönige verschollen, von denen die alten Portugiesen ganze Dynastien aufführen. Zuerst lassen die portugiesischen Berichte einen Fürsten von Sogno in Braza am Ausflusse des Zaire sich bekehren, auf dessen Rat dann der erste König des Reiches Kongo als Johannes I.

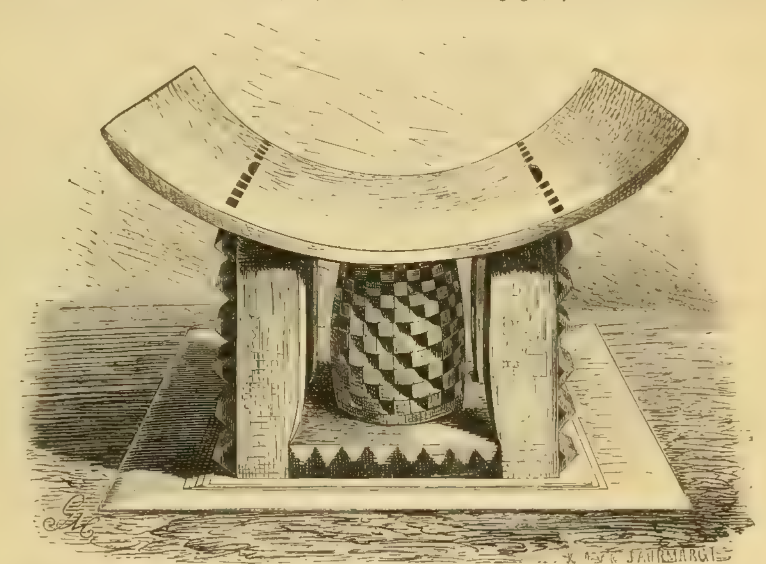


Dorfhäuptling von der Loangoküste mit Frau und Würdenträger (nach Photographie von Dr. Falkenstein).

und seine Gattin als Eleonora I. übertreten, beide ihre Namen vom Könige und der Königin von Portugal nehmend. Unter dem Bürgerkriege, den der gleichfalls christliche Prinz Alfons gegen seinen heidnischen Bruder führte, folgte dem Könige Johannes der König Alfons. Ihm folgte sein Sohn Pedro, diesem sein Bruder Francisco, dem ein Diego, der zuerst sich ganz nach Art der Portugiesen kleidete, endlich ein Henrico, unter dem die Polygamie wieder zur Einführung kam, bis, wie Lopez genau erzählt, der Teufel einen der Sünder holte, ꝛc.

Hauptattribut des Königs ist der Thronsessel; außerdem ist nur ihm und den Prinzen erlaubt, sich der Sonnenschirme zu bedienen, wie auch sie allein das Recht haben, in

Hängematten getragen zu werden und in Schuhen zu gehen. Daneben gibt es manche Tracht- und Schmuckmonopole. Dem Adel Loangos waren Elfenbeinschmuck, Schulterkleider, die feinsten Matten und Mützen vorbehalten. Eine Spielart des spanischen Pfeffers durfte nur er genießen. In Dahomey waren Stühle und hölzerne Thüren dem Volke verboten. Der König von Akkra trägt bei Festen noch heute einen spitzen Hut aus Antilopenfell und eine Feder darauf; auch die Priester tragen einen ähnlichen Hut aus Rindsfell, worauf ein Stückchen Fell von derselben Antilope befestigt ist, aber dies Antilopenfell steht nur dem Könige und den Priestern zu. Die kleinen Kongokönige hatten zur Zeit der ersten Ankunft der Europäer noch andre Symbole ihrer Macht. Beim ersten Empfange der Portugiesen (1491) in seiner Hauptstadt hatte der König von Kongo seinen Elfenbeinthron, der mit geschnitztem Holzwerke an den Lehnen verziert war, auf einem hohen Gerüste errichten lassen, so daß er überall von der unermeßlichen Versammlung gesehen werden konnte. Von seinen Schultern hing ein Roßschweif, das Zeichen der königlichen Würde, und sein Haupt bedeckte eine aus feinem Palmenbaste geflochtene mitraartige Mütze. In Loango sprechen noch heute die zu der höhern Klasse sich rechnenden Einwohner die Sprache des Landes unter Zumischung besonderer Worte und mit einem eignen Tonfalle, der dieselbe der gewöhnlichen Sprache, dem Fiote, als Fumu gegenüberstellen läßt. Vergessen wir nicht das wirksamste Attribut eines westafrikanischen Fürsten, den Stab, mit dem bewaffnet z. B. der Fürst von Akem nachts auf die Straße geht, um spät ausgehende Unterthanen heimzutreiben. Wie unerschütterlich die Loyalität der Unterthanen ist, beweist folgendes: Bossa Ahadi von Dahomey ließ bei seinem Regierungsantritte jeden köpfen, der den Namen Bossa führte, aber gerade unter Bossa Ahadis Regierung schrieb Norris von dem Volke von Dahomey: „40 Jahre nach der tyrannischsten und grausamsten aller Regierungen waren sie ebenso treu wie früher und sagten im Sprichworte: ‚Mein Kopf gehört dem Könige, nicht mir'".

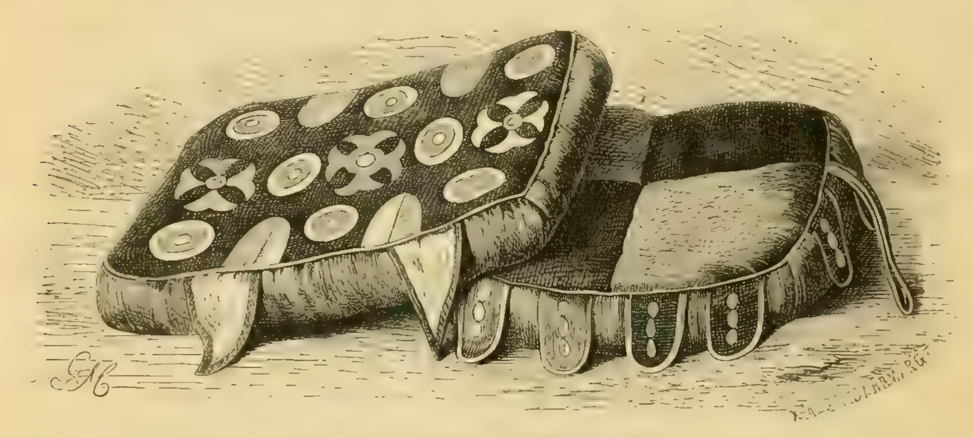


Ein königlicher Sessel aus Xossaholz, von Aschanti (Britisches Museum, London). 1/7 wirkl. Größe. Vgl. auch Abbildung, S. 602.

Welch andres Bild gewährt das Erscheinen eines dieser Könige unter den heutigen so weit veränderten Umständen! Die Könige schmücken sich mit Vorliebe mit dem Abfalle der europäischen Trödelkrämer, und ihre Insignien stehen in schreiendem Widerspruche zur Ärmlichkeit ihrer übrigen Umstände. Verhältnismäßig würdig ist noch das Auftreten eines der Sprosse der Kongokönige in San Salvador, der außer dem verschiedene Male umgewickelten und tief herabhängenden Lendentuche ein weißes Hemd zur Bedeckung des Oberkörpers trug, um den Hals ein silbernes Kruzifix hing und in der Hand ein ihm von dem Gouverneur von Pembe geschenktes Schwert englischer Manufaktur hielt. Bastians Begleiter

begrüßte diesen Mann nach dem Hofzeremonielle als einen Prinzen königlichen Blutes, indem er, auf den Knieen liegend, dreimal mit der Stirn den Boden berührte und sich Kopf und Gesicht mit Staub einrieb, ehe er die Bewillkommnung verdolmetschte. Die früher damit in Zaire verbundene Beleckung der Fußsohlen ist abgeschafft.

Im Süden klingt in Sage und Sitte der Dynastien die Lunda-Tradition herüber. Die Gründung des Reiches von Bihé wird z. B. folgendermaßen erzählt. In die schöne Tochter des Häuptlinges von Bamba verliebte sich der auf einem Jagdzuge dahin gekommene Bihé, Sohn des Häuptlinges von Hemba, ehelichte sie, unterwarf das Volk ringsum und gründete den noch heute nach ihm genannten Ort. Ein Teil des Volkes von Bamba wanderte herzu, Bihé hatte großes Gefolge mitgebracht, und so entstand dieses neue Volk. Auf Bihé folgte Tambi und auf diesen Giraul, der seinen Bruder Cangombi nach Loanda als Sklaven verkaufte, wo derselbe Lieblingssklave des Gobernadors wurde. Darauf verschwor sich ein Teil des Volkes von Bihé und sandte nach Loanda, um Cangombi loszukaufen; sein Herr nahm aber kein Lösegeld, sondern sandte ihn mit Geschenken und unter portugiesischer



Kissen des auf S. 601 abgebildeten Sessels.

Begleitung nach seiner Heimat. So kamen die Portugiesen nach Bihé. Cangombi stürzte seinen Bruder, und als letzterer später noch einmal in das Land eindringen wollte, übergab ihn jener den Ganguella zum Aufzehren. Seit Bihé scheint heute die fünfte Generation an der Regierung zu sein, so daß Bihé eine vergleichsweise junge Gründung darstellt.

Die Thronfolge ist so geordnet, daß immer erst alle Söhne eines Sowa zur Regierung kommen, ehe die Enkel zum Throne gelangen können. Der Sowa ist von einem Rate umgeben, dessen Glieder, Makota genannt, aus den Adligen oder Dorfhäuptlingen, den Sekulo, genommen werden. Außer den Makota umgeben den Sowa stets drei Hohe, die seinen Speichel auffammeln und hinaustragen, ein Stuhlträger und ein Narr, der die Umgebung der Palasthütte rein zu halten hat. Wenn ein Sowa stirbt, erfährt das Volk nichts andres, als er sei krank; sein Leichnam aber wird in der Hütte liegen gelassen, bis er verwest ist, worauf die Knochen in eine Ochsenhaut gehüllt und in der innern, die Hütten des Sowa umgebenden Umzäunung begraben werden. Eine eigne Hütte ist hier zum Mausoleum der Sowa bestimmt. Die Hütte aber, in welcher die Verwesung stattgefunden hat, wird zerstört und das Material in alle Winde zerstreut. Erst kurz vor der Beerdigung wird der Tod des Sowa bekannt gemacht, und es erfolgt nun eine Art von Interregnum, in welchem das Volk wild aller Gesetzlosigkeit sich hingibt. Auch machen die Zauberer jetzt irgend jemand ausfindig, der den Sowa zu Tode gezaubert hat und deshalb natürlich

ermordet wird. Die Makota aber haben unterdessen den rechtmäßigen Thronerben gefunden und nach dem Hauptorte (Libata) gebracht. Sobald er die Libata betritt, geht eine Schar nach einer Seite und erjagt eine Antilope, welcher der Kopf abgeschnitten wird; eine andre Schar zieht nach der andern Seite und schneidet dem ersten Menschen, den sie trifft, ebenfalls den Kopf ab. Mit beiden Köpfen zaubert dann der Medizinmann, um dem Regierungsantritte seine Weihe nicht fehlen zu lassen. Der Sowa aber wählt sich seine erste Gattin, Inakulo, die einzig das Recht hat, in der Palasthütte zu wohnen. Dieser Königin kommt bei manchen Stämmen das Recht der Erbfolge zu, bei andern nimmt sie eine der Lukokescha von Lunda ähnliche Stellung ein.



Der Aschira-König Obindschi in seinem Lehnstuhle (nach Du Chaillu).

Die Autorität der Herrscher und damit der politische Zusammenhang dieser Länder schwächt sich naturgemäß mit Ausdehnung des legitimen Handels, wodurch es jedem Privatmanne möglich wird, Reichtum und Einfluß zu erwerben, während sich früher der Sklavenhandel in den Händen einzelner (der Könige und Prinzen) konzentrierte. Jetzt macht sich jeder unabhängig, der Pulver und Gewehre erwerben kann, und die königliche Würde ist um so bedeutungsloser, als sie niemand annehmen will, um sich nicht den lästigen Zeremonien zu unterwerfen, mit denen sie verbunden ist. Die letzten der gekrönten Kongo-Könige stehen noch überall unbegraben über der Erde, und man fährt fort, in ihrem Namen zu regieren. Die politischen Verhältnisse der küstenbewohnenden, handeltreibenden Eweer unterscheiden sich wohl mit aus diesem Grunde stark von denjenigen ihrer binnenländischen, kriegerischen Bruderstämme. Auch sie werden insgesamt von einem Könige regiert, aber dieser herrscht nicht mit unumschränkter Machtbefugnis, sondern hat in den Ältesten seiner Hauptstadt eine Art von Staatsrat zur Seite. Handelt es sich um ein neues Gesetz, so genügt dieses Kollegium nicht, sondern es müssen dann auch die Ältesten andrer Städte gehört werden, und ehe ein Gesetz wirklich rechtskräftig wird, muß es sogar dem Volke mitgeteilt werden, damit auch dieses seine Meinung darüber äußere. Übrigens stehen auch selbst neben dem Könige von Dahomey zwei von ihm ernannte Minister, Tamega und Mayhan betitelt, welche nach seinem Tode aus seinen Söhnen den Nachfolger wählen. Sie sind beständig

um den König, beraten ihn in allen Angelegenheiten und sind die obersten Richter. Bei den Tschi der Goldküste wird schon beim Regierungsantritte dem Könige von den Räten genau gesagt, wie er zu regieren habe, und welche Rechte und Pflichten ihm dem Volke gegenüber zustehen, worauf er schwören muß, daß er alles, was ihm das Volk und die Häuptlinge vorschrieben, genau beobachten wolle. Dann erst leisten ihm die Unterhäuptlinge der Distrikte ihren Huldigungseid. Dieser Beschränkung der königlichen Macht entspricht es vollkommen, wenn dem Könige eine möglichst kleine und nicht einmal ganz sichere Einnahme zugewiesen ist. Er erhält nämlich Gebühren für die Schlichtung schwieriger Rechtsfälle und teilt außerdem mit seinen Ältesten den allerdings nicht sehr erheblichen Betrag der den europäischen Kaufleuten auferlegten Ausfuhrzölle. Ehe das Volk durch die Missionare einigermaßen aufgeklärt wurde, war seine Stellung auch von einer gewissen Mystik umgeben und dadurch ganz von selbst einflußreicher als heute. Noch immer ist er der Oberpriester, aber diese Würde hat aufgehört, ihn unnahbar zu machen. Auf dem Häuptlinge vor allem lastet die Kette des „Tschina", der an den polynesischen Tabu erinnernden Hoheit, die bei den Loango z. B. auch dem Adligen verbietet, an einem rings von Wasser umgebenen Orte, sei es Insel oder Schiff, zu schlafen oder gewisse Flüsse zu überschreiten. Früher durfte der König der Eweer nur bei Nacht seine Wohnung verlassen, durfte nicht das Meer, kein Pferd, keinen Weißen sehen. Er war ein armer Gefangener, mit dem nur sein sichtbarer Stellvertreter und drei der Ältesten, den Rücken ihm zuwendend, verkehren durften.

Dieselbe weise Einschränkung der Obrigkeit, wie sie in der Stellung des Königs sich ausdrückt, kehrt auch auf andern Gebieten des Staatslebens wieder. Vor allem ist die Rechtspflege, diese wesentlichste Funktion des Staates in hiesigen Verhältnissen, durchaus öffentlich. Ihrer waltet der Häuptling oder Älteste entweder im Hofe seines Hauses oder unter einem ehrwürdigen Schattenbaume auf dem öffentlichen Platze der Stadt oder des Dorfes. Die Vorladung der Parteien geschieht dadurch, daß der Häuptling zwei seiner Ältesten mit seinen Insignien, sei es Zepter, Silberknopfstock oder Schwert, sendet, welche ihre Vollmacht bedeuten. Im Gerichte sitzen der Häuptling und die Ältesten im Halbkreise, zur Rechten die Kläger, zur Linken die Angeklagten; das Volk steht im Kreise umher. Zu Füßen des Häuptlinges liegt ein Stab. Nachdem der Sprecher sein Ohr zum Munde des Häuptlinges gehalten und von diesem über das belehrt worden, was er den Parteien sagen soll, ergreift er diesen Stab und wirft ihn, unter Anflehung der Götter, erst in die Luft und dann auf die Erde, erfaßt ihn hierauf von neuem und zeigt ihn den Parteien, indem er dabei spricht: Ich zeige euch den Stab. Mit dieser Zeremonie ist die Gerichtssitzung eröffnet. Der Sprecher setzt nun, den Stab in seiner Rechten haltend, den Rechtsfall auseinander. Dann zieht sich das Gericht zurück, um, wie der technische Ausdruck lautet, „das Wort zu besehen", und wenn es wiederkehrt, trägt einer aus seiner Mitte ein Schälchen mit weißer Erde, womit er dem Unschuldigen die Hand bestreicht, während der Sprecher wiederholt zu seinem Stabe greift, um dem Schuldigen das Urteil zu sprechen. Der letztere hat sofort die Gerichtskosten in Rum, Palmwein, einem Schafe oder einer Ziege zu bezahlen, und die Ältesten verzehren dieselben auf der Stelle. Die Strafe des Schuldigen aber ist entweder Geldstrafe oder Todesstrafe. Die Todesstrafe wird über jeden verhängt, der, sei es mit Vorbedacht oder unabsichtlich, getötet hat, auch über diejenigen, welche durch Zauberei oder Hexerei ihr Ziel erreichten. Dabei wird ganz nach dem Jus talionis verfahren: Erstechen für Erstechen, Erschlagen für Erschlagen u. s. f. Neben der Strafe geht die Blutrache einher. Seltsam ist die Sitte bei den Eweern, daß auch ein Übermaß von Schulden die Todesstrafe nach sich ziehen muß. Hat nämlich ein Mann deren so viel, daß er sie nicht mehr bezahlen kann, auch nicht, wenn er samt seiner Familie sich in die Sklaverei verkaufte, so wird er in die Hauptstadt geliefert, wo der König ihm das Todesurteil spricht.

Früher wurde er lebendig begraben, neuerdings hat sich die Strafe auf Enthauptung herabgemindert. Mit seinem Tode erlöschen alle Schuldansprüche an die hinterbliebene Familie.

Bei straffer sozialer Organisation, wie sie früher im Kongolande bestand, wurde unlösbarer Streit zwischen zwei Adligen durch Kampf entschieden, nachdem eine zwischen ihnen aufgestellte Fackel verbrannt und damit die Zeit der Sühne abgelaufen war. Hier standen über dem richtenden Distriktshäuptlinge die Instanzen des vom Könige entsandten Richters und der König selbst als höchste Stelle. Königliches Blut durfte in Dahomey nicht vergossen werden, sondern der Tod wurde verbrecherischen Angehörigen der königlichen Familie durch Ertränken zugefügt.

Die endlos wiederkehrenden Besprechungen und Beratungen des Häuptlinges und seiner Großen haben an der Küste den bei allen Reisenden berüchtigten Namen Palaver (in ältern Schriften auch „Kabale" genannt). Palaver heißt hier jede Besprechung, jeder Rat, den einige abhalten, und davon abgeleitet auch der Streit, der in demselben beigelegt wird. Am gefährlichsten ist das Zauber-Palaver, in welchem die unendlich häufigen Hexenprozesse verhandelt werden, am beliebtesten, wie anderwärts, das Rum-Palaver, bei dem das möglichst große Rumglas mehrmals eilig die Runde macht.

Bei der Häufigkeit der Geldstrafen, welche neben den Todesstrafen die einzige Sühnung von Verbrechen darstellen, und bei der Habgier dieser Völker ist die Unsitte sehr allgemein verbreitet, mit einer gewissen herkömmlichen Launenhaftigkeit eine Menge von kleinen Vergehen oder Versehen zu strafbaren Verbrechen zu stempeln. Bei einigen Völkern, wie den Biheños und den Kioko, ist diese Unsitte, die dort Mukano und Milonga genannt wird, zu einer außerordentlichen Belästigung aller Fremden geworden, ja bei der Macht, die dem angeblich Beschädigten über das ganze Hab und Gut des Beklagten eingeräumt wird, geradezu zu einer Prämie auf gewaltsame Beraubung. Die Phantasie der Neger ist unerschöpflich in der Erzeugung von Gründen für Mukano. Auch ist die Strafe auf das willkürlichste übertragbar, so daß z. B. ein Karawanenführer für ungesühnte Mukanos seiner Vorgänger aufkommen muß. Wenn jemand stirbt, welcher Mukano schuldete, so wird derjenige, welcher arglos die Wohnung desselben betritt, mit dem Mukano des Verstorbenen belastet. Um die Willkür dieser Belastung zu kennzeichnen, erzählt Serpa Pinto einen Fall, wo der Gärtner des bekannten portugiesischen Kaufmannes Silva Porto in Bihé einigen Negern, die mit Hühnern für gewisse Zeremonien kamen, sagte, diese letztern sähen gerade so aus wie die seinigen. Sofort entspann sich über diese wenigen Worte ein Streit, und der Arglose hatte 8 Ellen Baumwollenzeug Mukano zu bezahlen. Die häufigste Gelegenheit zu Mukano geben wirkliche oder vermeintliche Ehebrüche, zu denen die demoralisierten Neger auf den Handelsstraßen von Bihé, Kimbundu und andern Orten ihre Weiber sogar anhalten, um Grund zu solchen Erpressungen zu gewinnen.

Die Staatseinnahmen reduzieren sich seit Aufhören des Sklavenhandels auf ein Geringes. Zölle und Platzmieten (die „Hulks" der europäischen Händler im Camerunflusse zahlen an die Negerhäuptlinge des Gebietes, vor dem sie liegen, eine jährliche Abgabe, „Kumi" genannt, von 100 Pfund Sterling), wo Handelshäuser vorhanden sind, und Strafgelder oder Ersatz derselben bilden den Grundstock. Monopolisierung des Handels ist bei diesen regsamen Handelsvölkern nicht möglich; höchstens, daß das Elfenbein dem Könige zugewandt ist. In Abeokuta, wo eine Accise von Kauris und Korn erhoben wird und außerdem eine Steuer von ca. 1 Prozent (in ungenannter Form) besteht, fällt deren Ertrag nicht dem Könige, sondern den Ältesten zu. Bei den Jagd- und Ackerbauvölkern des Innern erhält in der Regel der Häuptling Bier und Palmwein, Elefantenzähne, Löwen- und Leopardenfelle sowie das rechte Hinterteil jedes Stückes Wild von seinen Unterthanen.

Die Geschichte und die Gegenwart lehren in Westafrika besondere internationale Verhältnisse, in welche man allerdings nicht immer tief blickt. Die Exogamie tritt nur noch

vereinzelt oder in Spuren auf, sie schafft aber immer Beziehungen engerer Art zwischen zwei Stämmen oder Völkern, besonders wenn sie Höhere betrifft, wie in Loango, wo die Prinzen als Geschwister galten und daher nur außer Landes ebenbürtig heiraten konnten. Sie kommt ausgesprochen bei den Mpongwe des Gabun vor, die ihre Töchter nur den Orungu am Kap Lopez geben. Die Abgrenzung bestimmter Handelsgebiete durch primitive Handelsverträge ist von den Dualla zu konstatieren (s. S. 595). Konföderationen zu aggressiven Zwecken sind noch Stanley im Kongogebiete begegnet. Es ist etwas obenhin gesagt, wie wir es z. B. von Brazza gehört: „Alle Völker des Ogowegebietes stehen auf Kriegsfuß untereinander". Kriege werden nicht immer vom Zaune gebrochen. Oft gehen Verhandlungen vorher, bei welchen die Parteien, um nicht in der Hitze aufeinander loszufahren, eine Linie von Baumzweigen zwischen sich bilden, die nicht überschritten werden darf. Bei den Loango bedeutete eine brennende Fackel, die gesandt wurde, Krieg.

Wir stehen diesen Staats- und Rechtsgebilden, wie überall in Afrika, mit der Empfindung der Verwirrung gegenüber. Denn wir haben da ein schwaches, aber in starke Formen gehülltes Königtum, eine mächtige Oligarchie und dabei ebenso große Freiheit wie Abhängigkeit des Einzelnen vor uns. Welche launenhafte Mischung! Ehe die komplizierten Verhältnisse eines durch Eroberung gebildeten Staates eintreten, sehen wir den in seiner Heimat ansässigen Neger fast zügellos frei. Auf das durch seine Arbeit der Natur abgewonnene Feld hat niemand sonst ein Anrecht, es ist sein unbestrittenes Grundeigentum. Niemand hat sich um sein Thun und Lassen zu kümmern, niemand ihm zu befehlen. Durch keine Magistratsverbote kann er in irgend einer seiner Lieblingsneigungen beschränkt werden, außer wenn er sich selbst in die Fesseln des Fetisches kettet. Er kann sich anbauen, wo es ihm gefällt, und handeln, wie es ihm beliebt, vorausgesetzt, daß er innerhalb der Grenzen der von seinen Voreltern selbst überlieferten Gebräuche bleibt. Aber diese Gebräuche, die nirgends und überall sind, bilden ein für seinen Verstand unentwirrbares System verwickelter Fangnetze, und bei der leichtesten Übertretung derselben, der er sich nach dem Ausspruche des Palavers schuldig gemacht hat, verfällt nicht nur seine eigne Person, sondern seine ganze Familie, all sein Eigentum unwiderruflich der unumschränkten Gewalt des Wahlkönigs, welcher selten anstehen wird, ihn sogleich als Sklaven zu verhandeln, falls sich ein Käufer findet. „Dies ist das Wesen westafrikanischen Staatsrechtes: Gehenlassen der Masse in sich und Herrschaft Weniger, in der Form des Häuptlingstumes, über die Masse." (Bastian.)

Im Glauben der Westafrikaner ist der Seelenglaube Grundzug Man glaubt an ein Verweilen der Seele beim Leichname während eines bestimmten Zeitraumes und an eine Rückkehr derselben zum Grabe. Was Walker aus Altcalabar bestimmt mitteilt, daß an ein Weiterleben der Seele als Gegenbilder der Menschen, denen sie gehörten, geglaubt wird, tritt mehr oder weniger klar aus vielen Äußerungen auch andrer Stämme hervor. Man fürchtet sie insbesondere wegen der Schädlichkeiten, die sie zufügen könnten. Daher die Menschenopfer an den Gräbern, die heute zum Teile in Gefangenschaft der Opfer sich abgemildert haben, die Opfer an Sachen von Wert, an Speise und Trank, die Fetischhütten über den Gräbern und Ähnliches. Beim Vorhandensein dieses Grundzuges ist es irreführend, daß das dem Portugiesischen entstammende Wort Fetisch mit Vorliebe auf die Symbole des Glaubens oder Aberglaubens der Westafrikaner Anwendung fand und dadurch die Ansicht erzeugte, als ob die Völker in diesen Teilen eine ganz andre Art der Götter- oder Götzenverehrung hätten als anderwärts in Afrika. Im Grunde sind jedoch die westafrikanischen religiösen Vorstellungen und die für viel wichtiger gehaltenen Mittel, mit den Geistern in Verkehr zu treten, dieselben wie bei andern Afrikanern, und der Unterschied liegt nur in der da oder dort abweichenden Form jener Vorstellungen und dieser Mittel.

Die **religiösen Vorstellungen** dieser Völker sind zwar auch heute nur wie hinter einem Schleier zu sehen, aber sie zeigen, wie übrigens von ernsten Beobachtern schon öfters hervorgehoben ist, die Züge eines größern Bildes, als man nach so beschränkter Wiedergabe von Bruchstücken und gebrochenen Linien, wie sie üblich ist, vermuten würde. Freilich hat die Vielgötterei, die, einmal ins Treiben gekommen, keine Grenze ihrer Zeugungsfähigkeit kennt, auch hier gewaltige Dimensionen erlangt, und die großen Schöpfungsgötter sind zu den Fetischen herabgestiegen. Allein selbst in Aschanti, im eigentlichsten Lande des gröbsten Zauberunwesens, hat sich die Vorstellung eines höchsten Wesens, vielleicht ursprünglich mit dem Himmel selbst zusammenfallend, erhalten, der wir in Loango unter dem Namen Zambiampungu begegnen, während er hier Aniankopong oder Nyankupon (nach Frühern Jankkupong, von Barth gedeutet als hohe Stadt des Njame, d. h. Himmel) genannt wird. Wenn die Eweer im Sprichworte sagen, es sei das Schicksal eine unabänderliche Bestimmung, so denken sie an die Festsetzung desselben durch diesen Gott, dessen Name auch Witterung, Himmel bedeutet, übrigens nie anders als in der Einzahl verwendet wird. Neben ihm stehen als zweite Gottheit die Erde als allgemeine Mutter, als dritte erst der oberste Fetisch. Die Aschanti erzählen von einem Schöpfer Odomankana, der, als er den Menschen geschaffen und in allem unterwiesen hatte, in den Himmel ging, welchen letztere vergeblich durch aufeinander gestellte Mörser zu erklettern suchten. Nach dem vergeblichen Versuche trat, wie in Babylon, die Sprachverwirrung ein. Die Dualla nennen Rubi den großen Geist und zugleich die Sonne; in Dahomey wird die Sonne verehrt, und sicher hängt hiermit auch die oben geschilderte Feuerverehrung zusammen. Bei andern Stämmen hat die Gottesidee sich nur in der Schöpfungssage erhalten, wie z. B. die Eweer als Schöpfungsgott Mawu, die Neger der Goldküste Njongmo kennen. Die Diener des letztern sind die Luftgeister Wong.



Ein Priester des Erdgeistes Nkissi in Loango (nach Photographie von Dr. Falkenstein).

Die Akem-Leute haben auch die weltweite Vorstellung, daß einst der Himmel der Erde näher gewesen sei als jetzt. Von diesen Abweichungen der einzelnen Vorstellungskreise unter sich führt ein Teil auf das Vorwalten des Ackerbaues im Gegensatze zur alles dominierenden Viehzucht der Ostafrikaner, ein andrer auf den häufigern Verkehr mit den Christen und Muselmanen, ein dritter auf die hoch entwickelten Kunsttriebe zurück.

Zahllose Dinge können Fetische sein. Die gewöhnliche Form des z. B. von Wandernden oder Reisenden getragenen Fetisches ist ein roter, kugeliger Tuchballen, in den von dem Fetischpriester eine starke Medizin, meistens ein Pflanzenteil, eingenäht ist. Man sieht die Leute, wenn sie ermüdet sind, daran riechen. Außerdem sind es aber die bekannten, mit Zauberpulvern gefüllten Antilopenhörner, die allgemeine Medizin der Leute von Benguela und Angola, dann Schnüre, in der vielfachsten Weise zusammengeknotet, Wurzeln,

Kugeln, und was ihnen sonst aufstoßen mag, mit denen sie sich behängen. Den vielfältigen Zwecken mögen verschiedene Qualitäten dieser Zauberdinge entsprechen. Je schwerere Lasten man einem Neger auflabet, desto mehr Fetische wird er noch seinerseits hinzufügen, um jene zu kompensieren. Wo einst das Christentum waltete, sind seine mißverstandenen Überreste zu Fetischen geworden, und Beschwörungen oder Behexungen nehmen dort neue, kräftige Mittel zur Beherrschung der Seelen aus dem Zeremonienschatze der heiligen Messe. Bastian sah in einer Hütte von San Salvador drei hölzerne Heiligenfiguren in Lebensgröße, welche unter heidnischem Geplapper gelegentlich umhergetragen werden. Menschliche Figuren finden als Fetische ausgedehnte Verwertung, nicht minder Teufelsfratzen, auf deren Herstellung manchmal eine ganz besondere Kunst verwandt ist (vgl. die Abbildungen, S. 590 u. 609). Christliche Traditionen mögen auch bei dem kunstreichern Aufbaue ihrer Fetischhütten, beziehentlich Tempel mitgewirkt haben; wenigstens scheint es nicht rein afrikanischer Baustil, in dem die von Bastian bei Schemba-Schemba gesehene Hütte errichtet war: Ein aus Strohmatten gebildetes Rechteck, dessen lange Fronte durch ein drei Thürbogen enthaltenes Holzgestell gebildet wurde. Auf jede der beiden seitlichen Thüren war eine Pyramide, auf die mittlere eine mit zwei Querbalken überlegte Kuppel aufgesetzt und die Pfosten mit halb schwarzen, halb grünen Figuren bemalt. Das Innere enthielt einen einfachen Erdhügel, aus dem drei mit roten und weißen Streifen bemalte Holzgabeln hervorguckten. Der Inhalt dieser Hütte erinnert daran, daß auch die Errichtung von Fetischhütten über Gräbern üblich ist. (Vgl. auch die Beschreibung einer Fetischhütte an der Goldküste, S. 180.)



Ein Zauberwedel mit Griff (nach Du Chaillu).

Die Hantierungen der Fetischpriester sind wesentlich dieselben wie die der Regenzauberer des Ostens. In einem großen Zusammenlaufe von Menschen sieht man einen bunt bemalten Mann, den Fetischpriester, mit lautem Schreien auf und ab laufen, wobei er eine mit bunten Lumpen behangene Holzpuppe hin- und herschüttelt und mit Ruten im Gesichte und auf den Schultern peitscht. Fragt man nach dem Grunde, so hört man, daß einem Neger ein Messer gestohlen worden, und daß er sich für dessen Wiedererlangung an diesen Priester gewandt, der einen für die Einschüchterung der Diebe weit bekannten Fetisch besaß. „Der arme Gott", schreibt ein Beobachter solcher Szenen, „schien mir seine Berühmtheit etwas teuer erkauft zu haben, denn er erhielt schon im voraus unbarmherzige Schläge, damit er die Sache nicht auf die leichte Schulter nehme." Geisteskranke oder sonst abnorme Menschen sind zu dieser Thätigkeit durch die Leichtigkeit prädestiniert, mit welcher sie sich in einen Zustand halber oder ganzer Halluzination versetzen können. Wegen ihrer Seltsamkeit werden auch Albinos oder Dondos vielfach von den Fürsten, besonders an der Küste,

als ein ihnen Einfluß über die Europäer gewährender Fetisch gehalten. Überall haben sie das Recht, sich zuzueignen, was ihnen beliebt, und der Eigentümer, weit entfernt, Einspruch zu erheben, „fühlt sich dadurch ebenso geehrt wie der fromme Hindu, wenn ihm Siwas Ochs auf dem Markte von Benares seine Körbe ausfrißt" (Bastian). In Loango wird diese Menschenklasse selbst mehr als die Ganga geachtet und die Haare derselben teurer als Reliquien verkauft. Zaubermädchen sind als Gehilfinnen des Priesters an der Goldküste unentbehrlich. Hier nehmen sie mit diesem selbst einen priesterlichern Charakter an, wie aus folgender Schilderung eines Baseler Missionars hervorgeht: Sein Haupt ist mit einem hohen Amtsbarette von Strohgeflecht bedeckt; wie es die Würde erheischt, schmückt ihn ein sorgfältig gepflegter Bart, der ihm vom Kinne bis auf die Brust reicht. Aus dem dunkeln Negergesichte spricht die dem Fetischpriester eigne Verschmitztheit. Um den Hals



Eine farbige Holzmaske von Dahomey (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 608.

hängen ihm weiße Korallenschnüre als priesterlicher Schmuck; an ihnen steigt bei der Beschwörung der Fetisch herab. Ein seidenes, phantastisch geknotetes, buntfarbenes Tuch, an dem allerhand Zaubermittel ihren Platz finden, wallt über das Priesterkleid herab. Die Hand hält einen Binsenwisch als Fetischwedel, der, je und je mit einem Kuh- oder Büffelschwanze vertauscht, stets bei den Fetischmännern als Abzeichen priesterlichen Amtes gesehen wird. Rotlederne Sandalen zieren die bloßen Füße. Die Fußgelenke sind von Korallenketten umschlossen. Dem Priester stehen zur Seite zwei Priesterinnen, gleich ihm mit Korallenschnüren und allerlei Amuletten geschmückt. Stirn, Arme, Brust und Füße sind mit weißer Erde kunstlos (überall mit zwei gleichlaufenden Linien) bemalt. Dieses Bemalen wird an den Fetischweibern aus Anlaß von religiösen Zeremonien vorgenommen, und wer bei einer solchen Gelegenheit die konvulsivischen Tänze und Sprünge dieser Weiber je gesehen hat, der glaubt sich Besessenen gegenüber, die, von Dämonen inspiriert, im Solde des Satans stehen.

Durch die Mannigfaltigkeit der in Westafrika üblichen Fetischlehre und ihre Wichtigkeit wird die Arbeitsteilung mit Bezug auf diese Funktion mehr durchgeführt, als es sonst vielfach der Fall ist (s. S. 180). Allein es sind auch hier die Häuptlinge die größten Fetischöre, wie wir das beim Muata Jamvo schon zu erwähnen hatten, und nur bei den ganz kleinen

kann man im Zweifel sein, ob sie mehr Herrscher oder Priester sind. Außer aus Antilopenfell gefertigten Spitzmützen haben die Fetischpriester besondere Trachten, in denen sie doppelt heilig und unverletzlich erscheinen. An einigen Lokalitäten in Klein-Loango gibt es gewisse Ganga N'Kissis (Fetischdoktoren), die bei Todesfällen berechtigt sind, ein ganz eigentümliches Gewand anzulegen. Es besteht aus einer Federkrone, einer kolossalen Maske aus leichtem Holze und einem über den ganzen Körper fallenden Gewande aus grauen Adlerfedern. Man kann sich keinen eigentümlichern Eindruck denken als den, welchen das unerwartete Erscheinen eines so vermummten, des Weges dahertanzenden, mit bauchrednerischer Stimme singenden und sprechenden Ganga macht. (S. die Fetischinsignien auf beigehefteter Tafel „Nordwestafrikanische Geräte".)

Die Traditionen des Fetischpriestertumes pflanzen sich durch Erziehung fort, welche dafür passend erkannten Jünglingen erteilt wird. In der fabelhaften Vorstellung der Gläu-



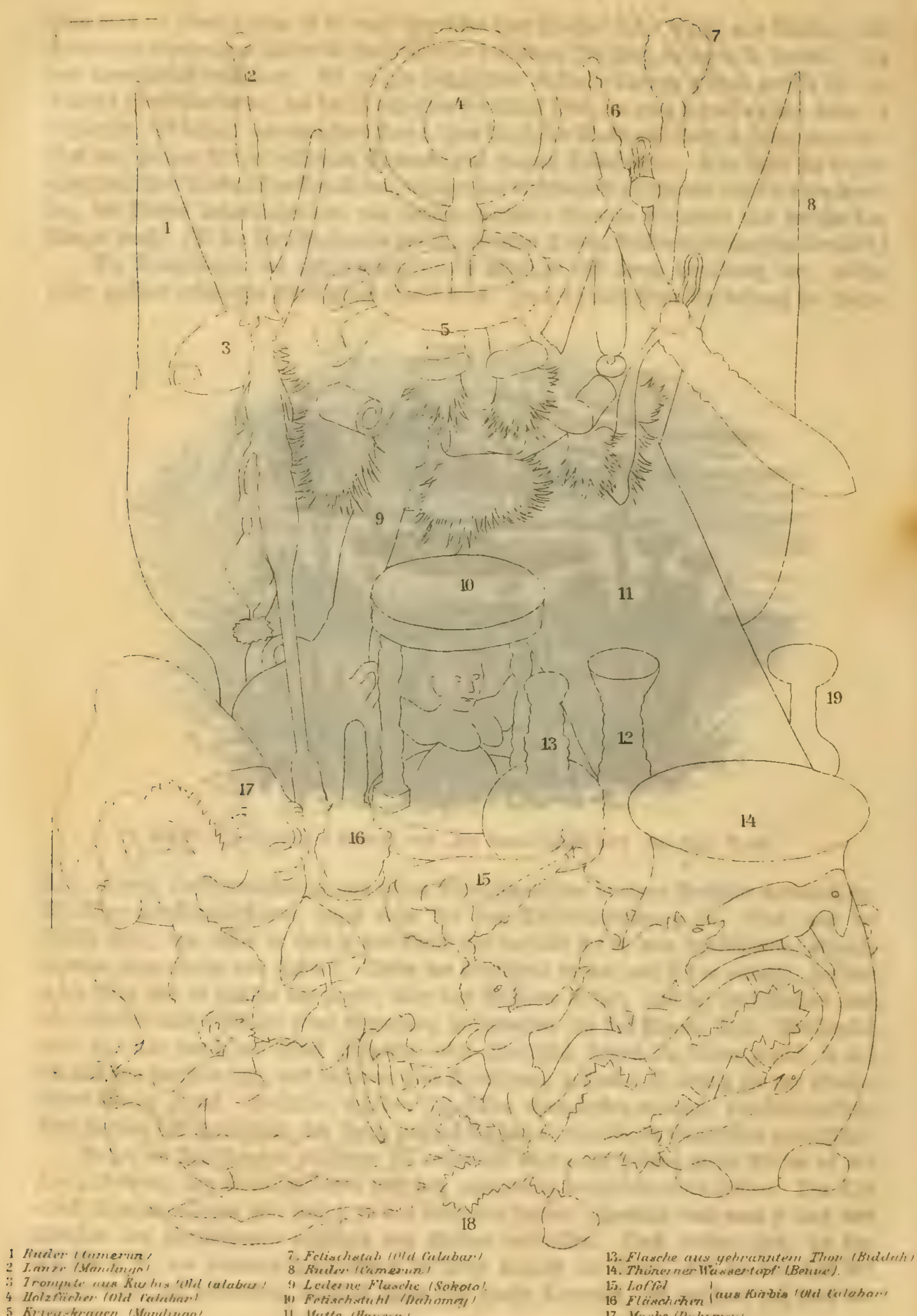
Ein Begräbnisplatz in Loango (aus „Die Loango-Expedition"). Vgl. Text, S. 612.

bigen nimmt die Verwandlung aus einem Normalmenschen in einen Fetischör natürlich den Charakter des Wunderbaren, sogar einer Art von Seelenwanderung an. Den, wen der Fetisch liebt, den führt er fort in den Busch und begräbt ihn in dem Fetischhause, oftmals für eine lange Reihe von Jahren. Wenn der Entführte wieder zum Leben erwacht, beginnt er zu essen und zu trinken wie zuvor; aber sein Verstand ist fort, und der Fetischmann muß ihn erziehen und selbst in jeder Bewegung unterweisen wie das kleinste Kind. Anfänglich kann das nur durch den Stock geschehen, aber allmählich kehren die Sinne zurück, so daß sich mit ihm sprechen läßt, und nachdem seine Ausbildung vollendet ist, bringt ihn der Priester seinen Eltern zurück. Dieselben würden ihn selten wiedererkennen ohne die ausdrückliche Versicherung des Fetischöres, der ihnen zugleich frühere Ereignisse ins Gedächtnis zurückführt.

Außer im Fetischwesen pulsieren die religiösen Adern des Lebens dieser Völker in den Totenfeiern, den Gottesgerichten und den regelmäßig wiederkehrenden Festen. Der Tod eines Stammesgliedes gibt Anlaß zu den wildesten Festen. Zunächst muß man je nach dem Ansehen des Verstorbenen möglichst viel Pulver verknallen. Nach einiger Zeit, bei den Dualla z. B. am neunten Tage (denn so lange braucht die Seele, um an den Ort der Ruhe, Bela, zu gelangen), beginnt dann das große Totenfest, an welchem sich auch die



[Zur Tafel: »*Nordwestafrikanische Waffen und Geräte*«.]



1. *Ruder (Camerun).*
2. *Lanze (Mandingo).*
3. *Trompete aus Kürbis (Old Calabar).*
4. *Holzfächer (Old Calabar).*
5. *Kriegskragen (Mandingo).*
6. *Schwert (Mandingo).*
7. *Fetischstab (Old Calabar).*
8. *Ruder (Camerun).*
9. *Lederne Flasche (Sokoto).*
10. *Fetischstuhl (Dahomey).*
11. *Matte (Haussa).*
12. *Lampe aus gebranntem Thon (Biddah).*
19. *Lampe (Biddah).*
13. *Flasche aus gebranntem Thon (Biddah).*
14. *Thönerner Wassertopf (Benue).*
15. *Löffel* } *aus Kürbis (Old Calabar).*
16. *Fläschchen* } *aus Kürbis (Old Calabar).*
17. *Maske (Dahomey).*
18. *Schiffsschnabel (Camerun).*

Nr. 1–17 u. 19 [illegible] *nat. Größe*, Nr. 18 [illegible] *nat. Größe*. Nr. 1–18 *Museum für Völkerkunde, Berlin*, Nr. 19 *Britisches Museum, London*.



NORDWESTAFRIKANISCHE WAFFEN UND GERÄTE

Nachbardörfer beteiligen. Dann werden Palmwein, Rum, Branntwein in enormen Mengen zusammengebracht und verzecht und dabei unglaublich viel Fleisch verzehrt. Während in gewöhnlichen Zeitläuften bei den Bakhwiri trotz ihres nicht unbeträchtlichen Viehstandes Fleisch nur selten zu haben ist, weil nur die wohlhabendsten Leute außerhalb dieser Festzeiten schlachten, wurden z. B. beim Tode des Weibes eines Dorfoberhauptes nicht weniger als 30 Ziegen und dazu noch viele Schafe geschlachtet. Auffallend ist, daß sie ihre Toten nicht auf besondern Plätzen, sondern in ihren Hütten beerdigen, welche darauf eine Zeit leer bleiben. Die Dualla haben denselben Gebrauch. Bei den Biheños, Kioko und andern wird das Begräbnis wenigstens innerhalb der Umzäunung vorgenommen. Die Völker des untern Kongo haben Gräben in ihren Dörfern, in welchen die Leichname beigesetzt werden. In den größern Reichen, wie Loango, gibt es auch besondere Grabstätten für die Adligen und Könige, und Cameron fand in Bihé die Begräbnisstätten der Häuptlinge von Kagnombe in unmittelbarer Nähe einer großen Trophäe von Menschen- und Tierschädeln (s. auch nebenstehende Abbildung), besäet mit zerbrochenem Geschirre und in der Mitte eine Fetischhütte mit Speis- und Trankopfern für die Abgeschiedenen. Zu den Trauerzeichen gehören wie überall das Rasieren des Kopfes, die Bemalung mit gelber Erde, Gewänder schlechterer Gattung, Enthaltung von bestimmten Speisen. Zeitweiliges Verlassen einer Hütte, in welcher ein Sterbefall vorkam, Zertrümmerung von Geschirr aus dem Haushalte sind bei den Stämmen des Innern üblich. Auch aus Dahomey wird berichtet, daß beim Tode des Königs dessen Weiber alle Gerätschaften im Palaste vernichten, und früher sollen sie selbst dann zu Hunderten sich wechselseitig getötet haben. (Norris.) Auf die Gräber, die früher zuweilen mit Elefantenzähnen eingezäunt waren, wirft man alle Arten zerbrochenen Töpfergeschirres. Auf das Grab eines Fetischpriesters stecken seine Genossen, nachdem sie jeder eine Handvoll Sand hineingeworfen



Eine Schädeltrophäe in Bihé (nach Serpa Pinto).

haben, drei Stäbe, dem Kopfe, dem Feigenblatte und den Füßen entsprechend. Auch errichtet man, wie schon erwähnt, Fetischhütten über den Gräbern. Die Beerdigung in Hockstellung scheint am allgemeinsten üblich zu sein. An der Loangoküste wird aber die Leiche zwischen zwei Pfählen aufgehängt (s. Abbildung, S. 610).

Die merkwürdigsten Gebräuche finden beim Tode und Begräbnisse der Fürsten statt. Schon die Krankheit, wenn sie gefährlich zu werden beginnt, wird verheimlicht. Ein Häuptling tritt an seine Stelle und gibt etwa vor, der König sei auf seine Plantage gegangen; alle Leute in der Nähe werden zurückgehalten. Doch entkommen immer etliche, die dann die Trauerbotschaft ihren nächsten Verwandten und Freunden unter größter Vorsicht beibringen, indem sie etwa sagen: „Es steht gefährlich"; „Der große Baum ist im Fallen begriffen"; „Erschütterung des Bodens ist im Anzuge". Denn nie und nimmer darf der Tod eines Königs mit klaren Worten ausgesprochen werden. Aber auch selbst die Todesanzeige wird in verblümter Form gemacht. Bei den Tschi der Goldküste werden dem Leichname Kopf und Bart rasiert, dann wird ein Mann geschlachtet, damit „beim Baden der Füße ein Schemel dasei". Dem Toten werden täglich seine Lieblingsspeisen vorgesetzt, von denen nur die sogenannten Seelenpersonen (Akrafo an der Goldküste genannt) kosten, die schon bei Lebzeiten durch bestimmten Goldschmuck ausgezeichnet sind und endlich mit gebrochenem Genicke an das Kopf- und Fußende des Grabes gelegt werden. Den andern Totenbegleitern werden erst nach dem Begräbnisse die Hälse abgeschnitten, was durch eine Scharfrichterbande von Königssöhnen und Königsenkeln bewerkstelligt wird. Kein Glied der Königsfamilie von mütterlicher Seite darf, ohne sein Erbrecht zu verlieren, dem Begräbnisse anwohnen. Die Totenbegleiter werden durch stille Übereinstimmung aus den Sklaven und andern gewählt, die sich irgend etwas zu schulden haben kommen lassen oder sich unpopulär gemacht haben. Auch einige seiner Weiber werden dem Könige nachgesandt. Die übrige Umgebung hat sich aller bessern Speisen zu enthalten, wesentlich nur Branntwein und Palmwein zu genießen, den Kopf zu rasieren und Trauergewänder zu tragen. Nach einiger Zeit findet die Ernennung des Thronfolgers statt, welcher stets aus den mütterlichen Neffen gewählt wird. Unter Festen geht die Einsetzung des neuen Königs vor sich. Viel später aber erst wird der verstorbene Vorgänger beigesetzt, dessen Sarg bis dahin ausgestellt war. In dieser Zeit haben die Scharfrichter, die Totengräber des Königs und die von außen gekommenen Teilnehmer des Festes, in Loango auch die Sklaven des Verstorbenen die Erlaubnis, Lebensmittel zu nehmen, wo sie welche finden. Dabei wird beständig um eine mit kostbaren Gewändern bekleidete Puppe, die den König darstellt und in einer Palmhütte aufgestellt ist, getanzt, geschrieen und geschossen. Die Loango-Neger bauen einen höchst schwerfälligen Totenwagen, welchen die Unterthanen nach Lubu (an der Loangobai, durch ein in der Sage verherrlichtes übernatürliches Ereignis dem Volke angezeigt) ziehen, dem einzigen Orte, wo ein Adliger der Loango beerdigt werden darf. Zu diesem Zwecke werden mit vielem Fleiße breite Wege gemacht; aber der Fleiß erlahmt wohl auch, und es kommt vor, daß der Wagen stehen bleibt, bis ein abergläubisches Dorfhaupt ihn über seine Gemarkung hinaus in der Richtung auf Lubu weiterschaffen läßt. Pechuel-Loesche, der uns die Thatsachen und Sagen erzählt, welche mit diesem Fürstenbegräbnisse zusammenhängen, hebt besonders auch die Scheinkämpfe hervor, die mit demselben verbunden sind und hier den Zweck haben, den Einwohnern des privilegierten Dorfes Lubu die Leiche zur endgültigen Überführung an die Begräbnisstätte zu überlassen. Vielleicht sind diese Kämpfe als Ersatz der hier völlig geschwundenen Menschenopfer zu deuten, die in den bluttriefenden Reichen von Dahomey und Aschanti beim Tode eines Königs zu Hunderten fallen.

Die Gottesgerichte der Westafrikaner haben durch ihre weite Verbreitung und das mit ihnen verknüpfte Palaversystem, welches sie doppelt häufig und gefürchtet macht, endlich

nicht zuletzt durch den bei ihnen zur Anwendung kommenden heftigen Giftstoff eine traurige Berühmtheit erlangt. Die Prozedur ist die gewöhnliche: Um einen Schwur abzunehmen, läßt der Priester, welcher gewöhnlich nur mit dieser Funktion betraut ist, die Parteien das bittere Wasser trinken, das, mit dem Fluche des Fetisches beladen, den Meineidigen töten wird, oder leitet eine andre mystische Verknüpfung ein. Dieses bittere Wasser enthält das Extrakt giftiger oder sonst stark wirkender Pflanzenstoffe. So enthält die Nkassarinde, welche am untern Kongo zu Gottesurteilen benutzt wird, nach Liebreich ein sehr heftiges Herzgift. Die Mutterpflanze dürfte eine Asklepiadee sein. Die sehr ungleichmäßigen Wirkungen erklären sich nur dadurch, daß die brechenerregende Wirkung so rasch eintritt, daß der Stoff oft sofort wieder aus dem Magen entleert wird. Oft stürzte die Gegenpartei schon bei den ersten Zuckungen auf das Opfer, um es mit Messern zu zerfleischen. Angola-Stämme, die Schütt besuchte, durchbohren den Leichnam mit einem spitzen Pfahle. Zur Verstärkung des Gottesurteiles dient ein Schwur, welcher nur bei dieser Gelegenheit geschworen wird und entweder auf die Familie des Schwörenden oder das Volk im ganzen sich bezieht. Der furchtbarste Schwur der Aschanti ist der beim Meminda Cormantie, da der Überfall der Akim bei Cormantie, in welchem der gefeierte König Sai Totu an einem Sonnabend (Meminda) sein Leben verlor, als die größte Kalamität betrachtet wird, die je diesen Eroberungsstaat befiel. Wer diesen Schwur bricht, würde dadurch ein zweites gleiches Unglück auf das Reich bringen.

Bei diesen Schwüren und andern großen Gelegenheiten, welche die Mitwirkung der Priester erfordern, wurde (oder wird?) auch Zauber mit menschlichen Körperteilen getrieben. So mischte man in Groß-Bassam, nachdem die Fetischöre aus den Eingeweiden geweissagt hatten, das Herz und die Leber des bei Gründung eines neuen Dorfes Geopferten mit dem Fleische einer Henne, einer Ziege und eines Fisches in einer Bratpfanne, und jedes Mitglied der Gemeinde mußte von diesem Gerichte essen, um nicht binnen Jahresfrist zu sterben. Ähnliche Festmahle kommen in Benguela vor, wo Serpa Pinto von den Biheños erzählt, daß sie Hunde zu ihren Festmahlen mästeten, daneben aber auch Menschenfleisch äßen, wenn sie auch „nicht gerade ausgesprochene Kannibalen“ seien. „Anscheinend“, sagt S. Pinto, „ziehen sie bejahrte Leute vor, und ein weißhaariger, alter Mann scheint ein passendes Geschenk für einen reichen Sowa zu sein, der ein Festmahl geben will.“ Derselbe erzählt von einem Feste, Kissunge genannt, welches der Häuptling von Bihé dann und wann veranstaltet, und wobei fünf Menschen verzehrt werden. Nur die Körper, ohne Köpfe, werden gegessen und zwar mit Ochsenfleisch zusammen teils gebraten, teils in Capata gekocht. Daß die Leute am untern Kongo Kannibalen sind, ist vielfach behauptet, aber nie bewiesen worden; daß es weiter im Innern Westafrikas noch Menschenfresser gibt, ist nach Stanleys, Brazzas und andrer Mitteilungen allerdings sicher und läßt den Schluß zu, daß auch für die Küstenbewohner die betreffenden Gerüchte nicht aller Begründung entbehren. Auch wo man aus neuerer Zeit keine streng beglaubigten Fälle von Kannibalismus unter diesen Völkern mehr zu verzeichnen hat, scheint doch manche Sitte, der sie huldigen, die Ansicht zu rechtfertigen, daß er im geheimen sich forterhält. Wir erinnern daran, daß bei den Camerun-Stämmen ein neuer Häuptling, der die Erbschaft seines Vorgängers, meist seines Vaters, antritt, nicht eher für voll in seiner Würde gilt, als bis er einen oder mehrere Männer, sei es offen oder meuchlings, umgebracht und deren einzelne Körperteile, selbst die Eingeweide, unter die Verwandten und die benachbarten Häuptlinge verteilt hat. Der König von Dahomey hat noch in einem einzigen Monate des Jahres 1877 an 500 Menschenopfer gebracht. Man weiß nicht, was mit ihnen geschieht; aber es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie wenigstens teilweise zu Fetischzwecken gegessen werden. Nur die Schädel der unglücklichen Opfer werden aufbewahrt, um bei Erinnerungsfesten zu paradieren, ihre Gräber zu schmücken, nach

altbarbarischer Sitte als Trinkbecher zu dienen oder das Material zu den langen Zahnketten zu liefern, die in Dahomey königliche Auszeichnung verleihen (s. Abbildung, S. 172). Menschliche Schädel und Kinnladen gehören dort zu den beliebten Ornamenten. Norris sah Bossa Ahadis Zimmer an Boden und Wänden ebenso wie den Weg zum Palaste mit denselben dicht gepflastert, er fand fast jeden Morgen neue Köpfe von frisch Getöteten auf der Schwelle liegen, einmal zwei Dutzend zugleich; das Aufessen des Herzens eines Feindes wird aus Dahomey und Waidah mehr als einmal berichtet, und bei öffentlichen Festlichkeiten in Dahomey soll das Zerreißen und Aufessen eines vom Könige zum besten gegebenen Menschen einen Hauptzug gebildet haben. Dennoch waren diese Züge von Anthropophagie immer mehr Ausschreitungen, in der Regel fielen die meisten Leichname den Tieren zu. Die Anthropophagie wird auch den Kissama, einem schön gewachsenen, braunen, nicht ausgeprägt negerhaften Stamme südlich vom Koanza, nachgesagt. Sie sollen nach Ch. Hamilton ihre zum Tode bestraften Verbrecher aufessen. Aber da das Fabelhafte hinzugesetzt wird, daß sie deshalb nicht ebenso gesund seien wie ihre Nachbarvölker, ist diese Nachricht mit Vorsicht aufzunehmen. Übrigens werden von den Reisenden des 16. Jahrhunderts die am Kongo und landeinwärts herrschenden Anziquer einfach als Menschenfresser, sonst aber ehrliche, aufrichtige Leute beschrieben, denen nur das Christentum fehle, um sie den Portugiesen noch angenehmer zu machen.

Wo der Tierdienst ausgebildet ist, treten die Krokodile (Goldküste), Haifische (Bonny), Hyänen und andre Anthropophagen an die Stelle der Menschen und erhalten unter Feierlichkeiten regelmäßig ihr Opfer. „Auch in Senegambien", sagt Bastian, „ist mancher Berg Heremus mit dem Blute eines vaterlosen Knaben getränkt, um die Mauern zu befestigen, und fordert aus jedem Walde die Stimme der Wila ihre sühnenden Opfer."

Ist es vielleicht ein Nachhall des Christentumes, wenn überhaupt Speisegelübde eine große Rolle im religiösen Leben der Neger spielen? Oder ist es nur allgemein menschliche Furcht, welche den Neger zur Versöhnung des feindlich Bösen treibt? Hierauf beziehen sich Enthaltsamkeitsgelübde, die dem Kinde oft schon bei der Geburt von seinen Eltern auferlegt werden. Um sie wirksamer zu machen, läßt man zuweilen einen mit Früchten beladenen Bananenstrauch als vikariierendes Opfer absterben. Zahlreiche Beschränkungen im Fleischessen, denen die Neger der Loangoküste und andre ausgesetzt sind, werden teilweise auf Gelübde zurückgeführt, welche die Eltern oft schon in früher Jugend für ihr Kind ablegen, indem sie bei demjenigen Fetische geloben, der die Rolle des Schutzheiligen für das Kind übernehmen soll. Selbst Ziege und Huhn, die beiden häufigsten Fleischtiere der Westküste, sind in diese Verbote mit eingeschlossen. Weiter südlich überwiegen, man möchte sagen, Hottentottensitten. Die Benguela-Neger essen z. B. alles, auch Ekelhaftes. Ähnlich verschmähen auch die Aschanti nicht leicht eine Fleischspeise.

Der durch alle Neger gehende Tieraberglaube zeigt sich auch hier in einzelnen Gebräuchen wirksam, von denen wir einige im vorstehenden erwähnt haben. In Angola stehen schwere Strafen darauf, wenn der Erleger eines Krokodiles nicht die Gallenblase an den nächsten Häuptling abliefert, und dieser trägt Sorge, sie mit zersetzenden Kalkzuthaten an einem abgelegenen Orte vergraben zu lassen. In Loango hält man auch die Leopardengalle für giftig, und der Leopard gilt in Dahomey als eine Art heiliges Tier Dahomey- und Aschanti-Stämme nennen sich nach Tieren wie die Stämme der Betschuanen. Wie im übrigen Afrika, spielten auch hier die Hyänen und Schlangen unter diesen mit bestimmten Aberglaubensformen in Beziehung gesetzten Tieren eine Hauptrolle. Aber diese Anknüpfung an die lebendige Natur steigt bis zu den kleinsten Tieren herab. Buchholz fand öfters an der Goldküste, am Fuße der Termitenhügel, Lehmpuppen, Mann und Frau vorstellend, welche mit besondern Wurzeln, Kohlen und andern Dingen umlegt waren.

Bei den Festen der Westafrikaner, denen allen ein mehr oder weniger religiöser Charakter beiwohnt, treten zwei Geister oder Gottheiten hervor, von denen man, wie wenig tief man auch in die Mythologie dieser Völker eingedrungen ist, doch wohl vermuten darf, daß ein gewisser Gegensatz zwischen ihnen bestehe, indem die erste Gottheit in Verbindung gebracht wird mit der Fruchtbarkeit des Bodens, dem Säen und Pflanzen, die andre aber unnahbar in Wildnissen wohnt und die Toten zu sich nimmt. Jene trägt Namen wie Niengo, Illung, die andre heißt Mungi oder Mungu. Verunglückt jemand auf unerklärliche Weise, so heißt es: „Mungi hat ihn zu sich genommen“. Dieser geheimnisvollen Gottheit dürften wohl die oben erwähnten Totenfeste gelten, welche z. B. die Leute von Bonjono so eifrig feiern. Aber die großen Juju oder Zauberfeste werden nur dem Niengo zu Ehren gefeiert, und ihr dem Leben und der Fruchtbarkeit zugewandter Sinn ergibt sich ganz klar aus der Art, wie man sie begeht. Alle Weiber und Kinder werden mit großem Geschreie in die Häuser gejagt und die Thüren hinter ihnen verschlossen; sie dürfen ebensowenig wie die jüngern Leute den Niengo sehen, ohne tödlich zu erkranken. Nachdem darauf ein Mann mit langem Stabe umhergelaufen ist, mit welchem er über jeder Thür auf das Dach schlug, nimmt der Häuptling mit fünf andern Negern Platz auf der eingezäunten Stelle, die zum Juju bestimmt ist; sie sitzen zwischen großen Trommeln, neben denen ein junger Bananenschoß zum Einpflanzen, mehrere grüne Zauberkräuter und Zweige, Bananen und andre Früchte sowie ein Topf mit Palmwein und ein gebundenes Huhn sich befinden. Unter Hersagen von allerlei Zauberformeln gräbt einer ein Loch, in welchem die Kräuter und Früchte begraben werden. Dann trinken alle vom Palmweine, gießen davon auf eine Stelle, in welche der Bananenschoß eingepflanzt wird, und speien mehrmals auf diese Stelle aus. Hierauf wird das Huhn vom Häuptlinge ergriffen, um die Köpfe der Anwesenden geschwenkt und einem der Beisitzer übergeben, der ihm den Unterschnabel halb abreißt und das ausfließende Blut auf die neugegrabene Erde träufeln läßt, in welche sodann rote Früchte unter nochmaligem Ausspeien gesteckt werden. Der Zauber schließt unter wiederholtem Kreisen des Palmweines. Einige Tage später beginnt am Abend das allgemeine Jujufest, welches mit Tanz, Gesang, Geheul und Gepfeife mehrere Nächte hindurch vor drei auf hohen Stöcken bei flammendem Feuer aufgestellten Götzenbildern gefeiert wird.

Ein andres, sehr farbenreiches Fest, welches den Dualla eigen zu sein scheint, das Parra-Parra, besteht nur aus einer Reihe von Ringkämpfen, zu welchen eine Gemeinde die andre herausfordert. Gesang und Tanz fehlen bei demselben, aber ganz ohne religiöse Bedeutung scheint es dennoch nicht zu sein, da die Kämpfer in einem besondern, als „Niengo“-Kostüm bezeichneten Aufzuge erscheinen, der sie vor jeder feindseligen Behandlung schützt. Derselbe setzt sich aus einem weit abstehenden, von trocknen Palmblättern gemachten Gürtel und einer Frisur zusammen, welche das Haar in einen einzigen, aufrecht stehenden Zopf zusammenfaßt. Die Ringkämpfe finden nach ganz bestimmten Regeln statt und werden von Kampfrichtern überwacht, die bei der leisesten Verletzung der Kampfregeln hinzuspringen, um die Ringer zu trennen. Nach jedem Ringen läuft eine Schar junger, mit bunten Tüchern und anderm Schmucke ausstaffierter Leute in die Mitte der Ringbahn, um den Thatbestand festzustellen, und entfernt sich wieder, sobald das neue Ringerpaar auftritt.

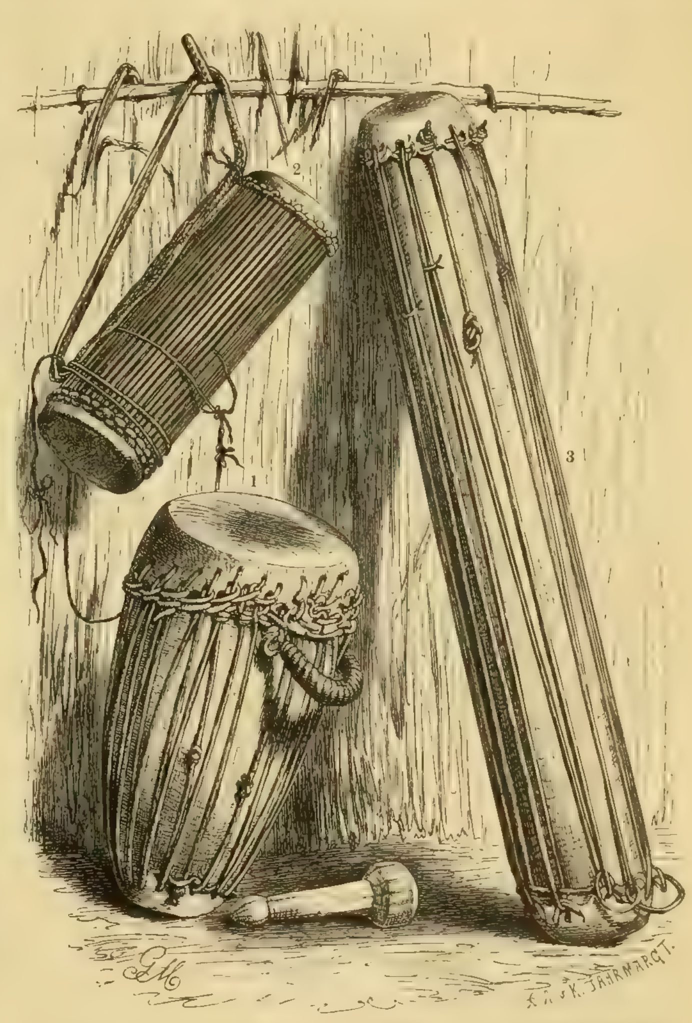
Da das wichtigste Nahrungsmittel aller Völker an der nördlichen Guineaküste die Yamswurzel ist, so wird ihre Ernte, welche in den August fällt, mit endlosen Tänzen, Lärm und Gelagen gefeiert. Die Tänze sind formlose, man möchte oft sagen tierische Freudenbezeigungen: jeder hüpft und schreit für sich, und je abscheulicher er dabei seinen Körper verrenkt, desto mehr Beifall findet er; dabei liegt die Neigung zum Unzüchtigen auch hier wie bei allen Negertänzen immer sehr nahe. Die weiter landeinwärts wohnenden Akuapim

feiern auch regelmäßiger als jene von der Kultur angefressenen Küstenstämme ihre alten Neumondfeste (Adaito), wobei nicht bloß der landesübliche Höllenlärm verführt wird, sondern auch alle Teilnehmer sich weiße Striche ins Gesicht malen, während der Festführer, um den sich alles schart, eine Art Fliegenwedel schwingt und ein völlig weiß angestrichenes Gesicht zur Schau trägt. Auch die bei diesen Völkern allgemein verbreiteten Fetischfeste werden hier mit besonderm Glanze gefeiert. Das Erntefest der Ga-Neger (Akkra) trägt nach andern Beobachtern einen entschieden phallischen Charakter. Es treten dabei Verkleidete (Fischer mit Netzen, Jäger und andre) auf, und die Hauptaktion ist ein bacchantischer Tanz um riesige Nachbildungen der Geschlechtsteile, wobei Homowo als Losung und Zauberwort gerufen wird.

Bei diesen Festen treten die Geheimbünde hervor, welchen eine so große Rolle im Leben der Westafrikaner zufällt. Sie hängen zusammen mit der Weihe durch weißen Kalkanstrich, die wir schon im Lundareiche gefunden haben. Nur Bundesglieder können denselben erhalten. Er ist unentbehrlich zu religiösen Festen, und ihm dient die Errichtung eigner sogenannter Alumbihütten, wie sie bei den Mpongwe gebräuchlich sind. In diesen Miniaturhäusern, die zwischen oder hinter den Wohnhäusern stehen, werden ein Paar Kisten mit Kalk oder Ocker aufbewahrt, mit denen sich der Besitzer zum Schutze gegen Gefahren die Haut einreibt, so oft er sich auf die Jagd, den Fischfang oder auf eine Reise begibt. Gewöhnlich enthalten aber die Kalkkisten auch noch die Schädel der Vorfahren oder Anverwandten des Eigentümers. Je mehr sich ihre Knochenstoffe allmählich mit dem Kalke vermischen, um so heiliger und wirksamer wird dieser gehalten. Kommt ein Gast ins Haus, dessen Wohlwollen man gewinnen will, so kratzt der Eigentümer ein wenig Knochenerde von dem Schädel ab und mischt sie unter die Nahrung, die er ihm vorsetzt, in der Meinung, daß er ihm gewogener werde, wenn ein Teil der Substanz seiner Vorfahren in ihn übergehe. Als Du Chaillu von diesem Herkommen Kenntnis erhielt, wies er die Gerichte allzu zärtlicher Häuptlinge zurück, von denen er befürchten mußte, daß sie ihn durch solche Liebespulver zu gewinnen trachteten. Indessen ist dieser Zauberkalk nicht Zweck, sondern Symbol. Die Geheimbünde werden praktisch bedeutsamer, wo sie eine Art heiliger Feme darstellen, die sich die Verfolgung und Bestrafung der Verbrecher zum Ziele setzt, wie der Bund der Purro bei den Vei und der Ogboni bei den Egba und Aschanti. Richard Burton meint in einer seiner realistischen Schilderungen des Lebens in Abeokuta, daß man die „Ogboni-Logen" mit Unrecht als eine Art Freimaurerorden bezeichnet habe. Jeder freigeborne Egbabube von zehn Jahren, „der noch nackend die Straßen verziert", könne Mitglied der Ogboni-Loge werden und zu höhern Graden aufsteigen. In jeder Ortschaft findet sich ein Logenhaus, ein niedriges Gebäude mit einer tiefen, schattigen Veranda und einem einzigen, sorgfältig verschlossenen Thore, welches sich sonst von den übrigen Bauten nur durch die Abwesenheit umherlagernder Tagediebe unterscheidet. Durch Beiträge der Logenmitglieder, die man jeden siebenten Tag erhebt, werden diese Häuser aufgeführt und erhalten. Die von den Mitgliedern selbst gewählten Logenhäupter bilden mit den Kriegshäuptlingen einen Reichstag, dessen Macht ziemlich unbeschränkt ist. Sklaven können sich aber in den untersten Grad „einkaufen". Während der langen „kaiserlosen Zeiten" regiert dieser Reichstag unumschränkt, immer aber befaßt er sich mit der Erhebung und Verwendung der Steuern. Oft auch überfallen die bei den Niengo-Festen maskiert umherstreifenden Glieder des Ordens die Hütten irgend eines Mißliebigen, um ihn mit heiligen Peitschen zu bearbeiten. Alle Mitglieder der Ogboni-Logen sind zur tiefsten Verschwiegenheit verpflichtet.

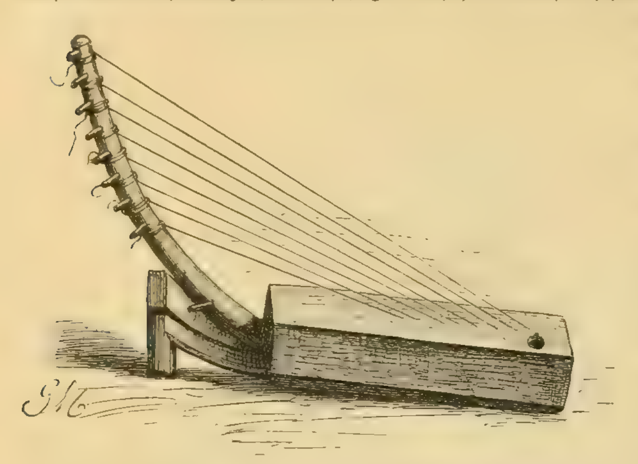
Wie ein großer Teil des geistigen Lebens der Neger in dem Dickichte ihres Glaubens und Aberglaubens sich verläuft, und wie die bildende Kunst als Fetischbildnerin am allermeisten in ihren Dienst gestellt ist, fällt auch der Musik ein hervorragender Anteil an ihren bunten

Festen zu. Besonders bei den Mondfesten, den Erntefesten und Leichenfesten brauchen die Westafrikaner eine Mannigfaltigkeit von Knarren, Klappern, Trommeln „und andern Lärminstrumenten, für die unsre Sprache keine Namen hat". Doch ist die Trommel (s. untenstehende Abbildung) das Grundinstrument von allen, daher auch Signal des Häuptlinges, und die Westafrikaner scheinen in ihrer Bearbeitung mindestens die Manganja zu erreichen, indem sie diesen einfachen Instrumenten eine unglaubliche Fülle von vielbedeutenden Tönen entlocken. Die Camerun-Neger können auf ihrer Signaltrommel „Elimbe", einem 2 Fuß langen elliptischen, ausgehöhlten Holzstücke, welches an der schmälern Seite eine rinnenförmige Öffnung hat, so verschiedene Signale geben, daß vermittelst dieser Trommel eine förmliche Art von Telegraphensystem hergestellt ist. Reisende behaupten, daß jeder einzelne Mann eines Dorfes durch dieselbe herbeigerufen werden könne. Außer den Holztrommeln sind auch solche vorhanden, welche mit Fell nach der Analogie unsrer Trommeln überzogen sind. Von Saiteninstrumenten sind hier sowohl harfenartige (s. Abbildungen, S. 618) als leierartige vorhanden. Die Mannigfaltigkeit der Töne eines solchen Instrumentes ist natürlich immer beschränkt. Allein es kommt darauf überhaupt weniger als auf die Fülle, d. h. den Lärm, an. Güßfeldt sagt richtig von der Musik der Loango-Neger: „Der Begriff musikalischer Instrumente ist nicht scharf zu fassen, weil jeder Gegenstand, der sich zur Erzeugung eines rhythmischen Geräusches eignet, beispielsweise eine Kiste, vom Neger unter Umständen zu einem musikalischen Instrumente erhoben wird". Indessen gibt es also doch eine Anzahl musikalischer Instrumente im engern Sinne, die entweder zum stillvergnügten Amüsement des Einzelnen beitragen, oder zum Ausdrucke der Freude, des Übermutes dienen, oder zu Tanzbelustigungen, oder endlich auch zum Ausdrucke einer ernsten, feierlichen Stimmung. Das vollkommenste der Saiteninstrumente, die Negerguitarre, heißt Sambi. Es hat fünf aus den Fasern von Palmblattrippen hergestellte Saiten, die über einen Resonanzboden gespannt



Trommeln: 1 von Yoruba — 2 vom Gabun — 3 der Djur (Church Missionary Society, Britisches Museum und Christy Collection, London). 1/11 wirkl. Größe.

sind. Die aus Stäben bestehenden Instrumente sind die bekannten Marimba und Jengo, welche hier mancherlei Abwandlungen erfahren. Die Stäbchen lassen sich über einer Leiste, die auf einem Resonanzkasten befestigt sind, hin und her schieben, wodurch die Tonhöhe jedes einzelnen Stäbchens veränderlich wird. Die Zahl der Stäbchen ist nicht genau fixiert, sie kann von 5 bis über 30 steigen. In der Regel sind die Stäbchen aus Banza, wie man die Spaltstücke aus der Schale der Bordao- (Bambus-) Palme nennt, zuweilen aus Eisen. Die Marimba ist das verbreitetste Instrument, klimpern kann ein jeder darauf, aber nur wenige spielen es mit Kunst, und auch insofern könnte man es als ein Analogon zu unserm einheimischen Klavier betrachten. Unter den Blasinstrumenten gibt es Pfeifen, aus Holz geschnitzt, solche, die aus einer runden Frucht gearbeitet sind, Hörner von Büffeln, die den Ton sehr weit tragen, und vor allen jene bekannten hohlen Elefantenzähne mit seitlicher Blasöffnung an der Spitze. Am interessantesten aber sind die sogenannten Pungis, d. h. wörtlich die Elfenbeinzähne: vier zu Hörnern verarbeitete Zähne verschiedener Größe, welche stets zusammen gespielt werden.



Eine Harfe der Bakalai (nach Du Chaillu). Vgl. Text, S. 617.

Nennenswert ist dann weiter, mehr wegen des Zweckes als des Effektes, ein geringelter Stock, auf welchem eine kleine, hohle, durchlöcherte Kugel (Kürbisschale) schnell hin und her gestrichen wird; er wird als „Fetischtrommel" bei Prozessionen benutzt. Die als Häuptlingszeichen auch hier verbreiteten Doppelglocken erlangen nach dem Innern zu (Max Buchner nennt sie „das charakteristische Instrument der Lunda") künstlerischen Schmuck von oft beträchtlichem Reichtume. Als Kriegsmusik der Angolaner beschreibt Lopez hölzerne, mit Leder überzogene Schalmeien, dann dreieckige eiserne Platten, die mit Ruten geschlagen werden, und endlich Pfeifen aus Elefantenzähnen mit seitlicher Blasöffnung.

Eine Harfe der Kru-Neger (Christy Collection, London). 1/10 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 617.

Fragen wir nun nach den geistigen Erzeugnissen dieser Völker, so dürfen wir vielleicht sagen, daß sie dem mit andern Negern gemeinsamen Schatze an religiösen Vorstellungen eine größere Entfaltung gegeben haben als andre. Manche ihrer Mythen sind von poetischem Interesse, so, wenn die Kongo-Neger die Sümpfe am untern Strome aus den Thränen des Gottes Ungka über die Verwüstungen der Dschagga entstehen lassen, oder wenn andre erzählen, daß bei Annäherung der Dschagga die von Cassuto und Inquisi erzeugten Götter

des Landes erschreckt in die Wasser flohen, gleich den ägyptischen vor Typhon. Eine neuere Schöpfung des mythenbildenden Geistes, die einen Blick in die geistige Auffassung des Negers thun läßt, teilt uns der Missionar Zündel von der Sklavenküste mit, wonach die Eweer den allerdings gerade für sie als Küstenvolk höchst verhängnisvollen Gegensatz zwischen Schwarzen und Weißen bis auf die Schöpfung des Menschen zurückführen. Sie erzählen nämlich folgendes über den Ursprung ihres eignen Volkes und die Anfänge des Menschengeschlechtes: „Als Gott im Anfange Himmel und Erde geschaffen hatte, da war Nodsie, eine jetzt noch stehende Stadt im Osten (diese Stadt spielt eine Rolle in allen Sagen der Eweer, Aschanti, Dahomey-Neger und Verwandten), die Stätte, woselbst er den Menschen bildete. Er schuf zwei Paar Menschen, ein weißes und ein schwarzes. Nachdem Gott zuerst das schwarze Paar und dann das weiße geschaffen hatte, ließ er einen großen und einen kleinen zugedeckten Korb vom Himmel auf die Erde hernieder. Die Menschen erhielten dann die Weisung, sich in Frieden in diese beiden Körbe zu teilen. Das schwarze Paar griff gleich nach dem großen Korbe und überließ den kleinen dem weißen Paare. Das schwarze Paar fand in seinem Korbe eine Hacke zum Plantagenbau, Baumwolle zu Fischernetzen, einen Bogen und Pfeil zur Jagd und Goldstaub zum Handel. Das weiße Paar fand in dem seinen nur ein Buch, aber es las fleißig darin und erlangte dadurch so viel Weisheit, daß der Weiße den Schwarzen gar bald in allem übertroffen hat und viel reicher wurde als er. Darüber wurde der Weiße vom Schwarzen beneidet und verfolgt. Gott aber kam dem Weißen zu Hilfe, ließ ein langes Seil vom Himmel herunter und leitete ihn über das große Wasser hinüber.“ Spricht sich nicht hier ein gutes Stück Selbsterkenntnis aus?

Das einfache tägliche Leben läßt unter den Westafrikanern viele Beweise von Aufgewecktheit, selbst Witz, richtigem Urteile hervortreten, und keiner, der sie vorurteilslos betrachtet, würde sie unbegabt nennen. Sie haben vor allem einen raschen Blick für jeden fremdartigen Charakter, den sie in seiner ganzen Art und Wesen genau beobachten und richtig beurteilen. Ihr Urteil fassen sie in einem Namen zusammen, den sie dem Fremdlinge geben, unter sich aber so geheim halten, daß der Fremdling selten seinen Charakternamen erfährt. Oft bekommt der Fremde einen zweiten Namen, der mehr von seiner äußern Haltung, seiner Körpergestalt, seinem Gange und seinen Gewohnheiten hergeleitet wird. Daß derselbe mit Vorliebe sich an Eigenschaften heftet, die dem Neger lächerlich erscheinen, versteht sich von selbst bei der allen Naturvölkern und vor allem den Negern in so hohem Grade eignen Spottsucht. Viele unter den Küstenvölkern sprechen zwei oder drei Sprachen, welche sie sich leicht und rasch angeeignet haben. Bemerkenswert ist auch ihre Lust an Gesang und Dichtung. „Durch Gesang“, sagt Zündel von den Eweern, „erfrischt sich der müde Wanderer auf seinem einsamen Pfade, Gesang belebt die geselligen Zusammenkünfte und beflügelt den Tanz. Auch bei der Arbeit wird viel gesungen, und selbst die Klage des Trauernden, das Weinen um einen geliebten Toten, bewegt sich in melodischen Weisen. Der Gesang ist mehr nur ein Recitieren und der Text in vielen Fällen nur improvisiert. Begegnet ein Europäer einem Singlustigen, so wird sogleich sein Lob oder auch das Gegenteil davon besungen.“

Diese Aufgewecktheit, die den Trieb empfindet, sich auf den verschiedensten Wegen und durch die mannigfaltigsten Mittel mitzuteilen, prägt sich auch in der großen Menge von Sprichwörtern, Fabeln und Rätseln aus, über welche der Westafrikaner verfügt. Der Neger zeigt sich hier tiefer und feiner, als so mancher von seinen Beurteilern weiß oder nur zugeben möchte. Er trägt sie als einen Schatz von wertvollen Lebenserfahrungen, von scharf gemünzter Weisheit im Gedächtnisse, erzählt und wiedererzählt sie den Seinigen an den Abenden, wo sie im traulichen Kreise um das Feuer hocken. Hier einige Beispiele von eweischen Sprichwörtern: Eine schöne Stadt ist nicht stark. Wasser und Feuer sind nicht beisammen. Die Krabbe wandelt sich nicht zum Vogel. Die eigne Hand täuscht

niemand. Leere Hand geht nicht zu Markte. Die Baumfrucht fällt unter den Baum. Eine (schlechte) Palmnuß verdirbt alle Palmnüsse. Der Hahn kräht nicht in der Einöde. Krokodilkind stirbt nicht den Wassertod. Zwei Könige sitzen nicht in Einer Stadt. Ein Mensch dient nicht zwei Menschen. Kleid ist (macht) Mensch. Geld ist Mensch. Der Wanderer ein Strom. Hier auch einige Sprichwörter von den Tschi (Goldküste): Bäume, welche nahe bei einander stehen, reiben einander. Wenn zwei Haken in einem Gefäße liegen, schlagen sie aneinander an. Das Wort ist etwas für sich; die Weisheit ist etwas für sich. Wer einen Menschen nur einmal gesehen hat, sagt nicht zu ihm: „Du bist mager". Niemand steigt vom Bette herab und schläft auf dem Boden. Wenn jemand sagt, du seiest sein Sklave, so hat er dich bereits im Besitze. Man hat zwei Ohren, aber man hört nicht zwei Worte auf einmal. Wenn Mund und Mund miteinander spielen, kommt Uneinigkeit; wenn aber Fuß und Fuß spielen, kommt sie nicht. Man sagt Eins, ehe man Zwei sagt. Sobald ein Trunkenbold Ohrfeigen austeilt, fällt er. Wenn du nicht schläfst, so träumst du nicht. Auch dann, wenn das Messer in der Scheide steckt, erregt sein Anblick Entsetzen. Nicht alle Menschen wissen, daß, wenn der Regen fällt, sie ins Haus gehen sollen. Gold ist schärfer als ein Buschmesser. Ein Doktor kann nicht die Medizin für einen Kranken trinken. Die Schlange gleicht einem Stricke, und doch nimmt man sie nicht, um Sachen damit zusammenzubinden. Da, wo Zank ist, bricht der Tag nicht sogleich an.

Dem Westafrikaner, mit dem gesunden Verstande ausgestattet, der hier sich kundgibt, würde man ein besseres Schicksal aus seiner **Berührung mit dem Europäer** prophezeit haben. Aber hier zeigt sich die Schwäche des Charakters. Die Neger, die an der Küste mit Europäern in Berührung kommen, werden verderbt durch die vielfachen und neuen sich dort bietenden Verführungen, durch die ungerechte und vor allem die urteilslose Behandlung, die sie meistens erfahren. Aber es fehlte offenbar auch ihnen selbst die Fähigkeit, das festzuhalten und dauernd zu machen, was sie an Besserm empfangen. Die einzige Kunst, sich einer höhern Kultur anzuschließen, ohne ihr ohnmächtig zum Opfer zu fallen, liegt in der eignen Arbeit. Nur diese ist im stande, jene zum unveräußerlichen Besitztume zu machen. Wo sie fehlt, wird sich immer wieder das traurige Wort Bastians von den Nachkommen der christlichen Kongo-Könige bewähren: „Ich mußte zu meiner Enttäuschung finden, daß der Hauch von Zivilisation, der die Kongesen einst angeweht haben mag, spurlos vorübergegangen ist und dieselben schon längst in dieselbe energielose Gleichgültigkeit zurückgefallen sind, in der die dunkle Rasse allgemein ihr Leben hinbrütet". Als die Portugiesen auf ihren Entdeckungsfahrten im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts Schritt für Schritt die afrikanische Westküste entschleierten und dann vor dem Ende dieses Jahrhunderts zahlreiche Niederlassungen gründeten, fanden sie in den Eingebornen einfache Völker, vom Fischfange, Jagd und Ackerbaue lebend, roh und barbarisch von Sitten, despotisch in ihren Regierungsformen, tiefstehend nach ihren religiösen Ansichten und Gebräuchen. Aber was auf dieser Stufe so leicht schien: einen sittlichenden Einfluß haben die Europäer als Vertreter von Kultur und Zivilisation erst spät ausgeübt. Diesen Entdeckern folgten Ausbeuter in der Absicht, auf eine unwürdige Weise Kapital aus dem schwarzen Erdteile und seinen Bewohnern zu schlagen. Die Sucht nach dem dort vorkommenden Golde und später die noch lohnendere Ausfuhr der schwarzen Ware, der Kinder des Landes, nach den neuen Kolonien in Amerika schufen hauptsächlich den lebhaften Verkehr mit der westafrikanischen Küste. Die Gier nach europäischem Tande, Bedürfnissen und Bequemlichkeiten wurde in den Eingebornen erweckt und genährt. Europa verpflanzte eigentlich bloß die wilden Schößlinge seiner Kultur ins westafrikanische Völkerleben. Das etwa vorkommende Edle mußte in diesem wuchernden Unkraute ersterben. Die Eingebornen ersahen zwischen den Sitten der Fremdlinge und den ihrigen keinen Unterschied; ja, galten vielleicht noch vorher dem Eingebornen

Gastrecht, Treue und Glaube als heilig, so rotteten dieses die christlichen Händler durch ihr gegenteiliges Gebaren und Thun aus. Demnach blieb die Roheit als die dominierende Macht stehen. Nur Europas blendende Schätze, wie sie Kinder erfreuen, europäische Manieren, wie sie die Jungen den Alten nachäffen, fanden willige Nachahmer. So blieb es auch in den darauf folgenden Jahrhunderten. In Freetown und Liberia sowie in zahlreichen Missionsstationen sind Keime eines bessern Lebens angepflanzt worden, aber nun, da der Sklavenhandel aufgehoben ist, kommt die massenhafte Zufuhr des Branntweines, um in andrer Weise, aber mit ähnlichem Ergebnisse entsittlichend zu wirken.

* * *

Werfen wir nun einen raschen Blick auf die Einzelvölker, deren Art, Sitten und Gebräuche das Material für vorstehende Gesamtschilderung geboten haben, so ist allerdings das, was sie zusammenbindet, zunächst das allgemein Negerhafte in körperlichem und geistigem Wesen, in Sitte und Herkommen. Daneben ist aber vielen von ihnen als von den Binnenstämmen sonderndes Element die Berührung mit europäischer, christlicher Kultur längs der langgestreckten Küsten und eine ganze Summe von daraus hervorgegangenen Veränderungen eigen. In sich selbst sind sie am meisten durch die Sprache unterschieden, denn an dieser Küste findet die große Sprachfamilie der Bantu ihre Grenze und reihen sich, vom Gabun nordwärts, die vielfältig verschiedenen Negersprachen im engern Sinne aneinander. Das Sprachgewirr wird im großen Gegensatze zur Spracheinheit der Bantu fast undurchdringlich. In Sierra Leone, wo allerdings die Ansiedelung von freigelassenen Sklaven die größtmögliche Verschiedenheit von Völkern zusammenführt, sollen sich Angehörige von 200 verschiedenen Negerstämmen zusammenfinden, welche 151 verschiedene Sprachen sprechen. Dazu kommen noch die von den Negern in eigentümlicher Weise umgestalteten europäischen Sprachen, die Fulbesprache und das Arabische. Und dennoch gleichen sich die westafrikanischen Neger wie Ein Volk! Sehr überzeugend zieht daher Schütt die Summe seiner Erfahrungen mit westafrikanischen Negern in dem Satze, daß, wenn auch jeder Stamm seine Eigentümlichkeiten habe, man doch, nehme man alle zusammen, keine ausgesprochenen oder sehr großen Verschiedenheiten unter ihnen finde. Nur ist es etwas beschränkt, den Grund dafür ausschließlich in der Sklaverei und Polygamie suchen zu wollen. Die Invasionen im großen und kleinen, die unaufhörlich von dem Innern nach der Küste drängten, sind hierin wahrscheinlich wirksamer. Was von ethnographischer Mannigfaltigkeit an dieser Küste vorhanden, führt immer wieder auf die zwei entgegengesetzten Typen des an die Küste gelangten, Handel treibenden, zivilisierte Unsitten und Gewohnheiten annehmenden, unter Umständen auch weißes Blut aufnehmenden (allerdings zählt das an Europäern reichste Gebiet der ganzen tropischen Westküste, Angola, höchstens ein Zehntel derselben in seiner Gesamtbevölkerung) Negers und desjenigen zurück, der, kriegerisch, räuberisch, politisch noch etwas fester organisiert, vordringt, um seinen Platz an der verlockenden Tafel des Küstenhandels einzunehmen. Dieses letztere Motiv ist zwar nicht das einzige, wie die schon vor der europäischen Zeit westwärts drängenden Invasionen der Dschagga im Kongolande beweisen; es hat sich aber mit der Zeit zum mächtigsten entwickelt, und die jüngst mit Glück vorgedrungenen Fan gestanden es unumwunden zu. Es ist indessen im Südwesten, wo die Portugiesen als Kolonisten festgesiedelt sind, ebenso wie im Norden, an der Pfefferküste, wo im schwächern Maße die Freigelassenenkolonien Liberia und Freetown ihr Gebiet nach innen zu ausbreiteten, dieser Bewegung schon früh ein Ziel gesetzt worden, so daß sich dieselbe in den letzten Jahrhunderten hauptsächlich in den Ländern zwischen Kongo und Niger geltend gemacht hat.

Ein altberühmtes Negerland ist das Gebiet von Bihé, das von dem der Balunda im Norden, der Moma im Westen, der Gonzello im Süden und der Ganguella im Osten

eingeschlossen wird. Es ist ein gut angebautes und fruchtbares Land. Östlich von Cuqueima sind ihm verschiedene kleine Häuptlingschaften, wie Kipembe und ähnliche, tributär, aber mehr dem Namen als der Sache nach. Die Bevölkerung dieses Gebietes scheint eine der gemischtesten des Innern von Afrika. Nicht nur finden wir hier Mohumbe, die im allgemeinen den bessern Klassen angehören, da sie den Herrschenden entstammen, und Mundombe, welche vor ihnen das Land bewohnten und jetzt die „misera plebs“ bilden, sondern es ist mit der Zeit das Volk von Bihé dadurch, daß hier einer der größten Mittelpunkte des Sklavenhandels war, mit Elementen aller innerafrikanischen Völker zwischen Kongo und Ngami und den beiden Ozeanen versetzt; „es sind die untern Klassen aus einer nicht mehr nachzuweisenden Rassenvermischung hervorgegangen, während die Vornehmen sich durch ihre zahllosen Liebesaffairen mit den Abkömmlingen der verschiedensten Gegenden Afrikas vermengt haben“. Der rege Handelsgeist, die Beweglichkeit der Bevölkerung mögen aber teilweise auch dieser Kreuzung zuzuschreiben sein, die selbst in der Stammessage (s. S. 602) ihren Ausdruck findet.



Ein Biheño (nach Serpa Pinto).

In dem westlichen Teile des Küstengebirges wohnen in fruchtbaren, wiesenreichen Thälern die Killengue, deren kleinere Häuptlinge die portugiesische Herrschaft bereitwilligst anerkennen, obwohl sie, entsprechend ihren stark ausgeprägten räuberischen Neigungen, untereinander und mit andern Stämmen fast beständig im Streite liegen und dadurch keineswegs leicht zu regierende Unterthanen sind. Man schildert sie als Leute von hoher, kräftiger Statur und kühnem, kriegerischem Charakter, mehr Hirten als Ackerbauer, wiewohl sie dem großenteils sehr fruchtbaren Boden leicht mehr als genügende Ernten von Mais und Maniok abgewinnen. Ihre Hütten sind rund, aus Baumstämmchen gebaut und mit Lehm verschmiert. Die Thüren, welche hoch genug sind, um einen erwachsenen Mann ungebückt eintreten zu lassen, dürften europäischem Einflusse zu danken sein. Ihre Dörfer sind, wie alle menschlichen Wohnstätten westlich von den friedlichern Stämmen von Bihé, stark verpalissadiert, weniger gegen wilde Tiere, deren dieses Land nicht viele mehr zählt, als gegen menschliche Feinde. Die Killengue tragen Bogen, Pfeile, Speere und Beile, aber ihre Hauptwaffe ist bereits das Feuergewehr. Dem Branntweine, den sie teils von der Küste beziehen, teils selbst bereiten, sind sie so ergeben, daß man in der drei Monate dauernden Reifezeit des Gongo, aus dessen Früchten ein Branntwein gemacht wird, die ganze Bevölkerung fast tagtäglich betrunken findet. Ihre Häuptlinge scheinen ziemlich uneingeschränkt über sie zu herrschen und wissen sich, wie Serpa Pinto sagt, „das Leben unter ihren Unterthanen so angenehm wie möglich zu machen“. Westwärts schließen sich kriegerische Völker mit Ackerbau und wenig Viehzucht, wie die Nono, Huambo, Moma, an.

In dem dürren Striche zwischen Küste und Küstengebirge, in welchem nur das Thal von Dombe Grande wie eine grüne Oase gelegen ist, wohnt das stark gemischte und europäisierte Volk der Mundombe, ein unkriegerischer Stamm, der von den Killengue der nahen Gebirge

beständig bedrängt und beraubt wird. Es ist dies der erste der europäisierten Stämme, die längs der Küste vom südlichen bis fast zum nördlichen Wendekreise wohnen. Diesem ähnlich sind die viel mit portugiesischem Blute gemischten Angola-Neger, Abkömmlinge des einst unter eignen Königen unabhängigen gleichnamigen Negervolkes, welches im 16. Jahr-



Typen von der Loangoküste (nach Photographie von Dr. Falkenstein).

hundert stark genug war, um die ersten Invasionen der von Loanda aus einen regen Sklavenhandel treibenden Portugiesen zurückzuweisen. So wie heute eine große ethnographische Übereinstimmung zwischen Kongo- und Angola-Negern herrscht, scheint damals schon ein reger Verkehr beide verbunden zu haben. Die Portugiesen geben an, daß sie vom Kongo nach Angola gekommen seien, indem sie den Kongo-Leuten folgten, welche mit Angola, dem ihnen früher unterworfenen Lande, Handel pflogen. Sie trieben besonders Sklavenhandel im Hafen von Loanda, und zwar war dieser Handel mit dem von St. Thomas

verbunden. Da dieser Handel zunahm, sandte König Johannes von Portugal Paolo Diaz von Novais nach Loanda mit der Ermächtigung, 165 Meilen flußaufwärts am Koanza auf Kosten des Königs Land zu erobern, welches Diaz und seinen Nachkommen zu eigen sein sollte. Der König von Angola hielt damals Hof in Cabazo, welches 150 Meilen vom Meere entfernt lag. Diaz aber ließ sich mit seinen Portugiesen in Anzelles nieder, wo der König von Angola alle seine Gefährten erschlagen ließ. Dies geschah in demselben Jahre, in welchem König Sebastian in Barbaria erschlagen ward, sagt Lopez. Diaz sammelte nun Kriegsmacht, fuhr mit zwei Galeonen den Koanza hinauf und machte dem Könige viele seiner Häuptlinge abwendig, bewog auch den König von Kongo, ihm zu Hilfe zu ziehen. Der König von Angola soll mit 60,000 Kämpfern ausgerückt sein, doch blieben die Portugiesen Sieger. Aber auch, als sie sich durch solche Anstrengungen zu Herren der Küste gemacht hatten, blieb ihre Herrschaft doch immer nur auf einige Küstenplätze und einen nicht sehr breiten Strich nach innen zu beschränkt. Noch in unserm Jahrhundert war der zwischen Angola und Benguela gelegene Küstenstrich von Kissama nicht ganz den Portugiesen unterworfen, und noch in den letzten zehn Jahren sind sie an der Binnengrenze zurückgewichen, indem sie dem Drängen der Songo, Bangala und Kioko nachgaben.

Als die Handelsrasse dieses Gebietes haben wir bereits die **Bangala** kennen gelernt (s. S. 594), Leute von dreistem, selbstbewußtem Auftreten, aber nicht unhöflich. **Schütt** sagt von ihnen: „Ich sah manch interessantes, trotz der eingedrückten Nase fesselndes Gesicht unter ihnen, dem die leuchtenden Augen besonders etwas Wildes gaben. Den Körper beschmieren sie sich mit einem gleichmäßigen Tone von dem roten Absude einer Farbwurzel, der ein häßliches Karmin auf den dunkeln Häuten hervorbringt." Äußeres, Charakter und Baustil dieses Volkes deuten unverkennbar auf ihre Ähnlichkeit mit Völkern von Manyema und dem mittlern Kongo, die dann unter dem Äquator an der Westküste wiederkehren. Die Hütten der Bangala sind nicht so unsauber gearbeitet wie bei vielen benachbarten Negerstämmen, z. B. den Bondo; sie sind in rechteckiger Form mit Satteldach gebaut und haben 2 und mehr Meter Höhe. Das Baumaterial bilden Papyrushalme. Vor die Thürlöcher werden Matten gelehnt, über den Thüren aber befindet sich stets ein sehr niedliches Kunstwerk, meist ein sauber mit dunkeln Zackenmustern ausgefülltes Rohrgeflecht, das den Thürbogen repräsentiert, oft auch ein Brett, in welches grell rot und weiß bemalte Figuren eingeschnitzt sind. Die Thätigkeit der Bangala beschränkt sich speziell auf den Handel mit Salz, welches sie in den nahen Salinen der Hotto 2c. eintauschen und nach dem Innern verkaufen, ferner auf das Berauben der Karawanen, die durch ihr Land ziehen.

An die unmittelbaren portugiesischen Besitzungen in Angola grenzt zunächst das Negerland **Songo**, eine Konföderation unabhängiger kleiner Häuptlinge. Im Norden grenzt es an Kassansch, im Osten liegt seine Grenze gegen das Land Minungo etwa drei Tagereisen westlich vom Kuango. Auch dieses Land ist berüchtigt wegen der Aufsässigkeit seiner Bewohner gegen die Handelskarawanen, welche hier zwischen der Küste und Kimbundu verkehren. Die Haftbarkeit des Patrones für jeden einzelnen Neger seiner Karawane ist hier ins Extrem getrieben, und jeder Weiße, sogar jeder Portugiese, einerlei ob weiß oder schwarz, haftet für den andern. Ließ ein weißer Reisender irgend ein Verbrechen ungesühnt, so wird der ihm nachfolgende zur Rechenschaft gezogen, auch wenn er nicht die geringste Kenntnis von jenem hat. Die Masongo kleiden sich in Zeug, welches jedoch spärlich bei ihnen geworden ist, da ihr Handel in Kautschuk und Elfenbein wegen der rasch zunehmenden Ausrottung der Gummibäume und Elefanten immer mehr abnimmt. Tierfelle sind bei ihnen selten, und von Flechtstoffen stellen sie nur Strohmatten her. Viele feilen die obern Vorderzähne spitz. Ausgezeichnet ist ihr Familienzusammenhalt. Sie scheinen manche sonst verwischte Züge beibehalten zu haben. So ist es bemerkenswert, daß man die bei den Angola-Negern

angeblich fehlende Beschneidung hier wiederfindet. Das nordwärts sitzende tüchtige und unverfrorne Handelsvolk der Bangala, von welchem früher die Rede war, ist neuerdings auf seine Kosten über den Lui westwärts vorgedrungen.

Von ihnen südlich wohnen die Minungo, deren Wohnsitze hauptsächlich im Kuangothale liegen. Sie sprechen eine von der der Songo erheblich verschiedene Mundart (nach Pogge geradezu „eine verschiedene Sprache"), sind von milderm Auftreten gegenüber den Reisenden, weniger räuberisch, in Sitten und Gebräuchen dem großen Stamme der Kioko ähnlich, mit welchem gemischt ein Teil dieses Stammes auch östlich vom Kuangothale hin wohnt. Pogge fand noch Minungodörfer am Luhella. Der Unterschied zwischen beiden liegt mehr in der Sprache als in den Sitten. Beide sind regsame, handelsthätige Völker, tüchtige Jäger und Bienenzüchter. Im Gegensatze zu den Songo ist die Haartracht eine sorgfältige; sie besteht aus zahlreichen bleistiftdicken Strähnen, die oft lockenartig bis zur Schulter herabhängen. Die Weiber haben hier merkwürdigerweise ganz andre Tragmethoden, als man bei den meisten andern Negerstämmen findet: sie tragen Lasten in cylindrischen geflochtenen Körben am Rücken, die von breitem, um die Stirn gelegtem Ledergurte gehalten werden; dagegen tragen sie ihre Kinder wie ein Tambour die Trommel vorn am Leibe in einem Gürtel, wobei sich die Kleinen natürlich fest um den Leib der Trägerin halten müssen.

Die Kioko bekleiden sich bereits mehr mit Tierfellen als mit Zeug. Als Schmiede tüchtig, verstehen sie wenig vom Flechten oder Weben. Ihre Dörfer legen sie im Walde oder hart an demselben an. Sie sind als Ackerbauer nicht so tüchtig wie die Songo, wie denn ihr Land auch viel weniger dicht bevölkert ist; dagegen sind ihre entweder runden oder viereckigen Hütten sorgfältiger gebaut, indem den 1—2 m hohen Wänden das vorspringende Dach besonders aufgesetzt ist. Das Kiokoland ist der westlichste Tributärstaat des Muata Jamvo; er steht unter mehreren größern Häuptlingen (Mona), von welchen zu Pogges Zeit der von Kimbundu einer der mächtigsten war. Diese erhalten Steuern von den Dorfhäuptern und senden jährlich oder in größern Zwischenräumen ihren Tribut nach Mussumba. Dieses von Süden nach Norden vordringende Volk bietet das interessante Beispiel einer unter unsern Augen vor sich gehenden Wanderung, welche in vielleicht nicht ferner Zeit eine wesentliche Veränderung der Stammes- und Staatenverhältnisse in Zentralafrika hervorrufen dürfte. Max Buchner, der mit ihnen 1880 zusammentraf, hebt hervor, daß es 20 Jahre vorher noch keine Kioko nördlich vom 10.° gab. Heute jedoch reichen ihre Dörfer bis zum 7.° hinauf, denn dieses Volk ist in einer langsamen, aber stetigen Wanderung begriffen nach „jenen jungfräulichen Gebieten jenseit des 5.°, in denen die Eingebornen noch keine Feuerwaffen besitzen und somit Sklaven und Elefanten leichter zu erbeuten sind". Ein sauberes, geschickt gebautes, aber stets im dicht verfilzten Gehölze wohlgeschütztes Dorf nach dem andern entstand, und da sie fleißig ihr Land bebauten, den faulen, gleichgültigen Lunda ihre Produkte verkauften, dabei aber immer höflich und unterthänig blieben, waren sie sogar gern gesehen und mehrten sich bald so, daß sie eigentlich schon jetzt die Hauptbevölkerung bilden. Zwei kompakte Linien, die eine, der Stamm des Mona Kiniama, dem Laufe des Kuilu und des Loango, die andre, der Stamm des Mona Kissenge, dem Laufe des Suatschinn folgend, durchqueren sie das Land des Muata Jamvo und drohen dieses von seiner Verbindung mit dem Küstenhandel abzuschneiden. Die Lunda thun weiter nichts dagegen, als daß sie über die Kioko schimpfen und von einem demnächstigen Kriege zu ihrer gänzlichen Ausrottung reden, die niemals stattfinden wird. Noch ist der Name des Muata Jamvo gefürchtet; noch wagen sie es nicht, mit offenem Trotze aufzutreten. Doch ist bei der herrschenden Spannung das Eintreten einer Katastrophe jeden Tag möglich, und die Ethnographen werden dann eine Völkerverschiebung um eine Anzahl von Graden vor Augen haben, wie sie tausendmal in Afrika geschehen ist, ohne beachtet worden zu sein.

Die Kissama sind selbst wenige Meilen südlich von Loanda noch heute von den Portugiesen unabhängig. Buchner ebenso wie später Johnston machten die Beobachtung, daß zwischen Loanda und Ambriz wegen Unbotmäßigkeit der Eingebornen schwer zu reisen sei.

Über die Verwandtschaft der Kongo-Neger und derer von Angola waren schon die ältern Beobachter nicht im Zweifel. Es scheint sogar, wenigstens zeitweilig, ein Tributärverhältnis des Königs von Angola gegenüber dem von Kongo stattgefunden zu haben. Von dem Verkehre beider Völker ist oben gesprochen. Den Sprachunterschied zwischen Kongo- und Angola-Leuten vergleicht Lopez dem zwischen Portugiesen und Kastiliern oder Venezianern und Kalabresen. Die Grenze des Kongoreiches nach Süden wird nicht näher angegeben. Die zwei Völker, die hier angenommen werden, die eigentlichen Kongoaner und die, wie es scheint, hauptsächlich weiter im Innern sitzenden Anzique oder Anzikaner, sind heute wohl nicht mehr so streng auseinander zu halten. Ihr Unterschied ist jetzt etwa dem Gegensatze zwischen Bangala und Kioko zu vergleichen. Die Bayansi, die den Kongo vom Äquator bis zur Kuangomündung bewohnen, ein kräftiges, intelligentes, weltläufiges Träger- und Wandervolk mit hoch entwickelter Thon-, Eisen- und Kupferindustrie, scheinen unter den heutigen Kongovölkern die Träger des Namens der Anzique und teilweise auch ihrer geschichtlichen Stellung zu sein. Mehr noch erinnern aber gewisse Stämme, die als kriegerische und gewaltthätige den sedentären Ackerbauern gegenüberstehen, an die Dschagga. Es sind wohl zu diesen räuberischen und handelsthätigen Stämmen des untern Kongo auch die Anghie zu rechnen, nach deren Gebiete Brazza keiner seiner Führer vom Alima zu bringen wagte, da sie wegen ihres kriegerischen Sinnes und als Veranstalter grausamer Sklavenrazzias von ihren Nachbarn gefürchtet sind. Dieselben besitzen übrigens heute Feuergewehre und europäische Zeuge. Derselbe Reisende stieß am Alima auf den kriegerischen Stamm der Apfuru, der aus seinen weiter abwärts liegenden Wohnsitzen Züge flußaufwärts macht, um Maniok und Elfenbein gegen Pulver, Waffen und Kleidungsstücke einzutauschen. Diese Apfuru traten der Brazzaschen Alima-Expedition ganz ebenso gegenüber, wie ihre Nachbarn am Kongo kurz vorher Stanley bedrängt hatten. Sie zeigten sich gleich diesen lüstern nach Menschenfleisch und besaßen Feuergewehre, welche sie ganz wohl zu benutzen verstanden. Bemerkenswert ist, daß bei den Lunda auch die kriegerischen Kioko den Namen Anschensch (nach Max Buchner) führen.

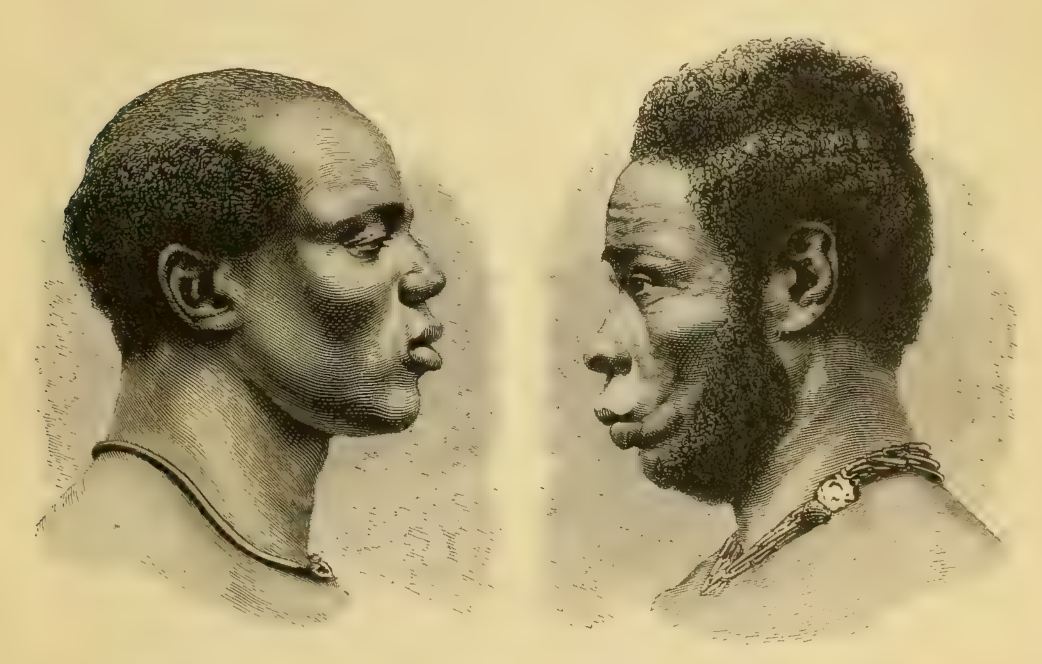


Ein Kabinda (nach Photographie von Dr. Falkenstein).

Die Nordgrenze des Reiches Kongo zieht Lopez vom Kap Katharina ostwärts bis zum Zusammenflusse des Zaire und Vumba. Jenseit dieser Linie wohnten unter dem Äquator bis zum Kap Lupi Gonzalez die früher Brama genannten Unterthanen des Königs von Loango, der als Freund desjenigen von Kongo geschildert wird und früher sogar ebenso wie der von Angola dessen Lehnsmann gewesen sein soll. Dieses Reich Loango aber sollte ostwärts bis Anzicana sich erstrecken, wo der große Quellsee des Kongo gelegen, westwärts ans Meer und an die Völker von Ambus grenzen. Heute liegt das Gebiet der Loango-Neger zwischen 4 und 6° nördlicher Breite. Im Süden grenzen sie scharf gegen die Mussorongo des Kongo ab, aber im Norden sind die Grenzen gegen die Balumbo durch

Einwanderung und Vermischung der Loango verwischt. Eine politische Einheit bilden sie so wenig wie die Kongo-Neger.

Als vordrängende, kräftige, zugleich durch den Ruf der größten Hinterlist und Bosheit bei ihren Nachbarn ausgezeichnete Völker vom Typus der alten Dschagga erscheinen weiter nördlich am Ogowe selbst die Bateke, die an Mut tief unter den Apfuru stehen, vor allen aber das merkwürdige, an ostafrikanischen Beziehungen reiche, kriegerische, zusammenhaltende Volk der Fan, Pahuin oder Mpongwe, welches in seinem starken Drange nach Westen seit 50 Jahren bis an die Küste gelangt ist und dort sich mit solcher Schnelligkeit ausbreitet, daß es schon heute eine Reihe von Ansiedelungen zwischen dem Gabun und Kap Lopez besitzt. Lenz prophezeit ihm die Herrschaft in der Gabunregion.



Ein Mpongwe vom Gabun und ein Kru-Neger (nach Photographien). Vgl. Text, S. 631.

„Gegenüber so aktiven Charakteren", sagt Lenz, „spielen die verschiedenen kleinen Nationen am linken, südlichen Ufer des Ogowe gar keine Rolle, und selbst die zahlreichen und mächtigen Akelle oder Bakaloi, ein kriegerisches Buschvolk, verschwinden den Fan gegenüber. Die früher dieses Ufer bewohnenden Okota, Apingi und Okande sind erst im Laufe der letzten Jahre auf die Inseln des Ogowe oder das linke Ufer vertrieben worden, versuchen im Gefühle ihrer Ohnmacht nie, irgend welchen Widerstand zu leisten, lassen sich geduldig selbst von ihren eignen Häuptlingen als Sklaven verkaufen und wagen es kaum, ihre frühern Wohnsitze zu betreten." Fleuriot du Langle erhielt bei seinen Nachforschungen über die Herkunft der Fan die Antwort, daß sie aus dem Lande Ndua und vom See Tem kämen, wo beständige Kriege zur Wanderschaft zwängen. Sie brauchten 5—11 Monate von dort bis zum Gabun, indem sie drei Tage marschierten und zwei ruhten. Man hat sie mit den sandeh-ähnlichen Stämmen südlich vom Tsadsee in Verbindung gebracht. Beide Völker feilen sich die Schneidezähne spitz, beide tragen Rindenzeuge, färben sich den Körper mit Rotholz und verwenden große Mühe auf ihren mit vielen Zöpfen versehenen Haarputz. Bei beiden Völkern bedienen sich die Häuptlinge des Leopardenfelles

als Zeichen ihres Ranges, und bei beiden ist die Grundfarbe des Körpers das nämliche Kaffeebraun. Von den Gebräuchen der Fan erinnern die beim Erscheinen des ersten Mondviertels üblichen Tanzfeste und nächtlichen Orgien am meisten an die Sitten der Njam-Njam. Ebenso erinnert es an den von Schweinfurth so sehr betonten weit offenen, entschlossenen Blick der Njam-Njam, wenn Lenz von den Fan sagt: „Ihr Blick hat etwas ungemein Wildes und Starres; den Ausdruck ‚sehen' kann man bei ihnen kaum anwenden, sie starren auf den Gegenstand ihres Interesses. Charakteristisch für sie ist auch der Ernst ihres Gesichtsausdruckes; selten lachen sie und dann meistens nur die jüngern Burschen und Mädchen." Wer weiß, ob nicht hier zwischen Kongo und Ogowe ebenso viele Verschiebungen stattgefunden haben wie im Lundalande oder am Gabun, und ob nicht mit den alten Reichen die Völker selbst vergangen sind?



Ein Mpongwe-Weib (nach Du Chaillu).

Von hier an zeigt sich deutlich ein Drang nach Westen, d. h. vom Innern ans Meer. Alle Stämme zwischen dem Gabun und dem Katharinen-Kap, die Mpongwe, Orungu und Kommi, welche sämtlich die nämliche Sprache reden, wohnten früher weiter binnenwärts. König Kengueza zeigte Du Chaillu den ehemaligen Sitz seines Volkes etwa 9 deutsche Meilen den Fernando Vaz aufwärts. Ebenso sind die Ischogo im Vorwärtsschreiten gegen Westen begriffen wie die andern. Auffallenderweise beobachtete man bei allen diesen Völkern, gerade wie bei Dualla und Verwandten, schon vor Ausbruch der schwarzen Blattern eine Abnahme der Bevölkerung und selbst bei solchen, die noch nie mit weißen Menschen in Berührung gekommen waren und den Branntwein nicht einmal dem Namen nach kannten. Die Ursachen ihrer Verminderung sucht Du Chaillu in dem Sklavenhandel, der Vielweiberei, der Unfruchtbarkeit der Frauen, der großen Sterblichkeit der Kinder, den Seuchen und den vielen Hexenprozessen (s. Abbildung, S. 629). Du Chaillu zweifelt sogar nicht, daß der Neger mit der Zeit völlig aus seinem Weltteile verschwinden werde, was allerdings über die Wahrscheinlichkeit hinausschießt. Man bedenke die wimmelnde Vermehrung bei den Nilnegern! Aber Thatsache ist die schwache Vermehrung gerade dieser Stämme, die ihre leichte Verschiebbarkeit mit erklärt. Übrigens scheinen auch die Angola- und Lunda-Neger keine sehr starke Vermehrung zu kennen.

Nördlich vom Mündungsgebiete des Camerun und dem Wohngebiete der Dualla wohnen vom rechten Ufer dieses Flusses bis zum Fuße des Camerungebirges Leute, welche einem eignen Volksstamme, den Bakhwiri, angehören, der zwar mit den Dualla, den handelsthätigen Camerun-Leuten, nahe verwandt, aber doch auch in mehreren Beziehungen von ihnen verschieden ist. Er ist in manchen Beziehungen das Muster eines Binnenstammes. In den tiefer gelegenen Strecken und besonders in dem von weißen Händlern und Schiffern nicht selten besuchten Victoria lebt zwar eine sehr gemischte Bevölkerung, weil dorthin sehr viele Leute aus Camerun fliehen, welche schweren Strafen oder gar der Gefahr entgehen wollen, wegen Hexerei angeklagt und einem der an dieser Küste gebräuchlichen, immer sehr



Ein Hexenprozeß in Westafrika (nach Du Chaillu). Vgl. Text, S. 628.

bedenklichen Gottesurteile unterworfen zu werden. Auch die Berührung mit Weißen hat erhebliche Änderungen erzeugt, vorzüglich in moralischer Beziehung. Die Neger von Victoria werden als durch Habgier, Falschheit und Unzuverlässigkeit sehr schwierige Leute geschildert. R. Buchholz fand ihre weiter landeinwärts in Bonjono, am Abhange des Camerungebirges, wohnenden Stammesgenossen viel besser. Der wie ein Experiment lehrreiche, schlagende Gegensatz zwischen der Sittenverderbnis der in häufiger Berührung mit der Kultur stehenden Naturvölker und dem Charakter von letzterer verhältnismäßig unberührt gebliebenen Naturvölker ist wohl selten auf so engem Raume zu gewahren. Der Reisende lernte die Bakhwiri des Gebirges als „harmlose, gutmütige, wohlgebildete" Menschen kennen. Vor allem ist ihnen der Diebstahl fremd, den selbst die sonst durch ihre Arbeitsamkeit und Sparsamkeit so viel höher stehenden Kru nur dann als ein Vergehen erachten, wenn er entdeckt wird. Im Verhältnisse zu dieser bei Afrikanern fast unglaublichen Tugendhaftigkeit steht ihre Bedürfnislosigkeit. Ihre ganze Kleidung besteht in der Regel nur aus einem schmalen Streifen Zeug, der hinten und vorn an einer Schnur um den Leib befestigt und zwischen den Schenkeln durchgezogen ist. Ebenso sind ihre Hütten viel schlechter als die der Dualla oder Kru, und ihr Besuch wird nicht erleichtert durch die ebenso praktische wie unangenehme Einrichtung, daß dieselben mit geschlossenen Zäunen umgeben sind, die der Besucher zu überklettern hat. Nicht minder ist ihre Regierung eine einfache und billige, denn Könige mit Heerbann und dergleichen kennen sie nicht, sondern leben patriarchalisch unter ihrem Ortsoberhaupte, das für gewöhnlich keine größere Macht zu beanspruchen scheint als irgend ein andrer Einwohner. Endlich sind sie auch nicht so reich an Festen wie die üppigern Küstenbewohner. Außer den Versammlungen bei Gesang, rhythmischem Händeklatschen und Tanz, welche sie in mondhellen Nächten abhalten, sind für sie auffallenderweise nur jene Begräbnisse, die wir oben (s. S. 174) beschrieben, sehr festliche Gelegenheiten.

Hier schließen sich die Kru-Neger an, fast der einzige Stamm der Westküste Afrikas, welcher sich fähig zeigt, den Anforderungen einigermaßen zu entsprechen, welche der Europäer an Handarbeiter, sei es in den Faktoreien, sei es auf den Schiffen, zu stellen gewohnt ist. Diese „Kru-Jungen" verdingen sich gewöhnlich auf 2—3 Jahre für einen Monatssold von 4—6 Dollars, der ihnen aber gewöhnlich in europäischen Waren bezahlt wird. In den Faktoreien pflegt man sie in Trupps von 8 bis 10 Mann einzuteilen, deren jeder einen dem Faktoristen verantwortlichen Chef hat. Sie haben wenig Geschmack an Plantagenarbeit, sind dagegen auf den Küstenfahrern sehr wohl zu verwenden, jedenfalls besser als irgend ein andrer Negerstamm der Westküste. Selten gehen sie auf weiter fahrende Schiffe, doch hat man sie sowohl in Hamburg als in Liverpool gesehen. Am wertvollsten sind sie indessen immer dem Faktoristen, für den sie schon darum geradezu unentbehrlich sind, weil sie in den häufigen Streitigkeiten zwischen ihm und den einheimischen Negerstämmen fast immer auf seiner Seite stehen und durch persönlichen Mut und festes Zusammenhalten untereinander jenen imponieren. Dabei sind sie im allgemeinen kräftig gebaut und willig zur Arbeit. Den Hang zum Stehlen teilen sie allerdings mit andern Afrikanern. Aus Reinhold Buchholz' Skizzen möchten wir hier einige Bemerkungen über diese interessante Tagelöhner- und Schifferbevölkerung der Kru anfügen, die dieselbe unter einen allgemeinern Gesichtspunkt bringen. „Wenn man", sagt er, „diese Leute bei oft schwerer Arbeit und der denkbar elendesten Kost stets heitern Sinnes unter Singen und Lachen ihr Werk verrichten sieht, so kann man sich mit manchen übeln Eigenschaften des Negercharakters aussöhnen. Es ist wahr, daß sie auch träge sind und zur Arbeit angehalten werden müssen, daß sie diebisch und im höchsten Grade unzuverlässig und sorglos sind; das sind aber sozusagen Rasseneigentümlichkeiten, für welche man den Einzelnen nicht verantwortlich machen kann. Dagegen kann man kaum verträglichere und genügsamere Menschen finden; Zank und Neid,

ohne welche die Camerun-Neger nicht scheinen bestehen zu können, findet man selten unter ihnen. Gibt man auf einer langen Bootfahrt einem etwas Tabak oder Brot, so wird er es sicher mit allen Kameraden teilen. Diese Kameradschaftlichkeit geht so weit, daß niemals einer den andern verrät." Nicht die wenigst wertvolle Eigenschaft dieses Völkchens ist aber die Genügsamkeit im Essen, welche sie mit Reis, dann und wann einigen Fischen oder dem Kopfe und den Eingeweiden eines geschlachteten Tieres vorlieb nehmen läßt. Eine nicht geringe Anzahl andrer Neger, die nicht genau zu der Stammesgruppe Dualla-Kru gehören, werden unter den wirtschaftlichen Begriff Kru subsumiert, weshalb man auch ihre Heimat kurzweg als „von Monrovia bis Kap Palmas" angegeben findet (s. Abbildung, S. 627).

Den westlichen Teil der Sklavenküste nehmen die Eweer ein, welche in eine Anzahl von Unterstämmen oder Gemeinschaften zerfallen. Sie gehören körperlich zu den besser ausgestatteten unter den Westafrikanern. Öftere Waschungen halten ihren Leib rein, soweit dies die Sitte des täglichen Salbens mit nicht immer gerade wohlriechendem Palmöle gestattet. Die Kleidung ist einfach: um die Lenden wird ein Gurt geschlungen, während über den Oberkörper ein Stück Zeug, etwa 1½ m breit und 4 m lang, so geworfen wird, daß der rechte Arm und die rechte Schulter frei bleiben. Kopfbedeckung ist nicht allgemein. Einige tragen sehr breitrandige, aus Schilf oder Palmstroh selbstgeflochtene Hüte, andre binden sich Taschentücher turbanartig um den Kopf. Die Wohnungen sind armselige bienenkorbähnliche und mit Gras gedeckte Hütten, deren Grundmauer aus schwarzer Erde aufgebaut ist. Nur in den Küstenorten findet man Häuser mit Fensteröffnungen. Ebendort stellen sich wohlhabendere Eingeborne auch dieses oder jenes europäische Möbel in ihre Wohnung, aber in der Regel ist die Ausstattung derselben die einfachste. Der ganze Stil des Wohnens und Bauens ist unzweifelhaft ein Rückschritt gegen das, was man weiter südlich von den Bangala bis zu den Mpongwe sieht.

Stammverwandt den Eweern sind die Negerreiche, welche in historischer Zeit in diesen Küstenländern hervorgetreten sind, Aschanti und Dahomey. Auch sie sind Bildungen von typischer Bedeutung. Beide hat man steigen und sinken sehen, das eine hat die Erbschaft des andern angetreten, und beide gewinnen noch ein besonderes Interesse durch die Thatsache, daß sie in ihrer geschichtlichen Entwickelung miteinander parallel gehen. Beide Völkergruppen haben die Sage gemein von ihrer Herstammung aus einer im Osten oder Nordosten gelegenen Stadt, welche bei den Aschanti Inta oder Assienta genannt wird. Wir halten die Bemühungen für vergeblich, aus unbestimmten Angaben über die Lage dieser Stadt, wie sie von manchen Beobachtern dieser Völker nach deren Angaben gemacht worden sind (östlich von Mandingo, westlich von Axim, nördlich von Akani und dergleichen), bestimmte Schlüsse auf ihre Lage oder auch nur auf ihre Existenz zu ziehen. Denn in der Stammsage mag zwar ein geschichtlicher Kern sein, derselbe ist aber bis zur Unkenntlichkeit verhüllt durch die Vorstellungen, denen er zum Kristallisationspunkte gedient hat. Bei der Dahomeygruppe, welche diese Stadt Nodsie nennt, spielt dieselbe in einer großen Anzahl von nicht näher verwandten Sagen eine gewisse Rolle. Sie sagen, es sei dort ein dunkler, dichter Buschwald, der als ein großes Heiligtum gilt, „Mawuwe", d. h. Gottesstätte, zum Unterschiede von „Drowe", d. h. Götterstätte. Von Nodsie aus wollen die Eweer, genötigt durch die Tyrannei eines Königs, mit ihren zwei Nachbarstämmen, den Aschanti und Akwambu, ausgewandert sein. Ja, der Eweer glaubt sogar noch weiter, daß Nodsie der Ort sei, von woher bei des Menschen Geburt die Seele komme, und wohin sie bei dessen Ableben wieder zurückkehre. Nehmen wir indessen an, wir hätten hier die Erinnerung an einen Ursitz dieser Völker, so ist die Überlieferung der Aschanti bemerkenswert, daß sie dort mit Stämmen zusammengelebt hätten, welche nach Tieren genannt wurden, die vornehmsten nach Büffel, Wildkatze, Panther und Hund. Diese Einteilung ist noch heute

üblich, wenn sie auch jede tiefere Bedeutung verloren hat. Dieselbe scheint zwanglos auf ein Zusammenfließen des Aschantivolkes aus Stämmen, welche nahe bei einander schon an einem andern Orte gelebt hatten, gedeutet werden zu können. Für uns hat sie das weitere Interesse einer auffallenden Annäherung an die weltweite Sitte, Stämme nach Tieren zu benennen. Der gemeinsame Ursprung aber kann nur im Innern gelegen haben. Aus dem Innern sind nämlich, jenem großen Gesetze westafrikanischer Völkerbewegungen folgend, diese Stämme küstenwärts vorgedrungen. Als kriegerisches und herrschendes Volk werden die Aschanti zuerst um 1700 an der Küste genannt; vorher nicht. Früher schon sollen die Akwambu aus dem Innern in ähnlicher Weise erobernd vorgedrungen sein. Ebenso werden auch die Fan auf binnenwärts liegende Ursitze zurückgeführt.

Die aus befreiten Sklaven gebildeten Kolonien und Staaten Sierra Leone und Liberia sind bei der ungewöhnlichen Buntheit ihrer aus allen Enden zusammengeführten, großenteils bereits christianisierten und europäisierten Bevölkerung ethnographisch ohne hervorragendes Interesse. Die Bevölkerung der ganzen Kolonie Sierra Leone beträgt nach dem letzten Zensus 60,000, unter diesen nur 163 seßhafte Europäer, und setzt sich aus den Nachkommen der eingewanderten (befreiten) Neger und aus 14 Stämmen einheimischer Schwarzen zusammen. Unter diesen sind besonders zu nennen: die händelsüchtigen, demoralisierten Timmani, die mohammedanischen ehrlichen und wohlhabenden Mandingo und die als vorzügliche Arbeiter und Matrosen berühmten Kru. Charakteristisch für alle diese Neger ist ihre Abneigung gegen den Ackerbau als eine nur für Sklaven geeignete Beschäftigung, eine Anschauung, die besonders von den aus nordamerikanischer Sklaverei befreiten Importierten mitgebracht und bis zum heutigen Tage festgehalten wurde trotz aller Anstrengungen der englischen Regierung, zu dem für das Aufblühen der Kolonie so wichtigen Landbaue durch Prämien und Instruktion aufzumuntern. Dagegen erfreut sich der Handelsbetrieb des Beifalles aller dieser Neger. Da aber die Produktion bei weitem nicht hinreicht, um so viel Händler zu beschäftigen, als sich da aufthun, sind die wirtschaftlichen Verhältnisse dieser Kolonie ebenso wie die Liberias unbefriedigend, und trotz aller Kirchen und Schulen sind es mit ihnen die geistigen und sittlichen, so daß einstweilen die „afrikanischen Kolonien in Afrika“ nicht als ein voll gelungenes Experiment bezeichnet werden können. Indessen erfordert die Gerechtigkeit, hervorzuheben, daß langsame Fortschritte gemacht werden, welche die Möglichkeit eines spätern Gelingens nicht ausschließen. Speziell die Hauptstadt von Sierra Leone, Freetown, scheint sich günstig zu entwickeln.

---

29. Die Neger des Niger-Benue-Gebietes.

„Es sind Neger, die wir hier vor uns haben, aber Neger, welche bald durch ihre vorwaltend edlern Züge, bald durch ihre geschichtliche und kulturliche Bethätigung die Wirkungen fremder Einflüsse bezeugen.“

Inhalt: Schwierigkeit, den verwischten Typus dieser Völker einheitlich zu definieren. — Beispiel der Musgu. — Ihre Überlegenheit über die Sudaner und Fulbe. — Anklänge an die Sandeh-Bongogruppe. — Politische Zersplitterung. — Einfluß des Islam. — Die Gesellschaft. — Die Mandingo. — Die Serrakolet und Bambarra. — Die Soninke. — Die Tukulör. — Die Joloffen. — Die Haussa.

Im Küstenlande Westafrikas haben wir zwei völkerbewegende Kräfte kennen gelernt: die von der Küste ins Innere dringende Kultur mit ihrer auf Förderung der Produktion und des Handels und damit endgültig auf Befestigung der Küstenvölker in ihren Sitzen und auf Hebung ihrer Kultur gerichteten Tendenz und die von innen nach der Küste hindrängende

Macht der nach Handelsbeute begierigen, rauhen, kriegerischen Stämme, in deren Sitten und vielleicht selbst in deren Körperbau manches an jene hellern, wahrscheinlich als veredelt zu bezeichnenden Stämme am Westrande des Nilbeckens erinnert, welchen allerdings die Berührung mit den nordischen hamitischen Nachbarn ebenso verstattet ist wie manchen jener im zweiten Gliede stehenden Westafrikaner. Wenn aber dort es wesentlich Völker Einer Rasse waren, welche uns entgegentraten, sogar meist nur Eines Sprachstammes, so erscheint der gleiche Gegensatz hier im Nordwesten des tropischen Afrika getragen von körperlich, sprachlich und kulturlich weit verschiedenen Völkern. Man erhält daher den Eindruck eines viel buntern ethnographischen Bildes, ohne daß aber eine tiefe Kluft zwischen ihm und dem Bilde sich zeigte, das die Völker um Ogowe und Kongo entrollen. Denn ein Element, nämlich die seßhaften Neger, ist beiden gemein. Und jene Völker, welche den Übergang von dieser zu der hellern und edlern Rasse des Nordens und Nordwestens machen, sind nur wenig aus dem Rahmen der Negernatur herausgetreten. Wesentlich neu ist also nur das dritte Element, dessen tiefe Verschiedenheit klarliegt.

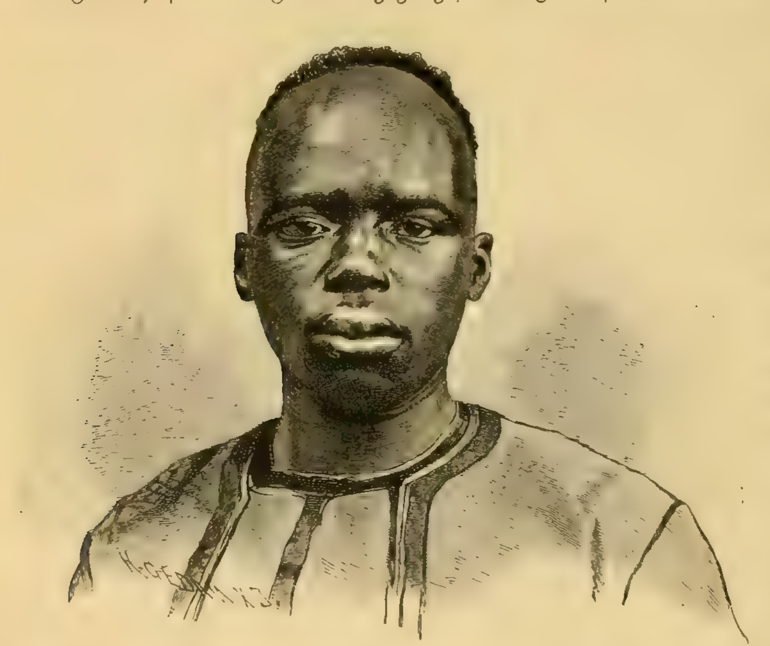


Ein Sudan-Neger (nach Photographie aus der Sammlung von Dr. Pruner-Bei)

Am frühsten stößt man im Hinterlande der Küstenvölker Guineas auf Negervölker, welche gleichsam die ethnische Unterlage der seit verhältnismäßig erst kurzer Zeit dort errichteten Herrschaft hellfarbiger, auf nördlichen, vielleicht berberischen Ursprung deutender Völker, der Fulbe oder Fellata und ihrer Vorgänger, bilden. Haussa, Mandingo, Joloffen sind hier Träger großer, wenn auch rasch vergangener geschichtlicher Entwickelungen gewesen. Auch sonst fehlt dem Sudan nicht die Grundlage von Negervölkern, wie sie, allerdings in reichlicherm Maße, die Wahumaländer im Nilquellengebiete aufweisen. Wir stoßen auf ein mehr oder weniger negerhaftes Volk als herrschende Rasse in Bornu und begegnen überall Negern, deren heidnischer Brauch und Glaube sie doppelt scharf von ihren Herren unterscheidet an oder jenseit der Südgrenze der sudanischen Mohammedanerstaaten.

Hinsichtlich ihres Äußern finden wir es unmöglich, diese Völker unter einen einzigen Begriff zu bringen, indem eine große Anzahl von innern Unterschieden in ihrem eignen Schoße nicht verkannt werden kann. Wir würden es aber auch für müßig halten, nach einem einheitlichen Begriffe gerade hier zu suchen, wo man, wie in wenigen Teilen Afrikas, Völkerwoge auf Völkerwoge mächtig seit Jahrhunderten sich wälzen sieht. Hier ist nur der Schluß berechtigt: je bunter das ethnographische Bild, desto jünger ist die Geschichte dieser Bewegungen; je einheitlicher der Charakter der Bevölkerung, desto länger ist sie sich selbst

überlassen gewesen. Auch wird in der Nähe der Ausgangspunkte dieser Bewegungen die Mischung am buntesten sein, so etwa, wie wir sie im Sudan und vorzüglich gerade hier im Westsudan sehen. Wir können in der That nur sagen: es sind Neger, die wir hier vor uns haben, aber Neger, welche bald durch ihre vorwaltend edlern Züge, bald durch ihre geschichtliche und kulturliche Bethätigung die Wirkungen fremder Einflüsse bezeugen, Einflüsse, welche wir, wie nirgends in Afrika, auch hier nicht ohne körperliche Mischung uns thätig denken können. Ungeachtet der vielfach betonten edlern Züge der Joloffen, Mandingo und Genossen werden sie doch auch von Beobachtern, welche, wie z. B. Faidherbe, die Völkermischung in diesen Gebieten nicht leugnen, als „Schwarze" den weißen Mauren und roten Fellata, Pöl oder Fulbe entgegengestellt. In dieser bunten Menge eine Klassifikation, etwa nach dem Grade der Mischung, aufzustellen, kann heute nur eine hypothetische Bedeutung haben. Zweifellos gibt es auch hier Völker von niedrigerm Typus. Doch ist zu beachten, daß langer Aufenthalt im Sudan das Urteil über die reinere Negerphysiognomie wohl zu verschärfen geeignet ist. Wir meinen eine derartige Beeinflussung z. B. in Barths etwas dunkler Schilderung der Musgu zu finden. Denn nachdem wir den Süden, Osten und Westen, d. h. die Nacht- oder Schattenseiten des Erdteiles, durchwandert, sind wir mehr geneigt, das Hervorragen dieser Völker über den Durchschnitt der Neger als ihr Zurückbleiben hinter den Sudanern zu bemerken. Nach Barth hält sich dieses Volk viel barbarischer als andre Sudanvölker, ebenso wie es körperlich häßlicher, schlechter gebaut ist. Ihr hoher Vorderkopf, ihre buschigen Augenbrauen, struppigen Haare, ihre weit offenen Nasenlöcher, hohen Backenknochen und aufgeworfenen Lippen, endlich ihre schmutzig schwarze Hautfarbe, die unangenehm absticht von dem glänzenden Schwarz andrer Sudan-Neger, lassen die Musgu nicht vorteilhaft erscheinen. Von allen übrigen Bewohnern dieses Gebietes ist dann vielleicht der Joloffe am meisten negerhaft, etwa noch der Serer und der ungemischte Mandingo; aber beide sind, wenn auch oft wild und kriegerisch im Ausdrucke, reich an schönen Gestalten und edlern Physiognomien. Im Nordwesten darf man wohl sagen, daß die Negerzüge sich nach dem Innern zu mildern.


Ein Sudan-Neger (nach Photographie aus der Sammlung von Dr. Pruner-Bei).

Die Tracht ist im Innern noch primitiv. Ein aus Dumfasern grob gedrehter Halsring, einige kleine Kupferringe im Ohre sind der Hauptschmuck. Die Eisen- oder Stahlringe der Marghi sind schon bei den Musgu unbekannt. Im Lande der Kado, ja selbst in der nächsten Umgebung von Bautschi findet man bei den Ärmern keine andre Kleidung als eine

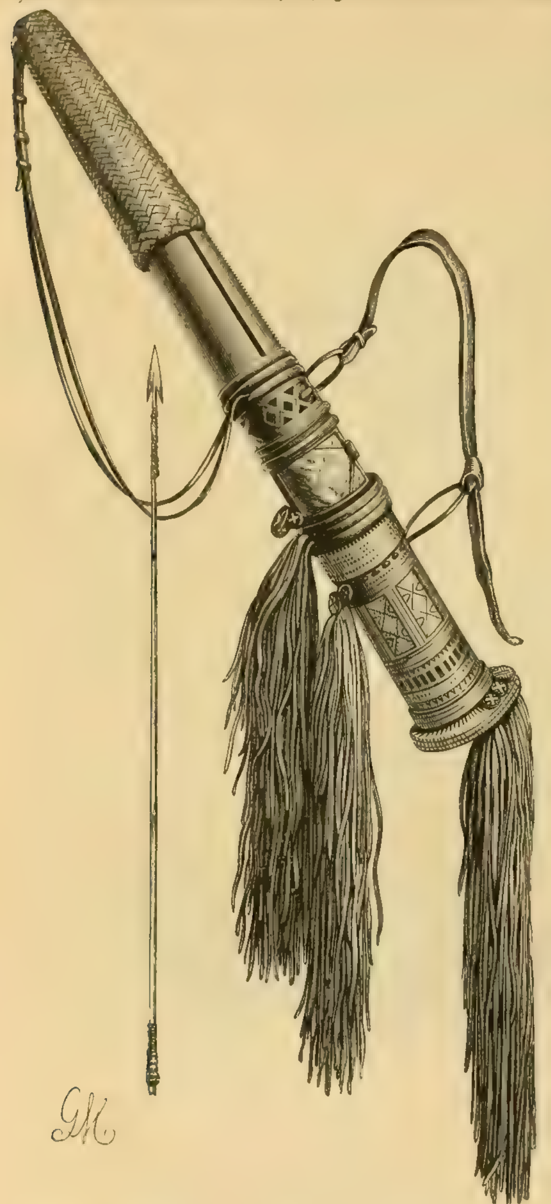
Schamhülle von Baumblättern. Je mehr Handel, desto mehr Baumwollstoffe, desto reichlichere Kleidung. An der Küste sind Silber und Gold tief eingedrungen. Hauptwaffen sind im Innern zweispitzige Wurfeisen, deren jeder Mann zwei in der Hand hält, und eine Lanze. Die Musgu reiten ohne Sattel und sollen absichtlich eine Wunde am Rücken des Tieres offen halten, um einen festern Sitz zu haben, ja selbst, was freilich kaum glaubhaft klingt, sich gelegentlich die Schenkel innen aufritzen, um ohne Sattel sicherer zu sitzen. Das wäre also eine Art von Hunnen des Sudan, gleich diesen in fabelhafte Barbarei von der Sage getaucht.


Kinnschmuck der Marghi (nach Barth). Wirkl. Größe.

In mehreren Beziehungen übertreffen die Neger des Niger-Benue-Gebietes viele ihrer islamitischen Nachbarn, welche so stolz auf die Heiden herabsehen: einmal im guten Baue ihrer Hütten und Dörfer und dann im Ackerbaue, endlich in der sorgfältigen Bestattung ihrer Toten. Die Wohnstätten der Fulbe und teilweise auch der Mandingo und Bambarra tragen den Stempel des Nomadischen ebenso, wie ganz allgemein im Zentralsudan die Wohnstätten der Araber hinter denen der Kanuri, Kanembu ꝛc. weit zurückstehen. Die bessern Negerdörfer bieten dagegen ein erfreuliches Bild von Behagen und selbst von einem gewissen Grade von Industrie. Jeder Hof umschließt bei den Musgu 3—6 Hütten, je nach der Zahl der Weiber des Eigentümers. Die Wände der Hütten, bei den Wohlhabendern auch die Umfassung des Hofes, sind aus Thon mehrere Zoll dick gebaut. Die Dächer sind mit großer Sorgfalt gedeckt. In der Form der Giebelung zeigen sie selbst Andeutung verschiedener Stile, die indessen Barth „auf eine gewisse Stufenfolge im Leben" zurückführen möchte. Größere Hütten und Mauern sind in dem Eroberungsgebiete der Mandingo nur diesen, den Herren, gestattet, während die Bagumu in offenen Dörfern wohnen müssen. Merkwürdig sind die kegelförmigen Kornbehälter, in welchen die Hirsevorräte (vorwiegend zur Bereitung von Hirsebier, Dolo, verwandt) ruhen: aus Thon erbaut, 12—15 Fuß hoch, gleichen sie einem riesigen Kruge, dessen Mündung von einem kleinen Strohdache geschützt wird. Der Grundtypus der Negerhütte, cylindrische Stroh- und Thonwand mit kegelförmigem Strohdache, geht durch alle Dörfer der Küsten- und Tieflandneger. Nach dem Innern zu nimmt die Dicke der Mauern, wie Bérenger-Férand glaubt, wegen des heftigern Ostwindes zu. Wohl hauptsächlich als eine Konsequenz der herrschenden politischen Mißstände ist es aufzufassen, wenn auch in diesen Gebieten die Pfahlbehausung wiederkehrt, die Rohlfs von der Insel Loko im untern Benue beschreibt. Dort finden sich Pfahlbauten, welche von dem vor den Fulbe geflüchteten Negerstamme der Bassa bewohnt werden. In der trocknen Zeit wohnen diese Neger in Strohhütten, um beim Steigen des Stromes, welcher ihre Insel oft ganz unter Wasser setzt, sich in Pfahlhütten zurückzuziehen, in welchen sie so lange verweilen, bis der Boden wieder trocken geworden.


Messingene Biernäpfe vom untern Niger (Christy Collection, London). ⅓ wirkl. Größe.

Noch mehr zeichnen sich viele Neger durch ihre **Begräbnisweise** aus. Während nämlich die zum Islam übergetretenen Bewohner des Sudan in Bezug auf die Bestattung ihrer Toten überaus nachlässig sind und die Gräber nicht hinreichend gegen die wilden Tiere schützen, so daß die meisten Leichen in wenig Tagen die Beute der Hyänen werden, sieht man hier regelmäßige Grabmäler mit großen, schön gerundeten Gewölben, auf deren Gipfel wohl auch eine Urne steht, während andre durch ein paar quer gelegte Baumstämme oder Stangen ausgezeichnet sind.

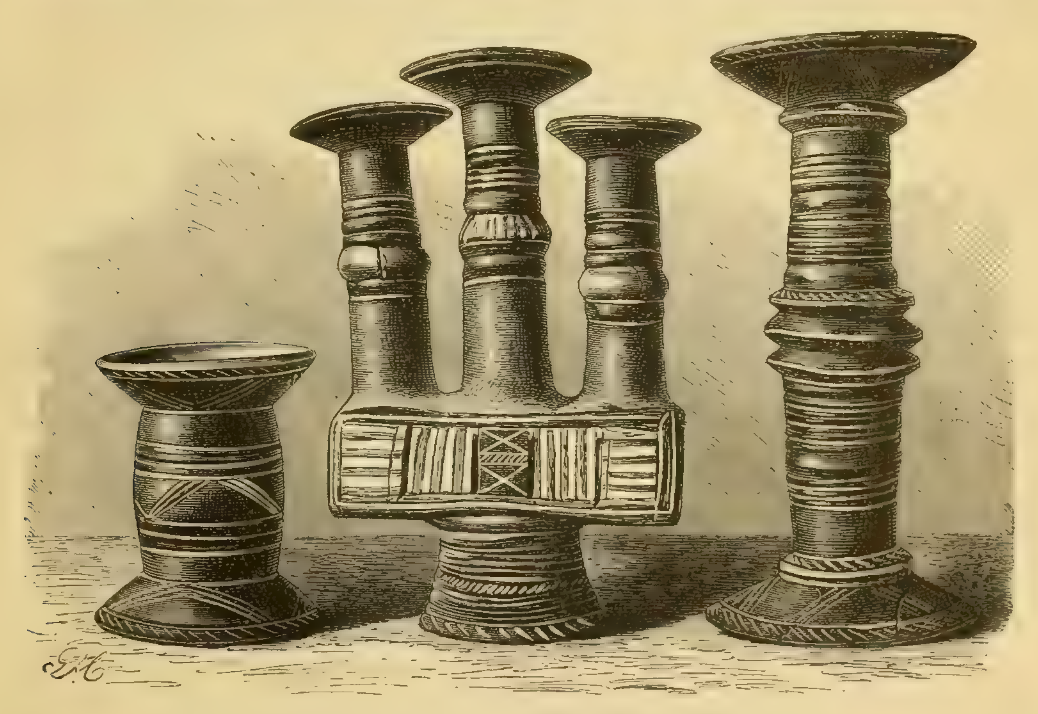


Köcher und Pfeil eines Bambarra-Häuptlinges (Britisches Museum, London). 1/7 wirkl. Größe.

Diese Sitten der Musgu und ihrer Verwandten erinnern in auffallender Weise an jene der hoch stehenden hellen Völker der Sandeh-Bongogruppe im obern Nilgebiete. Indessen bleibt ihre Überlegenheit über die Nachbarn hierbei nicht stehen. H. **Barth** fand Düngung, nachdem er einen großen Teil des Sudan durchmessen, bei Mohammedanern und Heiden zum erstenmal in Logon. Der Pflug geht nicht über Agades hinaus, aber die Haussa zerkleinern die Erdschollen der Felder und häufeln sie in Furchen mit Hacken und Spaten auf, als ob das Feld gepflügt wäre. Die **Kunstfertigkeit** der Afo und Bassa, dunkler Neger im untern Nilgebiete, hebt **Rohlfs** gebührend hervor. Er fand bei ihnen die schönsten Matten, Trink- und Eßgeschirre. Die Anwohner des Logonflusses verfertigen aus dem Papyrus (Korokoro) ein Zeug, Gabagaba genannt, welches wahrscheinlich dasselbe wie das von den arabischen Schriftstellern mit dem Namen Uorsi belegte ist. Eine Eisenindustrie, wie z. B. die Malinke von Beleadugu sie aufweisen, mit 3 m hohen Schmelzöfen, die gleichzeitig von einer Anzahl von Schmieden zu bestimmten Zeiten in Thätigkeit gesetzt werden, ist nicht oft bei Sudanern zu finden. Aber im allgemeinen hat man die wirtschaftlichen Talente und Entwickelungen der dunkeln Völker dieses Gebietes hoch über diejenigen der hellen Eindringlinge, seien es Araber oder Fulbe, gestellt. **Dölter** hat diesen Gegensatz treffend in die Formel gefaßt: Mandingo und Verwandte sind die Karthager, Fulbe die Römer des Westsudan. Daß einige auf niederer Stufe stehen, die vielleicht nach Westen zu sinkt, ist gewiß. Aber sicherlich sind auch von diesen Völkern zu viele

von den Mohammedanern als Barbaren und besonders als Kannibalen verleumdet. Njam-Njam gibt es auch im Benue-Gebiete, und ihren übeln Ruf fand Bary selbst bis zu den Tuareg von Aïr gedrungen. Am Benue fand auch Robert Flegel die Gebirgsbewohner (Hube genannt) der Muriberge als Wilde und Kannibalen verschrieen. Aber gleichzeitig begegnete er hier einer Bevölkerungsdichtigkeit, die auf höhere Kultur deutete, als die Fulbe, ihre Unterwerfer, sie bringen konnten. Die Ufer des Benue oberhalb Djen fand Flegel ungemein stark bevölkert. Oberhalb Umpani fand er Ortschaften von 500 Hütten und vielleicht darüber. Das Südufer bot 20 km lang eine fast ununterbrochene Hüttenreihe.

Manches Eigentümliche bietet die Geschicklichkeit dieser Völker im Kahnbaue und der Schiffahrt. Die Kähne der Benue-Anwohner in der Nähe des Bassamagebietes schildert



Thongefäße vom Niger (Britisches Museum, London).

Ed. R. Flegel als durch Brand eigentümlich verziert und am Schnabel einen Krokodilsrachen vorstellend. Die Ruder sind insofern eigentümlich, als sie aus einem schaufelförmigen, verbreiterten, gebogenen Teile bestehen, der durch Schnitzwerk oder Brand verziert und an der durch einen elastischen Stecken gebildeten Ruderstange mit Rindenbast befestigt ist. Auch der Fischfang ist hier hoch entwickelt und scheint gleichfalls eigentümliche Werkzeuge zur Anwendung zu bringen. Eine von den gewöhnlichen Formen abweichende dreispitzige Harpune, einem Dreizacke ähnlich bis auf die mittlere, viel längere Spitze, mit 8 Fuß langem Stiele, die wahrscheinlich zum Fischstechen bestimmt ist, fand H. Barth in einem verlassenen Musgudorfe. Auf Schari und Logon schwimmen schon viel vollkommnere Fahrzeuge. Die Boote auf dem Flusse von Logon fand H. Barth meist etwa 4 Fuß am Boden und 6 Fuß am obern Rande breit, und er selbst befuhr den Fluß in einem Boote, das, obwohl es 25 Fuß lang war, zu den kleinern gehörte. Sie sind in der Regel größer, aus starken Planken vermittelst Seile zusammengefügt und durch einen mächtigen Schnabel ausgezeichnet. Bei der Hauptstadt von Logon sah H. Barth 40—50 derartige Schiffe den Fluß beleben.

Politisch ist das Merkmal der Negervölker dieser Region die Zersplitterung und Schwäche, während die hellern oder die, welche unter deren Einflusse sich herangebildet haben, um sich greifend erobern und herrschen. Auch die Auswürflinge der letztern suchen sich Material für ehrgeizige Pläne aus den leicht zu unterwerfenden Schwarzen zu schaffen. Der erste Zweck eines ehrgeizigen Mauren oder Fulbe ist, eine Sklavenherde von Unterworfenen in seine und seiner Parteigänger Dienste zu stellen, und dazu sind Joloffen, Serrakolet, Musgu und dergleichen gerade gut genug. Dies ist der Anfang großer Staaten gewesen. So, wie sie das Land aufteilten, nahmen diese kühnen Unterwerfer auch dessen Bevölkerung mit unter ihr Zepter. Man hat gesagt, im Westsudan sei jeder einzeln einwandernde Fulbe der Keim künftiger Herrschaft über seine dunklere Umgebung. Anfangs demütig, ja verachtet, hebt er das Haupt, sobald er sich einiger Genossen sicher weiß, und ihre Vermehrung ist an jedem Orte ebenso sicher wie ihr Zusammenhalt. Nur die kleinen Bruchteile, die in die unzugänglichen Naturfesten sich zurückziehen, bleiben von diesem Prozesse der Auflösung verschont, und nur in Resten lassen die kleinen Negerstaaten des Westens kräftigere politische Gliederungen erkennen. Bei den Joloffen ist die Regierung, an deren Spitze in Cayor und Ualo ein König, dort Damel, hier Brak genannt, steht, schwach. Die Macht ist bei den Häuptlingen, die oft mehrere, öfters nur ein Dorf beherrschen, und der König übt seine Oberherrschaft nur in Ausnahmefällen aus. Die Könige werden durch die Häuptlinge aus einer bestimmten Familie gewählt. Bei der Krönung überreicht einer der ersten Häuptlinge dem Damel einen Topf, der angeblich die Samen aller im Lande wachsenden Pflanzen enthält, und setzt ihm einen von Damel zu Damel vererbten Turban auf, der mit allen möglichen Amuletten geschmückt ist. Ehe der König darauf seine Regierung antritt, zieht er sich acht Tage in die Einsamkeit eines heiligen Haines zurück. Der Brak wurde ähnlich gekrönt, vorher aber mußte er in einem bestimmten Flusse einen Fisch fangen, worauf er mit einem Weibe, das er aus seinem ganzen Volke wählen durfte, in die achttägige Einsamkeit gesandt wurde.

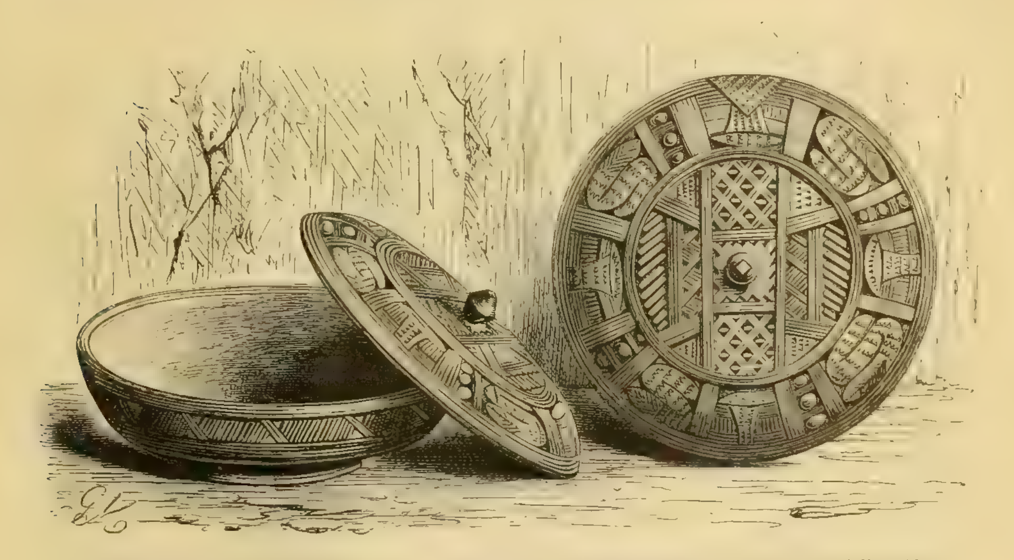


Thongefäß vom Niger (Britisches Museum, London).

Die Völker, welche hier herrschen und ihre Herrschaft auszudehnen suchen, sind Islamiten. Von Nord nach Süd nimmt der Islam zu. Ausgesprochene Mohammedaner sind aber in der Regel nur die Bewohner der Städte und die aus Norden herwandernden Fulbe und Mandingo; bei ihnen ist auch Kenntnis des Arabischen häufig zu finden. Rohlfs schätzt in dem Lande zwischen Benue und Niger die Mohammedaner nur zu einem Drittel der Bevölkerung. In erster Linie ist der Islam für sie Motiv und Mittel der Invasionen und Kriege gegen die Heiden, wobei Bekehrung und Unterwerfung gleichlautend sind. Auch den Unterworfenen erscheint er bald als Mittel, Macht zu gewinnen. Die asketischsten und intolerantesten Neger sind immer auch die herrschsüchtigsten. Aber daß der Islam sittigend wirkt, wobei allerdings der ernste Charakter seiner Hauptträger, der Fulbe, mit in Anschlag zu bringen, ist unzweifelhaft. Der Islam zerstört sicherlich manches Unkraut auf diesem Völkerfelde. Da und dort geht dafür etwas Besseres auf. Es gilt dies vor allem von der Ausrottung des oft so unsinnigen Fetischglaubens. Am bezeichnendsten ist, daß der Fetischör der Goldküste in Senegambien zum Griot, d. h. Spaßmacher, Bänkelsänger, Taschenspieler und Kurpfuscher, wird. Freilich wächst dafür der Einfluß der mohammedanischen Heiligen um so höher, und zahlreiche Betrüger benutzen den Glauben und Aberglauben des Volkes, um

sich zu bereichern oder wenigstens Genüsse zu verschaffen. Schwer ist es daher auch, in den Sitten und Gebräuchen dieser Völker das sicherlich stark vertretene mohammedanische Element auszuscheiden, welches in ihren Sagen und Sprichwörtern besonders deutlich sich ausprägt; leichter, die negerhaften Züge hervorzuheben, welche geblieben sind. Das Opfer eines Rindes auf dem Grabe der Joloffen, die Erlaubnis, die bei diesem Volke jeder hat, vor der Leiche jede Wahrheit über den Verstorbenen auszusprechen, der trotz der gesunkenen Stellung der Griots fortdauernde, tief wurzelnde Zauberglaube gehören zu den letztern.

In Bezug auf äußere Kultur vermag der Islam weniger zu bessern, denn diese Völker haben großenteils eine hohe Stufe gerade hierin erreicht. Er verändert das Leben der Neger in Äußerlichkeiten, die oft am wenigsten angebracht sind. Bastian sagt einmal, er habe den



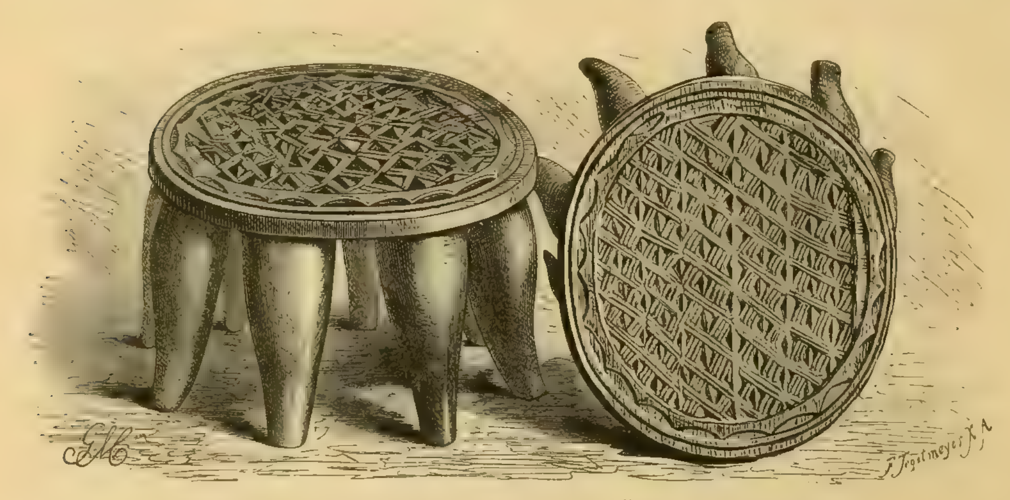
Geschnitztes Holzgefäß mit Deckel aus Guinea (Britisches Museum, London). 1/7 wirkl. Größe.

widerlichsten Schmutz bei den Negern Senegambiens gefunden, die durch den Einfluß mohammedanischer Sitte sich mit schweren Kaftanen beladen und oft ihr ganzes Eigentum in diesen auf dem Leibe tragen. Solche Äußerlichkeiten sind schon weit südwärts gewandert. Selbst den Gesandten des Häuptlinges von Bassama am Benue schildert Flegel als halb mohammedanisch sich tragend. Ihm fiel vorzüglich das kurze, rund endende Schwert auf, das, durch Lederwerk oder Quasten verziert, am Ledergürtel um die Hüfte getragen ward. Das eiserne Zängelchen im Lederfutteral, Tschadde genannt (zum Dornausziehen), fehlte nie daran.

Eins vermag indessen der Islam nicht zu bringen: die Milde, die Humanität. Dies bleibt dem Christentume vorbehalten. Die mohammedanische Haussastadt Wurno machte auf Mateucci den gleichen Eindruck, den etwa das heidnische Abeokuta machen konnte: „Wir begaben uns dorthin“, schreibt er, „und nachdem wir uns an dem überraschenden Schauspiele des immer gut bebauten, immer fruchtbaren, überall schönen Landes erfreut hatten, waren wir beim Betreten der Stadt durch den Anblick einer Menge vor den Thoren zerstreut liegender Menschenknochen höchst unangenehm berührt; 400 Gefangene, vor jedem der Thore 100, waren an einem Tage getötet und ihre Leichname den Geiern, den Raben und Hyänen zum Fraße hingeworfen worden.“

Merkwürdiger- und bezeichnenderweise ist es das dem Aberglauben entgegenkommende Element des mohammedanischen Glaubens, das sich am raschesten verbreitet hat. Die

Eingebornen am obern Benue, in der Gegend von Djen und Dulti, welche allerdings noch unter der Verwaltung eines Fulbe-Gouverneurs in Muri stehen, sind fast unberührte Wilde. Robert Flegel führt an, daß sie um die Lenden ein Stück Fell oder Zeug tragen, daß sie bewaffnet sind mit Speer und Dolchmesser, welch letzteres sie in Scheide und an Lederriemen um den Unterarm tragen, daß man in ihren Händen auch zwei- bis dreigeißelige Peitschen aus der Haut des Aju (Manati) sieht, deren Stiel mit Krokodilshaut überzogen ist (s. Abbildung, S. 141). Frauen und Kinder gehen oft völlig nackt. Da Perlen selten sind, tragen sie wohl ein fingerbreites Strohgeflecht, gelb und rot, bald um die Lenden, bald am Oberarme. Von andern Schmucksachen bemerkt man Haarnadeln und Armringe aus Eisen oder Elfenbein, Lederschnüre mit Pantherklauen, als Amulette Antilopenhörnchen, kleine



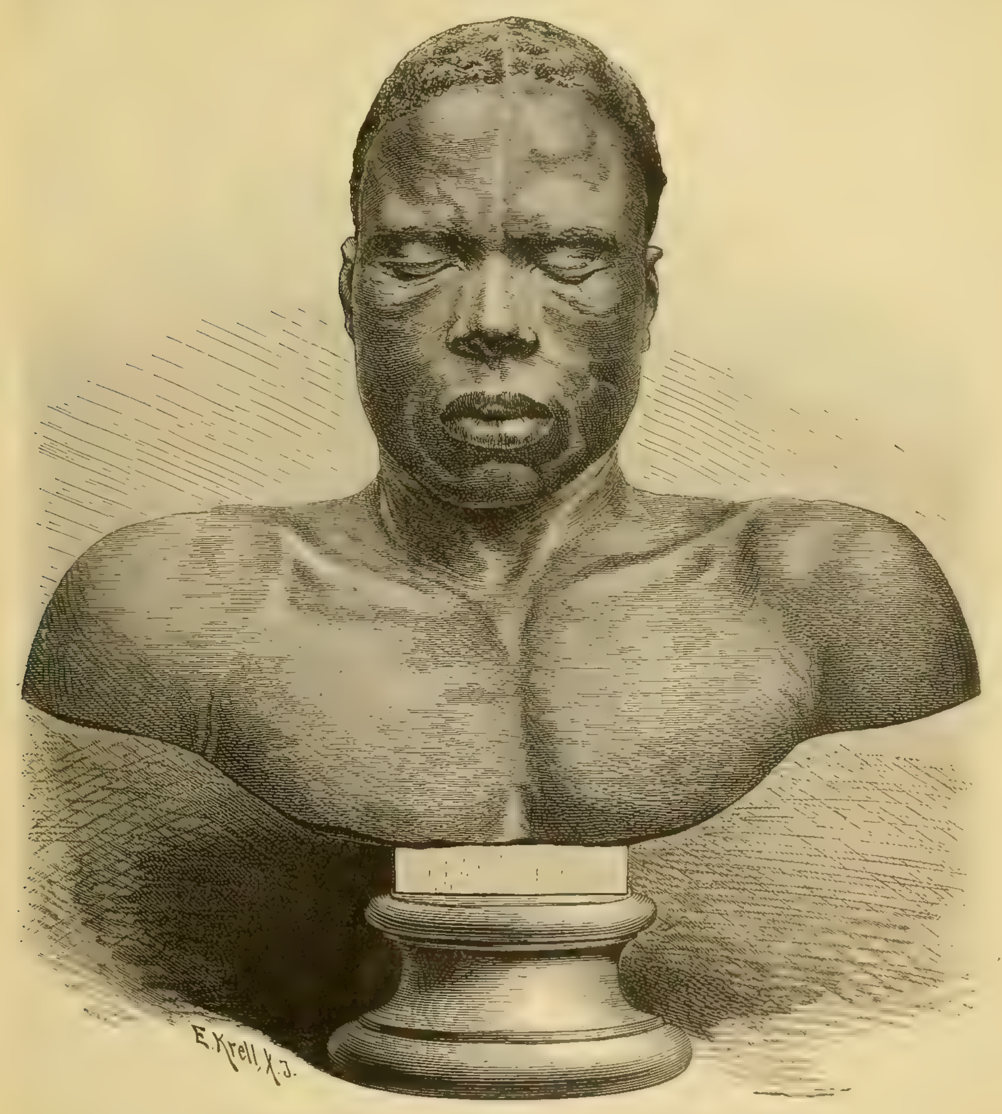
Geschnitzte Holzstühle (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/6 wirkl. Größe

Beutelchen mit Moschus. Und bei diesen Leuten findet man doch schon Ledertäschchen mit Koransprüchen, die sie einträchtig mit den Zauberhörnchen um den Hals tragen. Übrigens sind auch bei den christlichen Joloffen die Fetische, Grigri genannt, sehr häufig, sei es als Halsgehänge, Armbänder oder Fußringe, Koranverse, Haifisch- oder Schakalzähne, Knochen oder Holz. In der Regel werden sie in einer Metallkapsel getragen.

An den mit Europäern und Arabern in Berührung gekommenen Joloffen, die von beiden manches Fremde angenommen, kann man sehen, wie verschieden diese und jene auf sie wirken. Die christlichen wohnen hauptsächlich in Gorée und St. Louis, sind Handwerker und Kaufleute, als solche nicht selten sehr geschickt und dadurch von Wert für den Europäer. Sie kleiden sich in der bekannten entweder kindisch-koketten oder nachlässigen Weise europäisch. Die Mohammedaner widmen sich ähnlichen Arbeiten wie die Christen, es zeigt sich aber bei ihnen, wieviel mehr die arabische Kultur sich dem Geschmacke und den Bedürfnissen des Negers anpaßt. Derselbe amalgamiert sich viel inniger mit arabischer Tracht und Sitte als mit europäischer und, wenigstens äußerlich, mit besserm Erfolge. Die arabische Kleidung wird von den Frauen sowohl der christlichen als mohammedanischen Joloffen getragen.

Die Gesellschaft teilt sich bei allen diesen Völkern in Familien, aus denen Fürsten gewählt werden, Häuptlinge, Gemeine und Sklaven. Was die Sklaverei betrifft, so ist diese so tief eingewurzelt, daß noch heute, da doch die Sklaverei bald 40 Jahre aufgehoben ist, Neger in St. Louis, Gorée 2c. sich für Sklaven halten. Eine große Rolle spielen bei den Joloffen die Sklaven des Königs, welche Soldaten und zugleich Steuererheber, in Wirklichkeit

oft nichts mehr als Raubritter, ins Joloffische übersetzt, sind. Es ist der Unterschied zwischen Feld- und Haussklave, letzterer Freund und Vertrauter, jener Last- und Arbeitstier, der auch hier sich wiederholt. Die Behandlung der Sklaven ist im allgemeinen am schlechtesten bei den höher stehenden (Fulbe, Mauren), am besten bei den niedrigern Völkern dieser Länder. Die Thätigkeit des Vaters vererbt sich in der Regel auf die Söhne, wodurch eine



Ein Joloffe (nach einer Gesichtsmaske im Jardin des plantes, Paris).

Kasteneinteilung entsteht, ohne daß dieselbe gerade scharf durch ein Gesetz bestimmt wäre. Streng erblich sind die einflußreichen, wiewohl verachteten Griots, d. h. Bänkelsänger, professionelle Schmeichler 2c. Ähnlich scharf abgesondert sind auch die Schmiede, welche gleichfalls eine Kaste für sich bilden, wiewohl die verschiedensten Elemente der Bevölkerung in ihr vertreten sind. Ob ein Schmied Maure oder Fulbe, Mandingo oder Joloffe sei, dem außer der Kaste Stehenden wird es nie einfallen, die Tochter eines solchen zu heiraten.



Umbutudi, von Negern und Fulbe bewohntes Dorf in Adamaua (nach Heinrich Barth).

Mancherorts ist der Schmied, wichtig als Instandhalter der Gewehre und sonstigen Waffen, Vertrauter des Häuptlinges, aber doch nur in derselben Art wie der Griot. Eine ebenso eigentümliche Stellung nehmen die Laobe ein, eine Art von Zigeunern, den Fulbe ähnelnd, die nomadisch, anscheinend sogar ohne alle politische Organisation, umherwandern und hauptsächlich Arbeiten aus hartem Holze verfertigen. Eine Kaste bilden auch die Djula, reisende Kaufleute, fälschlich für ein besonderes Volk gehalten, die überall freien Paß haben, was als ein Zeichen der Wichtigkeit, die man dem Handel beilegt, besonders hervorzuheben ist. Leider bereiten anderseits die einheimischen Handelsleute in kurzsichtiger Eifersucht vielfach den Europäern Schwierigkeiten und nicht am wenigsten in wichtigen Gebieten, wie im Niger-Delta, wo die sogenannten Braßhändler diese Rolle „mit Beschwörungen, Lügen, Geschenken an Rum, Waffen und Pulver" übernehmen.

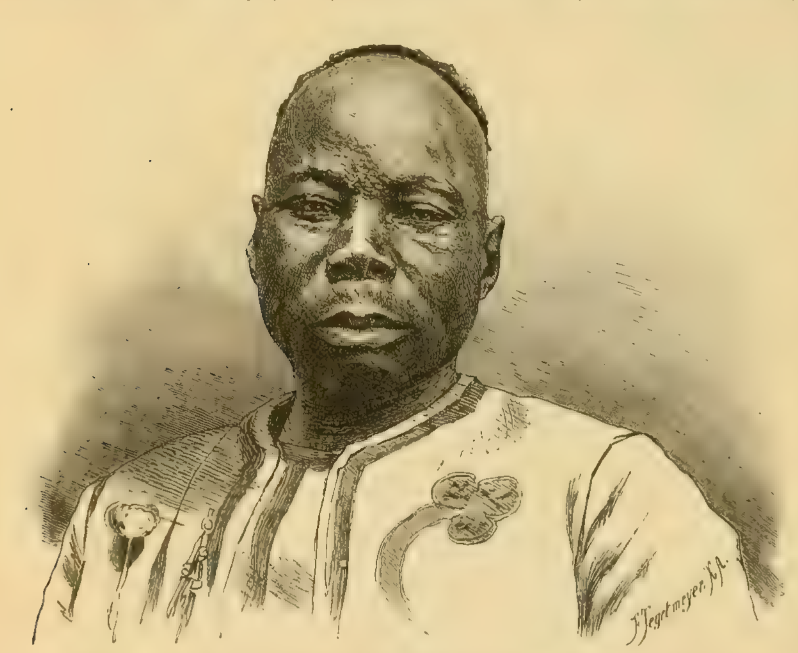


Ein Neger aus Beni-Meslem (nach Photographie aus der Sammlung von Dr. Pruner-Bei).

Die verschiedenen Stufen der Kulturentwickelung in diesen Ländern zeichnet Rohlfs mit folgenden Worten in seiner Gesamtschilderung des Landes zwischen Benue und Niger: „In intellektueller Beziehung sind die Haussavölker jedenfalls allen andern voraus, und ihre Sprache ist denn auch in dem Lande zwischen Benue und Niger die herrschende geworden. Die Nyfeleute sind zwar kunstfertiger in der Herstellung von Zeugen, Kleidungsstücken, Stickereien, ja selbst Glasarbeiten; man muß aber in Betracht ziehen, daß ihnen diese Fertigkeiten mittels der Yarribavölker von der Küste her zugebracht wurden, während das Haussavolk sich mehr aus sich selbst herausbildete. Von allen das ungebildetste Volk waren die Fulbe; jedoch mit guten Anlagen und eisernem Willen begabt, nahmen sie schnell alles von den ihnen unterworfenen Völkern an, und manchmal vervollkommten sie die ihnen bekannt gewordenen Künste. Da aber, wo sie bei ihrer Urbeschäftigung, der Viehzucht, blieben, sind die Fulbe noch heute, was sie vor Jahren waren, und selbst in dieser primitiven Beschäftigung stehen sie andern Völkern weit nach. Wenn die Fulbe z. B. auch Butter zu bereiten verstehen, so wissen sie doch nichts von der Käsebereitung."

Den Fulbe am nächsten als Eroberer und Reichegründer stehen die heute längst gestürzten und zertrümmerten Mandingo, die man als die eigentliche Kulturnation dieser Gebiete bezeichnet. Vor dem starken Hervortreten der Fulbe waren die Mandingo das große geschichtliche Volk Nordwestafrikas. Sie sind ein Negerstamm, dem eigne Sage und begründete Vermutung Ursitze im Innern zuweisen. Spätere Sitze scheinen sie an der West- und Nordwestseite von Futa Djallon eingenommen und von hier sich west- und nordwärts ausgebreitet zu haben. Die vorwaltende Farbe ist dunkelbraun, die Gesichtsbildung bald mehr,

bald weniger negerartig, aber niemals so sehr der kaukasischen genähert wie diejenige der Fulbe. Oft ist die Häufigkeit edlerer Züge, wenn auch mit vorwiegend rauhem, oft geradezu wildem Ausdrucke, besonders der Adlernasen, und überhaupt die Milderung der Negereigentümlichkeiten hervorgehoben worden. Man versteht diese Veredelung, wenn man aus der Geschichte dieses Stammes die frühe Bekehrung großer Teile desselben zum Islam und seine häufigen friedlichen und kriegerischen Beziehungen zu Arabern und Berbern ins Auge faßt. Arabische Nachrichten lassen uns glauben, daß schon im 12. Jahrhundert ein Teil dieses Volkes sich dem Islam zugewandt hatte und als erobernde Macht im Osten von Ghanata auftrat, wo er das große Reich von Melle im Anfange des 13. Jahrhunderts gründete, welches 100 Jahre später die Höhe seiner Macht erreicht hatte, als es Ghanata, Timbuktu und Sonrhay umfaßte. Man kennt nichts Genaues über seine Grenzen, darf aber annehmen, daß der Kern seiner Macht südlich von der Nigerbiegung gelegen habe, und vielleicht reichte es am Gambia bis zum Meere. Mandingo bilden wahrscheinlich den Grundstock der kapverdischen Bevölkerung. Im Beginne des 15. Jahrhunderts ging Timbuktu an die Tuareg verloren, aber noch in der Mitte desselben Jahrhunderts war dieses Reich Melle das größte und mächtigste in Westafrika, um freilich bald darauf durch das rasche Aufsteigen Sonrhays in den Hintergrund gedrängt zu werden. Auch in diesem spielten die Mandingo eine bedeutende, wenn auch keineswegs herrschende Rolle, nicht am wenigsten durch ihre fortschreitende Islamisierung, die heute so gut wie vollendet ist.



Ein Neger aus Beni-Meslem (nach Photographie aus der Sammlung von Dr. Pruner-Bei).

Man hat Grund, anzunehmen, daß in diesem Reiche eine kräftigere, erfolgreichere, vielleicht auch edlere Rasse (Melle bedeutet nach Barth „frei, edel") über eine unterworfene geherrscht habe, unter welcher wahrscheinlich die Serrakolet oder Soninke zu verstehen sind, die wohl zu einer Zeit, ähnlich wie später ihre Beherrscher, deren Name, in ähnlicher Form abgeändert, Malinke gesprochen wird, eine hervorragendere Stellung in diesen Gegenden einnahmen. Die Traditionen der Bambarra erzählen, wie sie, von einem Punkte östlich von Segu beständig nach Westen vordringend, überall Serrakolet im Besitze der Herrschaft fanden, und Faidherbe glaubt in ihnen ein seit Jahrtausenden vor den von Norden vordringenden Berbern gegen Süden zurückweichendes Volk zu sehen. Ja, es ist sogar die Hypothese aufgestellt worden, daß sie in derselben Weise die Urbewohner der Hochländer des Westsudan

darstellten, wie in den Joloffen und Genossen diejenigen der Tiefländer gesehen werden. Körperliche Unterschiede zwischen beiden sind nicht bestimmt nachzuweisen, ebensowenig wie zwischen jenen eigentlichen Mandingo und den vielfach im Gegensatze zu ihnen stehenden Bambarra (die sich selbst Bamana nennen), deren Unterschied nur in einer frühern oder spätern Bekehrung zum Islam und in geringen dialektischen Sprachabweichungen liegt. Nach Caillié wären die Bambarra höchstens noch gemischter als die Mandingo. Heute trägt die Expansion der Mandingo einen friedlichern Charakter, denn zusammen mit den Serrakolet sind sie die Hauptvermittler des Handels im Nordwestsudan. Von Timbuktu bis Sierra Leone, Groß-Bassam und an den Golf von Benin gehen ihre Karawanen, während die Serrakolet mehr dem kleinen Handel obliegen. Auch sind sie nach Ablegung ihres kriegerischen und damit zusammenhängend räuberischen Charakters mit die besten Ackerbauer ihrer Gebiete geworden.


Ein Neger aus Romialis (nach Photographie aus der Sammlung von Dr. Bruner-Bei).

Die Soninke, welche wir eben erwähnten, sind schon durch ihre eigentümliche Verbreitung in wenig zahlreichen, aber selbständigen, ja nicht selten über ihren Nachbarn sich haltenden Gruppen von 100 bis 300 Personen merkwürdig, die in verschiedenen Ländern des Westsudan leben. Von Bakel und Medina kann man sie nordöstlich bis Bakuna, östlich bis Fadugu und Segu, südlich bis zum Kasamanka und Gambia verfolgen. Bérenger schildert sie als heller, kleiner und schlanker wie die Mandingo, Joloffen oder Bambarra. Dieses Volk widmet sich mit Vorliebe dem Ackerbaue, ist von weichem, nachgiebigem Charakter, so daß es sich den Sitten des Volkes anbequemt, in dessen Mitte es in der Minderheit lebt. So sind denn auch ihre politischen Formen verschieden, je nachdem ihre Nachbarn sie bestimmen. In Segu, Massena, Kaarta sind sie den Fulbe, Mandingo, Bambarra &c. unterthan, am Gambia ist jedes ihrer Dörfer unabhängig unter einem Häuptlinge, in Kasso bilden sie eine Art republikanischen Staatenbundes, in Guadiaga regiert sie ein erblicher Fürst.

Aus Mischung von Joloffen, Mandingo und Fulbe hervorgegangen, verdienen die Tukulör nicht nur wegen ihrer politisch einflußreichen Stellung, sondern auch als Beispiel der Wirkungen einer Rassenvermischung, wie sie wohl den Herrschervölkern dieses Gebietes einst allgemein zu Grunde gelegen hat, unsre volle Beachtung. Im Lande Futa-Toro am Senegal ging aus der Mischung der nomadischen Fulbe, die nach Faidherbes

Ausdrucke unvermischt die zur Gründung großer politischer Genossenschaften nötigen Gaben nicht zu besitzen schienen, mit den ansässigen Negern, die von jenen besiegt worden, das neue Volk hervor, eine Bastardrasse von praktischerm Sinne, Disziplin, größerer Muskelkraft und Liebe zum Ackerbaue. Es fehlte nur noch der Anstoß zu großer auswärtiger Bethätigung, den zwei Jahrhunderte später der Energie und Fanatismus einflößende Islam erteilte, um sie zu den Gründern großer Reiche zu machen, die sie seitdem geworden. Es erwuchs die Theokratie der Torodo aus ihnen, welche im 18. Jahrhundert ihre Herrschaft über das Senegalbecken ausdehnte und aus ihrer Mitte den Gründer des großen Fulbereiches zwischen Niger und Tsadsee, den berühmten Othman Dar-Fodie, hervorgehen ließ, ebenso wie die kriegerischen Sendboten, welche die Reiche von Haussa, Massina und Futa Djallon gründeten. Noch in den fünfziger Jahren ging von hier im Gefolge eines von dem Torodo-Marabu El Hadschi Omar gepredigten heiligen Krieges die Gründung des die ältern Bambarrareiche von Segu und Kaarta in sich fassenden westlichen Fulbereiches aus. Wie blutig es dabei herging, lehren uns die Berichte von Mage und Quintin, die 1861 bei einem Aufstande in Segu 3500 Bambarra töten und 3000 Bambarraweiber in die Sklaverei gehen sahen. Man hat in den Soninke oder Serrakolet „schwarze Tukulör“ sehen wollen, so wie man die eben geschilderten Torodo als „rote Tukulör“ bezeichnet hat; aber wohl mit Recht hat man eingewandt, daß eine Mischrasse nicht den einheitlichen Typus aufweisen würde, der den Soninke eigen ist.



Ein Neger aus Nomialis (nach Photographie aus der Sammlung von Dr. Pruner-Bei).

Am Westrande Afrikas, nach Süden gehend, begegnet man den ersten Schwarzen in den Joloffen (Dscholoffen, Woloffen) südlich vom Senegal. Vor etwa 100 Jahren saßen sie noch auf dem rechten Ufer dieses Flusses, und ihren Überlieferungen nach dehnten sie sich einst noch weiter aus. Ihre einstige Nordgrenze glaubt Faidherbe in einem Nebenflusse des Draa in jener „roten Ebene“ zu finden, von welcher Ptolemäos als die Berber und Äthiopier trennend spricht. Danach würden die Schwarzen einst über Kap Bojador hinausgereicht haben. Sie sind vor allem die ständigen Bewohner in den schon früh von Europäern besetzten Ländern Walo und Kayor, wo heute auch die Zentren der französischen Kolonisation dieses Gebietes, Gorée und St. Louis, sich finden. Sie sind, wenn auch von außen hereingekommen, jedenfalls seit der kurzen Zeit, daß sie in historisches Licht

getreten sind, die ältesten Bewohner dieser Gegenden. Schon 1446 trafen die Portugiesen mit ihnen hier zusammen. Auch ihre verhältnismäßig festen Grenzen deuten darauf hin: der Atlantische Ozean im Westen, die Saharavölker im Norden, die Völker des Gambiagebietes (Mandingo, Sererer und andre) im Süden, die Torodo im Osten. Daß die Sprache von Bambuk Joloffenwörter enthält, weist auf einstige weiter nach Westen reichende Ausbreitung. Ebenso soll ehedem das Land Futa den Joloffen unterworfen gewesen sein. Auch die Sagen, die sie selbst über ihre Vergangenheit erzählen, machen es glaublich, daß sie mindestens länger hier sitzen, als ihr eignes Gedenken reicht. Sie sagen, daß ihr heutiges Gebiet vorzeiten mit Nachbargebieten zusammen ein Land unabhängiger Stämme gebildet habe, d. h. daß jedes Dorf für sich gestanden und kein Häuptling im Lande geherrscht habe. Da sei einst bei einem Streite zwischen verschiedenen Dörfern über einen Haufen Holz, den alle zu haben wünschten, oder, wie andre sagen, über die Fische eines Fischzuges ein Greis aus dem Flusse gestiegen und habe das Streitobjekt so gerecht verteilt, daß jeder Zwist beendigt gewesen sei. Der Greis verschwand aber sogleich wieder zum Leidwesen der Neger, die gern noch weiter von seiner Weisheit Gewinn gezogen haben würden, und es gelang jenen nur durch Täuschung, indem sie einen Streit fingierten, seiner habhaft zu werden. Sie wußten ihn, indem der Neger bald über das Gespenst den Sieg davontrug, durch Weiber, Tabak und warmen Kuskus zu fesseln, er blieb bei ihnen, setzte seine Solonische oder Salomonische Laufbahn fort, indem er zunächst die Weiber lehrte, die Töpfe mit Kuskus, statt wie bisher auf zwei, auf drei Thonkugeln übers Feuer zu stellen, heiratete einige Töchter des Volkes und wurde so als Bei Sam-Sam (Vater Samsam) dessen erster Häuptling. Ihm folgte ein Sohn, Mam Pate, der das Reich ausdehnte und durch Einsetzung kleinerer Häuptlinge über die einzelnen Teile Walo, Kayor, Sina rc. befestigte. Diesem folgte aber ein dritter, ein Burbadjoloff (Joloffenkaiser), der das Reich zu Falle brachte, indem er durch Hochmut und Tyrannei sich die Häuptlinge entfremdete. Bérenger-Féraud, der uns diese Legende überliefert, nennt sie treffend eine Fabel der wirklichen Politik: der alte Sam-Sam, den die Überlieferung in wunderbarer Weise dem Wasser entsteigen läßt, ist ein Ehrgeiziger, der sich durch Heiligkeit, Gerechtigkeit und Weisheit Einfluß verschafft und eine Anzahl von Dörfern dazu bringt, ihn freiwillig als Häuptling aufzunehmen. Sein Sohn breitet die Herrschaft aus und befestigt sie. In den folgenden Generationen beginnen aber der Hochmut, die Tyrannei und die Unmäßigkeit des Negers ihre Zersetzungsarbeit an diesem politischen Baue, die gedrückten Häuptlinge benutzen



Ein Koto-Neger vom Niger (nach Photographie im Besitze des Herrn Dr. G. Rohlfs).

die Zeit, in welcher ein Schwächerer über sie herrscht und ein gleicher Gedanke sie einig macht, und machen sich frei, d. h. das alte Chaos, der politische Sumpf, aus welchem Sam-Sam hervorgestiegen, verschlingt die junge staatliche Ordnung.

Die Haussa, die in ihrem Äußern nach Barth nur durch Haare und Haut negerähnlich sind, im übrigen aber selbst vor den Kanuri durch regelmäßige Züge und angenehme Formen sich auszeichnen, sind kein so geschichtliches Volk wie die reichegründenden Mandingo oder Fulbe; aber ihre Vergangenheit ist wahrscheinlich eine nicht minder reiche und große, wenn auch die hinter der Mitte des 16. Jahrhunderts zurückliegende Zeit dunkel ist und nur die Ausbreitung der Haussasprache vermuten läßt, wie weit diese Stämme einst ihre Macht erstreckten. In der Oasenlandschaft Air oder Asben ist noch heute das Haussa die herrschende Sprache, wiewohl dieses Gebiet von Tuareg beherrscht ist, soweit die Geschichte reicht; von hier nach Süden sich erstreckend, herrscht die Haussasprache als Sprache des Volkes in den sieben sogenannten echten Haussastaaten zwischen Niger und Tsadsee (Kano, Katsena, Daura und andern) und als Sprache der Herrschenden in den sieben unechten Haussastaaten (Yoruba, Korórofa, Yauri und andern), aber als Handelssprache wird sie auch auf der Westseite des Niger, sogar am untern Niger bis Badagry hin und anderseits am Südrande des Tsadsees gebraucht. Auch tragen die Haussa den Stempel der ältern Kultur in ihrem Fleiße, ihrer Anstelligkeit und Zuverlässigkeit. Sie sind die tüchtigsten Viehzüchter im ganzen Nigerlande. Für die Engländer an der Westküste sind sie das, was die Makaraka für die Ägypter im obern Nillande sind. England besoldet seit den vortrefflichen Erfahrungen, die es mit den Haussa im Aschantikriege gemacht hat, eine Haussa-Polizeitruppe in seinen westafrikanischen Kolonien. Offiziere derselben sind mehrfach mit Erfolg in Europa ausgebildet worden, und die Internationale Gesellschaft am Kongo rekrutierte die zuverlässigsten Elemente ihrer Streitmacht aus ihnen.

Register.

Die in Parenthesen stehenden Ziffern verweisen auf die Einleitung. — Die Personennamen der Reisenden und Forscher sind am Schlusse des Verzeichnisses alphabetisch aufgeführt.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.
(Holzfreies Papier.)

Klassiker.

☞ *Alle Bände in **elegantem Leinwand-Einband**; für **feinsten Liebhaber-Saffianband** sind die Preise um die Hälfte höher.*

Deutsch.

(Textrevision von H. Kurz, F. Bornmüller und Dr. E. Elster.)

	Geb. M.	Pf.
Goethe (mit allen abweichenden Lesarten), 12 Bde.	30	—
Schiller, 6 Bände	15	—
— 8 Bände (vollständigste Ausgabe)	20	—
Lessing, 5 Bände	12	—
Herder (mit allen abweichenden Lesarten), 4 Bde.	10	—
Wieland, 3 Bände	6	—
H. v. Kleist, 2 Bände	4	—
Chamisso, 2 Bände	4	—
E. T. A. Hoffmann, 2 Bände	4	—
Lenau, 2 Bände	4	—
Heine (mit allen abweichenden Lesarten), 7 Bde.	16	—

Englisch.

	M.	Pf.
Altenglisches Theater, von *Robert Prölß*, 2 Bände	4	50
Burns, Lieder und Balladen, von *K. Bartsch*	1	50
Byron, Ausgewählte Werke, *Strodtmann*sche Ausgabe, 4 Bände	8	—
Chaucer, Canterbury-Geschichten, von *W. Hertzberg*	2	50
Defoe, Robinson Crusoe, von *K. Altmüller*	1	50
Goldsmith, Der Landprediger, von *K. Eitner*	1	25
Milton, Das verlorne Paradies, von *Demselben*	1	50
Scott, Das Fräulein vom See, von *H. Viehoff*	1	—
Shakespeare, *Dingelstedt*sche Ausg. mit Biogr. von *R. Genée*, 9 Bde.	18	—
Leben und Werke, von *R. Genée*	4	—
Shelley, Ausgew. Dichtungen, v. *Ad. Strodtmann*	1	50
Sterne, Die empfindsame Reise, von *K. Eitner*	1	25
— Tristram Shandy, von *F. A. Gelbcke*	2	—
Tennyson, Gedichte, von *Ad. Strodtmann*	1	25
Amerikanische Anthologie, von *Ad. Strodtmann*	2	—

Französisch.

	M.	Pf.
Beaumarchais, Figaros Hochzeit, von *Fr. Dingelstedt*	1	—
Chateaubriand, Erzählungen, von *M. v. Andechs*	1	25
La Bruyère, Die Charaktere, von *K. Eitner*	1	75
Lesage, Der hinkende Teufel, von *L. Schücking*	1	25
Mérimée, Ausgewählte Novellen, von *Ad. Laun*	1	25
Molière, Charakter-Komödien, von *Demselben*	1	75
Rabelais, Gargantua, von *F. A. Gelbcke*, 2 Bände	5	—
Racine, Tragödien, von *Ad. Laun*	1	50
Rousseau, Bekenntnisse, von *L. Schücking*, 2 Bde.	3	50
— Briefe, von *Wiegand*	1	—
Saint-Pierre, Paul und Virginie, von *K. Eitner*	1	—
Sand, Ländliche Erzählungen, von *Aug. Cornelius*	1	25
Staël, Corinna, von *M. Bock*	5	—
Töpffer, Rosa und Gertrud, von *K. Eitner*	1	25

Italienisch.

	Geb. M.	Pf.
Ariost, Der rasende Roland, von *J. D. Gries*, 2 Bde.	4	—
Dante, Göttliche Komödie, von *K. Eitner*	2	—
Leopardi, Gedichte, von *R. Hamerling*	1	—
Manzoni, Die Verlobten, von *E. Schröder*, 2 Bde.	3	50

Spanisch und Portugiesisch.

	M.	Pf.
Camoëns, Die Lusiaden, von *K. Eitner*	1	25
Cervantes, Don Quichotte, von *Edm. Zoller*, 2 Bde.	4	—
Cid, Romanzen, von *K. Eitner*	1	25
Spanisches Theater, von *Rapp* und *Kurz*, 3 Bde.	6	50

Skandinavisch und Russisch.

	M.	Pf.
Björnson, Bauern-Novellen, von *E. Lobedanz*	1	25
— Dramatische Werke, von *Demselben*	2	—
Holberg, Komödien, von *R. Prutz*, 2 Bände	4	—
Puschkin, Dichtungen, von *F. Löwe*	1	—
Tegnér, Frithjofs-Sage, von *H. Viehoff*	1	—

Orientalisch.

	M.	Pf.
Kalidasa, Sakuntala, von *E. Meier*	1	—
Morgenländische Anthologie, von *Demselben*	1	25

Altertum.

	M.	Pf.
Äschylos, Dramen, von *A. Oldenberg*	1	—
Anthologie griechischer und römischer Lyriker, von Jakob Mähly, 2 Teile in 1 Band geb.	2	—
Euripides, Ausgewählte Dramen, von *J. Mähly*	1	50
Homer, Odyssee, von *F. Ehrenthal*	1	50
— Ilias, von *Demselben*	2	50
Sophokles, Dramen, von *H. Viehoff*	2	50

	M.	Pf.
Geschichte der neuern Litteratur, von Prof. Dr. *Ad. Stern*. Zweiter Abdruck. Sieben Bände	15	—
Geschichte der antiken Litteratur, von *Jakob Mähly*, 2 Teile in 1 Band gebunden	3	50
Schillers Leben und Dichten, von *C. Hepp*. Mit 2 Faksimiles und 51 Abbildungen. Gebunden	5	—

Wörterbücher.

	M.	Pf.
Dudens Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache, *dritte Auflage*. Gebunden	1	60

Meyers Sprachführer,	M.	Pf.
Englisch — Französisch — Italienisch, geb. à	2	50
Arabisch — Türkisch à	6	—
Spanisch — Russisch à	3	—

Lichtenberg, Bemerkungen vermischten Inhalts. 665–668.
Luther, Tischreden. I. 400.
— Tischreden. II. 715.
— Tischreden. III. 716.
— Tischreden. IV. 751–753.
Maistre, Der Aussätzige von Aosta. 724.
Matthisson, Gedichte. 484.
Meinhold, Die Bernsteinhexe. 592 594.
Mendelssohn, Phädon. 528. 529.
Mérimée, Colomba. 93. 94.
— Kleine Novellen. 136.
Milton, Das verlorne Paradies. 121–124.
Molière, Die gelehrten Frauen. 109.
— Der Misanthrop. 165.
— Der Tartüff. 8.
Möser, Patriot. Phantasien. 422–424.
Müllner, Die Schuld. 595. 596.
Münchhausens Reisen und Abenteuer. 300. 301.
Musäus, Legenden von Rübezahl. 72.
— Volksmärchen. I. 225. 226.
— Volksmärchen. II. 227. 228.
— Volksmärchen. III. 229. 230.
— Volksmärchen. IV. 621. 622.
Nathusius, Aus dem Tagebuch eines armen Fräuleins. 794. 795.
Neugriechische Gedichte. 619.
Novalis, Heinrich von Ofterdingen. 497. 498.
Oehlenschläger, Correggio. 469. 470.
Pestalozzi, Lienhard und Gertrud. 315–320
Petöfi, Gedichte. 645–647.
Platen, Die Abbassiden. 630. 631.
— Gedichte. 269. 270.
Puschkin, Boris Godunof. 293.
Racine, Athalia. 172.
— Britannicus. 409.
— Phädra. 440.
Raimund, Der Bauer als Millionär. 436.
— Der Verschwender. 437. 438.
Raupach, Der Müller u. sein Kind. 435.
Römische Lyriker, Ausgewählte Gedichte. 578. 579.
Russische Novellen. 653.
Saint-Pierre, Paul u. Virginie. 51. 52.
Sallet, Laien-Evangelium. 487–490.
— Schön Irla. 511.
Sand, Franz der Champi. 97. 98.
— Der Teufelssumpf. 47.
Saphir, Album geselliger Thorheiten. 720.
— Genrebilder. 717.
— Humoristische Vorlesungen. 718. 719.
Schenkendorf, Gedichte. 336. 337.
Schiller, Die Braut v. Messina. 184.185.
— Don Karlos. 44. 45.
— Erzählungen. 91.
— Fiesko. 55. 56.
— Ausgewählte Gedichte. 169. 170.
— Der Geisterseher. 21. 22.
— Die Jungfrau von Orleans. 151. 152.
Schiller, Kabale und Liebe. 64. 65.
— Maria Stuart. 127. 128.
— Der Neffe als Onkel. 456.
— Die Räuber. 17. 18.
— Turandot. 612. 613.
— Über naive und sentimentalische Dichtung. 346. 347
— Über Anmut und Würde. 99.
— Wallenstein I. 75. 76.
— Wallenstein II. 77. 78.
— Wilhelm Tell. 4. 5.
Schlegel, Englisches und spanisches Theater. 356–358.
— Griechisches und römisches Theater. 353–355.
Schleiermacher, Monologe. 468.
Schubart, Leben und Gesinnungen. 491–493.
Schulze, Die bezauberte Rose. 772.
Schwab, Aneas. 741. 742.
— Die Argonauten-Sage. 693.
— Doktor Faustus. 405.
— Bellerophontes. — Theseus. — Ödipus. — Die Sieben gegen Theben. — Die Epigonen. — Alkmäon. 696. 697.
— Fortunat und seine Söhne. 401. 402
— Griseldis. – Robert der Teufel. – Die Schildbürger. 447. 448.
— Herkules und die Herakliden. 694. 695.
— Die vier Heymonskinder. 403.404.
— Hirlanda. – Genovefa. – Das Schloß in der Höhle Xa Xa. 449. 450.
— Die schöne Melusina. 284.
— Kaiser Octavianus. 406. 407.
— Odysseus. 738–740.
— Kleine Sagen des Altertums. 309.
— Die Sagen Trojas. 732–736.
— Der gehörnte Siegfried. – Die schöne Magelone. – Der arme Heinrich. 445. 446.
— Die letzten Tantaliden. 737.
Scott, Das Fräulein vom See. 330. 331.
Seume, Mein Leben. 359. 360.
— Mein Sommer. 499. 500.
Shakespeare, Antonius u. Kleopatra. 222. 223.
— Coriolan. 374. 375.
— Cymbelin. 556. 557.
— Ende gut, Alles gut. 562. 563.
— Hamlet. 9. 10.
— Julius Cäsar. 79.
— Der Kaufmann von Venedig. 50.
— König Heinrich IV. 1. Teil. 326. 327.
— König Heinrich IV. 2. Teil. 328. 329.
— König Heinrich VIII. 419. 420.
— König Lear. 149. 150.
— König Richard III. 125. 126.
— Macbeth. 158.
— Othello. 58. 59.
— Romeo und Julie. 40. 41.
— Ein Sommernachtstraum. 218.
Shakespeare, Der Sturm. 421.
— Verlorne Liebesmüh'. 518. 519.
— Viel Lärm um Nichts. 345.
— Was ihr wollt. 558 559.
— Die lustigen Weiber von Windsor. 177.
— Wie es euch gefällt. 560. 561.
— Wintermärchen. 220. 221.
— Die Zähmung der Keiferin. 219.
Shelley, Die Cenci. 522. 523.
— Königin Mab. 582.
— Lyrische Gedichte. – Alastor. 581.
Smith, Nachgelassene Denkwürdigkeiten. 603.
Sophokles, Antigone. 11.
— Der rasende Ajas. 580.
— Elektra. 324.
— König Ödipus. 114.
— Ödipus auf Kolonos. 292.
— Philoktetes. 397.
— Die Trachinierinnen. 444.
Sterne, Empfindsame Reise. 167. 168.
Stieglitz, Bilder des Orients. 585–591.
Tasso, Das befreite Jerusalem. 681–690.
Tegnér, Frithjofs-Sage. 174. 175.
Tennyson, Ausgewählte Dichtungen. 371–373.
Tieck, Der Alte vom Berge. 290. 291.
— Der Aufruhr in den Cevennen. 661–664.
— Die Gemälde. 289.
— Des Lebens Überfluß. 692.
— Shakespeare-Novellen. 332. 333.
Töpffer, Rosa und Gertrud. 238–240.
Törring, Agnes Bernauer. 393.
Varnhagen von Ense, Blücher. 705–709.
— Fürst Leopold von Dessau. 798–800.
Vega, Lope de, Kolumbus. 335.
Viehoff, Blütenstrauß französischer u. englischer Poesie. 597.
Voltaire, Philosophische Aufsätze. 648. 649.
Von-Wisin, Der Landjunker. 698. 699.
Voß, Luise. 271.
Waldau, Aus der Junkerwelt. 376–380.
Werner, Martin Luther. 722. 723.
Wieland, Clelia u. Sinibald. 457. 458.
— Gandalin. 182. 183.
— Musarion. – Geron der Adelige. 166.
— Oberon. 66–68.
— Pervonte oder die Wünsche. 459.
— Schach Lolo etc. 598.
— Das Wintermärchen. – Das Sommermärchen. 532.
Zachariä, Der Renommist. 173.
Zschokke, Abenteuer einer Neujahrsnacht. – Das blaue Wunder. 181.
— Der Feldweibel. – Die Walpurgisnacht. – Das Bein. 366. 367.
— Das Goldmacherdorf. 701. 702.
— Kleine Ursachen etc. 363. 364.
— Kriegerische Abenteuer eines Friedfertigen. 365.
— Der tote Gast. 361. 362.

Die Sammlung wird in rascher Folge fortgesetzt. Bei Bestellungen genügt Angabe der den Titeln beigedruckten Nummern. Neue Verzeichnisse gratis durch jede Buchhandlung.

Meyers Reisebücher.

	M.	Pf.
Süd-Frankreich, 3. Auflage, geb.	6	—
Paris und Nord-Frankreich, 3. Auflage, geb.	6	—
Ägypten, Palästina und Syrien, 2. Auflage, geb.	12	—
Türkei und Griechenland, die unteren Donauländer und Kleinasien, 2. Auflage, geb.	14	—
Ober-Italien, 4. Auflage, geb.	10	—
Rom und die Campagna, 3. Auflage, geb.	10	—
Mittel-Italien, 4. Auflage, geb.	8	—
Unter-Italien und Sizilien, 3. Auflage, geb.	10	—
Italien in 60 Tagen, 4. Auflage, geb.	9	—
Norwegen, Schweden und Dänemark, 5. Aufl., geb.	6	—
Schweiz, 12. Auflage, geb.	5	—
Süd-Deutschland, 5. Auflage, geb.	5	—

	M.	Pf.
Deutsche Alpen. I. Teil: West- und Süd-Tirol. 3. Auflage, geb.	3	50
— II. Teil: Mittel-Tirol. 2. Auflage, geb.	3	50
— III. Teil: Ostalpen. 2. Auflage, geb.	3	50
Rheinlande, 6. Auflage, geb.	4	—
Thüringen, 10. Auflage, kart.	2	—
Harz, 10. Auflage, kart.	2	—
Riesengebirge, 7. Auflage, kart.	2	—
Schwarzwald, 5. Auflage, kart.	2	—
Dresden und die Sächsische Schweiz, kart.	2	—
Eine Weltreise, von Dr. *Hans Meyer.* Mit 100 Illustrationen. Gebunden	6	—

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

